ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 6E26 M

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Deutsch-evangelische Blätter

Zeitschrift für den gesammten Bereich des deutschen Protestantismus

begründet von D. W. Beyschlag und D. A. Wolters

in Verbindung mit

Dr. Bierling, Prof. der Rechte in Greifswald; D. Dorner, Oberconsistorialrath und Prof. der Theologie in Berlin; Geh. Reg.-R. Dr. Dümmler, Vorsitzender der Centraldirection für die Monum. germ. in Berlin; Prof. D. Förster, Superintendent und Oberpfarrer in Halle; D. Herbst, Prof. der Pädagogik in Halle; Dr. Hertzberg, Professor der Geschichte in Halle; D. Kleinert, Oberconsistorialrath und Professor der Theologie in Berlin; D. Köstlin, Oberconsistorialrath und Prof. der Theologie in Halle; Consistorialrath D. Krummacher in Stettin; D. Nasemann, Director des Stadtgymnasiums in Halle; Dr. Nasse, Professor der Nationalökonomie in Bonn; D. Nieden, General-Superintendent der Rheinprovinz; v. Rauchhaupt, Landrath des Kreises Delitzsch; Geh. Ober-Reg.-Rath D. Schrader, Universitäts-curator in Halle; D. H. Schulz, Professor der Theologie in Göttingen; Pastor D. Thikötter in Bremen; D. Weiß, Professor der Theologie in Tübingen; Graf York v. Wartenburg, Mitglied des Herrenhauses,

und herausgegeben von

D. Willibald Beyschlag,

Professor der Theologie in Halle.

Dreiundzwanzigster Jahrgang.

1898.

Halle a. S.
Verlag von Eugen Strien.
1898.

A
CP 33.10 (23)

Period 516
v 23
1898
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Inhalt des dreiundzwanzigsten Jahrgangs.

I. Allgemeine Fragen der Gegenwart.

Hering, Die Behandlung der Duellangelegenheit auf der Generalsynode: II, 137—140.
Pahncke, Ueber die Gefahren und die Pflege des individuellen Christenthums in der Gegenwart: III, 151—167.
Hermes, Das Welträthsel und die Naturwissenschaften: IV, 219—236.
Beyschlag, Gardasee (Gedicht, 18. März 1898): IV, 277—278.
Hering, Referat über die Duellfrage: V, 314—324.
Beyschlag, Die gegenwärtige deutsch-preußische Kirchenpolitik und der Evangelische Bund: VI, 371—380.
Rausch, Der Beruf. Ansprache an die Abiturienten bei der Entlassungsfeier: VII, 472—476.
Borée, Religion und Sittlichkeit: VIII, 537—558.
Pfannkuche, Der Zweckbegriff bei Kant und Ed. von Hartmann und seine Bedeutung für die Theologie: IX, 596—612.
Hering, Sittlichkeit und Religion: X, 643—660.
Sodeur, Die kirchenpolitischen Briefe in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung: XI, 715—733.

II. Zur Cultur- und Kirchengeschichte.

Trede, Dark Italy: I, 54—56.
Ströle, Arnold von Brescia: I, 42—48; II, 81—104; III, 168—187; IV, 237—251.
Bacmeister, »Divinus Lutherus«: II, 130—136.
Jahr, Ein modernes biblisches Drama (sammt Nachschrift des Herausgebers): III, 201—210.
Koch, Die „Jugend". Eine Studie moderner Litteratur: IV, 252—270.
Benkert, Aus der Kirchen- und Leidensgeschichte der Stadt Soest: IV, 271—276.
Beyschlag, Zum Gedenktage Savonarolas: V, 291—297.
Reinthaler, Ludwig Uhland: V, 298—313.
Jacoby, Johann Friedrich Oberlin: VI, 381—400.
Billeb, Nochmals die Thontafeln des Tell-el-Amarna und die Bücher Josua und Richter: VI, 408—424.
Trede, Der Papst und die Madonna: VII, 435—453.
Lachenmann, Die Dissidenz in den Waldenserthälern: VII, 454—471.
Ebner, Philipp Spieß: VII, 477—482.
Wurm, Das Konstanzer Concil in der Darstellung eines Augenzeugen: VIII, 503—516.
Reinthaler, Johannes Hus. Ein Beitrag zu seiner Charakteristik: VIII, 517—536.

Paul, Religiöse Bekenntnisse des verstorbenen Generals August von Goeben: VIII, 558—562.
Hasenclever, Jacqueline Pascal; IX, 575—595.
Koch, Eduard von Gebhard. Ein deutsch-protestantischer Maler: IX, 613—624.
Hermens, Die Schloßkirche von Weißenfels: IX, 625—630.
Schott, Kloster Hirschau: X, 675—688.
Kunze, Luther in Eisenach vor 400 Jahren: X, 689—695.
Zart, Die Naturbetrachtung im Alten Testament: XII, 838—842.

III. Praktisch-Theologisches, Pädagogisches und Kirchenrechtliches.

Schmid, Die Rechtslage der evangelischen Kirche in Deutschland: I, 1—41.
Felgenträger, Das Gesetz über das Diensteinkommen der Geistlichen in der altpreußischen evangelischen Landeskirche: II, 105—120.
Weber, Die Kirchengeschichte und die amtliche Kirche: II, 121—129.
Kuttner, Das Verhältniß des evang. Religionsunterrichts zu dem sonstigen Unterricht an höheren Lehranstalten: V, 325—344.
Brausewetter, Wie hat der Geistliche das Decorum in und außer dem Amte zu wahren?: V, 345—361; VI, 401—407.
Weber, Noch einmal die Kirchengeschichte und die amtliche Kirche: VII, 483—486.
Clasen, Die Aufgabe des Confirmandenunterrichts: X, 661—674.
Clasen, Die zweckmäßige Art des Confirmandenunterrichts: XI, 734—748.
Jüngst, Die Belebung unserer Gemeinden: XII, 822—837.

IV. Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart.

Aus dem Kreise Schwiebus: I, 49—53.
Beyschlag, Die vierte ordentliche Generalsynode der altpreußischen Landeskirche: I, 57—80.
Krone, Ein denkwürdiger geistlicher Brief: II, 140—145.
Burger, Evangelische Regungen in der römisch-katholischen Kirche Frankreichs: III, 188—200.
K., Post festum. Kritische Gedanken zum Gustav-Adolfs-Fest in Ulm: X, 695—701.
Ehemann, Nonnenleben in den Klöstern der englischen Hochkirche: XI, 749—762.
Obricht, Zur ultramontanen Parität in Rheinpreußen: XI, 763—768.
Bach, Die VII. ordentliche Landessynode im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach: XI, 769—773.
Beyschlag, Trinkspruch auf Magdeburg vom 5. October 1898: XI, 781—784.
Nippold, Aus dem inneren Leben der englischen Kirche: XII, 787—821.
Lamparter, Ein Blick hinter die Mauern eines Beuroner Klosters: XII, 843—847.
Beyschlag, Der Fall Hoensbroech: XII, 848—853.
Beyschlag, Kirchliche Chronik am Schluß des Februar- bis Decemberheftes.

Die Rechtslage der evangelischen Kirche in Deutschland.

Daß vorstehendes Thema aus der Zeitlage geboren ist, wird eines Nachweises nicht erst bedürfen. Es scheint zwar neben den in breiter Lagerung aufgeschichteten Stoffen social-politischen und social-ökonomischen Inhalts einen Anspruch auf Beachtung in weiteren Kreisen kaum erheben zu können. Theils die Abkehr großer Massen des Volkes von allem Interesse für kirchliche Fragen, theils eine geheime Scheu der hier maßgebenden Kreise vor einer tieferen Erregung der Geister, zumal seitdem die Staatsgewalt in dem preußischen „Culturkampf" so üble Erfahrungen gemacht hat, bringt die gemeinsame Wirkung hervor, daß die Lösung kirchenrechtlicher Fragen in großem Stil anscheinend auf lange Zeit vertagt ist. Die Kirchenpolitik der Gegenwart, soweit sie vom Staat gemacht wird, lebt, wenn der Anschein nicht trügt, von Fall zu Fall. Allein mit der Politik des Hinausschiebens ist die Nothwendigkeit dieser Lösung nicht aus der Welt geschafft, und der Lauf der Dinge scheint darauf hinzuführen, daß sich das Bedürfniß der Ordnung der kirchenrechtlichen Angelegenheiten, nachdem es Jahrzehnte lang nur als kaum merkliche Unterströmung vorhanden gewesen, wieder stärker hervordrängt.

Und zwar sind es nicht nur geistige Bewegungen innerkirchlichen Lebens, deren Pulsschlag jetzt voller geht als vor Jahrzehnten, sondern es treten auch kirchliche Fragen interconfessionellen Inhalts mit einem Nachdruck auf den Plan, der es nicht mehr gestattet, über sie „zur Tagesordnung überzugehen." In diesen beiden Linien verläuft die auf die rechtliche Ausgestaltung des kirchlichen Lebens gerichtete Bewegung; die eine, die wir die innerkirchliche nennen wollen, läßt sich verfolgen in der Bearbeitung der Fragen des kirchlichen Verfassungslebens, wie sie jetzt in den einzelnen Landeskirchen practisch und litterarisch in die Hand genommen wird;[1] die andere aber — ich möchte sie die zwischenkirchliche heißen — führt uns in

1) Es sei hier an die neueste Arbeit von Dr. jur. et Lic. theol. Rieker: „Die rechtliche Stellung der evangelischen Kirche Deutschlands" erinnert.

den Gegensatz zwischen der evangelischen und katholischen Kirche, wie er in unsern Tagen mit einer seit geraumer Zeit nicht mehr dagewesenen Schärfe sich fühlbar macht.

Welche von den beiden Bewegungen die andere an Bedeutung übertreffe, ist schwer zu sagen, ist auch nicht nöthig zu sagen, da die befriedigende Lösung der einen wie der andern gleich sehr im Interesse unserer evangelischen Kirche liegt. Daß aber die allgemeine Aufmerksamkeit in steigendem Maße sich dem evangelisch-katholischen Gegensatz zuwendet, dafür sorgt die römische Kirche selbst durch ihr Vorgehen, wie solches durch die Kirchengeschichte des zur Neige gehenden Jahrhunderts in scharfen Zügen beleuchtet wird.

Somit dürfte das Thema seine Berechtigung in der Sache selber finden. Nur die Fassung desselben möchte vielleicht angefochten werden, sofern eine „evangelische Kirche in Deutschland" vorerst nur zu den frommen Wünschen gehört. Man kann von ihr in der That nur anticipando reden, etwa so, wie es vor 1870 eine Anticipation war, wenn man von „Deutschland" redete. Es gab ja wohl auch vorher schon ein Deutschland, aber es hatte noch keine rechtlich ausgestaltete Form und Fassung; die haben wir erst seit 1870 in Gestalt des Deutschen Reichs. Mit demselben Recht reden wir von einer evangelischen Kirche in Deutschland. Wenn eine solche auch noch nicht rechtlich vorhanden ist, so ist sie es doch in der Idee, in den Hoffnungen und Bestrebungen des jetzt lebenden Geschlechts, und daß sie noch einmal kommen wird, dafür bürgt die Beharrlichkeit, mit welcher der Gedanke einer deutsch-evangelischen Kirche immer wieder auftaucht.

Für die Anordnung des Ganzen empfiehlt sich naturgemäß der Gang an der Hand der Geschichte, die uns verstehen lehrt, was geworden ist und was werden muß, um der Kirche der Reformation ihren Bestand, ihr gutes Recht und die Möglichkeit ihrer Weiterentwicklung auf den Grundlagen ihrer Bekenntnisse zu sichern.

Hiernach ergiebt sich die Gliederung des Stoffes, mit welchem wir es zu thun haben werden, von selbst; es sind drei Abschnitte, in die sich unsere Erörterung zerlegt.

I. Die kirchliche Rechtsbildung vom Beginn der Reformation bis zur Auflösung des römischen Reichs deutscher Nation. 1. Von der Reformation bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges. 2. Die Abmachungen des westfälischen Friedens. — II. Die zwischenkirchlichen Rechtszustände der Neuzeit. 1. Seit Gründung des Deutschen Bundes. 2. Seit Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs. — III. Die kirchenrechtlichen Aufgaben der Gegenwart. 1. Vereinigung der deut-

schen Particularkirchen zu einer Rechtsgemeinschaft in einem deutsch-evangelischen Kirchenverband. 2. Festlegung des Grenzgebiets zwischen evangelischer und römisch-katholischer Kirche durch Herstellung einer zwischenkirchlichen Rechtsordnung.

I, 1. Was die Reformation bei ihrer Entstehung an kirchenrechtlichen Bildungen vorfand, war ein consequent durchgeführtes und codificirtes, wenn auch niemals übersichtlich geordnetes katholische Kirchenrecht, niedergelegt in dem sogenannten corpus juris canonici, von den Inhabern der Staatsgewalt theils widerwillig ertragen, theils bestritten, von der römischen Kirche auch da, wo die Durchführung dieses kanonischen Rechtes nicht thunlich war, doch im Princip nie aufgegeben.[1])

Als besonderer Bestandtheil der im corpus juris canonici niedergelegten Strafgerichtsbarkeit der römischen Kirche ist die richterliche Behandlung der Ketzer anzusehen. Die Anschauung des Mittelalters hatte sich zu der Vorstellung ausgestaltet, daß die Kirche als die thatsächliche Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden auch in der Form des Staatslebens zur Erscheinung komme und deshalb die Häresie, der Abfall von den Grundwahrheiten des Christenthums zugleich als ein Verbrechen gegen den Staat anzusehen und von diesem demgemäß zu ahnden sei. Die Ketzerei, deren Begriff im Lauf der Zeit in erschreckendem Maße erweitert wurde, entzog jedem, welcher derselben verdächtig war, auch den bürgerlichen Rechtsschutz. Wer sich von der katholischen Kirche lossagte, ging damit eo ipso der Theilnahme an der bürgerlichen Rechtsgemeinschaft, in der er lebte, verlustig, ja er hatte das Recht aufs Dasein verwirkt. Wie sich das weltliche Gericht zum Vollstrecker der geistlichen Straferkenntnisse hergab, das lehrt uns die reich ausgestattete Ketzergeschichte des Mittelalters.

Diesem Kirchenrecht gegenüber für ein anderes, neues, auf anderer Grundlage ruhendes Kirchenrecht den Boden zu schaffen, schien bei den Machtmitteln, über welche die Papstkirche verfügte, und bei der grimmigen Entschlossenheit der Curie wider alle und jede Nebenbuhlerschaft ein Ding der Unmöglichkeit. Der Kirche der Reformation blieb es vorbehalten, das unmöglich Scheinende möglich zu machen.

Zwar ist es zunächst ein Lehrgegensatz gewesen, aus dem die Reformation hervorgewachsen ist, ein „Mönchsgezänk", wie man anfänglich am

---

1) Ueber den Umfang dieses kanonischen Rechtes vgl. Richter, Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts, bearbeitet von Dove u. Kahl, Leipzig 1886, S. 750.

Hofe Leos X. witzelte, das man wie ein unschädliches Feuer in sich selber verglimmen lassen zu können wähnte. Allein unversehens sprang die Flamme auf einen andern Boden hinüber. Es gelang der arglistigen Geschicklichkeit des Dr. Eck, bei der Leipziger Disputation 1519 seinem Gegner Luther zu dessen eigener Ueberraschung das Geständniß zu entlocken, daß die Concilien irren könnten, speciell, daß das Concil von Constanz in Sachen des Johannes Huß geirrt habe. Daß mit dieser Behauptung bereits die Axt an die Wurzeln des römischen Kirchenbegriffs gelegt war, hat man in Rom schnell genug begriffen. So fiel schließlich auch in Worms 1521 alles Gewicht auf Luthers Stellung zu den Concilien (vgl. Köstlin, Martin Luther, Elberfeld 1883, I, 423 ff.). Hätte er in diesem Punkte nachgegeben, so hätte schließlich die Curie die Lehrdifferenz in den soteriologischen Fragen übersehen und ertragen, wie sie so manche Controverse in ihrem Schooß getragen hat. Luther hätte dann immer noch auf dem Rechtsboden der römischen Kirche gestanden. Daß er diesen verließ, dafür konnte es keine Verzeihung geben. Aber weder Bann noch Acht vermochten den Fortschritt der reformatorischen Bewegung zu hemmen.

Einen ersten Abschluß dieser Bewegung, womit für die Anhänger der neuen Lehre das Recht aufs Dasein zunächst für einige Zeit verbürgt war, bezeichnet der Reichsabschied von Speier von 1526, der dahin lautete: „daß mittler Zeit des Concilii oder der Nationalversammlung ein jeglicher Stand in Sachen des Wormser Edicts für sich also leben, regieren und sich halten wolle, wie ein jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät hoffet und vertrauet zu verantworten." War mit diesem Abschied noch lange keine rechtsgültige Anerkennung der Lutherischen als eigener Religionspartei ausgesprochen, so konnte doch wenigstens unter dem Schutz dieser Bestimmung, welche vorerst eine directe Verfolgung von Seiten der Reichsgewalt abwehrt, die evangelische Sache weiter wachsen und erstarken. Es galt nunmehr, die noch gänzlich ungeordneten Verhältnisse der mit dem Papstthum zerfallenen Orts- und Landgemeinden unter das Obdach einer wenigstens nothdürftig vorhaltenden äußeren Rechtsordnung zu bringen.

Der Anfang hierzu wurde gemacht durch die unter Luthers gutachtlicher Assistenz auf Befehl des Kurfürsten Johann von Sachsen entworfenen Visitationsordnung (Köstlin, II, S. 42). Die Grundvoraussetzung bei dem kirchlichen Bau, welcher mittelst der Visitation hergestellt werden sollte, war und blieb die, daß die Landesobrigkeit, obgleich zum Glauben niemand gezwungen werden dürfe, doch verpflichtet sei, den Aergernissen und der Lästerung des Evangeliums zu wehren. Hieraus ergab sich der weitere Satz, daß die Landesobrigkeit nur diejenige öffentliche Religionsübung, welche sie für die von Gott verordnete anerkenne, im Lande dulden dürfe. Auch

solle sie um der Ruhe und des Friedens der Unterthanen willen keine zwiespältige Predigt und kirchliche Sitten im Lande zulassen. Zu dieser negativen Bestimmung fügte Luther mit Hinweis auf die unter landesherrlicher Vormundschaft stehende Jugend die positive Verpflichtung, die Herstellung von Schulen und Predigtstühlen anzuordnen. Jetzt, nachdem die früher dagewesene kirchliche Autorität gefallen war, bestand im Lande keine geordnete äußere Autorität als die landesherrliche. Von sich und seinen Berufsgenossen sagt Luther in der Vorrede zum Visitationsbuch hinsichtlich der Neuordnung der kirchlichen Dinge: „es habe sich's in Ermangelung besonderen Berufs Keiner vor dem Andern dürfen unterwinden, darum solle die Obrigkeit aus christlicher Liebe sich darzuthun", da es nämlich nach Luthers Auffassung an sich nicht zum Amt der weltlichen Obrigkeit gehörte, der Kirche diesen Dienst zu thun. In diesem Sinn übernahm der Kurfürst auf Grund jener allgemein schützenden Fürsorge, welche die Obrigkeit der Kirche sollte zukommen lassen, des vorliegenden Bedürfnisses wegen auch das Aufsichtsamt innerhalb der Kirche und ließ die innerkirchlichen Maßregeln unter dem Schild seiner Autorität als für alle Unterthanen bindend ausgehen (Nothbischöfe).

Uebrigens wird die Bedeutung dieses ersten Speierer Reichsabschieds nur dann vollständig gewürdigt, wenn wir im Auge behalten, daß derselbe „die Reformation wesentlich mit der Territorialgewalt verknüpfte und dadurch bewirkte, daß die evangelische Kirche sich in einzelnen landeskirchlichen Kreisen abschloß" (Richter, S. 164). Es ist dadurch von allem Anfang an ein Moment der Hemmung und Erschwerung in die Entwicklung der deutsch-evangelischen Kirche hereingetragen worden, das seine mißlichen Wirkungen bis in unsere Tage herein erstreckt.

Ein bedeutender Schritt weiter auf der Bahn der rechtlichen Ausgestaltung der evangelischen Kirche geschah durch den zweiten Speierer und den Augsburger Reichstagsabschied 1529 und 1530. Der Abschied des zweiten Speierer Reichstags schien gegenüber dem ersten einen wesentlichen Rückschritt zu enthalten. Sein Inhalt ist kurz folgender: Diejenigen, welche bisher bei dem Wormser Edict geblieben, sollen auch hinfort bei demselben bis zum Concil verharren und ihre Unterthanen dazu halten. Bei den anderen Ständen, bei denen die andern Lehren entstanden seien und ohne Aufruhr und Beschwerung nicht könnten abgewandt werden, sollte doch alle weitere Neuerung bis zum Concil, so viel möglich und menschlich, verhütet werden. Etliche, dem Sacrament des Leibes und Blutes Christi zuwiderlaufende Lehren sollten nirgends geduldet, die Messe nirgends abgethan, auch an den Orten, wo die neue Lehre bestehe, niemand die Messe zu lesen oder zu hören verhindert werden. Endlich sollte bis zum Concil bei Strafe

der Acht kein Stand den andern hinfort des Glaubens halber vergewaltigen. Damit war der Kirche der Reformation zwar das Bestehen nicht unmöglich gemacht, aber eine solche Beengung auferlegt, daß sie keine Möglichkeit des Wachsthums mehr vor sich hatte. Hierein konnten die evangelischen Stände, wenn sie nicht ihr eigenes Ende decretiren wollten, unmöglich willigen. Deshalb erfolgte dann die bekannte Protestation, in welcher die evangelischen Stände erklärten, daß sie nicht verpflichtet seien, sich ohne ihre Zustimmung aus dem letzten einmüthig beschlossenen und besiegelten Abschied drängen zu lassen; es müsse in Sachen, welche Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit betreffen, jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben, also daß darin Keiner auf den Beschluß einer Minderheit oder Mehrheit sich entschuldigen könne. Damit war der klare Gedanke ausgesprochen, und zwar in Gestalt einer Staatsaction, daß die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft Sache des Glaubens und Gewissens sei und von niemandem nach der einen oder andern Seite hin erzwungen werden könne. Daß hiermit auch thatsächlich das Territorialsystem bereits durchlöchert war, scheint den protestirenden Ständen nicht zu klarem Bewußtsein gekommen zu sein. Was sich aber mit der Macht eines neuen Lebens Bahn brach, war die Idee einer Freiheit der Gewissen auf religiösem Gebiet, für welche das positive Recht noch keinen Raum bot und die doch kraft ihrer inneren Berechtigung nach Anerkennung ringen mußte (Köstlin II, S. 189).

Ein höchst werthvolles Seitenstück zu der Protestation in Speier bildete die That der evangelischen Stände, die wir als die positive Ergänzung zu jener Negation auffassen können, — das ist die Uebergabe des Bekenntnisses der evangelischen Stände an den Kaiser und die öffentliche Verlesung desselben vor dem versammelten Reichstag in Augsburg 1530. Wir haben an diesem Bekenntniß, dessen Inhalt im Einzelnen hier auseinander zu legen nicht noth ist, die erste, zu rechtlicher Gültigkeit gelangte urkundliche Darstellung alles dessen, was im Unterschied von der Lehre der römisch-katholischen Kirche zum evangelischen Glauben gehört, und diese Urkunde ist auch bis auf diesen Tag die amtliche, mit öffentlicher Gültigkeit ausgestattete Magna charta der evangelischen Kirche geblieben, die im Unterschied von den übrigen symbolischen Büchern der evangelischen Kirche bei allen großen reichsgesetzlichen Abmachungen als Grundlage gedient hat. Der Augsburger Reichstagsabschied, für die Sache der Protestanten anscheinend völlig verneinend, bildete doch bei der eigenthümlichen Zeitlage nur die Einleitung zu der ersten mit öffentlicher Rechtskraft ausgestatteten, durch Reichsgesetz gewährleisteten Anerkennung der evangelischen Glausbensgenossenschaft als eigener Kirche.

Bedrohlich genug lautete der Reichstagsabschied: Kaiser und Reichstag haben beschlossen, bei dem alten Glauben zu beharren, die Irrthümer und Neuerungen abzuthun; den Protestanten solle eine Bedenkzeit bis zum nächsten Jahre offen bleiben, ob sie der unverglichenen Artikel halber sich wieder mit der christlichen Kirche vereinigen wollten. Damit die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche wieder abgestellt würden, erbot sich der Kaiser, bei dem Papst auf Berufung eines Concils hinzuwirken. Mittlerweile sollten die protestantischen Fürsten und Stände nichts Neues in Glaubenssachen drucken oder verkaufen lassen, niemanden zu ihrer Secte ziehen, die Klöster und Kirchen sofort wieder herstellen, den Bischöfen alle ihre Rechte wieder einräumen. Wo einer diesen Geboten ungehorsam wäre, sollte alsbald der Kaiserliche Fiscal gegen ihn procediren und das Reichskammergericht die Acht und andere Strafen des Landfriedens verhängen. Allein als die Entscheidung durch Waffengewalt unabwendbar schien, da hatte sich auf einmal das Blatt gewendet. In Nürnberg wurde 1532 unter dem Druck verschiedener mißlichen Umstände, welche auf Seiten des Kaisers die Freiheit des Handelns beeinträchtigten, zwischen den beiden streitenden Theilen ein gemeinsamer Friede geschlossen. Die sämmtlichen evangelischen Herren und Städte, welche damals zum Schmalkaldischen Bund gehörten, wurden als Theilnehmer des Friedensvertrags namentlich aufgeführt, von einem künftigen Zutritt Anderer geschwiegen; über den Schutz, welchen der eine Theil den Unterthanen des andern Theils in Glaubenssachen gewähren könnte, wurde gleichfalls nichts ausgesagt, außer daß kein Stand Leuten Schirm und Hülfe geben dürfe, die unter dem Vorwand des Glaubens oder aus anderen Ursachen gewaltthätigen Frevel ausübten. Ein „gemein, frei, christlich Concil“ sollte binnen Jahresfrist verstattet werden, und bis dahin sollten, wie der Kaiser in einem besonderen, nicht officiell veröffentlichten Document versprach, die Religionsprocesse bei dem Kammergericht eingestellt werden; kein Theil sollte deshalb einen andern beleidigen oder bedrohen. Von der bischöflichen Jurisdiction und von den Kirchengütern wurde ebenfalls geschwiegen. Für den Fall, daß das gehoffte Concil nicht erlangt werden konnte, sollte eine deutsche Reichsversammlung den vorliegenden kirchlichen Nothständen abhelfen. Es lag in diesem Abkommen selbst begründet, daß die darin getroffene Entscheidung nur eine vorläufige sein konnte, sofern ihre verbindliche Kraft nur bis zum nächsten Concil reichte. Gleichwohl „hatte das evangelische Bekenntniß hiermit bezüglich seiner rechtlichen Stellung einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan.“ In Augsburg noch für einen Abfall von der öffentlich anerkannten und bis dahin allein gültigen Kirchenform erklärt und verurtheilt, durfte es jetzt doch seine Stelle im öffentlich rechtlichen Leben der Nation einnehmen. „Ein solches schrittweise Vorgehen ist der einzige Weg,

auf welchem neue Rechtsbildungen sich entwickeln können, ohne die heftigsten Umwälzungen hervorzurufen und hiermit selbst auch den schlimmsten Gegenschlägen ausgesetzt zu sein" (Köstlin).

Das gemein, frei, christlich Concil kam nicht zu Stande, so wenig als die deutsche Reichsversammlung, und so blieb vorläufig der Nürnberger Religionsfriede die Unterlage, auf welcher das evangelische Kirchenthum innerhalb Deutschlands den zu seiner weiteren Entwicklung und Erstarkung erforderlichen Raum finden konnte. Jedes weitere Jahr des Bestandes der evangelischen Kirchengenossenschaft verminderte die Wahrscheinlichkeit einer Wiederherstellung des vormaligen Zustands. Selbst der für die Sache so unglückliche Ausgang des Schmalkaldischen Krieges 1547 und die im Zusammenhang damit erfolgte Einführung des Interim vermochte hieran nichts mehr zu ändern.

Der Umschlag, welchen die unerwartete Schwenkung des Kurfürsten Moritz von Sachsen in der allgemeinen politischen Lage herbeiführte, machte sich mit seinen Wirkungen auch in kirchlichen Dingen fühlbar. Die erste Frucht der veränderten Frontstellung des Kurfürsten Moritz war der Passauer Vertrag vom 2. Mai 1552, über den der römische König Ferdinand Namens seines kaiserlichen Bruders unterhandelte. Es solle, so wurde bestimmt, der Religion halber Frieden bestehen. Der Kaiser werde binnen Jahresfrist auf einem Reichstag noch einmal den Versuch machen, eine Einigung in der Religion herbeizuführen, sei es durch ein allgemeines oder Nationalconcil oder durch ein Religionsgespräch. Aber auch wenn das nicht gelänge, solle Frieden bleiben und kein Stand das Recht haben, die Augsburgischen Confessionsverwandten ihres Glaubens halber zu beschädigen oder zu vergewaltigen. Man beachte, daß hiermit das bisher geltende Reichsrecht, wonach die Zugehörigkeit zum Reich ohne Zugehörigkeit zur römischen Kirche nicht gedacht werden konnte, vollständig verlassen war. Die evangelische Kirche war zu einem nicht mehr zu beseitigenden Factor geworden, mit dem im Reich fortan gerechnet werden mußte. Obgleich der Kaiser persönlich von den Verabredungen nichts wissen wollte, da sich sein römisch-katholisches Gewissen gegen die hier zum Durchbruch gelangenden neuen Anschauungen über die Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte vom religiösen Bekenntnißstand auflehnte, so konnte er es doch nicht verhindern, daß sein Bruder Ferdinand mit Rücksicht auf die politische Lage, welche die Beihülfe der Protestanten als unentbehrlich erscheinen ließ, auf dem Reichstag in Augsburg 1555 die durch den Passauer Vertrag eingeleitete Ordnung der Rechtsverhältnisse der Protestanten zum endgültigen Abschluß brachte. Der Augsburger Religionsfriede vom 25. September 1555 bestätigte die vorläufigen Abmachungen des Passauer Vertrags. Der Kaiser

und die Stände der alten Religion sollen die Stände der augsburgischen Confession wegen ihres Glaubens nicht vergewaltigen, sondern sie friedlich bleiben lassen und umgekehrt. Niemand solle „einen Stand des Reichs wegen der augspurgischen Confession und derselbigen Lehr, Religion und Glaubens halb mit der That gewaltiger Weis überziehen, beschädigen, vergewaltigen oder in anderem Weg wider sein Conscienz, Wissen und Willen von dieser Augspurgischen Confession, Religion, Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien, so sie auffgericht oder nachmals aufrichten möchten, in ihren Fürstenthümern, Landen und Grafschaften tringen."

Doch blieben noch einige Beschränkungen zurück, die dem sonst für die junge evangelische Kirche so günstigen Frieden ein Ziemliches von seinem Werth nahmen, nämlich 1. Die Bestimmung, daß der Friede ausdrücklich nur den Angehörigen der katholischen Kirche und den Bekennern der Augustana galt, während alle übrigen Religionsgemeinschaften davon ausgeschlossen waren. 2. Daß der Friede nur für die reichsunmittelbaren Stände Geltung hatte; die Unterthanen sollten in der Confession der Obrigkeit folgen (cujus regio, ejus religio), doch unter dem Vorbehalt freien und friedlichen Abzugs für die Dissentirenden. 3. Daß jeder von der alten Religion abtretende Geistliche alle an seine Stelle geknüpften Rechte und Einkünfte hinter sich zu lassen habe (reservatum ecclesiasticum). Welch ergiebige Quelle mißlicher Verwicklungen durch diese Bestimmungen erschlossen war, hat die Folgezeit gelehrt. Gleichwohl war mit diesem Frieden die rechtliche Grundlage gewonnen, auf welcher die evangelische Kirche augsburgischen Bekenntnisses sich nach ihren eigenen Principien entwickeln und ausbauen konnte, „ohne weitere Rücksicht auf Papst und Concil und deren Zustimmung oder Widerspruch."

I, 2. Nahezu acht Jahrzehnte bildete der Augsburger Religionsfriede die Grundlage des Rechtszustands der evangelischen Kirche in Deutschland, freilich nicht ohne häufige Reibungen und Störungen des Friedens durch die unter dem wachsenden Einfluß des Jesuitismus unverkennbar eingetretene Verschärfung des kirchlichen Gegensatzes, der schließlich im dreißigjährigen Krieg seinen verheerenden Ausbruch fand.

Die Wiederherstellung des unter den Kriegswirren gänzlich verschwundenen Rechtsbodens war den Friedensverhandlungen in Osnabrück vorbehalten, welche durch das Friedensinstrument vom 8. August 1648 genau formulirt und im October desselben Jahres in Münster unterzeichnet wurden. Der gesammte Friedensvertrag ist in der Geschichte unter dem Namen „westfälischer Friede" bekannt.

Vor allem wurde, ganz abgesehen von der Frage, ob es noch einmal zu einer Wiedervereinigung der Religionsparteien kommen würde oder nicht,

dem Augsburger Religionsfrieden unbedingte Gültigkeit zugesprochen, und zwar unter ausdrücklicher Einbeziehung der Reformirten in den Frieden.

Eine weitere wichtige Bestimmung war die Feststellung der Rechtsgleichheit der beiden Religionsparteien im Reich (inter utriusque religionis electores, principes, status omnes et singulos sit aequalitas exacta mutuaque — ita, ut quod uni parti justum est, alteri quoque sit justum). Demnach wurde bestimmt, daß zu den ordentlichen Reichsdeputationen und zu den Stellen im Reichsgericht beide Confessionen die gleiche Zahl von Mitgliedern zu ernennen hätten.

Im Zusammenhang damit wurde festgesetzt, daß in Sachen, welche die Religion mittelbar oder unmittelbar beträfen, nicht die sonst übliche Abstimmung nach Stimmenmehrheit statthaft sein solle, ebensowenig in solchen, in welchen die katholischen Stände eine andere Meinung als die evangelischen aussprechen würden. In diesen Fällen dürfte nur eine Regelung der Angelegenheit durch gütliche Uebereinkunft der Stände der beiden Religionstheile statthaben (itio in partes). Diese Rechtsgleichheit war übrigens nicht nur den Ständen des Reichs, sondern auch den Unterthanen, sofern sie in einem Territorium geduldet waren, zugesichert (sive Catholici sive Augustanae confessioni fuerint subditi, nullibi ob religionem despicatui habeantur, nec a mercatorum, opificum ac tribuum communione, haereditatibus, legatis aliisque juribus aut commerciis, multo minus coemeteriis honoreve sepulturae arceantur .... d. h. Katholiken oder Augsburger Confessionsverwandte sollen nirgends um der Religion willen verachtet, noch vom Handel, Gewerbe und Gemeindeleben, auch nicht von Erbschaften, Legaten oder andern Rechten und Geschäften, viel weniger von den Gottesäckern oder ehrbarem Begräbniß ausgeschlossen werden....).

In Ausführung dieses Gedankens erfolgten nachstehende einzelne Bestimmungen: 1. In Betreff der geistlichen Güter und Anstalten. Diese, und zwar sowohl die mittelbaren als die unmittelbaren, sollten für immer im Besitz desjenigen Religionstheils bleiben, beziehungsweise dem wieder zugestellt werden, der dieselben am 1. Jan. 1624 inne gehabt hatte. 2. Das sogenannte jus reformandi (das Recht zu reformiren), welches der Augsburger Religionsfriede als unbedingt rechtsgültig anerkannt hatte, und von dem auch seitens beider Religionstheile ausgiebiger Gebrauch gemacht worden war, fand im westfälischen Frieden seine Stelle wieder unter folgenden näheren Bestimmungen:

a) Evangelischen unter katholischer, und Katholischen unter evangelischer Landesherrschaft sollte diejenige Art der Religionsübung, welche sie zu irgend einem Zeitpunkt des Jahres 1624 gehabt hatten, auch fernerhin ohne jede Beeinträchtigung gelassen werden. Demzufolge wurden alle Verträge über

Religionsübung, so weit sie der Observanz des Jahres 1624 entgegen standen, für ungültig erklärt und zu Gunsten derer, welche der Religionsübung beraubt, oder in derselben beschränkt worden waren, Wiederherstellung in den Besitzstand des Jahres 1624 angeordnet. Hieraus folgte weiter, daß Evangelische, welche in einem katholischen Gebiet, Katholische, welche in einem evangelischen Gebiet im Jahr 1624 weder öffentliche noch private Religionsübung besessen hatten, dem jus reformandi unterworfen blieben, sowie auch diejenigen, welche nach der Verkündigung des Friedensschlusses zu einer von der Religion des Landesherrn abweichenden Religion übergehen würden. Dem Landesherrn stand in Betreff beider frei, entweder Duldung gegen sie zu üben oder sie zur Auswanderung zu nöthigen. Im erstern Fall war ihnen Gewissensfreiheit, das Recht der Hausandacht (devotio domestica simplex, d. h. ohne Zuziehung eines Geistlichen, im Unterschied von devotio domestica qualificata, mit Zuziehung eines solchen) und der Besuch auswärtigen Gottesdienstes gewährleistet; auch sollten sie sich der Rechtsgleichheit mit den Anhängern der berechtigten Confession zu erfreuen haben. b) An den Orten, über welche die Landeshoheit Reichsständen verschiedener Confession gemeinsam zustand, sollten alle religiösen Verhältnisse in dem Zustand bleiben, in welchem sie sich am 1. Januar 1624 befunden hatten. c) Schließlich wurde noch ausdrücklich festgesetzt, daß das jus reformandi nur als ein Ausfluß der Landeshoheit, nicht aber der Lehenshoheit, der Criminalgerichtsbarkeit und des Patronatsrechts zu betrachten sei.

Dieser Friede wurde für ein dauerndes, allgemeines Reichsgesetz erklärt (perpetua lex et pragmatica sanctio) und deshalb seine Aufnahme in den nächsten Reichstagsabschied, sowie in die kaiserliche Wahlcapitulation angeordnet, auch jeder Einwand und Widerspruch dagegen als nichtig ausgeschlossen. Die Vorschrift über die Aufnahme des Friedens in dem nächsten Reichstagsabschied wurde 1654 in Regensburg vollzogen. Dagegen war schon im Jahre 1648 durch den päpstlichen Nuntius Chigi Verwahrung gegen den Frieden eingelegt und noch in demselben Jahr von Papst Innocenz X. die Bulle zelo domus Dei erlassen worden, in welcher er die Bestimmungen des Friedensinstruments, weil ohne die Genehmigung des päpstlichen Stuhls festgesetzt, für nichtig erklärt, freilich, ohne daß dieser Verwerfung von Seiten der Frieden schließenden Theile irgendwelche praktische Folge gegeben wurde.

Wollten aber nun die evangelischen Stände des Reichs den so blutig errungenen Besitz für die Dauer sichern und nutzbar machen, so bot sich die Möglichkeit hierzu nur in einem festen, geregelten Zusammenschluß sämmtlicher Stände, wie er auch wirklich in der Einrichtung des

Corpus Evangelicorum greifbare Gestalt gewonnen hat (vgl. hierzu H. W. Bülow: „Ueber Geschichte und Verfassung des Corporis Evangelicorum“ 1795). Bülow verfolgt diese Geschichte bis in ihre Wurzeln zurück und findet dieselben schon in der ersten schmalkaldischen Verbindung, S. 78: „Der Kaiser [Carl V.] war weit entfernt, diese Verbindung für rechtswidrig zu halten. Mit den vereinten evangelischen Ständen schloß er den Religionsfrieden zu Nürnberg. Fünf Jahre nachher schickte er den Reichskanzler Seld an die schmalkaldischen Bundesgenossen ab. Er mußte diese als besonderes corpus behandeln. So verhielt es sich auch auf dem Reichstag von 1545 und bei dem Religionsfrieden von 1555. In der Folge ward dieses Handeln de corpore ad corpus (von Körperschaft zu Körperschaft), diese „Formirung eines besonderen Raths“ noch gewöhnlicher. Auf dem Reichstag von 1582 ward dies schon als ein ungezweifeltes Herkommen, als eine res bene et sapienter a majoribus instituta (als eine treffliche und weise Einrichtung der Voreltern) angesehen. Auf dem Reichstag zu Regensburg 1603 kam es wegen der Türkenhülfe zu einer förmlichen itio in partes (gesonderte Abstimmung der Evangelischen und Katholischen). Endlich im westfälischen Frieden handelte man im eigentlichen Vorstand de corpore ad corpus. Dem Kaiser und keinem einzigen katholischen Stand fiel es jemals ein, dies Recht der evangelischen Glaubensgenossen bezweifeln zu wollen.“ — S. 83: „Wenn nun auch der Ausdruck Corpus Evangelicorum und Corpus Catholicorum im westfälischen Frieden nicht vorkommt, die Sache selbst ist in ihrem ganzen Umfang, in allen ihren Verhältnissen, darin gegründet.“

Die formelle Aufrichtung des Corpus Evangelicorum war dem Reichstag von 1653 vorbehalten. Auf diesem Reichstag vereinigten sich die protestantischen Stände, in eine solche Verbindung zu treten und sich von dem nunmehr mit reiflicher Ueberlegung gefaßten Vorsatz durch nichts abhalten zu lassen. So wurde nun dem kursächsischen Gesandten die Eröffnung gemacht (S. 98): „es wolle nun die Nothdurft erfordern, daß die Evangelischen sich der contra instrumentum pacis (gegen die Friedensbestimmung) gravirten Stände halber zusammenthäten und mit einander deliberirten, was dieser wegen zu thun wäre, weil man Nachricht hätte, daß die Katholischen unter sich dieser Punkte halber sich allbereits gefaßt hätten. Weil nun zu solchem Ende jemand unter den Evangelischen das directorium führen müßte und Kursachsen sich hiebevor der evangelischen Sache angenommen hätte, als wollte man erhoffen, der Herr Abgesandte würde befehliget sein, auch für dieses Mal das directorium bei diesen Deliberationen zu übernehmen.“ Am 22. Juli desselben Jahres wurde in dem Quartier der kursächsischen Gesandtschaft die erste Conferenz des evangelischen Religionstheils gehalten, bei welcher sich 39 Stände einfanden. Die erste

Einrichtung war schnell getroffen; sie wurde beibehalten und dauerte fort. Selbst nach bereits geschlossener Reichsversammlung blieb das C. E. zusammen, und der noch einige Zeit zu Regensburg anwesende Kaiser empfing — wiewohl nicht ohne Verdruß — von denselben Vorstellungen. Das Directorium blieb bei Kursachsen auch nach dem Uebertritt Friedrich Augusts zur römischen Kirche.

Ueber die Art und den Umfang der Geschäfte des Corpus Evangelicorum schreibt Bülow weiter (S. 132): „Dem kursächsischen Comitialgesandten liegt es ob, die übrigen Glieder des C. E. zusammenzurufen; die Conferenzen theilen sich in gewöhnliche und außerordentliche. Jene werden gegenwärtig alle vierzehn Tage an einem Mittwochen gehalten und der Ort der Zusammenkunft ist das fürstliche Notarzimmer auf dem Rathhause zu Regensburg. Dem kurfürstlichen Gesandten wird alles dasjenige eingeliefert, was an das ganze corpus gerichtet ist; auch ist ihm das Archiv des C. E. anvertrauet." Der bei dem evangelischen Religionstheil vorkommenden Geschäfte sind sehr viele (S. 142): „Nicht nur Religionsangelegenheiten sind der Gegenstand der Aufmerksamkeit des C. E.; nicht allein die Lehre selbst und die Aufrechthaltung der Religion und des öffentlichen Bekenntnisses derselben, die Abwendung alles desjenigen, was auf Bedrückung der Bekenner der evangelischen Religion mittelbar oder unmittelbar abzielt, sondern auch die Erhaltung der vertragsmäßig politischen Gleichheit beider Kirchen, die Aufmerksamkeit auf die Beachtung des Religions- und westfälischen Friedens in seinem ganzen Umfang, sorgfältige Aufmerksamkeit auf solche reichstägige Behandlungen, welche der Mehrheit der Stimmen zu überlassen bedenklich ist, und wo Pflicht und Uebersicht des Ganzen eine Trennung der evangelischen Reichsstände von ihren katholischen Mitständen, eine itio in partes, erfordere, gehört zu diesem Ressort. — Alles mit einem Wort, was die gesammten evangelischen Reichsstände zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit und Erhaltung der ihnen zukommenden Religions- und politischen Existenz für nöthig und dienlich halten, gehöret vor das C. E."

Das Corpus Evangelicorum war somit die rechtliche, mit vollem amtlichen Ansehen ausgestattete Vertretung der geeinigten evangelischen **Stände** des Reichs, wie jeder einzelne Gesandte der gesetzliche Vertreter seiner Territorialherrschaft, aber — wohlgemerkt! — nicht der Unterthanen des von ihm vertretenen Landes; deshalb hatten die in den einzelnen Territorien etwa geduldeten confessionellen Minderheiten bei dem Reich überhaupt keine Vertretung.

II, 1. War so durch den westfälischen Frieden eine solide Unterlage für ein rechtlich geordnetes Zusammenleben der Evangelischen und Katholischen innerhalb des Deutschen Reichs gegeben, so daß volle anderthalb Jahrhunderte hindurch kein Anlaß vorhanden war, den Festsetzungen dieses Friedensvertrages durch irgendwelche Ergänzung oder Verbesserung nachzuhelfen, so schien es, als hätte der Sturm, der im Anfang dieses Jahrhunderts über die Länder von Mitteleuropa dahinbrauste und auch das heilige römische Reich deutscher Nation aus den Fugen riß, auch diesen Friedensvertrag mit auf den Trümmerhaufen geworfen. Die unbegrenzte Mißachtung aller geschichtlich gewordenen Rechte, Privilegien, Besitztitel, wie sie in der französischen Revolution zum rücksichtslosesten Ausdruck kam und namentlich dem Besitzstand und der ganzen äußeren Organisation der römischen Kirche die schwersten Wunden schlug,[1]) fand, obwohl in wesentlich abgeschwächter Form, ihren Nachhall auch in deutschen Landen. Weltliche und geistliche Fürstenthümer wurden weggeblasen, reichsunmittelbare und mittelbare Herrschaften, Stiftungen und Besitzthümer verschwanden von der Oberfläche, um fortan als Bestandtheile größerer Staatenbildungen ihr Dasein weiter zu führen. Daß hierbei auch in Deutschland die größten Verluste auf die Seite der katholischen Kirche fielen, liegt in der Natur der Sache; sie hatte eben auch mehr zu verlieren.

Indessen, so radical auch die Umwälzung war, welche durch den sogenannten Reichs-Deputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 sanctionirt wurde, so ist doch der geschichtliche Faden des kirchlichen Rechtsbestandes nicht ganz abgerissen worden. Mitten in dem großen Theilungsgeschäft fand man noch Zeit, in ausdrücklichen Worten auf den westfälischen Frieden zurückzugreifen und in § 63 des Reichs-Dep.-Hauptschlusses zu bestimmen: „Die bisherige Religionsübung jedes Landes soll gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt sein, insbesondere jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchengutes und Schulfonds nach der Vorschrift des westfälischen Friedens ungestört verbleiben. Dem Landesherrn steht jedoch frei, andere Religionsverwandte zu dulden und ihnen den vollen Genuß der bürgerlichen Rechte zu gestatten." Es war das freilich nur mehr eine summarische Recapitulation der Anschauungen, die im westfälischen Frieden ihren Ausdruck gefunden hatten, aber doch eine gerade inmitten der ungeheuren politischen Umwälzung höchst werthvolle Bestätigung der rechtlichen Grundlage für die zwischenkirchlichen Verhältnisse in Deutschland. Uebrigens war mit der soeben angeführten Bestimmung des § 63 des R.-D.-H. insofern ein Schritt über den west-

1) Die französische Nationalversammlung decretirte auf den Vorschlag des Bischofs Talleyrand am 2. November 1789: tous les biens ecclésiastiques sont à la disposition de la nation.

fälischen Frieden hinaus gethan, als die dort offengelassene Frage, ob durch landesherrliche Verwilligung auch einer nichtberechtigten Confession Religionsübung eingeräumt werden könne, im bejahenden Sinne beantwortet wurde (vgl. Richter, S. 211).

Eine neue gemeinrechtliche Bestimmung über kirchliche Dinge findet sich in der deutschen Bundesacte von 1815. Artikel XVI der deutschen Bundesacte besagt: „Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern und Gebieten des Deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte bedingen." Mit dieser rein negativen Bestimmung wurden die Religionsangelegenheiten aus dem Geschäftskreis der deutschen Bundesversammlung ausgeschieden und die Weiterbildung des kirchlichen Rechts blieb der Gesetzgebung der einzelnen deutschen Länder vorbehalten, — ein Schritt von wahrhaft verhängnißvoller Wirkung, wie das die deutsche Kirchengeschichte der letzten fünfzig Jahre mit überraschender Deutlichkeit nachweist.

II, 2. Indeß auch die deutsche Bundesacte von 1815 hat mit dem Jahre 1866 aufgehört, geltendes Recht zu sein, und der neuen Organisation Platz gemacht, welche 1867 mit der Aufrichtung des Norddeutschen Bundes ihren Anfang genommen und in der Gründung des Deutschen Reichs 1871 ihre Fortsetzung gefunden hat. Aber in kirchenrechtlicher Beziehung hat das neue Deutsche Reich einfach das Erbe des alten Deutschen Bundes angetreten. So sagt das Norddeutsche Bundesgesetz vom 3. Juli 1869, welches ins neue Deutsche Reich herübergenommen und zum gemeinen deutschen Recht geworden ist: „Alle noch bestehenden, aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte werden aufgehoben." Insbesondere soll die Befähigung zur Theilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Aemter vom religiösen Bekenntniß unabhängig sein. Somit ist die gesammte bürgerliche Existenz von allem und jedem Zusammenhang mit dem Religionsstand losgelöst, was mit dem am 1. Januar 1876 in Kraft getretenen Civilstandsgesetz vollends zur concreten Wirklichkeit geworden ist. Endlich schließt der § 166 des Strafgesetzbuchs für das Deutsche Reich vom 15. Mai 1871, in neuerer Redaction vom 26. Februar 1876, die Reihe der gesetzlichen Vorschriften, welche für die Regelung der zwischenkirchlichen Verhältnisse der Gegenwart in Betracht kommen können. Der Paragraph lautet: „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergerniß gibt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Corporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem andern zu

religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft."

So führen also auch die neuesten gesetzgeberischen Erzeugnisse, soweit sie die Kirche betreffen, nicht über das Geleise hinaus, in welches Art. XVI der deutschen Bundesakte die kirchlichen Dinge hineingeführt hat. Der Ausbau des materiellen Kirchenrechts blieb zum schweren Schaden der evangelischen Kirche den einzelnen Landesregierungen überlassen, und so ist es gekommen, daß wir anstatt einer deutsch-evangelischen Kirche eine Mehrheit von evangelischen Landeskirchen, so statt eines gemeinsamen deutschen Reichs-Kirchenrechts eine Reihe von Landes-Kirchenordnungen haben, die im Anschluß an die confessionellen, socialen, politischen und rechtlichen Besonderheiten der einzelnen Länder sehr verschiedenartig zugeschnitten sind. Insbesondere blieb der billig scheinende Ausgleich zwischen den Ansprüchen der gleichberechtigten Kirchengemeinschaften fortan abhängig von dem Maß der diplomatischen Geschicklichkeit, des Tactes, des guten Willens der einzelnen Landesregierungen.

Und die Probe, die hier zu bestehen war, ist schlimm genug ausgefallen. Nirgends nämlich erwies sich die Zersplitterung in der Fortbildung des Kirchenrechts gefährlicher und schädlicher als auf dem Gebiet der zwischenkirchlichen Verhältnisse. Mit dem Reichs-Deputations-Hauptschluß war die römische Kirche auf dem tiefsten Punkt ihrer Erniedrigung angekommen. Die Curie konnte nur heimlich durch ihren Nuntius in Wien gegen die ohne Einholung der päpstlichen Erlaubniß vorgenommenen Veränderungen Vorstellung einlegen. In der betreffenden Instruction an den Nuntius wird daran erinnert, daß, während soviele Güter der katholischen Kirche in die Hände der ketzerischen Fürsten fielen, nach kanonischem Recht vielmehr die eigenen Güter der Ketzer eingezogen und ihre Unterthanen vom Eid der Treue losgesprochen werden müßten. Diese Verwahrung blieb ohne Erfolg. Sie vermochte auch das im Gang befindliche Werk der Säcularisation nicht aufzuhalten, und es blieb dem römischen Stuhl nur übrig, auf dem Wiener Congreß diese Verwahrung gegen alle in Deutschland seit 1803 vorgenommenen Veränderungen feierlich zu wiederholen. Die Erhebung des Romanismus aus diesem Stand der Machtlosigkeit fällt zeitlich, ohne allen Zweifel auch ursächlich, genau zusammen mit der Wiederherstellung des Jesuitenordens. Mit derselben Klugheit, mit derselben zielbewußten und vor keinem Gewissensbedenken stille stehenden Thatkraft, welcher diese Schaar ihre früheren Erfolge verdankte, stellten sich jetzt die „gewandten Ruderer des Schiffleins Christi" aufs Neue in den Dienst des bedrängten römischen Stuhls; sie verstanden es den katholisch gebliebenen Völkern den schroffen ketzerhassenden Geist einzuhauchen, der eine Zeit lang einer friedlicheren Stimmung gewichen

war, in unsern Tagen aber auch der deutschen Katholiken sich in einer Weise bemächtigt hat, die jedes deutsch fühlende Gemüth mit banger Sorge für die Zukunft unseres Vaterlandes erfüllen muß; sie verstanden es auch durch die unermüdliche Wiederholung der dreisten, so oft widerlegten Lüge, die römische Kirche sei die einzige Stütze für Thron und Altar, die Reformation aber die Quelle aller Revolution, bei den Fürsten und Staatsmännern sich einzuschmeicheln und die evangelische Kirche in Mißcredit zu bringen.

Mittelst der rührigen Dienste dieser Hülfstruppen und unter ausgiebiger Anwendung des in Rom immer beliebt gewesenen Grundsatzes: divide et impera! gelang es dem römischen Stuhl in einer Reihe von Verträgen mit den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten, der nahezu desorganisirten römisch-katholischen Kirche ihre Ordnung wiederzugeben, die Rechte der römischen Kirche gegenüber den Staatsgewalten, die Besitztitel der Kirche, die Leistungspflicht des Staates, die bischöflichen Befugnisse wieder sicher zu stellen. Die Ergebnisse der hierüber mit Bayern, Preußen, den Staaten der sogenannten oberrheinischen Kirchenprovinz und mit Hannover geführten Verhandlungen finden sich zusammengestellt bei Herzog, Realencyklopädie, III. Aufl., Art.: Concordate, und bei Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, Elberfeld 1883, Bd. II, S. 46. 70. 554. 582 ff. Was die Curie zum Zweck dieser Abmachungen an Willfährigkeit von Seiten der Staatsregierungen bedurfte, wurde ihr auf halbem Wege — oder richtiger, da die Verhandlungen alle in Rom geführt wurden — auf ganzem Wege entgegengetragen. Es fehlte den Staatsregierungen der Rückhalt an einem gemeinsamen stärkeren Willen, an einem festen und klaren Zusammenwirken, und so gelang es der überlegenen römischen Diplomatie, die kostbarsten Zugeständnisse gegen werthlose Zusagen einzuhandeln und die römische Kirchenpolitik der Reihe nach an den deutschen Höfen von einem Sieg zum andern zu führen.

Gegen die Bedenken aber, ob nicht die Interessen der evangelischen Unterthanen bei solcher Politik des Entgegenkommens gegen die römische Begehrlichkeit zu Schaden kommen möchten, wurde immer wieder das Zauberwort ins Feld geführt, in welchem man das Mittel zur befriedigenden Ausgleichung der widerstreitenden Interessen beider Religionstheile gefunden zu haben glaubte: das Wort **Parität.**

Dieser Begriff hat seine Wurzel in dem schon oben angeführten Satz des westfälischen Friedens: inter utriusque religionis electores . . . . aequalitas exacta mutuaque . . . . ., nur daß dieser aequalitas in der Absicht der Paciscenten zu Osnabrück ein völlig anderer Sinn zukam, als der, welcher heutzutage mit dem Wort „Parität" verbunden wird. Die Parität des westfälischen Friedens hat nur den Sinn, daß die katholischen

und protestantischen Reichsstände in Angelegenheiten des Reichs gleich behandelt werden, keineswegs aber war damit gemeint, daß die Regierungen der einzelnen Staaten des Reichs nun gehalten sein sollten, innerhalb ihrer Territorien die beiden Confessionskirchen einander völlig gleichzustellen. Vielmehr liegt dem westfälischen Frieden die ganz bestimmte Voraussetzung zu Grunde, daß innerhalb der Territorien Nicht-Parität zu gelten habe. An dem vorreformatorischen Grundsatz, daß in einem und demselben Lande nur eine Kirche als die vollberechtigte gelten könne, hat auch die Reformation nichts geändert und deshalb in ihren späteren dogmatischen Ausführungen es als die Pflicht der weltlichen Obrigkeit bezeichnet, für die Erhaltung des rechten Gottesdienstes und der rechten Lehre im Land zu sorgen (custodia prioris tabulae). Und hierbei hatte es in der Hauptsache sein Bewenden gehabt vom westfälischen Frieden bis zur Auflösung des römischen Reichs deutscher Nation.

Es bedurfte erst einer langen und anhaltenden Arbeit an der Umbildung der theologischen und religiösen Anschauungen der Zeit wie sie das 18. Jahrhundert geleistet hat, um in die noch mittelalterlich enge Theorie und Praxis des Territorialismus Bresche zu legen. Es sei hier nur an die Aufstellungen von Naturrechtslehrern wie Grotius, Pufendorf, Thomasius erinnert. Pufendorf führt bei Begründung seiner Theorie des Naturrechts den Gedanken aus, daß die Kirche an dem „Subjectionspactum", durch welches die Staatsgenossen einen Theil ihrer Freiheit aufgeopfert und an die Landesobrigkeit übertragen haben, keinen Antheil gehabt, daß daher auch keine kirchlichen Regierungsrechte an die weltliche Obrigkeit haben übergehen können. Die Kirche als ein freier Verein gleichgesinnter Genossen trage ihren Zweck rein in sich selbst, und der Staat habe nur seine schützende Hand darüber zu halten. Hiernach kommt es dem Staate zu, allen Religionsformen, auch den Sekten, unbeschränkte Cultusfreiheit zu gewähren, wobei es übrigens in sein freies Ermessen gestellt ist, der einen und andern der Religionsgemeinschaften, wie es thatsächlich mit der evangelischen und katholischen Kirche der Fall ist, das exercitium religionis publicum einzuräumen, d. h. sie als mit besonderen Corporationsrechten ausgestattete Religionsgesellschaften zu behandeln, wogegen den kleineren Religionsparteien nur das exercitium religionis privatum zukommt, d. h. das Recht der vollen, ungehinderten Religionsübung, jedoch ohne besondere Handreichung und Beiziehung des Staates zu der Kirchenleitung derselben.

Aus dieser theoretischen Grundlegung heraus konnte der Begriff der Parität im modernen Sinn des Wortes erwachsen, wie er in der heutigen Staatstheorie heimisch geworden ist. Es waltet darin der Gedanke der unbeschränkten Glaubens- und Gewissensfreiheit, der sich, nachdem er schon

in der Protestation von Speier 1529 erstmals zum Ausdruck gekommen ist, in den modernen Culturstaaten eingelebt hat; und wir werden nicht anstehen zuzugeben, daß dieser Schritt aus den mittelalterlich kirchlichen Anschauungen bis zum Begriff der Parität, wie er heute gedacht zu werden pflegt, als ein Fortschritt zu bezeichnen ist, obgleich nicht verschwiegen werden darf, daß die Papstkirche diesen Schritt nur mit innerstem Widerstreben und nicht ohne immer wiederkehrende Berufung auf ihr kanonisches Recht mitgemacht hat. In der gemeinen Wirklichkeit der Dinge verliert dieser moderne Begriff der Parität sehr, sehr viel von seinem idealen Schimmer; denn die Art, wie die Papstkirche mit der Parität umgeht, ist ganz geeignet, jeden Paritätsschwärmer gründlich zu ernüchtern.

Nun hätte der Staat von sich aus kein Interesse, an diesem Stand der Dinge, wie er sich in unseren Tagen herausgebildet hat, etwas zu ändern, solange ihm die Oberaufsicht über die Kirchen gesichert bleibt und damit die Gewißheit gegeben ist, daß die einzelnen Kirchen oder Religionsparteien nichts anstreben, wodurch das Staatswohl gefährdet werden könnte, wie z. B. durch das Verlangen nach dem ausschließlichen Aufsichtsrecht der Kirche über die Schule. Die Schwierigkeit beginnt für den Staat erst an dem Punkt, wo es sich darum handelt, den beiden Großkirchen gegenüber den modernen Paritätsbegriff zur praktischen Wahrheit zu machen und den Ansprüchen dieser beiden großen „Interessenverbände" gleichermaßen gerecht zu werden. Richter sagt hierüber S. 336: „Die geschichtliche Entwicklung hat die durch die Satzungen des westfälischen Friedens bestimmte confessionelle Eigenschaft der Staaten, welche die innere Wahrheit ohnehin verloren hatte, fast allgemein aufgehoben und dafür den Begriff des paritätischen Staates in das deutsche Rechtsleben hineingestellt. Beides wird von manchen wohl als ein Uebel beklagt. Andere aber erkennen mit Recht darin eine göttliche Fügung, daß die Confessionen einander näher geführt und anstatt einander (!) mit Ketzerprocessen und gehässiger Verfolgung zu begegnen, vielmehr genöthigt worden sind, durch Anstrengung und Anwendung ihrer inneren Kräfte miteinander um einen edlen Preis zu ringen.[1]) Dem entspricht einerseits die Pflicht des nicht confessionellen, sondern christlichen Staates, beiden den Boden für die Entwicklung dieser ihrer Wirksamkeit und diejenige Selb-

1) Es dürfte hier geboten scheinen einer Verdunkelung der Wahrheit vorzubeugen, wie sie durch das Wort „einander" leicht entstehen könnte. Selbst angenommen, aber noch lange nicht zugegeben, daß die evangelische Kirche das Verfahren Calvins gegen Servet auf ihre Rechnung schreiben lassen müßte, so muß doch gegen die Verallgemeinerung Einsprache erhoben werden, die sich Richter hier erlaubt, wenn er sagt: „anstatt einander mit Ketzerprocessen zu begegnen" .... Die evangelische Kirche in Deutschland hätte den ersten Ketzerproceß noch zu führen. Es ist daher doch seltsam, die Sache von einem Kirchenrechtslehrer, der sich zur evangelischen Kirche rechnet, so dargestellt zu sehen, als ob die

ständigkeit zu gewähren, welche die Verpflichtung zu den positiven Leistungen an den Anstalten einer andern Kirche, die Unterwerfung fremder Confessionen unter den Pfarrzwang und ähnliche Ueberreste praktischer Bethätigung des Begriffs von ecclesia dominans (herrschende Kirche) ausschließt, und andererseits das Recht, darauf zu halten, daß sich in den geistigen Kampf der Confessionen nicht das Unrecht, die Verspottung und Schmähung einmische. Diese allgemeinen Sätze lassen freilich unendlichen Schwierigkeiten Raum" ... Solche Worte lesen sich ja recht schön, aber sie passen eben nur für eine katholische Kirche etwa nach Wessenbergischem Muster, nicht aber für die heutige vom jesuitischen Geist durchsetzte römische Kirche. Daher auch der Ausdruck „unendliche Schwierigkeiten" wohl nur als ein Euphemismus für „Unmöglichkeit" zu verstehen sein dürfte. Befragen wir die Geschichte der kirchlichen Entwicklung seit der Restauration, so wird sie uns antworten: nicht „unendliche Schwierigkeiten" stehen der Durchführung der Parität entgegen, sondern es ist für den Staat schlechthin ein Ding der Unmöglichkeit dem Begriff der Parität stricte gerecht zu werden. Es liegt das auch in der Natur der Sache, wie Beyschlag in seiner Schrift: „Das preußische Paritätsprincip, Eine kirchenpolitische Streitfrage" überzeugend nachgewiesen hat. Ein schärferer Gegensatz als der zwischen evangelischer und katholischer Kirche läßt sich überhaupt nicht wohl denken. Beide Kirchen gehen in ihrem Wesen, in ihren Lehren, in ihren Zielen so himmelweit auseinander, daß es, wie Beyschlag sagt, „ein wunderliches Unternehmen ist, zwei Kirchen, von denen die eine, rechtlich genommen, nur die mit einiger Selbstverwaltung ausgestattete Provinz des eigenen Staates, die andere dagegen die Provinz einer auswärtigen Monarchie, eines nur eben ins Staatsgebiet hereinragenden fremden Weltreiches ist, staatsrechtlich gleichstellen und gleichbehandeln zu wollen." Die römische Kirche betrachtet sich in ihrer empirischen Gestalt als die vollkommene Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden und will demgemäß als dasjenige irdische Gemeinwesen angesehen sein, das, weil es selber göttlicher Natur ist, alle übrigen menschlichen Verbindungen in sich befaßt und überwaltet. Auch der Staat, soweit er an der Verwirklichung des Sittlichguten betheiligt ist, fungirt nur als Lehensträger der Kirche; als ein Gebilde niederer Ordnung des sittlichen Lebens hat der Staat über-

evangelische Kirche im Punkte der Ketzerprocesse auf einer Linie mit der römischen stände. Wie wenig ferner gerade die „Parität" dazu gedient hat die Confessionen „einander näher zu führen", davon könnte sich jetzt Richter sattsam überzeugen, wenn er noch unter den Lebenden wäre. Endlich ist noch zu sagen, daß die römische Kirche, seitdem sie sich mit dem Dogma der Infallibilität belastet hat, eben nur noch Papstkirche ist und damit aufgehört hat, für die evangelische Kirche noch ernsthaft als Mitbewerberin „um einen edlen Preis" in Frage zu kommen.

haupt seine Gewalt in rechtmäßiger Weise nur aus der Hand der Kirche und ist deshalb eo ipso berufen, alle seine Macht in den Dienst der Kirche zu stellen; vgl. hierzu die Encyklika Pius IX. vom 8. Dec. 1864 und Leos XIII. vom 1. Nov. 1885. Daß neben derartigen Anschauungen und Ansprüchen, wenn sie ernst genommen werden wollen, für die Idee des modernen Rechtsstaates als eines selbständigen sittlichen Lebenskreises mit in ihm selber liegenden Zwecken, Rechten und Pflichten sich kein Raum mehr fände, liegt auf der Hand.

Ist so die Stellung des Staates gegenüber den Ansprüchen der römischen Kirche schon schwierig genug, so wird ihm sein Amt noch schwieriger gemacht durch die Haltung derselben gegen die evangelische Kirche. Es liegt ja ganz in der Consequenz des Systems, daß der römische Stuhl der evangelischen Kirche überhaupt alle Existenzberechtigung abspricht. Daher war es auch vollkommen berechtigt, wenn der Vorstand des Evangelischen Bundes in seinem offenen Briefe an die römisch-katholischen Erzbischöfe und Bischöfe des Deutschen Reiches zur Erwiderung auf den aus Fulda ergangenen Hirtenbrief vom 20. August 1889 die Versicherungen der Friedensliebe der römischen Kirche gegen die „Andersgläubigen" mit der Behauptung zurückwies, daß die römische Kirche gar nicht tolerant sein dürfe, wenn sie nicht sich selbst aufgeben wolle. Dies wird begründet durch den Hinweis auf den Catechismus Romanus, sowie auf das Vaticanum von 1870 (omnium Concilii Vaticani documentorum collectio, Paderborn 1873), wo mit klaren Worten gesagt wird: „verflucht ist, wer behauptet, daß die Intoleranz, mit welcher die katholische Kirche alle religiösen Secten, die von ihrer Gemeinschaft getrennt sind, verwirft und verdammt, nicht durch das göttliche Recht vorgeschrieben werde." Somit ist ja klar: eigentlich zufriedenstellen könnte der Staat die römische Kirche nur dann, wenn er sich zum Vollstrecker des im Princip niemals aufgegebenen mittelalterlichen Ketzerrechts hergäbe. Weil aber und solange das unter den obwaltenden Umständen nicht erreichbar ist, begnügt sich die römische Kirche mit Rücksicht auf die Zeitumstände und unter Anrufung der „Parität", sowie mittelst anspruchsvollster Ausnutzung des durch die Staatsgesetzgebung offengelassenen Spielraums, den verdeckten Krieg gegen die evangelische Kirche zu führen, wenn man angesichts der berüchtigten Canisius-Kundgebung des römischen Pontifex noch von „verdecktem" Krieg reden kann. Es sei hier der Kürze halber nur an die Beispiele erinnert, mit welchen Beyschlag in dem oben erwähnten Schriftchen die Geschichte der preußischen Parität erläutert, und an das Urtheil des Geheimen Raths Constantin Rößler (Jahrgang 1886 der „Deutsch-evangelischen Blätter"): „diese [Paritäts-] Theorie bedeutet praktisch nichts weiter als die Beraubung der evangelischen Kirche von jedem An-

spruch an den positiven Schutz des Staates und die Uebertragung aller dieser Ansprüche an die Papstkirche." Ein interessanter Beleg für das, was die römische Kirche dem Bestreben des Staates, gegen beide Kirchen gerecht zu sein, entgegenzustellen wagt, findet sich auch bei Rippold a. a. O. S. 85. Nehmen wir dazu noch Geschichten wie die Trierer Gerichtsverhandlungen über den Fall Spöck, so wird die Behauptung erwiesen sein, daß „mit dem theoretischen Auftreten des Paritätsprincips praktisch das Princip der Imparität zu Ungunsten der evangelischen Kirche in die preußische Staatsverwaltung eintritt."

Lehrreicher aber für das Verständniß dessen, was die evangelische Kirche unter der „Parität" zu leiden hat, gibt es nichts, als die Geschichte des sogenannten „preußischen Culturkampfes". Als dieser Kampf entbrannte, mußte die evangelische Kirche, die sich ja nicht mit einem Schatten von Gedanken gegen die Rechte des Staates aufgelehnt hatte, um der sogenannten „Parität" willen dieselbe Behandlung von Seiten des Staates über sich ergehen lassen, wie die römische Kirche, die es auf eigene Faust unternahm, den Kriegspfad gegen den Staat zu betreten. Alle die Maßnahmen des Staates im Verlauf des Kampfes mit der Kirche, die Aufhebung der §§ 15, 16 und 18 des preußischen Staatsgrundgesetzes von 1850, die Errichtung eines kirchlichen Gerichtshofs, die Einführung des sogenannten Culturexamens, das Civilstandsgesetz (letzteres, obwohl von Reichswegen für das ganze Deutsche Reich gegeben, steht doch in ursächlichem Zusammenhang mit dem Culturkampf) mußte die evangelische Kirche als unfreiwilliges Exercitium mitmachen und, wehrlos wie sie war, sich geduldig gefallen lassen. Als aber dann die preußische Regierung in dämmernder Erkenntniß ihres verfehlten Beginnens anfing abzurüsten und nicht nur von den Culturkampfgesetzen eines nach dem andern zurückzog, sondern auch der römischen Kirche mit neuen Vergünstigungen entgegenkam, ihr ein ungemessenes Feld freiester Bewegung eröffnete und die zuvor unter Strafe gestellten Würdenträger der Papstkirche mit Gunst- und Ehrenbezeugungen überhäufte, als man gar noch 16 Millionen übrig hatte um den Ungehorsam widerspenstiger Kirchendiener zu belohnen, wo war da der Anwalt, der für die evangelische Kirche das Recht der „Parität" geltend gemacht hätte? Die Staatsregierung ließ sie, die um der „Parität" willen mitgeschlagene, leer ausgehen und kümmerte sich herzlich wenig darum, wie sie die schlimmen Folgen des Culturkampfes, die sie mitzutragen hatte, verwinden würde, wie sie besonders der jetzt in verstärktem Maße beginnenden Aggression der mit neuen Kampfesmitteln ausgestatteten römischen Kirche sich erwehren sollte. Die Haltung der preußischen Regierung im Verlauf dieses Culturkampfes ist nur ein letztes Glied in der langen Kette von Beweisen für das, was in den Händen des modernen Staates aus der „Parität" werden kann.

Unter den unausgesetzten Rückzugsbewegungen des preußischen Staates, wie anderer deutscher Regierungen (vgl. z. B. das Verhalten der bayrischen Regierung in Sachen der altkatholischen Kirche) und der genau entsprechenden Vorwärtsbewegung der römischen Kirche auf der ganzen Linie ist die Rechtslage der evangelischen Kirche eine unklare, ja unsichere geworden. Hier ist Abhülfe nur möglich, wenn das Reich die Ordnung der zwischenkirchlichen Dinge in die Hand nimmt und von sich aus bestimmt, was Rechtens sein soll zwischen den beiden großen kirchlichen Körperschaften.

III, 1. Dieser Stand der Dinge, wie er sich unter dem Einfluß des modernen Paritätsbegriffs herausgestaltet hat, entspricht weder der Würde des Staates, noch den in heißen Kämpfen errungenen Rechten der evangelischen Kirche. An eine Aenderung nach den Bedürfnissen unserer Kirche ist aber von heute auf morgen nicht zu denken. Was geschichtlich geworden ist, wie diese zwischenkirchlichen Verhältnisse der Gegenwart, kann nur durch neue, aus den gegebenen Zuständen herauswachsende Entwicklung in eine neue Bahn geleitet werden. Sollen daher die zwischenkirchlichen Verhältnisse im Deutschen Reiche aus der Verworrenheit, in welche sie dank der Zersplitterung der evangelischen Kirchengewalt in eine Vielheit von Kirchenregierungen und unter dem starken Druck der curialistischen Kirchenpolitik hineingerathen sind, wieder herausgehoben und in einen Zustand übergeführt werden, welcher dem Rechtsgefühl des deutschen evangelischen Volkes Genüge thut, so wäre das Augenmerk auf die zwei schon genannten Punkte zu lenken, deren richtige Durchführung dem zur Zeit vorliegenden Bedürfniß genügen dürfte. Es handelt sich demnach

1. um Vereinigung der deutsch-evangelischen Particularkirchen zu einer kirchlichen Rechtsgemeinschaft, beziehungsweise um die Herstellung einer Reichs-Kirchenbehörde in evangelicis,

2. um Schaffung eines materialen Reichs-Kirchenrechts.

Die Erörterung des ersteren Punktes führt uns zurück auf den oben ausgesprochenen Satz: „nirgends erwies sich die Zersplitterung in der Fortbildung des Kirchenrechts verhängnißvoller als auf dem Gebiet der zwischenkirchlichen Verhältnisse.“ Die Katholiken in Deutschland, welchem Einzelstaat sie auch angehören mögen, sind der von Rom aus geleiteten, in festgefügter Einheit zusammengehaltenen Kirche einverleibt und alle ihre kirchlichen Interessen werden von dort aus wahrgenommen. An jeder Stelle des katholischen Deutschlands treffen wir auf die Papstkirche, die weiß, was sie will, die festhält, was sie hat, und einmal erhobene Ansprüche oder errungene Zugeständnisse nicht wieder aufgibt. Da ist es ein und derselbe feste Wille, der uns entgegentritt und deshalb auch seines Eindrucks nirgends verfehlt, und mit dem die Regierungen der deutschen Theilstaaten in

ihrer Vereinzelung zu rechnen für sehr rathsam gefunden haben. Wie anders liegen die Dinge auf unserer Seite! Die Vertretung der Rechte der evangelischen Kirche in ihrer Gesammtheit, wie sie vormals durch das Corpus Evangelicorum wahrgenommen wurde, besteht seit der Auflösung des alten Deutschen Reichs nicht mehr. „Die Stimmen der Bundestagsgesandten besitzen die Religionseigenschaft nicht" — so lautete der Bescheid des ehemaligen deutschen Bundestags, wenn auf Grund von Art. XVI der Bundesacte die Unterthanen eines Staates ihre gekränkten kirchlichen Interessen vor sein Forum zu bringen suchten. Daß auch das neue Deutsche Reich nach seiner gegenwärtigen Verfassung gar nicht in der Lage ist, sich der Ordnung der zwischenkirchlichen Dinge anzunehmen, außer sofern der fatale § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs die rechtliche Handhabe dazu bietet, haben wir bereits gezeigt. Die Ausübung der Kirchengewalt in den einzelnen Ländern deutscher Zunge reicht über die politischen Grenzen derselben nicht hinaus. Wie groß etwa die Neigung der einzelnen Kirchenregierungen innerhalb des Deutschen Reiches sein mag, zur Erreichung gemeinschaftlicher Zwecke mit andern in Verbindung zu treten, besonders der römischen Kirche gegenüber eine gemeinsame Haltung zu vereinbaren, das ist zur Zeit Sache des freien Beliebens, also mehr oder weniger des Zufalls. Als einst im Jahr 1854 Pio nono die Welt, nicht bloß die katholische, mit dem Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Maria überraschte, trug sich König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mit dem Gedanken, gegen diese „antibiblische Lehre" eine Verwahrung von Seiten der evangelischen Kirche in Gestalt eines gemeinsamen öffentlichen Zeugnisses herbeizuführen; er sah sich aber genöthigt, diesen Gedanken wieder fallen zu lassen, weil es an einem einheitlichen Organ fehlte, welches diesen Protest an der Stelle und im Auftrag der verschiedenen evangelischen Kirchenverbände hätte erheben können. Von welch hohem Werthe wäre es gewesen, wenn im Jahr 1870 eine deutsch-evangelische Kirche ihren Mund hätte aufthun können, um der unbegreiflichen That der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes — neuestens von Bunkofer in seiner Absage an Rom als die „große Sünde von 1870" bezeichnet — die gebührende Rechtsverwahrung gegenüber zu stellen. Auch den jüngsten Tagen ist es vorbehalten geblieben, wiederholt vor aller Welt klar zu legen, daß die evangelische Kirche in Deutschland in zwischenkirchlichen Fragen noch mundtodt ist. Das Kirchenregiment der evangelischen Landeskirche in Hessen hat sich zwar selbst damit hoch geehrt, daß es sich berufen fand, der flagranten Injurie, mit welcher sich der „unfehlbare" Oberpriester der römischen Religionsgenossenschaft aus Anlaß der Canisiusfeier gegen unsere evangelische Kirche vergangen hat, die verdiente Rüge zukommen zu lassen, aber welch ganz andere Wirkung hätte es gehabt, wenn eine deutsch-evangelische

Kirche durch ihr rechtmäßig fungirendes Organ in dieser Sache gesprochen und — gehandelt hätte![1])

Daß nun innerhalb der evangelischen Landesgemeinden in Deutschland ein Zug zur Einheit vorhanden ist, ein Verlangen, über die Grenzpfähle der einzelnen deutschen Bundesgebiete hinüber sich die Hände zu reichen, weil es doch schon wesentliche gemeinsame Interessen zu vertreten gibt, dafür fehlt es nicht an mannigfaltigen Spuren.

Wir gedenken hier in erster Linie des „deutschen evangelischen Kirchentags." Derselbe ist der Bewegung des Jahres 1848 entsprossen. Die politischen Einheitsbewegungen jener Tage haben fast mit innerer Nothwendigkeit auch in den evangelisch-kirchlichen Kreisen eine Sehnsucht nach Zusammenfassung der deutschen evangelischen Kirchenkräfte wachgerufen. Es war ja freilich eine ohne amtliche Berufung und deshalb auch „ohne amtliches Ansehen" zusammentretende Versammlung, wie das bei der Eröffnung des ersten Kirchentags am 20. Sept. 1848 durch den Vorsitzenden v. Bethmann-Hollweg erklärt wurde: „wir sind hier versammelt ohne rechtliche Macht und rechtliches Ansehen, als Einzelne, welche die Kirche lieb haben und, soweit der Herr Gnade schenkt, ihr dienen möchten. Wir sprechen als eine nicht legitimirte Versammlung, die auch kein Recht sich anmaßen will, nur aus, was der evangelischen Kirche noth thue." Die Beschlüsse dieses ersten Kirchentags waren folgende: 1. Die evangelischen Kirchengemeinschaften Deutschlands treten zu einem Kirchenbund zusammen; 2. der evangelische Kirchenbund ist nicht eine die confessionellen Kirchen aufhebende Union, sondern eine kirchliche Conföderation; 3. der evangelische Kirchenbund umfaßt alle Kirchengemeinschaften, welche auf dem Grund der reformatorischen Bekenntnisse stehen, namentlich die lutherische, die reformirte, die unirte und die Brüdergemeinde . . .; 4. jede evangelische Kirchengemeinschaft, welche zum Bund gehört, bleibt in Bezug auf die Anordnung ihres Verhältnisses zum Staat, ihres Regiments und ihrer inneren Angelegenheiten in Lehre, Cultus und Verfassung selbständig; 5. die Aufgabe des evangelischen Kirchenbundes ist Pflege und Förderung aller gemeinsamen Interessen der zu ihr gehörigen Kirchengemeinschaften, insbesondere Darstellung der wesentlichen Einheit der evangelischen Kirche, Pflege der Gemeinschaft und des brüderlichen Sinnes, gemeinsames Zeugniß gegen das Unevangelische, gegenseitiger Rath und Beistand, Vermittlungsamt bei Streitigkeiten zwischen Kirchengemeinschaften, die zum Bund gehören, Förderung christlich-socialer Zwecke, Vereine und

1) Erst nachdem diese Worte schon länger geschrieben waren, folgten die ebenso mannhaften und dankenswerthen Erklärungen anderer evangelischer Kirchenbehörden und Synoden in derselben Sache.

Anstalten, Wahrung und Vertheidigung der Rechte und Freiheiten, welche den evangelischen Kirchengemeinschaften nach göttlichem und menschlichem Recht zustehen .... Es ist ja nicht undenkbar, daß eine klare und beharrliche, vor allem aber besonnene Verarbeitung dieser Gedanken, die sich in einigen Punkten auch mit unserem Thema berühren, mit der Zeit der Erfüllung des Verlangens nach einer deutsch-evangelischen Kirche hätte näher führen können; indessen ist dieser Kirchenbund, wie er der Versammlung in Wittenberg vorschwebte, ein Ideal geblieben, ja der Kirchentag selbst ist seit 1872 nicht wieder zusammengetreten, er gehört der Geschichte an, und wenngleich er sich nicht aufgelöst hat, so ist doch nach der Entwicklung, welche die Dinge in theologisch-kirchlicher Richtung seitdem genommen haben, kaum zu denken, daß er wieder aufleben werde.

Ein zweites Glied in der Reihe der kirchlichen Einheitsbewegungen innerhalb des deutschen Reiches bildet die Gründung der „deutschen evangelischen Kirchenconferenz", welche seit 1852 in der Regel in zweijährigen Zwischenräumen in Eisenach zusammentritt und von den Kirchenregierungen der einzelnen deutschen Staaten, auch von dem evangelischen Oberkirchenrath in Wien, beschickt wird. Diese Conferenz ist aus dem deutschen evangelischen Kirchentag herausgewachsen. Auf dem Kirchentag in Stuttgart 1850 wurde von den anwesenden Mitgliedern der evangelischen Kirchenregierungen der Plan zu einer regelmäßigen Vereinigung der deutschen evangelischen Kirchenbehörden entworfen, 1851 zu Elberfeld die „Geschäftsordnung" für die periodisch zusammentretende Conferenz abgefaßt und auf Grund derselben die erste Conferenz 1852 abgehalten mit der Aufgabe, „auf der Grundlage des Bekenntnisses wichtigere Fragen des kirchlichen Lebens in freiem Austausch zu besprechen und unbeschadet der Selbständigkeit jeder einzelnen Landeskirche ein Band ihres Zusammenlebens darzustellen und die einheitliche Entwicklung ihrer Zustände zu fördern."

Diese Conferenz ist noch in Wirksamkeit und hat durch ihren bald vierzigjährigen Bestand ihre Berechtigung und ihre Lebensfähigkeit erwiesen. Was sie von dem Kirchentag unterscheidet, ist ihr amtlicher Charakter, der ihrer Thätigkeit, wenn auch in gemessenen Grenzen, immerhin einen Erfolg sichert. Nicht als ob diese Versammlung irgendwelche bindenden Beschlüsse fassen und ihren Willen den einzelnen Kirchenregierungen auflegen könnte, da es vielmehr grundsätzlich dem Ermessen derselben vorbehalten bleiben mußte, ob etwas und wie vieles von den gefaßten Beschlüssen jedes Kirchenregiment sich aneignen wollte; aber es liegt doch in ihren Beschlüssen eine wohl anzuschlagende Anregung zu gemeinsamem, planmäßigem Vorgehen auf denjenigen Gebieten des kirchlichen Lebens, welche die Conferenz bis jetzt in den Kreis ihrer Besprechungen gezogen hat. Dieser Kreis ist der

Natur der Sache nach für jetzt noch von ziemlich bescheidenem Umfang. Was die Conferenz seither in Angriff genommen hat, waren Gegenstände, welche doch mehr gegen die Peripherie des kirchlichen Lebens hin liegen, wie Fragen der Gottesdienstordnung, der kirchlichen Disciplin, der freien Vereinsthätigkeit; das, was uns zunächst und hauptsächlich berührt, die feste, reichsgesetzliche Ordnung der zwischenkirchlichen Angelegenheiten, ist von ihr nur einmal (1853 in einer Erklärung bezüglich der gemischten Ehen) gestreift, sonst aber die Erörterung derselben geflissentlich und sorgfältig vermieden worden, was in der Haltung der Staatsregierungen einerseits gegen Rom, andererseits gegen die evangelische Kirche und ihre kirchenregimentlichen Organe seine zureichende Erklärung findet. Mag man übrigens den handgreiflichen Ertrag aus der Thätigkeit dieser Conferenz anschlagen wie man will, so ist schon ihr Bestehen ein thatsächlicher Beweis für das Bedürfniß nach Fühlung und Anschluß der evangelischen Landeskirchenbehörden unter einander, ein suchendes Hinausgreifen über die Territorialgrenzen zum Zweck erfolgreicherer Verwerthung der Gaben, die von dem Herrn der Kirche der evangelischen Glaubensgemeinschaft anvertraut sind.

Völlig verschieden von dieser in amtlichen Formen sich bewegenden Versammlung ist die unmittelbar aus der jüngsten Zeitlage herausgeborene Vereinigung, die sich unter dem Namen „Evangelischer Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen" eingeführt hat und so recht unter dem Zeichen des Gegensatzes zur römischen Kirche ins Leben getreten ist. Dieser Bund will alle evangelisch gesinnten Männer und Frauen aus allem deutschen Land in einen Verein zusammenschließen und nicht nur in längeren Pausen durch größere Versammlungen seinen Einfluß geltend machen, sondern in fortgesetzter Arbeit für die Interessen der evangelischen Kirche eintreten, durch seinen Vorstand und seine Ausschüsse das planmäßige Vorgehen der römischen Kirche sowohl auf dem Gebiet der Presse als auf dem Weg thatsächlicher Uebergriffe in die Rechte der evangelischen Kirche fortwährend überwachen, die geheimen Machinationen der Ultramontanen nach Möglichkeit aufdecken und, wo die Verhältnisse es nothwendig machen, offenbaren Rechtsverletzungen entgegentreten, durch seine Preßerzeugnisse (kirchliche Correspondenz, Flugschriften, periodische Mittheilungen), durch öffentliche Erklärungen, durch Vorstellungen an Behörden und Regierungen (offener Brief an die römisch-katholischen Erzbischöfe und Bischöfe im deutschen Reich, Eingabe an den Reichstag wegen Wiederzulassung des Jesuitenordens im Reich, Erklärung an die preußische Regierung in Sachen der Sperrgelderfrage u. A.) den evangelischen Standpunkt wahren, endlich das christlich-evangelische Bewußtsein gegenüber dem Indifferentismus und Materialismus der Zeit stärken, gegenüber dem lähmenden Parteitreiben den

innerkirchlichen Frieden pflegen, gegenüber der landeskirchlichen Getheiltheit des evangelischen Deutschlands die Wechselbeziehungen zwischen den Angehörigen der einzelnen Landeskirchen beleben und mehren, und das alles „auf Grund des Bekenntnisses zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohn Gottes, als dem einigen Mittler des Heils, und zu den Grundsätzen der Reformation.“ Rechtlich angesehen ist der Evangelische Bund bis heute nur eine Vereinigung von Privatpersonen, wie vor Zeiten der Kirchentag „ohne amtliches Ansehen.“ Es ist auch bekannt, welchem Mißtrauen und Uebelwollen diese Vereinigung anfänglich begegnete, nicht nur, wie sich von selbst versteht, bei den Ultramontanen, sondern auch von seiten der eigenen Glaubensgenossen, die von entgegengesetzten Standpunkten aus an der Richtung wie an der Zusammensetzung des Vereins mancherlei auszusetzen fanden. Er mußte sich seine Anerkennung im eigenen Lager erst erkämpfen und vielen die Augen erst für die Gefahr öffnen, in welcher die evangelische Kirche schwebt. So stand es noch, als die erste Hauptversammlung in den Augusttagen des Jahres 1887 in Frankfurt a. M. tagte. Seitdem hat nicht nur die Zahl der Mitglieder dieses Bundes, sondern auch die Kraft seiner inneren Organisation und demnach auch sein Einfluß erheblich zugenommen, und bei der Hauptversammlung in Eisenach von 1889 konnte der Schriftführer seinen Generalbericht mit den Worten schließen: „unser Princip ist die Erringung der Selbständigkeit [der evangelischen Kirche] durch consequente nachhaltige Arbeit. Nur in der That liegt Heil. Der Pflichterfüllung folgen von selber die Rechte nach. Schaaren sich die deutschen Protestanten von allen Seiten her mit uns zum Bunde, so sind wir eine sich verjüngende Christenheit und unserer Kirche wird geholfen.“ Und mit dieser seiner vielgestaltigen Arbeit hat sich der Bund inzwischen soweit legitimirt, daß auf späteren Versammlungen desselben, wie in Eisenach, Stuttgart, Darmstadt ꝛc. die kirchenregimentlichen Oberbehörden der betreffenden Länder kein Bedenken trugen, den Evangelischen Bund als solchen amtlich zu begrüßen und den Werth seiner Mitarbeit am Bau der evangelischen Kirche anzuerkennen.

Die Eigenartigkeit dieser Verbindung aus der allerjüngsten Zeit springt in die Augen. Im Gegensatz zu der Vereinigung im Kirchentag, in welcher die zünftigen Theologen als die tonangebenden Wortführer auftraten, und die eben deshalb in den breiten Schichten des Volkes nicht so recht Wurzel fassen konnte, wie zu der Verbindung der Kirchenregierungen in der Eisenacher Conferenz mit ihrer dem öffentlichen Leben abgewandten Form will der Evangelische Bund das evangelische Volk aus allen Ständen und Berufsarten ohne Unterschied des Geschlechts zum gemeinsamen Werk der Wahrung der deutschprotestantischen Interessen zusammenrufen. Nun ist ja freilich nicht zu leugnen, daß diesem Unternehmen die Unvollkommenheit anhaftet,

welche mit allen derartigen vielköpfigen und flugsandartigen Vereinigungen verknüpft ist (wiewohl auch der Hinweis darauf gestattet sein wird, daß es gerade der scheinbar haltlose Sand der Dünen ist, der dem Einbruch des Meeres ins feste Land wehrt, und nicht festgefügte Steinwälle); auf der andern Seite aber steht diesem Bunde auch der Vortheil zur Seite, daß hier eine Menge verschiedenartiger Gaben und Kräfte, die in ihrer Vereinzelung fast wirkungslos sind, nunmehr in ein gemeinsames Bett zusammen- und auf ein gemeinsames Ziel hingeleitet sind, und daß diese Vereinigung, weil ohne amtliches Ansehen, auch frei von allen den Rücksichten ist, durch welche kirchliche Behörden in ihrem Eintreten für die Rechte der evangelischen Kirchen sich beengt sehen.

Ueberblicken wir von hier aus noch einmal die namhaft gemachten Erscheinungen im evangelisch-kirchlichen Leben des letzten Halbjahrhunderts, so finden wir als die gemeinsam bewegende Kraft, bei aller Verschiedenheit der Ziele im Besonderen, den Zug nach einheitlichem Zusammenschluß der deutsch-evangelischen Kirchengenossen. Die Einigungsversuche alle sind Wegweisern vergleichbar, welche von verschiedenen Punkten aus auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt hinweisen, und dieser Mittelpunkt wäre die Herstellung einer evangelischen Kirche in Deutschland als einer vom Reiche anerkannten Rechtsgemeinschaft mit klarer Abgrenzung der Rechte dieser Kirche, zunächst gegenüber der römischen Kirche, und mit einerlei kirchlichem Recht für alle evangelischen Christen des deutschen Reichs; vgl. hierzu die Schrift von Prälat Dr. v. Lechler: Der deutsch-evangelische Kirchenbund, Gütersloh 1890. Es heißt dort S. 18: „Wir sagen auf keinen Fall mehr als wir verantworten können, wenn wir gleich zu Anfang dieser Untersuchungen feststellen, daß eine deutsch-evangelische Nationalkirche und nichts anderes der tiefste Grund aller reformatorischen Bewegungen nach ihrer kirchenpolitischen Seite gewesen ist;“ ferner S. 40f.: „Die kirchliche Einheit des evangelischen Deutschlands ist die unmittelbare Consequenz der politischen. Der Einheitsproceß geht sozusagen im Schlaf vor sich, oder besser mit den Worten des Herrn gesagt: der Same liegt im Boden und wächst, daß er's nicht weiß. Die Einheit der deutschen Kirche ist nicht mehr nur bloßes Zukunftsideal, kein Phantasiebild von ungewissem Inhalt und Werth, sie ist bereits eine Wirklichkeit, eine Macht, die sich in den Gemüthern festgesetzt hat und nur des Augenblicks wartet, wo sie hervortreten kann. . . . Es liegt etwas Allgewaltiges, Ueberwältigendes in jeder Form des Gemeinschaftstriebes. Er läßt sich nirgends bannen, sei es, daß er ein einzelnes Menschenherz zum andern zieht, oder daß er Stammesgenossen und Völker ergreift, daß sie ihrer Sprache, ihrer Ehren- und Leidensgenossenschaft sich erinnern und für das, was sie von Hause aus und nach den ursprünglichen Gottesgedanken

sind, einen lebendigen, greifbaren Ausdruck zu finden suchen. Das ist es, was auch dem Verlangen nach einer Reichskirche, wie man es meist nennt, zu Grunde liegt. . . . Also die Einheit der deutsch-reformatorischen Kirche kommt. Sie kommt unfehlbar; sie ist nur noch eine Frage der Zeit und Art. . . ." Gewiß, diese Gravitation der evangelischen Landeskirchen zur deutsch-evangelischen Gesammtkirche ist die naturnothwendige Correctur des unter dem mächtigen Druck der Ereignisse im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts eingetretenen Zerfalls der evangelischen Christenheit des deutschen Reichs in eine Mehrheit von Particularkirchen, die kaum mehr eine Spur von Fühlung unter einander hatten. Und wo man für den gedeihlichen Fortbestand unserer Kirche ein Herz hat, wird man auch in diesen kirchlichen Einheitsbestrebungen eine Weissagung auf die deutsch-evangelische Kirche sehen, die uns der Verfasser des „Deutsch-evangelischen Kirchenbundes" schon in ganz scharf begrenzten Linien gezeichnet hat. Nur daß wir über dem, was allem Anschein nach erst einer ferneren Zukunft vorbehalten sein mag und jedenfalls noch der weiteren Klärung und der Förderung des kirchlichen Bewußtseins in weiten Kreisen unseres Volkes bedürfen wird, nämlich über dem bis ins Einzelne durchgeführten Ausbau einer deutsch-evangelischen Kirche das Nahe und Nächstliegende nicht vergessen, was sich uns bald genug als nicht mehr aufzuschiebende Nothwendigkeit aufdrängen wird, nämlich die Ordnung der Rechtsverhältnisse zwischen der evangelischen und römisch-katholischen Kirche im deutschen Reiche, die genaue Absteckung der Grenzgebiete zwischen beiden Kirchen, mit einem Wort: Die Regelung der zwischenkirchlichen Frage. Diese wird vor allem andern und mit Nachdruck in die Hand genommen und zu einer Lösung gebracht werden müssen, welche den Genossen der evangelischen Kirche sichere Gewähr gibt, daß ihr gutes Recht und ihre Ehre in ausreichender Weise gewahrt sei.

Also — das hat unsere Ausführung unzweifelhaft dargethan — eine deutsch-evangelische Kirche soll werden, d. h. zunächst eine Rechtsgemeinschaft aller Evangelischen in Deutschland (nicht Bekenntniß- und Cultusgemeinschaft, vgl. Lechler S. 81 ff.). Natürlich, wenn dem deutschen Reiche zugemuthet werden soll, daß es die Ordnung der zwischenkirchlichen Frage in die Hand nehme und die Lücken ausfülle, welche nach dieser Seite hin das deutsche Reich noch aufweist, so hat das Reich auch ein Recht danach zu fragen, womit sich die evangelische Kirche im deutschen Reich als eine geschlossene und geordnete Gemeinschaft ausweise, mit der sich die Bundesgewalt als mit einer legitimen Vertretung aller Evangelischen des Reiches ins Benehmen setzen könnte. Noch haben wir es bis zur Stunde nicht zu einer solchen Einheit gebracht. Das deutsche Vaterland hat sich gefunden,

das deutsche Reich ist wieder erstanden, die politische Einigung der deutschen Stämme und Staaten ist vollzogen; ja, was man fast für unmöglich hielt, ist zur Wirklichkeit geworden: aus einem bürgerlichen Rechtsbuch werden alle Deutschen in Zukunft ihr Recht nehmen. Aber für eine kirchliche Einigung liegen nur erst zerstreute Bausteine herum in Form von Anträgen, Gutachten, Aufsätzen in Tagesblättern oder theologischen Fachzeitschriften, in Form von Resolutionen und Verhandlungen kirchlicher Vereine, für welche es schon längst keine Mainlinie mehr gibt, aber von alle dem ist noch ein weiter Schritt bis zur formellen, amtlich organisirten Zusammenfassung der bei den einzelnen deutschen Kirchenregierungen liegenden kirchenregimentlichen Gewalt zu einer einheitlichen deutschen Reichs-Kirchenbehörde in evangelicis.

Wenn nun aber die Möglichkeit einer Durchführung dieses Gedankens nachgewiesen werden soll und wir uns umsehen, ob sich nicht unter Anlehnung an schon Gegebenes oder Dagewesenes ein Weg zu dem erstrebten Ziel finden ließe, so läge es wohl am nächsten, wieder an ein Corpus Evangelicorum zu denken. Aber das früher gewesene Corpus Evangelicorum ist todt und läßt sich nicht wieder aufwecken. Für eine derartige Einrichtung würden, da das neue Reich keineswegs als Rechtsnachfolger des alten anzusehen ist, jetzt schlechthin alle Voraussetzungen fehlen, die im alten Reiche vorhanden waren, in erster Linie die Voraussetzung, daß es jetzt noch rein evangelische und rein katholische Reichsstände geben müßte. Davon ist keine Rede mehr. Die Bundesregierungen, welche jetzt zusammen das deutsche Reich ausmachen, vertreten im Bundesrath fast ausnahmslos confessionell gemischte Bevölkerungen, die nach dem jetzt üblichen Begriff von Parität für ihre kirchlichen Interessen das gleiche Maß von Wohlwollen und Fürsorge von Seiten dieser Regierungen beanspruchen, einerlei welcher Confession das Staatsoberhaupt angehört. Es ist daher nicht abzusehen, wie die Staatsregierungen der einzelnen Länder als solche noch zur Wahrnehmung kirchlicher und noch dazu so zwiespältiger Interessen sich eignen könnten, es wäre denn, daß eine und dieselbe Regierung ihren Vertreter beim Bundesrath mit evangelischer und römisch-katholischer Instruction versähe! Es ist deshalb auch nicht recht verständlich, wie Lechler a. a. O. S. 81 den Vorschlag machen konnte, dem Corpus Evangelicorum in dem Zusammentritt der Cultusminister der Einzelstaaten eine neue Gestalt zu geben, da doch die Cultusminister nach ihrer staatsrechtlichen Stellung gerade nicht zur Vertretung der kirchlichen Interessen, sondern zur Wahrung der Staatshoheit gegenüber den Einzelkirchen berufen sind.

Dennoch wird sich das, was uns die Geschichte des Corpus Evangelicorum lehrt, noch heute verwerthen lassen. Durch das Vorhandensein dieser Körperschaft ist zweierlei dargethan: 1. es bestand vormals im deutschen Reich eine

geordnete, vom Reich anerkannte Rechtsgemeinschaft der evangelischen Landesgemeinden; 2. die Religionsangelegenheiten, soweit sie das Verhältniß der Confessionen zu einander betrafen, wurden von Reichswegen zum Austrag gebracht. Dies ist mitsammt dem Corpus Evangelicorum in Abgang gekommen. Was aber thatsächlich im alten Reiche möglich war, muß es im neuen Reiche auch sein, wenn auch unter entsprechend anderer, den gegenwärtigen Verhältnissen angepaßter Form. Nach dieser Form haben wir zu suchen.

Soll sie im Anschluß an schon bestehende Einrichtungen gefunden werden, worauf doch im Interesse der Continuität der Entwicklung Werth zu legen wäre, so könnte etwa der Evangelische Bund oder die Eisenacher Kirchenconferenz in Betracht kommen. Dies sind die beiden Vereinigungen, welche sich dermalen in Wirksamkeit befinden. Aber von der einen der beiden wird abgesehen werden müssen. Nicht zwar deshalb, weil sie in sich keine Berechtigung hätte. Wenn übelwollende Gegner meinen, den Evangelischen Bund durch die Frage abthun zu können: woher hat er denn seine Mission? — so täuschen sie sich. Darauf kann unbedenklich geantwortet werden: er hat sie sich selbst gegeben! Sollte das seiner Berechtigung, der evangelischen Christenheit in deutschen Landen als Sprachrohr für ihre Wünsche und Beschwerden zu dienen, irgendwie Eintracht thun? Sicherlich nicht. Woher hat denn einst Luther seine Mission empfangen? hat es bei ihm nicht einfach geheißen: ich glaube, darum rede ich? Luther ist auf den Plan getreten, weil er sah, daß niemand sonst da war, der es thun konnte oder wollte. Oder wer hat die evangelisch gewordenen Stände des früheren deutschen Reichs ermächtigt, in die leergewordene Stelle der kirchenobrigkeitlichen Gewalt einzutreten und also Nothbischöfe zu werden? Die Fürsten und freien Städte haben sich schließlich die Vollmacht zum Einschreiten in kirchlichen Dingen selber decretirt (vgl. Köstlin, Luther II, S. 24 ff.). Oder, um mit einem Beispiel aus dem rein politischen Gebiet zu schließen — wer hat den deutschen Fürsten 1870 die Vollmacht verliehen, dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone anzubieten? In ihrer Stellung als Fürsten deutscher Völkerschaften lag sicherlich nichts, woraus sie, sei es als Einzelne oder als Gesammtheit, die Befugniß zu einem solchen Schritt hätten herleiten können. Es war die urwüchsige Kraft des damals erregten Volksgefühls, dem die Fürsten Rechnung trugen, als sie den preußischen König zur Annahme der deutschen Kaiserkrone bewogen. Und nicht anders ist es mit dem Evangelischen Bund gegangen. Er verdankt seine Entstehung dem Drang der Zeit und dem Umstand, daß auf Seiten der evangelischen Kirche eine klare, entschlossene, planmäßig geeinigte Abwehr gegen die ultramontanen Angriffsbewegungen, wie sie von der Zeitlage erfordert wird,

sich bis dahin nirgends bemerklich gemacht hatte. Der Evangelische Bund ist also als Nothhelfer auf den Plan getreten, weil eine Arbeit geschehen mußte, welche bis dahin niemand in Angriff genommen hatte. Darin allein ruht seine Berechtigung. Und er hat auch schon seit der kurzen Zeit seines Bestehens durch die That bewiesen, wie recht er gethan hat, sich selbst sein Mandat zu geben, ohne auf eine Berufung von anderer Seite zu warten. Es darf der Thätigkeit des Evangelischen Bundes zugeschrieben werden, daß jetzt erst wieder in weiteren Kreisen unseres evangelischen Volkes die Fähigkeit erwacht, das Verhalten der römischen Kirche gegen unsere Kirche richtig zu würdigen und eine Empfindung zu haben für die Schmach, die unserer Kirche in so mancherlei ultramontanen Kundgebungen, auch in päpstlichen und bischöflichen Erlassen angethan wird. Wäre es weiter nichts als das, daß durch diese Vereinigung das evangelische Ehrgefühl wieder geweckt und für die Angelegenheiten unserer Kirche in solchen Kreisen Stimmung gemacht wird, in welchen es bisher für schicklich galt in confessionellen Fragen einen kühlen Indifferentismus vor sich her zu tragen, so wäre schon damit der evangelischen Kirche ein ganz wesentlicher Dienst erwiesen. Der Evangelische Bund hat aber auch durch seine in steigender Entwicklung begriffene Preßthätigkeit eine Fülle werthvollen Materials für eine wirksame Polemik gegen die römische Kirche gesammelt, die ohne diese durch alle Lebensgebiete der deutsch-evangelischen Kirche hindurchgehende lebendige Handreichung wohl nie gehoben worden wäre. Wie wäre es möglich gewesen ohne diese angestrengte Arbeit der litterarischen Abtheilung im Ausschuß des Evangelischen Bundes, die Schleichwege der jesuitisch-ultramontanen Propaganda so ans Licht zu ziehen, wie es in der Publicistik des Evangelischen Bundes geschieht? Wenn wir aber trotzdem sagen, der Evangelische Bund als solcher, als freie Vereinigung von Privatleuten ohne amtliches Ansehen sei nicht geeignet, die Vertretung der Rechte der Evangelischen Kirche vor der Staatsgewalt in rechtsgültiger Weise in die Hand zu nehmen, so geschieht es deshalb, weil der Evangelische Bund keine klar umschriebene moralische Person ist. Daran ist ja nicht wohl zu denken, daß die deutsche Bundesgewalt je dahin gelangen sollte, in dem Evangelischen Bund nach seiner gegenwärtigen Verfassung, solange ihm nicht einmal das Recht der juristischen Persönlichkeit verliehen ist, eine vollgültige Vertretung der evangelischen Kirche Deutschlands zu sehen. Es bleibt daher dem Evangelischen Bund unbestritten und unverkürzt seine überaus wichtige Arbeit an dem Gemüth, Verstand und Gewissen des deutsch-evangelischen Volkes. Die Arbeit aber, um welche es sich hier handelt, muß ein Anderer thun und dieser Andere kann nach Lage der Sache niemand sein als die Eisenacher Kirchenconferenz.

Dieser aus Vertretern der deutschen Kirchenregierungen zusammengesetzten Versammlung wohnt an sich schon amtliches Ansehen inne, und es wäre nur noch der letzte Schritt übrig auf dem Wege zur Erhebung dieser bis jetzt wesentlich berathenden und Vorschläge machenden Convocation zu einer mit zweckentsprechender Actionsbefugniß ausgestatteten Reichsbehörde, zu deren Bestellung selbstverständlich die Zustimmung der gesetzgebenden Factoren des Reichs, des Bundesrathes und des Reichstags einzuholen wäre. Während nun dem Plenum dieser Versammlung, die mindestens in den bisher üblichen Zwischenräumen zusammenzutreten hätte, vorbehalten bliebe, alles was die evangelische Kirche betrifft wie bisher und mit derselben Wirkung in den Kreis ihrer Berathungen zu ziehen, wäre aus der Mitte dieses Collegiums durch Wahl von seiten seiner Mitglieder ein Ausschuß zu bestellen, dessen besondere Obliegenheit wäre, die Rechte der evangelischen Kirche gegenüber der römischen Kirche wahrzunehmen, und zwar in demselben Umfang, wie das vor Zeiten durch das Corpus Evangelicorum geschehen ist; denn von der genauesten Wachsamkeit über alle Gerechtsame der evangelischen Kirche auch nur das Geringste nachzulassen, davon könnte heute angesichts der Haltung der Papstkirche weniger als je die Rede sein. Die Zahl der Ausschußmitglieder, sowie die Verhältnißzahl der theologischen, der rechts- und verwaltungskundigen Mitglieder zu bestimmen, wäre Sache der Kirchenregierungen, denen auch das Recht zustehen müßte, diesem Ausschuß seinen Vorsitzenden zu geben. Je nach vier Jahren wäre dieser Ausschuß hälftig zu erneuern; über die Amtsdauer des Vorsitzenden hätten sich die Kirchenregierungen zu verständigen, wie auch über den Amtssitz, über den amtlichen Namen des Ausschusses und seines Vorsitzenden, über die mit diesen Functionen verbundene Besoldung. Der Zusammentritt dieses Ausschusses, welcher an keinerlei specielle Instruction irgendwelcher Kirchenregierung, sondern eben nur an seine allgemeine von der Conferenz auszuarbeitende Dienstanweisung gebunden wäre, geschähe mindestens je halbjährig, außerdem aber in dringenden Bedürfnißfällen auf Berufung des Vorstandes. Zu den hauptsächlichsten Aufgaben des Ausschusses gehörte die Vorbereitung der an den Reichstag zu bringenden Gesetzesvorschläge zur Feststellung des zwischenkirchlichen Rechts, sowie die Pflicht der fortgehenden Aufsicht über die Durchführung dieser Gesetze, eventuell die Befugniß bei lässiger Ausführung der Gesetze die Abhülfe, bei thatsächlicher Verletzung derselben die Sühne bei den zuständigen Organen des Reichs zu veranlassen, nach seinem Ermessen im Bedürfnißfall Processe einzuleiten und Strafklagen zu erheben. Unbedingt müßte ferner dem Vorsitzenden, nachdem derselbe den Eid auf die Reichsgesetze in die Hand des Reichsoberhauptes abgelegt, das Recht des ungehinderten Zutritts und des mündlichen Vortrags bei demselben, ferner

unter Zuweisung des entsprechenden Ranges das Recht des freien Verkehrs mit dem Bundeskanzleramt und durch dasselbe mit dem Bundesrath zugesichert werden. Dieser Ausschuß müßte mit der Eisenacher Kirchenconferenz, oder welcher Name weiterhin für sie beliebt würde, in beständiger Fühlung bleiben und wäre gehalten, der Conferenz je bei ihrem nächsten Zusammentritt einen Bericht über seine gesammte Thätigkeit seit ihrer letzten Tagung zu erstatten, sowie Wünsche, Anträge, Beschwerden in evangelicis aus ihrer Mitte entgegenzunehmen und zu beantworten.

Ob die hieraus erwachsenden Geschäfte von den Ausschußmitgliedern im Nebenamt bewältigt werden könnten, darüber müßten erst Erfahrungen gesammelt werden. Für den Vorsitzenden dürfte das im Voraus zu bezweifeln sein. Wir kommen damit von selbst hinüber zur Geldfrage. Selbstverständlich müßte, um den Aufwand für diese ganze Einrichtung zu bestreiten, sofort auf Gründung eines Reichskirchenfonds Bedacht genommen werden, und da das Reich, als ein Institut paritätischer Art, hierfür nicht in Anspruch genommen werden könnte, auch die Abhängigkeit von den Geldmitteln des Reichs nicht einmal wünschenswerth wäre, müßte der Bedarf durch Umlage auf die einzelnen Landeskirchen gedeckt werden, was sicher keine unüberwindlichen Schwierigkeiten hätte.

Bleibt noch ein großes Fragezeichen.

Die Eisenacher Kirchenconferenz hat seither an dem Kampf gegen Rom keinen irgendwie erkennbaren Antheil genommen und ist so noch gar nicht in die Lage gekommen überhaupt eine Probe dafür abzulegen, ob bei ihr die Männer sich finden, die zu einem erfolgreichen Kampf mit diesem Widersacher die Hand zu bieten Willens wären. So wäre es kein ungerechtfertigtes Verlangen, daß diese Kirchenconferenz, ehe ihr ein Wahlrecht von so eminenter Wichtigkeit in die Hand gelegt würde, durch Elemente aus den Generalsynoden der einzelnen Landeskirchen entsprechend verstärkt würde, was um so weniger befremden dürfte, als ein dahin gehender Vorschlag schon 1872 innerhalb der Conferenz selber zur Erörterung, aber freilich nicht zum Austrag gekommen ist.[1]) Genaueres hierüber müßte ebenfalls durch die Kirchenregierungen vereinbart werden. Daß der Vollzug der rechtlichen

1) Nicht ganz dasselbe, aber doch etwas Verwandtes hat der Antrag im Auge gehabt, der 1891 in der preußischen Generalsynode durch den Synodalen Dr. Kahl eingebracht wurde: „der evangelische Ober-Kirchenrath in Berlin möge mit den sämmtlichen Kirchenregierungen der deutschen Landeskirchen in Verbindung treten, um unter Wahrung der vollen Selbständigkeit jeder Landeskirche in Recht und Bekenntniß eine dauernde föderative Vereinigung derselben, deren Organ eine aus Vertretern der Kirchenregierungen und Abgeordneten der Landessynoden zusammengesetzte evangelische Reichssynode bildet, herbeizuführen." Ob diesem Antrag irgendwelche Folge gegeben wurde, ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht bekannt geworden.

Einigung der deutsch-evangelischen Kirche im Vatican vielleicht einige Beunruhigung hervorrufen würde, und daß man sich dort beeilen würde bei dem Staat eine Gegenrechnung einzureichen, wäre sicher zu erwarten. Doch müßte das natürlich der Curie überlassen bleiben, welche Forderungen, und wo sie dieselben geltend machen wollte. Für uns ist das Hauptanliegen zunächst dies, daß das Reich endlich einmal den einheitlichen Willen der geeinigten evangelischen Landeskirchen in zuverlässiger Weise dargestellt und in einer ordnungsmäßig berufenen Behörde verkörpert vor sich sehe, damit es in den Stand gesetzt sei, das Recht zwischen beiden Kirchen so zu ordnen, daß beide ihre inneren Angelegenheiten unbehelligt von einander besorgen können. Ob es dann je wieder einmal zu einer freundlichen Annäherung zwischen beiden Kirchen selbst kommen wird, die jetzt weiter als je in die Ferne gerückt scheint, das liegt außerhalb der Zuständigkeit der Reichsgewalt, wie überhaupt außerhalb des Gebietes, wo das Recht herrscht; hierzu müßten die Wege von anderer Seite geebnet werden.

Wir haben hiermit das bezeichnet, was im Interesse der evangelischen Kirche und sicher nicht weniger im Interesse des Reichs — nicht für wünschenswerth erklärt, sondern als nothwendig gefordert werden muß; was zur Vermeidung größeren Schadens ohne Verzug in Angriff zu nehmen wäre. Ist dann erst einmal über der deutsch-evangelischen Kirche ein schützendes Nothdach errichtet, so kann alles Weitere füglich der inneren Entwicklung derselben überlassen werden, und es wird sich dann auch herausstellen, ob die Einheitsbewegung innerhalb derselben hinlänglich Lebenskraft besitzt, um die Herstellung eines solchen kirchlichen Verbandes herbeizuführen, wie ihn Lechler in seiner schon mehrerwähnten Schrift gezeichnet hat. Ueber die Ausführbarkeit dieses Baurisses hier zu reden, würde die Grenzen der vorliegenden Arbeit überschreiten. Nur so viel sei hier bemerkt, daß jenes Schriftchen bei seinen Vorschlägen über eine Schwierigkeit zu rasch hinwegzugehen scheint — das ist die verwickelte Frage von dem Summepiskopat der evangelischen Landesfürsten (oder Landesregierungen in den freien Städten). Diese Frage ist in unseren Tagen wohl mehrfach angeregt worden, aber noch keineswegs geklärt. Das gilt vorab von Preußen. Hier halten zwei einflußreiche Richtungen einander die Waage, von denen die eine für die Kirche „größere Freiheit und Selbständigkeit" fordert, während die andere an der jetzt bestehenden Stellung des Landesherrn in der Kirche nichts geändert sehen will (vgl. hierzu Beyschlag a. a. O. S. 32 ff.). So lange aber die Anschauungen über die Vertheilung der Befugnisse der Kirchengewalt zwischen dem Landesherrn und der Kirchenvertretung innerhalb der größten evangelischen Landeskirche des deutschen Reiches noch so weit auseinander gehen, scheint es an einem festen Boden für eine klare in sich selber folgerichtige Zusammenfügung aller evangelischen

Landeskirchen zu einem „Kirchenbund“ nach dem Vorschlag Lechlers zu fehlen. Dazu kommt noch ein Weiteres. Soll es wirklich zu einem Kirchenbund kommen, so ist ein solcher nur möglich unter Voraussetzung einer thatsächlichen Beschränkung der landesherrlichen Kirchengewalt zu Gunsten des kirchlichen Gesammtregiments (vgl. Lechler a. a. O. S. 77), und zwar noch in ganz anderem Maße, als dies gefordert würde, wenn es sich nur um die Ordnung der zwischenkirchlichen Verhältnisse handelt. Ob und wie weit aber unsere dermaligen Landesbischöfe sich zu einem freiwilligen Verzicht auf ihre Kirchenhoheitsrechte herbeilassen werden, darauf Rechnungen zu stellen dürfte eine gewagte Sache sein.

Daß es einmal zu einem kirchlichen Zusammenschluß der deutsch-evangelischen Kirchenregierungen in einem fester gefügten Organismus kommen werde, dafür sind ja, wie oben ausgeführt, schon manche Vorbedingungen gegeben, daran wird auch durch unsere großen innerdeutschen Vereine gearbeitet, dafür erheben sich auch Stimmen der Wissenschaft, wie z. B. von Richter a. a. O. § 64; Anm. 22, wo er sagt: „als ein unabweisbares Ziel der weiteren Entwicklung der evangelischen Kirchenverfassung in Deutschland muß die Zusammenfassung der einzelnen evangelischen Kirchenkörper in einer Conförderation der deutsch-evangelischen Landeskirchen bezeichnet werden. Denn so wie die bisherige Isolirung der landeskirchlichen Entwicklung eine Wirkung der politischen Zustände Deutschlands seit der Reformation war, so gewiß hat unter den veränderten politischen Verhältnissen jene Isolirung, welche der evangelischen Kirche niemals zum Segen gereichte, auch ihre Begründung in den Thatsachen verloren; andererseits genügt das Zusammenschließen geschichtlich gegebener Kirchenkörper in bloß föderativen Verband für die Aufgabe der (im Unterschied von der politischen) nicht auf Machtentfaltung abzielenden evangelisch-kirchlichen Organisation und gestattet zugleich den confessionellen und geschichtlichen Besonderheiten gerecht zu werden.“ Aber wie nachhaltig diese Bewegung sei, wie bald die kirchliche Entwicklung zu diesem Ziel führen werde, das entzieht sich menschlicher Berechnung; ebendeshalb aber wäre es für unsere evangelische Kirche mißlich, wenn die reichsgesetzliche Ordnung der zwischenkirchlichen Dinge solange ausgesetzt bliebe, bis sich auch der Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu einem „evangelischen Kirchenbund“ vollzogen hätte. Dann wäre auch einmal wieder das Bessere der Feind des Guten.

III, 2. Eine Rechtsgemeinschaft, wie wir sie uns denken, bedarf auch einer Rechtsgrundlage. Der Nachweis wäre noch zu erbringen, wie letztere herzustellen wäre.

Wir haben bereits die Ueberzeugung gewonnen, wie wenig der reine formal-theoretische Begriff der „Parität“ geeignet ist, den Staatsregierungen

als sicheres Regulativ zur gerechten Abwägung zwischen den Ansprüchen der beiden Kirchen zu dienen. Es hat sich gezeigt, was unter den Händen der ebenso klugen als unersättlichen römischen Kirchenpolitik und unter der Nachgiebigkeit deutscher Staatsregierungen gegen die anmaßenden Interpretationen des Romanismus aus der „Parität“ geworden ist, — ein Mittel für die römische Kirche, sich unter dem Scheine des Rechtes ungemessene Vortheile und für ihre ohne Scheu betriebene Propaganda den freiesten Spielraum zu verschaffen, während die evangelische Kirche gerade um der angeblichen Parität willen noch um wesentliche Erfordernisse ihrer Selbstbethätigung zu ringen hat. Sonne und Wind sind zwischen beiden Kirchen ungleich vertheilt. Hier ist nur dadurch zu helfen, daß die Rechte der beiden Kirchen, soweit sie von der Staatsgewalt zu gewährleisten sind, durch Reichsgesetz gegen einander abgegrenzt werden unter gleichzeitiger Aufhebung aller dem entgegenstehenden Bestimmungen in den Separatconventionen der Einzelstaaten mit der Curie. Wir treffen hier zusammen mit Lechler, S. 138: „jeder Anfang zur Sammlung der evangelischen Kirche in eine Bundeskirche, auch der unscheinbarste, wird zur Entwicklung eines Reichskirchenrechtes Anstoß geben.“ Eine solche Regelung der zwischenkirchlichen Verhältnisse von Reichs wegen erscheint um so dringender geboten, als durch die zugleich mit der Aufrichtung des deutschen Reiches zum Recht gewordene Freizügigkeit die Angehörigen der einzelnen Landeskirchen dermaßen durcheinander gewürfelt worden sind und werden, daß mit dem Particular-Kirchenrecht je länger, je weniger auszukommen ist.

In das kirchliche Rechtsbuch des deutschen Reiches wären beispielsweise aufzunehmen Bestimmungen über die Eingehung und Scheidung gemischter Ehen, über die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen, genaue Ordnungen in Betreff des Confessionswechsels, Festsetzung der hierbei einzuhaltenden Förmlichkeiten; genaue Abgrenzung der Befugnisse zu öffentlichen kirchlichen Aufzügen; Ordnung der Feste und Feiertage an paritätischen Orten, Bestimmungen über Zulassung von sogenannten „Missionen“ und von Collecten für kirchliche Zwecke in andersgläubigen Gebieten oder Häusern, über die Errichtung von Klöstern und Niederlassung von ordensähnlichen Congregationen sowohl in geschlossen katholischem Land als in Gebieten mit confessionell gemischter Bevölkerung. Besondere Aufmerksamkeit wäre auch noch dem § 166 des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs zuzuwenden. Es genügt ein Blick in die ultramontane Presse und in die Geschichte der an diesen Paragraphen sich knüpfenden Gerichtspraxis, um sich zu überzeugen, daß hier auf die eine oder andere Weise Wandel zu schaffen sein wird. Es bleibt nur die Wahl, entweder diesen Paragraphen ganz fallen zu lassen oder ihm eine Fassung zu geben, welche es ermöglicht, das wirklich Straf-

bare auch in erfolgreicher Weise zu treffen und den wirklich Schuldigen in den Maschen des Gesetzes festzuhalten. So wie die Sachen jetzt liegen, ist es auch im Punkt der Strafrechtspflege um die „Parität" ein eigen Ding.

Das neue Bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich, welches demnächst geltendes Recht sein wird, hat alle Fragen kirchlich-religiösen Inhalts bei Seite liegen lassen. Nur das Einführungsgesetz vom 18. Aug. 1896 hat in dem Art. 134 die Bestimmung: „unberührt bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften über die religiöse Erziehung der Kinder." Mit um so größerem Nachdruck wäre deshalb darauf hinzuarbeiten, daß nunmehr alle bei der Regelung der zwischenkirchlichen Verhältnisse im deutschen Reiche in Frage kommenden Punkte unter Anhörung beider Kirchen, aber durch Reichsgesetz geordnet würden, selbst auf die Gefahr hin, daß die römische Kirche, die kein anderes Recht gelten lassen will als das kanonische, die Betheiligung bei der Festsetzung solcher den Frieden sichernden Gesetze a limine abweisen würde. Es sei hier an eine Aeußerung des Oberlandesgerichtsraths Drache in Naumburg erinnert, der in Nr. 32/33 der Flugschriften des Evangelischen Bundes in Betreff der religiösen Erziehung der Kinder entschieden dafür eingetreten war, daß die Frage über die Erziehungsreligion der Kinder reichsgesetzlich zu ordnen, also vom Bürgerlichen Gesetzbuch zu entscheiden sei: „wir glauben nicht, daß, wenn das Reich unseren Vorschlägen entsprechende Bestimmungen in das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch aufnähme, damit die Kirchen alle einverstanden sein würden. Namentlich die katholische Kirche, die ja gerade auf dem Streitgebiet der Mischehen und der religiösen Erziehung die weitgehendsten Rechte behauptet, wird nicht zustimmen. Das darf die Träger der deutschen Reichsgewalt aber nicht dazu bewegen, wider ihre Ueberzeugung zu handeln und den für das Wohl der Staatsbürger und den öffentlichen Frieden als nothwendig erkannten Rechtsgrundsätzen, die in den meisten Landesgebieten in Geltung sind, die weitere Ausdehnung auf das gesammte Reichsgebiet zu versagen." Auch Richter a. a. O. S. 239 erinnert daran: „Das preußische Staatsrecht hat stets die Stellung der Kirche im Staat durch einseitige Staatsvorschriften geregelt. Sowohl das Allgemeine Landrecht als auch die Verfassungsurkunde von 1850 sind aus einseitiger Staatsgesetzgebung hervorgegangen. Der preußische Episkopat hat daraus, daß der preußische Staat im Allgemeinen Landrecht und in der Verfassungsurkunde über kirchliche Dinge einseitig verfügt hat, keinen Anlaß genommen, der Staatsgewalt den Gehorsam zu kündigen. Auch dadurch, daß das Allgemeine Landrecht einzelne Bestimmungen enthält, welche mit Fundamentalsätzen der katholischen Kirche im Widerspruch stehen, hat der preußische Episkopat sich seiner Zeit nicht veranlaßt gesehen, den landrechtlichen Vorschriften über kirchliche Dinge überhaupt den Gehorsam zu ver-

weigern." In Württemberg wurde es nach Aufhebung der Convention mit dem römischen Stuhl als rechtlich unbedenklich angesehen, die Rechtsverhältnisse zwischen dem Staat und der katholischen Kirche durch das Gesetz vom 30. Jan. 1862 zu regeln, ohne daß die päpstliche Regierung um ihre Zustimmung befragt wurde, und dieses Gesetz steht heute noch, wenigstens dem Namen nach, in Kraft. Der westfälische Friede, der Reichs-Deputations-Hauptschluß und die deutsche Bundesacte sind vor den päpstlichen Protesten nicht zu Boden gefallen. Es läge somit keine Nöthigung vor, die Ordnung der zwischenkirchlichen Fragen auf reichsgesetzlichem Wege durch einen etwa von Seiten der Curie erfolgenden Protest aufhalten zu lassen.

Die Strafbestimmungen zu diesem kirchlichen Rechtsbuch wären als Bestandtheile des Reichsstrafgesetzbuchs zu erklären, und würde somit dieser ganzen Gesetzgebung die Geltung des gemeinen, öffentlichen Rechts beigelegt, damit jede Uebertretung auf dem Wege des ordentlichen Strafverfahrens durch alle Instanzen verfolgt werden könnte. Noch ist zu beachten, daß § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs keine Geldstrafe, sondern nur Gefängnißstrafe kennt. Hierin liegt ein Fingerzeig auch für die übrige kirchliche Strafgesetzgebung, wie Verletzungen des zwischenkirchlichen Rechts zu taxiren wären.

Dann erst, wenn es einmal im deutschen Reiche eine deutsch-evangelische Kirche gibt und ihr gutes Recht gegen die Uebergriffe der römischen Kirche von Reichs wegen gesichert ist, läßt sich hoffen, daß dem bedauerlichen, aber angesichts der Thatsachen tief eingewurzelten Mißtrauen, als läge das gute Recht der evangelischen Glaubensgenossenschaft den Regierenden weniger am Herzen als das verbindliche Lächeln römischer Kirchenhäupter, wirksam begegnet werden könnte.

Es bliebe noch die Frage zu erörtern, von wo aus die Durchführung der oben bezeichneten Vorschläge in die Wege zu leiten wäre, genauer, welche der deutschen Kirchenregierungen die ersten kirchenregimentlichen Anregungen zu geben hätte. Lechler a. a. O. S. 121 ff. beantwortet die Frage dahin, daß es vom Standpunkt der Praxis und der Geschichte aus dem württembergischen Kirchenregiment zukäme, das erste Wort in dieser Sache zu sprechen und das „nur eingeschlummerte, doch keineswegs erstorbene Verlangen des evangelischen Deutschlands nach Sammlung seiner zerstreuten Glieder in einem starken und lebenskräftigen Bunde abermals aufzuwecken."

Ob die Gründe, welche Lechler im Hinblick auf die Errichtung des von ihm gedachten Kirchenbundes für den Vortritt des württembergischen Kirchenregiments zu sprechen scheinen, auch auf den hier angeführten, im engeren Rahmen sich bewegenden Plan der Schaffung einer Reichs-Kirchenbehörde in evangelicis Anwendung zu finden hätten, mag dahin gestellt bleiben. Doch möchte es zweckentsprechender scheinen, den Vortritt dort zu belassen,

wohin er nach den natürlichen Größe- und Machtverhältnissen gehört, nämlich bei Preußen, dessen Kirchenregiment mit seiner Stimme ja doch auch auf der Eisenacher Kirchenconferenz zuerst gehört werden wird und muß.

Diese zuletzt aufgeworfene Frage mag aber füglich der weiteren Entwicklung der Dinge überlassen bleiben. Daran wird die Ausführung des Gedankens gewiß nicht scheitern. Wenn nur überhaupt einmal die Ueberzeugung in den maßgebenden Kreisen zum Durchbruch kommt, daß für die befriedigende Gestaltung der Rechtslage der evangelischen Kirche in Deutschland etwas geschehen muß und zwar bald und mit einem die Sicherheit des Erfolges verbürgenden Nachdruck geschehen muß, dann wird sich auch ein Wille und schließlich mit dem Willen ein Weg zur Hülfe finden.

Nachwort.

Es ist dem Schreiber dieser Zeilen vollkommen klar, daß das Heil der Kirche nicht allein, ja nicht einmal hauptsächlich, in dem Rechtsschutz der Gesetze liegt, daß selbst die vollkommensten Gesetze eben doch nur eine menschliche Form sind, die den Mangel an der lebendigen Gemeinschaft der Kirche mit Christo, ihrem Haupte, niemals ersetzen, auch ihren Zerfall nicht aufhalten kann, wenn Gott nicht mehr „bei ihr drinnen ist“ (Ps. 46) und wenn sie aufgehört hat, sich der geistlichen Waffenrüstung zu bedienen, die uns Eph. 6 beschrieben ist. Aber es wird wohl nicht zu bestreiten sein, daß viel Unlust, Herzeleid, Hemmung, Streit, materielle Schädigung vermieden, viel geistige und geistliche Kraft für Besseres und Nothwendigeres freigemacht werden könnte, wenn die evangelische Kirche durch eine klare zwischenkirchliche Rechtsordnung der Nothwendigkeit enthoben wäre, sich der unausgesetzten Aggression der römischen Kirche zu erwehren, die recht wohl weiß, was sie sich unter den bestehenden Verhältnissen herausnehmen darf.

Großfüßen (Württemberg).

Pfarrer Schmid.

Arnold von Brescia.

Wo immer in den Gauen unseres deutschen Vaterlandes der Ultramontanismus über die Schaaren seiner Getreuen Parade abnimmt, sei es, daß in Bayern oder Schwaben streitbare Capläne die reisigen Fähnlein ihrer von der Cultur mehr oder weniger unbeleckt gebliebenen Bauernschaften heranführen, oder daß man in den Rheinlanden die katholischen Arbeiterbataillone aufbietet, oder sei's, daß mit Caplänen, Bauern und Arbeitern auch die hohe und höchste Aristokratie sich zusammenfindet, um wenigstens das Licht ihrer pompösen Namen leuchten zu lassen — überall kehren mit mathematischer Sicherheit dieselben Resolutionen wieder, die unter dem sich stets gleich bleibenden Beifallsgeschrei der Getreuen einstimmig angenommen zu werden pflegen. Und unter diesen Resolutionen bleibt niemals die Forderung der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes vergessen, wenn man es auch neuestens nicht mehr wagt, zur Begründung dieser Forderung, wie dies z. B. in Belgien geschah, Stroh aus dem Kerker des heiligen Vaters oder Photographieen zu zeigen, auf welchen derselbe hinter einem Eisengitter abgebildet ist. Dafür hat auf dem Katholikentag zu Dortmund im vorigen Jahr der Kölner Weihbischof Schmitz in gar rührender Weise Papst Leo „den armen, niedergebeugten, ausgeplünderten Greis, den Bettler unter den Souveränen" genannt, und damit für die Nothwendigkeit der Wiederherstellung des Kirchenstaates Stimmung gemacht.

Zur Abwehr dieser Forderung auf das jammerwürdige Bild hinzuweisen, welches noch die Geschichte des 19. Jahrhunderts vom Kirchenstaat in moralischer, cultureller und ökonomischer Hinsicht zu zeichnen gehabt hat, und welches wahrlich auch dem besten Katholiken den Wunsch nach der Wiederherstellung dieses Staates im tiefsten Grund seiner Seele entleiden sollte, muß dem Ultramontanismus gegenüber wirkungslos bleiben. Denn der Ultramontanismus hat die Geschichte noch immer nur benutzt, soweit sie ihm Wasser auf seine Mühle leitete, soweit er sie als brauchbare Dienerin für sein System verwenden konnte. Wo dies nicht möglich war, da hat er sich um unbequeme Thatsachen entweder in klugem Stillschweigen herumgedrückt, oder, ein Meister in der Kunst des Verdrehens und Verfälschens, des Umstellens und aus dem Zusammenhang Reißens, so lange

an derartigen Thatsachen hin und her gezerrt, bis er ihnen ihren Stachel genommen hatte.

Gleichwohl wollen wir bei der weltlichen Herrschaft des Papstthums stehen bleiben. Wir möchten es jenen allzu ängstlichen protestantischen Gemüthern, die ihren Namen jedenfalls nicht von ihrem eigenen Protest gegen Rom und was d'rum und d'ran hängt haben, die sich vielmehr von dem Ultramontanismus mit seinen Massenkundgebungen für alle möglichen Dinge, auch für die weltliche Macht des Papstthums, viel zu sehr imponiren lassen, zum Bewußtsein bringen, daß der Widerspruch gegen die weltliche Herrschaft des Papstthums, ja der Kirche überhaupt, so alt ist als der Anspruch auf dieselbe. Wir möchten uns im Folgenden etwas eingehender mit einem Mann beschäftigen, der schon im 12. Jahrhundert ein Märtyrer dieses Widerspruchs geworden ist, indem wir der Meinung sind, daß die Geschichte des 12. Jahrhunderts auch im 19. lehrreich ist und selbst denen manches zu denken geben könnte, die aus der Geschichte des 19. nichts lernen wollen. Dieser Mann ist Arnold von Brescia, eine vielumstrittene Persönlichkeit in der Geschichte, in der einen Beleuchtung als religiöser Reformator, in einer anderen als politischer Agitator, in einer dritten als Mittelding zwischen beiden erscheinend, von den Einen als eine Täufergestalt im härenen Büßergewand, als ein für die höchsten Ideale der Kirche, für die Wiederaufrichtung ihrer apostolischen Gestalt, für ihre Heiligung an Haupt und Gliedern kämpfender Bußprediger verherrlicht, von Anderen als ein von der Herrlichkeit der antiken Roma berauschter Epigone der Volkstribunen von ehedem eigentlich nur mit pathologischem Interesse betrachtet, sofern er gemeint habe, „mit phrasenhaften, Geistliches und Weltliches, Christliches und Klassisches, Evangelium und Justinian mit einander vermengenden Declamationen die Weltgeschichte veranlassen zu können, dasselbe Stück zweimal aufzuführen."

Wie hoch wird Arnold z. B. von Francke erhoben, welcher (Arnold von Brescia und seine Zeit, Zürich 1825) glaubt, „Arnold für einen der größten Helden nicht bloß des Mittelalters, sondern aller Zeiten" halten zu müssen; der es für seine Aufgabe hält, „alle Strahlen des religiösen und politischen Reformgeistes jener Zeit in dem Einen Brennpunkt des Lebens Arnold von Brescias zu vereinigen, weil er den riesenhaften Gedanken gehabt habe, durch Aufrichtung einer allgemeinen, europäischen Föderativrepublik zur Zeit der höchsten Blüthe des Reichs und Feudalsystems wie der Hierarchie Europens Schooß gleichsam durch einen elektrischen Schlag zu einer neuen Zeit religiöser und politischer Freiheit zu entbinden, da ein freier, religiöser Geist sich auch stets seine eigene und zwar die idealste Form, die der politischen Freiheit, schaffe"; der Arnold

„den Großen“ nennt, „der selbst in dem klaren Bewußtsein des ungleichen Verhältnisses der Kraft und des daher nothwendigen Untergangs seine Hände wie die Titanen der Vorzeit dennoch nach dem Unmöglichen habe ausstrecken müssen, weil er nicht anders gekonnt habe, als gleich dem Prometheus sich der Erlösung der Menschheit zu opfern.“

Wie bescheiden ist dagegen die Stellung, welche ihm Giesebrecht in seinem 1873 in der K. Bayr. Akademie der Wissenschaften zu München gehaltenen Vortrag anweist. „Arnold allein hat den Muth gehabt“, lesen wir hier, „den Weg, die erkannte Verderbniß der Kirche gründlich dadurch zu heilen, daß man ihr die weltliche Macht, die sie gewonnen hatte, wieder entzog, — diesen Weg zu betreten und kühn und unerschrocken auf demselben vorwärts zu gehen: darin und darin allein liegt seine Bedeutung.“

Oder hören wir, wie Breyer (Histor. Taschenbuch, 6. Folge, 8. Jahrg. S. 177) sich ausspricht. „Ein originaler Denker war Arnold nicht..... Besonders schwach war sein politisches Streben. Dasselbe zeigt, daß er nicht im Stande war, die politischen Verhältnisse seiner Zeit zu verstehen, daß es ihm an einem klaren, hellen Blick für die wirkliche Lage fehlte.“

Da ist's vielleicht kein Ueberfluß, ein Charakterbild, das in dieser Weise „in der Geschichte schwankt“, einer erneuten Betrachtung zu unterziehen, um auf Grund der Quellen, auf welche wir für die Zeichnung desselben angewiesen sind, den Nachweis zu versuchen, welche Züge dem historischen Sachverhalt entsprechen und darum auch der Beachtung bei uns Modernen sich empfehlen dürften.

Freilich sind wir, was diese Quellen betrifft, insofern übel daran, als uns Arnold von Brescia keine Aufzeichnungen von seiner eigenen Hand hinterlassen hat. Wir sind durchaus auf secundäre Quellen angewiesen, und zwar, um dies gleich zum voraus zu sagen und uns dadurch bei der Benutzung dieser Quellen zur größten Vorsicht mahnen zu lassen, auf Quellen, die ihre Entstehung Schriftstellern verdanken, denen wir von vornherein eine wohlwollende oder auch nur unparteiische Gesinnung gegen den Mann, dessen Geschichte sie erzählen, nicht zutrauen dürfen.

Da haben wir vor allem Otto von Freising, den Oheim Friedrichs I., der in seinem Werk de gestis Friderici auch von Arnold handelt. Gerecht ist er ihm aber nicht geworden, da er ihn als Cistercienser mit den Augen Bernhards von Clairvaux betrachtete, zu dem dieser Orden wie zu einem Heiligen emporschaute, den wir aber im weiteren Verlauf unserer Betrachtung als den Todfeind Arnolds kennen lernen werden. Und selbst abgesehen hiervon mußte es Otto von Freising darum zu thun sein, das Verfahren seines kaiserlichen Neffen gegen Arnold zu beschönigen, weshalb auf eine ungefärbte Berichterstattung über Arnolds Leben und Wirken

bei ihm nicht zu rechnen sein wird. Gleich im Zusammenhang mit Otto von Freising ist weiter der Ligurinus zu nennen, das nach der verbreitetsten Annahme im Jahr 1186 in poetischer Form erschienene Werk eines unbekannten Verfassers, der sich hinsichtlich des Stoffs von Otto von Freising völlig abhängig zeigt, und in der Hauptsache nichts weiter als ein Versificator von Ottos Hauptwerk ist; der aber, soweit es sich um Arnold handelt, die schon bei Otto in sehr starkem Maße hervortretende Gehässigkeit gegen denselben noch überbietet. Ferner kommt für die Geschichte Arnolds von Brescia noch ein weiteres poetische Werk in Betracht, ein in Hexametern verfaßtes, in der Vaticana aufgefundenes, von dem Entdecker „gesta di Federigo I in Italia“ betiteltes Gedicht, dessen Verfasser wahrscheinlich ein dem Kanzler Friedrichs Rainald von Dassel nahestehender Bergamaske war, der allerdings in dem von Arnold handelnden Abschnitt seines Gedichts nur das zu geben scheint, was er selbst gesehen oder von Augenzeugen erfahren hat, aber bei seinem intimen Verhältniß zu dem Kanzler des Kaisers schwerlich als ein unbefangener, ohne Voreingenommenheit urtheilender Beobachter wird gelten dürfen. Wohl die wichtigste Quelle für Arnolds Geschichte ist die im Jahr 1868 erstmals herausgegebene, zweifellos von dem Engländer Johann von Salisbury 1162 oder 1163 verfaßte historia pontificalis. Da Johann von Salisbury als Schüler Abälards zu der Zeit, da derselbe in den letzten Kampf seines Lebens, in den Kampf gegen Bernhard von Clairvaux, Schulter an Schulter mit Arnold von Brescia eintrat und auch noch während der an diesen Kampf sich anschließenden Lehrthätigkeit Arnolds in Paris ebenfalls dort sich aufgehalten hat, so muß er zu Arnold während dieser Periode seines Lebens persönlich in Beziehung getreten sein. Und auch über die römische Thätigkeit Arnolds muß er aus eigener Anschauung Bescheid wissen, da er nach seinen eigenen Angaben in der betreffenden Zeit selber wiederholt in Rom anwesend gewesen ist und zu den Päpsten Eugen III. und besonders zu seinem Landsmann Hadrian IV. in einem vertrauten Verhältniß gestanden hat. Die weltbewegende Macht seiner Zeit hat dieser Historiker in der Kirche und vornehmlich im Papstthum gesehen, und deshalb werden wir auch ihn bei einer Untersuchung von Arnolds Geschichte durchaus nicht als einen unparteiischen Zeugen betrachten dürfen.

Was wir sonst von Arnold wissen, ist aus vereinzelten, gelegentlichen Aeußerungen und aus Briefen zusammengetragen, die freilich meistens wieder aus gegnerischen Federn, insbesondere aus der Feder seines grimmigsten Feindes, des h. Bernhard geflossen sind. Daß dieser Umstand die Benutzung der vorhandenen Quellen in hohem Maße erschwert, liegt auf der Hand, und doch hat es immer wieder seinen Reiz, trotz der eigenthümlichen

Beschaffenheit des zu verarbeitenden Materials, an die Untersuchung der Lebensgeschichte eines Mannes heranzutreten, der schon im frühen Mittelalter, seiner Zeit um Jahrhunderte vorauseilend, als Vorkämpfer einer Idee, die noch nicht einmal im 19. Jahrhundert ihre volle Durchschlagskraft errungen hat, in die Verbannung und in den Tod ging, der Idee einer auf ihre geistige Macht sich durchaus beschränkenden, der Sphäre weltlicher Macht- und Besitzfragen völlig entrückten und dadurch erst recht ihre göttliche Kraft entfaltenden Kirche. Und in diesem Sinn zählt Arnold von Brescia, den seine Zeitgenossen schon den Propheten genannt haben, mit unter die Vorläufer der Reformation und verdient es, vollends als ein Mann, der gemeinen Beweggründen gänzlich fremd, zeitlebens ein Charakter von unbeugsamer Festigkeit, eine Persönlichkeit von unbedingter sittlichen Reinheit und Lauterkeit geblieben ist, auch heute noch in seinem Kämpfen und Ringen einem zu zwei Dritteln evangelischen Volke vor Augen gestellt zu werden, in dessen leitenden Kreisen vielfach möglichst weitgehendes Entgegenkommen gegen die weltlichen Machtforderungen der Papstkirche als Gipfelpunkt aller staatsmännischen Kunst und Weisheit gepriesen wird, obwohl ihr Oberhaupt sich als den Stellvertreter dessen bezeichnet, der gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Um das Wirken und Kämpfen Arnolds zu verstehen, dürfte es sich vielleicht empfehlen, dasselbe nicht für sich allein zu betrachten, losgerissen aus seinem Zusammenhang mit den historischen Verhältnissen, wie sich dieselben in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts namentlich in seiner Heimath gestaltet hatten, sondern im Gegentheil gerade die historische Situation zum Ausgangspunkt zu machen und Arnolds Lebensbild in dieselbe wie in einen Rahmen hineinzufügen.

Die Wogen des Investiturstreits, welcher ein halbes Jahrhundert hindurch zumal in Deutschland und Italien beklagenswerthe Verwüstungen angerichtet hatte, begannen sich zu verlaufen. Die monarchische Machtfülle des deutsch-römischen Kaiserthums hatte durch denselben eine schwere Einbuße erlitten, während das Papstthum, wenn es auch die exorbitanten Ziele, wie sie dem Stolz eines Gregor VII. vorschwebten, nicht zu erreichen im Stande gewesen war, doch eine beträchtliche Stärkung seiner Position davongetragen hatte. Und doch, trotz dieses scheinbaren Triumphs der Curie hat auch dieser Kirchenstreit jedenfalls in Oberitalien dem politischen Fortschritt, der Erstarkung des bürgerlichen Selbstgefühls und damit der Entwicklung staatlicher Unabhängigkeit gedient, und die Curie war es im Grund genommen selbst, welche die Erreichung dieses ihr so widerwärtigen Zieles fördern helfen mußte.

Als Papst Nicolaus III. seine strengen Verfügungen gegen Simonie und Priesterehe erließ, ging allerdings z. B. gerade in Arnolds Heimath, in Brescia, durch die Reihen der Kleriker ein solcher Sturm der Entrüstung, daß nicht viel gefehlt hätte, der Bischof, der bei seiner Rückkehr von der Synode des Jahrs 1059 diese Verfügungen mitgebracht hatte, wäre den Streichen seiner erbitterten Kleriker erlegen. Aber wir dürfen es der römischen Curie, wir dürfen es insbesondere dem gewaltigen Nachfolger Nicolaus des III., einem Gregor VII. von vornherein zutrauen, daß er diesen von den Klerikern ausgehenden Widerstand zu brechen verstanden hat. Seine Agitatoren machten sich überall in den oberitalienischen Städten ans Werk, um die Laienwelt gegen ihre an dem Familienleben und an den seitherigen Lehensverhältnissen festhaltenden Geistlichen aufzuwiegeln. Und wie trefflich diese Agitatoren namentlich in den Kreisen des niederen Volks ihre Aufgabe erfüllt haben, das beweist der überall in diesen Städten sich bildende Bund der Pataria (d. h. des „Lumpengesindels"), der speciell in Brescia eines seiner Hauptquartiere besaß und nichts anderes als die völlige Beseitigung der an den alten Ordnungen festhaltenden Priester sich angelegen sein ließ. Und die Pataria hat ihr Ziel erreicht. Sie hat die oberitalienischen Bisthümer aus ihren feudalen Verbänden herausgerissen, aber sie hat zugleich die alten weltlichen Rechte der Bischöfe, auch wenn sie der neuen Ordnung sich fügten, ihnen nicht belassen, sondern wo es irgend ging, für die weltlichen Stadtbehörden erobert. Dabei verstand es sich von selbst, daß es nach dem französischen Sprichwort ging: „l'appétit vient en mangeant", daß diese Stadtbehörden mit Vergnügen bereit waren, diesen Expropriationsproceß noch weiter fortzusetzen und der Kirche auch die Rechte und Befugnisse abzunehmen, welche nicht aus Lehensverhältnissen flossen, sondern der Kirche als solcher zu eigen gehört hatten.

Und es fand sich in jenen Tagen noch ein weiterer Anlaß, die ganze Stellung der Kirche, ihre Ansprüche auf weltliche Macht und Herrlichkeit, welche die Curie trotz ihres Donnerns gegen simonistische Bischöfe mit nichten aufzugeben entschlossen war, mit kritischen Augen zu betrachten. Es war das Jahrhundert der großen Kreuzzüge, welche Tausende aus allen Ländern des Abendlandes hinüberführten zu jenen heiligen Stätten, da einst der Herr mit seinen Aposteln geweilt hatte. Mußte der Anblick dieser Stätten nicht die Erinnerung an die Armuth und Niedrigkeit des Weltheilandes und seiner Begleiter, deren Zeugen diese Stätten einst gewesen waren, ganz von selber in den Herzen der späteren Besucher aufwecken und sie geradezu herausfordern, Vergleichungen zwischen dieser Armuth und Niedrigkeit und der Pracht und Herrlichkeit der Kleriker ihrer Zeit anzustellen, welche doch die Nachfolger des armen Weltheilandes und seiner armen Apostel zu sein behaupteten?

Unter diesen Umständen konnte es natürlich eines gewaltigen Eindrucks zumal auf die fast überall pataristisch gesinnte Bevölkerung der oberitalienischen Städte nicht verfehlen, daß sogar ein Papst selbst, Paschalis II., ob auch freilich „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe", aus Furcht vor dem auf Rom losrückenden Kaiser Heinrich V., dessen festes und sicheres Auftreten den Papst ahnen ließ, daß derselbe das volle Investiturrecht für die kaiserliche Krone zu erkämpfen bis zum äußersten entschlossen sei — daß der Papst selber erklärte, der Kaiser möge nur die weltliche Macht der Bisthümer an sich ziehen; die Diener der Kirche sollten sich mit Zehnten und Opfern begnügen, ihr Amt fordere keine fürstlichen Rechte. Und wenn dann auch später der Investiturstreit eine ganz andere Wendung nahm, so bestand doch auch für die Folgezeit der Widerwille gegen die weltliche Macht der Bischöfe fort und zwar nicht bloß soweit sie dieselbe vom Kaiser zu Lehen nahmen, sondern gegen ihre weltliche Macht überhaupt. Wollte man nun nicht auf halbem Wege stehen bleiben, so ergab sich die Ausdehnung dieses Widerwillens auch auf die weltliche Macht des Papstes mit nothwendiger Consequenz. Und hier sind wir an dem Punkt angelangt, wo Arnold von Brescia einsetzt, nicht als originaler Denker, sondern durchaus beherrscht von den Anschauungen, welche die Geister in seiner engeren Heimath schon seit mehreren Jahrzehnten mächtig bewegten. Neu ist nur die Folgerichtigkeit, mit welcher er diesen Gedanken zu Ende denkt, der ihn auch vor der Tiara des Papstes nicht mehr Halt machen läßt, die seiner Zeit bis daher noch als sacrosanct erschienen war; neu ist nur die Kühnheit, mit welcher er diesen Gedanken ausspricht, der verzehrende Eifer, mit dem er während seines ganzen vielbewegten Lebens für seine Verwirklichung arbeitet, sei's im Kloster, sei's auf dem Katheder, sei's auf Synoden oder in Volksversammlungen.

Ob er bei seinem Auftreten gegen die weltliche Macht der Kirche und des Papstthums insbesondere sich nur von religiösen Beweggründen, durch das Bild der armen apostolischen Kirche, das ihm als Ideal vorschwebte, leiten ließ, oder ob und inwieweit Gedanken politischer Natur für ihn mitbestimmend gewesen sind, wird die nähere Betrachtung seines Lebensganges zu untersuchen haben, soweit es sich bei dem bereits besprochenen Charakter der für Arnolds Leben in Betracht kommenden Quellen überhaupt um einen sicheren Nachweis handeln kann. (Fortsetzung folgt.)

Plieningen.

Pfarrer Dr. Carl Ströle.

Aus dem Kreise Schwiebus.

Wenn man Centrumsredner und Centrumspresse hört, dann wird die römische Kirche in Preußen gegen die evangelische auf hundert Punkten zurückgesetzt. Der wirkliche Nachweis solcher Punkte ist freilich so schwierig, daß man sich zu dem verzweifelten Mittel entschlossen hat, dem Staate nachzurechnen, ob er auch in seiner Minister- und Beamtenanstellung kirchlich-paritätisch verfahre. Die Wahrheit ist, daß Preußen nicht nur — was ihm zum Ruhme gereicht — die Toleranz gegen die römische Kirche mehr als hundert Jahre früher eingeführt hat als das katholische Oesterreich die Toleranz gegen die evangelische, sondern — was ihm nicht zum Ruhme gereicht — daß es vielfach die römische Kirche mit großer Freigebigkeit bedacht hat, während der Geiz gegen die evangelische lange Zeit hindurch geradezu Regierungsprincip war. Es gibt aber noch dunklere Flecke auf dem preußischen Ehrenschild der Gerechtigkeit; Fälle, in denen der politische Grundsatz: die Katholiken muß man durch Großmuth gewinnen, bei den Protestanten hat man das nicht nöthig, die sind ohnedies treu, geradezu zu einer Umkehr aller Gerechtigkeit und Billigkeit geführt hat. Solch einen Flecken bildet bis heute der in der preußischen Geschichte nicht unberühmte Kreis Schwiebus. Wir geben aus einer uns aus demselben zugegangenen längeren Mittheilung über die dortigen „paritätischen" Verhältnisse (lucus a non lucendo) einen bündigen Auszug, da die Dinge gen Himmel schreien.

Der Kreis Schwiebus, heute zu Brandenburg, ehedem zu Schlesien gehörig, war unter der Regierung Ferdinands I., des Bruders Karls V., evangelisch geworden, und so die vorhandenen Kirchen sammt dem von den Gemeinden durch Landabtretung gestifteten Pfründen in den Besitz der evangelischen Kirche übergegangen. Noch der Majestätsbrief Rudolfs II. hatte diesen Besitzstand bestätigt, aber bald nachher kam die in bekannter österreichischer Manier betriebene Gegenreformation. Mit Hülfe der Jesuiten und der liechtensteinischen Dragoner sorgte das Haus Habsburg für das Seelenheil seiner Unterthanen; noch heute wird in Schwiebus eine mit evangelischem Märtyrerblute bespritzte Bibel aus jenen Zeiten bewahrt. Als Höhepunkt der Verfolgung gilt merkwürdiger Weise das Jahr 1654, also das sechste nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges; der westphälische

Friede hat das Haus Oesterreich nicht im mindesten abgehalten, mit der brutalen Unterdrückung des evangelischen Bekenntnisses fortzufahren. Die evangelischen Kirchen wurden geschlossen, um dem katholischen Cultus übergeben zu werden, die evangelischen Prediger wurden verjagt und römische an ihre Stelle gesetzt, das Kirchenvermögen der katholischen Kirche übergeben. Die Gemeinden blieben indeß dem evangelischen Bekenntniß treu, suchten evangelische Predigt, Taufe, Trauung jenseits der Grenze in brandenburgischen Dörfern, und wurden dafür mit harten Geld- und Gefängnißstrafen heimgesucht. Zwei politische Episoden halfen wenigstens ihre Aushungerung hintanhalten. Der Schwiebuser Kreis wurde 1686 an den Großen Kurfürsten abgetreten, der die evangelische Religionsübung wiederherstellte: freilich gab ihn schon 1695 sein Sohn an Oesterreich und ebendamit an die römische Unterdrückung zurück. Dann erzwang bekanntlich Karl XII. nach Niederwerfung Sachsens vom österreichischen Hofe das Versprechen der Duldung gegen die schlesischen Evangelischen, ein Versprechen, das nach österreichisch-jesuitischer Art nicht länger gehalten ward, als der Zwang währte.

Durch die Eroberung Schlesiens 1742 fiel der Schwiebuser Kreis endgültig an Brandenburg-Preußen zurück. Und nun wäre es das Gebot des natürlichen und des positiven Rechtes gewesen, zwar nicht den katholischen Cultus zu unterdrücken oder zu entrechten, wohl aber Kirchen und Kirchenvermögen zwischen ihm und dem evangelischen Bekenntniß nach Verhältniß der Seelenzahl zu vertheilen. Leider hat das der große König aus politischen Rücksichten unterlassen und so die wesentlich bis heute bestehenden, jeder Gerechtigkeit und Billigkeit spottenden Verhältnisse geschaffen. Zwar wurde der evangelische Gottesdienst wieder freigegeben, aber die sämmtlichen Kirchen und das gesammte von den Gemeinden herrührende Kirchenvermögen der in Schlesien mächtigen römischen Kirche überlassen. Nur an Orten, wo gar keine Katholiken mehr vorhanden waren, wurden nachträglich die katholischen Pfarrer und Lehrer entfernt. Im Uebrigen begnügte man sich, den Protestanten sechs möglichst erbärmliche Kirchen zu bauen und ihnen einige Prediger zu geben, für deren Lebensunterhalt sie selbst zu sorgen hatten. Anfangs mußten sie daneben auch noch den römischen Geistlichen die althergebrachten Zehnten und Stolgebühren leisten, eine Ungerechtigkeit, welche Friedrich der Große zwar nachher abstellte, die aber in unseren Zeiten bei der Zehntablösung, wie wir hören werden, rehabilitirt ward. Auf diese Weise wurde im Kreise Schwiebus, der ohnedies durch den dreißigjährigen wie den siebenjährigen Krieg materiell sehr heruntergekommen war, eine Armuth des evangelischen Kirchenwesens begründet, welche die Grenzen des Anständigen überschreitet. Oder wie soll man es nennen, wenn z. B. in Mühlbock während des Gottesdienstes zwei Knaben mit Tellern

durch die Versammlung gehen müssen, um Almosen für den Pfarrer einzusammeln, oder wenn ebendort bei der Beichte und Absolution das niederknieende Gemeindeglied gleichzeitig in die Westentasche zu greifen hat, um drei Geldstückchen herauszuholen, eines zur Bezahlung des Abendmahlsbrodes, eines zur Bezahlung des Abendmahlsweins und ein drittes zur Bezahlung des Küsters? Man darf fragen, wozu eigentlich Consistorien da sind, wenn nicht zur Beseitigung eines so skandalösen Unfugs in ihrem Amtsbezirk. Der einzige unter den folgenden preußischen Königen, der an diese unwürdigen Verhältnisse die Hand einer kleinen Abhülfe gelegt hat, scheint Friedrich Wilhelm III. gewesen zu sein, der einigen wenigen evangelischen Gemeinden wie Muschten und Skampe etwas eingezogenes katholische Kirchengut zuwies: seitdem hat man anheimfallende Kirchenfonds lieber zur Errichtung katholischer Waisenhäuser, d. h. Propaganda-Anstalten für Mischehenkinder, verwendet, worin eines der „segensreichen" Geschäfte der katholischen Abtheilung im Cultusministerium bestand. Ja, unserem Zeitalter blieb es vorbehalten, Ansprüche der römischen Geistlichkeit auf Ablösung des seit hundert Jahren erloschenen Zehnten der evangelischen Bevölkerung gegenüber rechtlich begründet zu finden. Zwei evangelische Gemeinden, welche sich zum Schutz wider diese Ansprüche an die Gerichte wandten, haben 1871 und 73 Unrecht bekommen; die anderen versuchten hiernach den Rechtsweg nicht mehr, und so geschieht es, daß im Schwiebuser Kreise bis heute evangelische Gemeinden der römischen Geistlichkeit eine Ablösungsrente zahlen müssen für das, was einst von Rechtswegen der evangelischen Kirche gehörte. Daß unter solchen Umständen in einigen Gemeinden wie Mühlbock und Schönfeld die evangelische Kirchensteuer bis 200% der staatlichen Einkommensteuer beträgt, ist nicht zu verwundern. Ebensowenig, daß von den 38 evangelischen Gemeinden, welche der Kreis im Jahre 1654 besaß, trotz der fast ausnahmslosen Bekenntnißtreue der Bevölkerung bis heute nur 11 eine selbständige kirchliche Existenz haben wiedergewinnen können.

Um aber das Maaß der im Kreise Schwiebus erblichen Ungerechtigkeit vollständig zu würdigen, muß man sich die Verhältnisse dieser elf Gemeinden im Einzelnen ansehen. In der Kreishauptstadt Schwiebus leben 7000 Protestanten neben 1200 Katholiken. Die alte schöne gothische Kirche gehört den letzteren. Fragt man nach der evangelischen Kirche, so wird man in einen Winkel der Stadt vor ein thurm- und stylloses Gebäude aus Fachwerk geführt, das mehr einer Scheune gleicht. Im Innern ist dieses Gebäude wegen der Tausende aus Stadt und Land, für die es ausreichen sollte, mit drei Emporen versehen, aber die dritte Empore ist so baufällig, daß es seit Jahren polizeilich verboten ist, sie zu betreten. Wegen des drohenden Einsturzes schweben seit zehn Jahren(!) Verhandlungen über den Bau einer

massiven evangelischen Kirche, aber „gut Ding will Weile haben“, heißt es bekanntlich bei preußischen Behörden, wenn es sich um den Bau einer evangelischen Kirche handelt.[1]) Daß für die Krankenpflege unter jenen 1200 Katholiken (oder auch jenen 7000 Protestanten) 13 katholische Schwestern vorhanden sind und in einem stattlichen aus den Ueberschüssen des katholischen Kirchenvermögens erbauten Hause wohnen, während man evangelischerseits Mühe hat ihnen zwei Diakonissen gegenüberzustellen, ist nur so ein Nebenumstand. Auf die scheunenartige und mit Einsturz drohende Schwiebuser Kirche sind nun außer den 7000 städtischen Protestanten noch eine ganze Reihe von Landgemeinden angewiesen. Eine halbe Stunde von Schwiebus liegt das Dorf Grädiz. Es hat ein altes Kirchlein, aber dasselbe steht nur den 44 Katholiken des Dorfes zur Verfügung; die 270 Protestanten haben, wenn sie Gottesdienst feiern wollen, durch Regen und Schnee nach Schwiebus zu wandern, oder sich neuerdings in die dumpfe Enge einer Schulstube zu schicken. Wieder eine halbe Stunde weiter liegt das Dorf Koppen mit hübscher Kirche. Dieselbe gehört den 36 dortigen Katholiken; die 271 Protestanten dürfen sechsmal im Jahr darin feiern, die übrigen fünfzigmal müssen sie gleichfalls nach Schwiebus wandern, oder in einer engen Schulstube vorlieb nehmen. In derselben Lage befindet sich, wiederum eine Stunde weiter von Schwiebus entfernt, das Dorf Jehser mit 328 Protestanten: sie dürfen die Kirche, in der ihre Vorfahren feierten, sechsmal im Jahre benutzen, nicht mehr: denn sie gehört dem einzigen Katholiken, der im Dorfe wohnt, und der römische Priester bringt allsonntäglich ein paar Katholiken aus anderen Gemeinden mit, um den Schein einer Ortsgemeinde aufrecht zu erhalten. In dem wiederum eine Stunde weiter entlegenen Kutschlau ist die alte Kirche den 76 Katholiken ausschließlich zu Dienst; die 499 Protestanten sind auf eine Schulstube angewiesen, oder müssen nach Schwiebus eine 3—4stündige Reise machen; allerdings sollen auch für diese Gemeinde „Verhandlungen“ über einen Kirchbau „im Gange sein“. Das Nachbardorf Rentschen ist so glücklich zwei Kirchen zu haben, eine katholische und eine evangelische, aber nur für die 30—40 Katholiken gibts einen eigenen am Orte wohnenden Pfarrer; die evangelische Mehrheit ist auf den Pfarrer in Skampe angewiesen. — Während in allen diesen Gemeinden die kirchlich

1) Zehn Jahre sind zu Verhandlungen über den Neubau einer evangelischen Kirche in Preußen nicht viel. Ich vergesse das Wort eines wackeren preußischen Regierungsbaumeisters nicht, das er aus solchem Anlaß mir sagte: „Ich darf es ja nicht laut sagen, denn ich bin Staatsbeamter; aber wenn irgendwo eine Kirche gebaut werden soll, wer hält es auf? Die Regierung und das Consistorium!“ Die Beschleunigung der neuerlichen Kirchenbauten in Berlin ist nur Ausnahme, die ihre besonderen Ursachen hat.

Der Herausgeber.

darbenden protestantischen Mehrheiten sich trotzdem gut behaupten, liegt in dem eine Stunde von Schwiebus entfernten Mühlbock die Sache trüber. Hier sind seit dreißig Jahren bereits fünfzehn Grundbesitze aus evangelischen Händen in katholische übergegangen, — man sagt mit Hülfe von Geldmitteln, die aus der katholischen Pfarre fließen, und die Verschuldung evangelischer Besitzer an die katholische Pfarre ist im Zunehmen. Die katholische Kirchenkasse hat ein Vermögen von 180000 Mark und so große Ueberschüsse, daß sie der Umgegend durch Crucifixe und Marienbilder einen katholischen Anstrich zu geben vermag; die evangelische ist so arm, daß sie das Licht nicht bezahlen kann, das ein Abendgottesdienst erfordert. Für die Katholiken ist Kirche, Schule, Pfarre von schönster Einrichtung, für die Protestanten alles dürftig und elend. So hat sich in Mühlbock die Zahl der Katholiken auf etwa 250 unter 750 vermehrt; sie wird sich noch weiter vermehren, da ein katholisches Waisenhaus für Mischehenkinder sorgt und drei barmherzige Schwestern zur Krankenpflege vorhanden sind. Die Protestanten haben dagegen eine Diakonisse; um eine zweite, die auch eine Kleinkinderschule halten könnte, und um ein auf 10000 Mark veranschlagtes Gebäude für die Schwestern und deren Werke betteln sie. — Originell endlich sind die Verhältnisse in dem benachbarten Filial Schönfeld: hier gibt es eine katholische Kirche ohne irgendwelches Gemeindeglied; die evangelische Tagelöhnerbevölkerung darf sie benutzen, muß aber auch die Reparaturen tragen, da das betreffende Kirchenvermögen seiner Zeit von der Katholischen Abtheilung bei Seite gebracht worden ist.

Das ist ein Bild — nicht aus der evangelischen Diaspora, sondern aus einem kernevangelischen Landestheil Preußens, in dem es nur eine katholische Diaspora gibt. Wenn in der großen Provinz Schlesien theilweise ähnliche Zustände herrschen, dann desto schlimmer für die evangelische Landeskirche und den Ruhm preußischer Gerechtigkeit. Es mag nicht angehen, solche verjährten Ungerechtigkeiten heute auf administrativem oder juridischem Wege zu beseitigen, aber ebensowenig geht es an, derartige Nothstände, welche lediglich der Staat durch seine falsche Politik geschaffen hat, der Mildthätigkeit der Landeskirche zu überlassen. Ein Staat, der es sich leisten konnte, siebzehn Millionen rechtlich verfallener Sperrgelder der römischen Kirche zurückzuschenken, müßte auch eine gleiche Summe übrig haben, um an den Confessionsgenossen des Landesherrn sein altes Unrecht gutzumachen. Will er sie nicht haben, so gebe er es auf, die Losung Suum cuique zu führen.

(Nach amtlichen Mittheilungen aus dem Kreise Schwiebus.)

Dark Italy.

Am 30. October d. J. hat in Italien wiederum ein Gefecht zwischen Banditen und Carabinieri stattgefunden, diesmal in den sogenannten Maremmen, an der Küste südlich von Pisa, wo ein an Sümpfen und Buschwerk reiches Land schon seit undenklichen Zeiten den Briganten erwünschte Schlupfwinkel bietet. Im erwähnten Gefecht wurden zwei Briganten getödtet, einer schwer verwundet, die Soldaten blieben unverletzt. Im Jahre 1893 erregte eine Schwurgerichts-Verhandlung zu Viterbo Aufsehen. Die Zahl der Angeklagten war zweihundert, schreibe 200, meistens Grundbesitzer aus der Gegend von Viterbo, Civitavecchia und Grosseto, also aus demselben Gebiet, wo das zu Anfang erwähnte Gefecht stattfand. Jene Angeklagten waren beschuldigt, die Briganten viele Jahre hindurch begünstigt und somit das Werk ihrer Vernichtung erschwert zu haben. In jener Gegend hauste nämlich mit seiner Bande der Briganten-Häuptling Domenico Tiburzi, dessen Hauptquartier sich in dem höhlenreichen Gebiet der dortigen Urwälder befand. Dieser verwegene Häuptling hatte sich die Grundbesitzer jener Gegend zinspflichtig gemacht, indem er ihnen die Zusage ertheilte, daß jeder von ihnen in Hinsicht seiner Person und seines Eigenthums vor den Briganten sicher sein werde, wenn er ihm — dem Häuptling Tiburzi — die verlangte Abgabe jährlich bezahle. Dagegen drohte er einem jeden die sicher treffende Kugel, der ihn verrathen, oder die Unternehmungen der Soldaten wider ihn begünstigen werde. Viele Jahre hindurch kassirte Tiburzi jenen Tribut ein, und allgemein nannte ihn die dortige Bevölkerung „König der Maremmen", ebenso wie man einst einen Brigantenführer Marcus als König des Silawaldes in Calabrien bezeichnete. — Tiburzi war wegen Mordes zu vieljährigem Bagno verurtheilt, entfloh aber am 1. Juni 1872 mit einigen Genossen und führte von da an ein freies Brigantenleben. Nachdem er sich durch blutige Thaten den nöthigen Respect verschafft hatte und nach und nach die Grundeigenthümer ihm tributpflichtig geworden, lebte er auf großem Fuß als Brigant höheren Styles, der nicht nöthig hatte, Straßenraub und dergleichen untergeordnete „Geschäfte" zu betreiben. Er hatte neben sich einen Secretair und Adjutanten, Namens Fioravanti, war devot gegen die Madonna, deren geweihtes Scapulier er stets am Leibe trug, hatte in seiner Höhle, die einst entdeckt wurde, nicht nur Pulver, sondern auch geweihte Bilder der Madonna, und verübte nur dann blutige Thaten, wenn es galt Verfolger zu erschießen, einen Verräther zu bestrafen, oder einen Nebenbuhler und Concurrenten aus seinem „König-

reich“ zu entfernen. Nachdem Tiburzi zweiundzwanzig Jahre als König der Maremmen gewaltet hatte und sein Haar ergraut war, erlag er einer Kugel der Carabinieri. Nach seinem Tode übernahmen die drei zu Anfang Erwähnten das „Geschäft“ in den Maremmen, verfuhren aber dabei weniger vornehm. Bei passender Gelegenheit waren sie Straßenräuber, nicht selten erpreßten sie durch Aufhebung eines Grundbesitzers bedeutende Geldsummen, und hatten ihre durch Furcht oder Gewinnsucht erworbenen Helfer. — Von derselben Art sind die heutigen Briganten Siciliens. Am 31. October d. J. ward in Palermo ein Proceß gegen eine Bande derselben beendigt. Im vorigen Jahre hatte dieselbe den reichen Canonicus Compagno gefangen genommen, um für seine Freilassung Geld zu erpressen. Demselben war es aber gelungen zu entkommen, indem er die Flinte seines Wächters erwischte und diesen niederschoß. Es gelang, jene Bande zu inhaftiren, und am genannten Tage wurden alle Mitglieder derselben verurtheilt, auch ein Helfer, der den Briganten ein einsames Landhaus angewiesen hätte, wo der genannte Compagno in Haft gehalten wurde. Wen es gelüstet, Briganten-Geschichten heutiger Zeit zu erfahren, der muß die Tagesblätter aus Sicilien lesen, wo Erpressungen, Raubanfälle, Wegführungen noch immer häufig sind. Vor zwei Jahren wurde die durch blutige Gräuel berüchtigte, unter dem Häuptling Mauro vereinigte Bande eingefangen, um dann zwischen Kerkermauern ihre Verbrechen zu büßen. Das eigentlich klassische Gebiet aber war bis vor einem Menschenalter der Kirchenstaat, wo der Cardinal Consalvi zur Zeit Pius VII. zur Unterdrückung des Brigantaggio ein Mittel benutzte, welches an Classicität nie übertroffen worden ist: er schloß mit den Briganten einen Vertrag und pensionirte dieselben. Die Vertragsbedingungen liegen documentenmäßig dem Schreiber dieses vor. Was die päpstliche Regierung that, ward vom König Ferdinand in Neapel nachgeahmt. An Lorbeeren der Mordthaten und anderer Schandthaten reich, ward im Kirchenstaat der Brigantenchef Gasparone (der große Kaspar) mit Pension in den Ruhestand versetzt, und dies Ungeheuer erfreute sich desselben einige Zeit lang, bis er, nach Thaten durstig, die alte Laufbahn wieder betrat, die ihn in Haft brachte und in derselben hochbetagt sterben ließ. Von dem „dark Italy“ der Brigantenwelt gewann der Cardinal Pecci (den man jetzt Leo XIII. nennt) genaue Kunde, als Pius IX. ihn nach Benevent sandte, um dort den Briganten das Handwerk zu legen. Der Genannte, mit dem Titel: „Delegatus apostolicus“ versehen, schien sich Sixtus V. als Vorbild zu nehmen, der bei der Engelsburg die Köpfe hingerichteter Briganten zu Pyramiden aufschichtete, und wenn auch Herr Pecci solche Bauwerke in Benevent nicht zur Schau stellte, so ließ er doch zahlreiche Banditen mit Pulver und Blei beseitigen. Kürzlich behauptete Leo XIII., daß ganz allein der Rosenkranz vor Jahrhunderten die Albigenser in Frankreich besiegt habe. Er hat in Benevent nicht den Versuch gemacht, die Briganten mit dieser Zauberwaffe zu bezwingen.

Cardinal Pecci ward Leo XIII., und man preist ihn als „Apostel des Rosario“ (Rosenkranz), dessen Gebrauche er den Monat October weihte. Die Gunst und Gnade der Himmelskönigin soll damit errungen werden. Auch die Briganten stellen sich unter den Schutz der Madonna und beten den Rosenkranz. Die Madonna von Carmine (Carmel) wird von allem Diebs- und Mordgesindel in Italien angerufen, ebenso wie die Diebe und Räuber der Römerzeit zur Göttin Laverna flehten.

Der Papst hat die Gräuel des Brigantaggio als ein Brandmal des erzkatholischen Italiens vor sich, und besitzt doch den Muth, gegen die Reformation den Vorwurf zu schleudern, daß sie die Sittenlosigkeit gefördert habe. Er möge beweisen, daß der Brigantengräuel auch die Gebiete des Protestantismus befleckt hat. Schon zur römischen Kaiserzeit florirte in Italien der Brigantaggio, erreichte aber erst dann seine eigentliche Blüthezeit, als der Katholicismus zur vollen Herrschaft gelangt war. Eine übersichtliche Geschichte des Brigantenthums findet sich im vierten Theil meiner Schrift: Das Heidenthum in der römischen Kirche. Hier ist der Nachweis geliefert, daß die römische Kirche das Brigantenthum nicht beseitigt, letzteres sich vielmehr in ihrer Mitte verschlimmert hat. Das katholische Italien hat neben dem Briganten auch den sogen. „Bravo“ hervorgebracht, den geschäftsmäßigen Meuchelmörder, der von den Mordanschlägen Anderer einen nach seinen Begriffen durchaus erlaubten Gewinn zieht. Im vorigen Jahrhundert blühte dieses Geschäft. Falsche Zeugen und Meuchelmörder lassen sich in Italien noch heute kaufen, aber der Preis ist gestiegen. Mit Haufen von Mördern, Briganten und Sträflingen zog der Cardinal Ruffo anno 1799 in Süditalien gegen die „Liberalen“ zu Felde; die heilige apostolische römische Kirche hatte diese Bravi gedungen und belohnte sie reichlich. Sueton berichtet im Leben des Augustus Cap. 32 von den Schandthaten der Wegelagerer und zahlreichen Verbrechergesellschaften. Wenn man diese Stelle liest, so könnte man meinen, dieselbe sei heute geschrieben, und Sueton habe während unserer Tage jene Monstre-Processe erlebt, bei denen es sich um geheime Verbrechergesellschaften handelte, ganz ähnlich der heutigen Camorra in Süditalien und Maffia in Sicilien. Der Papst, welcher in seiner Canisius-Encyklika über die Gebiete des Protestantismus urtheilt, die er nicht kennt, hat wohl nie das Wort gelesen: „Was siehest du den Splitter in deines Bruders Auge, und des Balkens in deinem Auge wirst du nicht gewahr! Ziehe zuerst den Balken aus deinem Auge, und dann siehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.“

Neapel. Pfr. Trede.

Die vierte ordentliche Generalsynode der altpreußischen Landeskirche.

Die vierte ordentliche Generalsynode der altpreußischen Landeskirche hat soeben, drei Jahre nach der durch die Agende veranlaßten außerordentlichen, vom 24. November bis zum 16. December getagt. Obwohl sie vermöge bekannter Verhältnisse ohne Zweifel kein ganz entsprechender Ausdruck der kirchlichen Durchschnittszustände im Lande, sondern ein weit nach Rechts hin fallender Reflex derselben war, bot sie doch ein so reiches Bild kirchlicher Bestrebungen, daß ein Ueberblick ihrer Verhandlungen und Beschlüsse weit über die Grenzen der Landeskirche hinaus von Interesse sein wird.

Die Zusammensetzung war von derjenigen der vorangegangenen Synoden nicht wesentlich verschieden. Die Provinzialsynoden hatten weit überwiegend conservativ gewählt, die königlichen Ernennungen hatten sich auf die drei Gruppen der Confessionellen, der Positiv-Unirten und der Evangelischen Vereinigung ziemlich gleichmäßig vertheilt. So zählte die positiv-unirte Gruppe einschließlich von 5 Hospitanten 87 Mitglieder, die Evangelische Vereinigung einschließlich acht „stimmberechtigter Gäste“ 55, die confessionelle Gruppe 49. Daß unter den Gästen der alten „Mittelpartei“ eine Anzahl von Generalsuperintendenten und Consistorialpräsidenten sich befand, veranschaulichte, daß die „positive Union“ aufgehört hat ausschließliche Regierungspartei zu sein. Zugleich ist in dieser noch immer zahlreichsten Gruppe unverkennbar eine innere Veränderung vorgegangen; der früher maßgebende Einfluß Stöckers, dieses schroffen Gegners aller Mittelparteien, ist, wie die Synode selbst veranschaulichen sollte, auf den Nullpunkt gesunken und nicht wenige Mitglieder der „positiven Union“ stehen der Evangelischen Vereinigung nahe. Aber auch die confessionelle Fraction, für welche die vorwiegende Theilnahme aristokratischer, politisch-conservativer Persönlichkeiten charakteristisch ist, hat durch die Mäßigung und conciliante Art ihres Führers, Sup. Lic. Holtzheuer, einen milderen Charakter angenommen. Waren die kirchlich conservativen Anschauungen in der Synode in sicherer Ueberhand, so war doch der Ton ein durchaus duldsamer und brüderlich freundlicher; keine Spur von Parteileidenschaft ist hervorgetreten. Als es sich darum handelte, dem vielangefochtenen Professor Grafe von Bonn, der

sich uns als Gast angeschlossen hatte, in der Commission für die Vorbildung der Geistlichen die Gelegenheit zur Aussprache und eventuellen Abwehr von Angriffen zu schaffen, gingen die beiden conservativen Fractionen auf die von uns hiezu gewünschte Erweiterung dieser Commission willig ein. Der ganze Streithandel des bonner Ferienkursus wurde aber in ihr kaum mit einigen Worten gestreift, im Plenum überhaupt nicht berührt; die bei der Besprechung des Candidatenexamens von einem einzigen Synodalen verlautbarten Angriffe auf „die Professoren" wurden durch eine biedere Erklärung Holtzheuers abgethan.

Die Synode wurde eröffnet von dem Vorsitzenden des Synodalausschusses, Sup. Lic. Holtzheuer. Die Wahl des früheren Präsidenten, Grafen Zicthen-Schwerin, dessen einsichtige, unparteiische und freundliche Leitung sich bewährt hatte, vollzog sich nach leichter Verständigung durch Zuruf; ebenso die des Vicepräsidenten (Holtzheuer) und der Schriftführer (Streetz, Förster, Trosien, Altgelt). Neun Commissionen von je 15 oder 21, bezw. 27 oder 28 Mitgliedern wurden gebildet, so daß ziemlich alle Synodalen Verwendung fanden, manche in zwei Commissionen thätig sein mußten: für Geschäftsordnung und Verfassungsfragen, für Petitionen, für Finanzangelegenheiten, für Relicten- und Pensionswesen, für Unterrichtsangelegenheiten, für Liturgisches, für Vorbildung und Anstellungsfähigkeit der Geistlichen (28), für das Gesetz über das Diensteinkommen der Geistlichen (27), und für Evangelisation und innere Mission (28). Es war eine nicht geringe Anzahl von Gegenständen zu erledigen, 30 kirchenregimentliche Vorlagen, 40 Anträge von Provinzialsynoden, 6 von privater Seite und 242 Petitionen. Dieses Arbeitspensum wurde in 95 Commissions- und 19 Plenarsitzungen innerhalb drei und einer halben Woche soweit bewältigt, daß nur vierzehn Commissionsanträge unerledigt blieben, als die Synode um des nahenden Weihnachtsfestes willen geschlossen werden mußte. Man hat in deutscher Weise gearbeitet, täglich von 10 bis 5 oder 6 Uhr; außerdem noch Abends in den Fractionen, so daß die Synodalzeit eine ungemein angestrengte und die regelmäßige Theilnahme nahezu aller Synodalen an den Plenar- und Commissionssitzungen eine zu bewundernde war. Die Verhandlungen verliefen gewohnter Weise nicht ohne eine gewisse Breite, aber doch weit anständiger als in unseren politischen Parlamenten, indem nicht nur persönliche Reibereien gänzlich fehlten, sondern auch die Unsitte, während der Reden und Berichterstattungen laut zu schwatzen, der Synode fremd blieb.

Die sachlichen Verhandlungen begannen mit einem Protest gegen die päpstliche Canisiusencyclika, der von Sup. Holtzheuer entworfen war und mit geringen rein redactionellen Veränderungen die Zustimmung

sämmtlicher Gruppen fand. „Die Generalsynode der preußischen Evangelischen Landeskirche protestirt gegen die vom [römischen] Papste in seiner Canisius-encyclika dem Andenken Luthers und dem gesammten Werke der Reformation zugefügten Schmähungen, indem sie dem Papste entgegenhält: 1. Was der Papst als unheilvolles Gift bezeichnet, ist in Wahrheit das seligmachende Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu, dem endlich Raum zu geben der Papst immer von neuem gemahnt werden muß. 2. Luther, den der Papst als Aufrührer verdächtigt, hat in Wirklichkeit nur schlicht und recht Gott die Ehre gegeben, indem er den auf Menschensatzungen begründeten päpstlichen Autorität mit der Autorität des göttlichen Wortes Trutz bot. 3. Die weltliche Obrigkeit ist als selbständige Ordnung Gottes erst wieder erkannt, seit die angemaßte Oberherrlichkeit des Papstes über das staatliche Regiment bei den Evangelischen keinen Glauben mehr fand. Die Geschichte bezeugt, daß das unheimliche Feuer der Revolution in den katholischen Ländern mehr Nahrung gefunden und größere Verheerungen angerichtet hat als unter den Völkern evangelischen Bekenntnisses. 4. Gegenüber dem behaupteten Zusammenhang von Reformation und Sittenlosigkeit rufen wir Gott zum Zeugen an. Die Reformation hat durch ihre lautere Predigt des Wortes Gottes die Gewissen geweckt und ist für den Einzelnen wie für Familie und Volk je und je die Quelle christlicher Bildung und Gesittung gewesen. — Der menschgewordene Gottessohn aber, unser einiger Mittler, bleibt unsre feste Burg. Das Feld wird Er behalten." — Diese Erklärung, einstimmig angenommen und mit dem Gesange „Das Wort sie sollen lassen stahn" begleitet, machte einen trefflichen tiefen Eindruck; noch während der Synode liefen warme Zustimmungen ein. Die „Germania" hat nur verlegene, alberne Gegenbemerkungen gehabt, z. B. über das bei der Abschrift zufällig weggebliebene „römische" in Z. 2.

Noch eine ganze Reihe derartiger über die Grenzen der Landeskirche hinausreichender Angelegenheiten beschäftigten die Synode. Auf eine Anregung von D. Haupt und Gen. erbat sie eine kräftigere Förderung der begonnenen, nur durch Unterstützung der Regierungen durchführbaren Gesammtausgabe der Werke Luthers. Ueber den Stand unsrer äußeren Mission überhaupt und in Preußen insonderheit orientirte, soweit es die heimischen Bemühungen betraf, eine Denkschrift des Oberkirchenraths; durch das Missionsgebiet selbst führte uns D. Warneck in einem lebendigen Ueberblick. Dabei wurde Licht und Schatten unsrer deutschen Colonisation gestreift und insonderheit bei einem Werke verweilt, welches der Oberkirchenrath mit landeskirchlichen Mitteln zu reichsdeutschen Zwecken betreibt, die Stiftung eines deutsch-evangelischen Pfarramtes und Kirchengebäudes in Dar-es-Salaam. Der an die Billigung dieses Werkes angeknüpfte Wunsch,

daß das Reich die Kosten desselben übernehme, mußte leider von kundiger Seite als aussichtslos bezeichnet werden, indem unsere Reichsverfassung bekanntlich für kirchliche Anliegen keinen Raum hat. — Ferner hatte der auf der letzten Generalsynode mit einer regelmäßigen Weihnachtscollecte ausgestattete „Jerusalemsverein", welcher der deutsch-evangelischen Kirche und Mission im h. Lande dient, über glücklichen Fortgang zu berichten; er hatte im laufenden Jahre seine Einnahmen nahezu verdoppelt (115 680 Mk.) und andrerseits in der armenischen Waisenpflege eine neue große Aufgabe erhalten. Die Erwähnung der letzteren gab Veranlassung, über die von unsren Politikern noch immer in unbegreiflicher Weise ignorirten Greuel der armenischen Christenverfolgung ein Zeugniß abzulegen und zur Barmherzigkeit an den Opfern derselben von neuem aufzufordern.

Ebenso wie der Arbeit der äußeren Mission, war dem Gustav-Adolfs-Verein eine oberkirchenräthliche Denkschrift und eine synodale Berichterstattung gewidmet; die von Hofprediger Rogge gegebene Uebersicht hob besonders die unserer Diaspora durch den neuerlich großgezogenen römischen Fanatismus bereiteten Bedrängnisse hervor. — Für die kräftige Förderung der deutsch-evangelischen Gemeindebildung in Rom und des für sie angestrebten Kirchbaues war eine Petition des Evangelischen Bundes eingetreten. Der Ev. Oberkirchenrath bekannte sich von neuem zu dieser Sache, deren unverständliche Verzögerung längst die deutsch-protestantische Geduld auf die Probe stellt; und so wurde nach warmer Begründung durch Pastor Terlinden die folgende Resolution einstimmig angenommen: „Die kirchliche Sammlung und Versorgung der in Rom lebenden Evangelischen deutscher Zunge ist kräftiger Unterstützung werth. Mit dem Danke für das, was hierfür seit langer Zeit durch staatliche Fürsorge geleistet worden ist, verbindet die Generalsynode die Bitte an den Ev. Oberkirchenrath: 1. für die Ergänzung der dort vorhandenen kirchlichen Einrichtungen aus den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln nach wie vor Sorge zu tragen: 2. dahin zu wirken, daß eine deutsche evangelische Gemeinde zu Rom thunlichst bald in die Reihe der der preußischen Landeskirche angeschlossenen Gemeinden des Auslandes eintrete; 3. zur geeignet erscheinenden Zeit darauf Bedacht zu nehmen, daß die deutsche evangelische Gemeinde in Rom in einem auch nach außen als solches erkennbaren Gotteshause sich versammeln könne." Daß die „geeignet erscheinende Zeit" nicht erst gegen das Reformationsjubiläum von 1917 hin gesucht werden dürfe, indem eine solche Aussicht die Sammlungen für den römischen Kirchbau völlig lähmen würde, blieb nicht unausgesprochen. — Eine schöne allgemein-deutsche Perspective eröffnete endlich der Bericht, welchen der Oberkirchenrath über die ihm angeschlossenen deutsch-protestantischen Gemeinden des Auslandes gab. Die für diese auswärtige Diasporapflege auf

Empfehlung der Eisenacher Conferenz von der Generalsynode von 1885 bewilligte zweijährige Collecte ergibt etwa 30 000 Mk., wozu noch einige Beiträge aus anderen Landeskirchen kommen. Mit Hülfe dieser Mittel treibt der Ev. Oberkirchenrath zu Berlin ein allgemein deutsch-evangelisches Werk von unverkennbarer Bedeutung für die Pflege unseres Volksthums im Ausland. Siebzig evangelische Gemeinden deutscher Zunge haben sich seither der altpreußischen Landeskirche angeschlossen und der Aufsicht und Pflege des Oberkirchenraths unterstellt, seit 1891 allein 26 neue; mehrere Geistliche anderer Auslandsgemeinden haben für ihre Person das Gleiche gethan. So konnte der Oberkirchenrath diesmal einen Gesetzentwurf vorlegen, welcher die zwischen solchen Gemeinden bezw. Geistlichen und der altpreußischen Landeskirche waltenden Rechte und Pflichten regelt, und dieser Entwurf wurde von der Generalsynode gern angenommen.

Ich ergriff diesen Anlaß um ein verwandtes und noch näherliegendes deutsch-evangelische Anliegen zur Sprache zu bringen. Vor sechs Jahren war von Prof. D. Kahl und Genossen ein Antrag auf Anbahnung eines deutsch-evangelischen Kirchenbundes, der zu weiterer Ausbildung der Eisenacher Kirchenconferenz bis zur Reichssynode aufforderte, gestellt und allseitig angenommen worden. Die ausscheinende Erfolglosigkeit dieses Antrages mußte uns antreiben ihn in Erinnerung zu bringen, umsomehr als durch die wachsende Macht des Ultramontanismus das Bedürfniß irgendwelcher deutsch-evangelischen Kircheneinheit sich immer stärker aufdrängt. Ich ging daher unter Anerkennung des deutsch-evangelischen Einigungswerkes, das der Oberkirchenrath im Ausland treibe und nach einigen Wünschen für dasselbe auf die innerdeutsche, ja innerpreußische Zertrennung der evangelischen Kirche über, bezeichnete es als einen monströsen Zustand, daß in Preußen noch immer sechs Landeskirchen beständen, von denen die kleineren den Geistlichen und Gliedern der größeren Kanzel und Altar versagen könnten, und hob hervor, daß das über diesem Zustand geschriebene Divide et impera in seinem ersten Theile wesentliche Schuld der Regierung, in seinem zweiten reiner Gewinn des Papstthums sei. Hieran knüpfte ich den Ausdruck der Ueberzeugung, daß auch die gegenwärtige Synode auf dem Standpunkte des Kahl'schen Antrages stehe und richtete an den Präsidenten des Ev. Oberkirchenraths die Frage, ob er uns in der Richtung dieses Antrages etwas Tröstliches mitzutheilen habe. Es war nicht eben viel, was uns gesagt werden konnte: das durchaus freundliche Verhältniß zu allen deutschen Landeskirchen, die zunehmend gemeinsame Arbeit derselben auf einigen Gebieten, die Absicht Sr. Maj. des Kaisers, zur bevorstehenden Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem Vertreter aller deutschen Landeskirchen einzuladen. Von der längst erbeteuen Verstärkung der Eisenacher Conferenz durch

Synodalvertreter verlautete nichts. Daß die Verschleppung des deutsch-evangelischen Einigungsgedankens nicht am Ev. Oberkirchenrath liegt, unterliegt keinem Zweifel.

Den Anliegen der inneren Mission wird auf unseren Synoden herkömmlich ein weiter Spielraum eingeräumt, wenn auch naturgemäß nur in Form der Berichterstattung, der Collectenbewilligung und der Anregung und Beschwerde an die Adresse des Staates. So auch auf der diesmaligen Generalsynode. Mußte auch der synodale Bericht über das Gesammtwerk der i. M. im Plenum aus Zeitmangel unterbleiben, so lagen doch zwei übersichtgebende Denkschriften über dies große und vielverzweigte Gebiet vor, eine vom Centralausschuß für innere Mission verfaßte (Nr. 27 der Drucksachen, 33 S.) und dann eine vom Oberkirchenrath ausgehende, betreffend seine Thätigkeit auf den mit den Aufgaben der inneren Mission im Zusammenhang stehenden Gebieten. Während die erstere die Gesammtarbeit innerhalb der preußischen Landeskirche einschließlich des Diakonissenwesens skizzirte, gab letztere Rechenschaft über die veranstalteten Instructionscurse für i. M., die kirchliche Versorgung der Taubstummen, die geistliche Versorgung der Irren, die Seelsorge in den Gefängnissen und Fürsorge für die Entlassenen, Förderung der Sonntagsruhe und -heiligung, religiös-sittliche Pflege der Fortbildungsschüler, Waisenversorgung, Seemannsmission. Die Synode konnte über diese mannigfaltige Thätigkeit freiwilligen und amtlichen Ursprungs nur ihre lebhafte Freude aussprechen. Die von den früheren Synoden angeregte Beschränkung der öffentlichen Lustbarkeiten (Schonung des Sonntagabends, Zurückhaltung der noch nicht sechzehnjährigen Jugend u. s. w.) hat der Oberkirchenrath an die Staatsbehörden gebracht, nicht ganz ohne Erfolg. Ebenso waren die wiederholt und noch von der 1894er Generalsynode zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit gestellten Anträge mit wärmster Befürwortung an die Reichsregierung gebracht worden, — leider umsonst, da die Reichsregierung in schwerbegreiflicher Unthätigkeit die sogenannte lex Heinze hat liegen lassen, ohne sie durch einen anderen Gesetzentwurf zu ersetzen. So blieb der Synode nichts übrig, als in einem nicht mehr zur öffentlichen Verhandlung gekommenen Commissionsantrag ein dem gegenwärtigen Reichstag vorzulegendes strenge und wirksame Gesetz zu fordern, zugleich aber sich an das öffentliche Gewissen zu wenden, das furchtbare Umsichgreifen der meist erschreckend leichtgenommenen Unzuchtssünde zu constativen, auf den von hier aus drohenden Verfall unseres gesammten Volkslebens hinzuweisen, und alle Besserdenkenden zur Bekämpfung dieses Volksverderbens aufzurufen. — Auch auf den Antrag einer Erweiterung des Zwangserziehungsgesetzes in betreff von Kindern, die ohne noch Verbrechen begangen zu haben doch dem sittlichen Verderben preisgegeben

sind, kam die Synode zurück. — Zur Bekämpfung der religiös-sittlichen Nothstände Berlins und anderer größeren Städte oder Industriebezirke ist im Jahre 1888 der „Evangelisch-kirchliche Hülfsverein" unter dem Protectorat J. Maj. der Kaiserin entstanden. Auch er erstattete mündlich und schriftlich seinen Bericht, nach welchem er, einschließlich der Einnahme der Zweigvereine und der großen Zuwendungen des Königspaares bis jetzt über 2340000 Mk. zu verfügen gehabt hat. Hiervon sind für Stadtmissionen 800100 Mk., für Diakonissenstationen 598000 Mk., für Hülfspredigerstellen 75000 Mk. verwendet worden. Dieser Verein hatte eine alle zwei Jahre wiederkehrende Kirchencollecte erbeten, neben der Collecte, welche die Berliner Stadtmission seit 1881 alle zwei Jahre, seit 1894 alljährlich genießt. Der Oberkirchenrath schlug vor, die Collecte zwischen dem Kirchlichen Hülfsverein und der Berliner Stadtmission jahrweise alterniren zu lassen: die Synodalmajorität, in einer der Masse bereits bestehender Kirchencollecten gegenüber vielleicht nicht hinreichend überlegten Großmuth, bewilligte jedem von beiden eine jährliche Collecte.

Einen sehr interessanten Nachtrag erhielten diese Berührungen der freien kirchlichen Hülfs- und Liebesthätigkeit in einer zwiefachen Verhandlung über den modernen Pastorensocialismus. Die starke Neigung jüngerer Geistlichen, die innere Mission zur Socialpolitik umzuwandeln oder zu entschränken, haben bekanntlich im December 1895 einen Erlaß des Ev. Oberkirchenraths veranlaßt, welcher die Geistlichen auf die Schranken hinweist, die einer socialpolitischen Parteinahme und Agitation durch ihre Amtspflicht gezogen sind. Schon in der vierten Plenarsitzung machte Stöcker diesen Erlaß zum Gegenstand eines Angriffs auf den Oberkirchenrath, indem er ihn im Widerspruch mit dem Erlaß von 1890 und mit der Aufgabe der Kirche, das öffentliche Leben zu durchdringen, fand und seine Entstehung auf mangelhafte Heranziehung des Generalsynodalvorstandes zurückführte. Präsident Barkhausen wies demgegenüber nach, daß die Zuziehung des Generalsynodalvorstandes sich im Gegentheil erheblich gesteigert, ging aber dann zu dem in einem Stöckerschen Blatte erhobenen eigentlichen Vorwurf über, daß der betr. Erlaß auf politische Beeinflussung zurückzuführen sei. Er erklärte dies für eine „directe Unwahrheit", gab über die Entstehung des Erlasses aus eigenster Initiative der Behörde glaubwürdige Daten und schloß mit der wirkungsvollen Erklärung: „Wir stehen hier auf unsern eignen Füßen, und nicht auf denen des Staates." Wiederholter Beifall der Synode begleitete diese Abwehr, während die vollkommene Kühle, mit der Stöckers Angriff angehört worden, bereits ein unverkennbares Verdict war. Allein da Präsident Barkhausen erklärte, die beiden mit einander in principiellen Widerspruch gesetzten Erlasse von 1890 und 1895 der Synode nebeneinandergedruckt zur Beurtheilung vorlegen zu wollen, so kam die ganze

Angelegenheit zur Commissionsberathung und nochmaligen Plenarverhandlung. Nochmals entwickelte Stöcker seine Ansicht, daß die Kirche nur durch ein Eingehen in die sociale Frage, wie es ohne Agitation nicht möglich sei, in unserer Zeit etwas auszurichten vermöge; — nach unserem Eindruck trat das πρῶτον ψεῦδος der Vermischung von Religion und Politik, das am Reiche Gottes von Außen nach Innen Bauen-wollen dabei greifbar hervor. Die Commission dagegen stellte sich durchaus auf die Seite des oberkirchenräthlichen Erlasses. Sie beantragte die Erklärung: „Synode schließt sich der Mahnung des Ev. Oberkirchenraths an, daß gegenüber den die Gegenwart erfüllenden socialen und wirthschaftlichen Bestrebungen jede in diese eingreifende Thätigkeit der Diener und Organe der Kirche ihre unverrückbare Schranke und Richtschnur in dem Berufe findet, der Seelen Seligkeit zu schaffen und demgemäß die Bethätigung des lebendigen Glaubens an das Evangelium in der Gemeinde zu fördern, die in diesem Glauben Wankenden zu stärken, die von ihm Abgefallenen wieder zu gewinnen. — Sie verkennt nicht die staatsbürgerliche Befugniß der Geistlichen, sich an den wirthschaftlichen und socialpolitischen Bestrebungen im öffentlichen Leben zu betheiligen, betont aber mit Nachdruck die Pflicht derselben, dabei stets und an erster Stelle die Rücksicht auf ihr Amt und das zu dessen Führung erforderliche Vertrauen der Gemeinde maßgebend sein zu lassen, und erklärt es insbesondere für geboten, daß sich die Geistlichen von einer mit der Würde und den Pflichten ihres Amtes nicht zu vereinbarenden agitatorischen Thätigkeit, wie sie der Erlaß vom 16. December 1895 im Auge hat, fern halten." Diese an sich correcte Erklärung litt allerdings auch nach meinem Gefühl an einem Hiatus zwischen ihren beiden Sätzen: nicht erst seine staatsbürgerliche Befugniß, sondern sein Seelsorgeramt selbst treibt den Geistlichen bis zu einem gewissen Grade in sociale Aufgaben hinein, indem die Seelsorge, welche mit dem „Schaffen der Seelen-seligkeit" wohl nach ihrem letzten Ziel, nicht aber nach ihren Mitteln und Wegen charakterisirt ist, sich gar nicht fruchtbar durchführen läßt, ohne tausendfältig auch die irdische Noth und die Vermittelung zwischen Reich und Arm, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in die Hand zu nehmen. Und hätte jemand den Antrag der Commission dahin ergänzt, daß eine solche sociale Thätigkeit des Geistlichen, die sich in den Grenzen der Localseelsorge hält, die Einmischung in die technisch-socialen Fragen vermeidet und nicht zu einseitiger Vertretung einzelner Stände in der Gemeinde wird, von dem oberkirchenräthlichen Erlaß gar nicht getroffen werde, so würde die Synode gewiß zugestimmt haben. Solch eine Ergänzung erstrebte ein Amendement von Rathusius, aber indem es eine unbestimmte Anerkennung für die von Geistlichen „in ächt christlichem Geiste geübten socialen Arbeiten" aussprach, war es zu sehr der Mißdeutung

als versteckte Kritik des oberkirchenräthlichen Erlasses ausgesetzt, um angenommen zu werden. Die Synode verblieb dem Standpunkte Stöckers gegenüber mit großer Mehrheit bei der pure billigenden Erklärung der Commission. —

Die sehr zahlreichen im engeren Sinne kirchlichen Angelegenheiten, welche auf der Synode verhandelt wurden, lassen sich am besten unter die fünf Gesichtspunkte: Gottesdienst, Lehre, Disciplin, Verfassung und Haushalt gruppiren.

1. Gottesdienstliches. In den drei Jahren von April 1894—97 sind 115 neue Parochieen begründet worden (davon 10 in Berlin), zum größeren Theil aus Gemeinde-, Vereins- und Privatmitteln, zum kleineren aus Staatsmitteln. Ferner sind in dem Zeitraum vom 1. Januar 1891 bis 31. December 1896 innerhalb der Landeskirche 184 neue Kirchen und Kapellen (nicht an Stelle schon vorhandener) erbaut worden, 11 in Ostpreußen, 18 in Westpreußen, 28 in Brandenburg, wovon 13 auf Berlin kommen, 13 in Pommern, 29 in Posen, 19 in Schlesien, 11 in Sachsen, 22 in Westphalen, 33 in der Rheinprovinz. — Dem Wunsche der Synode von 1891 gegenüber, daß die Benutzung der Kirchen zu Festfeiern kirchlicher Vereine nicht vom Gemeinde-Kirchenrath, sondern nur vom Ortspfarrer abhängig gemacht werde, hat der Oberkirchenrath das Recht des Kirchenvorstandes gewahrt und die diesmalige Synode ist ihm darin beigetreten. — Die Bemühungen des Ev. Oberkirchenraths, dem Charfreitag im ganzen Lande gesetzliche Anerkennung zu verschaffen, haben bis jetzt nur für einen Theil der Provinz Posen, in welchem der Charfreitag vordem in Geltung war, zum Ziele geführt, und die Synode konnte den Oberkirchenrath nur bitten, in seinen vollberechtigten Bemühungen fortzufahren. — Ueber die Einführung der neuen Agende erstattete der Oberkirchenrath gedruckten Bericht. Dieselbe ist durchweg friedlich verlaufen; von 9177 Gemeinden haben nur 63 von der Freiheit, völlig beim Alten zu bleiben, und 180 (93 pommersche, 29 schlesische und 29 rheinische) von der Freiheit, einzelnes Hergebrachte festzuhalten, Gebrauch gemacht. Die Uebersetzung ins Polnische, Litthauische und Wendische ist theils vollendet, theils dem Abschluß nahe. Die synodal erbetene weitere musikalische Regelung des Gottesdienstes hat die Thatsache herausgestellt, daß der Altargesang des Geistlichen nur in einem kleinen Bruchtheil der Gemeinden besteht. Einlageblätter zu bequemerem Gebrauch der Agende, welche der Synodale Kaak entworfen, wurden dem Oberkirchenrath als Material zur Fortbildung der Agende übergeben. — Die wichtigste gottesdienstliche Vorlage betraf die Revision der kirchlichen Perikopen. Die altpreußische Landeskirche ist die einzige, die sich noch mit der aus dem Katholicismus ererbten, nach evan-

gelischen Gesichtspunkten nichts weniger als glücklichen Auswahl biblischer Lesestücke behilft; nur in der Rheinprovinz ist eine von Nitzsch veranstaltete treffliche Neuauswahl zu abwechselndem Gebrauch eingeführt. Anstatt diese zu verallgemeinern, hat das Kirchenregiment die langwierige Arbeit der Eisenacher Conferenz abgewartet, welche die alten Perikopen von Varianten befreit, vier besonders ungeschickte durch neue ersetzt und daneben eine neue alttestamentliche, evangelische und epistolische Reihe zu abwechselndem Gebrauche vorschlägt. Meines Erachtens ist Oberkirchenrath und Synode mit dieser Vorlage allzu conservativ verfahren. Auch jene bescheidenen und dringlichen Correcturen der alten Perikopen sollen nur gestattet, nicht angeordnet, und die alternirende Zulassung der neuen Auswahl überdies an zu erwartende provinziale und centrale, synodale und kirchenregimentliche Bestimmungen gebunden werden. Die Eisenacher Arbeit selbst erschien manchen Synodalen keineswegs über alle Kritik erhaben,[1]) aber es war selbstverständlich im Plenum nicht möglich, eine solche vorzunehmen. Immerhin blieb hier ein wenn auch mäßiger und verspäteter Fortschritt zu begrüßen und zugleich von der in der Begründung constatirten Thatsache Act zu nehmen, daß für die Predigt in der Landeskirche ein Perikopenzwang nicht besteht.

2. Lehre und Unterricht. Mancherlei in Petitionen wiederholte Klagen über die Mängel des Religionsunterrichtes auf höheren Anstalten veranlaßten den Ausdruck des Wunsches, die Generalsuperintendenten möchten sich um den Eintritt wissenschaftlich tüchtiger und lebendig-gläubiger Candidaten der Theologie in das betr. Unterrichtsfach bemühen und die Consistorien ihr Recht des Gutachtens bei Berufung von Religionslehrern wahrnehmen. Ebenso wurde der Wunsch erneuert, daß die Kirchenbehörden sich in ihrer Mitwirkung bei Einführung von Religionslehrbüchern in den Schulgebrauch in Uebereinstimmung mit den synodalen Entscheidungen über kirchliche Lehrbücher halten möchten. Die auf der vorigen Synode vertagte Frage der „Schulbibel“ kehrte auf Veranlassung von Provinzial- und Vereinsanträgen wieder. Noch immer waltete das Vorurtheil, als ob das unverkürzte A. T. ein geeignetes Schul- und Jugendbuch sein könne, daher die Abneigung, „gekürzte und im Text veränderte Bibelausgaben“ in den Schulgebrauch zuzulassen. Doch erkannte man an, daß ein „biblisches Lesebuch“ dem Bedürfniß des Jugendunterrichts entspreche, und forderte nur, daß es den

1) Indem man z. B. die Wiederholung des Adventsevangeliums vom Einzug Jesu nur durch einmalige Einsetzung der Johannesparallele für Matth. 21 vermied, wiederholte man denselben Fehler, den man durch Entfernung einer der beiden Speisungsberichte anderswo (Lätare und 7. n. Trin.) zu corrigiren fand. Den Uebersetzungsfehler „Suchet in der Schrift“, Joh. 5, 39 (statt „Ihr durchsucht die Schrift“) in eine Perikope aufzunehmen, war sehr ungeschickt. U. s. w.

Schriftinhalt schlicht und treu wiedergebe, sich auf das für den Unterricht Erforderliche beschränke, sich nach Möglichkeit an die Bibel anschließe und auch äußerlich das Gepräge des Schulbuches zeige. — Auf Wunsch der letzten Generalsynode hatte der Oberkirchenrath sich um möglichste Rettung der vom Staat übertragenen geistlichen Ortsschulaufsicht bemüht. Die geistliche Ortsschulaufsicht weicht in immer zahlreicheren Fällen bei großen Schulsystemen einem weltlichen Inspectorat; doch hat der Minister in diesen Fällen den Geistlichen Sitz und Stimme im Ortsschulvorstand gesichert und ihnen auf Vorstellung der Kirchenbehörde den Vorzug „sachverständiger Mitglieder" des Vorstandes zuerkannt. Allein darüber, ob damit ein von der Gesammtheit des Schulvorstandes unabhängiges Recht der Kenntnißnahme gewährt sei, hat die Kirchenbehörde sich mit der Staatsbehörde seither nicht einigen können. Die Commission und Synode trat natürlich auf die Seite des Kirchenregiments, warnte für confessionell-gemischte Landestheile vor den Folgen der Enthebung der Geistlichen von der Ortsschulaufsicht, und bat, nicht durch eine bureaukratisch-arbiträre Behandlung die Geistlichen zu kränken und der Kirche die Verpflichtung ihrer Diener zur staatlichen Schulaufsicht unmöglich zu machen. Da die geistliche Schulaufsicht nur ein widerruflicher Staatsauftrag ist und alle Anrechte der evangelischen Kirche an die Schulaufsicht entsprechende römische Ansprüche zur Consequenz haben, so wird meines Erachtens auf diesem Punkte mit Rechtsansprüchen wenig zu machen sein und die Hauptsache wird bleiben, daß der Geistliche ein wirklich Sachverständiger und überhaupt die geeignete Persönlichkeit sei, um im Schulvorstande einen überlegenen und maßgebenden Einfluß zu üben. — Auch an dem mißlichen Thema der Fortbildungsschule hat sich die Synode auf provinziale Anregungen von neuem abgemüht, aber sie konnte nur auf frühere Wünsche in betreff der Einführung des Religionsunterrichts und der möglichsten Freihaltung des Sonntags zurückgreifen. Hinsichtlich der ebenfalls neu angeregten religiösen Unterweisung und Pflege der Confirmirten fand sie durch die Erlasse des Oberkirchenraths vom 30. Sept. 1892, 31. Aug. 1893 und 19. Mai 1897 ihren Wünschen genügt. — Die augenblicklich bewegteste Frage innerhalb der Lehrangelegenheiten war die der „Evangelisation". „Evangelisation" ist neuerdings die Losung geworden für eine außeramtliche Verkündigung des Evangeliums, welche einerseits auf die Gewinnung der entkirchlichten Massen andrerseits auf die Befriedigung erweckter und durch die geordneten Veranstaltungen der Kirche in ihrem Erbauungs- und Gemeinschaftsbedürfniß nicht befriedigter Gemeindekreise abzielt. Da sich nicht blos Geistliche, sondern noch mehr Laien dieses zwiefachen Bedürfnisses, namentlich aber des letzteren, annehmen, so tritt neben den empfundenen Mangel die Gefahr einer verkehrten Befriedigung: je weniger unstudierte Leute das in der That

große Bedürfniß eigentlicher religiösen Belehrung anerkennen wollen und befriedigen können, desto mehr werfen sie sich auf einseitige Gefühlserschütterungen und kommen damit auf methodistische Abwege. Die Vernunft der Sache ergibt, daß zum Lehrberuf vorgebildete Leute ihn in der Regel besser ausrichten werden als nicht vorgebildete; daß daher Laienlehrthätigkeit immer nur in Ergänzung der pastoralen und im bescheidenen Anschluß an dieselbe gewünscht und herangezogen werden kann. Eine ernst-besonnene Denkschrift des Oberkirchenraths suchte die hier sich ergebenden schwierigen und noch ungeschlichteten Fragen der praktischen Lösung entgegenzuführen, verwies mit Recht auf eine Beauftragung besonders dazu begabter Geistlichen zu freieren Lehrvorträgen über den Bereich ihrer Gemeinden hinaus, forderte für die nicht principiell abzuweisende Laienlehrthätigkeit Eingliederung in das geordnete Gemeindeleben, also Genehmigung der Gemeinde, und empfahl die Bildung provinzialer Evangelisationsausschüsse, welche unter Leitung der Generalsuperintendenten die Bewegung in die Hand zu nehmen und in kirchliche Bahnen zu leiten hätten. Die Commission schloß sich den Gesichtspunkten des Oberkirchenraths wesentlich an, indem sie neben der gläubigen amtlich geordneten Gemeindepredigt „die außerordentliche, erweckliche Verkündigung des Evangeliums durch Geistliche oder kirchlich beauftragte Nichtgeistliche (namentlich Stadtmissionare) als eine nicht abzuweisende Hülfe anerkannte, aber den Anschluß derselben an die organisirte Kirche als Vorbedingung einer gesunden Hülfe betonte.“ Die belebte Plenarverhandlung verrieth mindestens ebensoviel Besorgniß vor einer ungebundenen Evangelisation, als Hoffnung auf eine kirchlich gebundene; namentlich warnte Superintendent Meyer von Breslau vor Ueberschätzung der Evangelisation auf Kosten der Gemeindepredigt und empfahl vielmehr die Zerlegung der großen Parochieen und Vermehrung der erprobten Arbeitskräfte, während ein Amendement Bärwinkel auf die Befriedigung des engeren Gemeinschaftsbedürfnisses durch kirchlich-gesellige Veranstaltungen hinwies. Die Synode schloß sich jenen Anträgen und diesen Ergänzungen an.

3. Zucht und Sitte. Obwohl das Jahr 1880 ein Disciplinargesetz gegen die Verletzung allgemeiner kirchlichen Pflichten gebracht hat, dessen Wirkung bis heute fraglich ist, und obwohl dies Gesetz die Fortgeltung der wider religiös-sittliche Aergernisse bestehenden Ordnungen ausdrücklich bestätigt hat, war von verschiedenen Provinzialsynoden, besonders der westphälischen, in Anknüpfung an einen nachgiebigen Beschluß der Generalsynode von 1891 doch auf Erlaß eines allgemeinen Kirchenzuchtsgesetzes gedrungen worden. Der Oberkirchenrath trat in einer eingehenden Denkschrift, welche den Rechtsbestand voll anerkannte, aber die praktische Wirkung eines solchen gesetzgeberischen Versuches in Zweifel zog, diesem Verlangen zur Zeit ent-

gegen. Und die Commission wie die Synode entzogen sich dem Gewicht der geltend gemachten Gründe nicht; sie begnügten sich mit der Mahnung an die Gemeindeorgane, die vorhandenen Zuchtmittel pflichtmäßig anzuwenden und den Consistorien eine den nächsten Provinzialsynoden vorzulegende enquête über den Gegenstand aufzugeben. — Den Wunsch des rheinischen Provinzialausschusses für i. M., weltliche öffentliche Festlichkeiten an den ersten hohen Feiertagen verboten oder auf die Abende beschränkt zu sehen, beschloß die betr. Commission dem Oberkirchenrath zur Erwägung zu überweisen, dagegen die durch die Staatsgesetzgebung wesentlich erledigte Sonntagsfrage nicht wieder zu verhandeln. Eine kurze, lebhafte Debatte erregten die Petitionen verschiedener „Vereine für Feuerbestattung", eine amtliche Betheiligung der Geistlichen bei derselben zu gestatten. Eine Verordnung des Oberkirchenraths hat den Geistlichen nicht nur die amtliche Betheiligung an der Feuerbestattung selbst, sondern auch eine im Amtskleide zu haltende vorgängige Trauerfeierlichkeit im Hause verboten, und die Commission beantragte, der Behörde hiefür zu danken und so zur Tagesordnung überzugehen. Umsonst machten ich und Generalsuperintendent Faber geltend, daß die Verordnung zu weit gehe; daß zwar die christliche Volkssitte der Beerdigung durch Nichttheilnahme des Geistlichen an Feuerbestattungen zu wahren sei, daß aber die Feuerbestattung an sich unschuldig und keineswegs ein Beweis unchristlicher Gesinnung sei, also ein amtliches und daher auch im Amtskleide geschehendes litrgische Handeln des Geistlichen im Trauerhause zu Unrecht verboten werde. Die große Mehrheit der Synode, durch den oberkirchenräthlichen Commissar bestärkt, votirte gegen unsere duldsame Ansicht. — Das erregendste disciplinarische Thema, welches der Synode vorlag, war das des Duellunwesens, welches die Beschlüsse von sechs Provinzialsynoden ihr auf die Tagesordnung setzten. Man vermied die sofortige Plenarverhandlung und ließ die Commission für innere Mission die auch in der Synode vorhandenen Standpunktsverschiedenheiten austragen. Die Commission legte nach längeren, auch durch die Fractionen laufenden Erörterungen folgende Anträge vor: „Die Generalsynode erklärt in Uebereinstimmung mit den Provinzialsynoden, daß das Duell gegen Gottes Gebot ist. Sie betrachtet es als eine heilige Pflicht der Kirche, dem Duell mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten. Sie spricht Sr. Majestät dem Kaiser und Könige für den Erlaß vom 1. Januar d. J., durch welchen eine Verminderung der Duelle angebahnt worden ist, ihren ehrerbietigsten Dank aus. Sie hegt unter Anerkennung der auf einen vermehrten Schutz der persönlichen Ehre gerichteten Bestrebungen zu dem evangelischen Oberkirchenrath das Vertrauen, daß er auch fernerhin mit allem Nachdruck für die gänzliche Beseitigung des Duells eintreten werde." Dieser Antrag wurde von D. Hering

in einem feinsinnigen Vortrag empfohlen, dabei auch begründet, warum man das objective Urtheil „das Duell ist gegen Gottes Gebot“ dem subjectivirenden „das Duell ist Sünde“ vorzuziehen habe, ferner die Besorgniß ausgeschlossen, daß unter den von der Kirche dem Duell entgegenzusetzenden Mitteln das Verbot kirchlicher Bestattung eines im Duell Gefallenen einbegriffen sein solle. Dreizehn Synodalmitglieder adligen Standes wollten zwar das Duell als Frucht des Sündenfalles ansehen, im Uebrigen aber den Urtheilen der Commission nicht folgen. Da sie indeß auf eine Discussion verzichteten, so enthielt sich auch die große Mehrheit einer solchen und nahm den Commissionsantrag einmüthig an, obwohl nicht wenige sich am liebsten mit den beiden ersten Sätzen desselben begnügt hätten. Die pharisäische Kritik, welche die „Germania“ an unserer doch hinreichend deutlichen Verurtheilung des Duells versucht hat, bedarf keiner Widerlegung: die neuliche kirchliche Behandlung des Badeni-Duells hat den Werth des römischen Antiduell-rigorismus hinreichend ins Licht gestellt.

4. Verfassung. Verfassungsfragen waren nicht viele und große zu erledigen. Einmal, die evangelische Kirche in den hohenzollernschen Landen wurde in den Generalsynodalverband aufgenommen und ihrer Kreissynode die Entsendung eines Abgeordneten zur Generalsynode zugebilligt. Sodann wurde endlich einem alten Petitum namentlich der Provinz Sachsen genügt und anstatt der aus verschiedenen Kreissynoden zu bildenden Wahlsynoden den einzelnen Kreissynoden die Freiheit einer selbständigen Abordnung zur Provinzialsynode nach Art der den drei Stolbergischen Grafschaften freistehenden Ordnung (Alterniren der drei Wählbarkeitskategorieen) eröffnet. — Dagegen wurde das aus der Provinz Sachsen stammende Gesuch, den Kreissynoden das Recht eines der Kreissynodalkasse zu entnehmenden procentualen Beitrags für innere Mission zuzusprechen, abgelehnt; — mit Recht, da die Kreissynoden in der Verfassung nicht als bestenernde Instanzen gedacht sind, die innere Mission auch Sache freier Liebesthätigkeit bleiben muß und mit Collecten bereits zwei- und dreifach bedacht ist. — Der aus Ostpreußen stammende Versuch, die Verfassungsbestimmung über Beschlußfähigkeit des Gemeindekirchenrathes für Nothfälle außer Kraft zu setzen, wurde trotz des empfehlenden Commissionsgutachtens mit Recht abgelehnt. Dagegen wurde eine Eingabe der deutsch-reformirten Burgkirchengemeinde in Königsberg i. Pr. gegen die kirchenregimentlich beschlossene Abänderung ihrer Parochialumgrenzung und Localkirchenordnung seitens der Commission als eine dem Oberkirchenrath zur Erwägung zu überweisende erachtet. — Ebenso wurde der Antrag der sächsischen Provinzialsynode auf gesetzliche Regulirung der Stellvertretung der Geistlichen dem Oberkirchenrath überwiesen und Vermehrung der Provinzialvicare (welche die letzte sächsische Synode bereits für ihren Bereich um vier vermehrt hat) empfohlen. Dagegen ist die Er-

wartung derselben Provinzialsynode, daß die Angelegenheit der mißbräuchlichen Kirchenstuhlvermiethung verhandelt und erledigt werden möchte, unerfüllt geblieben. Diese praktisch dringende Angelegenheit ist auf der Generalsynode von 1894 mit dem Ergebniß verhandelt worden, daß der Oberkirchenrath ersucht werde, den in Ansehung der Benutzung der Kirchenstühle bestehenden Mißständen nach Möglichkeit Abhülfe zu schaffen. Nach einer Notiz im Synodalvorstandsbericht hat man eine gesetzliche Regulirung dieser Angelegenheit nicht für zweckmäßig gefunden. Aber wie anders als auf dem Wege der Gesetzgebung soll der Tendenz, aus der gottesdienstlichen Freistatt für alle eine Geldquelle zu machen, gewehrt werden?[1])

5. Haushalt. Um so zahlreicher und erheblicher waren die Finanzanliegen. Zuvörderst gab der Oberkirchenrath Mittheilung über sieben weitere kirchliche Fonds, die in seine Verwaltung übergegangen sind, den Diaspora-Collectenfond (10000 Mk. Bestand), die Kundler-Görkestiftung (Theolog. Stipendium von 11276 Mk. Kapital), den vom Oberregierungsrath Beyer gestifteten Fonds für evangelische Kleinkinderschulen (6000 Mk.), den Diasporacollectenfonds für Ostafrika (32041 Mk. Einnahme), den landeskirchlichen Hülfsgeistlichenfonds (jährliche Einnahme 300000 Mk.) und die Seemannsmissionscollecte (jedesmal 20—22000 Mk.). Dazu sind aus den Mitteln des Berliner Gesangbuchfonds nunmehr neun an Predigersöhne zu verleihende Freistellen in der Landesschule zu Pforta erworben worden. — Der Oberkirchenrath verwaltet außerdem den Pfarrpensionsfonds, den Pfarrerwittwen- und Waisenfonds, den landeskirchlichen Stolgebührenablösungsfonds und die reformirte Kasse mons pietatis, und erhielt für sämmtliche Rechnungslegungen Decharge. — Weiter erhielt die Synode Nachweisung über die aus Staatsfonds der evangelischen Landeskirche zufließenden Mittel. Es sind dies für Oberkirchenrath und Consistorien 1067067 Mk.; für Geistliche, Kirchenbeamte, Kirchen u. s. w. an festen Zuschüssen 1194019 Mk., an zeitweiligen 2927730; für Vicariatseinrichtungen 137700; zum mons pietatis 25819; zum Pfarrerwittwen- und Waisenfond 800000; Beihülfen zur Stolgebührenablösung 1250000; für neubegründete oder aufbesserungsbedürftige Pfarrstellen landesherrlichen Patronats 36000; insgemein 20475, zusammen 7458812 Mk. 49 Pf.[2]) Die Generalsuperintendenten, für welche die Synode

1) Den Anhängern veralteter Mißbräuche in dieser Angelegenheit können wir übrigens die vorbildliche Ordnung vorhalten, die in den unter dem Protectorat J. Maj. der Kaiserin neuerbauten Berliner Kirchen eingeführt ist. 1. Es darf nicht mehr als ein Drittel der Plätze vermiethet werden. 2. Die drei vordersten Bänke müssen frei bleiben und dann die vermietheten Platzreihen mit freien durchweg abwechseln. Warum könnte man das nicht gesetzlich verallgemeinern, wenigstens für alle neuerbauten Kirchen?

2) Also noch lange nicht so viel als allein die Jahresrente der 1810 eingezogenen evangelischen Kirchengüter dem Staate einträgt.

von 91 ein Jahresgehalt von 15000 Mk. sammt Dienstwohnung oder Miethsentschädigung erbeten, sind inzwischen soeben auf 10000 Mk. erhöht und einem von ihnen Dienstwohnung gewährt worden. Ein Uebelstand, welcher die Berufung geeigneter Kräfte ins Kirchenregiment sehr erschwert, ist es, daß den in ein Consistorium bezw. den Oberkirchenrath eintretenden Geistlichen ihr Dienstalter im geistlichen Amte nicht voll angerechnet wird; die wenigen in dieser Sache erlangten Zugeständnisse konnte die Synodalcommission nicht für ausreichend erachten. Ebenso ist die durch Ueberlastung erforderte Vermehrung der kirchenregimentlichen Arbeitskräfte dem Finanzministerium schwer abzuringen; mit Mühe hat der Oberkirchenrath seit 1892 zwei neue Consistorialrathsstellen erlangt, dagegen auf die Errichtung einer dritten Generalsuperintendentur in der großen Provinz Sachsen vorerst verzichten müssen. — In betreff des gemeindlichen Steuerwesens waltet eine Zerfahrenheit und Unsicherheit der Normen, welche die Selbstverwaltung der Gemeinden hemmt. Auf eine Anregung der vorigen Generalsynode hat der Oberkirchenrath die gesetzliche Reform der Angelegenheit in die Hand genommen und ist neuerdings zu einer vorläufigen Verständigung mit der Staatsregierung gekommen, aber das im Einverständniß mit dieser vorzulegende Kirchengesetz hat noch nicht festgestellt werden können. — Ueber die von der Kreissynode Köln II erbetene Herabsetzung der Gemeindebeiträge zu den landeskirchlichen Fonds hat die Synode nur zur Tagesordnung überzugehen vermocht; ebenso wie über die — wie mir scheint nicht unbegründete — Bitte der Posener Provinzialsynode, Hauscollecten nicht öfters über den Bereich der Provinz auszudehnen. Die Synode hat sich vielmehr der wenn auch peinlichen Pflicht nicht entziehen können, durch Bewilligung eines kirchlichen Hülfsfonds die Gemeindelasten abermals zu steigern. Zur Gewährung einmaliger und fortlaufender Beihülfen behufs Dotirung neuer geistlichen Stellen, sowie nothwendiger Kirchen- und Pfarrhausbauten, nicht minder zur Durchführung des beabsichtigten Lehrvicariats der Candidaten mußte der Oberkirchenrath angesichts der Unzulänglichkeit der Staatsbeihülfen von den Mitgliedern der Landeskirche eine neue Steuer von 1% der Staatseinkommensteuer erbitten und die Synode konnte nicht umhin, um der auf dem Collectenweg allein nicht zu befriedigenden Bedürfnisse und Nothstände der Landeskirche willen ihm dieselbe zu gewähren. Nur die Möglichkeit einer Kapitalisirung von Restbeständen, mittelst welcher Darlehne an die Gemeinden ermöglicht werden sollten, strich sie auf Antrag der Commission aus dem Gesetzentwurf. — Ein weiterer von der Synode gebilligte Gesetzentwurf regelte die Anwendung des Stolgebühren-Ablösungsgesetzes gemäß dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheit; ein dritter stellte fest, daß der Ruhegehalt des Emeritus sein anrechnungsfähiges Diensteinkommen nicht übersteigen dürfe und gewährte

dem Oberkirchenrath zur Wahrnehmung der Interessen des landeskirchlichen Pensionsfonds einen „Kassenanwalt“. Allerlei provinzielle Anträge und Petitionen in betreff des Ruhe- und Wittwengehaltes durften billigerweise durch Tagesordnung erledigt, andrerseits aber der Oberkirchenrath ersucht werden, die Geistlichen den Staatsbehörden gegenüber in ihrem Gebührenrecht bei Kirchenzeugnissen zu schützen. — Endlich wurde durch ein Kirchengesetz denjenigen Organisten, Cantoren und Küstern, welche der Kirche im Hauptamt mit einem Einkommen von mindestens 900 Mk. dienen, bei einer nach zehnjähriger Dienstzeit eintretenden Invalidität ein lebenslängliches Ruhegehalt von 1/4 bis 3/4 des Dienstgehaltes verbürgt und auch im Todesfalle ihren Hinterbliebenen eine Rente von mindestens 150 Mk. für die Wittwe, von 100 Mk. für eine Waise zugesichert.

Wir kommen zu den beiden wichtigsten und schwierigsten Vorlagen der Synode, den Gesetzentwürfen über das pastorale Diensteinkommen und über die Vorbildung und Anstellungsfähigkeit der Geistlichen.

Das Gesetz über das pastorale Diensteinkommen, durch neuere Staatsbewilligungen ermöglicht, aber auch durch die Modalitäten derselben bedingt und beschränkt, ist ein für den Laien in solchen Dingen so schwer zu würdigendes, daß ich darauf verzichten muß, es dem Leser in seiner Tragweite vollkommen durchsichtig zu machen und mir vorbehalte, mir von sachverständiger Seite eine Specialerläuterung desselben für diese Blätter zu erbitten. Darum hier nur so viel. Grundgedanke des Gesetzes ist, zwar das althistorische und rechtlich unangreifbare Pfründensystem zu erhalten, aber die mit einem Einkommen unter 4800 Mk. bedachten Geistlichen von den drückenden Mängeln desselben, der Schwankung und Verschleppung der Eingänge, zu befreien und ihnen ein festes, wenn auch bescheidenes, mit fünfjährigen Altersstufen bis zu 4800 Mk. steigendes Gehalt (sammt Wohnung) zu sichern. So wird ihnen ein Grundgehalt garantirt, welches bei Stellen unter 3600 Mk. 1800 Mk., bei besseren Stellen entsprechend mehr beträgt, allerdings bis zum 25. Dienstjahr unter dem gegenwärtigen Durchschnitts-Einkommen zurückbleibt, aber durch feste Zuschüsse erhöht werden kann, dazu alle fünf Jahre erhöht werden muß, und vierteljährlich mit Sicherheit in Empfang zu nehmen ist. Um die Gemeinde zu den hiezu erforderlichen Leistungen in Stand zu setzen, soll die Verwaltung der Pfründe aus der Hand des Pfarrers in ihre Verwaltung übergehen und eine allgemein-kirchliche Alterszulagekasse errichtet werden, bei der die Gemeinde ihre Pfarrstelle durch Beiträge zu versichern hat; reichen ihre Kräfte zu den ihr obliegenden Leistungen nicht aus, so sollen die in die Hände der Kirchenbehörde übergehenden Staatszuschüsse ergänzend eintreten; behält sie Ueberschüsse, so kommen dieselben dem Pfarrer zu Gute. Man begreift schon aus diesen Grundzügen, daß es geschickter und eingehender Darlegungen

sowohl des Referenten (Sup. Felgenträger), als der staatlichen und kirchenregimentlichen Commissarien bedurfte, um der Synode das Gesetz verständlich und den in ihm enthaltenen Fortschritt einleuchtend zu machen. Nichtsdestoweniger blieben auch so zwei Punkte stark-bedenklich: das Minimalgrundgehalt von 1800 Mk. und der Uebergang der Pfründe in die Verwaltung der Gemeinde. Daß 1800 Mk. sammt Wohnung für einen jungen Geistlichen, der einen Hausstand begründen will und vielleicht begründen muß, unauskömmlich seien, wurde von allen Seiten zugegeben, und nur die Unmöglichkeit, höher zu greifen ohne das ganze auf das Maaß der Staatshülfe eingerichtete Rechenexempel des Gesetzes umzustürzen, hielt davon ab, hier gesetzgeberisch zu corrigiren. Man mußte sich damit trösten, daß das Gesetz selbst für dringende Fälle consistoriale Zuschüsse bis zu 600 Mk. zusagte, und sich begnügen, in einer Resolution die baldmöglichste Erhöhung des Minimalgrundgehaltes auf 2400 Mk. zu fordern. Gegen den Uebergang der Pfründe in die Verwaltung ländlicher Gemeinden wurden mancherlei praktische Bedenken erhoben, am eindringlichsten vom Landesdirector v. Levetzow, der die Lichtseiten des jetzigen ländlichen Durchschnittsverhältnisses in der Mark anziehend beschrieb. Indeß der Nachweis, daß aus diesen localen Verhältnissen nicht generalisirt werden dürfe, daß die Stellung des Geistlichen als Landwirth sich auf die Dauer nicht behaupten lasse und daß das ganze Gesetz ohne jenen Uebergang der Verwaltung an die Gemeinde undurchführbar sei, wurde zu schlagend geführt, um nicht der Vorlage den Vorzug zu geben. Aber gern schloß man sich einem Vermittelungsvorschlage der Commission an, welcher dem Stelleninhaber gestattet, den Nießbrauch des Stellenvermögens ganz oder theilweise gegen einen bestimmten Uebernahmepreis zu behalten oder zu übernehmen. Und mit dieser Modification wurde das ganze Gesetz angenommen, nach dem Gefühle vieler und auch des Oberkirchenrathspräsidenten selbst einigermaßen ein Sprung ins Dunkle, aber ein unvermeidlicher. Dieselbe Ordnung des Pfarreinkommens soll auch den kleineren preußischen Landeskirchen angeboten werden und ist in Schleswig-Holstein bereits angenommen worden.

Das Gesetz über Anstellungsfähigkeit und Vorbildung der Geistlichen ging aus von der Erkenntniß, daß die Reife für den geistlichen Beruf nicht bereits durch das academische Studium gewonnen, oder durch das Bestehen der beiden Candidatenprüfungen gewährleistet sei, daß vielmehr die Kirche die Fortbildung des Candidaten zwischen Exmatriculation und Anstellung, welche seither lediglich ihm selbst überlassen war, helfend und leitend in die Hand zu nehmen habe. Als die zwei gleichwerthigen Wege dieser Fortbildung erschienen seither und noch in der provinzial-synodalen Vorberathung Predigerseminar und Lehrvicariat (Lehrlingsvicariat), und zwar ohne auch dritte, individuellere Wege ausschließen zu wollen. Der jetzt vorgelegte

Gesetzesentwurf hat dem sog. Lehrvicariat mit einer gewissen Neigung zum Zwange den Vorzug gegeben und dabei auf die ganze Vorbildung des Geistlichen, auch die academische, zurückgegriffen. Mindestens sieben Semester sollte studiert werden. Das erste Examen wurde ganz in die Hände der durch synodale Abgeordnete verstärkten geistlichen Consistorialen gelegt; theologische Professoren sollten nur zugezogen werden können. Der Candidat sollte, Dispens vorbehalten, nur auf die Provinz seines Wohnsitzes angewiesen sein. In den zwei Jahren zwischen beiden Prüfungen ist er einem Geistlichen, der ihn ins Haus zu nehmen oder für sein Unterkommen zu sorgen hat, als seinem Leiter zuzuweisen; doch kann das Consistorium ihm statt dessen einen einjährigen Aufenthalt in einem Predigerseminar gestatten, ihm auch um eines einjährigen Schuldienstes oder Dienstes in äußerer oder innerer Mission willen die Vicariatszeit auf ein halbes Jahr verkürzen. Jeder vom Consistorium dafür geeignet gehaltene Geistliche sollte verpflichtet sein, einen solchen Lehrvicar anzunehmen, allerdings gegen Entschädigung, während der Vicar nur freie Station, lediglich in Nothfällen auch ein Taschengeld erhält. Es gelang uns in der Commission, der ich mit einer Minorität von Fractionsgenossen (8 von 28) angehörte, diesen kategorischen Gesetzentwurf etwas zu mildern, wiewohl durchaus nicht in dem Umfang, in welchem es mir wünschenswerth erschien. Keine Milderung war es in unseren Augen, daß gegen das einmüthige Urtheil der Consistorien und der Facultäten die sieben Semester, welche factisch schon jetzt im Durchschnitt überschritten werden, auf sechs reducirt wurden; doch ward dieser Nachtheil durch die beschlossene Nichtanrechnung des Militärdienstjahres ins Triennium einigermaßen ausgeglichen. Hinsichtlich des ersten Examens wurde unser Standpunkt, daß dasselbe am sachgemäßesten und fruchtbarsten der betreffenden theologischen Facultät zu übertragen sei, zwar in thesi von mehreren Seiten anerkannt, aber als „unter gegenwärtigen Verhältnissen unausführbar" abgelehnt. Dagegen gelang es, „die vom Kirchenregiment berufenen theologischen Professoren" als nothwendigen Bestandtheil der Prüfungscommission einzufügen, und die Forderung, daß diese Berufung nicht unter Uebergehung anderer Facultätsmitglieder geschehe, also nicht kirchlich privilegirte Professoren gegenüber kirchlich excludirten geschaffen würden, blieb in der Commission wenigstens unwidersprochen. Vergeblich dagegen kämpfte ich für einige Freiheit des Candidaten, für die Freiheit sich seine Zukunftsprovinz zu wählen, da er ja Candidat der Landeskirche, und nicht einer Provinzialkirche sei, — nur die Geburtsprovinz wurde ihm neben der seines Wohnsitzes freigegeben. Weiter für die Freiheit, sich zwischen Predigerseminar und Lehrvicariat selbständig zu entscheiden, bezw. hinsichtlich des Pfarrhauses, dessen Lehrling er werden solle, wenigstens Wünsche zu äußern: der kirchenregimentliche Commissarius, der wohl selbst der Urheber des Entwurfes war, widersprach im Sinne unbegrenzter Vormundschaftsgewalt der Consistorien über die Candidaten, und die Mehrheit in Commission und Synode folgte ihm darin, obwohl der Referent, Prof. D. Cremer, im Princip auf meiner Seite stand. Nur das wurde im Interesse einer freieren Bewegung des Candidatenstands erreicht, daß das Lehrvicariat ausnahmsweise auch nach dem zweiten Examen erledigt oder auf Grund langjähriger Beschäftigung im Schul- oder Missionsdienst ganz erlassen werden kann, sowie daß ein Lehrvicar schon

nach einem halben Jahre als Hülfsvicar eines behinderten Pastors Verwendung finden darf. Auch wurde die unbedingte Verpflichtung der Geistlichen zur Annahme eines Lehrvicars gemildert durch die Fassung: sie seien verpflichtet, dieselbe nicht ohne zwingende Gründe abzulehnen, — also eine Ablehnungsfreiheit doch anerkannt. In dieser Gestalt ging das Gesetz mit großer Mehrheit durch; der Versuch, im Plenum das siebente Studiensemester wieder einzusetzen, scheiterte trotz sachlich überlegener Befürwortung und trotz energischen Eintretens des oberkirchenräthlichen Commissars mit 60 gegen 108 Stimmen; es verlautete, daß das Cultusministerium seinen Einfluß dawider in die Wagschaale geworfen habe. Ich habe schließlich, wenn auch ohne Freudigkeit, für das Gesetz gestimmt, weil ich eine kirchlich geordnete Fortbildung der Candidaten zwischen Universität und Pfarramt für Bedürfniß halte und sonach mit dem Grundgedanken des Gesetzes stimme, wenn auch nicht mit seiner Durchführung. Ich fürchte, daß man sich über die Erfolge desselben Illusionen macht, indem man Ideal und Wirklichkeit verwechselt. Die Gefahr, daß die Auswahl der anleitenden Geistlichen tendenziös und parteimäßig geschehe, daß Geistliche das Vicariat benutzen, um dem Candidaten seine Theologie auszutreiben, oder um sich mehr von ihm dienen zu lassen als ihm zu dienen, ist jedenfalls nicht ausgeschlossen. Ueberhaupt aber wird man Mühe haben, so viele Geistliche zu finden, welche sowohl geeignet als geneigt sind, den Candidaten zu wahrhaft förderlichen Lehrmeistern zu dienen und wird auf den jetzt zurückgedrängten Gedanken der Predigerseminare, welche sich, wie in der Commission von conservativster academischen Seite betont ward, auch an die Facultäten anschließen lassen, wieder mehr zurückkommen. In Vertretung dieses Seminargedankens hatte ich bei vergeblichem Bemühen in der Hauptsache einen kleinen Nebenerfolg. Es verlautete, daß der Finanzminister den Candidaten des Wittenberger Seminars ihre bescheidenen Stipendien verkürzen wolle. Ich erinnerte demgegenüber die Synode an die eigenthümliche und segensreiche Geschichte des Wittenberger Seminars und brachte folgende Resolution ein, welche nahezu einstimmig angenommen ward. „Die Generalsynode richtet an den Evangelischen Oberkirchenrath die Bitte, dafür zu sorgen, daß das Wittenberger Seminar — gleich zugänglich für Candidaten der ganzen Landeskirche, welche eine auszeichnende Examensnote erhalten haben — in seiner historisch begründeten Vorzugsstellung und entsprechenden Ausstattung unverkürzt verbleibe."

Allgemein war von der Generalsynode eine Neuverhandlung der sogenannten Professorenfrage erwartet. Nicht nur war auf den Provinzialsynoden der Anspruch des Generalsynodalvorstandes erneuert worden, an dem oberkirchenräthlichen Gutachten bei theologischen Vocationen betheiligt zu werden, sondern es war auch von der berliner Augusteonferenz aus eine neue Idee den Provinzialsynoden suppeditirt worden: — Oberkirchenrath und Generalsynodalvorstand sollten gemeinsam geeignete jüngere Geistliche, welche fest im Bekenntniß der Kirche stünden, zur academischen Habilitation veranlassen, und die Generalsynode solle aus landeskirchlichen Steuern die Unterhaltungsmittel für diese den staatlichen Professoren gegenüberzustellenden kirchlich approbirten Docenten darreichen. Beide Anträge waren auch an die Generalsynode gelangt und an dieselbe Commission verwiesen, welche den

Gesetzentwurf über Vorbildung der Geistlichen vorberieth. Aber sie hatten in verschiedener Weise kein Glück. Der Wunsch nach Betheiligung des Generalsynodalvorstandes an dem oberkirchenräthlichen Votum wurde angesichts der ihm entgegengehaltenen unüberwindlichen Schwierigkeiten staatsrechtlicher Natur bis zu einem Grade abgemäßigt, der ihn zu einem nichtssagenden machte; denn die an den Oberkirchenrath zu richtende Bitte, den Generalsynodalvorstand in Fällen (jenes Votums), die ihm geeignet erschienen, zuzuziehen, erbat nur eben das, was der Oberkirchenrath auf der vorigen Synode ohnedies versprochen hatte. Der Antrag der Augustconferenz dagegen schien ein unerwartetes Ergebniß haben zu sollen. Der oberkirchenräthliche Commissarius, welcher denselben auf der Brandenburger Provinzialsynode am schärfsten a limine abgewiesen hatte, leistete ihm jetzt den Dienst, ihn von seinen Unmöglichkeiten zu befreien und übersetzte ihn in das Ersuchen an den Oberkirchenrath, „dahin zu wirken, daß jüngeren Geistlichen, welche im Bekenntniß der Kirche stehen und sich über ihre Befähigung und Ausbildung durch theologisch-wissenschaftliche Leistungen ausgewiesen haben, die Anregung gegeben und [— durch ministeriale Geldhülfe —] die Wege gebahnt werden, an einer Universität sich in theologischer Lehrthätigkeit zu erproben; sowie auch darauf Bedacht zu nehmen, daß solche Geistliche, falls sie sich genöthigt sehen, später dem praktischen Kirchendienst sich wieder zuzuwenden, durch Verleihung eines Pfarramts in der Landeskirche wieder versorgt werden." In dieser Gestalt, welche die ursprünglich der Generalsynode zugedachte Versorgung der kirchlicherseits aufzustellenden „bekenntnißtreuen" Gegen-Docenten dem Cultusminister und Oberkirchenrath zuwies, wurde der Antrag in der Commission mit 15 gegen 6 Stimmen angenommen. Wir sechs Widersprecher erklärten in der eingehenden, ebenso freimüthig wie achtungsvoll verlaufenden Erörterung, daß das schon jetzt vielfach vorhandene Hervorgehen von theologischen Professoren aus dem vorschulenden Pfarramt uns vollkommen sympathisch sei, — nur nicht bis zur Entmuthigung und Verdrängung der von der Pike auf dienenden Privatdocenten; daß es uns dagegen unmöglich sei, eine Kategorie „bekenntnißtreuer Docenten" den übrigen als den nicht- oder minder bekenntnißtreuen gegenüberstellen zu helfen, — indem vielmehr evangelische Bekenntnißtreue von allen academischen Theologen zu fordern bleibe, aber nur eine solche, welche sich mit der evangelischen Freiheit wissenschaftlicher Theologie vertrage. Innerhalb der Evangelischen Vereinigung gingen die Ansichten darüber auseinander, ob man den Commissionsantrag lediglich mit der Verwahrung begleiten solle, daß der Ausdruck „Im Bekenntniß der Kirche stehend" in keinem andern Sinne gedeutet werden dürfe als in dem, für welchen wir je und je in Fragen des Bekenntnisses eingetreten; oder ob der Antrag auch formell abzulehnen sei, weil über den Sinn der Worte „Im Bekenntniß der Kirche Stehen" keine Uebereinstimmung bestehe und jeder Verdacht einer von uns begangenen Zweideutigkeit abzuschneiden sei." So standen wir der Verhandlung im Plenum nicht ohne Spannung, aber mit dem Vorsatz gegenüber, eine stürmische und mehr verwirrende als klärende Erörterung des theologisch-kirchlichen Gegensatzes unsererseits zu vermeiden. Die Sache kam anders: als man am Vorabend des Synodalschlusses nach Absolvirung des Pfarreinkommengesetzes gerade an diesen Punkt der Tagesordnung kam, war die Synode so ermüdet

und so gelichtet, daß der geäußerte Gedanke, es sei nicht würdig und räthlich, eine solche Materie in solcher Verfassung zu behandeln, allseitigen Anklang fand und die Professorenfrage sammt 13 anderen noch auf der Tagesordnung stehenden Gegenständen[1]) für diesmal einmüthig begraben ward. Ich denke, die Kirche hat daran nichts verloren, indem es schon jetzt dem Oberkirchenrath freisteht, den Minister auf junge Geistliche aufmerksam zu machen, welche sich zum academischen Lehramt qualificiren, und sie erforderlichenfalls später wieder ins Pfarramt aufzunehmen. Die Synode aber ging so jedenfalls friedlicher und freundlicher auseinander.

Es ist wahr, was ein hervorragendes Mitglied der positiven Unionsgruppe mir äußerte: „das Leben der Kirche pulsirt nicht in den Synoden.“ Es kann das auch nicht, denn das Leben faßt sich nicht in Gesetzentwürfe und parlamentarische Verhandlungen. Aber das Leben der Kirche spiegelt sich doch in weitgehendem Maaße in solchen Synoden, und es war ein reiches Lebensbild der Landeskirche, welches sich in dieser Generalsynode spiegelte. Allerdings, wie ich von Anfang sagte, ein etwas einseitiges: für das tiefe Bedürfniß der Lehrverjüngung, wie es den Gedankengängen — auch Irrgängen — unsrer Theologie zu Grunde liegt, war wenig Sinn oder Anerkennung vorhanden; es war auffallend, wie bei der Frage der Evangelisation der Gesichtspunkt lehrhafter Ueberwindung des zeitgenössischen Unglaubens und Zweifels zurücktrat gegen die Hoffnung oder Sorge gesunder oder krankhafter „Erwecklichkeit“. Aber was diese kirchliche Vertretung von ihrem stark conservativen Standpunkt aus zum Bau der Kirche zu rathen und zuthaten vermochte, hat sie redlich gethan — sie „hat gethan, was sie konnte“.

In der vorübergehenden treuen und angestrengten Arbeit der Generalsynode aber spiegelte sich die weit größere und dauernde Arbeit des Evangelischen Oberkirchenraths. Man wird sich in Deutschland und in aller Welt vergeblich umsehen nach einer Behörde, welche der Kirche angestrengter und treuer nach allen Seiten hin zu dienen bemüht wäre, und die edlen Kräfte, welche aus ihr der Synode gegenüber hervortraten, mögen zuweilen wie alles Menschliche die Kritik herausfordern: weit überwiegend muß doch der Dank und das Vertrauen sein, mit welchem die Landeskirche den Dienst ihrer obersten Behörde beantwortet. Insonderheit gilt dies von dem ebenso hervorragenden als herzgewinnenden Manne, der an ihrer Spitze steht. Und unter diesem Gesichtspunkt darf ich einem Freundeswunsche entsprechen und die Begrüßungsrede, welche ich im Sinn und Auftrag meiner Freunde beim Festmahl der „Evangelischen Vereinigung“ dem Präsidenten des Oberkirchenraths gehalten habe, in nachträglicher Aufzeichnung hier mittheilen.

Willibald Beyschlag.

---

1) Es war die Prostitutionssache, die Angelegenheit der Dienstalteranrechnung der geistlichen Consistorialen, die Vertretung der Kirche bei Parzellirung von Patronatsgütern, die Petition der Königsberger Burgkirchengemeinde, die Beurtheilung der Geistlichen im Saarrevier, der Bericht über den landeskirchlichen Stand der i. M., die Petition wegen Beschränkung weltlicher Festaufzüge an Feiertagen und einige Anträge und Petitionen in Ruhe- und Wittwengehaltsangelegenheiten. Sie würden sämmtlich im Sinne der Commissionsanträge erledigt (die Geistlichen im Saarrevier in Schutz genommen) worden sein.

Tischrede vom 11. December 1897.

M. H.! Der Herr Präsident des Ev. O.K.R. hat uns die Ehre und Freude erwiesen, an unserem Gemeinschaftsmahle als Gast theilzunehmen, trotz seines noch gehemmten und leidenden Zustandes. Wir sind ihm zwiefach dankbar dafür.

Mir ist der ehrenvolle Auftrag geworden, ihn in unserem Namen zu begrüßen. Indem ich mich dazu anschicke, tritt mir die ganze Geschichte des Ev. Oberkirchenraths, die ich ja von der Stiftung desselben an miterlebt habe, vor die Seele. Der Ev. Oberkirchenrath ward gestiftet zur Herbeiführung der verfassungsmäßigen Selbständigkeit der evangelischen Landeskirche; aber Jahrzehnte hindurch hat dieser Gedanke über dem Collegium nur geschwebt wie ein Traum, um nicht zu sagen: wie ein Spott. Es fehlte eine hohe Zeit, die zu der Verwirklichung jenes kirchlichen Selbständigkeitsgedankens emporgehoben hätte, und es fehlte an der Spitze der damit beauftragten Behörde ein hoher Mann, in dem jener Gedanke Gestalt und durchgreifende Macht gewonnen hätte.

Es kam eine hohe Zeit, mit den Ereignissen der anhebenden siebziger Jahre, und es kam ein hoher Mann, der eine Frucht dieser Zeit für die evangelische Landeskirche zu pflücken wußte. Vor meiner Seele steht die hohe Gestalt des verewigten Präsidenten Herrmann, eine Persönlichkeit von monumentaler Größe: er zuerst hat es verstanden dem Evangelischen Oberkirchenrath in Preußen eine Bedeutung zu geben; er vor allem hat in der Verfassung, die uns hier zusammenruft, einen tragfähigen Grund unserer kirchlichen Selbständigkeit gelegt. Es war ein kurzer, flüchtiger Lichtblick unserer Kirchengeschichte: fast unmittelbar nach dem Abschluß der Verfassung traten trübe, rückläufige Zeiten ein, welche das Wurzelfassen derselben verkümmerten. Dem Ansturm dieser rückläufigen Wogen mußte der hochherzige Mann weichen, und es begann eine traurige Zeit eines rein-bureaukratischen Kirchenregiments, ja was schlimmer war, eines kirchlichen Parteiregiments. Wie in einer vor wenigen Tagen hier in Berlin gehaltenen Volksversammlung ein Freund der Freiheit[1]) diese Zeiten eines Präsidenten, der mehr regiert ward als regierte, im Vergleich mit der herabzuwerthenden Gegenwart hat preisen und erheben können, ist mir unfaßlich. Allerdings, die Stichworte jener Tage waren „größere Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche“: aber die, welche am lautesten nach ihr riefen, hingen mit allen ihren Hoffnungen und Bestrebungen an der Gunst einer politischen Augenblickssituation und trachteten nach nichts eifriger, als die Freiheit aller nicht nach ihrer Weise denkenden Kirchgenossen mit bureaukratischen Mitteln einzuschüchtern und zu beseitigen.

Auch wir sind Freunde der kirchlichen Freiheit und Selbständigkeit, aber in einem etwas anderen Sinne. Wir wollen, daß die kirchliche Freiheit vor allem ruhe auf der sittlichen Freiheit selbständiger Charaktere, daß sie sich ausprägе in selbständiger religiöser und theologischen Ueberzeugungsbildung, daß sie sich erprobe in der Beseitigung des kirchlichen Bureaukratismus zu Gunsten sich entfaltender gemeindlicher Selbstthätigkeit; endlich, daß

1) Pastor Naumann.

sie sich darstelle in der regimentlichen und gegenseitigen Duldung aller der verschiedenen Richtungen, welche auf dem Einen Grunde, der gelegt ist, sich gebildet haben und bilden, — auch der unsrigen, welche gern Verständigung sucht und Frieden hält, aber einem Scheine nicht-vorhandener Einmüthigkeit niemals ihren eigenthümlichen Lebensgedanken opfern kann. Und weil ich uns so gesinnt weiß, so sage ich: der gegenwärtige Herr Präsident des Oberkirchenraths ist unser Mann! Nicht als wollte ich ihn damit für unsere Fraction in Beschlag nehmen, aber das meine ich: er ist der Mann nach unserem Herzen. Unbureaukratisch, hochgesinnt, von großen Gesichtspunkten, gerecht, milde, freilassend, und dabei doch fest und charaktervoll (Beifall). Zwei jüngsten Worte von ihm haben unsere Herzen tief-sympathisch berührt. Das eine, welches ihm die Synode verdankt hat und doch nicht so verdankt hat, wie es sich gebührt hätte, das Wort, das er als Sprecher der deutsch-evangelischen Christenheit geredet hat gegen die päpstlichen Schmähungen unserer Reformation. Aber nicht minder hoch schlage ich das andere Wort an, das er geredet hat in einer Scene auf der Synode selbst, die uns allen unvergeßlich bleiben wird, — das Wort, das sich auf unsere eigenen inneren Verhältnisse zurückwendet und sein Echo erst zu finden haben wird: „Wir stehen hier auf unseren eignen Füßen, und nicht auf denen des Staates."

Ob nun dem hochherzigen Manne auch heute hochherzige Zeitverhältnisse entsprechen, das vermag ich, der ich abseits von dem berliner sausenden Webstuhl der Zeit in einer stillen Klause am Saalestrand wohne, so genau nicht zu beurtheilen. Aber gesetzt auch, daß Schwierigkeiten und Kleinlichkeiten ihn umringen sollten, so hoffen wir doch, daß er, dem zu einem hohen Sinn auch die Gabe herzgewinnender Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit verliehen ist, dieselben leichter als mancher Andere überwinden werde. Jedenfalls wünschen wir ihm auf dem Wege, den er zur Geltendmachung unserer Kirche im öffentlichen Leben eingeschlagen hat, einen unerschütterlich fröhlichen Muth und eine unerschöpfliche tapfere Geduld. Und es ist ein volles Vertrauensvotum, das ich namens unserer Gruppe hineinlege in den Ruf, in den ich mit mir einzustimmen bitte:

Unser hochverehrter Herr Oberkirchenrathspräsident D. Barkhausen
lebe hoch, und abermals hoch, und zum drittenmale hoch!

Zum Besten der altkatholischen Sache

sind mir von einem evangelischen Bürger der Stadt Halle zu Weihnachten übergeben worden

Einhundert Mark.

Halle, 24. Dec. 97. Mit herzlichem Danke

Der Herausgeber.

Arnold von Brescia.

(Fortsetzung.)

Die ersten Anfänge von Arnolds Leben sind in Dunkel gehüllt. Wir haben weder über das Jahr seiner Geburt, noch über seine Herkunft sichere Kunde. Doch läßt sich aus feststehenden Daten seines späteren Lebens immerhin berechnen, daß er um das Ende des elften oder zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in Brescia geboren sein muß. Die Angabe, die in einer Quelle sich findet, daß er aus vornehmem und edlem Blut entsprossen sei, hat insofern etwas für sich, als sich daraus sein rasches Emporsteigen zu der für einen jungen Mann doch sehr bedeutenden Stellung eines Propstes, d. h. eines Vorstehers der regulirten Chorherrn von Brescia erklären ließe. Und doch muß es auf der andern Seite wieder auffallend erscheinen, wenn die Angabe dieser Quelle wirklich richtig ist, daß Arnolds Name in den Annalen seiner Vaterstadt nicht einmal erwähnt wird. Dagegen wird von allen Quellen übereinstimmend berichtet, daß Arnold die Laufbahn des Klerikers gewählt, und daß er bereits zum Lector geweiht sich nach Frankreich begeben habe, um seiner theologischen Bildung bei Abälard, der damals als theologischer Lehrer weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmt und gefeiert war, ihre letzte Vollendung geben zu lassen. Was übrigens Arnold in allererster Linie dazu bewogen hat, sich zu den Füßen Abälards zu setzen, das kann, wie seine spätere Haltung deutlich zeigt, nicht sowohl die Freude an hochfliegenden Speculationen oder an scharfsinnigen dialectischen Untersuchungen gewesen sein, denn solche haben in Arnolds Leben niemals eine Rolle gespielt; nicht sowohl zu dem Dialectiker als vielmehr zu dem Asketen Abälard fühlt sich der von gleichem Geist erfüllte Arnold hingezogen, zu dem Asketen Abälard, der damals nach allerhand wechselvollen Schicksalen in einem stillen Eremitenleben im Wald von Troyes Ruhe und Frieden für seine Seele suchte.

Unter den Schülern, welche dem gefeierten Meister auch in die Einsamkeit des Eremitenlebens folgten, „welche Städte und Schlösser verließen, um in der Einöde zu wohnen, die sich statt prächtiger Häuser kleine Zelte erbauten, statt mit köstlichen Speisen von den Kräutern des Feldes und trockenem Brot sich nährten, statt weicher Lager Heu und Stroh sich zu-

rüsteten und statt der Tische Erdhaufen errichteten", muß nun auch Arnold gewesen sein. Dies ist ausdrücklich bestätigt durch die Notiz, welche im Ligurinus (s. o.) sich findet: „Lange mit dürftiger Kost hat ihn Gallien ernährt und gelehrt." Da sich Abälard vom Jahr 1126—1136 als Abt in St. Gildes de Ruys in der Bretagne befunden hat, so muß Arnolds Aufenthalt in Frankreich in die Zeit vor 1126 gefallen sein. Näheres läßt sich übrigens auch hierüber nicht feststellen. Jedenfalls ist Arnold, wie seine ganze spätere Haltung zeigt, ein gelehriger Schüler Abälards gewesen, der damals die Verirrungen seiner Jugend schon weit hinter sich liegen hatte und in der Periode seines Lebens, in der Arnold mit ihm in Berührung kam, ein Leben der strengsten Askese als das eines Klerikers allein würdige betrachtete, der aber auch in der Erinnerung an die Unbill, die ihm gerade von Angehörigen des geistlichen Standes widerfahren war, diesen ganzen Stand mit kritischen Augen zu betrachten angefangen hatte und mit seiner Kritik durchaus nicht hinter dem Berg hielt. „Da sitzen sie (sc. die Kleriker), sagte er unter anderem, bei Schmäusen und Trinkgelagen mit unwissendem, sittenverderbtem Volk den ganzen Tag zusammen und schwatzen Albernheiten mit ihnen und thun unfläthige Dinge, welche man gar nicht nennen darf. In die Wolle der Heerde des Herrn kleiden sie sich, von ihrer Milch leben sie, aber die Schafe sterben aus Hunger und Mangel des göttlichen Wortes. Es vergehen die Festtage, es vergeht das ganze Jahr, ohne daß auch nur ein einziges Wort aus ihrem Munde hervorginge, durch welches die ihnen anvertraute Gemeinde erzogen, vom Bösen gebessert, zum Guten zurückgerufen und im Guten bestärkt würde."

Nach Brescia zurückgekehrt, trat Arnold ganz in die Fußstapfen seines Meisters. Dazu hatte er auch in der Stellung, die ihm alsbald nach seiner Rückkehr übertragen worden zu sein scheint, als Propst der regulirten Kleriker, reichliche Gelegenheit. Wie überall, so war auch in Brescia das Verhältniß der regulirten Kleriker zu den nicht regulirten ein äußerst gespanntes. Jene lebten nach der aus Augustins Reden zusammengestellten Regel, verzichtend auf persönliches Eigenthum, in mönchischer Weise zusammen; diese wollten ihren persönlichen Besitz nicht aufgeben und von einem klösterlichen Zusammenleben bei der Kirche, an welcher sie dienten, nichts wissen, sondern lebten, jeder für sich, ganz nach der Welt Weise, oft nicht einmal am Ort ihrer Pfründe. Und wenn es nun in den gesta di Federigo I (s. o.) von Arnold heißt, er habe sich als Censor gegen die pflichtvergessene Geistlichkeit erhoben, oder wenn der Ligurinus (s. ebendaselbst) ihn als Verfolger des Klerus bezeichnet, der das ausgelassene Leben der Priester bitterer als nöthig tadle, so beziehen sich diese Aeußerungen zunächst eben nur auf den Kampf, zu welchem er sich als Vorsteher der regulirten Kleriker den zucht-

losen Weltgeistlichen gegenüber ebenso berechtigt als verpflichtet fühlen mußte. Ebenso, wenn Arnold auch um diese Zeit schon „ein Verfolger der Mönche" genannt wird (bei Otto v. Freising), so beweist dies nur, daß sein Auge auch gegen die Schäden, die damals im Mönchswesen zu Tage traten, nicht blind, und daß es ihm mit seiner strengen Beobachtung der Mönchsregeln Ernst gewesen ist.

Doch nicht bloß beim eigenen Stande sehen wir den jungen Propst bessernde Hand anlegen, nein er entfaltet in seiner Vaterstadt eine reformatorische Thätigkeit im höheren Styl, indem er den Ernst seiner asketischen Anschauungen auch gegen die Laienwelt kehrt und mit schneidiger Schärfe als Bußprediger auch gegen deren Sünde auftritt. Nicht nur die Geistlichen, die Geld erpressen, trifft sein Tadel, sondern auch die Laien, die den Zehnten verweigern. Denn, wenn die Laien den gesetzlichen Zehnten verweigern, bleibt den Priestern nur die ungesetzliche Simonie. Er donnert gegen das Jagen nach Geld und Gut in der Kaufmannswelt, gegen Wucher und Raub, gegen Fehden und Kriegszüge, gegen die Feindschaften und Meuchelmorde und die Sünden der Ueppigkeit, an denen das Leben der Städte Italiens krankte. Stets aber kommt er dabei auf das Eine zurück, daß die Heerde nur darum so verwildere, weil die Priester bei ihren weltlichen Sorgen ihre geistlichen Pflichten vergessen hätten. Die Bischöfe kümmerten sich um die nichtigsten Fragen dieser Welt, nur nicht um ihr Hirtenamt, während ihre Priester gleich Advokaten sich Tag und Nacht mit der Untersuchung von Processen über Mein und Dein beschäftigten; das Himmlische aber schlügen sie gering an. Ja, Arnold geht sogar soweit, zu erklären, derartige Priester seien gar keine und könnten darum auch keine wirksamen Sacramente spenden, weshalb er die Laien mahnt, solche Priester gar nicht um Sündenvergebung anzugehen, noch ihre Sacramente zu nehmen; lieber solle einer dem andern beichten, als sich an diese Simonisten wenden, die mit dem Heiligen Handel trieben. Neu und originell sind freilich auch diese Gedanken Arnolds keineswegs: er nimmt mit denselben vielmehr nur alte pataristische Anschauungen wieder auf, aber wir sehen doch, daß er in der Verfolgung seiner reformatorischen Thätigkeit selbst vor Abweichungen von der recipirten Kirchenlehre nicht zurückscheut, indem er die Wirkung der Sacramente von dem Gnadenstand des administrirenden Priesters abhängig macht, die sacramentalen Handlungen eines gottlosen Klerikers also für wirkungslos erklärt, während in der allgemeinen Kirchenlehre damals schon die entgegengesetzte Anschauung zum Glaubenssatz erhoben war.

Doch bildet die bis jetzt beschriebene Thätigkeit Arnolds nur die Einleitung zu einer Thätigkeit im größeren Styl, welche fortab den Inhalt seines ganzen Lebens gebildet und erst den Grund zu seiner bis in unsere

Tage herein fortdauernden Berühmtheit gelegt hat. Es ist ihm bald nicht mehr genug, nur gegen die Zuchtlosigkeit der Weltgeistlichen und gegen die Verwilderung der Mönche zu eifern oder nur innerhalb des Weichbilds von Brescia als Bußprediger auch den Laien die Wahrheit zu sagen: er faßt bald die damaligen Zustände der ganzen Kirche ins Auge und leitet alle die Gebrechen, die an ihrem Bild in die Augen sprangen, davon ab, daß Papst, Bischöfe, Aebte, Mönche und Priester von ihrer Verpflichtung, in der Nachfolge Christi ein armes Leben zu führen, abgefallen seien. Besser könne es nur werden, wenn die Nachfolger Christi auf die weltliche Macht, ja auf jeden Besitz irgend welcher Art, Beneficien, Regalien, Privilegien, Immunitäten verzichteten und auf den Zehnten sich beschränkten, den das alte Testament dem Klerus verwillige, oder noch besser von freiwilligen Gaben leben wollten, auf welche Christus und seine Jünger angewiesen gewesen seien. Jedenfalls aber sollten sie nicht Häuser, Liegenschaften und sonstige Reichthümer erwerben und noch weniger politische Rechte an sich reißen, welche die Sache der bürgerlichen Obrigkeit seien. Darum verlangte Arnold, daß die Lehensherren alle Lehen wieder zurücknehmen sollten; nur indem man die Geistlichen scheide von weltlichem Besitz, mache man sie zu wahren Dienern Christi und nur die arme Kirche sei die, welche dem Evangelium gemäß sei.

Neu sind auch diese Gedanken keineswegs. Es ist bekannt, daß schon vor Arnolds Zeit alle die Secten in Oberitalien und Südfrankreich, die man unter dem Namen der Katharer zusammenfaßt, die Rückkehr der Kirche zur apostolischen Armuth gefordert haben, und in unserer Darstellung sind wir sogar einem Papste begegnet, der sich genöthigt gesehen hat, die gleichen Grundsätze auszusprechen. Ja, selbst bei Arnolds Todfeind, bei Bernhard von Clairvaux, finden sich Ausführungen, die bis aufs Wort hinaus mit den von Arnold vorgetragenen übereinstimmen.

Dagegen ließ sich Arnold eine eingehendere Begründung dieser Gedanken, die er nicht erst zu erzeugen, sondern nur aufzunehmen brauchte, da sie ja in einer Zeit, die von den Wirren des Investiturstreits erschüttert war, in der Luft liegen mußten, mit großem Eifer angelegen sein. Eines der Hauptverdienste, die sich Abälard um seine Schüler in der zweiten, asketischen Periode seiner Lehrthätigkeit erwarb, bestand darin, daß er sie in eine tiefere Schriftkenntniß einführte, als damals gewöhnlich war. Und eben das kam nun auch Arnold für seine reformatorische Thätigkeit zu statten. Durch sein Schriftstudium war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß Jesus nicht nur selbst ein armes, besitzloses Leben auf Erden geführt, sondern daß der Heiland auch dem Petrus und allen seinen Nachfolgern ein Gleiches auferlegt habe. Und mit der Schrift ward auch die patristische Litteratur zur Begründung des Dogmas von der armen Kirche herangezogen. Das Wort

eines Hieronymus wird verwendet, daß man einen Kleriker, der weltliche Geschäfte treibe, fliehen müsse wie die Pest; auch mit der Ordinationsrede des Petrus an Clemens aus Pseudoisidor wird operirt, jener Rede, worin der erste römische Bischof dem zweiten verbietet, sich in weltliche Geschäfte zu mengen, Processe zu führen und irdische Sorgen sich aufzuladen. Ja selbst aus einem ganz heterogenen Gebiet holt Arnold seine Waffen für die Bekämpfung der weltlichen Herrschaft und des weltlichen Besitzes der Kirche: aus dem römischen Recht, dessen Studium damals besonders in Oberitalien blühte. Unter dem Einfluß dieses Studiums begann man die Kaisergewalt der damaligen Zeit in der Idee mit einer Machtfülle zu umkleiden, wie sie einst dem Imperium der antiken Cäsaren innegewohnt hatte, und so konnte auch Arnold nach den Mittheilungen Ottos von Freising erklären, kein Kleriker, der Eigenthum, kein Bischof, der Regalien, kein Mönch, der Besitz habe, könne selig werden. Das alles gehöre dem Kaiser, durch dessen Güte es an Laien zum Gebrauch verliehen werden könne.

Man braucht zur Erklärung derartiger Aussprüche weder an eine besondere Vorliebe für das damalige Kaiserthum, noch an irgendwelche Schwärmerei für die Antike zu denken, sondern dieselben lassen sich ganz wohl aus den rein religiösen Neuerungsbestrebungen Arnolds erklären. Es ist psychologisch ja so gut zu begreifen, daß ein Neuerer sich leicht in Extremen bewegt und daß er zur Verwirklichung seiner Ideen die Mittel nimmt, wo er sie findet. Und so hat auch Arnold nach unserem Eindruck seine Anleihe bei den Lehrern des römischen Rechts lediglich seinen religiösen Neuerungsgedanken zu lieb gemacht, erfüllt von tiefem Schmerz über die traurige Verweltlichung der Kirche und des Klerus seiner Zeit und von heißem Drange beseelt, die Rückkehr zur apostolischen Armuth mit allen Mitteln durchzusetzen. An irgendwelchen politischen Hintergedanken brauchen wir — jedenfalls für seine brescianische Zeit — nicht zu denken; ob später, bleibt weiterer Erörterung vorbehalten.

Daß es diesem von Arnold mit dem ganzen Feuer hinreißender Beredtsamkeit gepredigten Dogma an Popularität nicht fehlen konnte, liegt in den Zuständen der damaligen Zeit begründet und braucht nicht damit erklärt zu werden, wie dies Otto von Freising in gehässiger Weise thut, „daß Arnold gepredigt habe, wonach den Leuten die Ohren jückten." Den tiefsten Eindruck hat er aber doch wohl damit gemacht und die größten praktischen Wirkungen hat er damit erzielt, daß er durch sein eigenes Beispiel den Beweis erbrachte, das von ihm gepredigte Dogma sei keine Utopie, sondern ganz wohl realisirbar. Darum ließ sich Arnold während seines Aufenthalts in Brescia vor allem angelegen sein, in Hungern, Frieren, rauher Kleidung, Nachtwachen und Gebetsdienst Hervorragendes zu leisten,

und es erfüllt uns heute noch mit einem Gefühl der Hochachtung, wenn wir sehen, wie sogar einem Bernhard von Clairvaux, der sonst ganze Ströme von Schimpfnamen, Anschuldigungen und Verdächtigungen über Arnolds Haupt ausschüttet, da wo er die Asketengestalt dieses Mannes zeichnet, unwillkürlich die Worte des Evangeliums über Johannes den Täufer in den Mund kommen: „Er aß nicht und trank nicht." „Was Wunder, daß Arnold seinen Landsleuten wie ein neuer Johannes Baptista erscheint, daß dieser Asket in ärmlichem Gewand, vom Fasten erschöpft, aber aufrecht gehalten von dem Feuer seiner Leidenschaft, ein Bußprediger, vor dessen Stimme die Leute in weichen Kleidern erzitterten und für den alle Priester und Mönche Schlangen waren und Otterngezüchte", (Hansrath, Arnold von Brescia, S. 17), eine solche Begeisterung für die von ihm nicht bloß vorgetragenen, sondern auch vorgelebten Ideale entzündete, daß die Bürger von Brescia um ein Kleines ihrem von Rom zurückkehrenden Bischof die Thore ihrer Stadt für immer versperrt hätten, und daß die Bewegung gegen die verweltlichte Geistlichkeit, deren Seele eben Arnold war, auch auf andere Städte übergriff, wo sie in den überall vorhandenen pataristischen Kreisen auf einen wohl vorbereiteten Boden fiel.

Alles das ließ Arnold als einen so gefährlichen Gegner des bestehenden Kirchenthums erscheinen, daß das vom Papst Innocenz II. 1139 gehaltene Lateranconcil sich mit ihm befassen mußte. Sein Bischof konnte ihm jenen unfreiwilligen Aufenthalt vor Brescias Thoren nicht verzeihen und erhob deshalb gegen ihn vor dem Concil eine Anklage auf Anstiftung eines Schisma, und das Concil, der Tragweite der von Arnold entfachten agitatorischen Bewegung wohl bewußt, erkannte gegen ihn auf Verlust seiner Pfründe und Verweisung nicht bloß aus Brescia, sondern aus Italien überhaupt, dessen Boden ohne specielle Erlaubniß des Papstes nicht wieder betreten zu wollen Arnold sich eidlich verpflichten mußte. Eine Aenderung in Arnolds Gesinnung vermochte übrigens dieser Urtheilsspruch des Concils nicht zu bewirken, sondern nur die Verlegung seiner Thätigkeit auf einen anderen Schauplatz. Ja, man wird wohl sagen dürfen, dieser Urtheilsspruch hat Arnolds Bedeutung, seine Gefährlichkeit für das herrschende System insofern unterschätzt, als ihm bloß der Boden Italiens verboten wurde, offenbar in der Voraussetzung, daß seiner Thätigkeit, die mit verwandten, gerade auf italienischem Boden zahlreich auftretenden Bestrebungen einfach identificirt wurde, durch bloße Loslösung aus diesen Zusammenhängen der Lebensnerv unterbunden würde. Allein wenn Arnold wirklich seither nichts anderes gewesen wäre als ein Reformer auf dem beschränkten Gebiet einer Localgemeinde, wie es solche zu seiner Zeit in Oberitalien noch manche gab, so hat gerade der Urtheilsspruch des Lateranconcils von 1139 seiner Thätigkeit

ein viel weiteres Gebiet eröffnet und den Anlaß dazu gegeben, daß Arnold zum Führer einer großen kirchlichen Oppositionspartei sich auswuchs, der es wagen konnte, selbst gegen die erste Größe der damaligen Zeit auf kirchlichem Gebiet, gegen einen Bernhard von Clairvaux in die Schranken zu treten.

Wohin der Verbannte seine Schritte lenken sollte, wird ihm wohl keinen Augenblick zweifelhaft gewesen sein. Er wird es wohl fürs gerathenste gehalten haben, Abälard wieder aufzusuchen, in dessen Unterricht er einst die werthvollste Förderung für seine asketischen Gedanken über eine Reform des Klerus empfangen hatte, und der nun seit dem Jahr 1136 wieder in Paris auf dem Berg der heiligen Genovefa einen jener großartigen Triumphe feierte, an denen die Geschichte seiner Lehrthätigkeit so reich ist. Was freilich Arnold zum zweiten Mal zu Abälard zog, das war auch diesmal nicht dessen dialectische Behandlungsweise des Dogmas, die für ihn, der durchaus als ein Mann der Praxis uns entgegentritt, weniger Interesse haben konnte, als vielmehr wie das erste Mal die grimmige Verachtung des Klerus, die jenen wie ihn selbst beseelte, und die Neigung zu strenger Askese, welche beiden das Zeugniß ihres Todfeindes Bernhard von Clairvaux eintrug: „In Beziehung auf Nahrung und Kleidung haben sie den Schein der Frömmigkeit, aber ohne ihr Wesen, und täuschen viele dadurch, daß sie sich in Engel des Lichts umgestalten, während sie doch Engel des Satans sind."

Bei seinem zweiten Aufenthalt in Abälards Schule wurde nun auch Arnold in Abälards Fehde mit Bernhard von Clairvaux hineingezogen. Daß Bernhard, der Vertreter des unbedingten Autoritätsglaubens, „der die Entzückungen mystischer Contemplation in seinen Klöstern pflegte, für den das Wunder die alltägliche Lebensluft war, der die Fliegen excommunicirte und vor dessen Schürze die Teufel brüllten" (Hausrath, Arnold von Brescia, S. 39), die dialectische Behandlung des Dogmas durch Abälard bekämpfen mußte, dessen oberster Lehrsatz lautete: „es kann nichts geglaubt werden, wenn es nicht zuvor erkannt worden ist", liegt auf der Hand, denn Abälards Rationalismus hätte selbstverständlich das Ende von Bernhards Wunderwelt werden müssen. Ebenso lag es aber auch auf der Hand, daß Arnold seinen Meister, auch wenn er die dogmatischen Anschauungen desselben nicht theilte, bei dem ausbrechenden Kampfe nicht im Stich lassen konnte. In Einem Dogma wußte er sich jedenfalls mit ihm eins: das war das Dogma von der armen Kirche, und weil dieses Dogma dem mächtigen Cistercienser nicht weniger anstößig war als Abälards rationalistischen Sätze es waren, so mochte es Arnold, dessen Lebenselement ja schon in Brescia der Kampf für das Dogma von der armen Kirche gewesen war, wohl reizen, nun auch

mit dem gewaltigsten und einflußreichsten Gegner desselben einen Gang zu wagen. Ja, es scheint, daß Arnolds Wagemuth und Kampfeslust noch größer war als die seines zunächst angegriffenen Lehrers Abälard. Abälard mochte in der Erinnerung an seine Behandlung auf der Synode zu Soissons, wo das Urtheil für seine Schrift „über die göttliche Einheit und Dreiheit“ auf Verbrennung, für ihn selbst auf Einsperrung gelautet hatte, schon vor der Möglichkeit zurückschrecken, sich noch einmal vor einer Synode rechtfertigen zu müssen, und so wäre es auffallend, wenn er diesmal selbst eine Confrontation mit Bernhard vor einer Synode verlangt haben sollte, ohne daß man dieses Sichaufraffen zu einer muthigeren Haltung fremdem Einfluß, wohl am ehesten dem Arnolds, zuschreiben dürfte. Wenigstens wird in Bernhards Biographie ausdrücklich bezeugt, Abälard habe anfangs die besten Zusicherungen gegeben, dem Verlangen Bernhards entsprechend seine Schriften corrigiren und seine Zuhörer vor seinen eigenen Lehren warnen zu wollen. Erst später habe er, gereizt durch schlechte Rathschläge, sich eines andern besonnen. Jedenfalls hat Bernhard selbst, wie aus seinen Briefen hervorgeht, den Beistand, welchen Arnold seinem alten Lehrer leistete, nicht gering angeschlagen. So bricht er im 189. Brief in die unmuthigen Worte aus: „Aufrecht schreitet der Goliath (Abälard) einher, mit ritterlichem Harnisch kriegerisch gerüstet, und vor ihm her geht sein Waffenträger Arnold von Brescia. Schuppe verbindet sich mit der Schuppe, die französische Biene (Abeillard statt Abälard von l'abeille) summt der italienischen zu und sie vereinigten sich gegen den Herrn und seinen Gesalbten .... Gespannt sind ihre Bogen und ihre Köcher sind voll von Pfeilen, um die Frommen zu treffen. Zwischen den beiden Heerschaaren steht der Goliath mit seinem Waffenträger und schreit wider die Schlachtreihen Israels und schilt um so frecher, weil er weiß, daß David nicht da ist.“ Wir werden demnach mit der Annahme schwerlich fehlgehen, daß es Arnold war, der Abälard zu seiner Forderung eines Colloquiums mit Bernhard ermuthigt hat.

Damit ist nun dieser Mann in die Lebensgeschichte Arnolds hereingetreten, der ihn von jetzt an als sein erbittertster Feind mit dem grimmigsten Haß verfolgt und mit Aufbietung des ganzen Einflusses, den er bei Päpsten und Königen, bei Cardinälen und Bischöfen besaß, an seiner Vernichtung gearbeitet hat, wenn er auch schließlich den tragischen Ausgang Arnolds nicht mehr erlebte. Es ist deshalb vielleicht hier der Ort, auch die Gestalt dieses Mannes etwas näher ins Auge zu fassen.

Derselbe hat den Heiligenschein, mit dem Papst Alexander III. schon im Jahr 1174 sein Haupt geschmückt hat, seither durch die Geschichte getragen und auch heute noch nennt die landläufige Meinung den feurigen Kreuzprediger, den begeisterten Reformator des Mönchswesens, den wirk-

ſanften Vorkämpfer des hierarchiſchen Gedankens die Welt dem Mönchthum zu unterwerfen, den ob ſeiner eiſernen Strenge gegen ſich ſelber bei ſeinen Zeitgenoſſen weit und breit berühmten Asketen einen Heiligen, wie dies auch Neander in ſeiner wiſſenſchaftlichen Darſtellung der Lebensgeſchichte Bernhards gethan hat. Aber bei näherer Betrachtung zeigt das Bild dieſes „Heiligen" doch verſchiedene recht unheilige Züge, die uns insbeſondere in ſeinen maſſenhaft auf uns gekommenen Briefen entgegentreten, durch welche ſomit die ihm von ſeinem Biographen widerfahrene Verherrlichung beträchtliche Einſchränkungen erfährt. Er erſcheint in denſelben nicht bloß zäh bis zum Starrſinn in der Verfolgung ſeiner Ziele, fanatiſch in ſeinem Haß, gewaltthätig in der Verfechtung ſeiner Anſichten, die tiefſte Demuth nach außen zur Schau tragend, aber in ſeinem Innerſten beſeelt von glühendem Ehrgeiz, ſo daß Arnold, der durch die Löcher ſeiner fadenſcheinigen Kutte gar wohl die Eitelkeit hindurchſchimmern ſah, ihm nicht mit Unrecht eitle Ruhmſucht und Neid gegen alle vorwerfen konnte, welche in der Wiſſenſchaft oder in der Kirche emporkämen, ohne zu ſeiner Fahne zu ſchwören, — von unglaublicher Verſatilität, heute die Sache des Papſtes führend, morgen wieder z. B. dem König von Frankreich in ſeinen Eheſcheidungsangelegenheiten im Gegenſatz gegen die Willensmeinung der Kurie das Wort redend, wo es ging, ſich in die Rolle des Mittelmanns und Schiedsrichters, des Beichtvaters und Gewiſſensrathes eindrängend, in der Wahl ſeiner Mittel niemals verlegen, wo er ſie braucht; auch die Perfidie, die immer zwei Sehnen auf ihrem Bogen hat, nicht verſchmähend; angeblich kein höheres Ideal kennend als die ſtille Kloſterzelle im weltfernen Thal von Clairvaux (clara vallis), und doch in Wirklichkeit ſchier in alles ſich miſchend, was auf dem ganzen Continent vorging; „ſein halbes Leben auf dem Rücken des Maulthiers zubringend als ſteter Geſchäftsreiſender des Papſtes und der Ciſtercienſer" (Hausrath, Arnold von Brescia S. 42 u.). Das alles aber, wie zugegeben werden muß, einzig und allein in majorem ecclesiae gloriam, ſo daß wir ihn, ohne ſoweit zu gehen wie Schiller, der den Heiligen in einem Brief an Goethe kurzer Hand einen „geiſtlichen Schuft" nennt, vielleicht am eheſten als den erſten Jeſuiten großen Styls bezeichnen könnten, der dann freilich volle vier Jahrhunderte vor der Stiftung des Jeſuitenordens gelebt hat.

An Jeſuitismus erinnert uns jedenfalls ſehr ſtark Bernhards Verhalten bei der Synode von Sens, auf welcher ſein Handel mit Abälard und Arnold zum Austrag gebracht werden ſollte. Zuerſt ſträubt er ſich mit Händen und Füßen dagegen, ſich überhaupt zu einem Colloquium mit Abälard zu ſtellen. Er wünſcht ſich lieber vorher den Tod, wie er (Brief 189) an Papſt Innocenz II. ſchreibt: „Es muß ja Aergerniß in die Welt kommen, doch iſt

es nicht angenehm. Darum sagt der Prophet: Wer gibt mir die Flügel der Taube, daß ich fliege und ausruhe! Auch der Apostel sehnt sich nach Auflösung, um in Christo ruhen zu können. Noch ein anderer Heiliger sagt: ich habe genug, Herr! nimm meine Seele hinweg, denn ich bin nicht besser als meine Väter. Hier habe ich nun wirklich einige Aehnlichkeit mit den Heiligen, im Willen nämlich, nicht im Verdienst, denn auch ich möchte aus der Welt gehen, besiegt durch Kleinmuth und Unglück." Und in demselben Brief theilt er dem Papst weiter mit: „Ich lehnte die Herausforderung ab, theils weil ich ein Knabe gegen ihn (Abälard) bin, und er ein tüchtiger Kämpfer ist von Jugend auf, theils weil ich es für unanständig hielt, die Sache des Glaubens, welche auf einer so sicheren und festen Wahrheit ruht, menschlichen Argumenten zur Vertheidigung anzuvertrauen. Ich antwortete, seine Schriften reichten hin, ihn anzuklagen, und es sei nicht meine Sache, sondern die der Bischöfe, deren Beruf es sei, über Glaubenslehren zu urtheilen. Nichtsdestoweniger, ja um destomehr erhob er seine Stimme, rief viele herbei, versammelte seine Genossen. Ich übergehe, was er seinen Schülern von mir geschrieben: er streute überall aus, er werde mir an dem bestimmten Tag zu Sens Rede stehen; der Ruf drang zu allen und konnte auch mir nicht verborgen bleiben. Zuerst ließ ich es unbeachtet, denn das Geschwätz der Menge war mir nicht wichtig genug. Doch endlich, obgleich ungern und mit Thränen, gab ich dem Rath meiner Freunde nach, welche, da schon alles rüstete wie zu einem Fechterspiel, fürchteten, daß mein Ausbleiben der Menge ein Aergerniß geben würde, daß meinen Gegnern die Hörner wachsen würden, wenn keiner da sei, der ihnen Rede stehe."

So sah sich denn der große Cistercienser schließlich doch veranlaßt, in den sauren Apfel zu beißen. Dürften wir den eigenen Worten des frommen Mannes unbedingt Glauben schenken, dann wäre er ganz der von Christus seinen Aposteln gegebenen Weisung entsprechend vor seinen Gegnern erschienen. Er schreibt (Brief 189): „So kam ich denn zur bestimmten Zeit an den bestimmten Ort, obgleich ungerüstet und unvorbereitet, außer daß ich jenes Wort im Herzen trug: Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt, und jenes andere: der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht, was können mir Menschen thun!" Schade, daß wir aus den eigenen Briefen dieses so überaus fruchtbaren Briefschreibers, dessen Schreibluft selbst unserem schreibseligen Jahrhundert imponirt, wissen (Brief 187 und 188), wie inbrünstig er die ihm befreundeten Bischöfe vor seinem Erscheinen beschworen hat, sich „als Freunde" in dieser Noth zu bewähren. „Nicht als unsere, sondern als Christi Freunde, dessen Braut ihre Stimme zu euch erhebt aus dem Walde

der Ketzereien, aus der Saat der Irrthümer, in welcher sie fast schon erstickt ist, dahin zu streben, ... bei der Würde, welche ihr tragt, bei dem Amt, welches euch übertragen ward, daß der, welcher bis zum Himmel stieg (Abälard), in die äußerste Finsterniß gestoßen werde; daß die Werke der Finsterniß, die da wagten ans Licht zu treten, auch am Lichte betrachtet werden." Ja, aus der Apologie, die Berengar für seinen Lehrer Abälard geschrieben hat, ersehen wir, daß der Nachfolger der Apostel Christi nicht unvorbereitet und ungerüstet, wie er behauptet, zum Colloquium erschienen ist, sondern gerüstet mit einem Auszug aus Abälards Schriften, der aber in Wirklichkeit nichts als eine willkürliche Auswahl von boshaft verdrehten und selbsterdichteten Lehrsätzen Abälards enthielt. Dieser Auszug wurde dann, ehe zu der öffentlichen Verhandlung geschritten wurde, den auf das Aufgebot des großen Abtes in Hansen herbeigeeilten Freunden und Gönnern desselben in einer Vorversammlung unterbreitet, um die Stimmen zum voraus festzulegen. Und das heißt dann Bernhard „dem heiligen Geist überlassen, wie und was er reden sollte!" Wie es bei dieser Vorversammlung zuging, darüber haben wir, wiederum aus Berengars Feder, einen äußerst witzigen Bericht, den wir dem geneigten Leser nicht vorenthalten wollen, weil derselbe das Gebahren der Gegner Abälards und Arnolds, welches für die Art und Weise, wie Rom heute noch seine wissenschaftlichen Fehden durchkämpft, geradezu vorbildlich ist, aufs prächtigste charakterisirt.

Berengar berichtet: „Nach dem Essen wurde das Buch Abälards (d. h. der Auszug, von dem vorhin die Rede war) in die Versammlung gebracht und ein Schreier beauftragt, die Stücke laut vorzulesen. Aus Haß gegen Abälard und vom Gewächse des Weinstocks erhitzt — nicht desjenigen, der sagt: ich bin der wahre Weinstock! sondern desjenigen, der den Patriarchen Noe nackt auf den Boden geworfen hat — hat er noch ärger geschrieen als man wollte. Nach einiger Zeit konnte man sehen, wie die Bischöfe unruhig wurden, die Füße aneinander schlugen, lachten und scherzten. Man mußte erkennen, daß hier nicht Christo, sondern dem Bacchus geopfert werde. Währenddessen wurden die Becher begrüßt, die Gläser gepriesen, die Weine belobt, die Kehlen der Bischöfe benetzt. . . . . Wenn dann aus Abälards Schriften etwas Höheres und Göttliches den Lärm übertönte, das den bischöflichen Ohren ganz ungewohnt war, so wurden sie unwillig und knirschten mit den Zähnen gegen Abälard, die blinden Maulwürfe gegen den Philosophen: Sollen wir denn dieses Monstrum leben lassen? Und gleich den Juden den Kopf schüttelnd riefen sie: er zerstört den Tempel Gottes! So urtheilen die Blinden über Worte des Lichts, Trunkene verdammen den Nüchternen, Hunde beißen den Heiligen und Schweine nagen an den Perlen. Die nüchternen Bischöfe hatten zuviel Wein ohne Wasser

getrunken, und seine Hitze drückte so auf ihr Gehirn, daß alle einschliefen. Unterdessen schreit der Leser fort, die Zuhörer schnarchen. Der eine stützt sich auf die Ellbogen, der andere auf ein weiches Polster, ein dritter hat den Kopf auf das Kinn gesenkt und schläft. Wenn der Vorleser auf eine dornige Stelle Abälards stieß, rief er den tauben Ohren der Bischöfe zu: damnatis? (Verdammt ihr sie?) Durch die letzte Sylbe aufgeweckt, antworteten einige mit schläfriger Stimme und herabhängendem Kopfe: damnamus! (Wir verdammen!) Andere, erst hierdurch aufgeweckt, riefen bloß: namus! (Wir schwimmen!) Freilich schwimmt ihr, aber euer Schwimmen ist ein Ersaufen. Was sie nun gethan, was die Gesetzesgelehrten beschlossen, das steht in der heiligen Schrift: Es hielten die Hohenpriester und Pharisäer einen Rath; einer aber aus ihnen, mit Namen Abt Bernhard, der Hoheprieſter des Concils, prophezeite sprechend: Es ist besser, daß Ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe."

Es wird zuzugeben sein, daß diese witzige Schilderung Berengars ziemlich viele Uebertreibungen enthält, aber so viel bleibt jedenfalls übrig, um uns erkennen zu lassen, daß Abälard vor einem solchen Tribunal auf ein sachliches, unparteiisches Urtheil nicht rechnen konnte; vollends wenn wir dazu nehmen, was uns Otto von Freising berichtet (Monumenta Germaniae script. XX, 377), daß Bernhard auch das Volk, welches zur Verehrung von Reliquien, deren Ausstellung mit der Synode zu Sens verbunden worden, zusammengeströmt war und wie wir uns leicht denken können, in einem solchen Augenblick vorher schon auf Leute, die ihm als Ketzer denuncirt waren, äußerst schlecht zu sprechen sein mußte, noch mehr gegen Abälard fanatisirte. Als Heiliger konnte er die Heerde natürlich nicht auffordern, den Ketzer zu steinigen, sondern für seine Bekehrung zu beten, „aber in der Wirkung kam das ziemlich auf das Gleiche hinaus" (Hausrath, Arnold von Brescia, S. 46). Sonach konnte Abälard nicht einen Augenblick im Zweifel darüber sein, was vor einem solchen Forum seiner wartete. Er ließ sich darum auch klüglicherweise auf Verhandlungen mit seinen Gegnern gar nicht ein, sondern erschien in ihrer Versammlung nur, um ihnen mitzutheilen, daß er Berufung an den römischen Stuhl eingelegt habe, worauf er dieselbe sogleich wieder verließ.

Wäre nun Bernhard wirklich der Heilige gewesen, als welcher er in der Geschichte gewöhnlich erscheint, so hätte er in würdiger Ruhe die Entscheidung des Papstes abwarten müssen. Statt dessen aber sehen wir ihn wieder zu seiner Lieblingswaffe, zur Feder, greifen und die Abfassung von Briefen nicht bloß an den Papst selbst, sondern auch an alle möglichen hochgestellten Persönlichkeiten des päpstlichen Hofes, zum Theil in doppelter und dreifacher Ausfertigung in förmlich fabrikmäßiger Weise betreiben

(Brief 189, 192, 193, 330, 331—336, 338), um die Verurtheilung Abälards um jeden Preis durchzusetzen. Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß eine wirklich gute Sache eine derartig aufgeregte, alle Hebel in Bewegung setzende Vertheidigung nicht nöthig gehabt haben sollte.

In dem schon öfter erwähnten, an Papst Innocenz II. gerichteten Brief Nr. 189 dehnt sodann der heilige Abt seine Anklage ausdrücklich auch auf Arnold aus. Es stehen in demselben nicht bloß die schon weiter oben angeführten Worte von der französischen Biene, welche der italienischen zusumme, so daß Schuppe an Schuppe sich füge und sie zusammenstehen gegen den Herrn und seinen Gesalbten, sondern Bernhard offenbart seines Herzens Gedanken noch deutlicher, indem er dem Papst die Mahnung giebt: „Du mußt die Füchse fangen, so lange sie noch jung sind. Uebrigens sind sie nicht mehr so jung, darum können sie nur von einer starken Hand vertilgt werden." Und in einem andern Brief (Nr. 330) heißt es: „Magister Petrus und Ernaldus, von dessen ansteckender Seuche ihr Italien gesäubert habt, rotteten sich zusammen wider den Herrn und seinen Christus..... Du aber, o Gott, wirst den Drachen wie den Leu unter deine Füße treten! Auch du, geliebtester Vater, zögere auch du nicht länger mit deiner Hülfe! Gedenke der Vertheidigung der Kirche Christi und umgürte dich mit deinem Schwert!" Es ist zum voraus klar, wie unter diesen Umständen der Spruch eines Papstes ausfallen mußte, der großentheils durch Bernhards Hülfe auf dem päpstlichen Stuhl befestigt worden war, und der ebensoviel Dankbarkeit gegen ihn als Furcht vor ihm hegte. Wenigstens sagt Berengar in seiner bereits erwähnten Apologie: facile deviat a justitia, qui plus hominem quam deum timet in causa. Das an die Erzbischöfe von Sens und Rheims wie auch an Bernhard gerichtete päpstliche Breve ist auf uns gekommen. Dasselbe lautet im Wesentlichen wie folgt. „Es schmerzt uns, nach Lesung eures Briefs und Auszugs ketzerischer Lehren kürzlich erfahren zu haben, wie gefährliche Zeiten durch Abälards Irrthümer für die katholische Kirche beginnen. Doch finden wir einen vorzüglichen Trost darin und danken dem allmächtigen Gott dafür, daß er in eurem Lande so treffliche Söhne, wie ihr es seid, zu Vätern der Kirche erweckt, daß er zu Zeiten unseres Apostolats so erleuchtete Männer zu Hirten bestellte, die den Lästerungen des unerhörten Ketzers zu begegnen streben und die unbefleckte Braut als keusche Jungfrau Jesu Christo ihrem einzigen Bräutigam zuführen. Wir, die wir unwürdiger Weise auf dem Stuhl des heiligen Petrus sitzen, haben die in der Versammlung unserer Brüder, der Bischöfe und Cardinäle, durch eure Auswahl bestimmten Capitel und alle irrigen Lehrsätze Abälards mit ihrem Urheber nach dem Ansehen der Kanones verdammt und ihm als einem Ketzer immerwährendes Stillschweigen auferlegt. Auch beschließen wir, daß alle

Anhänger und Vertheidiger seiner Irrlehre von der Gemeinschaft der Gläubigen zu trennen und durch die Fesseln der Excommunication zu binden seien. Gegeben im Lateran 16. Juli 1140."

Und an demselben Tag folgt ein noch härteres Urtheil über die beiden Freunde Abälard und Arnold in einem besonderen Breve nach. Dieses lautet: „Wir tragen euch auf, den Peter Abälard und den Arnold von Brescia, Urheber einer ketzerischen Lehre und Bekämpfer des katholischen Glaubens, in Klöstern, jeden abgesondert, einschließen zu lassen, und ihre Bücher, wo sie auch gefunden werden mögen, zu verbrennen." Und damit keiner der beiden Ketzer den Schergen der apostolischen Gerechtigkeit entspringe, trägt dieser zweite päpstliche Erlaß die Aufschrift, das Urtheil sei vorderhand geheim zu halten, bis es auf der bevorstehenden Conferenz zu Paris den Erzbischöfen im Original vorgewiesen werden könne.

Daß dieses päpstliche Urtheil allen Forderungen des Rechts und der Billigkeit Hohn sprach, da es ohne vorausgegangenes Verhör der Angeklagten, ohne ihnen irgendwelche Gelegenheit zur Verantwortung zu geben, ja überhaupt ohne vorausgegangene förmliche Untersuchung erlassen worden war, das ist nicht bloß der Eindruck, den wir heutzutage haben, sondern das muß auch die Ansicht der französischen Bischöfe von damals gewesen sein. Wenigstens rührte keiner von ihnen eine Hand, um den päpstlichen Spruch an den beiden Verurtheilten zu vollziehen. Abälard darf unangefochten eine Zufluchtsstätte im Kloster Cluny aufsuchen und nach einem mühsals- und kämpfereichen Leben im Frieden sterben, noch nach seinem Tod hoch geehrt durch einen überaus rühmenden Nachruf des Abtes Peter von Cluny, der, wie Hausrath bemerkt (Arnold von Brescia, S. 55), „jeden Anderen in den Geruch der Heiligkeit würde gebracht haben, wenn nicht Bernhard längst entschieden hätte, äußerlich sei Abälard ein Johannes, innerlich ein Herodes gewesen."

Arnold dagegen konnte es sogar wagen, obgleich er nach päpstlichem Spruch in einem Klosterkerker .hätte vermodern sollen, an der nämlichen Stätte, wo Abälard die letzten Triumphe seiner Lehrthätigkeit davongetragen hatte, auf dem Berg der heiligen Genovefa bei Paris, eine eigene Schule zu eröffnen, fortgesetzt gegen die Bischöfe zu donnern und den Wunderthäter von Clairvaux zu geißeln, ohne daß ihm von Seiten irgendwelcher kirchlichen Behörde auch nur das Mindeste in den Weg gelegt worden wäre, so daß der heilige Bernhard über die französischen Bischöfe, die ihn im Stich und das päpstliche Urtheil ganz ruhig unvollstreckt ließen, in die Klage ausbricht: „Da war keiner, der Gutes thue!" (Brief Nr. 195). So dürfen wir also hier schon etwas von jener unabhängigeren, den römischen Primatsansprüchen gegenüber die Freiheit der eigenen Meinung und Entschließung

mehr oder weniger wahrenden Stellung des französischen Klerus erkennen, welche denselben namentlich im späteren Mittelalter nicht unvortheilhaft von dem deutschen Klerus unterscheidet, der sich von jeher so gerne zum gefügigen Werkzeug der päpstlichen Anmaßungen hergegeben hat, ein Wort, das wir nicht niederschreiben können, ohne einen schmerzlichen Seitenblick auf die neueste und allerneueste Geschichte Deutschlands zu werfen, die wieder dasselbe traurige Bild zeigt. Allerdings mag in dem uns hier beschäftigenden Fall die ablehnende Haltung der hohen französischen Geistlichkeit den Anordnungen der Kurie gegenüber sich zum Theil auch daraus erklären, daß gerade damals der Träger der französischen Krone, mit dem wir auch sonst den Klerus des Landes gerne zusammenhalten sehen, wegen der Bestätigung einer französischen Bischofswahl, die der Papst gegen die Weigerung des Königs erzwingen wollte, in heftige Differenzen gerathen war. Doch sei dem wie ihm wolle, Arnold hatte jedenfalls noch für eine Zeit lang Raum, seine Lehrthätigkeit in Paris fortzusetzen. Was er daselbst gelehrt hat, das wissen wir hauptsächlich von Johann v. Salisbury, dem Verfasser der von uns am Eingang unserer Untersuchung als eine der Hauptquellen für die Geschichte Arnolds genannten historia pontificalis, dessen Nachrichten über Arnold von Brescia um so werthvoller sind, als er selbst das Kloster der heiligen Genovefa, in welchem er schon als Schüler Abälards von 1136—1138 gewohnt hatte, 1141, gerade als Arnold in Abälards Stelle einrückte, aufs Neue bezog. Er sagt: „Was Arnold lehrte, stimmte mit dem Gesetz der Christen vollkommen überein, aber mit dem wirklichen Leben war es unverträglich. Der Bischöfe schonte er nicht wegen ihres Geizes und schändlichen Gewinns, weil sie nicht ohne Vorwurf lebten und die Kirche Gottes mit Blut zu bauen strebten" (Monum. Germ. script. XX, pag. 537).

Es sind also ganz die nämlichen Gedanken, die er auf dem Lehrstuhl zu Paris wie einst im Chorherrnstift zu Brescia verficht: es ist das Dogma von der armen Kirche, die Forderung des Verzichts auf alle weltliche Macht und weltlichen Besitz Seitens der Geistlichkeit, ihre unbedingte Rückkehr zu dem im Evangelium von Christus und seinen Jüngern der Nachwelt hinterlassenen Ideal. Daß er mit dem Vortrag solcher Gedanken unter den Studenten zu Paris kein Publikum fand, begreift sich leicht. So berichtet denn auch Johann v. Salisbury ausdrücklich: „er hatte nur arme Schüler und solche, die von Thür zu Thür öffentlich bettelten, um so mit ihrem Lehrer ihr Leben zu fristen" (ebendaselbst). Die jungen Geistlichen, die hier studierten, wollten selbst alle solche prächtigen Bischöfe werden, wie sie Arnold zu verdammen nicht müde ward, und ebendazu waren sie hierher an den Sitz des Königs, zum Stelldichein der höchsten Prälaten, gekommen, um jene weltlichen Beneficien zu erringen, deren völlige Entfernung aus

der Kirche Christi Arnold als erstes und wichtigstes Stück ihrer Besserung forderte.

Es war übrigens vorauszusehen, daß den großen Cistercienser das Fiasko, welches er bei seinem Handel mit Abälard und Arnold factisch doch gemacht hatte, nicht lange würde ruhen lassen, und daß deshalb die Stille, in welcher Arnold unangefochten seiner Lehrthätigkeit nachgehen durfte, nur die Stille vor dem Sturm sein werde. Ehe wir jedoch die zur Beseitigung Arnolds von Bernhard weiter unternommenen Schritte verfolgen, müssen wir zuvor eine Antwort auf die principielle Frage suchen, auf was für Gründe denn eigentlich die erbitterte Gegnerschaft des Heiligen von Clairvaux gegen den Helden unserer Untersuchung zurückzuführen sei. Zunächst findet sich ja in Bernhards Schriften so vieles, was nicht auf eine Standpunktsverschiedenheit, sondern im Gegentheil auf eine Standpunktsgleichheit beider, nicht auf Interessengegensätze, sondern auf Interessengemeinschaft sollte schließen lassen. In seinen fünf Büchern „de consideratione“, die er als eine Art geistlichen Regentenspiegel seinem früheren Schüler, dem Papst Eugen III. nach dessen Inthronisation gewidmet hat, kommt Bernhard dem Gedankenkreis des Brescianers oft ganz nahe. So schreibt er z. B.: „der Platz, auf dem Ihr (sc. der Papst) stehet, ist heilige Erde, der Platz des ersten der Apostel, der Platz dessen, den Gott zum Herrn seines Hauses, zum Regenten seines Reiches eingesetzt hat. Wenn Ihr etwa vom Wege des Herrn Euch entfernt, so ist er an diesem Orte begraben, um als Zeuge gegen Euch aufzutreten. Einem solchen, der mit gutem Gewissen sagen konnte: Silber und Gold habe ich nicht! mußte die Kirche, da sie noch in der Wiege war, anvertraut werden, damit sie durch seine Worte belehrt, durch sein Beispiel gebildet, alles Irdische verachten lerne ..... Wer wird mir das geben, die Kirche, ehe ich sterbe, so zu sehen, wie sie in alten Zeiten war, als die Apostel nicht Gold und Silber, sondern Seelen zu gewinnen suchten. Wie sehr wünschte ich, Ihr möchtet den Ausspruch des Apostels, dessen Stelle Ihr eingenommen, erben: daß du verdammt werdest mit deinem Golde! O ein donnerndes Wort, vor dem alle Feinde Sions erbeben und fliehen sollten!“ Auch die Prachtliebe des Klerus, die Vergebung hoher geistlichen Pfründen an Unfähige u. a. straft Bernhard oft und viel mit bitteren Worten, so daß seine Anschauungen mit den im Bisherigen kennen gelernten Anschauungen Arnolds völlig auf Einer Linie zu liegen scheinen.

Und wie in den hier entwickelten Anschauungen, so berühren sich die beiden Männer auch in der äußeren Lebenshaltung aufs allernächste. Gleicht Arnold in hartem Fasten und dürftiger Kleidung einem Heiligen, so daß selbst seinem Todfeind Bernhard, wenn er sein äußeres Auftreten zeichnet,

unwillkürlich die Worte Christi über Johannes den Täufer in den Mund kommen, so verdankt Bernhard ganz sicherlich ein gutes Stück seines Heiligenscheins seiner bis zur äußersten Grenze des Menschenmöglichen gesteigerten Askese. Und doch diese erbitterte, erst mit dem Tod des einen endende Gegnerschaft zwischen beiden Männern!

Die Lösung dieses Widerspruchs ist zum Theil in Bernhards Inconsequenz zu suchen, in dem immerwährenden Auf und Ab, Herüber und Hinüber in seinen Ansichten, von dem schon weiter oben die Rede war und das seinem Leben einen unangenehmen, abstoßenden Zug der Disharmonie aufträgt, in der Inconsequenz, die ihn fortwährend von einem Extrem ins andere überspringen läßt, so daß wir bei ihm gar nicht selten Aeußerungen begegnen, die den eben angeführten schnurstracks widersprechen, so z. B. wenn er 1145 an die römische Kurie schreibt, der Papst sei berufen, über den Fürsten zu thronen, den Bischöfen zu gebieten und über König- und Kaiserthümer zu verfügen (Brief Nr. 237), oder wenn er (Brief Nr. 256) dem Papst auch das weltliche Schwert unterstellt sein läßt. Wir fühlen uns deshalb sehr stark versucht zu glauben, wenn wir unser Augenmerk auf Bernhards praktisches Verhalten richten, daß jene oben angeführten Aussprüche nichts anderes als erbauliche Phrasen sind, während erst die zuletzt erwähnten seine wahre Ansicht enthüllen.

Arnold dagegen bleibt seiner, wie wir gesehen haben, wohl schon in früher Jugend gewonnenen, in der Schule Abälards befestigten Anschauung von der Nothwendigkeit der Rückkehr der Kirche zu der apostolischen Armuth Zeit seines Lebens treu mit einer Entschiedenheit, wie sie ganz besonders bestandenes Martyrium zu verleihen pflegt. Für ihn ist also die Askese (dieses Wort hier im allgemeinsten Sinn genommen) durchaus Selbstzweck; er erwartet von ihr allein das Heil auf kirchlich-religiösem Gebiet, die Rettung der Kirche und des Klerus seiner Zeit aus ihrer traurigen Verweltlichung.

Zu anderen Resultaten gelangt Hausrath in seinem Buch über „Arnold von Brescia". Er läßt die Askese desselben nur Mittel zum Zweck und Arnold auch schon während der uns gegenwärtig beschäftigenden Periode seines Lebens in letzter Linie nicht von kirchlich-religiösen Verbesserungsgedanken, sondern von den Ideen weltlich-politischen Fortschritts beherrscht sein und führt in diesem Sinne aus: „Für Arnold ist die von ihm vertretene Kasteiung nur das Mittel, die Reform der Kirche zu erreichen und durch diese Reform die bürgerliche Welt von der kirchlichen Tyrannei zu erlösen; nach Arnold soll die Weltentsagung des Klerus die Welt befreien von dem geistlichen Joche, soll die arme Kirche zugleich die Freiheit der Bürger begründen, deren schlimmste Feinde die gefürsteten Bischöfe sind." Und wiederum: „Indem Arnold die arme Kirche in Knechts-

gestalt predigte, verfocht er in Brescia die Unabhängigkeit der Consuln, in Paris die Freiheit der Wissenschaft, in Rom die Herstellung der antiken Republik." Und endlich: „Arnolds asketisches Ideal will die Welt von den habgierigen Priestern, genußsüchtigen Mönchen, tyrannischen Bischöfen erlösen und so einem gesunden Bürgerthum Raum schaffen" (S. 58 f.).

Wir vermögen in diesen Sätzen, jedenfalls soweit Arnolds Wirken vor seinem letzten Aufenthalt in Rom in Betracht kommt, nur eine Eintragung zu erblicken, welche durch das Wenige, was über Arnolds Wirken in Brescia und Paris berichtet wird, sich schlechterdings nicht begründen läßt. Ob wir hinsichtlich der Thätigkeit Arnolds in Rom dem von Hausrath festgestellten Resultate näher kommen werden, muß dem weiteren Gang unserer Untersuchung vorbehalten bleiben.

In jedem Fall aber besteht zwischen Arnolds und Bernhards asketischem Ideal ein tiefgreifender Unterschied, der durchaus zu Arnolds Gunsten ausfällt. Wenn es Bernhard in manchen Momenten seines Lebens wirklich Ernst mit seinem asketischen Ideal gewesen sein sollte, und also seine erbaulichen Betrachtungen über die Nothwendigkeit der Weltentsagung für den Klerus für etwas mehr denn bloß für religiöse Phrasen genommen werden müßten, so sollte für ihn die Weltentsagung, darin geben wir Hausrath vollkommen Recht, „nur ein Rechtstitel sein für die Weltherrschaft des mönchisch geheiligten Klerus, sollte die Askese nicht eine arme und machtlose, sondern eine reiche und allmächtige Kirche begründen, die dann aber auch vermöge ihrer Heiligkeit den inneren Anspruch auf die Herrschaft hätte, denn gerade durch ihre Askese thut sie ja deutlich dar, daß sie nicht die Genüsse der Welt sucht, sondern die Ehre Gottes, der seine Herrschaft ihr überlassen hat."

Wir werden übrigens im Blick auf Bernhards früher geschilderten Charakter nicht fehl gehen, wenn wir seine erbitterte Gegnerschaft gegen Arnold von Brescia weit mehr als aus sachlichen aus den persönlichen Differenzen erklären, die zwischen beiden bestanden. Bernhards Haupttriebfeder war gewiß zum allergrößten Theil nichts anderes als gekränkte Eitelkeit.

1. war er der Hauptvertreter der in der Papstkirche schon damals dominirenden Anschauung von der Omnipotenz der Kirche auf allen Gebieten, einer Anschauung, die ihre Anhänger noch immer, was sich bis in die allerneueste Zeit herein unschwer nachweisen ließe, unduldsam gegen abweichende Anschauungen und unfähig gemacht hat, irgendwelchen Widerspruch gegen die ihrige zu ertragen, trotzdem daß oder vielmehr gerade weil dieser Widerspruch, wie dies speciell bei Arnold von Brescia zutrifft, das gute Recht in doppelter Gestalt, das gute Recht des Evangeliums und das gute Recht der Geschichte, auf seiner Seite hatte.

2. wurmte den großen Cistercienser das Fiasko gewaltig, das er trotz seiner krampfhaften, auf die Beseitigung seiner Gegner gerichteten Bemühungen nach der Synode von Sens, trotz des durch seine Stöße von Briefen dem Papst förmlich abgepreßten Urtheils factisch bei den Bischöfen von Frankreich doch gemacht hatte, und

3. endlich war der Heilige von Clairvaux höchlich beleidigt, daß dieser Arnold sich erdreistete, in öffentlichen Lehrvorträgen ihn „eitler Ruhmsucht zu beschuldigen und ihm Neid gegen alle vorzuwerfen, die in der Wissenschaft oder in der Kirche emporkämen, ohne zu seiner Fahne zu schwören" (Mon. Germ. sc. XX, pag. 537).

Diese gekränkte Eitelkeit also wird es vor allem gewesen sein, welche Bernhard veranlaßte, einen neuen Schlag gegen seinen Widersacher zu führen. Da der geistliche Arm für einen solchen, wie wir gesehen haben, damals in Frankreich nicht zu haben war, so war vielleicht der weltliche zu gewinnen. Und in der That gelang dies dem erbosten Heiligen. Er setzte es durch, daß König Ludwig VII., vielleicht zum Dank für die von dem Allerweltsvermittler Bernhard in seiner bereits weiter oben berührten Zwistigkeit mit dem Papste geleisteten Maklerdienste, zwar nicht die päpstliche Bulle an Arnold vollzog, was Bernhard entschieden das Liebste gewesen wäre, weil er nur hinter klösterlichen Kerkermauern auf ein völliges Verstummen der scharfen Zunge seines Gegners rechnen konnte, aber denselben wenigstens aus Frankreich auswies. (Nach der historia pontificalis.)

Der abermals heimathlos Gewordene lenkte nun, wie uns Otto von Freising erzählt, während uns die anderen Quellen hier im Stich lassen, seine Schritte nach Zürich. Was Arnold gerade nach dieser Stadt geführt hat, läßt sich bei der Dürftigkeit der über seinen Züricher Aufenthalt vorhandenen Notizen nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Ob es, wie Hausrath meint, die Sehnsucht nach seiner oberitalienischen Heimath war, welcher er sich in Zürich wenigstens näher fühlen konnte, bezweifeln wir. Denn ganz abgesehen davon, daß ihm durch den Spruch des Lateranconcils von 1139 das Betreten des italienischen Bodens überhaupt verboten war, dürften ihm speciell die Verhältnisse in seiner Vaterstadt kaum den Wunsch nach Rückkehr nahe gelegt haben. Dort hatte noch im gleichen Jahr die Reformbewegung, deren Seele er gewesen war, mit der Vertreibung der Arnoldisch gesinnten Stadthäupter, Rebald und Persikus, „heuchlerischer und häretischer Menschen", wie ein kirchlich gefärbter Bericht sich ausdrückt, durch die bischöfliche Partei ein gewaltsames Ende gefunden. Eher möchten wir annehmen, daß das in Zürich befindliche Augustinerchorherrnstift auf den ehemaligen Chorherrnpropst eine gewisse Anziehungskraft ausgeübt haben werde. Wenigstens scheinen in diesem Chorherrnstift sich noch am ehesten Spuren seiner Wirk-

samkeit erhalten zu haben, sofern Bischof Hermann von Konstanz, zu dessen Sprengel auch Zürich gehörte, im Jahre 1153 etliche Augustinerchorherrn des Martinsklosters auf dem Zürichberg „die aufs Neue im Irrthum der Apostasie den Spuren des Verräthers Judas nachfolgten", mit dem Bann bedrohte, falls sie in irgend einer Weise von dem wohlgesinnten Papst abweichen sollten. In diesem „erneuten Irrthum der Apostasie" ein nochmaliges Aufflackern der von Arnold auch nach Zürich verpflanzten Bewegung zu erblicken, dürfte jedenfalls, auch wenn sich ein zwingender Beweis für den Zusammenhang nicht erbringen läßt, viel für sich haben. Jedenfalls hat Arnold auch nach Zürich nichts anderes mitgebracht, als sein altes Dogma von der armen Kirche und dieses, wie einst auf dem Berge der heiligen Genovefa in Paris, so auch im Chorherrnstift auf dem Zürichberge in öffentlicher Lehrthätigkeit vertreten, wie Otto von Freising ausdrücklich bezeugt (Mon. Germ. sc. XX pag. 404).

An freudiger Aufnahme konnte es diesem Dogma in einer Stadt nicht fehlen, welche damals ein ganz ähnliches Bild dargeboten haben muß, wie die oberitalienischen Städte. Auch an Zürich, dieser nach der Beschreibung Ottos von Freising (Mon. Germ. sc. XX, 357) mächtig aufstrebenden Handelsstadt, konnten die Wogen des Investiturstreits nicht spurlos vorübergegangen sein, auch hier war jedenfalls schon vor Arnolds Erscheinen das geistliche Lehenssystem stark erschüttert, und die Züricher Kaufherren, die das der Fürstäbtissin des Frauenmünsters in ihrer Stadt zustehende Recht auf die Zölle, Märkte und die Münze wohl schon manches Mal als eine die freie Bewegung und den Aufschwung hemmende Fessel empfunden haben mochten, lauschten sicherlich mit Begeisterung den Vorträgen des Brescianers, zu dessen Programm vor allem gerade die Beseitigung der weltlichen Besitztitel des Klerus gehörte (Ligurinus III, 273 ff.). Daraus erklärt sich die Klage Bernhards v. Clairvaux in einem an den Bischof Hermann v. Constanz gerichteten Brief, auf den wir sofort noch näher zu sprechen kommen werden, Arnold zettle in den Häusern der wohlhabenden Kaufherrn geheime Verschwörungen an (sedet in insidiis cum divitibus) (Brief Nr. 195). Ganz besonders aber mußte es Arnold zu statten kommen, daß er an dem damaligen kaiserlichen Stadtvogt Adalrich v. Lenzburg einen Gönner für seine Bestrebungen fand. Wenigstens können wir uns nicht denken, daß die Stellung dieses obersten Machthabers in der Stadt zu Arnold eine andere als freundliche gewesen sein sollte, da derselbe gerade in jener Zeit unmöglich Sympathieen für den weltlichen Besitz des Klerus haben konnte, wo er mit dem Abt von Einsiedeln wegen eines Waldgebiets entweder noch im Streit lag oder seinen Handel gegen ihn auf Grund kaiserlicher Entscheidung schon verloren hatte. Wir finden auch in der That wieder in dem schon erwähnten

Brief Bernhards an den Bischof von Constanz sichere Spuren einer gerade von dieser Seite Arnold zugewendeten Begünstigung, sofern Bernhard den Bischof vor Arnolds Art und Weise warnt, mit schmeichlerischen Worten und erheuchelten Tugenden die Reichen und Mächtigen an sich zu locken: dann, wenn er sich bei diesen festgesetzt habe und durch ihr Wohlwollen und ihre Freundschaft sich sicher fühle, dann werde man sehen, wie er „im Vertrauen auf die Tyrannei der bewaffneten Macht" (fretum tyrannide militari) gegen die Bischöfe und den geistlichen Stand wüthen werde. In diesen Worten werden wir kaum etwas anderes erblicken dürfen, als eine unverblümte Anspielung auf die Gunst, welcher sich Arnold gerade auch bei dem Inhaber der höchsten militärischen Gewalt, also eben bei dem kaiserlichen Stadtvogt, zu erfreuen hatte.

Nehmen wir dazu noch die ganze Art von Arnolds öffentlichem Auftreten, wie er sogar nach den Zeugnissen seiner Feinde an allen Stätten seines Wirkens seine Lehre durch sein Leben, durch seine strenge Askese bekräftigte, was in jenen Tagen der Verweltlichung des Klerus gerade bei ernster gerichteten Gemüthern, bei wirklich religiösen Naturen des tiefsten Eindrucks sicher war, so wird es einleuchtend sein, daß die Wirksamkeit Arnolds auch in Zürich von sehr bedeutenden Erfolgen begleitet sein mußte, und es ist deshalb wohl etwas mehr als poetische Uebertreibung, wenn noch 40 Jahre nachher der Dichter des Ligurinus meint, „so sehr hätten die Züricher an der Lehre des falschen Propheten gehangen, daß noch jetzt das Gift sich forterbe und jenes Volk noch immer den Geschmack der väterlichen Traube bewahre" (Ligurinus III, 310 ff.).

Es war vorauszusehen, daß die Lorbeeren Arnolds seinen Widersacher in Clairvaux, der über dieselben sicherlich durch die auch in der Constanzer Diöcese sich findenden Cistercienser unterrichtet war, nicht würden schlafen lassen. Und so muß denn wieder einmal die Feder herhalten, welche der heilige Abt, wie wir schon früher gesehen haben, mit solch vollendeter Meisterschaft zu handhaben versteht. Er setzt einen Brief an den geistlichen Oberhirten von Zürich, den Bischof von Constanz auf, den Gregorovius (Geschichte der Stadt Rom IV, 458 Anm. 4) „einen förmlichen Steckbrief nennt, geschrieben von einem Heiligen", der nicht bloß einen erneuten Beweis für den fanatischen Haß enthält, mit welchem der große Abt von Clairvaux sich überall an die Fersen des Heimatlosen heftet und ihm nirgends Rast, nirgends Ruhe gönnt, sondern auch ein unfreiwilliges Zeugniß für die große Bedeutung ablegt, die Arnolds Wirksamkeit in Zürich erlangt haben muß, wenn anders der Heilige des Cistercienserordens sich keiner Uebertreibungen schuldig gemacht hat, was ihm allerdings nicht selten passirt ist. In vorwurfsvollem Ton, aus welchem eine versteckte Anklage auf Pflicht-

versäumniß uns immerhin deutlich genug entgegenklingt, läßt Bernhard den Bischof von Constanz an: „Wenn der Hausherr gewußt hätte, zu welcher Stunde der Dieb kommen würde, er würde wohl wach geblieben sein und in sein Haus nicht haben einbrechen lassen. Ihr wisset es, da der Dieb bei der Nacht in Euer oder vielmehr in das Euch anvertraute Haus des Herrn eingebrochen ist. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Ihr wisset was bei Euch geschieht, da das Gerücht davon bis zu uns gelangen konnte. Daß Ihr die Stunde des Einbruchs dieses nächtlichen Diebes nicht vorher wissen und bemerken konntet, wundert mich nicht, wohl aber, daß Ihr den auf der That Ertappten noch nicht erkennet, festhaltet und hindert Eure Beute davon zu tragen, die kostbarsten Seelen Christi, welche er mit seinem Bilde gezeichnet, mit seinem Blut erkauft hat. Vielleicht zweifelt Ihr noch und wundert Euch, wen ich meine. Arnold von Brescia meine ich. O, daß doch seine Lehre so vernünftig wäre als sein Leben streng ist! Wenn Ihr es wissen wollt: er ist ein Mensch, welcher weder ißt noch trinkt, allein mit dem Teufel hungert und dürstet nach dem Blute der Seelen. Er ist einer aus der Schaar derer, welche das apostolische Zeugniß bezeichnet als solche, die das Aeußere der Frömmigkeit haben, ihr Wesen aber gänzlich verleugnen. Der Herr sagt: „sie werden zu euch kommen im Gewande der Schafe, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“ Wo dieser Mensch bis jetzt verweilte, hinterließ er so schreckliche und grausame Spuren, daß er selbst dorthin, wo er geweilt hat, nie wieder zurückzukehren wagt. Selbst das Land, in welchem er geboren ist, bewegte er gewaltig und verwirrte es. Deshalb bei dem Papst als Urheber der abscheulichsten Spaltungen angeklagt, wurde er von seinem vaterländischen Boden vertrieben und durch einen Eid verhindert zurückzukehren, außer mit Erlaubniß des apostolischen Stuhles. Darauf wurde er wegen ähnlicher Ursachen, als gefährlicher Schismatiker, auch aus Frankreich vertrieben, weil er statt dem Apostel Petrus dem Petrus Abälard angehangen, weil er die von der Kirche schon nachgewiesene und verdammte Irrlehre mit ihm und für ihn heftig und hartnäckig zu vertheidigen suchte. Und bei alledem ist seine Wuth nicht abgekühlt worden, sondern seine Hand ist noch ausgestreckt. Ein zweiter Kain, heimathlos und flüchtig auf Erden, thut er, was er zu Hause nicht darf, in der Fremde, indem er umhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht wen er verschlinge. Jetzt verübt er, wie wir gehört haben, bei Euch seine Ungerechtigkeit und verschlingt Euer Volk wie einen Bissen Brot. Voll ist sein Mund von Schmähung und Bitterkeit, schnell sind seine Füße zum Blutvergießen, Noth und Unglück ist sein Pfad und den Weg des Friedens kennt er nicht. Ein Feind des Kreuzes Christi, sät er Unfrieden, schafft Spaltungen, stört die Harmonie, löst die Einheit auf. Seine Zähne sind Waffen und Pfeile und seine Zunge ist ein scharfes Schwert.

Glatt sind seine Reden wie Oel, aber dennoch Speere. Es ist sein Brauch, mit schmeichelnden Reden und erheuchelten Tugenden die Reichen und Mächtigen anzulocken, wie geschrieben steht: „er liegt im Hinterhalt mit den Reichen, im Versteck, daß er den Unschuldigen tödte“ (Psalm 10, 8). Wenn er erst durch ihr erworbenes Wohlwollen und ihre Vertraulichkeit sicher geworden ist, werdet Ihr den Menschen offen aufstehen sehen gegen die Bischöfe selbst und wüthen gegen jeglichen geistlichen Stand. Wenn Ihr dies wißt, so weiß ich nicht, ob Ihr besser und segensreicher handeln könnt als nach der Erinnerung des Apostels: schaffet den Uebelthäter hinweg aus eurer Mitte. Als ein Freund des Bräutigams werdet Ihr ihn übrigens noch lieber binden als fliehen lassen, damit er nicht mehr umherlaufe und noch weiteren Schaden anrichte. Auch der Papst, solange jener noch bei uns war, hat befohlen dies zu thun. Kurz, wenn die Schrift heilbringend ermahnt, kleine Füchse, welche den Weinberg plündern, zu fangen, wie vielmehr muß ein großer und wilder Wolf gebunden werden, damit er nicht in die Heerde Christi einbreche und die Schafe zerfleische und verderbe.“

Diese in Anbetracht dessen, daß sie an einen der vornehmsten kirchlichen Würdenträger und noch dazu an einen auch beim Kaiser in hoher Gunst stehenden Mann gerichtet ist, sehr starke Epistel beweist, wie viel der Heilige von Clairvaux sich nicht bloß im eigenen Land auf kirchlichem Gebiet herausnehmen durfte. Doch erreichte er auch diesmal seinen Zweck ebensowenig als er ihn das Jahr vorher bei den französischen Bischöfen erreicht hatte. Bischof Hermann von Constanz war ohne Zweifel „auch ein Freund des Bräutigams“, er hielt sich darum aber doch nicht für verpflichtet alle Leute einzusperren, die mit dem Abt von Clairvaux Händel hatten. Es war zwar, was Arnold betrifft, diese Einschließung durch die päpstliche Bulle vom 16. Juli 1140 ausdrücklich angeordnet worden, aber wenn sich nicht einmal die französischen Bischöfe, an welche dieselbe in erster Linie gerichtet war, zu ihrer Vollstreckung bewogen fühlten, so wird der Bischof von Constanz um so eher geglaubt haben, sich davon dispensiren zu dürfen. Höchst wahrscheinlich ist ihm auch die Gefährlichkeit Arnolds lange nicht in solch abschreckender Gestalt erschienen als der heilige Bernhard sie sah. Der Zusammenhang Arnolds mit Abälard konnte für den Bischof keinen Grund zu besonderer Beunruhigung enthalten, um so weniger, als ja Bernhard selbst mit Abälard am Abend seines Lebens Frieden gemacht hatte, und auch Arnolds Haltung auf der Synode von Sens, wie seine Lehrthätigkeit in Paris, die den heiligen Bernhard so furchtbar gegen ihn aufbrachte, berührte wohl den kirchlichen Würdenträger von Constanz schwerlich besonders stark. Und daß auch Arnolds Thätigkeit in Zürich ihm anfänglich keinen Argwohn einflößte, verstehen wir leicht, wenn wir uns noch einmal ins Gedächtniß

zurückrufen, daß zu dem von ihm vertretenen Dogma von der armen Kirche sich wenigstens früher sogar Papst Paschalis II. selber bekannt und daß es auch an dem heiligen Bernhard zu Zeiten einen begeisterten Bewunderer gefunden hat.

Doch ist von hier aus freilich noch ein weiter Weg zu der bei verschiedenen Biographen Arnolds sich findenden Annahme einer förmlichen Sympathie, die Bischof Hermann anfänglich für Arnold gehabt haben soll. Immerhin hat es erst der Denunciation Bernhards bedurft, den die in der Constanzer Diöcese befindlichen Cistercienser sicherlich in seinem Sinn und nach seinen Wünschen über Arnolds Thätigkeit in Zürich informirt haben werden, um ein bischöfliches Einschreiten gegen Arnold zu veranlassen, wenn überhaupt ein solches stattgefunden hat. Bei Otto von Freising findet sich hierüber nichts, sicher ist also nur, daß Arnold nach kurzer Zeit („aliquot diebus", Monum. Germ. sc. XX, 404) Zürich wieder verlassen hat.

(Schluß folgt.)

Plieningen. Pfarrer Dr. Carl Ströle.

Das Gesetz über das Diensteinkommen der Geistlichen in der altpreußischen evangelischen Landeskirche.

Einleitender Bericht über die Vorlage des Kirchenregiments an die vierte ordentliche Generalsynode.

(Nach stenographischer Aufzeichnung.)

Die Angelegenheit, in deren Berathung wir jetzt eintreten, die Regelung des Diensteinkommens der Geistlichen, ist seit Jahren der Gegenstand vieler lebhaften Wünsche und Hoffnungen in weiten kirchlichen Kreisen gewesen, und vielleicht wird keine andere Verhandlung der hochwürdigen Generalsynode namentlich innerhalb der Geistlichkeit mit solcher Spannung verfolgt, wie diese. Die Aufnahme freilich, welche die Vorlage des Kirchenregiments bei den Nächstbetheiligten gefunden hat, ist eine außerordentlich ungünstige. Diese fordern in einer immer noch anschwellenden Unzahl von Petitionen und in einer Menge von Zeitungsartikeln die Verwerfung der Vorlage oder eine Umarbeitung mit tiefgreifenden Abänderungen, wie sie allerdings die Commissionsbeschlüsse Ihnen nicht darbieten. Die meisten dieser Erklärungen beruhen theils auf Unkenntniß, theils auf Mißverständniß der Vorlage. Ich möchte hierüber nicht unbillig urtheilen. In unseren Händen befinden sich nicht bloß der Entwurf des Kirchengesetzes und die Satzungen der Alterszulagekasse, sondern auch die ministerielle erläuternde Denkschrift und das technische Gutachten mit mannigfachen Anlagen, — und doch, wie viel Mühe und Arbeit hat es uns gekostet, uns in die Grundgedanken und Einzelbestimmungen zu finden! Wie viel weniger dürfen wir ein leichtes und sicheres Verständniß bei denen erwarten, welchen diese uns zu Gebote stehenden Hülfsmittel der Auslegung fehlen! Aber so gern ich die Irrenden entschuldigen, Gutes von ihnen reden und alles zum Besten kehren möchte, — eins darf ich nicht mit Schweigen übergehen, was mich nicht in allen, aber sehr vielen dieser Kundgebungen schmerzlich berührt hat, das sind die maßlosen Uebertreibungen, die sich überbietenden Kraftausdrücke, — aus Rücksicht auf die Stelle, an der ich stehe, verschone ich Sie mit einer Blüthenlese, — und nicht zum wenigsten der hier und da nur nothdürftig verhüllte Mangel an Vertrauen zu der Einsicht oder der Pflichttreue des Kirchenregiments oder der Generalsynode. Genug hiervon!

Auch innerhalb dieser hochwürdigen Versammlung selbst ist der erste Eindruck der Vorlage wohl ziemlich allgemein eine gewisse Enttäuschung und Verstimmung gewesen. Der Anlaß hierzu ist, soviel ich sehe, hauptsächlich ein dreifacher, nämlich einmal die niedrigste Bemessung des Grundgehalts mit 1800 Mark, sodann die befürchtete Mehr- oder Neubelastung der Kirchengemeinden, und endlich der Uebergang der Pfründen-Verwaltung und -Nutzung auf die Kirchengemeinden. Ich denke, das werden die drei Hauptpunkte sein, an welche die Bedenken sich knüpfen. Lassen Sie uns nun möglichst unbefangen diese drei Punkte abwägen und prüfen, wohin das Uebergewicht der Gründe sich neigt, ob zur Ablehnung oder zur Annahme der Vorlage.

Ein Grundgehalt von 1800 Mark befriedigt auch bescheidene Ansprüche und Erwartungen *nicht*; darüber ist auch in der Commission kein Zweifel gewesen. Dazu kommt, daß alle Geistlichen, denen ihre Stelle ein höheres Einkommen bis zu 3600 Mark gewährt, künftig nur ein Grundgehalt von 1800 Mark genießen und daß die Inhaber der Stellen zwischen 3600 und 4800 Mark auf ein Grundgehalt beschränkt werden sollen, welches hinter dem Stelleneinkommen mehr oder minder weit zurückbleibt. Die Entschädigung, welche für alle jetzt im Amte befindlichen Geistlichen gewährt werden muß, ist nach dem Stande vom 1. October 1896 auf 1 089 505 Mark für unsere Landeskirche in den älteren Provinzen berechnet. In Tabelle IV[a] finden Sie das Nähere; ich hoffe, es wird die einzige Zahl sein, die ich Ihnen nenne. So hoch also würde sich der später nicht mehr zu ersetzende Gesammtverlust jener Stelleninhaber belaufen, wenn nicht aus verschiedenen Gründen, ich hoffe, recht bedeutende Abminderungen eintreten. Diese Ansetzung der Grundgehälter namentlich in Klasse I ist gewiß ein schwerer Anstoß, und wenn unsere Commission schließlich doch über ihn hinweggekommen ist, so dürfen Sie versichert sein, daß sie sich nicht mit leichtem Herzen und nicht mit eiligem Schritt darüber hinweggesetzt hat. Wir standen vor einer ehernen Nothwendigkeit, die wir nicht zu durchbrechen vermochten. Die Staatsregierung hat nemlich durch ihren Vertreter in der Commission die bündige Erklärung abgeben und wiederholen lassen, daß eine Erhöhung des Grundgehalts in Klasse I von 1800 Mark auf 2400 Mark, oder auch nur auf 2100 Mark, das Zustandekommen des Gesetzes gefährde. In der Commission waren wir daher vor die Frage gestellt, und wir sind es auch hier, ob wir es darauf ankommen lassen wollen, daß an der Ablehnung des niedrigsten Grundgehalts das ganze Gesetz scheitert. Die Commission hat in ihrer großen Mehrheit die Verantwortung hierfür *nicht* übernehmen wollen und können.

Allerdings sind ja principielle Gründe denkbar, welche eine Ablehnung gebieterisch fordern würden. Ein solcher Grund wäre für die Mehrheit der Commission vorhanden gewesen, wenn hier, wie von einer Seite behauptet

wurde, eine Confiscation des Pfründeneinkommens, eine Beseitigung des Pfründensystems vorläge. Das ist indessen nicht der Fall. Die Vorlage läßt das Pfründensystem unangetastet, sie erstreckt sich deshalb nicht auf Pfarrstellen über 4800 Mark, weil diese ihren Inhabern schon jetzt dasjenige Diensteinkommen gewähren, welches sie allen Geistlichen nach 25 Dienstjahren zuwenden will. Aber auch bei den Stellen unter 4800 Mark findet kein principieller Eingriff ins Pfründensystem statt. Der zeitweilig einbehaltene Theil des Stelleneinkommens soll ja nur dazu dienen, dem Stelleninhaber auf den höheren Dienstaltersstufen einen Zuwachs seines Diensteinkommens zu sichern, der das, was ihm anfänglich entzogen ist, ihm nicht bloß reichlich ersetzt, sondern in vielen Fällen verdoppelt und verdreifacht wiedergibt. Mit Recht führt die Denkschrift aus, daß die Pfründen nicht zu einer großen Masse vereinigt werden, sondern der Gemeinde, zu deren Gunsten sie gestiftet und gesammelt sind, verbleiben, und nur dieser zu gute kommen sollen. Officium und beneficium, Pfarramt und Pfarrpfründe gehören zusammen, die Pfründe hat locale Bestimmung. Wer jedoch in unserer Zeit das Pfründensystem aufrecht erhalten will, der muß es an den Punkten stützen, wo das Stelleneinkommen unzulänglich geworden ist. *Das Pfründensystem durch das Dienstaltersystem nicht zu ersetzen, sondern zu ergänzen, das ist die Aufgabe der Vorlage*, — eine Aufgabe, an welcher jeder nach Kräften mitarbeiten sollte, der aus der Geschichte gelernt hat, welchen unermeßlichen Dienst dieses System trotz aller ihm anhaftenden Mängel und Härten der evangelischen Kirche seit Jahrhunderten geleistet hat.

Als ein anderer Grund für die Ablehnung des Grundgehalts von 1800 Mark wurde in der Commission geltend gemacht, daß sonst die Generalsynode aus der bisher eingenommenen Stellung zurückweichen würde. Ist das richtig? Die Generalsynode von 1891 hat zwar an dem Mindestgehalt von 2400 Mark festgehalten, und wenn diese Forderung sich als unausführbar erweisen sollte, einem Hinuntergehen bis auf 1800 Mark nur unter der doppelten Bedingung zugestimmt, daß allen Geistlichen vom zurückgelegten fünften Dienstjahre ab unter allen Umständen ein Stelleneinkommen von 2400 Mark sichergestellt würde, und daß die Dienstaltereszulagen eine verhältnißmäßige Steigerung bis zum Höchstbetrage von 2100 Mark erführen: dies würde nach 25 Dienstjahren ein Diensteinkommen von 4500 Mark bedeuten. Daß nun jene principielle Forderung sich in der That als unerfüllbar erwiesen hat, bezeugt die Erfahrung der inzwischen verflossenen zwölf Jahre. Ebensowenig ist zu bezweifeln, daß die 1891 von der Generalsynode gestellte doppelte Bedingung durch die Vorlage erfüllt wird. Unter allen Umständen wird jedem Geistlichen nach fünf Jahren ein Diensteinkommen von 2400 Mark und nach 25 Jahren ein solches nicht von 4500, sondern von 4800 Mark gewähr-

leistet. Trotzdem findet sich in vielen Kreisen der Geistlichen — ich weiß nicht, ob auch in dieser hochwürdigen Versammlung — eine krankhafte Sehnsucht nach dem Gesetz von 1885. Zwar liegen die Verhandlungen von 1885 nebst dem damals angenommenen Gesetzentwurf gedruckt vor, und doch hat sich um das Gesetz schon ein gewisser Nimbus gelegt, so daß man nicht mehr recht weiß, was eigentlich darin gestanden hat. Gestatten Sie mir, daß ich in wenigen Punkten das Gesetz von 1885 mit der Vorlage vergleiche. Allerdings setzt das zwar angenommene, aber nicht verkündete Kirchengesetz von 1885 in § 1 einen Mindestbetrag des Stelleneinkommens von 2400 Mark fest. Es kommt dazu noch im § 2 die Zulässigkeit gewisser Erhöhungen. Aber dann folgt ein böser § 3: „Solange der Inhaber einer Pfarrstelle noch nicht fünf Jahre im Amte steht, kann der Mindestbetrag des § 1 durch gemeinschaftliche Verfügung der zuständigen kirchlichen und Staatsbehörden bis auf 1800 Mark ermäßigt werden, sofern ... die Beschaffung des höheren Betrages nach Lage der Umstände besonders schwierig sein würde." Also principiell sind zwar 2400 Mark als Grundgehalt bestimmt, aber Beschlüsse der Kirchen- und Staatsbehörden lassen ein Heruntersinken bis auf 1800 Mark zu. Das ist aber noch nicht das Schlimmste; § 7 bringt eine noch viel bedenklichere Bestimmung: „Die zur Beschaffung des Mindesteinkommens der §§ 1—3 bezw. 5 erforderlichen Ergänzungszuschüsse, welche nach dem Urtheil der staatlichen Aufsichtsbehörde von der Kirchengemeinde ohne Gefährdung ihres Nahrungszustandes nicht aufzubringen sind, sowie die Alterszulagen (§§ 4 und 5) können nur soweit gewährt werden, als die dafür vom Staat verwendeten Fonds es gestatten oder der Landeskirche anderweit für diesen Zweck Mittel verfügbar werden." Also weder das Anfangsgehalt, noch die Alterszulage ist dem Geistlichen sichergestellt. In der Vorlage dagegen, die uns heute beschäftigt, sind die Grundgehälter und Alterszulagen absolut sichergestellt, soweit eine Sicherheit in menschlichen Dingen zu erreichen ist. Wenn die Staatsregierung der Generalsynode beide Gesetze zur freien Wahl vorlegte und sagte: Hochwürdige Synode, wähle! so würden wir nach Vergleichung beider gewiß die heutige Vorlage dem Gesetz von 1885 vorziehen.

Nun wird zwar jetzt das Grundgehalt mit dem niedrigsten Betrage auf 1800 Mark festgesetzt, aber die begründeten Bedenken hiergegen erleiden in gewissen Punkten eine Milderung. Sie finden im § 3 die Möglichkeit, daß die Gemeinden freiwillige Zuschüsse zum Grundgehalt beschließen, und es ist zu hoffen, daß, was nach Entnahme des Grundgehalts und der Beiträge an die Alterszulagekasse vom Stelleneinkommen noch übrig bleibt, zu solchen Zuschüssen verwendet werden wird, höchstens freilich nur 299 Mark und durchschnittlich etwa 150 Mark. Sie finden weiter im § 4, daß unter

Mitwirkung des Provinzialsynodal-Vorstandes das Consistorium unter gewissen Bedingungen Zuschüsse anordnen kann, und ich hoffe, daß von den gewährten Staatsmitteln nach Erfüllung ihrer nächsten Bestimmung noch erhebliche Reste hierzu verwendbar bleiben werden. Ferner ist in § 19 der Satzungen eine Bestimmung von der Schleswig-Holstein'schen Synode eingefügt, die auch in unserer Commission Annahme gefunden hat. In diesem Paragraphen wird die Zuständigkeit des Verwaltungsausschusses festgestellt, und es heißt: der Verwaltungsausschuß hat zu beschließen:

„2. über Erhöhung der den Geistlichen zu gewährenden Alterszulagen und Abkürzung der Steigerungsperioden, wobei in erster Linie auf Bereitstellung von Zulagen an Geistliche unter fünf Dienstjahren auf Stellen der Klasse I Bedacht zu nehmen ist."

Klasse I erhält ein Grundgehalt von 1800 Mark. Aus dieser Alterszulagekasse können weder Grundgehälter noch Zuschüsse bewilligt werden, sondern eben nur Alterszulagen, wohl aber können die Steigerungsperioden dergestalt abgekürzt werden, daß schon vor Ablauf der ersten fünf Dienstjahre, etwa nach zwei Jahren 300 Mark und nach drei Jahren 500 Mark als Alterszulage zu dem niedrigsten Betrage des Grundgehaltes hinzutreten, soweit die verfügbaren Mittel dazu reichen. Endlich, m. H., liegt in Ihren Händen die Drucksache zu Nr. 109 mit den beantragten Resolutionen. Die zweite derselben weist darauf hin, daß nach Ansicht der Commission und gewiß auch der Generalsynode ein Mindestgehalt von 1800 Mark nicht ausreicht, um die Nothlage der Geistlichen zu beseitigen; der Evangelische Oberkirchenrath wird deshalb ersucht, auf die Beschaffung der zu einer Aufbesserung des Mindestgehalts auf 2400 Mark erforderlichen Mittel Bedacht zu nehmen.

So hat die Commission geglaubt, gethan zu haben, was sie thun konnte, um an möglichst vielen Stellen den Nothstand, der in der Festsetzung des niedrigsten Grundgehalts auf 1800 Mark liegt, zu mildern. Wenn Sie nun fragen, wie weit alle diese Mittel wirken werden, so muß ich ehrlicherweise sagen: ich weiß es nicht. Ich hoffe, daß sie an vielen Stellen Hülfe bringen werden, ob aber an allen, wage ich nicht zu behaupten.

Im Auftrage der Commission habe ich noch einen sehr wichtigen Punkt zu besprechen. Wer die Denkschrift liest, könnte aus dem einen oder andern Ausdruck derselben die Meinung entnehmen, es handle sich hier um eine Dotation des Staats an die Kirche in dem Sinne einer Abfindung, wenigstens auf dem Gebiet der Pfarrbesoldung, so daß die Kirche nachher niemals wieder mit neuen Bitten an den Staat herantreten könnte. Nach den bündigen Erklärungen des Herrn Vertreters der Staatsregierung ist das nicht der Fall. Nicht als Dotation — das Wort Dotation möchte ich am liebsten ver-

meiden, weil es zu Unklarheiten führt —, sondern als Bedürfnißzuschuß wird, was uns jetzt der Staat geben will, gewährt. Daraus folgt, daß, wenn das Bedürfniß sich ändert, wenn es wächst, die Kirche sich wieder an den Staat wenden darf und daß dieser, wenn auch nicht die rechtliche, so doch die moralische Verpflichtung hat, weiter zu helfen. Ich hebe das nochmals ausdrücklich hervor: es handelt sich nicht um eine Abfindung, sondern um einen Bedürfnißzuschuß, der erforderlichen Falls verstärkt werden kann.

Der zweite Anlaß der Unzufriedenheit mit der Vorlage ist die Befürchtung, als ob die Kirchengemeinden durch dies Gesetz neu belastet würden, oder wo sie schon Lasten tragen, noch mehr belastet würden, als bis jetzt. Namentlich in den Erklärungen von außerhalb tritt diese Besorgniß stark hervor: man rechnet eine Erhöhung der Kirchensteuer um 50 oder 80% aus. Das ist ein arges Mißverständniß. Die Gemeinden sollen ja nicht aus eigenen Mitteln alle nach diesem Gesetz ihnen obliegenden Leistungen aufbringen, sondern der Staat deckt den Gesammtbetrag der erforderlichen Gemeindeleistungen durch seinen Zuschuß. Ich gehe nicht näher darauf ein, da mir bekannt ist, daß der Herr Vertreter der Staatsregierung über die beabsichtigte Zuwendung des Staates nähere Aufklärung geben wird.

Auch über den dritten Anlaß zur Mißstimmung kann ich mich kurz fassen. Es ist dies der Uebergang der Pfründenverwaltung und -Nutzung auf die Gemeinden. Dieser Punkt hat die Commission lange und ernstlich beschäftigt; das Ergebniß liegt gedruckt vor. Wir haben die §§ 12—14 gegenüber der Vorlage annehmbarer zu machen gesucht. Freilich gleicht die gestellte Aufgabe einem Exempel, das ohne Bruch nicht aufgeht: wie so oft in irdischen Dingen findet man keine vollbefriedigende Lösung aller Schwierigkeiten. In der Vorlage ist ganz consequent und systematisch correct der Uebergang der Pfründenverwaltung und -Nutzung auf die Gemeinden hingestellt worden. Aber das theoretisch Correcte ist nicht immer das praktisch Richtige. In einzelnen Gegenden ist diese Uebertragung auf die Gemeinde kaum möglich. In Fischerdörfern an der Ostsee kann kein anderer als der Pfarrer selbst Ackerbau treiben, — in den Rheinlanden kann ein zur Pfründe gehöriger Weinberg ohne Gefahr der Devastirung gar nicht verpachtet werden. In Pommern sind zum Theil die Kirchspiele so ausgedehnt, daß der Pfarrer selbst sich ein Gespann halten und deshalb auch Pfarracker in Selbstbewirthschaftung nehmen muß; er findet sonst niemanden, der ihn fahren würde, ausgenommen etwa einen Pächter, den er dazu im Pachtvertrag verpflichtet hat. Wenn hier die Nutzung der Pfründe der Gemeinde zufiele, so kämen viele Geistliche in eine üble Lage. Wir finden Strecken, wo die Landwirthschaft noch extensiv betrieben wird. In den Gemeinden meiner Heimat, in der Provinz Sachsen, über-

wiegt bei weitem die intensivste Landwirthschaft mit ausgedehntem Rübenbau; da kann der Geistliche unmöglich zugleich Landwirth sein. Es wäre verfehlt, alle diese so verschiedenen Verhältnisse unter eine gesetzliche Klammer bringen zu wollen: hier würde die Bestimmung passen, dort wieder nicht. Das hat auch das Kirchenregiment gefühlt, indem es schon im alten § 14 der Vorlage Ausnahmen zugelassen hat. Aber diese haben der Commission nicht genügt. Freilich standen sich zwei Standpunkte gegenüber: der eine wollte zur Regel machen, was der andere als Ausnahme hinstellte. Auf der Mittellinie zwischen beiden Grenzpunkten bewegten sich mancherlei Abänderungsvorschläge, von denen Ihnen einer in der Commissionsvorlage unterbreitet worden ist. Vollbefriedigend ist er nicht. Wer besseren, ausführbaren Rath weiß, bringe ihn und er soll Dank haben. Weiter will ich nicht auf die §§ 12—14 eingehen. Ich fürchte sonst, daß diese Fragen, die bei der Einzelerörterung durchaus besprochen werden müssen, mit denselben Gründen und Gegengründen in die allgemeine Verhandlung gezogen würden.

Wie stellt sich nun das Resultat der Erwägung? Wir müssen uns durchaus klar zu machen suchen: was wird, wenn das Kirchengesetz nicht zu Stande kommt?

Manche sagen: dann bleibt eben alles beim Alten. Nein, es bleibt nicht beim Alten; im Grunde will das auch niemand. Niemand wird wünschen, daß das Diensteinkommen wie bisher mit 3600 Mark abschließt. Nun glaube ich zwar, auch ohne Zustandekommen eines Kirchen- und eines Staatsgesetzes, würden Regierung und Landtag bereit sein, die in dieser Vorlage dargebotenen Vortheile den Geistlichen zuzuwenden. Aber vergessen Sie zweierlei nicht: einmal, im Geltungsbereich des Allg. Landrechts bildet § 164 Th. II Tit. 11 die einzige gesetzliche Grundlage des Pfarrbesoldungswesens: „Für den Unterhalt der bei einer Kirchengesellschaft — wir sagen Kirchengemeinde — angesetzten Beamten muß die Gesellschaft selbst sorgen." Schon jetzt ist nicht überall nach dieser Bestimmung verfahren. In Bezug auf die Aufbringung der sogenannten Aufbesserungszulagen ist die Prüfung der Leistungsfähigkeit der einzelnen Gemeinden außerordentlich milde gehandhabt worden, und bei Gewährung von Alterszulagen hat so gut wie keine Prüfung stattgefunden; vielmehr hat der Staat unterschiedslos die Mittel dazu gegeben. An Widerspruch hiergegen hat es freilich auf Seiten der Staatsregierung nicht gefehlt. Man hat sich indessen mit der Aussicht auf eine neue gesetzliche Regelung beruhigt. Kommt diese nicht zu Stande, so wird die Staatsregierung sich berechtigt und verpflichtet halten, auf jene landrechtliche Bestimmung zurückzugreifen und demgemäß die Leistungsfähigkeit jeder einzelnen Gemeinde zu untersuchen. Wenn sich eine solche Prüfung

durch Regierungspräsidenten und Landräthe bei etwa 3000 Gemeinden vermeiden läßt, so würde das sehr wünschenswerth sein. Zwar wird auch später die Leistungsfähigkeit der Gemeinden vor der Bewilligung von Beihülfen geprüft werden müssen, aber es ist ein großer Unterschied zwischen beiden Arten der Prüfung. Dort stehen Regierungspräsident und Landrath da als Vertreter der fiscalischen Interessen, hier dagegen als Staatsvertreter gegenüber den Ansprüchen des Consistoriums zum Schutz der Gemeinde vor Ueberbürdung. So streng jene, so mild wird diese Prüfung vor sich gehen.

Ich richte Ihren Blick noch auf eine andere Aussicht, welche beim Scheitern der jetzt geplanten gesetzlichen Ordnung sich eröffnet. Zur Zeit werden alle Staatsmittel zur Einkommensverbesserung der Geistlichen nur im Wege der Etatsbewilligung gewährt, d. h. nur für das einzelne Jahr. In jedem Jahre kann vom Abgeordnetenhause oder der Staatsregierung eine Streichung oder Kürzung erfolgen. Ich fürchte nicht, daß die Staatsregierung oder das gegenwärtige Abgeordnetenhaus die Initiative dazu ergreifen wird. Aber das Abgeordnetenhaus steht vor seiner letzten Tagung. Wer übernimmt eine Bürgschaft für die Zukunft? Mit diesem Abgeordnetenhause läßt sich das Staatsgesetz, das zur Bestätigung des Kirchengesetzes nothwendig ist, verabschieden ohne das Centrum oder, wenn es sein muß, gegen das Centrum. Wer ist sicher, daß das Centrum nicht schon im nächsten Jahre im Abgeordnetenhause dieselbe ausschlaggebende Stellung einnimmt, wie im Reichstage? Was dann kommen wird, — man braucht kein Prophet zu sein, um das vorauszusagen. Das Centrum wird sagen: Jawohl, die evangelischen Geistlichen sollen die ihnen zugedachte Gehaltsverbesserung bekommen, aber die katholischen ebensoviel; oder wenn, wie zu erwarten, das nicht durchzusetzen sein wird: die evangelischen sollen ebensowenig erhalten wie die katholischen. Jetzt wird uns die günstige Gelegenheit geboten, das, was der Staat geben will, durch Gesetz sicher zu stellen. Diese Sicherstellung hat zur Folge, daß nicht im Wege des Etatsbeschlusses eine Streichung oder Verkürzung stattfinden kann: dagegen giebt es Gerichte. Vielmehr würde zur Aenderung des gesetzlich festgelegten Zustandes ein neues Staatsgesetz, also die Uebereinstimmung sämmtlicher Factoren der Gesetzgebung, erforderlich sein. Ich möchte die Verantwortung nicht tragen, diesen günstigen Zeitpunkt für eine gesetzliche Regelung ungenutzt vorübergehen zu lassen.

Aus diesen Gründen hat die Commission in ihrer großen Mehrheit geglaubt, Ihnen die Annahme der Vorlage empfehlen zu sollen. Ich verdenke niemandem, wenn er dazu nein sagt. Nur soll jeder die Verantwortung vor Augen haben, die er damit übernimmt. Und vor einem möchte ich Sie warnen: Entweder ein lautes rundes Ja, oder ein lautes rundes Nein.

Aber nicht ein halbes Ja und ein halbes Nein. Ich verstehe darunter: man will für das Gesetz stimmen, versucht aber Abänderungen in dasselbe hineinzubringen, die sein Zustandekommen verhindern würden.

Nun einen kurzen Ueberblick über die Gliederung der Vorlage. Die Uebersichtlichkeit der Vorlage ist sehr erschwert durch die Zweitheiligkeit: Kirchengesetz und Satzungen der Alterszulagekasse. Die Satzungen sind als Anlage beigefügt zu § 6 des Kirchengesetzes. Leider fehlt in der Commissionsvorlage am Rande der dicke Strich, den ich wiederherzustellen bitte. Eigentlich sind die Satzungen keine Anlage, sondern die Grundlage des Gesetzes in dem Theil, der von den Alterszulagen handelt. Es ist leicht erkennbar, daß diese Satzungen gearbeitet sind nach dem Modell des Kirchengesetzes von 1895 über die Verwaltung des Pfarrwittwen- und -Waisenfonds. Nun kann man fragen: warum sind die Satzungen nicht ebenso, wie dort, in das Gesetz selbst hineingenommen? Dort lag die Sache doch anders: Wir waren im Besitz eines landeskirchlichen Relictenfonds und stellten Normen fest über die künftige Verwaltung des Fonds. Hier aber sind wir nicht im Besitz einer Alterszulagekasse, sondern dieselbe soll erst gebildet werden; es handelt sich also nicht um die Aufnahme neuer Theilnehmer in ein bestehendes Geschäft, sondern um die Neugründung eines Geschäfts. — Nun müssen die Bestimmungen über die Alterszulagekasse nothwendig im Wesentlichen, womöglich auch im Wortlaut, übereinstimmen; andrerseits sollen die einzelnen Landeskirchen die Freiheit haben, ihre Kirchengesetze in den sonstigen Bestimmungen zu gestalten, wie es ihnen am besten erscheint. So ist denn nichts übrig geblieben, als die Satzungen herauszunehmen aus dem Kirchengesetz und als Anlage dazu aufzustellen.

In unserer Commission haben wir die Satzungen nach § 6 des Kirchengesetzes behandelt, und wie ich höre, ist es die Absicht des Herrn Präsidenten, hier ebenso zu verfahren.

Das Kirchengesetz ist wesentlich übersichtlicher geworden, als es anfänglich entworfen war. In § 1 wird der Kreis der Pfarrstellen beschrieben, die unter das Gesetz fallen; unter a §§ 2—4 wird das Grundgehalt behandelt, unter b §§ 5 und 6 die Alterszulage, in c §§ 7—11 die Dienstwohnung, unter d §§ 12—21 stehen allgemeine Bestimmungen, woran sich schließlich Uebergangs- und Schlußbestimmungen in den §§ 22—27 anreihen.

Alles Uebrige verschiebe ich auf die Specialdiscussion und darf Ihnen jetzt für die freundliche Nachsicht und Aufmerksamkeit danken, mit der Sie das, was ich Ihnen sagen konnte, angehört haben.

Nachtrag.

Als ich meinen einleitenden Bericht über das Pfarrbesoldungsgesetz den Deutsch-evangelischen Blättern zur Verfügung stellte, schwankte ich, ob ich aus den nachfolgenden Synodalverhandlungen noch einiges zur weiteren Erläuterung hinzufügen sollte. Ich habe darauf verzichtet, um die Mittheilung nicht übermäßig auszudehnen: wer soeben von der Generalsynode kommt, hat eine erklärliche Scheu vor langen Reden und Berichten. Auch hatte sich das Eingangsreferat gerade in seiner Beschränkung auf die Hauptpunkte, wie mir vielfach bezeugt wurde, geeignet erwiesen, in das Verständniß der Vorlage einzuführen; ich hoffte demnach, daß es den Lesern denselben Dienst leisten könnte, wie den Hörern. Der Entwurf des Kirchengesetzes und der Satzungen für die Alterszulagekasse nebst Begründung ist ja auch den Lesern bekannt oder doch zugänglich. (Vgl. Kirchl. G.- u. V.-Bl. 1897 Nr. 5, S. 218—243). — Aus den Aeußerungen des Herrn Herausgebers im Januarheft S. 73 u. 74 glaube ich indessen schließen zu sollen, daß eine Ergänzung des Referats erforderlich und erwünscht sein möchte.

Vorweg bemerke ich, daß das vorgelegte und mit einigen Aenderungen angenommene Kirchengesetz mein Ideal einer Regelung der Pfarrgehälter nicht ist. Ich habe die Schattenseiten desselben in der Generalsynode nicht verschwiegen noch beschönigt. Wenn ich trotzdem die Vorlage in der Commissionsfassung nach Kräften und nicht ohne Erfolg vertreten habe, so ist dies in der Ueberzeugung geschehen, daß das Gebotene das unter den gegenwärtigen Umständen Erreichbare darstellt. Auch im Synodalleben pflückt man keine Rose ohne Dornen. Oft genug muß man sich zur Wahl eines kleineren Uebels entschließen, um ein größeres zu verhüten, oder man muß Widerwärtiges in den Kauf nehmen, um eine wesentliche Verbesserung sich nicht entgehen zu lassen. Wie im vorliegenden Falle die Wahl stand, habe ich im Eingangsbericht nachgewiesen. Die Geistlichen freilich, welche uns mit ungezählten Petitionen überschütteten oder in den Zeitungen, namentlich im „Reichsboten" gegen die Vorlage ihre Stimme überlaut erhoben, haben kein Verständniß für den Ernst einer Lage gezeigt, die wir weder geschaffen hatten noch zu ändern vermochten. Sie verwechselten die unverantwortliche Stellung einer Pastoralconferenz oder eines Pfarrvereins mit der Aufgabe einer zur Gesetzgebung mitberufenen Körperschaft, welche im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit zu prüfen hat, was unter den gegebenen Verhältnissen und Bedingungen zu erreichen ist. Für eine Generalsynode wäre es nicht ein unschuldiges Vergnügen, sondern eine folgenschwere Verkennung ihres Berufs, wenn sie Luftschlösser bauen wollte, anstatt den Bauplan nach dem angewiesenen Bauplatz und den verfügbaren Mitteln einzurichten.

Von zwei entgegengesetzten Standpunkten ist die Vorlage verurtheilt worden. In den Petitionen, deren gemeinsamer Grundstock unzweifelhaft aus den Pfarrvereinen stammt, wurde die Einbeziehung sämmtlicher Pfarrstellen in die geplante Ordnung gefordert, offenbar im Widerspruch mit der ganzen Anlage und Bestimmung des Gesetzes. Wozu bei der Alterszulagekasse die Stellen betheiligen, welche ihren Inhabern schon gewähren, was die Kasse erst nach 25jähriger Dienstzeit den andern Geistlichen leisten soll? Doch der Sinn und Zweck der Forderung ist klar genug: nicht als Empfangende, sondern nur als Beitragende sollen die höher dotirten Stellen zur Kasse herangezogen werden; es handelt sich nur um eine neue Form für die begehrte Beseitigung des Pfründensystems. „Gleiches Recht für alle Pastoren!" lautete diesmal das begründende Schlagwort; vom Recht der Patrone und der Gemeinden war dabei nicht die Rede. Ich sehe gerade darin einen großen Vorzug des Gesetzes, daß es das zu Recht bestehende Pfründensystem schont und stützt, und ich sehe andererseits einen schwerwiegenden Nachtheil gerade darin, daß das Gesetz alle Stellen zwischen 1800 und 3600 Mark gleich behandelt und in eine Grundgehaltsklasse zusammenwirft. Hier müßte in Zukunft zuerst die bessernde Hand angelegt werden. — Von dem entgegengesetzten Standpunkte aus, im Interesse strengster Aufrechterhaltung des Pfründensystems, hat in der Generalsynode die Vorlage eine vernichtende Kritik erfahren, — vernichtend, weil sie nichts Besseres an die Stelle zu setzen wußte, sondern einstweilen die Sache auf dem Verwaltungswege weitergehen lassen wollte. Da dieser Weg nach den bestimmten Erklärungen der Staatsregierung künftig nicht mehr in der bisherigen Weise verfolgt werden soll, so ließ jene Kritik nur das reine Nichts, das völlige Vacuum übrig. Daß die Generalsynode trotz ihrer entschieden weit überwiegenden Sympathie für Aufrechterhaltung des Pfründensystems sich nicht auf den Abweg der bloßen Verneinung verlocken ließ, beweist, daß sie ihre Aufgabe zu würdigen wußte.

Bezüglich der Staatszuschüsse habe ich im Referat auf die zu erwartende Darlegung des Regierungsvertreters verwiesen. Ich trage deshalb hier Folgendes nach. Der in Aussicht gestellte Staatszuschuß beträgt für sämmtliche evangelische Kirchen der Monarchie 6208903 Mark, für die altpreußische Landeskirche 4277237 Mark. Diese Summe reicht aus, um den Gesammtbetrag der Leistungen zu decken, welche den Kirchengemeinden aus dem Gesetz erwachsen. Die Staatsregierung will jedoch nicht durch unterschiedslose Vertheilung des Zuschusses auf alle Gemeinden auch die leistungsfähigen entlasten; vielmehr sollen nur „leistungsunfähige" Gemeinden aus dem für jede Provinz vom Consistorium zu verwaltenden Zuschußfonds Beihülfen erhalten. Die Bestimmung „leistungsunfähige Gemeinden" war von der

Commission durch den Ausdruck „unterstützungsbedürftige Gemeinden" ersetzt worden. Auch dieser Ausdruck ist von der Generalsynode gestrichen, sodaß in der Kennzeichnung der zu unterstützenden Gemeinden eine Lücke entstanden ist, deren Ausfüllung dem maßgebenden Staatsgesetz vorbehalten bleibt. Wie aber auch staatlicherseits die Theilnahme an den Beihülfen näher bedingt und begrenzt werden mag, so wird sie doch voraussichtlich allen Gemeinden zuerkannt werden, deren Leistungsfähigkeit bei wohlwollender Prüfung nicht völlig außer Zweifel steht. — Zu dem Grundstock der Petitionen gehörte die Abwehr jeder Belastung der Einzelgemeinde; lieber sollte nöthigenfalls eine landeskirchliche oder provinzielle Umlage erhoben werden. Allein die Verpflichtung der Gemeinde zur Aufbringung des Pfarrgehalts ist nicht bloß geltendes Recht, sie ist auch, wie ich in diesen Blättern wiederholt ausgeführt habe, principiell durchaus richtig. Erst wo die Leistungsfähigkeit der Einzelgemeinde aufhört, tritt die Verpflichtung des größeren kirchlichen Gemeinwesens ergänzend ein. Ein solcher Fall aber liegt hier nicht vor, da die Aushülfe überall, wo sie nöthig erscheint, schon durch den Staatszuschuß bereitgestellt ist. Eine allgemeine Umlage könnte also nur noch den Zweck haben, anerkanntermaßen leistungsfähige Gemeinden von ihrer Verpflichtung zu befreien und diese auf alle Gemeinden, auch auf die ärmsten, zu übertragen. Die Abneigung gegen jede Heranziehung der Einzelgemeinde zur Unterhaltung ihres Pfarramts ist ja wohl zu verstehen und zu würdigen, nur darf sie nicht beanspruchen, daß ihr alles andere untergeordnet werde.

In dem ursprünglichen Staatsgesetzentwurfe war die feste Vertheilung des gesammten Staatszuschusses auf die einzelnen Provinzen in Aussicht genommen. Hiergegen sind von kirchlicher Seite wohlbegründete Bedenken erhoben worden. Irren ist doch menschlich, auch bei der Staatsgesetzgebung; ein etwa vorgekommener Fehlgriff bei der Vertheilung könnte dann nur durch ein neues Gesetz wieder gut gemacht werden. Auch sind die bei der Vertheilung zu berücksichtigenden Verhältnisse nicht unveränderlich; es ist daher möglich, ja wahrscheinlich, daß das Unterstützungsbedürfniß sich in der einen Provinz vermindert, in der anderen vermehrt. Einer solchen Verschiebung aber könnte die Ermäßigung oder die Erhöhung des Zuschusses im Verwaltungswege nicht folgen. Würde der ganze Zuschuß unter die Consistorien zur Verwaltung vertheilt, so wäre ein wirksames Eingreifen des Evangelischen Ober-Kirchenraths überhaupt so gut wie ausgeschlossen: seine Instructionen würden dem maßgebenden Staatsgesetz gegenüber für die Consistorien nur noch die Bedeutung frommer Wünsche und wohlgemeinter Rathschläge haben. Sicherem Vernehmen nach hat jetzt die Staatsregierung ihren ersten Plan fallen lassen; sie beabsichtigt vielmehr, den Staatszuschuß in ungetheilter Summe der evangelischen Landeskirche zu überweisen und im

Staatsgesetz vorzuschreiben, daß die Vertheilung durch eine von der staatlichen und kirchlichen Behörde gemeinschaftlich festzustellende unabänderliche Matrikel bewirkt werden soll. Auch bei diesem Verfahren werden die angedeuteten Uebelstände nur dann vermieden werden, wenn nicht der ganze Betrag aufgetheilt, sondern ein angemessener Theil — ich habe 10% vorgeschlagen — dem Evangelischen Ober-Kirchenrath zur Ausgleichung etwaiger Fehlbeträge in einzelnen Consistorialbezirken überlassen wird. Eine dahin zielende Resolution ist von der Generalsynode beschlossen worden.

An den Satzungen der Alterszulagekasse haben außer einigen Fassungsänderungen und dem im Eingangsreferat bereits erörterten Zusatz zu § 19, 2 nur wenige Verbesserungen vorgenommen werden können. Unter diesen ist die unscheinbarste, aber nicht unwichtigste die, daß überall, wie auch im Kirchengesetz, statt des 30. September der 1. October 1897 als Stichtag für die Festsetzung des Stelleneinkommens vorgeschrieben ist. Demzufolge sind nun die mit dem letztgenannten Tage beginnenden Wirkungen der Conversion der 4% Consols, die Zinsverluste an den zu diesem Termin ausgelooften Rentenbriefen und die Veränderungen im Ertrage der neu verpachteten Pfarräcker bei der Veranschlagung zu berücksichtigen. — Der § 8 ist für die Geistlichen und deren Erben wesentlich günstiger gestaltet: jene sollen die Alterszulage schon nach dem Ablauf desjenigen Monats beziehen, in welchem die erforderliche Dienstzeit vollendet wird; diese — die Erben, bezw. Hinterbliebenen, — sollen nicht bloß für den Sterbemonat, sondern auch für den darauf folgenden Monat, sowie während einer weiteren Gnadenzeit von sechs Monaten das gesammte Diensteinkommen des Verstorbenen genießen. Demgemäß ist auch § 23 des Kirchengesetzes abgeändert und so die Bestimmung des Kirchengesetzes vom 18. Juli 1892 über die Dauer der sogenannten Sterbezeit wiederhergestellt. Hiernach werden die Wohlthaten des Gesetzes auch den Pfarrwittwen und -Waisen zu Gute kommen.

Die Beiträge an die Alterszulagekasse im halben Betrage der versicherten Zulagen erscheinen hoch, sie konnten aber nicht niedriger angesetzt werden, ohne die dauernde Leistungsfähigkeit der Kasse zu gefährden. Der Normalbedarf derselben wird auf $9^3/_4$ Millionen Mark geschätzt; er ist durch die normale Vertheilung aller angeschlossenen Geistlichen auf die verschiedenen Dienstaltersstufen bedingt. Diese Voraussetzung trifft zur Zeit nicht zu; vielmehr sind infolge des früheren Candidatenmangels gewisse Jahrgänge — vom 6. bis 14. Dienstjahre — übermäßig stark vertreten. Das wirkt vorerst günstig; der für die nächsten Jahre erforderliche Betrag der Alterszulagen wird um etwa $1^1/_2$ Million Mark hinter dem veranschlagten Normalbedarf zurückbleiben. Aber mit dem Aufrücken jener jüngeren Geistlichen

in die höheren Stufen des Dienstalters und der Alterszulage wächst die Ausgabe der Kasse, bis sie im Jahre 1916 den Normalsatz um etwa 582 000 Mark übersteigt. Von da ab sinkt wieder allmählich der Bedarf an Alterszulagen, bis er um das Jahr 1936 den normalen Stand erreicht. Da die Kasse auch mit der Entschädigung der bereits angestellten Geistlichen (anfänglich 1 428 040 Mark) vorübergehend belastet ist, so ergibt sich die Nothwendigkeit einer vorsichtigen und sparsamen Verwaltung: es müssen in dem günstigeren ersten Jahrzehnt die Mittel angesammelt werden, um die vermehrten Anforderungen späterer Jahre zu decken. Je weniger die künftige Gestaltung aller der Verhältnisse, durch welche der jeweilige Kassenbedarf bestimmt wird, sich im voraus übersehen und berechnen läßt, um so mehr wird die Verwaltung die wirkliche Entwickelung mit allen Abweichungen von der veranschlagten scharf im Auge behalten und je nach dem Befund ihre Maßnahmen treffen müssen. Der Vorstand und der Verwaltungsausschuß sind hierzu mit weitgehenden Befugnissen ausgerüstet.

Der Uebergang der Pfründenverwaltung und -Nutzung auf die Gemeinden hat wie die Commission so auch das Plenum lange beschäftigt. Von Anfang an habe ich bereitwillig zugestanden, daß der vermittelnde Vorschlag der Commission nicht alle Schwierigkeiten vollkommen beseitigt. Aber ein befriedigender Lösungsversuch ist in der Verhandlung nicht hervorgetreten. Ein solcher hätte doch den sehr verschiedenen wirthschaftlichen Zuständen und Verhältnissen innerhalb des Bereichs der Landeskirche sich noch mehr anpassen müssen, als der Commissionsantrag, während die Berathung nur eine einseitige, wenngleich zuweilen recht ansprechende Vertheidigung der beiden entgegengesetzten Standpunkte zu Tage förderte. Die Generalsynode hat deshalb wohlgethan, sich die Commissionsfassung der §§ 12—14 mit zwei unwesentlichen Aenderungen anzueignen. Den Ausgangspunkt bildet die principiell unanfechtbare Festsetzung im § 12 der kirchenregimentlichen Vorlage. Der Nießbrauch des Stelleninhabers am Stellenvermögen hört auf, und die Verwaltung des letzteren steht der Kirchengemeinde zu. Aus den Erträgnissen sind die gesetzlichen Gemeindeleistungen zu bestreiten. Der Ueberschuß ist der Bestimmung des Stellenvermögens zum Besten des Pfarramtes zu erhalten. Die Verwendung zur Unterhaltung der Dienstwohnung oder zur Miethsentschädigung (besonders zu Reparaturen, deren Kosten der Stelleninhaber zu tragen hat, — ein vom Plenum eingeschalteter Zusatz, —) ist mit Genehmigung des Consistoriums zulässig.

Dagegen nähert sich § 13 dem gegenüberstehenden conservativen Standpunkt beträchtlich mehr, als § 14 der Vorlage. „Dem Stelleninhaber steht bei Inkrafttreten dieses Gesetzes oder bei Uebernahme der Stelle die Befugniß zu, den Nießbrauch des ganzen Stellenvermögens oder einzelner Theile

desselben für die Amtsdauer gegen einen bestimmten, entweder ein für allemal oder auf mindestens zwölf Jahre (die Commission hatte fünf Jahre vorgeschlagen) festzusetzenden Uebernahmepreis zu behalten oder zu übernehmen." Hierdurch werden die Schwierigkeiten, mit welchen der Uebergang von der alten zur neuen Ordnung behaftet ist, bedeutend vermindert. Wo der Geistliche das Bedürfniß oder den Wunsch hat, den Nießbrauch der Pfründe in der bisherigen Weise fortzusetzen, da wird ihm die Befugniß dazu eingeräumt; wo er von den Unzuträglichkeiten der eigenen Verwaltung und Nutzung befreit werden will, da wird er nicht genöthigt, dieselbe zu behalten. Also ist der Vorwurf unbegründet, daß die Einführung des Gesetzes eine Umwälzung im Nießbrauch der Pfründe zur Folge haben werde; vielmehr ist statt des schroffen Bruches mit der Vergangenheit die allmähliche Ueberleitung zur neuen Ordnung ermöglicht. — Wenn dem gegenwärtigen Stelleninhaber freie Wahl zwischen dem Behalten und dem Aufgeben des Nießbrauchs gelassen ist, so „bedürfen die Nachfolger zur Uebernahme desselben die Genehmigung des Consistoriums, welches vor seiner Entscheidung den Kreissynodalvorstand zu hören hat." Der Vorbehalt soll einmal die Gefahr abwehren, daß unter der Selbstbewirthschaftung der Pfründe das Amt leide, dann aber auch dem Mißbrauch vorbeugen, daß bei einer Pfarrwahl die Uebernahme oder die Ablehnung des Nießbrauchs Einfluß übe. — Andererseits soll zur Sicherung der Gemeinde die folgende Bestimmung dienen, daß, wenn der Geistliche den Nießbrauch behält oder übernimmt, „zur Verpachtung oder Vermiethung von Pfarrgrundstücken über den Zeitpunkt hinaus, bis zu welchem der Uebernahmepreis festgesetzt ist, die Zustimmung der kirchlichen Gemeindeorgane erforderlich ist." — „Der Uebernahmepreis bestimmt sich bei den Stolgebühren nach dem sechsjährigen Durchschnitt oder nach einer anzustellenden Schätzung, im Uebrigen nach dem ortsüblichen Werthe. Die Höhe und Zahlungsbedingungen des Uebernahmepreises werden nach Anhörung der Betheiligten und des Kreissynodalvorstandes von dem Consistorium festgesetzt." Ich hätte als Uebernahmepreis den Anschlagswerth vorgezogen, es ist jedoch anzunehmen, daß wenigstens für die gegenwärtigen Stelleninhaber bei Ermittelung des Uebernahmepreises von dem Anschlagswerthe nur insoweit wird abgegangen werden, als die Abweichung durch besondere Umstände zu begründen ist. — Bezüglich der Auseinandersetzung zwischen dem Stelleninhaber und der Kirchengemeinde gibt § 14 den § 13 der Vorlage wieder mit der hinzugefügten „Maßgabe, daß, wenn eine Einigung nicht erzielt wird, nach Anhörung des Kreissynodalvorstandes das Consistorium endgültig entscheidet." Es ist abzuwarten, wie sich hierzu die Staatsgesetzgebung stellen wird, namentlich ob und unter welchen Bedingungen sie den Rechtsweg ausschließen wird.

Endlich noch ein Wort über den „Sprung ins Dunkle!“ Dieses Urtheil ist zuerst über die soeben erörterten §§ 12—14 gefällt, alsbald aber auf die ganze Neuregelung ausgedehnt worden. Daran ist so viel richtig, daß mit diesem Gesetze zwar nicht ein Sprung, aber doch ein Schritt ins Dunkle geschieht. Indessen läßt sich dasselbe nicht in einem gewissen Sinn und Maß von jedem Gesetze sagen, welches an die Stelle des Alten ein Neues einführt? Die Zukunft ist eben dunkel, und daß die Erwartungen von der Wirkung eines Gesetzes trügen können, hat uns die Erfahrung reichlich gelehrt. Und doch muß, wenn es unmöglich ist, bei dem hergebrachten Zustande stehen zu bleiben, der Schritt ins Dunkle gewagt werden, um vorwärts zu kommen, — nur daß man nicht unbesonnen ins Dunkle hineinspringe, sondern mit aller Vorsicht hineinschreite. Wer die Bestimmungen des Gesetzes und die Unterlagen desselben unbefangen prüft, wird doch wohl zugestehen müssen, daß es an der gebotenen Vorsicht nicht gefehlt hat. Nun wird sehr viel auf die Ausführung des Gesetzes ankommen. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die Behörden von ihren umfassenden Befugnissen nicht nach einer büreaukratischen Schablone Gebrauch machen, sondern ihre Entscheidungen je nach der Besonderheit der einzelnen Fälle treffen und zu diesem Zwecke die mit gutem Bedacht mehrfach vorgeschriebene Anhörung des Kreissynodalvorstandes nicht zu einer leeren Förmlichkeit herabsinken lassen.

Voigtstedt. W. Felgenträger.

Die Kirchengeschichte und die amtliche Kirche.

Man ist oft erstaunt, wie wenig bekannt man in weiten Kreisen unserer evangelischen Kirche, auch in den sogenannten gebildeten, mit den bedeutendsten und wichtigsten Thatsachen und Persönlichkeiten der Kirchengeschichte ist. In allen Gebieten des Wissens sucht man sich zu orientiren, und es gilt in gebildeten Kreisen für anstößig, wenn man sich da eine bedenkliche Blöße gibt. Auch auf dem Gebiete der Geschichte, namentlich der vaterländischen, muß der auch nur einigermaßen Gebildete zu Hause sein, und mit Recht. Es würde ja ein Mangel auf diesem Gebiete zugleich einen Mangel an Patriotismus verraten. Doch auf dem Gebiete der Kirchengeschichte ist man höchstens so weit orientirt, als dieselbe mit der allgemeinen Weltgeschichte verflochten ist. Im günstigsten Falle sieht man ja in den gebildeten Kreisen die Kirche als eine Culturmacht neben den anderen an, mit deren Entwicklung man im allgemeinen bekannt sein muß, soweit die staatlichen und socialen Verhältnisse davon beeinflußt sind. Daß aber die Kirche es allein ist, von der immer wieder eine sittlich erneuernde Kraft für die Menschheit ausgeht, daß sie im Besitze des Salzes ist, welches die Menschheit vor Fäulniß bewahrt, daß deshalb ihre Entstehung und weitere Entwicklung für jeden Christen, namentlich jeden gebildeten Christen, von dem höchsten Interesse sein muß, dieses Bewußtsein geht sehr vielen Leuten unserer so hochgebildeten Zeit ab. Höchstens weiß man etwas Bescheid in der Reformationsgeschichte Deutschlands; man kennt Luthers Leben so in den großen Hauptzügen und günstigen Falls einiges aus dem Leben Melanchthons. Die Vorträge in dem Lutherjahre und jetzt kürzlich die über Melanchthon haben in dieser Beziehung einiges aufgefrischt und das Interesse für diese das deutsche Volk besonders bewegenden Fragen einigermaßen vertieft. Aber die Geschichte der älteren Zeit und die weitere Entwicklung der Kirche nach der Reformation kennt man meistens sehr wenig oder gar nicht.

Wie soll man aber Interesse gewinnen für eine Sache, die man nicht kennt? Wir können uns gar nicht so sehr wundern über die Interesselosigkeit weiter Kreise kirchlichen Fragen und Dingen gegenüber, wenn wir sehen, wie wenig die Bekanntschaft, die eingehendere Bekanntschaft wenigstens mit den Hauptepochen und den hervorragenden Persönlichkeiten

der Kirchengeschichte gefördert wird. Gewiß, diese Interesselosigkeit hat noch andere Gründe, die zu erörtern hier zu weit führen würde. Unsere Zeit der Maschinen und des Dampfes ist dem realen Leben zugewandt und den Fragen, die darüber hinausgehen, abhold. Jedoch ein Grund liegt meiner Meinung nach auch in der Vernachlässigung, daß man von Seiten der amtlichen Kirche die großartige Entwicklung, ja die alles menschliche Maß überschreitende Entwicklung unserer christlichen Kirche, wie sie ihren weltüberwindenden Lauf gemacht hat und noch immer macht, weiteren Kreisen lange nicht genug nahe bringt.

Wer ist nun daran Schuld, daß eine solche Unkenntniß über die Entwicklung der Kirche unter ihren eigenen Gliedern vorhanden ist? In erster Linie die amtliche Kirche selbst. Denn deren Pflicht ist es doch vor allem, dafür zu sorgen, daß ihre Glieder mit ihrer Geschichte bekannt würden. Was würde man von einer Familie denken, die nicht darauf bedacht wäre, ihre Tradition und Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder zu vererben und so das Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl stets lebendig zu erhalten? Und hier ist doch die Sache beinahe noch wichtiger, als bei der einzelnen Familie. Ja man kann sagen, die officielle Kirche thut eigentlich nichts nach dieser Richtung hin. Wenn nicht die Schule, höhere und niedere, etwas in dieser Hinsicht böte, wenn nicht durch Vorträge allerlei Art, die von freien Vereinen veranstaltet werden, wenigstens Persönlichkeiten aus der Kirchengeschichte, namentlich der Reformationszeit, dem weiteren Publikum vorgeführt würden, dann erführen die Gemeindeglieder nichts über die Geschichte ihrer eigenen Kirche. Denn das, was vielleicht hier und da gelegentlich in Predigten aus diesem Gebiete gebracht wird, ist doch nach unserer Erfahrung sehr gering und kann sich ja auch entsprechend dem Zwecke der Predigt nur auf diese oder jene kurze Erzählung, meist aus dem Leben eines hervorragenden Mannes beschränken.

Wir wünschten, um damit zu beginnen, daß zunächst hierin einmal etwas mehr geschähe. Es würde dies auch dazu dienen, um den Predigten, die doch oft allzu lau und wenig anziehend sind, mehr Frische und Lebhaftigkeit und damit mehr Anziehungskraft zu geben. Man klagt ja vielfach darüber, daß die Gottesdienste für gewöhnlich schwach besucht sind. Was ist da zu thun? Man suche vor allem durch anziehende Predigten mehr zu fesseln. Rein dogmatische Predigten haben doch heut zu Tage wenig Zugkraft. Damit predigt man die Leute eher hinaus aus der Kirche, aber nicht hinein. Es ist hier nicht der Platz, über die Predigt im allgemeinen und die Anforderungen, die heut zu Tage vom Standpunkte des Laien an sie zu stellen sind, des Näheren sich auszulassen. Es kommt uns hier nur darauf an, zu betonen, wie wichtig und geradezu nothwendig es ist, daß in den Predigten,

mehr als es geschieht, Züge aus der Kirchengeschichte eingefügt werden. Dazu muß freilich der Geistliche selbst recht in derselben zu Hause sein. Wir fürchten aber nach den Erfahrungen, die wir hier und da gemacht haben, daß auch unter den Geistlichen das Studium der Kirchengeschichte etwas daniederliegt, wenigstens hinter dem der Dogmatik und heut zu Tage hinter den socialpolitischen Fragen zurücktritt. Auf Conferenzen werden, so weit wir wissen, auch Fragen aus der Kirchengeschichte viel weniger behandelt, als solche aus den eben angegebenen Gebieten und aus dem der Praxis. Sollte nicht von oben her nach dieser Richtung hin eine Anregung von Nutzen sein? Wir wünschten dies auch noch aus einem anderen Grunde, den wir im Folgenden weiter erörtern werden.

Wir sind nämlich der Meinung, daß gelegentliche Mittheilungen von charakteristischen Zügen aus der Kirchengeschichte, namentlich aus dem Leben hervorragender Männer, in den Predigten, wie wünschenswerth sie auch an sich sind, doch noch nicht hinreichend sind, um das Interesse für die Kirche und ihre Geschichte in weiteren Kreisen zu wecken und der übergroßen Unkenntniß auf diesem Gebiet zu steuern. Wir verlangen mehr. Wir meinen, es müßten von der Kirche ab und zu Vorträge aus diesen Gebieten ihren Gliedern geboten werden, und zwar denken wir uns das so, daß diese Vorträge in dem Kirchenlokal selbst gehalten werden, an Wochenabenden oder auch Sonntag Abends anstatt eines Predigtgottesdienstes. Wir gehen bei diesem Vorschlage außer dem oben angegebenen Gesichtspunkt, daß die Gemeinde mit der Geschichte der Kirche mehr bekannt gemacht werden muß, auch davon aus, daß ein solcher Vortrag, wenn er einigermaßen fesselnd und geschickt ist, mehr Anziehung auszuüben vermag, als eine Predigt, die in dem gewöhnlichen Schema der theoretischen Erörterung sich bewegt. Um dem Ganzen aber mehr Weihe zu geben, wünschten wir, daß bei solchen Vorträgen mit einem gemeinsamen Gesange begonnen und geschlossen, vielleicht auch vorher oder nachher ein passender Chorgesang eingelegt würde. Es ist dieser Vorschlag durchaus nicht etwas Absonderliches und Neues. Man hat doch schon längst derartige Versammlungen für äußere Mission (die sogenannten Missionsstunden), in neuerer Zeit hier und dort auch für innere Mission. So weit wir wissen, haben auch die letzteren Anklang gefunden und werden hoffentlich sich immer mehr Eingang verschaffen. Das Neue in unserem Vorschlage ist höchstens dies, daß auch der Sonntag zu solchen Vortragsversammlungen in der Kirche genommen werden soll. Wir meinen nämlich, daß in der Woche die meisten Leute, namentlich die Männer nicht genug Zeit und Muße haben, besonders in großen Städten, um einer Versammlung in der Kirche beizuwohnen. Die Veranstaltungen der Kirche in der Woche (Missionsstunden, Bibelstunden, Passionsgottesdienste ꝛc.) scheinen dies ja auch zu beweisen, da sie meistens

nur schwach besucht sind. Jedoch, wenn man daran Anstoß nimmt, diese Vortragsversammlungen auf einen Sonntag zu legen, namentlich weil deshalb ein eigentlicher Erbauungsgottesdienst ausfallen müßte, dann würden wir auf jeden Fall vorschlagen, es an Wochentagen zu versuchen. Man lasse sich auch dadurch nicht abschrecken, wenn zunächst der Besuch nicht sehr groß ist. Vermag man die Vorträge interessant zu machen und wählt man passende Themata aus, die packend und ergreifend zu wirken vermögen, dann wird sich der Zudrang schon mehren.

Als auf vornehmlich auszuwählende Gebiete neben der Reformationsgeschichte Deutschlands, die immer wieder in neuen Zügen der Gemeinde vorgeführt werden muß, weisen wir hin auf die Kämpfe, die die sogenannte „Kirche der Wüste" in Frankreich durchzumachen gehabt hat, auf die Geschichte der evangelischen Kirche in Oesterreich, die so reich ist an erwecklichen Momenten, dann vor allem auf die hochinteressante Geschichte der Waldenser, die so viele Züge hohen Glaubensmuthes und opferfreudiger Gesinnung darbietet, daß sie uns Evangelischen Deutschlands in vieler Beziehung noch immerdar zur Aufmunterung und Nacheiferung dienen kann. Endlich kommt vor allem die älteste Zeit mit ihren grausamen Verfolgungen und todesmuthigen Martyrien in Betracht. Auf diesem Gebiete ist die Unkenntniß des Geschlechtes unserer Tage besonders groß, und doch könnte in unserer glaubensarmen, opferscheuen Zeit der hohe Opfermuth, die Todesfreudigkeit der „Löwen" jener Tage beschämend, erweckend und in hohem Maße glaubenstärkend wirken.

Vielleicht wird man meinen, man dürfe die Geistlichen nicht noch mehr belasten, die freilich in größeren Städten, das ist nicht zu leugnen, fast über Vermögen angespannt sind. Aber gibt es nicht hier und da Dorfgemeinden von nur 400, 500 Seelen, die z. Th. geradezu Sinekuren zu nennen sind? So hole man denn zu solchen Vorträgen redegewandte und auf dem Gebiet der Kirchengeschichte besonders unterrichtete Geistliche, die wenig in ihrer eigenen Gemeinde zu thun haben, herbei und lasse sie vielleicht von Amtswegen in einem bestimmten Bezirk (Synode) in den verschiedenen Gemeinden derartige Vorträge halten. Auf diese Weise würde auch eine gerechtere Arbeitsvertheilung, von der doch auch schon soviel geredet ist, auf kirchlichem Gebiet eintreten. Wir würden auch gar kein Bedenken haben, daß gläubige, beredte und in der Kirchengeschichte wohlbewanderte Laien zu solchen Vorträgen herangezogen würden. Da sind doch eine Reihe von Religionslehrern an höheren Schulen, die ex officio Kirchengeschichte treiben, vielfach studierte Theologen sind, womöglich mit der licentia concionandi ausgestattet, die helfend eintreten könnten und es vielfach auch mit Freuden thun würden, um der Kirche zu dienen, wenn man sie riefe.

Für die ganze Sache weisen wir hin auf das Analogon in evangelischen Kirchen anderer Länder. In Frankreich und der Schweiz hat man die sogenannten conférences; die Waldenser Kirche hat namentlich in den Thälern, in den Urgemeinden dementsprechend conferenze. In diesen Versammlungen werden den Gemeindemitgliedern vortragsweise religiöse Fragen nahe gebracht aus dem Gebiete der Dogmatik, vorzüglich aber aus dem Gebiete der Kirchengeschichte und natürlich am meisten der Geschichte der eigenen Kirche. Diese Versammlungen finden, so weit wir wissen, vielen Anklang und wirken dazu mit, in den religiösen Fragen zu vertiefen, das Gemeindebewußtsein zu stärken und vor allem das Interesse an der Entwicklung sowohl der Gesammtkirche als der eigenen zu wecken, zu fördern und wach zu erhalten. Vielfach werden die dabei gehaltenen Vorträge auch dem Druck übergeben und kommen auf diese Weise auch noch in weitere Kreise. Manche davon sind auch bei uns in Deutschland verbreitet und bilden für lebendige Christen eine anziehende und zugleich erweckliche und erbauliche Lectüre.

Ich muß gestehen, ich war erstaunt, als ich einen Einblick thun durfte in das Leben der Waldenser Gemeinden in den Alpenthälern, und so oft ich später mit Waldensern in Berührung gekommen bin, — wie die Leute in der Geschichte ihrer Kirche zu Hause sind, und zwar nicht nur die Geistlichen, sondern auch die geringen Leute aus dem Volke. Ich war ganz beschämt, als ich davon immer wieder neue Beweise erhielt, und dachte stets: wie weit stehen wir Evangelischen in Deutschland doch dahinter zurück.

Wir haben uns sehr gefreut, daß neulich nach den Zeitungen von autoritativer Seite auf diese Conferenzen hingewiesen worden ist. Daraus haben wir die Hoffnung geschöpft, daß man auch bei uns versuchen wird, derartiges einzuführen. Möchte doch diese Hoffnung sich verwirklichen und zwar recht bald sich verwirklichen. Man behandele die Sache doch einmal auf Pastoralconferenzen und kirchlichen Versammlungen, weise sie von Seiten der Behörde in die Synoden und suche auf diese Weise Stimmung dafür zu machen. Wir erwarten davon manchen Segen für Belebung des evangelischen kirchlichen Bewußtseins.

Damit ist aber meiner Meinung nach die Sache noch nicht abgethan. Man müßte noch viel mehr, als es geschieht, auch nach dieser Seite hin mit der Jugend beginnen. Das jugendliche Gemüth der Kinder ist für diese Dinge, die wir hier im Auge haben, ganz besonders empfänglich. Wenn man ihnen erzählt von dem freudigen Todesmuthe der ersten Märtyrer (von Stephanus hören sie ja aus der Bibel), eines Polykarp, eines Faustinus, eines Laurentius, einer Blandina, Perpetua, Felicitas und aus der Zeit der Reformation eines Heinr. Voes und Joh. Esch und anderer,

wie sollten sie da nicht lauschen, und dabei Keime in ihre Seelen gelegt werden, die vielfach im späteren Leben herrlich aufgehen und liebliche Früchte bringen? Ich habe wenigstens in meiner Praxis auf den höheren Schulen die Erfahrung gemacht in den verschiedensten Klassen bis zur Prima hinauf, daß man in keiner Stunde, nicht bei Horaz, bei Sophokles, bei Homer, in der Weltgeschichte, im deutschen Unterricht im allgemeinen so aufmerksame Zuhörer hat, als in der Kirchengeschichte, wenn man nur einigermaßen interessant die Sache vorzutragen versteht.

Nun, in den höheren Schulen ist im allgemeinen durch den Lehrplan vorgesehen, daß der Schüler, der mit dem Zeugniß der Reife die Anstalt verläßt, mit einer genügenden Kenntniß der Kirchengeschichte (der allgemeinen Kirche und der evangelischen Kirche Deutschlands im besonderen) ausgestattet ist. Es kommt da also nur auf den Lehrer an, daß er den Vorschriften nachkommt und dann auch mit Liebe und Hingebung die Sache treibt. Daß das aber auch geschieht, daran muß der amtlichen Kirche doch viel liegen. Denn die jungen Leute, die aus den höheren Schulen hervorgehen, gehören nachher im Leben zu den leitenden Kreisen, dienen vielfach den niederen zum Vorbild und sollen bei der Verwaltung und Leitung der Kirche mit thätig sein. Somit hat die amtliche Kirche die Pflicht, darüber zu wachen, wie es nach dieser Seite hin mit dem Religionsunterricht auf den höheren Schulen steht. Sie hat bekanntlich bei uns auch das verbriefte Recht dazu. Warum macht sie aber von diesem Recht so wenig Gebrauch? Wir hören sehr wenig von Visitationen des Religionsunterrichtes auf höheren Schulen durch die Generalsuperintendenten; statt dessen hört man öfter über Mängel des Religionsunterrichtes auf höheren Schulen von Seiten der Geistlichen auf Pastoralconferenzen klagen, oft wohl nicht ohne Grund, oft aber auch mit z. Th. argen Uebertreibungen.

Wenn wir uns oben mit dem Lehrplan der höheren Schulen in Bezug auf die Kirchengeschichte einverstanden erklärt haben, so möchten wir doch noch eine Beschränkung machen. Wir meinen, daß die Schüler, die nach Absolvirung der Untersekunda die Anstalt mit dem Zeugniß der Reife verlassen, nicht genügende Kenntnisse der Kirchengeschichte mit in das Leben hinausnehmen. In der Obertertia wird ja vorschriftsmäßig die Reformationsgeschichte mit Zugrundelegung von Luthers Leben behandelt. Das ist aber nicht genug. Die Hauptmomente und Hauptpersönlichkeiten der früheren und späteren Zeit müßten dem Schüler bis dahin auch nahe gebracht sein. Er müßte etwas erfahren aus der Märtyrerzeit der ältesten Kirche, müßte etwas hören von Augustinus, von Gregor VII., von dem er freilich auch etwas in der Geschichtsstunde erfährt, in der späteren Zeit von den Waldensern, von den Hugenotten (Kirche der Wüste Frankreichs), von der

Geschichte und den Aufgaben der äußern und innern Mission und den Männern, die auf diesen Gebieten Bahn gebrochen haben. Daß ein Schüler, der mit dem einjährigen Zeugniß die Schule verläßt, davon nichts erfährt, das ist entschieden ein Mangel. Möge doch die amtliche Kirche da auch einsetzen. Wir gedenken diesen Punkt an einem anderen Orte genauer zu behandeln und nach dieser Seite hin auch bei den betreffenden Instanzen eine Anregung zu geben.[1])

Noch wichtiger aber erscheint es uns, daß die Behörde eine Anweisung gibt, im Confirmandenunterricht auch Einiges aus der Kirchengeschichte zu behandeln. Viel kann dies ja nicht sein, da einerseits das Verständniß der Kinder noch nicht genügend entwickelt ist, andererseits aber der Hauptzweck dieses Unterrichtes, die Kinder in den Hauptlehren der Kirche so weit zu festigen, daß sie aus eigener Ueberzeugung ihren Taufbund erneuern und sich öffentlich vor der Gemeinde als Glieder derselben bekennen, nicht außer Augen gelassen werden darf. Immerhin könnte und sollte einiges den Kindern nahe gebracht werden. Vorausgesetzt ist freilich dabei, daß der Cursus, wo es eben angeht, zweijährig ist, wie das im Westen wohl überall der Fall ist (1 Jahr Katechumenen, 1 Jahr Confirmanden). Natürlich müßte die Auswahl des kirchengeschichtlichen Stoffes sich dem Verständniß der Kinder anpassen; in den Städten kann man meistens ihnen etwas mehr zumuthen als auf dem Lande; überall müßte das Ganze aber sich um einige Hauptpersönlichkeiten gruppiren, wobei natürlich Luther am meisten Berücksichtigung finden müßte. Am geeignetsten möchte es uns erscheinen, wenn dem Katechismus ein kurzer Leitfaden der Kirchengeschichte angehängt würde, der nach diesen Gesichtspunkten behandelt wäre und aus dem dann der betreffende Geistliche sich das Passendste aussuchen könnte.

Wir können auch in diesem Punkte, wie in so manchen praktischen Dingen, von der katholischen Kirche lernen. Vor mir liegt der „Katholische Katechismus für die Diöcese Breslau und den Delegaturbezirk (also auch für Berlin), amtlich herausgegeben von dem Fürstbischöflichen Ordinariate zu Breslau, und im Selbstverlage desselben." In diesem findet sich ein „kurzer Abriß der Religionsgeschichte", eingetheilt in drei Theile (Geschichte vor Christus, Geschichte Jesu Christi, Geschichte nach Christus). Uns interessirt hier nur der dritte Theil; er umfaßt $18^1/_2$ Seiten und enthält folgende Capitel: 1. Ausbreitung des Christenthums durch die Apostel. 2. Sieg der Kirche über das Heidenthum im römischen Reiche. 3. Sieg

1) Ist geschehen durch einen Aufsatz: „Die Kirchengeschichte auf den höheren Schulen", der abgedruckt ist in der Zeitschrift „für den Religionsunterricht in den höheren Lehranstalten", Oktoberheft 1897.

der Kirche über die Irrlehrer. Einsiedler. 4. Sieg der Kirche über die rohen Heidenvölker. Das Christenthum in Deutschland. Die Kirche im Morgenlande. Mohammed. 5. Die Kreuzzüge. 6. Kirchliche Wissenschaft und christliches Leben. Religiöse Orden. Investiturstreit. Irrlehrer. 7. Glaubensneuerungen. Uneinigkeit ihrer Anhänger. Verfolgung der Kirche. (In diesem Capitel ist die Reformation behandelt.) 8. Die Friedensversuche der Kirche von den Irrlehrern zurückgewiesen. Religions- und Bürgerkriege. 9. Ausbreitung der Kirche unter den Heiden. Verfolgung. Märtyrer. 10. Religiöse Orden und Genossenschaften (vor allem Jesuiten). 11. Ausbreitung des Unglaubens. Französische Revolution. 12. Einwirkung der französischen Revolution auf andere Länder. Wiederaufbau auf dem Gebiete der Kirche. Angehängt ist dann noch ein Schlußwort ($3^1/_2$ Seiten) „über die aus der Geschichte hervorgehenden Beweise für das Christenthum."

Natürlich finden sich in dieser Uebersicht neben manchem Guten und Trefflichen, dem auch wir Evangelischen voll und ganz zustimmen können, die bekannten Janssenschen Geschichtsfälschungen, namentlich in dem Kapitel, das über die Reformation handelt. Um nur einiges zu erwähnen: Von Luther heißt es da im Anfang: „Professor in Wittenberg, ein Mann von heftiger Gemüthsart." Damit ist gewissermaßen alles Andere, was dann folgt, charakterisirt und ins Licht, oder vielmehr hier in den Schatten gestellt. Daß die neue Lehre in kurzer Zeit großen Anhang fand, was man eben nicht leugnen kann, wird damit erklärt, „daß der leichtsinnigen Volksklasse die bequeme, dem sinnlichen Menschen zusagende Lehre gefiel und den habsüchtigen Großen die Aufhebung der Stifte und Klöster sehr gelegen kam." Die Bauernkriege haben darin ihre Ursache, daß „Luther über Kaiser, Reichsfürsten und Bischöfe geschmäht hatte." Und in diesem Stile geht das dann weiter. So etwas wird der katholischen Jugend eingeprägt.[1]) Thut es da nicht um so mehr noth, daß unsere evangelische Jugend die Wahrheit erfährt, vor allem auch im Confirmandenunterricht, damit sie im späteren Leben gewappnet ist und den Katholiken gegenüber auch in diesen Punkten Rede und Antwort stehen kann.

Aber nicht allein im Confirmandenunterricht, sondern auch in der Volksschule muß nothwendigerweise einiges aus der Kirchengeschichte behandelt werden. Es möge eine Einigung zwischen kirchlicher und Staatsbehörde darüber erzielt werden, wie der Confirmandenunterricht in den der Volksschule auf diesem Gebiete ergänzend, resp. erweiternd eintritt. Auch in der

1) Vergleiche darüber auch meinen Aufsatz im „ev. kirchl. Anzeiger von Berlin" (Hülle): „Die Kirchengeschichte in ultramontaner Beleuchtung" Nr. 36 des vergangenen Jahres.

Volksschule wird ein Unterschied zwischen Dorf und Stadt gemacht werden müssen. Wir meinen aber, einiges läßt sich auch in der einfachsten Dorfschule aus dem Gebiete der Kirchengeschichte behandeln. Vielfach kann ja wohl an die betreffenden Abschnitte des Lesebuches, die Thatsachen aus der Kirchengeschichte behandeln, angeknüpft werden, andererseits kann ein solcher Anhang an den Katechismus, wie wir ihn im Sinne haben, auch hier als Grundlage dienen.[1])

Wenn die Lehrer aber in der Kirchengeschichte unterrichten sollen, so müssen sie selbst etwas davon wissen. Es braucht ja keine wissenschaftliche Kenntniß zu sein; jedoch müssen sie einen Ueberblick über das Ganze haben und einiges, namentlich die Reformationsgeschichte, genauer kennen. Wir sind augenblicklich darüber nicht orientirt, ob und wie weit das Seminar die Lehrer nach dieser Richtung hin vorbildet. Sollte es nicht geschehen oder nicht hinreichend geschehen, dann wäre auch nach dieser Richtung hin darauf hinzuwirken, daß Wandel geschaffen würde.

Wenn nun alles dies, oder doch nur das Hauptsächlichste hiervon in Angriff genommen und in die Wege geleitet würde, so, meinen wir, könnte dies dazu dienen, unseren Gemeindemitgliedern die hauptsächlichsten kirchengeschichtlichen Thatsachen und Persönlichkeiten nahe zu bringen, ihnen Liebe zu der Geschichte der Kirche und speciell der evangelischen Kirche und damit zu der Kirche selbst einzuflößen. Es könnte auch dies, so meinen wir, dazu dienen, das so sehr daniederliegende Gemeindebewußtsein wieder zu heben und zu beleben. Und es liegt doch ohne Frage heutzutage für unsere evangelische Kirche alles daran, daß dem Einzelnen wieder zum lebendigen Bewußtsein gebracht werde, was er an der Kirche hat, um auch bei den lauen Mitgliedern das vielfach fast erstorbene Gefühl der Zugehörigkeit zu ihr wieder zu wecken und neu zu beleben. Die vorgeschlagenen Mittel sind nicht die einzigen, das wissen wir wohl, auch vielleicht nicht einmal die allernothwendigsten, aber ohne Zweifel sind es Mittel, welche die oben bezeichnete, so hochwichtige Aufgabe mit erreichen helfen.

Daher geben wir sie den weiteren Erwägungen anheim. Wir würden uns freuen, wenn wir mit dem Hinweis darauf der guten Sache gedient hätten.

Dr. L. Weber,
Prof. am K. Luisengymnasium zu Berlin.

1) Uns ist gesagt, daß hier und da ein solcher Anhang existirt, es ist uns aber noch keiner zu Gesichte gekommen.

„Divinus Lutherus."

Die von Pastor Fr. Naumann herausgegebene Zeitschrift „Die Hilfe" bringt in ihrem III. Jahrgang im Beiblatt zu Nr. 48 zum Sonntag den 28. November 1897 einen Aufsatz von Heinrich Gelzer aus Jena „Zu Luthers Gedächtniß", der nicht ohne Widerspruch gelassen werden kann. Denn er enthält einige Sätze über den Heiligendienst, die aus dem Munde eines „reformirten Schweizers", als den sich Gelzer selbst darstellt, doppelt befremdlich klingen und die den ultramontanen Schriftstellern höchst willkommen sein werden, da sie ein neuer Beweis sein könnten, wie die Wahrheit ihrer Art von Christenthum immer mehr auch in protestantischen Kreisen sich Bahn breche. Es wird nicht an Lobsprüchen für Gelzer wegen seiner „Unbefangenheit", „Ehrlichkeit" u. s. w. fehlen. Wir aber wollen dem Wort nicht anheim fallen: qui tacet, consentire videtur.

Jene Sätze nun lauten: „Was den Heiligendienst betrifft, so hat Luther, der theure Gottesmann, denselben verworfen, wie Muhammed ihn verwarf. Aber was thut seine Kirche? Wie die Bekenner des Islam zu den Gräbern ihrer Sidis und Marabuts wallfahren, so hat sich auch in der lutherischen Kirche ein wirklicher Heiligendienst einmal des Stifters selbst ausgebildet und sodann dessen, der sich fast ebenbürtig neben den Stifter stellt, Gustav Adolfs. Kein Hohenzoller und kein Wettiner hat diese heilige Weihe und diese Verehrung empfangen, wie sie der große Schwedenkönig mit Recht beim christlichen deutschen Volke genießt. Wenn gewisse Blätter sich heute ob dieses in Thüringen und Sachsen blühenden Heiligendienstes entrüsten, so vergessen sie, daß schon das XVI. Jahrhundert einen ganz soliden Heiligencultus mit Luther und seinen Freunden getrieben hat Also Heiligendienst kennen schon die großen Säulen der Orthodoxie. Ein lutherischer Theologe schrieb 1560: „Paulus hätte mit seiner Lehre die Leute kaum so bewegen können, als die Worte des apostolischen Lutheri." Er heißt: „der Christenheit getreuer Apostel und Evangelist, der von der Dreifaltigkeit selbst als ein Evangelist der Christenheit hingestellt gewesen;" „Gottes herzlieber Engel und ein Mann nach dem Wunsche Gottes." Bidenbachius nennt ihn divinum Lutherum. Bei Nicolai heißt er der dritte und letzte Elias, auf dem der Geist Elias siebenfältig ruhte. Nach seinem Tode wird

er „sanctus“, der heilige Mann, genannt. Ebenso heißt sein getreuer Joh. Bugenhagen, der Reformator Dänemarks, „der pommerische Apostel“. Es wird von Melanchthons Heiligkeit und Reinheit (sanctitas et integritas) gesprochen. Wenn wir den alten schönen Spruch wiederholen:

„Gottes Wort und Luthers Lehr'
Vergehen nun und nimmehr,“

so stellen wir doch unsern Luther hoch über gewöhnliche Sterbliche, wir bekennen: er hat Gottähnliches gethan; er ist ein „Heros.“

Soweit das Beweismaterial für den „wirklichen Heiligendienst in der lutherischen Kirche“. Soweit dasselbe aus der Geschichte der lutherischen Orthodoxie des XVI. Jahrhunderts entnommen ist, könnten wir ruhig sagen: wenn diese nichts Schlimmeres gethan hätte, so könnte sie für alle Zeiten in vollen Ehren bestehen; denn das wird sie wohl verantworten können, und wir treten ihr als Eideshelfer bei, wenn sie Luther einen Engel d. h. Boten Gottes und einen Mann nach dem Herzen Gottes, einen Apostel und Evangelisten nennt. Wenn Bugenhagen der pommerische Apostel genannt wird, so geschieht das im gleichen Sinn wie man auch in der evangelischen Kirche noch Bonifatius den Apostel der Deutschen heißt, trotzdem die Geschichtsforschung jetzt ein etwas anderes Bild des Mannes entwirft. Und wenn die Evangelischen Luther den „heiligen“ nannten, so thaten sie das, wie im N. T. auch die Christen die „Heiligen Gottes“ genannt werden. Wenn aber behauptet wird, heute noch blühe in Sachsen und Thüringen dieser Heiligendienst, der mit Luther und Gustav Adolf getrieben werde, so können wir die Verantwortung dafür getrost den Glaubensgenossen dort überlassen. Sie wird ihnen nicht schwer werden, wenn dieser Vorwurf in demselben Sinn gemeint ist, wie in dem gleichen Aufsatz uns Schwaben vorgehalten wird, wir sähen in dem Pfarrer Blumhard dem Sohn einen „neuen Hilarion von Gaza oder Symeon den Styliten, nur ins Abendländische, genauer ins Schwäbisch-Pietistische übersetzt, der sein Boll zu einem förmlichen Mekka für die Frommen umgeschaffen, wohin, wie einst die Bischöfe des Ostens demüthig vor jenen asketischen Riesennaturen niederknieten, grundverständige Pfarrer der Schweiz und Süddeutschlands, um zu dem Wundermann zu kommen, pilgern“. Der Verfasser ist wohl noch nicht in Schwaben und nicht in Boll gewesen, sonst wären ihm solche Worte, die nur ein mitleidiges Lächeln erregen können, nicht in die Feder gekommen. So etwas kann man gar nicht ernsthaft nehmen und dabei braucht man sich gar nicht aufzuhalten.

Aber ernsthafter und den Ultramontanen willkommen sind Sätze wie die: „Hand aufs Herz, in was unterscheidet sich denn dieser Luthercultus, der im Grund unvermindert im heutigen Königreich Sachsen und in Thüringen blüht, vom katholischen Heiligendienste? Nur äußerlich! Man zündet

keine Kerzen vor Luther und Gustav Adolf an und küßt nicht ihre Bildnisse. Sonst ist es ganz dieselbe Sache". Ich denke, es seien doch noch einige Unterschiede. Hat ein Consistorium oder ein Reichstag der Evangelischen diese Männer heilig gesprochen, wie das der Papst bei den Heiligen seiner Kirche thut? Hat man ihnen „urkundlich" die Mindestzahl von drei Wunderthaten zugesprochen? Hat man ihnen Altäre errichtet? Fleht die Kirche sancte Luthere, ora pro nobis? Hat sie diesen Heiligen gewisse Tage im Jahre geweiht, an denen ihr Bild in feierlicher Procession umhergetragen wird und die Gläubigen vor demselben die Kniee beugen? Achtet sie die Ueberreste dieser Männer für wunderkräftig und vervielfältigt sie dieselben nicht bloß in den Kleidern, sondern sogar in Stücken, die auch der größte Heilige nur einmal besessen haben kann, wie z. B. seinen Kopf? Hase (Polemik S. 586) sagt: „Auch ein Protestant steht nicht ohne Bewegung an den einfachen Grabplatten in der Schloßkirche zu Wittenberg, er meint da einen Hauch von Luthers Geist zu fühlen, obschon er sich's bedenkend weiß, daß es nur in seiner Phantasie geschieht, und er sich vertiefend in eine der tiefsinnigen Schriften des Reformators ihm näher steht, mit dem Lebendigen redend, mit dem Unsterblichen, nicht mit dem Todten. Die Errichtung eines Altars über dem Grabe eines um die Kirche hochverdienten Menschen, der ihren Geist in seinem Leben rein und mächtig dargestellt hat, schmeckt schon etwas stark nach Heidenthum d. h. nach Vergötterung eines Menschen." Aber selbst wenn nicht, wie es doch thatsächlich der Fall ist, der ganze Reliquiencultus sich an die Heiligenverehrung angeschlossen hätte, wenn nicht in jenem Dinge enthalten wären, vor denen die römische Kirche selbst schamroth werden muß und die sie doch nicht den Muth hat als heidnische, ja frivole Auswüchse abzuschneiden (wie ich z. B. mit eigenen Augen in der Klosterkirche zu Schönthal eine Reliquie, bestehend in einem Würzelchen und mit der Aufschrift de radice Jesse noch vor wenigen Jahren gesehen habe, von anderem gar nicht zu reden) — selbst wenn der Heiligendienst für sich bestände, so müssen wir doch allen Ernstes Verwahrung einlegen gegen diese Vermischung unserer Liebe und Verehrung für die großen Männer unserer Kirche, und jenem wesentlichen Stück des katholischen Glaubens, von dem es in der Professio fidei Tridentinae Sess. XXV heißt: die Bischöfe sollen lehren: sanctos una cum Christo regnantes orationes suas pro hominibus Deo offerre; bonum atque utile esse suppliciter eos invocare[1] .... Sanctorum quoque mar-

[1]) Bekanntlich betont die römische Kirche dieses milde bonum atque utile, und Möhler, ihr gefeierter Lehrer, bemerkt dazu: „Die Lehre der Kirche behauptet nicht, daß man die Heiligen anrufen müsse, sondern nur daß sie angerufen werden können. Aber Hase (a. a. O. S. 377) fügt mit Recht bei: „Das ist nur ein schmeichelnder, mit gläubigen Gedanken den abergläubischen Cultus umhüllender Ausdruck. Der ebenso wahre als gläu-

tyrum et aliorum cum Christo viventium sancta corpora, quae viva membra fuerunt Christi, et templum Spiritus sancti, ab ipso ad aeternam vitam suscitanda et glorificanda, a fidelibus veneranda esse, per quae multa beneficia a Deo hominibus praestentur: ita ut affirmantes sanctorum reliquiis venerationem atque honorem non deberi .... prout jam pridem eos damnavit et nunc etiam damnat ecclesia. Wenn Gelzer Recht hätte mit der Behauptung, unser „Luthercultus“ sei derselbe wie der Heiligencultus der römischen Kirche, dann würde unsere Liturgie doch ganz anders lauten und dann hätte sich mit einer inneren Nothwendigkeit auch dieser Reliquiendienst angeschlossen.

Er will aber den ganzen Heiligendienst in Heroenverehrung (heroworship) auflösen, womit er sich übrigens kaum den Dank der Ultramontanen verdienen wird, außer sofern er von da aus einen verklärenden Schimmer auf die römischen Heiligen fallen läßt und ein Wort der Verachtung auf die „beschränkten Kirchenmänner, welche in einseitiger und verkehrter Bibliolatrie diese schöne Seite des katholischen Cultus gänzlich verworfen haben“, zu schleudern sich erlaubt. Es nimmt sich ja recht schön aus, wenn man emphatisch ausruft: „Heroworship“, wie der große Thomas Carlyle sagt, ist ein in der menschlichen Natur tiefbegründeter Zug und einer ihrer gesundesten Triebe. Er pflegt die Ehrfurcht vor dem Großen, Heiligen und Erhabenen schon in den jugendlichen Seelen, und wehe der Nation, welche dieses Gefühl der Ehrfurcht nicht mehr besitzt! Ehrfurcht vor dem Großen und Heiligen hat aber keine Epoche nöthiger, als unser glaubensloses und pietätloses Zeitalter. Das ist auch das Wahre und Große an dem katholischen Heiligen-

---

bige Gedanke ist, daß Christus (Möhler hatte den Satz vorausgeschickt: Sollen wir Christum anbeten, so sind wir genöthigt, Heilige zu verehren), indem er den Schwung eines neuen religiösen Lebens in die Welt gebracht und eine zahllose Menge zum Heil geführt hat, in einzelnen hochbegnadigten Menschen die Macht seines Geistes absonderlich bewährte und zur Anschauung brachte; in denen wir daher, ohne darum ihre menschlichen Schwächen zu verkennen, einen Abglanz seiner eigenen Herrlichkeit ehren. Gedeckt und gerechtfertigt soll werden, daß der Spruch eines Menschen, der sich den Statthalter Christi auf Erden nennen läßt, sofort einem andern bereits verstorbenen Menschen Rangordnung und Macht im Himmel verleihe, also daß ihm Altäre erbaut, Weihrauch angezündet, vor seinem Bilde die Kniee gebeugt und Gebete an ihn gerichtet werden. Das ist der abergläubische Cultus, der stark nach Heidenthum schmeckt. Die katholische Kirche wird im einzelnen Falle nicht leicht jemanden zwingen einen Heiligen anzurufen, aber sie wird denjenigen, der irgendwie erklärt, dies grundsätzlich nicht zu thun, der also nicht mit dem Concilium von Trient es für gut und heilsam achtet, nicht für einen Gläubigen gelten lassen, und mehr als ein wahrhaft Gläubiger ist einst deshalb, weil er sich weigerte, Heilige anzurufen, in den Kerkern der Inquisition begraben oder auf ihren Scheiterhaufen geopfert worden, nach demselben Rechte, kraft dessen einst in Rom Gläubige zum Tod verurtheilt wurden, weil sie sich weigerten, dem Jupiter oder den andern Göttern Weihrauch zu streuen.“

dienſt". Wie geſagt, das wird diejenige römiſche Literatur, die ihre Beweiſe aus proteſtantiſchen Schriftſtellern zuſammenträgt, mit Handkuß annehmen, nur mit dem ſanften Vorbehalt, daß der Ketzer doch nur in den Vorhof, aber noch nicht in das Heiligthum eingetreten ſei und daß man hier erſt die ganze fürbittende, wunderwirkende, heilkräftige Thätigkeit der Heiligen verſtehen lerne. Er möge nur die Probe machen und ſeinen heroworship betreffend Luther und Guſtav Adolf der römiſchen Kirche anbieten, ſowie er deren durch Sabatier aufs neue nahegebrachten großen Heiligen Franciscus uns empfiehlt. Im Schwäbiſchen bekäme er zur Antwort: „ja Bauer, das iſt ganz 'was anders". Und es iſt auch ſo. Da ſind wir doch froh an unſerer „verkehrten und einſeitigen Bibliolatrie", vermöge deren wir Ernſt machen mit dem Wort: „Du ſollſt keine anderen Götter neben mir haben", 2. Moſe 20, 3 und: „Es ſtehet geſchrieben: Du ſollſt anbeten Gott Deinen Herrn, und ihm allein dienen", Matth. 4, 10. Und da iſt noch heute völlig wahr, was die Confessio Augustana Art. XXI vom Dienſt der Heiligen ſagt: „Vom Heiligendienſt wird von den Unſern alſo gelehrt, daß man der Heiligen gedenken ſoll, auf daß wir unſern Glauben ſtärken, ſo wir ſehen, wie ihnen Gnade widerfahren, auch wie ihnen durch Glauben geholfen iſt; dazu, daß man Exempel nehme von ihren guten Werken, ein jeder nach ſeinem Beruf, gleich wie die Kaiſerliche Majeſtät ſeliglich und göttlich dem Exempel David folgen mag, Kriege wider den Türken zu führen; denn beide ſind in königlichem Amt, welches Schutz und Schirm ihrer Unterthanen fordert. Durch Schrift aber mag man nicht beweiſen, daß man die Heiligen anrufen oder Hilfe bei ihnen ſuchen ſoll, denn es iſt allein ein einiger Verſöhner und Mittler geſetzt zwiſchen Gott und den Menſchen, Jeſus Chriſtus 1. Tim. 2, 5, welcher iſt der einige Heiland, der einige öberſte Prieſter, Gnadenſtuhl und Fürſprecher vor Gott Röm. 8, 34. Und der hat allein zugeſagt, daß er unſer Gebet erhören wolle, das iſt auch der höchſte Gottesdienſt nach der Schrift, daß man denſelbigen Jeſum Chriſtum in allen Nöthen und Anliegen von Herzen ſuche und anrufe, 1. Joh. 2, 1. So jemand ſündiget, haben wir einen Fürſprecher bei Gott, der gerecht iſt, Jeſum."

Wenn man aber vielleicht denkt, auf ſolchen Wegen, wie ſie Gelzer eingeſchlagen hat, unter Preisgebung des Spezifiſchen unſeres evangeliſchen Glaubens die römiſche Kirche zum Antheil an der Arbeit zu gewinnen, wie ſie „die Hilfe" — wir erkennen gerne an — in edler, uneigennütziger und überzeugter Weiſe leiſten will, ſo wird man bitter enttäuſcht ſein, denn von jeher hat Rom für ein ſolches Verfahren nicht Dank, ſondern — Verachtung gehabt.

Nachtrag.

Der obige Aufsatz wurde am 29. November, am Tage nach dem Erscheinen der Nr. 48 der „Hilfe“ geschrieben. Wie zu erwarten, kamen auch Proteste an die Redaction der „Hilfe“. Im Briefkasten der Nr. 49 bemerkt dieselbe, sie „könne unmöglich allen Einsendern gerecht werden, habe aber die Proteste an Herrn Geh. Hofrath DDr. H. Gelzer nach Jena weitergesandt mit der Bitte um Kenntnißnahme“. In Nr. 50 ist dann der Frage noch ein besonderer Artikel „Zur Lutherfrage“ gewidmet, den die Redaction mit dem „Satz“ einleitet: „Wie unsere Leser wissen, kann sich die „Hilfe“ mit confessionellen Gegensätzen nicht befassen“. Es wird dann noch einem sächsischen Pastor das Wort gegeben, der auch an Art. XXI der Conf. Aug. betr. die Anbetung der Heiligen erinnert und das nach Anordnung Papst Leos XIII. vom 15. August 1889 vorgeschriebene Gebet zum hl. Joseph anführt, das also lautet: „... Stehe vom Himmel aus uns gnädig bei, du unser starker Retter, im gegenwärtigen Kampf mit den Mächten der Finsterniß ... Nimm uns alle unter deinen beständigen Schutz, damit wir nach deinem Beispiele und mit deiner Hilfe heilig leben und selig sterben und die ewige Seligkeit im Himmel erlangen mögen. Amen.“ Der sächsische Amtsbruder fügt dann noch mit Recht bei: „Angesichts dieses und ähnlicher „Gebete“ kann man doch unmöglich behaupten, der „Luthercultus“ unterscheide sich nur äußerlich vom „katholischen Heiligendienste“.

Zuletzt aber erhält Professor Gelzer das Wort, der sich zunächst auf die Akten der VII. allgemeinen Synode von Nicäa beruft, wonach den Heiligen nur Gruß und Verehrung, nicht aber eigentliche Anbetung, welche bloß der Gottheit zukommt, zu erweisen ist. „So lehren noch heute die römisch-katholische und die griechisch-orthodoxe Kirche“. Aber ist denn damit die Sache abgemacht? So *lehren* sie freilich, aber was ist die Praxis? Wie denkt das Volk, die ungeheure Mehrheit desselben? Macht es diese feine Unterscheidung zwischen veneratio und adoratio? Ja macht sie die Kirche in ihren officiellen Gebeten, wie ein solches uns eben mitgetheilt wurde, selbst? Die katholischen Polemiker sind freilich gleich bei der Hand mit jener Berufung auf die VII. ökumenische Synode und werfen sich stolz in die Brust gegenüber der protestantischen Unwissenheit. Aber daß ein Doctor der Theologie, der der evangelischen Kirche angehört, so leichter Hand mit dem katholischen Material sich vertheidigt, nein, das hätten wir nimmer gedacht.

Sodann aber beruft sich Gelzer zu seiner Rechtfertigung auf den Luthercult des XVI. Jahrhunderts und auf die von Gottfried Arnold in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie gesammelten Zeugnisse, deren schwerstes wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Es lautet: „So weiß man noch wohl,

was vor Abgötterei mit Lutheri Haus und anderen solchen Dingen vor kurzer Zeit getrieben worden ist, bis es Gott zu einem sonderbaren Zeugniß verbrennen lassen. Man hat ja sonderlich von der Säule darinnen viel tausend Splitter abgeschnitten, die vor Zahnweh und andere Gebrechen helfen sollten, und also damit denen elenden Papisten an Abgötterei nichts nachgegeben." Triumph! wird ein Majunke rufen. Wenn aber Herr D. Gelzer kühl meint: „Zu meiner Rechtfertigung genügen diese Worte Gottfried Arnolds vollkommen", so täuscht er sich gewaltig. Wer hat jenen Aberglauben mit den Spähnen aus Luthers Haus getrieben? Nach Gottfried Arnolds eigenen Worten: „das gemeine Volk, welches Luthers erste theure Lehre nicht im geringsten weiß". Wer aber hat „dieses gemeine Volk" großgezogen? „Die elenden Papisten". Ferner, wo ist die kirchliche Behörde, wo der evangelische Lehrer, die solche Abgötterei nicht bloß geduldet, sondern empfohlen, ja befohlen haben? Eben der von G. Arnold angeführte Camerarius warnt schon vor der zu großen Lobeserhebung Luthers, und Arnold knüpft daran die Warnung vor subtiler Abgötterei. Und im Vergleich zu dem Reliquiendienst der römischen Kirche bis heute sind die Holzspähne für Zahnweh wahres Kinderspiel. Aber — und das ist die Hauptsache — Herr D. Gelzer verschweigt in seiner Rechtfertigung gänzlich, daß er in dem angefochtenen Aufsatz nicht vom XVI. Jahrhundert, sondern von der Gegenwart redet. „Was thut seine (Luthers) Kirche?" hat er gefragt, nicht: was hat sie einmal gethan? „Wenn gewisse Blätter sich heute ob dieses in Thüringen und Sachsen blühenden Heiligendienstes entrüsten, so vergessen sie ꝛc." und „Hand aufs Herz, in was unterscheidet sich denn dieser Luthercultus, der im Grund unvermindert im heutigen Königreich Sachsen und in Thüringen blüht, vom katholischen Heiligendienste"? So kann man sich nicht drücken. Und ebensowenig kann die Redaction der „Hilfe" „den sehr verehrten Freund" damit rechtfertigen, daß er einen „wissenschaftlichen" Aufsatz geschrieben habe, denn es ist kein bloß geschichtlicher Aufsatz, sondern ein schnöder Vorwurf gegen die gegenwärtige lutherische Kirche; und wenn die Redaction meint, mit der vornehmen Bemerkung, „sie könne sich nicht mit confessionellen Gegensätzen befassen", sei es abgethan, so wird sie bald spüren, wie die Herzen der wahrhaft Evangelischen sich ihr entfremden.

Ludwigsburg. A. Bacmeister.

Zur Behandlung der Duellangelegenheit auf der Generalsynode.

Gegen D. Rade.

Mein verehrter Freund, Herr Professor Beyschlag, hat mich auf einen Artikel der „Christlichen Welt“ in der ersten Nummer dieses Jahrgangs, aufmerksam gemacht, in welchem D. Rade einen lebhaften Angriff auf die „antisociale Haltung“ der preuß. Generalsynode mit einem verurtheilenden Wort über ihre Stellung zur Duellfrage einleitet: „Was konnte man in diesem Stück von einer Synode erwarten, die nicht einmal den Muth fand, in Sachen des Duells dem christlichen Sittengesetz die Ehre zu geben?“ Dem Ton dieses Verdicts entspricht dann der folgende Satz: „Ein Professor der Theologie in Halle ließ sich herbei, mit einem schwächlichen Referat schwächliche Beschlüsse einzuleiten.“

Dieser Professor bin ich.

Ich bin es der Sache, die ich vertrete, wie meiner persönlichen und meiner Berufsehre schuldig, diese Beleuchtung meines Auftretens auf der Synode nicht unerwidert zu lassen und danke es der Güte meines Freundes, daß er mir hierfür sein Blatt öffnet.

Zunächst die Behauptung, daß die Synode nicht den Muth gefunden, in Sachen des Duells dem christlichen Sittengesetz die Ehre zu geben. Die zornige Apodictik, mit welcher D. Rade über der Synode den Stab bricht, hätte sich die Begründung jener Behauptung nicht erlassen sollen. Sowohl in der Resolution, wie in meinem Referat, und in diesem noch verschärft, ist es ausgesprochen, daß das Duell gegen Gottes Gebot ist. Ich habe dazu ausgeführt, daß es eine Schuld der Gesellschaft ist, insbesondere entstanden und genährt durch einen falschen Ehrbegriff. Ich habe ferner ausgesprochen, daß es Sünde, ja ein Mutterboden vieler Sünden ist. Daher kann ich D. Rade den Vorwurf nicht ersparen, daß er ungerecht über die Synode wie über mich und unrichtig in der Sache geurtheilt hat. Sein leidenschaftlicher Unmuth über die Haltung der Synode in der socialen Frage hat ihn da etwas hinschreiben lassen, was er vor seinem Gewissen nicht verantworten kann.

Ich gebe nun zu, daß eine Resolution über das Duell schärfere Ausdrücke gebrauchen kann. Die wenigen Sätze, welche die Commission der Generalsynode vorgelegt hat, tragen die Spur davon an sich, daß in ihr verschiedene Auffassungen des Duells sich bekämpft haben, ohne zunächst die Hoffnung auf Verständigung aufzugeben. Die Majorität, welche die Duellsitte schlicht verurtheilte, hat sich des Gedankens an den Nothstand der durch Tradition selbst in ihrem sittlichen Urtheil Befangenen nicht entschlagen und

hat in denen, welche einen Zweikampf in gewissen äußersten Fällen als ultima ratio vertheidigten, nicht Unbußfertige, Unchristen und Heuchler, sondern irrende Brüder gesehen. Die Minorität hinwiederum hat unter Hinweis auf die Unzulänglichkeit des Schutzes, den unser geltendes Recht der Ehre gegen Antastung gewährt und unter Hervorhebung gewisser reizbarster Punkte, wie die gekränkte Ehre der Frau oder der Tochter, erklärt, daß zur Zeit das Duell in manchen Kreisen nicht entbehrt werden könne. Aber auch aus ihr hat niemand meines Wissens dem widersprochen, daß viele Duelle nicht der sittlich werthvollen Ehre, sondern dem Götzen eines sittlich verwilderten, werthlosen Ehrbegriffs gelten, und niemand hat diesen das Wort geredet. Ich bin gewiß, daß jeder aus der Minorität zugestimmt hat, wenn es im Referat hieß: „Es kann jemand um seine Standesehre sich ereifern, der ehrlos ist vor Gott und allen sittlich urtheilenden Menschen." Darum halte ich es für recht, daß man bei lebhafter Bekämpfung der Vertheidiger einer eingeschränkten und überwachten Duellpraxis es nicht bloß auf ein sogenanntes Zeugniß angelegt, sondern zugleich Vorschläge für die Heilung des schweren sittlichen Schadens der Duellsitte gemacht und jeden Schritt, der hierzu führt, dankbar begrüßt hat. Dadurch ist der Tenor der Resolution entstanden, wie er lautet. Wer sich in verbitterter Gegnerstellung gegen den Adel und besonders gegen das „ostelbische Junkerthum" zu starken Worten aufgelegt fühlt, der wird ja wahrscheinlich anders reden, und wie groß und mannigfach ist die Corona, die ihm dann mit Beifall lohnt! Die Synode hat eine Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens, die den schwersten Strafandrohungen der preußischen Herrscher bis auf Friedrich Wilhelm III. nicht erlegen ist, daraufhin angesehen, daß sie der Gesellschaft eine positive Aufgabe stellt und hat mit ihrem Verdict: Das Duell ist gegen Gottes Gebot, die Anerkennung eines Nothstandes und die Pflicht, ihm entgegenzuwirken, ausgesprochen.

Es wird doch gut sein, zu erinnern, daß diese Stellung, die Rade als „schwächlich" ausruft, längst von Ethikern verschiedener Standpunkte vertreten worden ist. Frank sagt in seinem System der Sittlichkeit (II, 327): „Die Feinheit der Empfindung, wonach man das Kriminalgesetz als ungeeignet erkennt, die verletzte Ehre wiederherzustellen, ist an sich nichts Schlimmes, sondern etwas Gutes. Was hier vor allem angestrebt werden muß, damit die zweifellose sittliche Abnormität des Duells in Wegfall komme, das sind Institutionen, durch welche die Ehrenhaftigkeit des Beleidigten in einer ihn wirklich befriedigenden, d. i. seine Ehre reparirenden Weise zur Geltung kommt. . ."

Von Ueberlegungen dieser Art kann und darf sich eine Synode nicht entbinden. Es ist nicht Muth, sondern der wohlfeile Schein des Muthes, gesellschaftlichen moralischen Uebeln mit christlichen Gemeinplätzen, aber ohne Verständniß ihrer Zusammenhänge mit Nothständen und mit der Geschichte, ohne Würdigung der Schwierigkeiten der Entwurzelung und ohne Hindeutung auf gesetzgeberische und organisatorische Prophylaxe entgegenzutreten. Ich halte das nicht für christlich, nicht für weise und auch nicht für social.

Besonders übel vermerkt D. Rade den Dank, den die Synode dem Kaiser für seinen Erlaß vom 1. Januar 1897 ausgesprochen hat. Er nennt sie deshalb byzantinisch. Ich habe recht wohl vorausgesehen, daß dies Wort von irgend einer Seite uns würde an den Kopf geworfen werden; aber es

stand mir und vielen anderen Männern fest, daß der Ausdruck des Dankes für jenen Erlaß, von dem der des Justizministers nur ein weiterer Ausfluß ist, nicht unterbleiben dürfe, wenn man, wie es meines Erachtens recht war, die Erwägungen des Weges zur Hilfe in die Resolution aufnahm. Denn ein Weg zur Besserung ist in jenem Erlaß angebahnt worden; so haben viele sofort damals, als er vor einem Jahre erschien, geurtheilt. Sollte nun aus Unmuth darüber, daß nicht die Aufhebung des Duells dekretirt worden war, jener Schritt mit Stillschweigen übergangen werden? Sollte weiter auch so gethan werden, als hätte der Justizminister sein bekanntes Rescript an die Staatsanwälte in der Duellfrage gar nicht geschrieben? Das wäre ja die Consequenz gewesen, weil es offenkundig ist, daß es mit Gutheißen des Kaisers ergangen ist. Ob solch ein Ignoriren sich nach irgend einer Seite im Interesse einer fruchtbaren Behandlung des Gegenstandes oder aus Grundsätzen des sittlich Richtigen empfahl, das überlasse ich dem öffentlichen Urtheil. Daß wir in diesen Erlassen den Anfang einer Reform begrüßten und für den Fortgang auf völlige Entwurzelung des Duells hofften, habe ich im Referat in der Form, die ich für angemessen hielt und die ich auch jetzt vertrete, auszusprechen nicht unterlassen.

Und nun muß ich auch noch auf die Worte eingehen, mit denen es D. Rade gefallen hat, meines Antheils an dieser Verhandlung zu gedenken. Ob mein Referat „schwächlich" gewesen, wie er sagt, gebe ich dem Urtheil derer anheim, die mich gehört, wie derer, die den stenographischen Bericht im Protokoll zu lesen sich die Mühe nehmen wollen. Ich bin dem treu geblieben, was ich im Herbst 1896 auf der Provinzialsynode in Merseburg über den gleichen Gegenstand gesagt habe. Dies Referat ist ja auf einstimmigen Beschluß der Synode gedruckt worden und jedermann leicht zugänglich. Natürlich hat die berliner Rede die Einwürfe, Gegensätze und Stimmungen, die sich in der Commission mannigfaltiger und stärker als in Merseburg erhoben, berücksichtigen müssen, um ein Referat zu sein. Wer das verkennt, wird von dem Ueberlegsamen und Abwägenden der Ausführungen leicht einen falschen Eindruck bekommen. Daß ferner die Gedanken mit Ruhe dargelegt und vorgetragen wurden, hatte seinen Grund wohl in meiner Eigenart, aber besonders in dem Willen, den Leuten, die anders stehen, ins Herz zu reden. Ich stand, wenn irgend unter dem Eindruck einer schweren Verantwortung und habe um des Gewissens willen mich an die Gewissen von Brüdern gewendet. Die schneidende Schärfe mancher Gedanken ist auch durch die Ruhe, mit der sie entwickelt wurden, wohl empfunden worden. Einer der Unterzeichner des Separatvotums, das 14 Synodale am Schluß zur Verwahrung ihres Standpunktes einreichten, hat, wie mir ein Freund mittheilte, sich geäußert: „Ich habe dem Separatvotum anfänglich nicht beitreten wollen, aber daß uns solche Dinge mit solcher Ruhe gesagt wurden, hat mich empört! Und darum habe ich gleich nach der Rede noch unterschrieben!" Ein Erfolg, den ich mir zum Guten werde anrechnen dürfen, wenn ich auch den Dissens bedaure. Aber es ist gut, daß er zum Ausdruck gekommen ist. — Am lebhaftesten darf ich mich schließlich über die Art, in welcher D. Rade auf den Professor der Theologie in Halle hindeutet, beschweren. Was soll das bedeuten: Er ließ sich herbei? Es war ein, wie ich glaube, durch das Merseburger Referat erworbenes Vertrauen,

aus dem ich jetzt wieder ersucht wurde, Referent zu sein. Aber: Er ließ sich herbei! Welche ethisch häßlichen Vorstellungen über mein Verhalten und meinen persönlichen Werth werden durch solchen Ausdruck hervorgerufen! D. Rade hat in einem kurzen treffenden Wort über „unfromme Orthographie“ für die Schreibweise so feines Sprachgefühl bewiesen, daß ich sie ihm für die Wahl seines Ausdrucks auch zutrauen muß und ihm die Entschuldigung nicht zubilligen kann, die für manchen Anderen sich aufbringen ließe. „Er ließ sich herbei!“ Das heißt antastend reden! Mit einem scharfen Urtheil hierüber halte ich absichtlich zurück. . .

Aber nicht mit einer letzten sachlichen Erinnerung. In der Commission wurde von einem Synodalen, der die Unentbehrlichkeit des Duells im gegenwärtigen Zustand wiederholt betonte, gesagt: „Im Officiercorps wirkt das Bewußtsein, Satisfaction geben zu müssen, vorbeugend, so daß man sich im Ganzen vor jedem beleidigenden Wort in Acht nimmt. Als Officier bin ich auch nie beleidigt worden. Seitdem ich aber in kirchlicher Arbeit mitthätig bin, werde ich aufs gröblichste verdächtigt, gekränkt, beleidigt und am meisten von kirchlichen Blättern!“ — Wenn ich nun auch in dieser nicht ohne Sarkasmus erhobenen Beschwerde kein Argument zur Rechtfertigung des Duells finde, so entnehme ich ihr doch die Erinnerung: Es ist unangebracht, gegen das Duell zu eifern, und dabei in der Polemik ehrantastend zu reden. Und doppelt befremdlich, wenn es in der „Christlichen Welt“ geschieht.

Halle. D. Hermann Hering.

Ein denkwürdiger geistlicher Brief.

(Correspondenz aus Baden.)

Den Rhein entlang prallen bekanntlich die confessionellen Gegensätze wohl härter aufeinander, als sonst wo im lieben deutschen Vaterland. Im preußischen Rheinland und in Baden scheint der Widerstand gegen römische Anmaßung am lebhaftesten und frischesten zu sein: wahrscheinlich darum, weil man den Gegner seit langem aus Erfahrung kennt. Aber das rasche, bewegliche Temperament hat an dem Verdienst, dem Ultramontanismus die Zähne zu weisen, auch sein Theil, und nicht am wenigsten evangelische Treue und deutscher Patriotismus. Wir in Baden kämpfen ja eigentlich unaufhörlich den ebenso leidigen wie nothwendigen Kampf gegen Rom. Wir thun's mit vollem Bewußtsein und als evangelische Minorität. Aber wir haben einen festen Halt an einer sehr erheblichen Anzahl von Katholiken, die nicht ultramontan sind — entweder ausdrücklich, wie unsere Altkatholiken, oder nur factisch, wie gar viele in Stadt und Land, die übrigens den kirchlichen Forderungen Roms treulich nachkommen und davon nimmer lassen wollen. Und hat man unserem badischen „Musterstaat“ auch schon häufig

im Punkte der Nachgiebigkeit gegen römische Ansprüche den für Deutschland führenden Staat zum Muster vorgehalten, so haben wir uns denselben öfters gerade dafür zum Muster genommen, wie man es nicht machen soll.

Es ist ein eigenes Ding, daß es bei uns nicht sowohl die evangelisch-kirchlichen Kreise sind, die den Schild gegen römisches Wesen dröhnend auf die Erde stellen, als vielmehr die politische Partei der Nationalliberalen. Nicht als ob die Evangelischen zurückblieben. Nein, davon zeugt neben vielem andern der großartige Fortschritt des Diakonissenhauses in Freiburg im Breisgau, dem freilich auch Gaben aus ganz Deutschland zufließen. Aber die Nationalliberalen und was gegen Rom sich ihnen anschließt steht vorweg in heißem Ringen gegen das Centrum. Wie man auch über den Nationalliberalismus denke und was man ihm auch vorwerfen möge — er ist übrigens um sehr viel kirchenfremdlicher geworden als er früher war —, eins steht fest: gegen den Ultramontanismus steht er unentwegt. Wer nicht für das Centrum stimmen will, muß abgesehen von Demokraten, Socialdemokraten und ganz wenigen Bezirken der Conservativen für die Nationalliberalen stimmen. Es gibt sehr viele Wähler, die an sich gar nicht nationalliberal sind und doch für diese Partei ihre Stimme abgeben, weil sie sonst nur den Ultramontanen zum Sieg verhelfen würden.

Durch die in diesem Winter geschehenen Neuwahlen zum Landtag ist die bisherige nationalliberale Mehrheit zerbrochen worden. Zwar hat das Centrum keinen Zuwachs erhalten, aber nachweisbar mit Hilfe desselben erhielt die demokratische und socialistische Partei Verstärkung. Karlsruhe theilt nunmehr das Schicksal anderer großen Städte, indem daselbst der Haß gegen die Nationalliberalen das Centrum, die Demokratie und die Socialdemokratie zu einer wahrhaft unsittlichen Vereinigung verbunden hat. Mit Wehmuth und Entrüstung mußte man ansehen, wie die ultramontane Partei unseres edlen Großherzogs Wort von der „ewig treuen Stadt Karlsruhe“ zu Schanden gemacht hat. Sobald nun die drei genannten Parteien im Landtage zusammenstehen, haben sie die Mehrheit.

In der Kammer gab's gleich zu Anfang heiße Stunden. Mit Recht redete im Blick auf jene widersinnige Verbindung des Centrums mit Socialisten ꝛc. ein Abgeordneter von dem „immer mehr revolutionären“ Gebahren der Ultramontanen. Es ist ja wahr, diese haben es leicht; sie haben fast in jedem katholischen Ort den eifrigsten Agitator und Wahlmacher am Pfarrer. Merkwürdig, daß man den katholischen Geistlichen, die man von der für jeden Deutschen selbstverständlichen Wehrpflicht befreit hat, nicht consequenter Weise auch gleich von dem passiven Wahlrecht befreit hat: noch merkwürdiger, daß der Staat überhaupt die durch den geistlichen Amtscharakter um so gewichtigere Beeinflussung politischer Wahlen durch die katholischen Geistlichen ganz ruhig zuläßt, als ob das normalen Verhältnissen entspräche!

Wie es aber einem katholischen Pfarrer, der es ablehnt, den Wahlagitator für das Centrum zu machen, ergeht, das zeigt folgende lehrreiche Geschichte.

Da ist in dem badischen Schwarzwaldstädtchen Bondorf ein katholischer Stadtpfarrer mit Namen Honold. Er hat die Ansicht: wer für das Centrum seine Stimme abgibt, möge es thun; wer das nicht will, soll es bleiben lassen. Dies — sollte man denken — ist doch für einen Pfarrer

ein ganz richtiger Standpunkt. Dieser Pfarrer lebt mit seiner vorwiegend politisch liberal gesinnten, kirchlich treuen Gemeinde im besten Einvernehmen; er verkehrt auch mit seinen liberalen Gemeindegliedern, sowie mit den wenigen Protestanten freundlich. Von allen ist er um seines friedlichen Wesens willen sehr geachtet. Das katholische Gemeindeleben nimmt unter seiner Führung einen beträchtlichen Aufschwung. Aber ein kirchlich untadelhafter, jedoch politisch liberaler Katholik, Sparkassenverwalter Kriechle in Bonndorf, ist Landtagsabgeordneter. Und das paßt dem bekannten ultramontanen „Wahlfeldmarschall" Theodor Wacker, Pfarrer in Zähringen bei Freiburg, sowie dem Freiburger Domkapitel gar nicht. Man findet — ob mit Recht oder Unrecht — die Schuld an dem Bonndorfer Stadtpfarrer. Da nun im Jahre 1897 für Bonndorf eine Neuwahl zum Landtag nöthig war, so mußte eine umsichtige Parteileitung, mit einem Wacker an der Spitze, frühzeitig die geeigneten Maßnahmen treffen. Und weil offenbar der Bonndorfer Pfarrer seinen neutralen Standpunkt in Wahlsachen nicht verlassen wollte, so galt es, ihn auf andere Weise unschädlich zu machen, d. h. ihn durch irgend einen schneidigeren, als Wühler brauchbareren Mann zu ersetzen. Um die Mittel und Wege war man nicht verlegen.

Durch einen nachher zu berichtenden Zufall kam folgender Brief eines Repetitors am theologischen Convict in Freiburg an die Oeffentlichkeit, der an den im Hause des Bonndorfer Pfarrers lebenden Vicar desselben, Mamertus Duffner, gerichtet war:

L. J. Chr. Freiburg, 26. Sept. 1896.

Mein lieber Mamert!

Du — ich denke, daß wir das vertrauliche Du, wie ehedem, wieder gebrauchen — wirst Dich wundern, daß ich Dir schreibe. Es geschieht im Auftrage des Herrn Domkapitulars Dr. Schmitt.

Er hat von den Verhältnissen des Bonndorfer Pfarrhofs Kenntniß, ebenso kennt er Deine Standhaftigkeit. Gott erhalte sie Dir noch weiter! Du wirst nun ersucht, was Dir über den ärgerlichen Lebenswandel Deines Herrn Prinzipals bekannt ist, dem Herrn Domkapitular oder, falls das Dir zu unlieb wäre, mir in einem Briefe mitzutheilen. Dabei ist immer anzugeben:

1. ob Du die Angabe aus eigener Beobachtung geschöpft oder
2. ob vom Hörensagen.

Ebenso wird es zu wünschen sein, daß Du angibst, ob die einzelnen Angaben vollständig sicher sind, oder mehr oder weniger begründete **Vermuthungen.**

Ebenso setzt man voraus, daß Du, wie es einem Manne und Priester geziemt, für die Angaben bei einer etwaigen Untersuchung eintrittst.

Das ist es, was ich Dir im Auftrag des Herrn Domkapitulars zu schreiben habe. — Privatim füge ich noch Folgendes bei:

1. Ehe Du schreibst, bete, überlege und prüfe, und zwar bis ins Einzelne.

2. Dann aber, was als wahr erkannt, felsenfest niedergeschrieben und ja kein falsches Mitleid. Es handelt sich um die Abwendung

eines großen Aergernisses und um die Rettung vieler Seelen, auch um die eines Confraters! Deshalb Mut, Gebet!

Ich verspreche Dir, daß ich täglich für Dich bete.

Gott und Mariens Schutz empfohlen

Dein Schofer.

NB. Verwahre den Brief gut und gib sofort Nachricht, ob Du ihn erhalten hast!

Soweit der Brief, den veröffentlicht zu haben das Verdienst der „Badischen Landeszeitung" ist. Am 19. December 1897 fiel der Abdruck dieses Briefes wie eine Bombe ins badische Land.

Wenn nur das bei einem solchen Inhalt geradezu widerwärtige: L(audetur) J(esus) Chr(istus) am Anfang, und am Schluß: „Gott und Mariens Schutz empfohlen" weggeblieben wäre! Diese in solchem Zusammenhang Phrase zu nennenden Worte umrahmen eine Aufforderung zur häßlichsten Spionage und Denunciation. Und der Briefschreiber, dieser Herr Schofer, ist seit 1894 Lehrer der Moral und Erzieher der jungen katholischen Geistlichen, er war wohl auch der Lehrer des Vicars Mamertus Duffner!

In der Pädagogik der Jesuiten spielt bekanntlich der Aufpasser eine große Rolle. Jedem Zögling wird einer zur Seite gestellt, der ihn zu beobachten und sogar auszuforschen hat. Was er auf diese Weise erfährt, hat er den Oberen zu berichten. Daher kann keiner dem andern trauen. Dies liebliche System scheint auch jetzt noch ohne alles Bedenken in Anwendung zu sein. Pfarrer Honold hat von verschiedenen Amtsbrüdern die schriftliche Bestätigung erhalten, daß es auch anderwärts so gemacht werde. Ein Beleg weiter — wenn ein solcher nöthig war — daß der Jesuitismus das herrschende System der heutigen katholischen Kirche ist.

Aber wie kam dieser famose Brief an die Oeffentlichkeit? Nun, der gute Mamert hat den vorsichtigen Rath seines Freundes: „Verwahre den Brief gut" herzlich schlecht befolgt. Denn er hat den Brief vor der Thür des Schreibzimmers seines Prinzipals verloren (vielleicht absichtlich). Als der Führer der Nationalliberalen im badischen Landtag, Fieser, davon sprach, erwiderte ihm Wacker, der College des Pfarrers von Bonndorf, der Brief sei nicht verloren gegangen, sondern gestohlen worden und fügte unter dem Schutz der Immunität bei, im Pfarrhaus zu Bonndorf seien des Vicars Sachen nicht sicher vor unberufenen Händen. Und später mußte derselbe College Wacker gestehen, daß der Brief gefunden und nicht gestohlen worden sei. Wie doch die Parteileidenschaft den Menschen herunterbringt! Um die Briefaffaire abzuschwächen — übrigens wurde und wird noch heute von Wacker die ganze Sache als correct und völlig harmlos vertheidigt —, muß die Art, wie die Nationalliberalen in den Besitz des Briefes kamen, echt jesuitisch verdächtigt und als unsauber hingestellt werden. Als ob dadurch der Brief sauberer würde!

Doch zur Hauptsache! Was liegt denn gegen den Pfarrer Honold Schwerwiegendes vor, was den Brief und das ganze in jedem Fall illoyale Vorgehen gegen ihn und hinter seinem Rücken rechtfertigen könnte? Es muß doch schon recht Gravirendes vorhanden sein, wenn ein Mitglied der kirchlichen Oberbehörde seinen Namen zu einem solchen heiklen Auftrag hergibt.

Man höre: nichts lag vor, als daß Honold nicht nach seines Collegen Wacker Vorschriften sein Pfarramt zu Wahlzwecken mißbrauchen wollte. Mag sein, daß der Bonndorfer Pfarrer das unerhörte Verbrechen beging, sein Glas Wein auch einmal am selben Tisch mit liberalen Männern zu trinken — das weiß ich nicht. Pfarrer Wacker, der ultramontane Parteipapst in Baden, ist so von ungerechtem Zorn erfüllt, daß er noch neulich im Landtag ausrief: „es wäre Anlaß vorgelegen, gewissen Verhältnissen in Bonndorf einmal gründlich ein Ende zu machen". Dabei war von einem „ärgerlichen Lebenswandel" Honolds im Ernst überall nicht die Rede. Der tiefverletzte und entrüstete Pfarrer hat den Muth, langathmige Artikel gegen den Collegen Wacker zu schreiben, und wie er mit dem Brief in der Hand vor zwei Herren vom Ordinariat in Freiburg tritt, sind diese höchst erstaunt über den unglaublichen Brief und bezeugen dem in seiner Ehre Gekränkten, daß durchaus nichts gegen ihn vorliege. Am 22. December 1897 erhielt er eine mit 258 Unterschriften bedeckte Adresse von seiner Gemeinde, die ihm eine geradezu glänzende Ehrenerklärung ausstellt. Der über 60 Jahre alte Herr führt übrigens in seiner Entrüstung eine scharfe Feder.

Nicht nur zum Ergötzen der Leser, sondern vielmehr zum Beweis einer heutzutage bei katholischen Geistlichen gar seltenen, aber doch noch vorhandenen Gesinnung sei ein Stück der Erklärung des Pfarrers Honold vom 23. December 1897 mitgetheilt:

„Also „die Verhältnisse in Bonndorf müssen geändert werden". Ich meine, es wäre besser, wenn die Verhältnisse in Zähringen geändert würden. Der Pfarrer ist ja meistens auf der Wahlreise, die Glocken hängen umsonst im Thurme und bezüglich der Seelsorge sind die armen Zähringer verwaist und verlassen. Warum gibt man denn dem Wacker keinen Vicar? Er soll doch nur einmal ein einziges Jahr eine Probe machen. Und wenn er nicht auf der Agitationsreise ist, dann sitzt er daheim und schmiedet seine meterlangen, giftigen Artikel!

Es war im Jahre 1863 oder 64, da hatte ich auf der bischöflichen Kanzlei in Freiburg eine dienstliche Abmachung. Damals sagte der Hochw. Herr Generalvicar Dr. Buchegger bei der Verabschiedung zu mir: „Lieber Landsmann, ich will Ihnen auf Ihren neuen Posten und für das ganze Leben noch einen Rath geben: Mischen Sie sich nicht in politische Sachen, schreiben Sie nichts, leben Sie nur für Ihren Beruf. Ach! diese hitzigen, unerfahrenen, leidenschaftlichen Geister, die immer mitregieren wollen! Sie bereiten uns große Unannehmlichkeiten und große Schwierigkeiten in allen Verhandlungen mit der Regierung. Sie sollten doch auch mehr Vertrauen zu uns haben, wir wissen ganz wohl, was wir zu thun haben."

So sprach der ehrwürdige, greise Generalvicar, der nun schon längst im Grabe ruht, zu mir. Ich habe seinen Rath befolgt bis zur Stunde, um so mehr, weil ich, inzwischen selbst alt und grau geworden, durch genugsame Erfahrungen belehrt wurde, daß er sehr „Recht" hatte. Ich glaube, daß das Wort des alten ehrwürdigen Priestergreises heute noch viel mehr Geltung haben würde. Es müssen doch in den gegenwärtigen Wirren zwischen Regierung und Curie sich Einigungspunkte finden lassen.

Aber da kommen immer die Hetzereien und Wühlereien jener obbezeichneten unruhigen Geister, welche keinen Frieden und keine Versöhnung aufkommen lassen. Ich will mir gewiß durchaus keine Anmaßung und noch viel weniger irgend ein Urtheil gestatten, aber ich glaube, daß heute viele Schwierigkeiten zur Einigung schwinden würden, wenn — Wacker nicht wäre!!!

Es nahen die herrlichen Feiertage heran. Ich habe nun keine Zeit mehr, mich mit dieser leidigen und häßlichen Angelegenheit, welche allein Wacker ins Dasein gerufen, zu beschäftigen. Ich bitte Euch jedoch, ihr Bonndorfer, dringend, alle diese Sachen zu lesen. Haltet fest an dem Frieden und an der Einigkeit, die ich allezeit Euch verkündiget habe. Weiset alle Wühlerei und Hetzerei, die Euch von auswärts zugebracht werden will, mit aller Strenge von Euch. Duldet absolut, gerade um des heiligen Friedens willen, keine Parteien in Euren Mauern. Es gibt hier keine, wir brauchen keine und wollen keine! „Habet Frieden unter einander und der Gott des Friedens und der Liebe wird mit Euch sein!“

Das sagt Euch, und zwar in Christo dem Herrn, Euer alter Pfarrer! — Den Wacker brauchen wir durchaus nicht dazu.“

Nun, den Optimismus, daß der Pfarrer Wacker alles Uebels oder des meisten kirchenpolitischen Uebels Grund und Ursache sei, halten wir dem Herrn Pfarrer Honold gern zu gut. Ihm hat Wacker jetzt und vor einem Jahr übel genug mitgespielt. Denn der Brief vom September 1896 war jedenfalls schon mit Rücksicht auf die Neuwahl in Bonndorf im Jahre 1897 veranlaßt. Aber wenn heute Wacker kalt gestellt würde, so träten andere Wackere in die Lücke. Es handelt sich nicht um den Mann, sondern um das System.

Die Geschichte des Bonndorfer Briefes ist nicht ein Sturm im Wasserglase. Der einzelne Fall reicht in seiner Bedeutung weit über das badische Land hinaus. Er ist typisch. Er hat zwei dunkle und zwei lichte Seiten: einen katholischen Pfarrer, der sich in politische Wahlen nicht mischt, suchen die Ultramontanen mit allen Mitteln zu vernichten, und die jesuitische Spionage wird unentwegt ausgeübt und unter Gottes und Mariens Schutz gestellt. Aber die freundlichere Lehre wollen wir darüber nicht gering achten: es gibt noch kirchlich treue katholische Gemeinden, die der römischen Einmischung in die Politik feind sind, und es gibt noch treue katholische Pfarrer, die das Politisiren und Wühlen verabscheuen.

Bötzingen am Kaiserstuhl. Dr. Krone.

Kirchliche Chronik.

Kritiken der preußischen Generalsynode. Gewiß ist die jüngst gehaltene preußische Generalsynode nicht über alle Kritik erhaben, aber was von Parteikritik seither wider sie verlautet ist, steht doch erheblich unter ihr. Es ist bezeichnend, daß die liberal-theologische „Christliche Welt", das Leipziger Organ der lutherischen Orthodoxie und der entthronte Führer der positiven Unionspartei sich wider sie die Hände reichen. Die „Christliche Welt" verklagt natürlich vor allem „die antisociale Haltung der Generalsynode", d. h. die Billigung des gegen den Pastorensocialismus gerichteten oberkirchenräthlichen Erlasses, und verirrt sich bei dieser Gelegenheit zu einem Bedauern darüber, daß Stöcker seine Führerrolle eingebüßt. „Denn Stöcker ist nicht über seine Kirchenpolitik und ihre Methode gefallen, sondern er ist gestürzt worden um seiner socialen Position willen." Ein Satz, der nach meiner Beobachtung der Zeitgeschichte die Wahrheit geradezu auf den Kopf stellt: niemand hat Stöcker „gestürzt" als er selbst durch die „Methode" seiner Politik. Was aber die Generalsynode angeht, so ist sie nicht „antisocial" gewesen, sondern nur antisocialistisch; sie hat in der Dämpfung einer krankhaften Zeitneigung des jüngeren Pastorenthums sich mit dem Kirchenregiment einig gefunden, und wenn ihre betreffende Resolution das Mißverständniß zuließ, als sei auch die legitime sociale Wirksamkeit des Geistlichen, wie sie aus seinem Seelsorgeramte ressortirt, dabei getroffen worden, so wird doch kein Billigdenkender der betreffenden Commission, ihrem Sprecher, oder auch dem Präsidenten des Oberkirchenraths eine so absurde Tendenz zutrauen. Daß aber für alle außerordentliche Thätigkeit des Geistlichen seine pastorale Amtsaufgabe maßgebend sein muß, das ist doch ein Satz, den kein Vernünftiger anfechten sollte, am wenigsten ein Geistlicher. — Anderer Art sind die Schmerzen, welche die Allg. Luth. K.-Z. über die Generalsynode empfindet: sie ist ihr zu liberal, zu nachgiebig gegen ein „mittelparteiliches" Kirchenregiment gewesen. Der „Wochenschauer" vom 14. Jan. weiß aus der Haltung der liberalen Presse das nöthige Gift zu saugen. „Diese Presse — sagt er — hat zwar die Generalsynode mit Hohn überschüttet (?), aber das Kirchenregiment verschont", und so kann man zwischen beide einen Keil zu treiben versuchen. „Jene Wahrnehmung kann nämlich so gedeutet werden, daß man sich eine weitere Entwicklung zunächst im mittelparteilichen Sinne verspricht, was dann, alter Erfahrung gemäß, ein ferneres Herabgleiten nach links zur Folge haben müßte." „Offenbar ist es darauf abgesehen, die sich zwischen dem Kirchenregiment und der positiven Mehrheit in der Landeskirche anbahnenden Gegensätze (??) zu verschärfen, in der stillen Erwartung, es nach und nach zum Bruch kommen zu sehen, aus dem sich endlich ein grund-

sätzlicher Umschwung ergeben könnte. Wer das nicht sieht, dessen Blick ist in der That nicht sehr geschult....“ „Um so weniger dürften die positiv gerichteten Kreise schweigen. Ihre erste und dringendste Aufgabe ist es vielmehr jetzt, fort und fort rückhaltlos auf die Gefahr hinzuweisen, die der Landeskirche droht, wenn ihre äußere Selbständigkeit zwar bis zu einem gewissen Grade gefördert, ihre innere Lebenskraft aber geschwächt wird, indem eine Vermittelungstendenz aufkommt, bei der am letzten Ende doch nur Halbglaube und Unglaube gewinnt.“ Dem in der Wolle gefärbten Parteimann hat der Vollglaube offenbar aus der Entzweiungs- und Verhetzungstendenz seine Förderung zu gewinnen. — Und nun kommt der Herausgeber der Deutsch-evangelischen K.-Z. und vereinigt in seiner Person die Klagen über den Antisocialismus und die Mittelparteilichkeit der Synode und des Kirchenregiments. Er findet in Nr. 3 seines Blattes die Frage zu stellen, ob es richtiger sei, auf das Kirchenregiment, wenn es im Mißverhältniß zu der Stärke der Richtungen und zu den Strömungen der Kirche stark mittelparteilich regiert, durch willige Unterwerfung, oder loyale Opposition einen Einfluß zu versuchen und dadurch die Kirchenpolitik nach rechts zu schieben. Ich hätte Herrn Stöcker nicht für so links-constitutionell gehalten, daß er ein Sich-richten des Regiments nach parlamentarischen Majoritäten und nach Zeitströmungen für geboten hielte; aber es gilt auch nur für den Fall, daß man selbst in der Majorität ist und die Zeitströmung für sich zu haben meint. Weiter gibt er der Synodalmajorität zu bedenken, ob sie wohlgethan habe, dem Kirchenregiment die Ernennung eines liberalen (General-) Superintendenten und eines liberaltheologischen Consistorialraths hingehen zu lassen, „denn in einer Zeit, wo der Kampf der Kirche gegen die moderne Theologie so nothwendig ist wie jetzt, kann die Berufung moderner Theologen zum Kirchenregiment nur gemißbilligt und angefochten werden“. Ob Herr Stöcker den Präses Umbeck und den Pfarrer Lic. Mettgenberg wirklich so genau kennt, um sie als Anhänger einer die Kirche gefährdenden modernen Theologie zu denunciiren? Wenn nicht, dann sind doch solche Verdächtigungen und Aufhetzungen ganz unverantwortlich.

Es wird genügen, solche Kritiken als Zeugnisse des links und rechts wehenden Parteigeistes höher zu hängen. Daß sie die Synodalfractionen, welche das Beste der Kirche vielmehr darin gesucht haben, sich wechselseitig soweit als möglich die Bruderhand zu reichen und das Kirchenregiment in seiner nichts weniger als leichten Stellung im öffentlichen Leben zu unterstützen anstatt es zu befehden, an diesem Wege irre machen werden, fürchten wir nicht.

Römerthum und Deutschthum. Daß Deutschthum und Romanismus Todfeinde sind, der Romanismus im activen, das Deutschthum im passiven Sinne, weiß zwar unsere Reichs- und Staatsregierung noch immer nicht, im Uebrigen aber weiß es alle Welt. Wir stellen ein paar neueste Zeugnisse dafür zusammen.

„In den Provinzen Posen und Westpreußen, schrieb neulich die „Volkszeitung“, ist Katholisch und Polnisch gleichbedeutend. Und diese Identificirung beider Begriffe wird von der katholischen Geistlichkeit mit großer Sorgfalt

gehütet. Es schadet nichts, wenn einmal mit dürren Worten die Thatsache ausgesprochen wird, daß die katholische Geistlichkeit das einzige Hinderniß bildet, an dem alle Bestrebungen der Regierung zur Unterdrückung der großpolnischen Propaganda scheitern. Der Einfluß der Geistlichkeit auf die deutsch-katholische Bevölkerung läßt sich durch ein Beispiel genügend illustriren: die Polonisirung der sog. Bamberkers, d. h. süddeutscher Einwanderer, die noch immer an ihrer charakteristischen Volkstracht festhalten, aber trotz ihrer deutschen Namen kein Wort deutsch mehr sprechen. Diesen Einfluß der katholischen Geistlichkeit könnte die Regierung wohl einschränken, wenn sie den Muth hätte, die Volksschule und die Lehrer jeder Einwirkung der Geistlichen zu entziehen."

Dieselbe Todfeindschaft ist in Oestreich zu spüren. Fragt man, was für böse Mächte den gutmüthigen alten Kaiser von Oestreich, einen Mann aus deutschem Geschlecht, so verstocken gegen die gerechte Sache des deutschen Volksthums, so blind machen gegen die Gefahr, sein Reich durch Unterdrückung des zusammenhaltenden Culturelements auseinander zu sprengen, so hartherzig, daß er die Bitten der deutschen Frauen aus Siebenbürgen um Schonung ihrer Muttersprache nicht einmal anhört, sondern wie zum Hohne sie an den magyarischen Unterdrücker in Pest verweist, so sind es die ultramontanen Einflüsse, die ihn völlig umgarnt haben. — Andererseits geht durch das deutsch-östreichische Volk ein Gefühl davon, daß Rom es ist, was den östreichischen Staat so unterhöhlt und dem deutschen Volksthum darin das Messer an die Kehle setzt. In einer von nahezu 4000 Studenten besuchten Wiener Versammlung hat unlängst ein Mediciner Frödisch, ein durch ausgezeichnetes Examen hervorragender junger Mann unter brausendem Beifall folgende denkwürdigen Worte geredet: „Wenn wir von Rom noch nicht endgültig ausholen, so sei es denn zur Kenntniß, daß die deutschnationale Studentenschaft nur auf den geeigneten Augenblick wartet, um ihrem Volke durch ein großes Beispiel zu zeigen, wie es sich aus den Fesseln der römischen Todfeindin losmachen soll, um in der deutsch-christlichen protestantischen Kirche — vorläufig in ihrer jetzigen Form — eine gewiß tausendmal edlere, eine freiere und vor allem eine nationale Erziehung zu erzielen." Der kühne Sprecher wurde — zur Illustration der östreichischen Religions- und Gewissensfreiheit, die auf dem Papiere steht — relegirt. „Eine solche römisch-katholische Politik wie die heutige — sagte in einer anderen Versammlung ein anderer Wiener Student — muß eine Sturmesbrandung des verletzten deutschen Volksbewußtseins entfesseln, die mit allbezwingender Gewalt durch die deutschen Gaue tobt, mit dem einzig wirksamen Kampfesruf „Los von Rom!" Im Uebrigen möge man die Sorge für unsere Seligkeit und die Verantwortung dafür vor Gott uns getrost selbst überlassen, denn der liebe Gott versteht ja auch deutsch und das Sprichwort sagt Gott verläßt keinen Deutschen; daran wollen wir festhalten."

Und nun als drittes Zeugniß eine klassische Stelle aus dem Organ des bekannten Bischofs Haffner in Mainz. Während in Deutschland alle edlen Herzen in Liebe und Zorn theilnehmen an dem verzweifelten Kampf ums Dasein, den unsere deutschen Brüder in Oestreich zu führen haben, schreibt das Mainzer Journal über die Deutsch-Böhmen wie folgt. „Es sind eine ganze Reihe von Hetzern unter ihnen, die je eher desto lieber eine

völlige Losreißung der deutschen Ländergebiete von der östreichischen Gesammtmonarchie sehen möchten und das ehrwürdige Erzhaus Habsburg dieses Besitzes ganz entkleidet sehen möchten. Wir haben kein Interesse daran, jenen Landesverräthern unsere Sympathieen zuzuwenden, weil wir ein starkes Oestreich wollen und die volle Gleichberechtigung aller Volksstämme dieses mehrsprachigen Reiches wünschen. Gerade das Haus Habsburg hat mehr wie irgend ein anderes Fürstengeschlecht um Deutschland sich unvergängliche Verdienste erworben und hat Redlichkeit und Treue geübt in einem Maße, wie sie von den Parvenus, deren die Weltgeschichte ja mehrere nennt, leider nicht zur Richtschnur ihres Thuns genommen wurde." Die Verdienste des Hauses Habsburg um Deutschland erzählt die Geschichte der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges: wo dem gegenüber die unredlichen und treulosen „Parvenus" zu suchen sind, brauchte nicht ausgesprochen zu werden.

Ultramontanes und Nicht-ultramontanes. Man hat seither den Cardinal-Fürstbischof Kopp in Breslau entweder für den klügsten oder für den gemäßigtsten der deutsch-römischen Papstvicare gehalten. Nach einer neueren Notiz dürfte er weder den einen noch den anderen Ruhm verdienen. Das breslauer Consistorium hat sich laut der Allg. Luth. K.-Z. beim Oberpräsidenten darüber beschwert, daß nun auch in Schlesien convertirende Protestanten wiedergetauft werden. Der um Auskunft ersuchte Fürstbischof entgegnete, daß die von Seiten der Evangelischen bewirkte Taufe nicht in allen Fällen so vollzogen werde, um die Wirkung eines Sacraments zu besitzen. Sollte der Herr Cardinal nicht wissen, daß zur sacramentalen Wirkung der Taufe nichts anderes gehört als die Benetzung des Kindes mit Wasser und die Anwendung der trinitarischen Formel, so daß auch ein Ketzer sie wirksam vollziehen kann, und daß die Taufe ausnahmslos so bei uns vollzogen wird? Aber wenn man sich dessen erinnerte, so verlöre man ja ein Hauptmittel, das katholische Volk gegen uns als Nichtchristen aufzuhetzen, und so verfährt Fürstbischof Kopp wider seine Kirchenlehre und wider sein besseres Wissen zugleich. Freilich, auch er hat ja im Bischofseide geschworen: haereticos pro posse persequar!

In Freiburg in der Schweiz ist bekanntlich neuerdings eine Jesuitenuniversität gegründet worden, an der, um deutsch-redende Studenten anzuziehen, auch deutsche Professoren angestellt wurden. Obwohl man sich dabei gewiß ganz sichere römische Katholiken ausgesucht hat, haben dieselben doch auf die Dauer die ultramontane Bevormundung nicht ertragen können: alle acht deutschen Professoren haben soeben ihre Entlassung genommen. Diese Professoren sammt den dortigen deutschen Studenten haben gleichzeitig dem deutschen Kaiser zu seinem Geburtstag einen Huldigungsgruß geschickt, wohl in dem Gedanken, in Deutschland ihre Zukunft zu suchen. — Vielleicht wären sie hierzu geeigneter, als jener nordamerikanische Professor Schröder, mit dem sich unsere Unterrichtsverwaltung, wie es scheint, gründlich hat anführen lassen, indem sie ihn als Professor der Dogmatik an die Academie Münster berief. Nach der „Chronik der christlichen Welt" hat dieser neue

preußische Universitätsprofessor nie auf einer deutschen Universität, sondern nur in einem belgischen Knabenseminar und einem römischen Jesuitencollegium studiert und ist laut der Münchener Allg. Zeitung von der Universität Washington removirt wegen notorischer Unfähigkeit und weil sein persönliches Verhältniß zu seinen Collegen und der ganzen Universität durch seine Schuld völlig und unheilbar zerstört war.

Der papstfreie katholische Priester Miraglia in Piacenza hat im Namen von 2000 ihm anhängenden Katholiken dem Könige von Italien Glückwünsche zu seinem Geburtstag gesandt. Dagegen haben in Rom die deutschen Ultramontanen soeben beim Geburtstag des Kaisers sich von ihren Landsleuten separirt, um kein Hoch auf den König von Italien mit ausbringen zu müssen. Daß bei der Sonderfeier, die diese deutschen Ultramontanen aus diesem Motiv einrichteten, der preußische Gesandte von Bülow, ein Protestant, den Vorsitz geführt habe, ist doch wohl nur eine Zeitungsente?

Endlich eine hübsche Geschichte aus Bayern. Die päpstliche Canisiusencyclica hat bekanntlich die Reformation mit der damaligen Sittenlosigkeit in doppelten Causalzusammenhang gebracht. Hiegegen hatte die „Neue bayrische Landeszeitung" geltend gemacht, daß Sittenverwilderung schon vor der Reformation dagewesen sei, und niemals ärger als in Rom am päpstlichen Hofe, daß dagegen die Reformation besserend auch auf den päpstlichen Hof zurückgewirkt habe. Ein hierbei benutztes Citat aus einem betreffenden gelehrten Aufsatz des altkatholischen Kirchenhistorikers Langen erschien dem Würzburger Stadtcommissariat so unerlaubt, daß es den Redacteur „wegen groben Unfugs" in eine Strafe von 100 Mark nahm. Aber das Schöffengericht hob das Strafmandat auf, indem es erklärte, der Artikel habe die nackte geschichtliche Wahrheit wiedergegeben, und diese in guter Absicht schreiben könne nicht als grober Unfug erachtet werden. Man sieht, auch in Bayern hat noch nicht überall „das Dogma die Geschichte besiegt."

Halle, 31. Januar 1898. B.

Zum Besten der altkatholischen Sache

sind mir weiter zugegangen: Von Herrn Dr. Ebbecke in Hannover 25 Mark.

Mit herzlichem Danke

Der Herausgeber.

Ueber die Gefahren und die Pflege des individuellen Christenthums in der Gegenwart.

Im Unterschiede von dem Genossenschaftlichen, Corporativen soll hier vom Individuellen die Rede sein. Im Unterschiede! Sind doch die beiden keine gegensätzlichen und sich ausschließenden Begriffe, sondern stehen vielmehr zu einander in einem tief innerlichen und sachlichen Verhältniß. Denn wie das ewige Meer die Summe aus einzelnen, freilich unzählbaren Tropfen und Wellen ist und ein Wald die Zusammenfassung und Einheitsgruppirung vieler einzelnen Baumstämme, so ist jede menschliche Genossenschaft, — ob sie nun in der Gestalt des Staates, der Kirche und Gemeinde, oder in der eines Hausstandes, einer Familie, eines Vereines vorhanden ist — das Ergebniß, die Verschmelzung einer Vielheit von einzelnen Ichs. Durch diese wird jene erst möglich; aber in der Rückwirkung empfangen diese von dorther wiederum erst ihre bedeutsamste Befruchtung.

Die Religion des Christenthums kommt nun bei uns zu ihrer factischen äußeren Darstellung sowohl im Einzelwesen, als auch in dem durch bestimmte Einrichtungen und Satzungen zusammengehaltenen Verbande, den wir kurzweg als „Kirche“ bezeichnen. Geschichtlich war auch hier das christliche Individuum der Ausgangspunkt, das Gemeinwesen das Nachfolgende. Unter normalen und gesunden Zuständen haben beide im Wechsel von Geben und Nehmen sich stetig zu fördern. Dieses Idealverhältniß ist von niemandem je schärfer betont und zur Anschauung gebracht als von dem Apostel Pauluns, und zwar in seinen gedankenschweren Ausführungen über den Rechtgebrauch der mannigfaltigen Einzelgaben und -Begabungen innerhalb des Gemeindelebens (1. Kor. 12). Das ganze Gebäude seiner bezüglichen Darlegungen ruht auf dem Satz: Wir Christen sind alle ein Leib unter dem Haupte Christus! Daraus aber ergibt sich mit logischer Nothwendigkeit ein Doppeltes. Einmal: ein starker Organismus ist nur denkbar durch das Zusammenwirken und Ineinandergreifen einer Vielheit von Einzelkräften. Und dann: jede Einzelkraft für sich verdankt ihrer Verbindung mit dem Ganzen, daß sie überhaupt zur völligen Entfaltung und Auswirkung gelangt. So ist das Individuelle der Daseinsgrund des Corporativen, während Letzteres befruchtend und Leben-spendend auf das Erstere

zurückwirkt. In der Anwendung auf den Glauben und die Frömmigkeit besagt das: ein frisches und zukunftsvolles Gemeinschaftsleben hat seine unerläßliche Voraussetzung in dem Vorrath geistlichen Lebens in den einzelnen Persönlichkeiten; die Persönlichkeit selbst aber empfängt von der Gemeinschaft die unschätzbaren Güter der Vertiefung, Mehrung und Ausweitung ihres geistlichen Besitzstandes als Gegenleistung. Und das Höchste und Richtige bleibt darum der durch die kraftvolle und einheitliche Bethätigung vieler gesunder Einzelkräfte gebildete christliche Gesammtorganismus. Das Fürsichsein des Gliedes bedingt dessen Tod, aber auch die Unmöglichkeit eines lebendigen und machtvollen Leibes.

Es liegt nun auf der Hand, daß in den verschiedenen Zeitläuften des evangelischen Christenthums — wir reden hier selbstverständlich in unserem Zusammenhang nur von dem evangelischen — je nach dem Charakter der sie beherrschenden geistigen Gesichtspunkte, Interessen und Motive jenes Paulusideal einer lebensvollen Durchdringung des Individuellen und des Genossenschaftlichen nicht immer erreicht, sondern leicht auf Kosten der Betonung des einen vor dem anderen vernachlässigt werden konnte. So läßt die nachreformatorische Zeit in der streitenden Arbeit für ein lehrreines und satzungsfestes kirchliche Gemeinwesen die Sorge um die fromme Vertiefung des christlichen Einzellebens zurücktreten; so ist dem Pietismus das Letztere das eine Nöthige, die organisirte Gemeinde das erst in zweiter Linie in Frage Kommende. Die Reformation selbst bleibt auch hier auf der Höhe mit ihrer religiös-ethischen Befreiung der Persönlichkeit und deren gemeindlicher Bindung. Die Gegenwart aber bedarf mehr als je der im Wahrheitsgeiste des lauteren Evangeliums gefestigten Leute, d. h. solcher, die ihre Freiheit des Glaubens in Christo sich nicht rauben lassen, aber sie auch nicht zum Deckmantel der Zügellosigkeit und Unordnung machen. Die Gefahr liegt im Gepräge unserer Zeit als einer in gewaltigen Gegensätzen gährenden und nach Gestaltung ringenden. Von einem Geschlechte der „Jungen", das wider die Principien des Alten und Veralteten im Sturmlauf begriffen sei, redet man nicht nur auf dem Gebiete der Musik, der Malerei und dramatischen Kunst, sondern auch auf dem der theologischen Wissenschaft, der Politik und des socialen Lebens. Wie am Wintertage die Schneeflocken, so wirbeln von allen Seiten Probleme, Wünsche und Vorschläge auf den Gebildeten ein, falls er eben mit offenen Augen und Gemüth die Erscheinungen der umgebenden Welt ansieht. Es läßt sich doch nicht leugnen, daß der Lärm auf unserem geistigen Kampfgefilde etwas Betäubendes und Verwirrendes hat. Und wer da nicht scharf zu sehen und zu wollen im Stande ist und den sicheren Maßstab der Beurtheilung nicht in sich trägt, der ist wie ein vom Winde hin und her bewegtes Rohr und wird entweder zum Fanatiker oder

zum gedankenlosen Nachbeter, — beides Leute, für die es eben keine Pflicht der ernsten Nachprüfung der Materien mehr gibt. Nach ethisch klaren Persönlichkeiten verlangt die Zeit. Erst durch sie, in denen die Treue, welche das bewährte Alte in großen Ehren hält und versicht, mit dem Sinn für das Recht geschichtlicher Entwicklung sich verbindet, wird unsere Kirche so gebaut werden können, daß sie aus den Stürmen des Tages und der Zukunft siegreich hervorgeht. Sie geben ihr in Lehre und Cultus die unerläßliche Einheit von Stabilität und Beweglichkeit. Und deshalb will mir scheinen, daß man der Pflege des individuellen Christenthums bei uns seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden sollte.

Die Gefährdung desselben aber kommt meines Erachtens im Wesentlichen durch ein Dreifaches. Durch das Umsichgreifen einer subjectivistischen Vereinseitigung und Isolirung der Christlichkeit; durch die Verflachung auf dem Wege der Zersplitterung der geistlichen Kraft und Aufmerksamkeit; durch die Belastung mit einer gottesdienstlichen und allgemein religiösen Gesetzlichkeit.

Zum Begriff eines gesunden persönlichen Christenthums gehört unzweifelhaft zunächst die geistliche Lebendigkeit seines Trägers, d. h. die selbsteigene Erfassung und Aneignung der religiös-ethischen Wahrheiten des Evangeliums. Nur die ins Innerste aufgenommene und zur Ueberzeugung gewordene Heilsverkündigung hat nach evangelischer Anschauung einen Werth. Aber ebenso gewiß gehört doch auch zu den Zeichen einer gesunden Frömmigkeit die Allseitigkeit der inneren Lebensbethätigungen, in der Weise, daß alle Seiten unseres geistigen Wesens — Erkenntniß, Gefühl, Wille — sich gleichmäßig durch das Göttliche berührt zeigen und zur harmonischen Ergänzung zusammenschließen. Es geht doch hier gerade so, wie es bei unserm Leibesleben geht. Wird bei ihm ein Glied vor dem andern geübt und gepflegt, so geschieht es nicht nur auf Kosten der Frische und Tüchtigkeit der übrigen, sondern auch zum Schaden der einheitlichen Ausrüstung und Darstellung des Gesammtorganismus; und stockt dort an einer Stelle das Blut oder versagt ein Glied seine Mitarbeit, so hört damit zwar der Körper als solcher noch nicht auf zu sein, aber er erscheint in Verkümmerung und Unzulänglichkeit. Ein Gleiches gilt für unser geistliches Wesen und Leben. Die Bildung des Willens muß mit der des Gemüthes Hand in Hand gehen, und der Trieb nach Versenkung in Gott und die Heimlichkeiten seiner Rathschlüsse und Führungen soll sein Regulativ und seine Schutzwehr in einem Sinn der klaren Verständigkeit haben. Die erste Voraussetzung dieser Gleichmäßigkeit der religiös-sittlichen Entwicklung des Menschen aber ist und bleibt, daß man sich gegenüber dem Worte Gottes vor allem Eklecticismus hütet und sich unter die Einwirkung des Gesammtgehaltes seiner Wahrheiten

und Forderungen stellt. Denn auch im Geistlichen führt eine fehlerhafte Ernährung zu Verkümmerungen und Schwächezuständen. So ist — um ein praktisches Beispiel zu geben — die gänzliche Mißachtung der Offenbarung Johannis für die Bildung der Frömmigkeit ein ebenso großer Fehler, wie deren Stempelung zum vornehmsten Mysterienbuche des christlichen Glaubens. Und so muß es weiter zum Unsegen und zur Gefährdung für den Charakter der Frömmigkeit ausschlagen, wenn man über dem ewigkeitsfreudigen und dem Himmel zugekehrten Paulus den Paulus aus dem Auge läßt, der, das Auge auf die Erscheinungen und Dinge der Welt gerichtet, seinen Korinthern schreibt: Alles ist euer! Zieht sich der christlich fromme Lebenstrieb nach Eigenwahl, persönlichen Gelüsten, subjectivistischer Bevorzugung auf einzelne Stücke der Lehre und der ihr zur Seite gehenden Geschichte des Reiches Gottes zurück und beschränkt sich auf sie, so bekommt Glaube und Frommsein und damit das ganze Christenthum das Gepräge der Einseitigkeit und der Verengung. Die Christlichkeit besteht doch nicht in der Herübernahme einzelner neutestamentlichen Ideen und Anschauungen, sondern in dem Sichdurchdringenlassen mit der Fülle des Geistes, der aus der Schrift und dem Leben der Kirche zu uns redet.

Solch ein eklectisch verfahrender geistliche Subjectivismus innerhalb der evangelischen Christenheit tritt uns nun in jenen methodistisch-pietistischen Bestrebungen entgegen, die, auf dem Grenzgebiet des Kirchlichen, für die Segnungen einer einheitlichen und allumfassenden kirchlichen Lehrgemeinschaft, für die Bedeutung geschichtlicher Zusammenhänge, für die Fragen eines gemeindlichen Verfassungsausbaues, für die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der scharfen Betonung confessioneller Eigenart u. s. w. Auge und Sinn verloren haben. Die persönliche Heilserweckung in Buße und Bekehrung, das Erfassen und Erleben der Gnade in der Vergebung der Sünden, die stille Gemeinschaft des Glaubens u. a. m. sind dort alles. Das darüber Hinausliegende ist, wenn nicht geradezu vom Argen, so doch ein gänzlich Gleichgültiges. An einen der edelsten Vorkämpfer dieser Denkart hat uns der 25. November des verflossenen Jahres, der 200jährige Geburtstag Gerhard Tersteegens, erinnert. Gewiß, er ist eine in ihrer sittlichen Reinheit und Gottinnigkeit ungewöhnliche Erscheinung. Aber die Wahrheit des inneren Lebens ist bei ihm alles. Die „Culturwelt mit dem ganzen Umfang ihrer materiellen und geistigen Bestrebungen bleibt ihm das Herrschaftsgebiet der Selbstsucht", und an der Arbeit in ihr hat man sich nur soweit zu betheiligen, als es zur nothdürftigen Erhaltung des Lebens unerläßlich ist. Jedes Verstehen der Bedeutung religiös-socialer Gebilde fehlt bei ihm. In der Sympathie für die Frömmigkeit katholischer Heiligen und in einem Zuge von religiösem Universalismus büßt er den Sinn für den Werth des

Confessionellen und des specifisch evangelischen Kirchenthums ein. Aber jener Tersteegen'sche Geist lebt unter uns fort in den „conventikelförmigen Gemeinschaftsbildungen", die wir augenblicklich fast überall antreffen, und die mehr als je — und zwar gerade auch bei ernstesten Christenleuten — Anerkennung und Zustimmung finden. Die psychologische Erklärung dafür ist nicht gerade schwer. Denn der Kirche der Gegenwart fällt die Aufgabe zu, ihre unter der Einwirkung der mannigfaltigsten Geistesströmungen Entfremdeten und Abtrünnigen unter den Einfluß des Wortes Gottes zurückzubringen. So muß sie naturgemäß, um gehört und verstanden zu werden, oft genug mit dem Peripherischen anstatt dem Centralen in ihrer Verkündigung kommen; sie muß von weltvernünftigen Gedanken und Vorstellungen zu den besonderen geistlichen Ideen und Reichgottesgeheimnissen allmählich fortschreiten; sie muß überreden und mit Gründen überzeugen, anstatt für ihre Behauptungen und Wahrheitssätze einfache Anerkennung zu heischen; sie muß nach der Weise Pauli Milch statt fester Speise darbieten. Das bringt der missionirende Charakter der Kirche unserer Tage mit sich. Um alle zu gewinnen, konnte und wollte Paulus den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche werden. Diese Kunst der Anpassung und Herablassung, wo es sich um Menschenseelen handelt, ziemt uns mehr als je. Aber eben daraus begreift sich doch auch der Wunsch gereifter und im Glaubensleben fortgeschrittener Christen nach besonderen Gemeinschaften, in denen ihren Bedürfnissen in umfassenderer Weise Rechnung getragen wird. Gleichwohl gewinnt, wie die Dinge thatsächlich liegen, das unter die Einflüsse dieser Bestrebungen gestellte individuelle Christenthum ein ungesundes Einseitigkeitsgepräge, und das Evangelium selbst kommt als Ganzes dabei nicht zu seinem Recht. Ich erinnere nur daran, daß die Leute strengster Observanz in diesen Kreisen im wesentlichen nur für eine Reichgottesarbeit Aufmerksamkeit und Mittel haben, nämlich für die äußere Mission; daß der Trieb nach erkenntnißmäßig und psychologisch vermittelter Erfassung der Glaubenssubstanz bei ihnen zum Stillstand kommt; daß der Zug zur Beschaulichkeit eine Untüchtigkeit zu frischer Weltüberwindung großzieht; daß in die Bildung des Begriffes der Sittlichkeit willkürliche und gefährliche Momente aufgenommen werden. Dennoch bewahren diese Kreise ein Salz der Wahrheit in sich, das für die Kirche und ihre Glieder nicht verloren gehen darf. Und sie betonen wesentliche und grundlegende Stücke der Heilslehre und des persönlichen christlichen Lebens, wenn auch einseitig, so doch mit einer Schärfe und Energie, daß ihre Stimme nicht überhört werden sollte. Geschieht es trotzdem, so wird der Graben zwischen ihnen und den kirchlichen Verbänden mit der Zeit so tief, daß es kein Herüber und Hinüber mehr gibt. Was aber kann dawider geschehen? Mich bedünkt, daß die kirchlichen

Behörden und Vorstände jenen Bestrebungen bei sich Gastrecht gewähren, daß sie ihnen überall, wo es gewünscht wird und nöthig erscheint, die Stätten zu ihren Versammlungen öffnen, daß Geistliche und Aelteste durch persönliche Theilnahme an denselben das Mittel gegenseitiger Annäherung und Verständigung bieten und so ihren Sinn für engere religiöse Gemeinschaft zum Ausdruck bringen. Und weil die Erbauung dieser Kreise meist durch Laienpredigt geschieht, so sollte die Kirche deren Organisation in die Hand nehmen. Daß auf diese Weise die in jenen Kreisen verborgene Kraft des Geistes dem Ganzen der Kirche zu Nutze gemacht werde, jene aber durch die immer neue Berührung mit dem kirchlichen Gesammtorganismus ihre Enge und Einseitigkeit abzustreifen lerne, das will mir als ein Zukunftswerk erscheinen, das des Schweißes und der Liebe aller werth wäre, die für gesunde christliche Charakterbildung im deutsch-evangelischen Volke etwas übrig haben.

Im Zusammenhang mit dem Vorausgehenden muß ich noch auf einen andern und nicht unbedenklichen Umstand hinweisen, welcher der subjectivistischen Verflüchtigung in der christlichen Persönlichkeitspflege Vorschub leistet. An Innerkirchliches denke ich. Nämlich an die bei uns zu Tage tretende und nachdrücklich betonte Forderung, in Unterweisung und Verkündigung hinter der ethischen Seite des Christenthums alles Religiös-Mystische, alle Tiefen der Kreuzes- und Versöhnungslehre, die geschichtliche Heilsthatsache, das Wunder u. a. m. zurücktreten zu lassen. Diesen Wünschen braucht nicht die Neigung ethischer Culturfreunde zu Grunde zu liegen, das Christenthum zu einem einfachen Moralsystem zu machen. Vielmehr finden sie ihre Erklärung darin, daß man aus der richtigen Einsicht in die Missionsaufgaben der Kirche der Gegenwart an ihrem irre und abtrünnig gewordenen eigenen Fleisch und Blut der Meinung ist, bei ihm am ehesten noch eine Resonanz mit der Bezeugung der sittlich großen Wahrheiten des Evangeliums zu finden. Ein Vorgehen also, das seine letzten Wurzeln nicht im Unglauben, sondern in der Liebe zu Volk und Kirche hat. Aber aus dem Vorhandensein dieser Strömung begreift sich wiederum auch die Thatsache einer gegentheiligen, die — ebenfalls in treuer Sorge um Großes — den Schaden auszugleichen und dadurch gut zu machen sucht, daß sie das von dorther als vermeintlich minderwerthig zurückgedrängte Religiöse derart in den Vordergrund rückt, daß es aussieht, als sei der Inhalt des Evangeliums allein eine Predigt von Sündenschuld und Kreuzesversöhnung, und als hätte nur der Tod und die Auferstehung Jesu für uns Heilsbedeutung, nicht auch sein Leben und Wandel. Beide Richtungen sind Irrwege und ein Beweis dafür, daß unser Geschlecht auch im Geistlichen nach Extremen hascht und sich in ihnen gefällt. Mehr als dies. Für die harmonische und ausge-

glichene Gestaltung des christlichen Individuums liegt in ihnen ein nicht zu unterschätzendes Hemmniß, dem gegenüber alle, welche für gesunde Lehre und gesundes Leben sich mühen, besonnen werden sollten. Das wahre Christenthum, wie es uns in der Person des Herrn und der Apostelzeichnung derselben zur Anschauung gebracht wird, ist die Verschmelzung von Religiosität und Sittlichkeit, von Mystik und Thatkraft, von stiller Gottbezogenheit des Herzens und christusgemäßer Lebenspraxis, von Gottes- und Menschenliebe. Und nur aus dem Grunde der Einheit beider erwachsen die christlichen Charaktere, nach denen die Zeit verlangend ist. —

Aus dem Ganzen des neutestamentlichen Schriftgeistes heraus soll das christliche Individuum seine Nahrung nehmen. Aber ihm droht auch die Gefahr der Verflachung durch die Zersplitterung seines geistigen Lebens unter einer Vielheit zu bewältigender Eindrücke und einer erdrückenden und zur Oberflächlichkeit drängenden Häufung der Ansprüche an seine Aufmerksamkeit und Kraft. Wenn eine Beobachtung die andere todt macht und zur Verarbeitung der einzelnen keine Zeit übrig bleibt; wenn Kopf und Herz einem Chaos gleichen, über denen keine sichtende, Licht und Ordnung schaffende Macht schwebt; wenn die empfänglichen Sinne über den Hunger gespeist werden, — dann muß ja die unausbleibliche Folge die Nervenzerrüttung oder ein grundloser Mischmasch von unverdauten Vorstellungen oder ein seichtes und untiefes Wesen sein. Mir steht das Bild eines Baumes vor Augen, der, von den Saugarmen eines wildrankenden Gewächses umfaßt, in dieser Umarmung einen Tropfen Lebensblut nach dem anderen allgemach verliert und schließlich ausgetrocknet dasteht. Hier ist die einzige Hülfe der Wille der Enthaltsamkeit und eines weisen Sichselbstbeschränkens. Aber wie viele besitzen ihn denn? Und die den Entschluß dazu fassen, haben sie auch Fähigkeit und Consequenz genug, ihn durchzuführen? Großmannssucht und Eitelkeit wollen so leicht nicht zugeben, daß man hinter anderen zurückbleibt, für unorientirt und ungebildet ausgerufen wird, nicht in allen Sätteln gerecht ist; und so tritt an die Stelle der eindringenden, gesammelten Erforschungsarbeit die des geistigen Naschens. Wo das aber zum Geläufigen und Gewohnheitsmäßigen wird, da hebt die innere Hohlheit und Phrase ihr Regiment an. Zur Entschuldigung kann dieser Zerfahrenheit die geistige Ueberproduction gelten und die Vorherrschaft des wissenschaftlichen Specialbetriebes. Sie sind für die eingehende Selbstinformation ein Hemmniß. Zur schärferen Hervorkehrung des obigen Gedankens sei es uns vergönnt, zwei Fragen zur Beantwortung zu stellen. Die eine gilt unserem heranwachsenden Theologengeschlecht. Welcher junge Geistliche von heute bringt es noch fertig, Werke, wie z. B. Rothes Ethik und Dogmatik im Zusammenhang durchzuarbeiten? Die Unsumme seiner theologischen

Kleinliteratur läßt ihn nicht dazu kommen. Und welcher für die Vorgänge auf dem Gebiete des Socialen und Kirchlichen interessirte Laie behält unter dem Gedankenmaterial, das ihm seine Tagesblätter, Monatsschriften und Kirchenzeitungen zuführen, nicht nur die Fähigkeit sichtenden Urtheils, nein, die Zeit und Freudigkeit, dem Problemgewirre im Einzelnen auf den Grund nachzuspüren? Und diese übermäßige Beanspruchung des gebildeten Geistes, mit der die Gefahr der Flachheit verbunden ist, ist eine ernste Gefahr.

Auf einen Punkt aber wollte ich hierbei im besonderen zu sprechen kommen: auf die Vereinsbestrebungen unserer kirchlichen Gegenwart. Es gibt ja Zeiten, in denen unhaltbar gewordene Zustände, schreiende Schäden der christlichen Gesellschaft weitesten Kreisen zum Bewußtsein kommen, Schäden und Zustände, die mit Dringlichkeit und Ernst eine sofortige Abhülfe fordern und Liebe und Mitgefühl aller Gutgesinnten gewaltig erregen zur Sammlung aller ihrer Kraft auf die eine Stelle; wobei dann freilich eben die Aufgaben der Förderung des individuellen christlichen Lebens leicht zurückgestellt, ja in ihrer grundlegenden Bedeutung verkannt werden. Solch eine Lage ist meines Erachtens die unsrige im Augenblick. Ich bin mir bewußt, eine warme und herzliche Schätzung für alle Bestrebungen unserer innern Mission, des Evangelischen Bundes, des Evangelisch-socialen Congresses u. s. w. zu haben. Ich erkenne ihre Nothwendigkeit und ihren Segen unumwunden an. Miteinander wollen sie — eine jede von ihren Gesichtspunkten aus und mit den ihnen eigenen Mitteln — die Wunden am Leibe unserer Kirche und unseres Volkslebens heilen, um ihnen zu neuer Schönheit zu verhelfen; die Mission durch den Schutz des Schwachen und Angefochtenen, wie durch die Belebung des Gebrochenen; der Evangelische Bund durch die so nöthige Schärfung des protestantischen Ehrgefühls und Gewissens; der sociale Congreß durch eine Besserung der traurigen gesellschaftlichen Allgemeinzustände, in denen wir stehen. Aber es will mir eben scheinen, als ginge vielen unter uns in den Sorgen ums Ganze die Sorge ums Kleine, Einzelne und Specielle verloren, oder büße doch an Tiefe und Intensivität ein; als lenke der ins Weite gerichtete Geistesliebesblick von den Pflichten und Aufgaben der Nähe ab; als leide da und dort über der Sammlung des Interesses auf wichtige Allgemeinzwecke der Eifer für das unmittelbar Gegebene und erste Pflichtmäßige; als käme in der Arbeit für die Corporation das Individuum zu kurz; als schädige die ausgebreitete Vereinsthätigkeit die Gemeindeseelsorge; als übersähen wir für den Augenblick, daß die Beseelung unseres erstarrten Kirchenthums und christlichen Gesellschaftslebens von den lebendigen christlichen Persönlichkeiten auszugehen hat, und daß solche zu gewinnen das erste Heilmittel ist. Das christliche Ich, die christliche Familie, die christliche Gemeinde, die christliche Kirche und Gesell-

schaft: das ist und bleibt die Stufenleiter in unserem Entwicklungsgang zur Reorganisation unserer Zustände. Sie muß im Mittelpunkt, nicht an den Enden angefangen werden, nicht von außen herein, sondern von innen heraus. Es ist mir darum bis heute befremdlich, wie M. A. Nobbe sein so dankenswerthes, weil in mehr als einer Beziehung klärendes Schriftchen: „Der evangelisch-sociale Congreß und seine Gegner“ in den Satz ausklingen lassen kann: — — um der durch lange Jahre hindurch gemachten Erfahrungen willen stehen wir auf der Ueberzeugung, „daß es bei aller Verschiedenheit der Anschauung jetzt und immerdar einen weiten Boden brüderlicher Verständigung und gemeinsamen Wirkens für alle geben wird, die von der persönlichen Ueberzeugung durchdrungen sind, daß unserem Volke nur Heil widerfahren und dauernde Größe zu Theil werden kann, wenn seine wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen eine geeignete Grundlage für die Pflege der sittlichen Ideale des Christenthums bilden.“ Nicht mit dem Anfange dieser Aeußerung haben wir's hier zu thun, die erklären soll, warum der Congreß das Tafeltuch zwischen sich und der Naumannschen national-socialen Vereinigung nicht zerschnitten habe und zerschneiden werde. Nicht jener Stellungnahme gilt mein Widerspruch, sondern der in den Schlußsätzen ausgesprochenen Vereinstendenz. So lange es heißt: „Der evangelisch-sociale Congreß hat sich die Aufgabe gestellt, die socialen Fragen der Gegenwart an dem Maßstabe der sittlichen Forderungen des evangelischen Christenthums zu messen und sie unter Festhaltung dieses grundlegenden Gesichtspunktes von wissenschaftlichen und praktischen Männern in Wort und Schrift erörtern zu lassen“ — wer könnte solchen Zweck auch nur mit einer Sylbe mißbilligen? Die Aufgabe des Congresses ist dann wesentlich die einer theoretischen Erkenntnißvorbereitung über allerlei Erscheinungen unseres Gesellschaftslebens, die jeder, der für das Wohl und Wehe seines Volkes ein Herz hat, als Unzuträglichkeiten und Hemmnisse fühlt. Und kommen nun Männer, die Einsicht genug haben, um diese Erscheinungen nicht nur obenhin, sondern in ihren letzten Entstehungsursachen zu fassen und aufzuzeigen, und die andererseits Glauben und Christenthum genug haben, um dieselben aus dem Ganzen der menschlichen Sünde und des widergöttlichen Geistes zu begreifen, wie sollte das nicht heilsam und hülfreich sein? Wie sollten nicht von da aus Lebensimpulse ausgehen für ernste staatliche und kirchliche Verwaltungen, Vereinsbestrebungen, Predigt und Seelsorge? Aber daß der Congreß „die für die Pflege der sittlichen Ideale des Christenthums geeignete Grundlage in neuen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen schaffen soll“, das dünkt mich eine Verkehrung der Sachlage und Gesichtspunkte. Denn das hört sich doch so an, als sei die wirthschaftliche und gesellschaftliche Ordnung

das Erste und Bahnbrechende, und die Pflege der sittlichen Ideale das Andere und Nachfolgende. Und diese Ansicht verstößt gegen die Geschichte, wie gegen die Grundtendenz des Christenthums. Das Ideal desselben ist: die Erfüllung des menschlichen Ich mit göttlicher und sittlicher Kraft und die Ueberwindung der Weltsünde in allen ihren Formen durch die vereinte Arbeit derartiger Persönlichkeiten, d. h. die Heraufführung des Reiches Gottes, dessen Gaben für alle Gerechtigkeit, Friede und heilige Geistesfreude ist; die natürliche Folge aber ihrer Erstarkung und Herrschaft unter den Menschen wird eine Umordnung der äußeren wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse sein, wie sie Nobbe vor Augen stehen; diese Ordnung wird da sein, wie Knospe, Blüthe und Frucht am Baum da sind, wenn der frische und gesunde Frühlingssaft in seine Aeußerzweigungen eindringt. Die Erregung des Geistes neuen Lebens in der Masse ist das Erste und Eine Nothwendige. Was erstrebt werden muß, ist: eine tiefere und allgemeinere Pflege der Christenthumsideale in dem Individuum als Grundlage besserer wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebenszustände. Gewiß, auch auf dem umgekehrten Wege mag einzelnes Gute geschaffen werden können. Aber eine genetische Entwicklung zur Wandlung des Gesammtantlitzes unserer socialen Verhältnisse, eine Wandlung, die wir für so dringlich halten, wie irgend etwas, muß nach meinem Verständniß der Dinge bei der Herzenswiedergeburt der Persönlichkeiten anfangen; die ist die Schöpferin und Trägerin eines christlichen Zeitgeistes. Diesen Weg ist auch die urchristliche Verkündigung gegangen. Sie hat ihr Banner auf dem Boden des verrotteten alten römischen Weltreiches aufgepflanzt und ihre Seeleneinzelarbeit ruhig und stetig gethan, unbekümmert darum, ob die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Bedingungen ihr günstig waren oder nicht, aber in der zuversichtlichen Hoffnung, daß der Sauerteig des göttlichen Wortes je länger je mehr durchdringend auch in ihrer Herausbildung sich geltend machen werde.

Wie die Dinge liegen, ist freilich die Vereinsthätigkeit und die Antheilnahme an ihr unerläßlich, so lange wir nicht lebendige Einzelgemeinden haben, die aus sich heraus selbständig die Zwecke und Ideen, deren Schützerinnen jene Vereinigungen sind, lösen. Es muß darum genügen, zur Vorsicht zu mahnen, damit Herz und Wille nicht allzusehr von dem Nächsten abgezogen werden, von der Erbauung der Persönlichkeiten und mittels ihrer der Gemeinden.

Das gilt auch von einer weiteren Erscheinung unseres kirchlichen Lebens, den Parteibildungen. Ideale Schwärmer mögen von dem Tage träumen, wo solche zu sein aufgehört haben werden. Als unerläßliche Begleiterscheinungen der Beweglichkeit und der Arbeit des selbständig forschenden Menschengeistes und der freien Persönlichkeit werden sie der Geschichte des Protestantismus

beigegeben bleiben. Man mag zu gewissen Zeiten die Entartung des Parteitreibens beklagen, die Parteien selbst sollte man darum noch nicht wegwünschen. Denn sie sind, wie gesagt, ein Beweis pulsenden Lebens. Und daß Menschen vor anderen kirchlich und wissenschaftlich sich zusammenschließen im Einklang gereiften Denkens und in der Einheit ihrer Lebensziele, ist ebenso sittlich berechtigt, wie die Freundschaftsbündnisse und die Wahl des Umganges. Nur daß eben die blinde „rabies“ sich nicht der Parteigenossenschaften bemächtige! Nur daß die Wahrheit das Grundgesetz ihrer Führer und Bannerträger sei! Nur daß mit keinen anderen Waffen als denen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken gefochten werde! Nur daß nicht die Ueberwindung der Gegner, sondern die religiös-sittliche Vertiefung und Förderung der eigenen Glieder die Hauptaufgabe bleibe! Geschieht dies nicht, und wird der Einzelne zum Sclaven seines Programms und seiner Richtung herabgewürdigt, so ist das Parteiwesen der verderblichste Feind für die Pflege des individuellen Christenthums, denn es bringt um die edelsten Geistes- und Herzensgüter, um die Ruhe und Sachlichkeit des Urtheils, die Weite des Blickes, die Güte des Herzens, die Befähigung des dankbaren Sichbelehren- und Beschenkenlassens. Ich verschweige dabei nicht, daß mir scheinen will, als habe das Parteileben unter uns diesen bedrohlichen Charakter angenommen. Dem wird freilich nicht eher abgeholfen werden können, als bis hüben und drüben die Verständigung oder doch ein gerechtes und brüderliches Gericht der Anderen als einfache, heilige und große *Christenpflicht* erkannt und der feste *Wille* dazu gefaßt wird. Ist aber jene Einsicht und diese Entschließung einmal vorhanden, — wäre nicht ein aussichtsvoller Weg, zum Frieden zu kommen, der der Aussprache und des Meinungsaustausches von Auge zu Auge, von Persönlichkeit zu Persönlichkeit? Wo findet sich denn unter uns die Anwendung der Regel Christi: Sündiget dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen *dir und ihm allein*? Bei uns wird alsbald öffentlich darauf losgeschrieben. Und sollte es nicht frommen, daß die Vortragsversammlungen und Zusammenkünfte der einen Partei auf ihre *Bitten* von Männern der anderen besucht würden, damit so in freier Rede und Widerrede die Controversfragen zur Erörterung gelangten und Gründe und Gegengründe zu Gehör kämen? Die Berührung von Person zu Person hebt Vorurtheile und Mißverständnisse auf, öffnet die Augen für thatsächlich vorhandene Uebereinstimmungen und persönliche Werthe, stellt Unklarheiten ins rechte Licht. Das unzulänglichste und unheilvollste Kampfesmittel ist das *gedruckte* Wort der Broschüren oder Zeitschriften. —

Noch von einer letzten Gefahr für das individuelle Christenthum wollte ich reden: Von der Anwendung einer cultischen und dogmatischen Gesetzlichkeit zu seiner Bewahrung und Pflege.

Unter „Cultus“ verstehe ich hier insonderheit die Form des evangelischen Gottesdienstes. Durch eine straffe Regelmäßigkeit und Ordnung scheint er mir nicht ausrichten zu können, wozu er gesandt ist. Die sittlich-religiöse Auferbauung des Einzelnen ist sein Zweck. Die psychologische Grundvoraussetzung dafür aber ist meines Erachtens dies, daß Seele und Gedanken erregt, gefesselt und gefangen gehalten werden, daß sie vor der Langeweile, dem Abschweifen, Träumen oder stumpfen Zuhören bewahrt bleiben. Monotonie und Einerleiheit wird das letztere aber unweigerlich auch bei willigen und starken Geistern auf die Dauer erzeugen. Und darin erkenne ich einen Schaden unserer gottesdienstlichen Einrichtungen. Unsere stetig von Sonntag zu Sonntag wiederkehrenden Sündenbekenntnisse, Collecten, Responsorien u. s. w. können erfahrungsmäßig nur durch eine alleräußerste geistige Anspannung die Aufmerksamkeit vieler unserer Kirchgänger erlangen; das wirklich freudige Aufathmen darunter ist nur ganz Vereinzelten gegeben. Man mache es sich doch nur einmal klar, wieviel Anstrengung es jeden unter uns kostet, sein vielgebrauchtes Vaterunser so zu beten, daß es jedesmal wirklich innerlich nachempfunden wird. Mein für Uniformität in Staat und Kirche schwärmender Freund wendet mir zwar ein, daß es für ihn ein geradezu erhebendes Bewußtsein im Gottesdienste sei, denken zu dürfen: Nun beten Millionen in deutschen Landen und darüber hinaus das Nämliche mit dir! Demgegenüber stehe ich mit dem Bekenntniß meiner Unzulänglichkeit und Armuth. Für Uebereinstimmung und Congruenz innerhalb des geistlichen Lebens habe ich nur soweit Sinn, als sie Mittel der Befriedigung tiefer Lebensbedürfnisse sind. Mir will scheinen, daß man gewisse cultische Grundstücke als dasjenige, wovon nicht abzugehen sei, festlegen sollte, z. B. also die Bibellection, das Glaubensbekenntniß, das große Fürbittengebet, im übrigen aber die Gestaltung der einzelnen Gottesdienste frei geben, je nachdem besondere locale Gepflogenheiten und Erlebnisse, vor allen Dingen aber die jedesmalige Predigt sie verlangt. Die Möglichkeit der inneren Einheit und Geschlossenheit des Gottesdienstes wäre damit gegeben; und ganz besonders würde Wechsel und damit Leben in ihn hinein kommen. Denn warum eigentlich immer das „Amen“ und „Halleluja“? Warum nicht an ihrer Stelle ein frei gewählter Gesangbuchsvers? Warum nicht jedesmal eine mit dem Predigtgrundgedanken übereinstimmende und ihn illustrirende Lection? Und warum immer noch die Verlesung von Bibelstellen, die, um dem Hörenden eine Hülfe zu sein, der Ausdeutung und Erklärung bedürfen, wie z. B. Gal. 4, 21—28, das Gleichniß vom ungerechten Haushalter u. a. m. Wo bleibt da die evangelische Freiheit? Wollen wir auf dem Gebiete des evangelischen Cultus die Theorie des opus operatum wieder aufrichten? Ich nenne das einen gottesdienstlichen Büreaukratismus,

unter dem nothwendiger Weise die Pflege des individuellen Christenthums leiden muß.

Ebenso bedenklich ist eine dogmatische Belastung des Einzelnen. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Für ein kirchliches Gemeinwesen ist es unerläßlich, daß es einen gleichsam summarischen Ausdruck seiner wesenhaften Glaubensmaterien besitzt und ihn bei seinen hauptsächlichsten Acten, z. B. bei Taufe und Confirmation zu Gehör bringt. Und weiter: weil Glaubensbekenntnisse in natürlich großer Entwicklung aus schöpferischen und geisterfüllten Zeiten und Geschlechtern emporwachsen müssen, die unsere aber eine solche nicht ist, so kann für mich kein Zweifel sein, daß unsere Kirche das Recht und die Pflicht hat, an ihren überlieferten Bekenntnissen so lange treu zu halten, bis Gott der Herr ihr hierin ein Neues schenkt. Ja, ich meinerseits bedauere immer wieder, daß wir neben dem Apostolicum keinen klar formulirten und bekenntnißmäßigen Ausdruck unserer besonderen reformatorischen Glaubens- und Lebensprincipien besitzen, der im Wechsel mit jenem unter uns zu Gebrauch käme, namentlich auch bei der Verpflichtung unserer evangelischen Confirmanden unter katholischer Bevölkerung. Ich könnte mir daraus für die Stärkung des evangelischen Bewußtseins viel versprechen. Also ich bin ein Freund des Bekenntnisses. Nur dagegen sträube ich mich, wenn häufig so geredet und geschrieben wird, als ob die Glaubenscorrectheit und Frömmigkeit, wohl gar die Seligkeit bei dem Einzelnen durch die Annahme der kirchlich gegebenen Fassung einer bestimmten neutestamentlichen und christlichen Wahrheitsbezeugung bedingt sei. Das ist katholisch. Auf der Stellung zur letzteren liegt doch das entscheidende Gewicht. Wieviel Beängstigung und Verwirrung aber durch die Nichtbeachtung dieser Unterscheidung hervorgebracht werden kann, sei mir erlaubt an zwei concreten Fällen klar zu legen. Ich besitze einen lieben Studienfreund, er ist seines Standes Philologe, als Mensch von tiefem Wissen, strengen Lebensgrundsätzen, ernstem und frommem Gemüth. Bei einem festen Lutheraner war er zum Confirmationsunterricht gegangen; von ihm hat er seine Abendmahlsauffassung empfangen und hat gelernt, daß man nur mit ihr in ehrlicher Gesinnung zum Tische des Herrn kommen dürfe. Als Mann in Amt und Würden schrieb er mir mit Wehklagen: Ach, daß ich glauben könnte wie ehedem, um an der Seite meines Weibes mit unserem Kinde zum Altar hinzutreten. Aber dies Dogma, dies Dogma! Und ob nicht gar viele Gebildete unter uns wohnen, die ehrlich und kirchlich wie jener, dem Sacrament fern bleiben, weil sie in der Meinung gefangen sind, die Zustimmung zu einem bestimmten Abendmahlslehrbegriff sei die unerläßliche Voraussetzung einer würdigen Abendmahlsfeier? Sollte man ihnen das Joch nicht abnehmen? Und eine zweite Erfahrung. In meiner jetzigen Gemeinde lebt

eine feingebildete, kirchlich interessirte, schriftkundige Frau. Es ist ihr Trost und ihre Freude, zu wissen, daß sie einen lebendigen Heiland im Himmel hat, der bei den Seinen allezeit ist bis an der Welt Ende. Aber die Vorstellung, in denen die Schrift, die Kirche und ich selbst mit ihnen diese Erhebung Christi zum Leben *vermittelt* denken, vermag sie sich nicht anzueignen. In der Sache selbst steht sie unerschütterlich und fest. Soll ich ihren Glauben einen minderwerthigen nennen? Wer auf ein Brünnlein den Stein wälzt, verschüttet es leicht ganz. Und gibt es nicht Ungezählte, die in dieser oder in anderen Lebensfragen zu dem Ideengehalt sich gerne bekennen werden, aber um der Hülle und Gedankenform willen, in der sie ihnen entgegentreten, es nicht vermögen?

Das sind Verwarnungen bezüglich des individuellen Christenthums in der Gegenwart. Es sei gestattet, ihnen einige *positive Forderungen* in Bezug auf die Handhabung der Mittel seiner Bildung, Pflege und Behütung beizufügen. Die Mittel sind: *Predigt* und *Seelsorge*.

Die Predigt soll zur innerchristlichen Auferbauung der Persönlichkeit dienen. Dazu aber kann sie nur an der Hand einer *individuellen Text*erfassung werden, d. h. einer solchen, die jede Schriftstelle zunächst in ihrer ersten und zeitgeschichtlichen Abzweckung, aus den Geistes- und Herzensmotiven dessen, dem sie entstammt, zu verstehen sucht. Denn auf diese Weise allein wird eine *christliche Erkenntniß*, eine wahrhafte Vertrautheit mit dem Ideengehalt der Bibel gewonnen, und hiedurch, weil aus der Erkenntniß sachliche Sicherheit, Gewißheit und Selbständigkeit des Urtheils kommt, überzeugungsvolles, individuelles Christenthum. Geben wir unserem Geschlechte nicht die Möglichkeit, selbstthätig mit dem sittlich-religiösen Maßstabe des Evangeliums die Zeiterscheinungen und die Zeitgedanken zu messen, so können wir uns nicht wundern, wenn es, überredet und irre gemacht, Wege geht, die von allem, was ihm wahrhaft frommt und nützt, abliegen. Die Möglichkeit aber einer solchen Bewahrung ist gegeben durch die Förderung einer christlichen Erkenntnißdurchbildung auf Grund einer gesunden Schriftverständigung. Der Predigt der Gegenwart fehlt nur zu häufig der Gesichtspunkt einer zusammenhängenden biblischen Orientirung. Sie begnügt sich damit, entweder an Einzelbegriffe oder Einzelgedanken eines zufälligen Textes Anregungen und Antriebe zu knüpfen, oder sie macht — was bedenklicher ist — den Text zum bloßen Ausgangspunkt fertiger dogmatischer, religiös-praktischer, ethischer Anschauungen und Tendenzen. Daß damit im einzelnen manches Gute gewirkt wird, soll nicht bestritten werden. Aber der Beziehungsreichthum der Schrift wird so verschüttet, die unerläßliche Nachprüfung unserer überlieferten dogmatischen Vorstellungsformen unter-

brochen und lahm gelegt, statt der zu erstrebenden christlichen Geistes- und Gesinnungsallseitigkeit eine einseitige Erkenntniß und Bildung gewirkt. Soll hier geholfen werden, so muß die Perikopenpredigt durch die Predigt über zusammenhängende, für Glauben und Sitte grundlegende Abschnitte ersetzt werden, vor allem aber und in jedem Fall der Predigt eine ernste, wissenschaftlich-exegetische Arbeit zu Grunde liegen. So lange die fehlt, fehlt die Garantie, daß wirklich christlich erbauend, d. h. Erkenntniß-vertiefend und -mehrend gepredigt wird. Durch die Beugung unter den Gottesgeist im Textwort erhält der Menschengedanke erst seine bestimmte Richtung und Abgrenzung; tritt er aus der Gefahr, in das Gebiet der Allgemeineinfälle und der besonderen Wünsche zu gerathen, heraus; empfängt er das sittliche Recht, in die Gemeinde gebracht zu werden. — Zur individuellen Texterfassung komme die individuelle Textbehandlung hinzu. Das bezieht sich auf die Persönlichkeit des Predigenden. Seine Schriftdarbietungen seien von ihm selbst innerlich so angeeignet und als Lebenswahrheit in sein Bewußtsein aufgenommen, daß sie sich von seinem Herzen und Gewissen als ein eigner geistliche Besitz loslösen. Sie dürfen nicht bloß Bibelauslegungen sein, sondern ein Ausdruck persönlicher Ueberzeugung, also ein Selbstbekenntniß. Ausführungen, die dieses Gepräge entbehren und die Herzensbetheiligung vermissen lassen, mögen interessiren und die Gedanken beschäftigen, aber sie werden kaum jemanden zu großen christlichen Entschließungen treiben. Was die Seelen im Innersten treffen soll, muß aus innerster Seele kommen. — Und nun noch ein Letztes bezüglich der Predigt: die individuelle Textanwendung. In dem normativen Charakter der Schriftwahrheit liegt ja schon die Nöthigung beschlossen, den Gedanken jedes Textes mit dem Bedürfniß unserer Gegenwart irgendwie in Beziehung zu setzen. Man kann nicht erwarten, daß jeder aus eigenem Antrieb und Vermögen die Nutzanwendung aus dem Gehörten für sich und seine Verhältnisse mache; sie muß ihm vermittelt werden. Dazu ist erforderlich eine gründliche Kenntniß des Menschenherzens an sich, wie des unter den besonderen Eindrücken und Anfechtungsgefahren der Zustände seiner Umgebung stehenden Herzens. Jede Zeit hat ja ihre religiös-sittlichen Probleme, mit deren Bewältigung sich der ernste Menschengeist abmüht. Wer z. B. in unseren Tagen predigen würde, ohne auf die aus unserem eigenthümlich gearteten volkswirthschaftlichen und wissenschaftlichen Leben erwachsenen Fragen, Bedenken und Zweifel Bezug zu nehmen, ohne den Versuch zu machen, sie in das Licht des Ewigen zu rücken, würde seinem Amt, — seiner Zuhörerschaft und dem Worte Gottes etwas schuldig bleiben, dem Worte Gottes, das die Absicht hat und die Kraft in sich trägt zur Lebenswegweisung an alle Geschlechter und Zeiten.

Nur um Andeutungen handelte es sich in diesem Zusammenhange für mich in Sachen der Predigt. Auf sie beschränke ich mich auch bezüglich der individuellen Seelsorge.

Soll dieselbe die Einzelnen erreichen, so ist und bleibt das Grunderforderniß dafür, daß dem seelsorgerischen Arbeitsgebiet je nach Aufgaben und Bedürfnissen die Kräfte zugewiesen werden, die es zur Erreichung ihres Zweckes bedarf. Kirchliche Obrigkeiten und Gemeindevorstände; die darauf nicht hinarbeiten, tragen eine ernste Mitschuld an dem immer tieferen Verfall des sittlichen und religiösen Lebens in unserem Volk. Immer lauter und dringlicher wird darum mit Recht der Ruf nach kleineren Seelsorgebezirken. Aber vor Einem hüte man sich doch auch in diesem Punkte: vor dem büreaukratischen Mechanismus. Nicht die Zahl entscheidet hier in jedem Fall, sondern die innere Zuständigkeit. Unter Umständen genügt eine frische und tüchtige Kraft für die Versorgung von einigen Tausenden, während an anderer Stelle ebenso viele Hunderte einer solchen benöthigt sind. Kurz, es läßt sich meines Erachtens keine in allen Fällen gültige Maximal- und Minimalzahlengrenze für ein Seelsorgegebiet angeben. Man prüfe und entscheide. — Dem amtlich bestellten Seelsorgeorgan d. i. dem Geistlichen binde man nun weiter nicht die Hände für diese seine Pflicht. Nicht durch eine Ueberlastung mit Ansprachen, Reden und Predigten. Ich unterschätze gewiß nicht den Werth der biblischen Wortdarbietung; aber man überschätze ihn auch nicht durch immer neue Forderungen von Predigtgottesdiensten. Das Hauptgewicht scheint mir gegenwärtig darauf zu liegen, daß weite Kreise wieder Achtung und Vertrauen und Beziehung zur Kirche gewinnen. Das Ziel aber wird nur erreicht durch die Thätigkeit an den Einzelnen, auf dem Wege einer persönlichen Aus- und Zusprache, durch eine Berührung von Auge zu Auge, durch ein Nachgehen in die Stille. Aber auch die Verpflichtung des Geistlichen, in eine ausgedehnte innergemeindliche Vereinsbeschäftigung zu versinken, ist eine Schädigung der individuellen Seelsorge. Geht es nicht ohne Vereine — und es scheint ja so —, dann lege man die Leitung und Versorgung derselben in geeignete Laienhände. Und warum beschwert die Kirchenordnung den Geistlichen auf Kosten seiner Zeit und Kraft mit der Verwaltung der äußeren Amtsgeschäfte, dem Vorsitz in den engen und weiteren Gemeindevertretungen, der Führung ungezählter Listen, Statistiken, Bücher u. s. w.? Urchristlich ist das nicht. Ist es nicht genug für den Geistlichen, daß er Sitz und Stimme in den Berathungen hat und so in Kenntniß über alle Vorgänge der Gemeinde bleibt? Warum können nicht zum wenigsten Aelteste die Vorsitzenden der Presbyterien sein und deren Arbeiten unter die Glieder des Collegiums zur Vertheilung kommen? Der Seelsorgearbeit des Geistlichen würde eine solche Einrichtung Vorschub leisten. —

Aber es sollte endlich auch auf evangelischem Boden mit dem Gedanken des „allgemeinen Priesterthums“ mehr Ernst gemacht werden. Die Seelsorge ist keine Aufgabe nur des Geistlichen, sie gehört der Gemeinde als solcher zu. Nun stellen sich aus ihr heraus dem Amte ja wohl einzelne Freiwillige zur Hülfe; aber davon abgesehen, daß deren Zahl eine verschwindende ist, — wo bleibt die seelsorgerische Mitarbeit unserer gewählten Kirchenvertretungen? Ihre Glieder sind doch auch gegenüber der Lösung unserer religiös-ethischen Gemeindeaufgaben zur Antheilnahme verpflichtet. Und Erfahrung aller Art zeigt, daß sie in vielen Fällen mehr vermögen und ausrichten, als wir Geistlichen. Welch ein Gewinn wäre es, wenn die Kirchenvorstände als solche — Geistliche und Laien miteinander — ihre Gemeinden wie mit einem Netze seelsorgerisch nachgehend umfaßten.

Unter uns ist individuelles Christenthum, Gott Lob, noch zu Hause. Nur so wie wir's nöthig haben, finden wir's nicht: Einfluß übend, schöpferisch, zwingend. Das Wehen des Geistes verspüren wir wohl. Aber wir brauchten das „Brausen vom Himmel“. Nur dann lösen wir unsere Aufgaben für eine bessere Volkszukunft.

Bonn. Pahncke.

Arnold von Brescia.

(Fortsetzung.)

Es folgen nun etliche Jahre in Arnolds Leben, welche die vorhandenen geschichtlichen Quellen mit Stillschweigen übergehen, so daß wir für die Ausfüllung derselben gar keinen Anhaltspunkt hätten, wenn nicht die reich gefüllte Schatzkammer der Briefe des heiligen Bernhard die Lücke ausfüllte. Wir erfahren nämlich aus einem dieser Briefe (Nr. 196), welcher an den Cardinallegaten Guido von Castello gerichtet ist und der nicht weniger als der weiter oben besprochene an den Bischof von Constanz den Namen eines Steckbriefes verdient, daß Bernhard in Erfahrung gebracht hat, sein Todfeind Arnold habe bei dem genannten Legaten ein Asyl gefunden.[1])

Der Brief, welcher für den Verfolger wie für den Verfolgten gleich charakteristisch ist und deshalb verdient, etwas ausführlicher mitgetheilt zu werden, lautet im wesentlichen wie folgt: „Arnold von Brescia, dessen gesellschaftlicher Umgang süß wie Honig, dessen Lehre aber Gift ist, der das Haupt der Taube, aber den Schwanz des Scorpions hat, den Brescia ausgespieen, den Rom mit Schauder verstoßen, den Frankreich verjagt hat, den Deutschland verabscheut und Italien nicht wieder aufnehmen will, soll bei Euch sein. O, ich bitte

[1]) Was für ein Cardinal von den damals gleichzeitig vorhandenen vier Cardinälen desselben Namens allein gemeint sein kann, lassen die in Bernhards Brief gebrauchten Worte: „Arnold von Brescia, . . . den Brescia ausgespieen, den Rom verworfen, den Frankreich vertrieben hat, den Deutschland verabscheut und den Italien nicht wieder aufnehmen will, soll jetzt bei Euch sein", nicht im Zweifel. Diese Worte setzen ja nothwendig als Bernhards Annahme die gleichzeitige Anwesenheit des Cardinals Guido von Castello und des von Bernhard „steckbrieflich verfolgten" Arnold von Brescia in Deutschland voraus. Dies trifft aber nur bei dem Cardinaldiakon Guido von Castello zu, welcher 1142 als Legat nach Böhmen und Mähren geschickt ward und damals, bevor er in seine Länder ging, längere Zeit in Passau und in der Ostmark verweilte. Dagegen kann der Cardinalpriester Guido von Castello, welcher dem damaligen Papst Innocenz II. nach dessen Tod im Herbst 1143 als Cölestin II. auf dem Stuhle Petri folgte, nicht gemeint sein, so nahe es an sich läge, wie dies auch manche Biographen Arnolds thun, in erster Linie an diesen zu denken, der als Freund und Schüler Abälards bekannt war und den der heilige Bernhard auch einmal vor den Irrlehren seines Meisters warnen zu müssen glaubte, denn dieser Guido befand sich in den Jahren, um welche es sich hier handelt, in Rom.

Euch, seht Euch vor, daß er, durch Euer Ansehen begünstigt, nicht noch größeren Schaden anrichtet! Denn er wird, zugleich begabt mit der Fähigkeit und dem bösen Willen, Schaden anzurichten, einem dreifachen Strick zu vergleichen sein, welcher nicht so leicht reißt, wenn Ihr ihm Eure Gunst schenkt. Dann wird er übermäßiges Unglück stiften, das fürchte ich. Wenn es wirklich wahr ist, daß Ihr den Menschen bei Euch hegt, so glaube ich entweder, daß Ihr ihn nicht hinlänglich kennt, oder was wahrscheinlicher ist, daß Ihr auf seine Besserung rechnet. O möchte dieser Versuch doch nicht fruchtlos sein! Möchtet Ihr aus diesem Stein einen Sohn Abrahams erwecken! Welch ein dankenswerthes Geschenk würde es unserer Mutter, der Kirche, sein, den als Gefäß der Ehre zu erhalten, der so lange ein Gefäß zur Unehre war! Der Versuch steht Euch frei, aber ein weiser Mann wird so vorsichtig sein, das von dem Apostel vorgeschriebene Gebot nicht zu übertreten: „wenn du einen Ketzer einmal oder zweimal vergeblich gewarnt hast, so meide ihn.“ Seid versichert, dergleichen Leute sind verkehrt; sie sündigen, und schon ihr eigenes Betragen verdammt sie. Ihn als Hausfreund behandeln, sich in häufige Unterredungen mit ihm einlassen, sogar mit ihm essen und trinken, erregt übrigens den Verdacht der Begünstigung und ist eine gefährliche Waffe in der Hand des feindselig gesinnten Menschen. Als Hausgenosse und Vertrauter eines Legaten des apostolischen Stuhls wird er seine Pläne dem Volk mit Sicherheit und Leichtigkeit vortragen und einreden können. Denn wer sollte wohl aus der Umgebung unseres Herrn, des Papstes, irgend Unheil befürchten? Und gesetzt, der Mensch trüge offenbar Verkehrtheiten vor, wer wollte es da wagen, Eurem Gesellschafter und Freund zu widersprechen? Und dann seht doch nur, was für Spuren er überall hinterlassen hat, wo er sich aufhielt. Nicht ohne Ursache hat die apostolische Wachsamkeit den in Italien gebürtigen Menschen gezwungen, über die Alpen zu wandern, und ihm untersagt, in sein Vaterland zurückzukehren. Und wer von den Fremden, zu denen er gewiesen worden, möchte nicht nur allzusehr wünschen, er möge wieder dahin gehen, woher er gekommen! Sich überall so aufführen, daß man überall verhaßt wird, ist wahrhaftig ein Beweis für die Gerechtigkeit der Strafe, welche er trägt, so daß niemand sagen kann, dieselbe sei erschlichen vom Papst. Diesen Menschen begünstigen, heißt also dem Papst widersprechen, ja Gott dem Herrn selber. Ich setze daher das Vertrauen in Eure Klugheit und in Euer Ehrgefühl, daß Ihr nach Lesung dieses Briefs, von der Wahrheit überzeugt, von nun an durch niemanden verleitet werdet, Eure Stimme in dieser Sache zu etwas anderem zu geben, als was Euch Ehre bringt und der Kirche frommt, für welche Ihr das Amt eines Legaten verwaltet. Uebrigens bleiben wir Euch gewogen und bereitwillig zu Eurem Dienst.“

Bezeichnend in diesem Brief erscheint uns besonders auch der aufgeregte Ton, in welchem Bernhard die Gerechtigkeit des vom Papst — wie wir wissen, zu allermeist auf sein Betreiben — gefällten Urtheils vertheidigt, eine Vertheidigung, auf welche Wort für Wort das französische Sprichwort paßt: „qui s'excuse, s'accuse", und welcher man recht deutlich nicht bloß das schlechte Gewissen des Vertheidigers, sondern auch den Argwohn abspürt, daß auch der Adressat des uns hier beschäftigenden Briefes zu denen gehöre, welche die Rechtmäßigkeit des über Abälard und Arnold nach der Synode von Sens gefällten päpstlichen Urtheils mit Fragezeichen zu versehen sich erlaubten. Das scheint von verschiedenen Seiten her wirklich geschehen zu sein. Wenigstens wurden auf der Synode zu Rheims, auf welcher Bernhard im Jahre 1146 gegen den gelehrten Gilbert von Poitiers wieder dieselbe Taktik anwenden wollte, die er auf der Synode von Sens gegen Abälard angewendet hatte, Stimmen laut, die ganz offen von „Künsten" redeten, „mit denen der Abt einstmals den Magister Petrus (gemeint ist Abälard) angefallen habe." (Monumenta Germaniae historica, Scriptores XX, 513.)

Trotz des Briefs, von welchem eben die Rede war, ist übrigens der Aufenthalt Arnolds bei dem Cardinal Guido bestritten worden; so viel wir sehen jedoch aus keinem andern Grund, als weil in diesem Brief sich die Wendung finde: „Arnaldus fertur vobiscum esse" und „si tamen verum est, quod vobiscum hominem habeatis". Es wird die von Otto von Freising von dem heiligen Bernhard gegebene Charakteristik herangezogen, nach welcher derselbe ein Mann genannt wird „tam e christianae religionis fervore zelotypus quam ex habitudinali mansuetudine quodam modo credulus, ut et magistros, qui humanis rationibus . . . . nimium inhaerebant, abhorreret et si quidquam ei christianae fidei absonum de talibus diceretur, facile aurem praeberet." (Mon. Germ. sc. XX, 376.) Aus diesen Eigenschaften Bernhards wird gefolgert, daß es ihm ganz wohl zuzutrauen gewesen sei, auf ein bloßes Gerücht hin Briefe wie den besprochenen sogar an einen Legaten des apostolischen Stuhles hinausgehen zu lassen. Für unmöglich halten wir allerdings diese Folgerung nicht, namentlich wenn wir uns den fanatischen Haß vergegenwärtigen, mit welchem der heilige Abt den Brescianer, dessen Name schon auf ihn geradezu gewirkt haben muß, wie ein rothes Tuch auf den Stier, auf Schritt und Tritt verfolgt hat; aber sicher begründet scheint sie uns doch durch die in dem Brief des heiligen Bernhard gebrauchten oben angeführten Wendungen nicht zu sein, die sich ja ganz gut aus den Vorschriften der Höflichkeit erklären lassen, nach welchen mit einem Cardinallegaten zu verkehren selbst der Abt von Clairvaux immerhin für gerathen halten mochte.

Etwas mehr Gewicht scheint uns dagegen auf den zweiten Grund zu fallen, der zur Bestreitung von Arnolds Aufenthalt bei dem Cardinal Guido ins Feld geführt wird. Es wird daran erinnert, daß um dieselbe Zeit, welche für diesen Aufenthalt allein in Betracht kommen könnte, in dem Gefolge des Cardinallegaten nachgewiesenermaßen Abt Gerhoh von Reichersberg war, der von ähnlichem asketischen Ernst wie Arnold beseelt bei seiner Gesinnungsverwandtschaft mit diesem es sicherlich nicht unterlassen hätte, in seinen eigenen litterarischen Aufzeichnungen, in welchen er über seinen Aufenthalt bei Cardinal Guido spricht, Arnold wenigstens zu erwähnen, wenn er sich gleichzeitig mit ihm in der Umgebung Guidos befunden hätte, umsomehr, als er bei seinem späteren Aufenthalt in Rom nicht bloß mit Anhängern Arnolds in Berührung gekommen ist, — er rühmt sich selbst einer Disputation, die er in Gegenwart von Papst Eugen III. mit einem solchen gehabt — sondern auch für Arnolds tragisches Ende Worte der Theilnahme gefunden hat.

Es wäre allerdings sehr auffallend, wenn Gerhoh wirklich gleichzeitig mit Arnold bei Cardinal Guido sich befunden hätte, daß der erstere nicht einmal den Namen des letzteren sollte erwähnt haben, aber die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß Arnold und Gerhoh sich zwar beide, aber eben doch nicht ganz zu derselben Zeit bei dem Cardinallegaten aufgehalten haben. Wir haben einen Brief vom Papst Innocenz II. an Bischof Heinrich von Mähren, datirt vom 21. August 1142, in welchem der Papst dem Bischof den Cardinallegaten Guido empfiehlt. Dieser Brief aber dürfte doch wohl am passendsten gleich zu Beginn der Mission Guidos geschrieben worden sein, so daß wir daraus den Schluß ziehen dürfen, Arnolds Anwesenheit bei dem Legaten werde jedenfalls nicht vor den bezeichneten Termin gefallen sein. Ueber den 24. September 1143 hinaus kann sich aber diese Anwesenheit nicht erstreckt haben, denn Papst Innocenz II., der an diesem Tag gestorben ist, wird in dem oben besprochenen Brief Bernhards an den Cardinallegaten Guido noch als lebend vorausgesetzt. Gerhoh von Reichersberg dagegen wird von Cardinal Guido im Jahr 1144 an Papst Cölestin nach Rom empfohlen, kann sich also über das Jahr 1144 hinaus auch nicht bei dem Legaten aufgehalten haben. Die einfachste Lösung der Schwierigkeit scheint uns nun diejenige zu sein, daß wir annehmen, Arnolds Aufenthalt bei Guido sei in die Zeit zwischen dem 21. August 1142 und dem 24. September 1143 gefallen, Gerhoh dagegen habe sich erst vom Ende des Jahres 1143 an bis ins Jahr 1144 hinein bei dem Legaten aufgehalten.

Daran möchten wir noch die weitere Vermuthung knüpfen, daß Arnolds Aufenthalt bei Guido eben infolge des besprochenen Briefs aus Clairvaux sein Ende gefunden haben werde. Daß der Brief des heiligen Bernhard

diese Wirkung jedenfalls gehabt haben kann, selbst bei einem Cardinal, dürfte in Anbetracht des außerordentlichen Einflusses, den der heilige Abt in der ganzen abendländischen Kirche besessen hat, namentlich in jenen Jahren vor dem dritten Kreuzzug, in welchen er so recht im Zenith seines Ruhmes stand, wohl kaum in Abrede gezogen werden können. Aber es ist dann doch wenigstens ein kurzer Aufenthalt Arnolds bei Guido gerettet, für dessen Festhaltung wir uns auch noch auf den weiteren Umstand berufen können, daß der Cardinal einst in Paris Arnolds Mitschüler gewesen ist wie jener andere Cardinal Guido (später Cölestin II.), der oben erwähnt worden ist (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, IV. Band, pag. 458).

Wohin sich Arnold nach seinem Ausscheiden aus Guidos Gefolge wendete, ob er jetzt vielleicht „in die stillen Alpenthäler mystischer Katharer wanderte", was ihn manche schon früher thun lassen, dafür fehlen uns alle Anhaltspunkte. Da erscheint der Verbannte nach sechsjähriger Abwesenheit im Jahre 1145 auf einmal wieder in seiner italienischen Heimath. Es ist nicht zufällig, daß in dasselbe Jahr auch die Rückkehr des Cardinallegaten Guido fällt. Wir werden annehmen dürfen, daß, wenn Guido auch auf Bernhards Brief hin den weiteren Verbleib Arnolds in seiner unmittelbaren Umgebung nicht für gerathen hielt, die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Männer deshalb doch nicht aufhörten, um so weniger, als Arnold bei seinen Zeitgenossen, soweit sie ihn nicht durch die Brille des heiligen Bernhard betrachteten, in dem Ruf stand, „omnibus amabilis et admirabilis" zu sein (Mon. Germ. sc. XXVII, 65), und daß dann wohl Arnold die Erlaubniß zur Rückkehr und die Wiederaufnahme in die Kirche der Fürsprache seines Gönners zu danken hatte, die um so eher möglich war, als nicht mehr Arnolds Feind Innocenz II., sondern Eugen III. auf dem päpstlichen Stuhl saß.

Die historia pontificalis erzählt uns hierüber: „Als Arnold nach dem Tode des Papstes Innocenz nach Italien zurückkehrte, versprach er der römischen Kirche Genugthuung und Unterwerfung und wurde vom Papst Eugen zu Viterbo wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen. Es wurde ihm eine Buße auferlegt, welche er durch Fasten, Nachtwachen und Gebete an den heiligen Stätten Roms zu leisten versprach; zugleich gelobte er mit einem feierlichen Eide fortan Gehorsam gegen die Kirche" (Mon. Germ. sc. XX, 537 f.).

Otto von Freising dagegen weiß von einer Aussöhnung Arnolds mit der Kirche nichts. Nach seiner Darstellung ist Arnold am Anfang der Regierung Eugens — nachher läßt er ihn sogar schon von der Regierungszeit Cölestins an in Rom anwesend sein — im Gegentheil aus Haß gegen die kirchliche Macht nach Rom gegangen, um dort die Herstellung des Senats

und des Ritterstandes zu betreiben (Mon. Germ. sc. XX, 366). Aus diesem Bericht Ottos hat man deshalb den Schluß gezogen, daß jene von der historia pontificalis berichtete Wiederaussöhnung Arnolds mit der Kirche gar nicht stattgefunden habe, die ja auch Arnolds ganzem Charakter und insbesondere der bald von ihm in Rom eingenommenen öffentlichen Haltung durchaus widerspreche. Es wird insbesondere darauf hingewiesen, daß wenn der Bericht der historia pontificalis richtig wäre, Papst Eugen es sich schwerlich hätte entgehen lassen, in seinem Brief vom 15. Juli 1148 an den römischen Klerus, in welchem er denselben vor den Irrlehren und der Secte Arnolds warnte und allen, die sich ihm anschlössen, den Verlust aller ihrer kirchlichen Aemter und Benefizien androhte, namentlich auf den Meineid hinzuweisen, dessen sich Arnold schuldig gemacht haben müßte, wenn der Bericht der historia pontificalis richtig wäre (Historisches Taschenbuch, VI. Folge, 8. Jahrgang, pag. 150 f. Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, Band III., Jahrgang 1873, pag. 139).

Es wird zugegeben werden müssen, daß allerdings eine Schwierigkeit hier vorliegt, und zwar finden wir dieselbe nicht nur auf Arnolds, sondern auch auf des Papstes Seite. Papst Eugen war ein Schüler des heiligen Bernhard, und zwar ein Schüler, gegen den sich der heilige Abt noch nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron ziemlich viel herausnimmt, den er z. B. „simplicem hominem“ „rusticanum et pannosum homuncionem“ nennt (Brief Nr. 238): Da will es uns allerdings auffallend erscheinen, daß gerade dieser Papst der kirchlichen Rehabilitation des von seinem Meister „bestgehaßten“ Mannes die Wege ebnete, ohne sich zuvor mit dem Heiligen von Clairvaux ins Benehmen gesetzt zu haben. Allein auch vom Papst Eugen gilt das Dichterwort: „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken“. Er zeigt sich als Träger der Tiara durchaus nicht als der „homo simplex“, für den ihn Bernhard gehalten, sondern als ein Mann voll Klugheit und Energie, der auch in dem uns hier beschäftigenden Fall geglaubt haben wird, einen Schulmeister nicht mehr nöthig zu haben. Vielleicht hat er sich auch ganz direct die Förderung seiner eigenen Zwecke von dem Friedensschluß mit dem Mann versprochen, den er als den gefeierten Liebling vieler kannte und den er darum auch für sich selbst lieber zum Freund als zum Feind haben wollte. Zudem konnte es an gewissen Sympathieen für den begeisterten Vertheidiger der apostolischen Armuth gerade ihm um so weniger fehlen, als er selbst nie aufgehört hat, noch unter dem Purpur die härene Mönchskutte zu tragen.

Und auch Arnold brauchte seinem Charakter durch seinen Friedensschluß mit der Kirche durchaus nichts zu vergeben. Er fand den Papst

seiner weltlichen Macht entkleidet, der Herrschaft über seine eigene Stadt beraubt, die ihm nicht einmal die Weihe an der solennen Stätte, im Dom von St. Peter, gegönnt hatte, so daß er sie in dem obscuren Farfa hatte vollziehen lassen müssen, als Exulanten vor Roms Thoren sitzend. Konnte da Arnold nicht auf den Gedanken geführt werden, die Verwirklichung des Ziels, dem die Kämpfe seines bisherigen Lebens gegolten hatten, die Beseitigung des kirchlichen dominium temporale bahne sich nunmehr an, um so mehr, als er in dieser Richtung auch noch die nächsten Schritte des Papstes liegen sah, der, um sich die Rückkehr nach Rom zu ermöglichen, in den Fortbestand der römischen Commune unter ausdrücklicher Beibehaltung des Senats willigte und für sich nur noch die Investitur des Senates verlangte (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, IV, 468)? Von dem Einfluß, den der Cardinallegat Guido bei der Versöhnung Arnolds mit dem Papste gehabt hat, ist schon weiter oben die Rede gewesen.

Otto von Freisings Bericht dagegen ist ungenau. Abgesehen von dem chronologischen Widerspruch, daß er die Wirksamkeit Arnolds in Rom das eine Mal erst unter Papst Eugen, das andere Mal schon unter Cölestin beginnen läßt, ein Widerspruch, den wir bei der Kürze der Pontificate Cölestins II und Lucius II nicht pressen wollen, findet sich bei ihm auch noch der schwerer ins Gewicht fallende sachliche Widerspruch, daß er das eine Mal die Herstellung des Senats und das Aufflammen der Revolution in Rom auf Arnolds Einfluß zurückführt (Mon. Germ. sc. XX, 366), dagegen später zugibt, daß die Herstellung des römischen Senats ein Werk des römischen Volkes gewesen sei, und daß die bereits entfachte Revolution der Stadt durch Arnolds Erscheinen nur neue Nahrung gewonnen habe (Mon. Germ. sc. XX, 404). Das von ihm über die renovatio ordinis equestris Bemerkte entspricht ohnehin den thatsächlichen Verhältnissen gar nicht und gehört wohl nur der Phantasie Ottos an.

Dem argumentum ex silentio endlich, das, wie wir weiter oben gesehen haben, aus dem Schreiben Eugens an den römischen Klerus, datirt 15. Juli 1148, zum Beweis für die Ungeschichtlichkeit der Versöhnung Arnolds mit dem Papst herausconstruirt wurde, vermögen wir keine besondere Bedeutung beizulegen, da unseres Erachtens die argumenta ex silentio im allgemeinen etwas zweifelhafter Natur sind. Im Gegentheil. Der Brief scheint uns geradezu für die Geschichtlichkeit dieser Versöhnung zu sprechen. Der Papst sagt in demselben ausdrücklich, daß er nicht länger schweigen könne, damit Arnolds Anhang nicht weiter Raum gewinne. Vorher hatte er also noch keine Erklärung gegen Arnold erlassen, was völlig undenkbar wäre, wenn dieser schon seit 1145 unter den Augen des Papstes in Agitationen gelebt hätte. Auch ein späterer Brief Bernhards an Papst Eugen,

in welchem seiner Leichtgläubigkeit ein Hieb versetzt und er ermahnt wird, sich die mit Arnold erfahrene Täuschung zur Warnung dienen zu lassen (Brief Nr. 298), scheint uns ein Beweis für die Geschichtlichkeit der Versöhnung Arnolds mit dem Papste zu sein. Nehmen wir noch hinzu, daß der Verfasser der historia pontificalis, als welcher Johannes von Salisbury mit Sicherheit nachgewiesen ist, nicht bloß seiner Zeit auf dem Hügel der heiligen Genovefa zu Paris Arnolds Mitschüler bei Abälard gewesen ist, sondern sich auch während Arnolds eigener Lehrthätigkeit in Paris wiederum daselbst aufgehalten hat, daß er ferner als Vertrauter Hadrians IV., dessen Opfer Arnold später wurde, über die römische Periode von Arnolds Leben gleichfalls genau unterrichtet gewesen sein muß, und endlich, daß die Abfassung seiner historia pontificalis schon ums Jahr 1164 erfolgt ist, so stehen wir, nach eingehender Prüfung aller in Betracht kommenden Momente nicht an, die Darstellung der historia pontificalis für richtig und die Versöhnung Arnolds mit dem Papst für wirklich geschichtlich zu halten.

Die auf diese Versöhnung unmittelbar folgende Zeit hat Arnold in der ewigen Stadt unzweifelhaft in frommer Stille, nur der Erfüllung seines Gelübdes sich widmend, hingebracht, obgleich Rom damals aufs neue wieder von den heftigsten politischen Kämpfen zwischen Papst und Volk durchtobt war. Wir haben dafür nicht bloß das directe Zeugniß der historia pontificalis, welche erzählt, wie Arnold in Rom seinen Bußwerken lebte und dadurch Gunst in der Stadt gewann (Mon. Germ. sc. XX, 538), sondern auch, wenn wir von dem weiter oben bei Otto von Freising constatirten Widerspruch absehen wollen, ein indirectes Zeugniß in zwei um jene Zeit geschriebenen Briefen des heiligen Abts von Clairvaux. Einer derselben ist an die aufrührerischen Römer gerichtet und läßt sichs mit dem ganzen theatralischen Pathos, das wir auch sonst an den Briefen dieses Heiligen bewundern zu können in der Lage sind, angelegen sein, das abtrünnige Volk nicht bloß unter die geistliche, sondern auch unter die weltliche Botmäßigkeit seines päpstlichen Oberhirten zurückzuführen, wobei er als schreckenden Popanz die auswärtigen Nationen, die Wildheit der Barbaren, die Tausende von Bewaffneten braucht, die sich aufmachen werden, um den an dem Stellvertreter des Petrus und Paulus verübten Frevel zu rächen (Brief Nr. 243).

In dem zweiten Brief, der an Kaiser Conrad III. ging, „that dann der Heilige gleich das Seinige, um nicht als falscher Prophet erfunden zu werden", indem er die Barbaren, vor deren Wildheit er die Römer gewarnt hatte, sofort selbst herbeirief (Brief Nr. 244). Aber in keinem von beiden Briefen ist der falsche Prophet von Brescia auch nur mit einer Silbe erwähnt, was bei der bekannten Stellung des großen Cistercienſers zu ihm

sich nur daraus erklärt, daß der heilige Bernhard ihm irgendwelche Betheiligung an den damaligen Umtrieben der Römer gegen das Pontificat auch nicht von ferne zur Last legen konnte, ja daß er wohl schwerlich etwas von einem Aufenthalt Arnolds in Rom überhaupt gewußt haben wird, denn sonst hätte er ihn doch, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, irgendwie mit dem römischen Aufruhr in Zusammenhang gebracht.

Doch das Horazische: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret" sollte sich auch an Arnold erfüllen. Auch der Eid, den er geschworen, konnte ihn nicht auf immer von dem Werke scheiden, an dem seine Seele hing und in dessen Ausführung er seither schon so manchen dornenvollen Weg gegangen war: von dem Kampf für die Rückkehr der Kirche zu der apostolischen Armuth ihrer ersten Zeit. Hatte aber dieser Kampf bisher nur kleinere Kreise in Mitleidenschaft gezogen, so nimmt er jetzt, da er in seiner letzten Phase auf dem Boden der ewigen Roma sich abspielt, welthistorischen Charakter an und fügt sich als bedeutsames Glied in die Kette aller der Jahrhunderte-erfüllenden Bestrebungen ein, die noch nicht einmal mit dem Einmarsch der Italiener in Rom am 20. September 1870 zur Ruhe kommen dürften. Als ein bedeutsames Glied: aber doch darf die Bedeutung desselben nicht überschätzt werden, wie dies, wenn wir recht sehen, fast durchweg geschehen ist und noch geschieht, wo man sich auf dem Gebiet der Welt- oder Kirchengeschichte mit Arnold von Brescia beschäftigt, und deshalb will es gerade der letzte Theil der vorliegenden Untersuchung versuchen, soweit dies auf Grund des zu Gebote stehenden, freilich sehr lückenhaften und noch dazu, wie wir dies gleich zum Eingang bemerkt haben, fast durchweg tendenziös gefärbten Quellenmaterials möglich ist, die Bedeutung des von Arnold zuletzt noch in Rom für sein Ideal geführten Kampfes auf sein nach unserer Ueberzeugung ihm allein zukommendes, weit bescheideneres Maß zu reduciren.

Nach der Erzählung der historia pontificalis hat Arnold seinen Kampf erst wieder aufgenommen, als sich Papst Eugen III. im März 1147 nach Frankreich begeben hatte, um den von Bernhard getroffenen Vorbereitungen des zweiten Kreuzzugs die päpstliche Sanction zu ertheilen. „Zu der Zeit, als der Papst nach Frankreich gegangen war", heißt es dort, „begann Arnold freimüthiger zu predigen und sich einen Anhang zu bilden, welcher die Sekte der Lombarden genannt wurde. Seine Jünger, die sein asketisches Leben annahmen, fanden wegen ihres ehrbaren Wandels und ihrer Sittenstrenge bei dem Volke Beifall und vornehmlich bei frommen Frauen Unterstützung" (Mon. Germ. sc. XX, 538). Auch den Anlaß, der Arnold wieder auf die Arena rief, erfahren wir aus der historia pontificalis, mit welcher auch der Bericht des Engländers Map übereinstimmt. Dieser erzählt, als

Arnold die Tische der Cardinäle mit goldenen und silbernen Gefäßen und köstlichen Leckerbissen beladen gesehen, habe er gegen diesen Luxus geeifert (Mon. Germ. sc. XXVII, 65). Und in der historia pontificalis heißt es: oft hörte man Arnold auf dem Capitol und in öffentlichen Versammlungen Reden halten. Schon schmähte er unverhohlen die Cardinäle und sagte, „ihr Collegium sei wegen ihres Hochmuths, ihres Geizes, ihrer Heuchelei und Lasterhaftigkeit nicht ein Tempel des Herrn, sondern ein Kaufhaus und eine Räuberhöhle; sie selbst nähmen die Stelle der Schriftgelehrten und Pharisäer in der Christenheit ein“ (Mon. Germ. sc. XX, 538). Daß Arnold übrigens hier nicht gehässig übertrieben, sondern die Bilder der Cardinäle — traurig genug, daß dies gesagt werden muß — einfach nach dem Leben gezeichnet hat, leuchtet ein, wenn wir uns die Ehrentitel vergegenwärtigen, welche siebzehn Jahre vorher während des Schismas die Cardinäle selber einander gegeben haben, wie der Gegenpapst Innocenz' II., Anaklet, den auch bei Arnolds neuerlichem Auftreten in Rom wieder an der Spitze des Cardinalscollegium stehenden Kanzler der römischen Kirche, Haimerich, als Knecht der Habsucht, als Genossen der Gaukler, als Plünderer der Kirchen, als Bedränger der Gläubigen, als neuen Gehasi zeichnet und auch von den übrigen Cardinälen der Gegenpartei die entsetzlichsten Biographieen anrollt. Wir brauchen ferner nur daran zu denken, wie sogar der heilige Bernhard im vierten Buch „von der Betrachtung“ eine keineswegs rosenfarbene Schilderung der damaligen Curie gibt, ja wie Papst Eugen III. selbst oft über die unersättliche Habgier seiner Umgebung seufzte, indem er über „Seitenstechen“ klagte, an dem er leide, nämlich an den Cardinälen „e latere“ (Mon. Germ. sc. XX, 533). So werden wir es begreiflich finden, daß ein Mann wie Arnold solch himmelschreienden Uebelständen gegenüber, die gerade an den vornehmsten Säulen der römischen Curie zu beklagen waren, sich selbst durch einen Eid nicht mehr zum Stillschweigen verpflichtet fühlen konnte, sondern mit aller Energie den früher von ihm geführten Kampf wieder aufnahm, obgleich er sich wohl zum Voraus gesagt haben wird, daß diesmal für ihn nicht wie seither Heimath oder Freiheit, sondern das Leben selbst auf dem Spiele stehe.

Dieser kirchliche Kampf Arnolds fällt nun zeitlich, damit aber durchaus noch nicht auch der Sache nach, zusammen mit dem von den Römern gegen die Curie geführten politischen Kampfe. Das versteht sich natürlich von selbst, daß für Arnold der gegen die Curie gleichzeitig mit seinem kirchlichen geführte politische Kampf nur erfreulich sein mußte, weil er hoffen konnte, daß, wenn es in Rom gelang, dem Papst die weltliche Macht zu entreißen, damit ein sehr bedeutender Schritt für die Zurückführung der Kirche zu dem ihm als höchstes Ideal vorschwebenden Zustand der aposto-

lischen Zeit geschehen wäre. Aber wir halten trotzdem den Schluß für übereilt, daß deswegen Arnold „dem Dienst der politischen Bewegung verfallen mußte, die Rom beherrschte“ (Hausrath, Arnold von Brescia, pag. 101), „daß es nun auch seine Hauptaufgabe werden mußte, eine Republik in Rom aufrichten zu helfen auf den Grundlagen der bürgerlichen Freiheit“ (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, IV, 475). Wir glauben, den Kampf mit politischen Waffen konnte er den Römern selber überlassen, denen er als Bundesgenosse hochwillkommen sein mußte, auch wenn er nicht in die politische Arena zu ihnen hinabstieg, sondern nach wie vor auf die Verfechtung seiner kirchlichen Reformgedanken sich beschränkte, weil er so „den an sich nur egoistischen politischen Bestrebungen der Stadtgemeinde das idealere Ziel einer großen kirchlichen Reform hinzufügte.“

Mit dem eben Gesagten scheint nun freilich eine Aeußerung, welche die historia pontificalis Arnold in den Mund legt, in directem Widerspruch zu stehen. Dieselbe läßt ihn nämlich sagen, Rom sei der Sitz des Kaiserthums, die Quelle der Freiheit, die Herrin der Welt, und die solle man nicht zulassen, welche Rom ihrer Herrschaft unterjochen wollten (Mon. Germ. sc. XX, 538). Sollten das nicht eben doch Worte sein, wie sie weit eher in den Mund eines Volkstribunen als in den eines kirchlichen Reformers paßten? Aber selbst wenn Arnold diese Worte wirklich ausgesprochen hat, was bei der Zuverlässigkeit der Quelle, in welcher sie sich finden, immerhin zuzugeben sein wird, so erscheint es uns gleichwohl gewagt, schon um dieser Worte willen Arnold zu einem politischen Agitator stempeln zu wollen. Dieselben sind in keinem Fall genuin Arnoldinisch, sondern haben sicherlich in der revolutionären Bewegung der römischen Stadtgemeinde gegen das dominium temporale des Papstes die Schlag- und Losungsworte gebildet, noch ehe Arnold aus seiner Zurückgezogenheit hervorgetreten ist. Wie wäre denn sonst das römische Volk darauf verfallen, dem von ihm aufgerichteten Regiment gerade die Formen zu geben, wie sie in der Verfassung des republicanischen und des kaiserlichen Roms von ehedem sich fanden, wie hätte der romantische Plan, namentlich das alte Capitol wieder herzustellen, demselben so sehr ans Herz wachsen können, was nachgewiesenermaßen schon in der Revolution von 1143, also noch vor Arnolds Eintritt in die revolutionäre Bewegung der Fall war, wenn nicht die Erinnerung an die Herrlichkeit der antiken Roma „die Quiriten des 12. Jahrhunderts so mächtig elektrisirt hätte, daß sie wähnten, sie seien das alte Rom, und könnten die Weltgeschichte veranlassen, das nämliche Stück zweimal aufzuführen?“

Wenn Arnold sich dieser Schlag- und Losungsworte, die bei seinen damaligen Mitbürgern von Mund zu Mund gingen, gleichfalls bediente, so brauchten sie in seinem Mund durchaus nicht den Sinn zu haben, daß nun

auch er nicht mehr bloß mit kirchlich-religiösen, sondern auch mit weltlich-politischen Waffen die weltliche Herrschaft des Papstes bekämpfen wolle, sobald wir annehmen, daß für ihn der Nachdruck nicht auf die Verherrlichung Roms als „sedes imperii, fons libertatis, domina mundi" fiel, die im Munde der Römer von dazumal doch nur ein Phantasma war, sondern auf das praktische Ziel: „Menschen nicht zu dulden, welche Rom der Knechtschaft unterwerfen wollten." Unter diesen Menschen kann natürlich niemand anders verstanden werden als die römische Curie, und um ihre Bekämpfung handelte es sich für Arnold allein. Die Worte über die Bedeutung Roms sind in seinem Mund nur eine Accommodation an die Schwärmerei der römischen Gemeinde, sie vermögen aber für sich allein jedenfalls den Beweis nicht zu erbringen, daß der Prophet von Brescia, der ernste Asket, der kirchliche Reformer, nun zum politischen Agitator, zum Volkstribunen geworden sei.

Haben wir die Richtigkeit der in der historia pontificalis sich findenden Relation anzuzweifeln keine Ursache, so sehen wir uns dagegen veranlaßt, den Bericht, welchen Otto von Freising über diese Phase von Arnolds Thätigkeit gibt, mit etlichen Fragezeichen zu versehen. Dieser erzählt, „Arnold habe der römischen Bürgerschaft die Beispiele der alten Römer vorgehalten, die infolge der Weisheit des Senats und infolge der Zucht und Unverdorbenheit der jugendlichen tapferen Geister den ganzen Erdkreis zu ihrem Eigenthum gemacht hätten. Dementsprechend habe Arnold gefordert, das Capitol müsse wieder aufgebaut, die senatorische Würde erneuert, der Ritterstand in bessere Ordnung gebracht werden. Den römischen Papst gehe die Ordnung der Stadt nichts an; für ihn genüge es, daß ihm das kirchliche Gericht zustehe" (Mon. Germ. sc. XX, 404).

In diesem ganzen Tenor vermögen wir nur den letzten Satz für ursprünglich Arnoldisch zu halten. Zur Wiederaufrichtung des Capitols hatten ja die Römer, wie schon weiter oben bemerkt worden ist, schon anläßlich der Revolution von 1143 Schritte gethan, und in derselben Revolution war auch schon die senatorische Würde erneuert worden (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom IV, 435 ff.); sie brauchten also nicht auf einen erst von Arnold gegebenen Anstoß zu warten. Und was endlich die weitere Stelle in Ottos Bericht betrifft, Arnold habe die Wiederherstellung des Ritterstandes gefordert, so „findet dieselbe, wie gleichfalls schon erwähnt wurde, in den thatsächlichen Verhältnissen gar keine Bestätigung und gehört wohl nur der Phantasie des geistlichen Autors an" (Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der Königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, Band III, Jahrgang 1873, pag. 138, Anm. 34).

Der Grund, weshalb der Bischof von Freising Arnold solche Worte in den Mund legt, die von demselben unmöglich gesprochen sein können, ist durchsichtig. Der Bischof ist einmal Cistercienser wie der heilige Bernhard, also Ordensgenosse von Arnolds erbittertstem Feinde, und schon aus diesem Grund schwerlich frei von gehässiger Voreingenommenheit gegen den lombardischen Propheten; sodann aber ist er, was gerade für seine uns hier beschäftigenden Angaben ins Gewicht fällt, der Oheim von Friedrich Barbarossa, welcher später die Hand zu dem an Arnold verübten Justizmord geboten hat. Es mußte ihm deshalb daran liegen, um seinen kaiserlichen Neffen rechtfertigen zu können, eine todeswürdige Schuld Arnolds zu construiren. Dies that er, indem er in seinem uns vorliegenden Bericht aus dem kirchlichen Reformer einen politischen Revolutionär macht, der die Bewohner von Rom dazu verleitet habe, ihre Hände nach Rechten auszustrecken, welche dem wahren Erben der alten römischen Imperatoren, dem römischen Kaiser deutscher Nation allein zukamen. Wir wissen, wie mächtig in Barbarossas Geist jene Ideen von alter römischer Kaiserherrlichkeit wieder aufgelebt waren, die einst die Seele Karls d. Gr. erfüllt hatten, wie wenig er sich darum Versuche gefallen lassen konnte, die auf eine Schmälerung oder gar auf eine Vernichtung seiner kaiserlichen Hoheitsstellung, wie er sie auffaßte, hinausliefen. Gelang es darum, Arnold zu einem Revolutionär, zu einem Mitschuldigen oder gar zu einem Rädelsführer der aufrührerischen römischen Bevölkerung Roms zu stempeln, bei welcher derartige majestätsverbrecherische Versuche wirklich vorlagen, so hatte Arnold seinen Tod reichlich verdient, und der geistliche Oheim hatte seinen kaiserlichen Neffen weiß gewaschen, was seine Absicht war.

Wenn nun aber auch Arnold die Kutte des Mönchs nicht, wie Otto von Freising behauptet, mit der Toga des römischen Volkstribunen vertauscht hat, so kam es der revolutionären Bewegung der römischen Stadtgemeinde zunächst gegen die weltliche Herrschaft des Papstes doch mit zu statten, daß Arnolds kirchlich-asketische Reformgedanken in den Kreisen der niederen Geistlichen Anklang fanden, und somit dem dominium temporale der Curie auch von hier aus eine Gegnerschaft erwuchs, die der Papst keineswegs leicht genommen zu haben scheint, wie das von uns schon früher erwähnte Schreiben an den römischen Klerus, dat. Brescia, den 15. Juli 1148 beweist. Der Papst beklagt in demselben, daß „gewisse Capläne (d. h. die Priester der Filialkirchen) dem Ansehen ihrer Vorgesetzten Hohn sprächen und sich an Arnold von Brescia anschlössen", den die Bulle sofort als einen Schismatiker bezeichnet, „den der Satan aufgestiftet habe." Weiter steht in diesem Schreiben ausdrücklich, daß der Papst jetzt nicht mehr länger schweigen könne, damit Arnolds Anhang nicht noch weiter Raum gewinne, ein deut-

licher Beweis dafür, wie gefährlich dem Papst gerade der Umstand erschienen sein muß, daß der Abfall nun auch in den Reihen seiner Getreuen um sich zu greifen begann. Es wird demzufolge ferner in dem Schreiben eine scharfe Warnung vor den Irrlehren und der Secte Arnolds erlassen, und allen, die sich ihm anschlössen, der Verlust aller ihrer kirchlichen Aemter und Beneficien angedroht.

Eine erneute Verurtheilung Arnolds als Schismatiker (Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der Königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München, Jahrgang 1873, pag. 139) braucht diesem Schreiben nicht vorausgegangen zu sein. Arnold hatte, seines Eidschwurs nicht achtend, den von ihm früher geführten Kampf gegen die weltliche Herrschaft der Kirche wieder aufgenommen und demzufolge konnte wohl auch der Papst gegen ihn den status quo ante wieder eintreten lassen und die verdammende Bulle vom Jahr 1139 ohne weiteres wieder in Kraft setzen. Dagegen scheint um diese Zeit auch noch eine Excommunicationserklärung gegen Arnold wegen Häresie erfolgt zu sein; wenigstens enthält die historia pontificalis die Notiz, die römische Kirche habe befohlen, Arnold als einen häretischen Menschen zu meiden (Monum. Germ. sc. XX, 537).

Es erhebt sich nun die Frage, ob Arnold nicht bloß der Vorwurf des Schismas, d. h. der Abweichung von den Regeln der Kirche in Sachen der Kirchen*zucht*, sondern auch der Vorwurf der Häresie, d. h. der Abweichung in der Kirchen*lehre*, mit Recht gemacht werden konnte. Diese Frage dürfte ohne weiteres mit Ja zu beantworten sein, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß schon die Stelle 1. Sam. 15, 13 nolle obedire scelus est idololatriae für genügend erachtet wurde, um eine Anklage auf Häresie daraus zu formuliren. Wir brauchen also nur an Arnolds scharfe Ausfälle gegen das Cardinalscollegium und gegen den Papst selbst zu denken, und der Häretiker im Sinn der Curie ist fertig. Nun enthält aber eine Quelle, die von uns gleich zu Anfang namhaft gemachten, von einem unbekannten Bergamasken verfaßten gesta di Federigo I in Italia, doch noch bestimmtere Andeutungen über Arnolds Häresie. Nach dieser Quelle (vv. 780—85) lehrte Arnold das Volk, unwürdigen, simonistischen Priestern weder zu beichten, noch von ihnen die Sacramente zu empfangen, vielmehr empfahl er ein gegenseitiges Bekenntniß der Sünden, womit er sich unzweifelhaft in einen Gegensatz gegen die recipirte Kirchenlehre setzte, nach welcher die Wirkung der Sakramente als unabhängig von der Würdigkeit des fungirenden Priesters und der Priester selbst nur als ein passives Instrument angesehen wurde, dessen Gnadenstand für die Wirkung der von ihm verwalteten Sacramente gar nicht in Betracht komme. Die recipirte Kirchenlehre vergleicht das Sacrament mit „einem Sonnenstrahl, der durch

Kloaken und Latrinen hindurchscheint und doch nichts Unreines annimmt."

Auf diese Ansicht Arnolds von der Unfähigkeit unwürdiger Priester zu geeigneter Verwaltung des Sacraments ist wohl auch die bei Otto von Freising sich findende Notiz zurückzuführen, nach welcher Arnold „über das Sacrament des Altars und die Kindertaufe nicht recht gedacht haben soll" (Mon. Germ. sc. XX, 404). Es kann also an einer Berechtigung der Kirche, von ihrem Standpunkt aus Arnold auch als einen Häretiker zu excommuniciren, nicht gezweifelt werden.

Doch auch der zweifach Gebannte bleibt nach wie vor für die Curie derselbe gefährliche Gegner, der er vor seiner Excommunication gewesen war, und dazu trägt nun allerdings der Umstand das Hauptsächlichste bei, daß der von ihm auf kirchlichem Boden geführte Kampf zeitlich mit dem politischen Kampf der römischen Stadtgemeinde gegen den Papst zusammenfällt, daß sich zwischen beiden Richtungen, was bei der Gemeinsamkeit des Gegners gar nicht zu vermeiden war, mancherlei Fäden herüber- und hinüberspannen, die sich mit der Zeit zu einem festen Gewebe verdichtet haben. Wenigstens berichtet die historia pontificalis, Arnold habe sich eidlich zum Dienste der Stadt und der römischen Republik verpflichtet, während ihm die Römer Hilfe mit Rath und That gegen alle Menschen, besonders gegen den Papst versprachen (Mon. Germ. sc. XX, 537). Obgleich die historia pontificalis selber ihre Notiz mit einem „dicebatur" einführt, so kann dieselbe ganz wohl auf einem thatsächlichen Vorkommniß beruhen. Aber auch das braucht Arnold durchaus noch nicht zu einem politischen Agitator zu machen und nöthigt uns keineswegs, über die Annahme hinauszugehen, daß Arnold die von seinen Zeitgenossen so oft gerühmte Macht seiner hinreißenden, begeisternden Beredtsamkeit insofern in den Dienst der römischen Revolution gestellt hat, als er zu den politischen Argumentationen, die weltlicherseits gegen das dominium temporale des Papstes vorgebracht wurden, seine religiös-kirchlichen fügte. Indem er die Massen des Volks und insbesondere auch die für den Verlauf welthistorischer Bewegungen bekanntlich durchaus nicht zu unterschätzende Frauenwelt durch die von ihm gewiß in den leuchtendsten Farben entworfenen Zeichnungen des Idealbildes der armen apostolischen Kirche, durch seine feurigen Strafpredigten gegen die von diesem Idealbild so weit als möglich entfernte, gänzlich in Verweltlichung versunkene hohe Geistlichkeit mächtig entflammte, umsomehr, als im Kreuzzugsjahrhundert das religiöse Empfinden in der ganzen christlichen Welt außerordentlich gesteigert war und der Zug der Gedanken ohnehin lebhafter als sonst in die ersten christlichen Jahrhunderte zurückging, leistete er dem zunächst von weltlicher Seite und durch politische Motive hervorgerufenen Entschluß

der römischen Stadtgemeinde, sich das päpstliche Joch vom Halse zu reißen, nun auch noch mit religiösen Mitteln einen gewiß nicht zu unterschätzenden Vorschub.

Aber mit dem allen braucht Arnold noch um keine Linie von seinem früheren Standpunkt sich entfernt, braucht er sich noch lange keine Declamationen, wie sie ihm der Bischof von Freising in den Mund legt, Declamationen über die Wiederherstellung des Capitols, über die Erneuerung der senatorischen Würde, über die Reformation des Ritterstandes geleistet zu haben (Mon. Germ. sc. XX, 404). Nach unserer Auffassung war der Bund zwischen Arnold und der römischen Stadtgemeinde nach Analogie des berühmten Wortes vom „getrennt marschiren, aber vereint schlagen" geschlossen, war wohl der Feind, um dessen Bekämpfung es sich handelte, für beide Seiten ein und derselbe; aber die Waffen, die hier auf Arnoldinischer, dort auf römischer Seite zur Anwendung gelangten, haben wir auseinanderzuhalten. Auch so, auch wenn sich Arnold völlig auf den kirchlich-religiösen Boden beschränkte, mußte seine Bundesgenossenschaft für die Römer von höchstem Werte sein, denen es ja im Blick auf die Kreuzzugsbewegung der damaligen Zeit klar vor Augen stand, was für große Dinge gerade die religiöse Begeisterung hervorzubringen im stande sei. Und an der Entflammung der religiösen Begeisterung, ja des religiösen Fanatismus durch Arnold hats in jenen Tagen allerdings nicht gefehlt. Nicht bloß gegen die Cardinäle wendet er sich, sondern auch vom Papst selbst gebraucht er Worte, wie sie vor ihm wohl kein anderer in gleicher Schärfe auszusprechen gewagt hat. „Der Papst sei nicht, wie er vorgebe, ein apostolischer Mann und Hirte der Seelen, sondern ein Mann des Bluts, in dessen Namen Brandstiftungen und Mordthaten verübt würden, ein Folterknecht der Kirche, ein Unterdrücker der Unschuld, der nichts anderes in der Welt thue, als seinen Leib nähren, den eigenen Geldkasten füllen und die der anderen leeren. Darum nenne man ihn Apostolikus, weil er die Apostel nicht nachahme, ein apostolischer Vater aber von unapostolischem Wandel habe keinen Gehorsam und keine Verehrung anzusprechen" (Mon. Germ. sc. XX, 538).

Zu einem derartigen scharfen Angriff auf den Papst selbst war Arnold insbesondere aus dem Grund berechtigt, weil jener, um sich wieder in den Besitz seiner weltlichen Herrschaft über Rom zu setzen, den aus Frankreich mitgebrachten wohlgefüllten Geldsäckel im Frühjahr 1149 dazu benutzt hatte, von den Bettelbaronen der Campagna die Aufstellung von Söldnerschaaren gegen Rom zu erkaufen (Mon. Germ. sc. XX, 533) und den Sicilierkönig Roger dazu zu bewegen, daß er seine Normannenhorden losließ, die in den Dörfern und Flecken in der Umgebung Roms mit Mord und Brand wütheten, ohne jedoch der Herrschaft des Senats selbst irgend welchen ernstlichen Abbruch

zu thun (Mon. Germ. XX, 536). Gleichwohl aber sah sich derselbe jetzt unmittelbarer als seither vor die Existenzfrage gestellt, denn im Blick auf die gefüllten päpstlichen Geldkassen konnte er sich wohl der Befürchtung nicht mehr erwehren, es könnte ihm über kurz oder lang unter den Umschlingungen seines Gegners der Athem ausgehen.

Diese Erwägungen haben den römischen Senat dazu genöthigt, sich nach auswärtiger Hilfe umzusehen und sein Augenmerk in erster Linie auf den gerade damals mit den Trümmern seines Heeres aus dem gänzlich verunglückten zweiten Kreuzzug in die Heimath zurückkehrenden deutschen Kaiser Conrad III. zu richten. Derselbe befand sich als Verbündeter des griechischen Kaisers ohne weiteres mit dem Sicilierkönig Roger, dem vornehmsten Bundesgenossen des Papstes, im Kriegszustand, und dieser Umstand mochte wohl in den Römern die Hoffnung erwecken, Conrad III. gegen den Papst auf ihrer Seite zu sehen und von ihm die gleiche Unabhängigkeit herauszuschlagen, wie sie die oberitalienischen Städterepubliken unter seiner mehr nur nominellen Oberhoheit genossen. Da der Kaiser eilte, über die Alpen in seine deutsche Heimath zu gelangen, so sendete ihm der römische Senat drei Gesandte hohen Ranges mit einer Eingabe nach, die nicht bloß für das Selbstbewußtsein der Römer, für den ganzen romantischen Zauberkreis, in den sie sich mit ihren Gedanken an eine Wiederaufrichtung altrömischer Herrlichkeit eingesponnen hatten, überaus bezeichnend ist, sondern uns auch erkennen läßt, daß Arnolds kirchliche Reformpredigt wie an allen Stätten, an denen er seither gewirkt hatte, so nun auch in Rom auf fruchtbaren Boden gefallen war. Das Schreiben hat folgenden Wortlaut: „Dem erlauchten Gebieter der Stadt und der Welt, Conradus, von Gottes Gnaden König der Römer, immer Augustus, der Senat und das Volk von Rom, Heil und glückliche, ruhmvolle Beherrschung des römischen Reichs. Eurer Königlichen Erhabenheit haben wir schon durch öftere Schreiben was durch uns geschehen kundgethan, wie wir Euch treu bleiben und der hellere Glanz Eurer Krone unser täglicher Wunsch ist. Doch wir stannen, daß Ihr uns keiner Antwort gewürdigt habt. Dies ist unser einmüthiges Bemühen, das Reich der Römer, welches Gott Eurer Leitung anvertraut hat, wieder zu der Macht zu erheben, die es unter Constantin und Justinian besessen hat, welche aus Vollmacht des römischen Senats und Volks die Welt beherrscht haben. Deshalb haben wir mit Gottes Hülfe den Senat hergestellt und viele Feinde Eurer Kaisergewalt niedergestreckt, damit Euer sei, was des Kaisers ist. Wir haben einen guten Grund gelegt, wir gewähren Recht und Frieden allen denen, die darnach begehren. Die Thürme des Stadtadels, der mit Sicilien und dem Papst Eugen Euch zu trotzen hoffte, haben wir erobert, für Euch besetzt oder zerstört. Deshalb bedrängen uns von allen Seiten

der Papst, die Frangipani, die Söhne Pierleones (außer Jordan, unserem Bannerträger), auch Ptolemäus und manche andere. Sie wollen uns hindern, Euch zum Kaiser zu krönen, indeß wir dulden manches Ungemach aus Liebe zu Euch, denn nichts ist dem Liebenden zu schwer, und Ihr werdet uns den verdienten Lohn, den Reichsfeinden die verdiente Strafe geben. Schließt Euer Ohr den Verleumdern des Senats, sie wollen unseres Zwiespalts sich freuen, um Euch und uns zu verderben. Seid des gedenk, wie viel Uebles der päpstliche Hof und jene unsere ehemaligen Mitbürger Euren Vorgängern zugefügt haben und wie sie jetzt mit sicilianischer Hülfe die Stadt noch mehr zu schädigen versuchen. Doch wir halten mit Christi Beistand männlich aus, und schon haben wir mehrere der schlimmsten Reichsfeinde aus der Stadt verjagt. Eilt zu uns mit kaiserlicher Macht, die Stadt ist Euch zu Willen. Ihr könnt in Rom, dem Haupt der Welt, machtvoll wohnen, und unbeschränkter als fast alle Eure Vorgänger über ganz Italien und das deutsche Reich gebieten, nachdem jedes Hinderniß der Pfaffen beseitigt ist. Wir bitten Euch, zögert nicht, laßt Euch herab, Eure willigen Diener durch Briefe und Boten Eures Wohlseins zu versichern. Wir stellen jetzt die milvische Brücke, die lange zum Schaden der Kaiser zerstört war, mit allem Eifer her und hoffen sie durch starke Aufmauerung bald zu vollenden. So wird Euer Heer dort hinüberziehen und die Engelsburg umgehen können, wo die Pierleoni, wie sie mit Sicilien und dem Papst es verabredet haben, auf Euer Verderben sinnen." Und nun schließt der Brief, bezeichnend genug für die römischen Quiriten, die dem Boden nüchterner Wirklichkeit völlig entrückt eine längst versunkene Welt wieder aus dem Schutt emporsteigen lassen wollten, den Jahrhunderte auf dieselbe gehäuft hatten, — mit einigen schwungvollen Hexametern:

„Heil dem König! Es werde nach Wunsch ihm, über die Feinde
Hab' er das Reich, er wohne zu Rom und regiere den Erdkreis,
Sei er Gebieter der Welt, wie einstmals Justinianus.
Habe was Cäsars der Kaiser, der Papst was immer des Papstes,
So wie Christus gebot, denn Petrus bezahlte den Zins ja."

(Mon. Germ. XX, 366.)

Dieser Brief ist zwar für uns überaus interessant, weil er so recht von Arnoldinischem Geiste durchweht ist, denn nach Otto von Freising hat der Satz von Anfang an auf Arnolds Programm gestanden, daß kein Kleriker, der Eigenthum, kein Bischof, der Regalien, kein Mönch, der Besitz habe, selig werden könne. Dies alles gehöre dem Kaiser, durch dessen Güte es an Laien zum Gebrauch verliehen werden könne. In diesem Gedankenkreis bewegt sich ja nun auch der vorliegende Brief wieder und zeigt uns, daß der Asket von Brescia denn doch nicht bloß in Fasten, Nachtwachen und Büßungen aufging, nicht bloß aus den Rüstkammern mönchischer Askese,

sondern auch aus dem Arsenal der wissenschaftlichen Bildung seiner Zeit die Waffen zu dem Kampfe geholt hat, welcher den Inhalt seines Lebens bildete. Wir wissen, daß das Studium des römischen Rechts gerade damals besonders in Bologna, aber auch in anderen Städten Oberitaliens blühte, und unter dem Einfluß und im Sinn des römischen Rechts begann sich damals in Italien „die Idee von einem Absolutismus der kaiserlichen Macht auszubilden, die der antiken Vorstellung vom Imperium der römischen Kaiser ähnlich war." Und doch konnte Conrad III. dem Briefe der Römer keine Folge geben. Er mußte sich abgestoßen fühlen von den Ueberschwänglichkeiten, die sich in demselben fanden und die dem Bischof Otto von Freising immerhin einigen Grund gaben, den Brief mit dem Ausdruck „Narrenspossen" kurzer Hand abzuthun, und die in demselben so gar emphatisch zur Schau getragene Loyalität konnte dem Kaiser nicht anders als verdächtig erscheinen, denn die Geschichte der letzten Jahrhunderte lieferte mehr als einen Beweis, daß die Römer gegen den deutschen Kaiser nur dann loyal waren, wenn sie ihn brauchten, wenn sie eine Förderung ihrer eigenen selbstsüchtigen Zwecke von ihm herauszuschlagen hofften.[1]) Außerdem hätte ein Eingehen auf das Gesuch der römischen Stadtgemeinde für den Kaiser sicherlich den Abfall seiner deutschen Bischöfe nach sich gezogen, was er umsoweniger riskiren konnte, als er mit der Gegnerschaft der Welfen immer noch zu rechnen hatte. Endlich entsprach es wohl auch weit eher den religiösen Anschauungen eines Fürsten, der erst vor anderthalb Jahren aus den Händen des heiligen Bernhard, des päpstlichen Emissärs, am Altar demüthig und gehorsam das Zeichen des Kreuzfahrers angenommen hatte, den Wünschen des Papstes gegen die Römer gefällig zu sein.

Deshalb blieben auch zwei weitere Schreiben ohne Erfolg, die von Rom aus bei Conrad einliefen. Wir übergehen das erste, vom Senat selbst erlassene, und wenden uns sofort dem zweiten zu, als dessen Verfasser sich „ein Getreuer des Senats und allergetreuester Diener des Königs" nennt. Man hat in dem Verfasser dieses Schreibens Arnold selbst vermuthet, und in der That bewegt sich dasselbe so vollständig in Arnoldinischen Anschauungen, daß uns diese Hypothese vieles für sich zu haben scheint, wenn sich auch freilich ein zwingender Beweis für die Arnoldische Abfassung nicht erbringen läßt. Doch ist in diesem anonymen Schreiben „die Quintessenz der Lehre Arnolds in wenigen Worten zusammengedrängt", sofern dem Kaiser der Rath gegeben wird, die Einrichtung zu treffen, daß ohne seinen Befehl

1) In dieser Richtung hat der heilige Bernhard im vierten Buch seiner Schrift „de consideratione" ein sehr düsteres Bild von den Römern entworfen, das auch nach Abzug des auf die Rechnung der Gegnerschaft Kommenden immer noch manchen höchst unerfreulichen, offenbar wirklich nach dem Leben gezeichneten Zug enthält.

und Willen künftig kein Papst in Rom eingesetzt werde. So war es zur Zeit des seligen Gregor, der ohne Zustimmung des Kaisers Mauritius nicht Papst sein konnte, und so blieb es bis zu den Zeiten Gregors VII. Darum aber bestätige ich, daß dies nützlich war, damit nicht Mord und Krieg in der Welt durch Priester geschehe. Denn sie sollen nicht das Schwert und den heiligen Kelch zugleich tragen, sondern predigen und der Predigt durch ihr gutes Beispiel Kraft verleihen, nicht aber Kampf und Streit in der Welt erregen." (Mitgetheilt bei Hausrath, Arnold von Brescia, pag. 112 f.)

Doch verfingen diese kirchlich-religiösen Auseinandersetzungen in Arnolds Styl bei dem König so wenig als die mehr politisch gehaltenen des ersten Schreibens, und so blieb denn dem römischen Senat nichts anderes übrig, als seinen Frieden mit dem Papste zu machen. Uebrigens war dieser im Herbst des Jahres 1149 zu stande gekommene Friede für den Papst durchaus nicht glänzend, denn er vermochte weder die Beseitigung des senatorischen Regiments noch die Ausweisung Arnolds aus der Stadt durchzusetzen. So hatte er denn zunächst keine andere Wahl, als ziemlich ohnmächtig in seinem Lateran zu sitzen und das Fortwirken seines Todfeindes auf dem Capitol sich gefallen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Plieningen. Pfarrer Dr. Carl Ströle.

Evangelische Regungen in der römisch-katholischen Kirche Frankreichs.

Während der Papst die Erzbrüderschaft von unserer lieben Frau zur Barmherzigkeit gründet, auf daß sie in der ganzen katholischen Welt Vereine bilde, welche für die Bekehrung der nichtkatholischen Christen, insbesondere der englischen Protestanten, beten und wirken sollen, — während er, gelegentlich der 300jährigen Wiederkehr des Todestags des ersten deutschen Jesuiten Peter Canisius (gest. 1597 zu Freiburg i. d. Schweiz als erster Provinzial des Ordens für Deutschland), in seinem Rundschreiben an die Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz von der Reformation als von „einem unheilvollen Gifte" redet, muß er zusehen, wie dieses Gift in seiner eigenen Kirche immer mehr um sich greift. Es liegen bedeutsame Kundgebungen aus den meisten katholischen Ländern vor, welche zeigen, wie in der römischen Kirche der evangelische Geist anfängt sich zu regen, und Zeugniß dafür ablegen, daß auf die Dauer die Gewissen sich nicht knechten lassen. Wo unter dem Einfluß des Evangeliums das christliche Gewissen erwacht, da ist es aus mit dem Ansehen des Papstes, da wird das schwere Joch abgeschüttelt, welches die Papstkirche ihren Gläubigen auflegt, da beruft man sich auf die Freiheit, mit der uns Christus befreit hat.

Besonders in Frankreich macht sich in letzter Zeit eine Bewegung im evangelischen Sinne unter der jüngeren katholischen Geistlichkeit bemerkbar. Ein Bedürfniß nach Reform, nach Rückkehr zur Einfachheit des Evangeliums hat schon eine Anzahl unter ihnen zum Bruch mit Rom geführt.

In Marseille hat sich vor einem Jahre ein Herr Meillon, ehemaliger Anstaltsgeistlicher der Universität, zum protestantischen Pfarrer ordiniren lassen. Früher schon, im Jahre 1895, hatte ebenfalls ein Marseiller Priester, der Abbé Bourrier, Vicar an der St. Martinskirche, an seinen Bischof ein Schreiben gerichtet, worin er seinen Austritt aus den Reihen der Geistlichkeit meldet und in dem folgende Sätze vorkommen: „Das Alter, die Erfahrung und namentlich das aufrichtige Studium des Evangeliums wie der ersten christlichen Jahrhunderte, haben zu sehr die Lehren und Vorurtheile,

womit man meine klerikale Jugend genährt hat, umgewandelt. Ich sehe mich gezwungen, anzuerkennen, daß ich in einer Kirche geboren bin, in welcher die menschlichen Zusätze und Interessen die Einfachheit des Evangeliums verdunkelt haben. Weder in ihren dogmatischen Spitzfindigkeiten noch in vielen ihrer Ceremonien vermag ich die schöne Religion Jesu zu finden." — „Ich habe ehrlich und muthig gekämpft, um meine Vernunft und meinen Willen unter die Forderungen des katholischen Glaubens zu beugen. Ich bin 20 Jahre im Amt und seit 10 Jahren kämpfe ich diesen Gewissenskampf. Der Tag ist gekommen, wo ich erkannt habe, daß es ebenso unmöglich als sündhaft ist, diesen Kampf fortzusetzen. Ich habe genug gelitten, um zu erfahren, daß es schmerzhafter ist, sein Gewissen niederzutreten als sein Herz. Ich trete aus der katholischen Kirche aus, nicht durch die Thüre des Zweifels oder Unglaubens, sondern um meines Glaubens willen an Jesum Christum, den einzigen Mittler und Seligmacher." — „Ich finde in der katholischen Kirche nicht mehr das Evangelium, das geoffenbart worden ist, welches die Apostel gepredigt haben, und welches mir höher stehen muß als jedes andere Evangelium, selbst wenn es mir durch einen Engel im Himmel gebracht würde." — „Ich bin überzeugt, daß das Evangelium allein unsere moderne Gesellschaft retten kann; überzeugt, daß die katholische Kirche den Völkern das Evangelium nicht in die Hand geben kann, will sie sich nicht selbst verleugnen; überzeugt, daß der Katechismus das Evangelium nicht ersetzen kann, dies sind die Gründe, die mich zum heutigen Schritt veranlaßt haben. Treu meinem Beruf, werde ich die übrige Zeit meines Lebens dem Dienste Gottes widmen, glücklich, daß ich nunmehr meinen Heiland aus seinem Wort und ohne Menschenfurcht verkündigen darf." — In dem in sehr milden Ausdrücken gehaltenen, nicht vom Bisthum direct ausgehenden, aber von demselben inspirirten Antwortschreiben hieß es, man sei schmerzlich überrascht von diesem Schritt und man könne nichts anderes annehmen, als einen Widerruf. Von irgendwelchen kirchlichen Strafen war keine Rede. Der Exabbé Bourrier überlieferte hierauf seinen Brief der Oeffentlichkeit. Klerikale Blätter meinten zwar, der Schreiber sei nicht im vollen Besitz seiner geistigen Fähigkeiten. Herrn Bourrier aber gingen aus allen Theilen Frankreichs zahlreiche, selbst von Geistlichen unterzeichnete Glückwunsch- und Ermuthigungsschreiben zu. Im vorigen Winter hielt er in Paris öffentliche Vorträge ab, zu welchen ein zahlreiches Publicum sich einfand. Selbstverständlich wurden auch ihm von den Gegnern unlautere Motive seines Austritts untergeschoben, und als er dagegen energisch remonstrirte, begleitete die Zeitung, die er zur Aufnahme seiner Antwort auf diese Verleumdung aufgefordert hatte, dieselbe mit der Bemerkung: „Wie kann jemand, der die katholische Kirche verläßt, noch behaupten, daß er im vollen

Besitz seiner Ehre, seiner Vernunft, und seiner Freiheit geblieben sei?" — Herr Bourrier steht jetzt im Dienste der Evangelisationsgesellschaft. — Ein ähnlicher Fall, nur daß hier die kirchlichen Strafen über den Schuldigen verhängt wurden, ist der des Abbé Philippot, Pfarrers in Plomion, Diözese Soissons.

Derselbe, welcher tüchtige theologische Studien gemacht hatte, sollte Professor an einem Priesterseminar werden. Er zog aber eine Pfarrstelle auf dem Lande vor. Berufen dem Volke den Religionsunterricht zu ertheilen, widmete er sich eifrig dem Studium theologischer, geschichtlicher und biblischer Fragen. Dadurch gelangte er nach und nach zu der Überzeugung, daß nicht allein die Ansichten der Theologen, sondern auch die von der römischen Kirche festgesetzten Lehren Irrthümer enthielten. Alsobald entbrannte in ihm ein heißer Kampf zwischen seinem Gewissen und seinen Pflichten als katholischer Geistlicher. In den Versammlungen der Geistlichen scheute er sich nicht, seinen Amtsbrüdern offen die Punkte auseinanderzusetzen, wo er die überlieferte Lehre verwarf. Zum Pfarrer nach Plomion in der Diözese Soissons ernannt, erlaubte sich Abbé Philippot, seine Ansichten auch vor seinem Erzpriester vorzutragen. Eine Arbeit über die Grundsätze des Protestantismus, worin der Verfasser äußerte: Lieber, als die Protestanten zu verdammen, sollte man Hand in Hand mit ihnen gehen zur Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden und entfachte den Kampf. Der Erzpriester schickte die Arbeit an den Bischof, Herrn Duval, der sich sehr erzürnt zeigte, und das Referat durch den Canonicus Magnier untersuchen ließ. Derselbe fand mehrere Ketzereien darin, und es wurde nun gegen den Abbé Philippot eine Art von Inquisitionsgericht zu Stande gebracht. Derselbe sollte in Gegenwart des Erzpriesters und vor der ganzen Cantonalgeistlichkeit seine angeblichen Ketzereien bekennen, seine Irrthümer widerrufen und ein Glaubensbekenntniß ablegen. Verweigere er dies, so erklärte sich der Bischof entschlossen, ihn seines Amtes als katholischer Priester zu entkleiden. Während nun Abbé Philippot eine Vertheidigung seines Referates einschickte und das Glaubensbekenntniß ausarbeitete, das er vor der Pfarrconferenz in Vervins verlesen sollte, wurde er plötzlich, am 9. Juni 1897, vor den Bischof citirt und ihm untersagt, der Conferenz irgendwelche Arbeit vorzulegen. Als Herr Philippot erkannte, daß man ihn mundtodt machen wolle, entschloß er sich, sich an die Öffentlichkeit zu wenden. Am Sonntag den 13. Juni las er von der Kanzel herab seinen Pfarrkindern von Plomion sein Glaubensbekenntniß mit einigen erläuternden Worten vor. Am Freitag nachher wurde dieses Glaubensbekenntniß dem Druck übergeben und in 700 Exemplaren verschickt. Auch der Bischof erhielt eines mit folgendem Begleitschreiben.

Plomion, den 16. Juni 1897.

Hochehrwürden!

Ich beehre mich Euer Hochwürden das Glaubensbekenntniß zuzuschicken, welches ich nächsten Dienstag vor meinen Amtsbrüdern verlesen sollte. Verwundern Sie sich nicht, dasselbe gedruckt zu erhalten. Sie haben mir verboten in Vereins zu reden, ich habe geglaubt mich an das ganze Bisthum wenden zu müssen. Heute, wie zur Zeit des Apostels Paulus, ist Gottes Wort nicht gebunden.

Sehen Sie in diesem Schriftstück nicht die Empörung eines Untergebenen gegen seinen Vorgesetzten. Meine Person ist nichts, der Streit geht weit über uns hinaus. Es besteht ein Conflict zwischen dem Evangelium und den modernen Schriftgelehrten, welche, nachdem sie den Schlüssel zum Heiligthum der Erkenntniß entwendet haben, sich weigern selbst hineinzugehen und andere hineinzulassen (Luc. 11, 52). — Wenn Sie an das Evangelium glauben, werden Sie mich segnen; glauben Sie nicht daran, so werden Sie mich verfluchen. Genehmigen Sie u. s. w.

A. Philippot.

Die Antwort des Bischofs erfolgte am 19. Juni, sie lautete auf große Excommunication und Amtsentsetzung. Dieses Urtheil verursachte eine gewaltige Aufregung in der Pfarrei. Die besten Elemente in derselben waren mit ihrem Pfarrer dem Evangelium von Herzen zugethan. Am Tage der Excommunication sagte man zu Herrn Philippot: „Bleiben Sie bei uns, wir werden Sie unterstützen." Herr Philippot, sehr gerührt, setzte seinen Pfarrkindern auseinander, auf welchem Wege man eine evangelische Gemeinde gründen könne. Die Kirche und das Pfarrhaus dem vom Bischof gesandten Priester überlassen; einen Saal einrichten, um zu predigen, zu singen und die Schrift zu lesen; jedem theuren Luxus der katholischen Ceremonien entsagen und nur für die Armen steuern.

Hätte das bürgerliche Gesetz der Gemeindevertretung von Plomion erlaubt, über Kirche und Pfarrhaus zu Gunsten eines Pfarrers nach ihrer Wahl zu verfügen, so wäre die Trennung vollzogen gewesen und die Pfarrei hätte sich als selbständige Gemeinde organisirt. So aber mußte Herr Philippot seine ehemaligen Pfarrkinder vorläufig sich selbst überlassen und für sich eine Unterkunft suchen. Wie verlautet, soll er im Hause des Herrn Sabatier, Professors an der protestantischen theologischen Facultät zu Paris, Aufnahme gefunden haben, und es ist wohl möglich, daß er sich dem Studium der protestantischen Theologie widmet.

Das Glaubensbekenntniß, welches Philippot veröffentlicht hat, lautet in den Hauptsätzen folgendermaßen:

„Wenn die Märtyrer der ersten Jahrhunderte von ihren Richtern über ihren Glauben befragt wurden, so antworteten sie: Ich bin ein Christ. Auch ich fasse mein Glaubensbekenntniß zusammen in das einzige Wort: Ich bin ein Christ.

Ich bin ein Christ, weil ich durch den Glauben mit Christo Jesu eins bin, und weil ich in ihm und durch ihn die Vergebung der Sünden und die unmittelbare Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater habe. Ich bin ein Christ, weil die Lehre Jesu das Gesetz meines Denkens ist, weil seine Sittlichkeit das Ideal meines Lebens ist, weil ich mir keine höhere Religion denken kann, als die Religion Jesu. Ich setze das Evangelium Jesu über jedes Menschenwort, und beurtheile alles nach dem Evangelium. Auf dem religiösen Gebiet sind alle Lehren und Einrichtungen nur dann lobenswerth, wenn sie von dem Geist des Evangeliums durchdrungen sind; sind sie dem Evangelium zuwider, so sind sie verwerflich; sind sie nur neben dem Evangelium, so sind sie gleichgültig.

Ich glaube an die göttliche Offenbarung, welche ich also zusammenfasse: Jesus Christus, im Alten Testament vorbereitet und angekündigt; Jesus Christus in seinem irdischen Dasein den Menschen die frohe Botschaft vom Heil verkündigend; Jesus Christus, in seinem verklärten Dasein seinen Geist den Gottwohlgefälligen Seelen mittheilend.

Ich glaube an die ewige Seligkeit, deren Bedingungen im Evangelium festgesetzt sind, so daß keine menschliche Auctorität etwas hinzufügen oder davon wegnehmen kann. Die Bedingungen des Heils fassen sich in dem Einen zusammen: der Glaube an Jesum Christum, aber dieser Glaube ist nicht bloß ein Vernunftglaube, er ist ein bedingungsloses Vertrauen, eine vollständige Hingabe der Seele an Christum und an seine Leitung. Wir empfinden dieses Vertrauen und diese Hingabe, wenn die in Christo Jesu geschehene Offenbarung sich in uns wiederholt, wenn wir fühlen, daß, trotz unserer Sünden, Gott unser Vater ist, daß wir seine Kinder sind. Dieses daß wir Christi Brüder sind, und mit ihm Erben des ewigen Lebens. Dies Gefühl kindlicher Gemeinschaft mit Gott und Jesum Christum ist das eigenste Wesen des Christenthums.

Wie an den Vater und den Sohn, glaube ich an den heiligen Geist, vom Vater und vom Sohne ausgegangen. Durch den heiligen Geist offenbart sich Gott in uns, durch den heiligen Geist rufen wir: Abba, lieber Vater, und haben wir das Zeugniß, daß wir Gottes Kinder sind.

Ich glaube an das Wort Gottes, wie es in den kanonischen Schriften des Alten und des Neuen Testamentes enthalten ist. Die Bücher der Bibel sind nicht vom Himmel gefallen; sie sind ihren Verfassern nicht wörtlich dictirt worden; vielmehr ist Gottes Gedanke und Wille durch den

heiligen Geist der Seele der Erzväter und der Propheten, der Seele Christi und der Apostel, der Seele aller gottbegeisterten Männer mitgetheilt worden.

Ich glaube eine heilige, katholische, apostolische Kirche. Die katholische Kirche ist nicht die allgemeine Kirche, sie ist nur deren größter Theil. Die Apostel haben von einander unabhängige Kirchen gegründet, die nur untereinander verbunden waren durch die Liebe und den Glauben an Jesum Christum. Später haben die Kirchen freiwillig den Bischof von Rom als geistliches Oberhaupt anerkannt. Das Papstthum ist also eine menschliche Einrichtung, und heute wie damals sind alle Kirchen gleich vor dem Evangelium. Den Christennamen 250 Millionen Menschen verweigern, die an Jesum Christum glauben, ist eine Gotteslästerung; die ewige Seligkeit Christen absprechen, die sich zum Evangelium halten, heißt das Evangelium verleugnen. Man kann in allen Kirchen selig werden, wenn man nach den Grundsätzen des Evangeliums lebt; und in allen Kirchen geht man des Heils verlustig, wenn man ohne Christum lebt.

Ich glaube an die Unfehlbarkeit des in der heiligen Schrift, in der Ueberlieferung und in der Kirchenlehre enthaltenen göttlichen Wortes. Gott allein ist unfehlbar. Die Unfehlbarkeit ist eine Eigenschaft, welche Gott keiner Creatur übermitteln kann. Der Papst ist ebensowenig unfehlbar als es die Propheten und die Apostel waren.

Ich glaube, daß in der Kirche eine Lehrauctorität d. h. ein officielles Dogma vorhanden sein muß. Aber dieses Dogma kann dem Denken nicht aufgezwungen werden. Ich fordere das Recht anders zu denken als meine Vorgesetzten, weil es meine Pflicht ist, die Wahrheit zu suchen. Indem ich so handle, halte ich mich fern von Ketzerei. Der Ketzer ist derjenige, der Menschenwort über Gottes Wort stellt; der Andersgläubige hingegen stellt Gottes Wort über Menschenwort.

Ich glaube, daß ich, trotz meiner Ueberzeugungen, ja gerade um meiner Ueberzeugungen willen ein guter Diener der katholischen Kirche bleiben kann, in dem Bestreben, die Seelen unter das Joch Christi zu beugen. Ich bin katholisch wie es Christus selber war, wie man es in den ersten christlichen Jahrhunderten war, und ich bin überzeugt, daß dieser weitherzige und duldsame Katholicismus derjenige des XX. Jahrhunderts sein wird.

Die geschichtlichen Studien des XIX. Jahrhunderts haben uns auf unsere Anfänge zurückgeführt; wenn das Evangelium des I. Jahrhunderts dasjenige des XX. wird, so werden die Kirchen im Frieden und in der Liebe Christi sich umarmen; die 450 Millionen Christen, welche die Welt trägt, werden sich verbinden, um in den Netzen des Evangeliums die tausend Millionen Ungläubigen zu fangen, welche außerhalb Christo leben;

dann wird die Welt gerettet sein, und nur durch das Evangelium kann sie gerettet werden.

Was mich betrifft, so bin und will ich nichts anderes sein als ein Verkündiger des Evangeliums; ich bin ebenso unfähig mich in ein heuchlerisches Schweigen zu hüllen, als zu lügen. In jeder Stellung, ob geehrt oder verachtet, in welche Gott mich bringen wird, bin ich entschlossen, das Evangelium nach bestem Gewissen zu predigen. Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige."

16. Juni 1897. A. Philippot,
Pfarrer in Plomion (Aisne).

Das sind im Großen und Ganzen echt evangelische und protestantische Gedanken, und es ist zu wünschen, daß es diesem Manne ermöglicht werde, wie er es verlangt und gelobt, weiter das Evangelium zu predigen.

Ungefähr um dieselbe Zeit brachte die Zeitung L'Éclair aus der Feder eines andern Geistlichen, des Abbé Charbonnel, einen Artikel, der deutlich zeigte, daß der Verfasser, welcher zwar damals noch nicht aus der katholischen Kirche ausgetreten war, doch in seinem Innern mit derselben gebrochen hatte. Abbé Charbonnel schreibt:

„Der Éclair hat von einigen Kundgebungen der Ungeduld, ja sogar der Empörung geredet, welche sich jüngst unter der jüngeren Geistlichkeit gezeigt haben. Etwa 20 Priester — und ich könnte mit Gewißheit 10 oder 12 darunter nennen — treten aus der Kirche aus. Die Furcht ist also berechtigt.

Man wird nun gleich bei der Hand sein mit der alten Geschichte von den Regungen des Fleisches. Und dies genügt als Erklärung allen einfältigen Seelen, denen die Frömmigkeit nur als Deckmantel dient für ihren Haß.

Als ob alle Menschen sich nur von den fleischlichen Trieben leiten ließen! Als ob es nicht Menschen gäbe, welche durch schmerzliche innerliche Kämpfe hindurch müssen!

Bei Lamennais redet man von Hochmuth; bei Doellinger von Eigensinn; bei Renan von Ehrgeiz, bei Hyacinthe Loyson von Verlangen nach dem ehelichen Leben. Bei jedem Abgefallenen hat man gleich einen Grund als psychologische Erklärung bereit.

Und doch, sieht man sich die Glaubensbekenntnisse einiger dieser ausgetretenen Priester genauer an, so findet man darin wahres Christenthum und edlen evangelischen Sinn. Die einen bleiben in ihren Gemeinden mitten unter ihren Pfarrkindern, andere treten in die Evangelisationsgesellschaften ein, und wieder andere vereinigen sich in einer Villa bei Sèvres, wo sie

eine hochherzige Gastfreundschaft empfangen, um sich zu sammeln und sich auf ihr neues Apostolat vorzubereiten. Dies zeugt von ernsten Gewissensnöthen wahrhaft religiöser Seelen. Diese haben wie Luther gesprochen: „Es ist nicht gerathen, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir.“ Um des inneren Friedens und um Gottes Willen haben sie freiwillig ihr Leben entzwei gebrochen. Sie haben viel hinter sich gelassen, ein Stück ihres Herzens, und sie schreiten dem Unbekannten zu. Aus ihrem gestrigen Hause haben sie auf ihren dornigen Pfad ein Stück Lebensbrot mitgenommen, das sie oft mit ihren Thränen benetzen werden. Wollen wir nicht der gleichen Ungerechtigkeit uns schuldig machen, wie diejenigen, welche sie verdammen, so müssen wir entweder ihren Muth ehren, oder ihre Thorheit beklagen.

An Bannflüchen wird es nicht fehlen. Aber was nützen sie heute? Mögen die Kirchenmänner, statt sich zu ärgern, sich in der Kirche umschauen. Da so viele Seelen der Kirche stolz den Rücken kehren, sollte da nicht etwas faul darin sein.

Man will in ihr nur noch die Seelen regieren. Die Ehrfurcht vor den Gewalten und Auctoritäten ist beinahe der einzige Artikel ihres Credo. Das Uebermaß der Unterdrückung erzeugt dann Auflehnung und Verlangen nach einer freiheitlicheren Kirche. Weniger geistliche Bevormundung und mehr Religion! Weniger ein Cultus der Gewalten und mehr ein Cultus des Gewissens, das ist's, was Noth thut.

Der Auctoritarismus ertödtet jede Selbständigkeit und jede Regung freien Willens. Es gibt in der Kirche nur blinden Gehorsam. Keine freie Forschung, kein wissenschaftliches Denken, keine unabhängige politische oder sociale Thätigkeit. Die Oberen reden, ohne Gründe anzugeben. Alsobald ist für die Katholiken alles zu Ende. Auf Commando haben sie zu denken, auf Commando sich zu bewegen, oder ruhig zu bleiben.

Und darum entfernen sich die Geister unserer Zeit, welche für freies Denken und Forschen, für freie Entwickelung der Gewissen in Religion und Politik schwärmen, von einem Katholicismus, der sie immermehr einengt. Einige, voller Hoffnungen oder Illusionen, glauben an die Möglichkeit eines neuen Katholicismus, welcher allen berechtigten Freiheiten gerecht werden würde. Ist's nur ein leerer Traum, der freiheitliche Katholicismus?

Der Auctoritarismus endlich ertödtet jedes sittliche und religiöse Leben. Auf die Leitung der Gewissen legen die Priester, welche die Herren sind, mehr Werth als auf das Gewissen selbst. Aeußerliches, mechanisches, marktschreierisches Formelwesen gilt mehr als wahre Herzensfrömmigkeit. Um Processionen, um Wallfahrten, um himmlische oder höllische Erscheinungen bemüht und streitet man sich, niemals aber um die großen Fragen der Sitt-

lichkeit, der Religion und der socialen Gerechtigkeit. Ist der Trubel zu Ende, so werden wieder Kinder getauft, Ehen eingesegnet, Todte beerdigt, mit derselben ertödtenden Gleichmäßigkeit wie vorher. Das ist die Religion des heutigen katholischen Frankreich. Ist es da nicht erlaubt, einen lebendigeren, sittlicheren Katholicismus zu wollen? Ja, es ist etwas faul.

„Allen diesen Forderungen, sagt man, kann die Kirche nur ein: Ich bleibe wie ich bin, entgegenhalten. Und gerade darum treten so viele Katholiken aus der Kirche aus, Priester, und noch viel mehr Laien, welche dahingehen, wo sie die Freiheit finden zu glauben, zu denken und zu leben. Andere halten trotzdem fest an dem Traum, daß, wenn die Kirche sich nicht von selbst ändert, die Welt sie verändern werde, und daß die Kirche der Freiheit die Thüre öffnen müsse, wenn sie in einer freiheitlichen Welt leben will. Wird dieser Traum nicht verwirklicht, dann wird der Auszug fortdauern. Denn in unserer modernen Zeit lassen sich die Wege nicht mehr versperren, welche von der Auctorität zur Freiheit führen."

Abbé Victor Charbonnel.

Herr Charbonnel ist sehr bald von seinem Wahne eines liberalen Katholicismus, wie er es nannte, geheilt worden und zur Ueberzeugung gekommen, daß die Kirche, heute ebensowenig wie zur Zeit Luthers, von einer Reformation etwas wissen will. Das beweist der Umstand, daß er bereits im October dem Cardinal-Erzbischof von Paris seinen Austritt aus der römischen Kirche durch nachstehenden Brief gemeldet hat:

Paris, den 19. Oct. 1897.

Eminenz!

Als ich im feurigen, aufrichtigen Eifer meiner Jugend mein Leben der Kirche gab, wollte ich es Gott zum Opfer bringen.

Lange und traurige Erfahrungen haben mich zu der peinlichen Ueberzeugung gebracht, daß der Kirche dienen oder besser gesagt den Männern dienen, welche die Kirche bei uns zu leiten behaupten, kein Gottesdienst ist.

Hinfort kann ich, ohne bei mir selbst allzu schmerzliche Gewissensbisse hervorzurufen, den Schein der Zugehörigkeit zu dieser kirchlichen Organisation nicht bewahren. Diese stempelt nämlich die Religion zu einer büreaukratisch-administrativen Geschicklichkeit, sie macht aus ihr eine Herrschergewalt, ein Mittel der geistigen und socialen Knechtung, ein System der Intoleranz, nicht aber zeigt sie was die Religion sein sollte, ein Gebet, ein Aufwallen des Herzens, ein Zug nach dem göttlichen Ideal, eine sittliche Stütze, das Princip der Brüder- und Nächstenliebe. Kurz, die Religion wird für diese kirchliche Organisation eine elende menschliche Politik, anstatt eine Glaubenssache zu sein.

Im Gefühl der aufrichtigen Erfüllung einer Gewissenspflicht und um meiner Seele Frieden zu verschaffen, glaube ich, Eminenz, Ihnen erklären zu müssen, daß ich mich nicht mehr als Glied der Kirche, nicht mehr als Mitglied des Klerus betrachte.

Empfangen Sie . . .

Victor Charbonnel.

So wie die Genannten, Charbonnel, Philippot, Bourrier, denken viele, und unter der jüngeren Geistlichkeit macht sich eine Bewegung kund zu Gunsten eines einfacheren und mehr dem Evangelium entsprechenden Christenthums. Sie erwarten eine katholische Reform und glauben, daß die Stunde derselben nahe sei. Sie sagen es frei heraus, daß das alte römische Dogma faul ist, und daß es nur noch von Politik und Compromissen lebt. Sie verlangen Rückkehr zur Kirche des ersten Jahrhunderts und zur apostolischen Lehre. Das Papstthum gilt ihnen als eine menschliche Einrichtung. Jesus Christus hat keine sichtbare Kirche gestiftet. Die Apostel haben nicht eine Kirche, sondern unter sich unabhängige Kirchen gegründet. Der Hochmuth der Geistlichkeit hat Christum von seiner Stelle verdrängt. Das wahre Christenthum wird nur siegen können, wenn es das priesterliche Wesen (le sacerdotalisme) überwunden haben wird.

Das Merkwürdigste ist, daß die Priester, welche diesen Ideen huldigen, nur dann aus der römischen Kirche austreten, wenn sie dazu gezwungen werden. Sie verkündigen das Evangelium und bleiben auf ihrem Posten, so lange der Bischof sie nicht absetzt. Die Bischöfe aber fühlen sich machtlos gegenüber diesem Erwachen des religiösen Gewissens und haben nicht mehr recht den Muth, die kirchlichen Blitze zu schleudern. Es gibt eine ganze Reihe von evangelisch gesinnten Geistlichen, die ruhig in ihren Gemeinden weiter predigen. Zur Vertretung und Vertheidigung ihrer Sache haben sie sich zusammengethan und ein Blatt gegründet, das von einigen Geistlichen, unter der Direction des Ex-Abbé Bourrier, redigirt wird, und am 1. October v. J. zum ersten Mal unter dem Titel: „Le Chrétien Français", Der französische Christ, Organ der evangelischen Reformation im Katholicismus, erschienen ist und alle zwei Monate herausgegeben werden soll. Die Erklärung, welche an der Spitze dieser ersten Nummer steht, lautet:

„Wir sind sämmtlich Priester, Welt- oder Ordensgeistliche. Die einen bereits aus der römischen Kirche ausgetreten, die anderen noch im Schooß derselben, alle aber wollen wir eine religiöse Reform, einen verjüngten Katholicismus, wie ihn die Apostel, die allein echten Verkündiger der Lehre Jesu, eingesetzt haben.

Das Papstthum ist für uns nur eine menschliche Einrichtung, verehrungswürdig, wenn sie sich von den Irrthümern und dogmatischen Er-

findungen früherer Jahrhunderte losmacht; verdammungswürdig, wenn sie hochmüthig an ihren unchristlichen Privilegien festhält.

Die Einheit ist vom Uebel, wenn sie auf den Trümmern der Liebe und der Einigkeit erbaut ist, nachdem sie das Heiligste aller Heiligthümer, das des Gewissens, entweiht hat.

Es ist nicht an der Zeit, Glaubensbekenntnisse abzulegen. Fragt man uns jedoch, was wir glauben, so verweisen wir auf die Erklärung des Pfarrers von Plomion. Wir wenden uns an die Katholiken und an die Protestanten, an alle diejenigen, welche eine religiöse Einigung auf apostolischem Boden wünschen, an alle diejenigen, welche an der Rettung Frankreichs durch das Evangelium arbeiten wollen.

Wir sagen nicht: „Werdet katholisch oder werdet protestantisch." Wir sagen: „Laßt uns Christen sein."

Die Benennung thut wenig zur Sache und beweist nichts: die Bekehrung ist alles, Gott will das Herz haben.

Wir haben Anhänger in beinahe sämmtlichen Bisthümern Frankreichs, in allen Reihen der Geistlichkeit, in mehreren Klöstern und Gemeinden. Wir haben sogar von einem in der kirchlichen Hierarchie sehr hoch Stehenden Sympathiebezeugungen erhalten.

Mehr als zwanzig Priester und Mönche haben die Bande zerrissen, welche sie an die römische Kirche knüpften, um frei das Evangelium predigen zu können. Andere, noch Zahlreichere, sind der Ansicht, daß sie noch in der Kirche bleiben können, und daß die Reformation aus dem Katholicismus hervorgehen wird.

Hier oder dort, wir reichen allen Jüngern Christi die Bruderhand, und sagen mit dem Apostel: Wenn nur Christus verkündigt wird (Phil. 1, 18).

Nähern wir uns deshalb, damit wir uns kennen lernen, vereinigen wir uns, um gemeinsam am Kommen des einen Gottesreiches zu arbeiten.

Lassen wir die Kirchthurmsstreitigkeiten, erheben wir uns über die kirchlichen Schranken, um desto besser das große christliche und patriotische Werk zu erkennen, welches alle unsere Kraft erfordert.

Wir haben gedacht, daß ein Organ nothwendig sei, um als Band zwischen uns zu dienen, und uns auf dem Laufenden der religiösen und reformatorischen Bewegung zu erhalten.

Dieses Organ soll ein offener Sprechsaal sein für alle mühseligen und beladenen Seelen, die eine religiöse Erneuerung wünschen und von dem Aberglauben und dem Formelwesen angeekelt sind; mit einem Wort für alle diejenigen, welche in dem Evangelium alles finden, was zum Heil der Seelen und zur sittlichen Erhebung der Völker erforderlich ist.

Nichts als das Evangelium, aber das ganze Evangelium — das ist unser Wahlspruch.

Wir richten diesen Aufruf an alle christlichen Herzen. Man helfe uns, indem man dafür sorgt, daß wir bekannt werden.

Unser Dasein ist ein erster Schritt in dem Werk der religiösen Reform, eine Bejahung dessen, was wir wollen, ein Anfang und eine Hoffnung.

Gott stehe uns bei.

Die Redaction."

Aus obigen Mittheilungen ersieht man, daß es in der katholischen Kirche anfängt zu dämmern, und daß der evangelische Geist, der niemals völlig erstorben war, sich wieder regt. Was wird aber aus dieser Bewegung werden? Wird das erreicht werden, was so viele reformgesinnte Priester wünschen und hoffen, eine Erneuerung der katholischen Kirche im freiheitlichen Sinne, oder wird über lang oder kurz alles wieder im Sande verlaufen?

Ein Gelingen dessen, was jene Priester erstreben, wäre nur möglich, wenn es ihnen gelänge, die Massen des französischen katholischen Volkes nach sich zu ziehen, und eine von Rom unabhängige gallicanische Kirche zu gründen. Daß aber hierzu noch wenig Aussicht vorhanden ist, weil die Gebildeten unter den Franzosen zumeist dem frivolen Unglauben huldigen, die große Masse aber noch zu tief im Aberglauben steckt, das hat der Versuch des ehemaligen Paters Hyacinthe Loyson gezeigt. Es wird also diesen Priestern, wollen sie sich selbst getreu bleiben, und dabei beharren: „Nichts als das Evangelium, aber das ganze Evangelium", nichts anderes übrig bleiben, als aus der katholischen Kirche auszutreten und sich in die evangelische aufnehmen zu lassen. Dieser Weg aber ist schwer, dornenvoll und mit Thränen besäet. Werden alle den Muth haben, ihn zu gehen bis ans Ende? Rom versteht es leider trefflich, die Thüren zuzunageln, und an Lockungen und Drohungen wird's nicht fehlen. Wir Protestanten können vorläufig nichts thun, als diese muthigen Männer mit unseren besten Wünschen begleiten und für sie beten; beten, daß es endlich helles Licht werden möchte im finsteren Lande der Kirche Roms. Helfen wollen wir aber auch, daß der Gedanke verwirklicht werde, welcher auf der diesjährigen Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Crefeld als Antwort auf den Antrag der Katholikenversammlung zu Landshut, einen Unterstützungsfonds für convertirende protestantische Theologen zu gründen, zum Beschluß erhoben wurde, der Gedanke nämlich: „eine Zufluchtsstätte für solche römische Geistliche zu gründen, welchen ihre Stellung in der gegenwärtigen römischen Kirche zu einem unerträglichen Joche geworden ist, während die Priesterbildung, die sie erhalten haben, sie unfähig macht in einen anderen Beruf überzugehen."

Indem wir diesen Bericht über die gegenwärtige Reformbewegung unter der katholischen Geistlichkeit Frankreichs schließen, können wir nicht umhin, dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß es ein providentieller Zug wäre, wenn, in dem Augenblick, wo in Deutschland die ultramontane Gefahr wächst und im Schooß der evangelischen Kirche der unevangelische, jeder freieren Regung abholde Geist des Staatskirchenthums immer dreister das Haupt erhebt, gerade aus Frankreich, das bis jetzt an der Spitze der Länder katholischen Glaubens stand, im XX. Jahrhundert eine reformatorische Bewegung ausginge, welche die im XVI. Jahrhundert so viel versprechenden Anfänge weiter führte und zur Vollendung brächte. Ein wahrhaft evangelisches Frankreich, wie es jene edlen, muthigen Priester wollen, und das evangelische Deutschland Hand in Hand und an der Spitze der Civilisation gehend, welch herrliches Zukunftsbild! Das wäre der rechte Zweibund, erbaut auf Wahrheit und Gerechtigkeit, stark genug, allen politischen Gefahren wie auch allen ultramontanen Anmaßungen die Stirn zu bieten. Quod Deus bene vertat.

Gerstheim, Unter-Elsaß, im November 1897.

Em. Burger, Pfarrer.

Ein modernes bibliſches Drama.

Sicherlich ſind die Deutſch-evangeliſchen Blätter im allgemeinen nicht der geeignete Ort, um ein neues Bühnenſtück zu kritiſiren. Sie haben andere Intereſſen, als die auftauchenden und meiſt bald wieder untertauchenden Neuheiten der Theaterliteratur auf ihren dichteriſchen Werth oder Unwerth zu prüfen. Wo wollte man da auch heutzutage bei der maſſenhaften Production auf dieſem Gebiete anfangen und wo aufhören? Anders liegt jedoch die Sache, wenn ein Dichter, und noch dazu einer der beliebteſten unſerer Zeit, es unternimmt, einen bibliſchen Stoff in ſeinem Bühnenſtück zur Darſtellung zu bringen. Da liegt ein wohlbegründetes Recht vor, von der Warte dieſer Zeitſchrift, welche dem Verhältniß von moderner Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft zur Religion rege Aufmerkſamkeit zuwendet, dieſe neue Erſcheinung zu betrachten. Wie ſtellt ein moderner Mann wie Sudermann, dem es bisher vielfach gelungen iſt, den Geſchmack unſerer Zeit zu treffen, ſich einen Johannes vor? Wie ſucht er dieſe gewaltige Prophetengeſtalt pſychologiſch zu ergründen und ſeinen Hörern bezw. Leſern menſchlich nahe zu bringen? Dieſe Fragen haben ſich gewiß jedem aufgedrängt, als vor einiger Zeit die Nachricht durch die Zeitungen ging, daß Sudermann, der Verfaſſer der „Ehre," der „Heimath" und anderer moderner Zugſtücke, auch ein Drama betitelt „Johannes" geſchrieben habe. Daß dem neuen Stück der pikante Reiz des „Schon-verboten-geweſen" nicht fehle, dafür ſorgte das Königliche Polizeipräſidium, das mit der Aufführungserlaubniß gerade lange genug zögerte, um die Spannung des ſenſationsluſternen Publicums aufs höchſte zu ſteigern und dem Stück ein volles Haus zu ſichern. Die Frage, welche das Polizeipräſidium veranlaßte die Aufführung des Sudermannſchen Stückes zu verbieten und die auch uns hier zumeiſt beſchäftigen muß, iſt die, ob es ſtatthaft iſt, bibliſche Stoffe auf die Bühne zu bringen.

Man weiß, welch ideale Abſichten einſt Schiller mit dem Theater hatte. Er wollte es zu einer moraliſchen Erziehungsanſtalt machen, welche auf das Denken und Fühlen des Volkes bildend und veredelnd einwirken ſollte. Ebenſowenig unbekannt iſt es jedoch, daß die Entwicklung des Theaters gerade die umgekehrte Richtung genommen hat. Nicht moraliſch erziehend, ſondern verderbend hat vielfach das Theater auf das Volk eingewirkt. Plattheit und

Lüsternheit, das Seichteste und das Gemeinste, dort hat es seine Heimstätte gefunden, wo nach Schillers Absicht eine edle und erhabene Kunst wohnen sollte. Die Kunst, die dort das Scepter schwingt, hat nicht versucht, ihr Publicum zu sich heraufzuziehen, nein, sie hat sich selbst herunterziehen lassen und stets darnach getrachtet, sich dem augenblicklichen Tagesgeschmack anzubequemen. Wer wollte nicht die Klassiker loben? Doch wird man sie auch hören? Nein! so kann man wohl mit Benutzung des Lessingschen Wortes über Klopstock sagen. Welch gähnende Leere in den Theatern, wenn Hamlet, König Lear, Faust oder Wallenstein aufgeführt werden! Welches Drängen hingegen, wenn es ein französisches Ehebruchs-Drama zu sehen gibt! Mag die berufene Kritik noch so sehr gegen diese Scheinkunst eifern, welche die niederen Instinkte, die Lust am Grausigen oder am Schlüpfrigen befriedigen, im unschuldigsten Fall durch geistlose Witze die Lachmuskeln in Bewegung setzen will, — die Kassenerfolge, welche für die Theaterdirectionen doch schließlich ausschlaggebend sind, weisen es nach, daß das große Publicum nur leichte unterhaltende, pikante Sachen sehen will und gegen alle schwere Speise eine große Abneigung zeigt. Doch diese Klagen über den Verfall der Bühnenkunst sind ja allbekannt. Wir alle haben uns nur allzusehr daran gewöhnt, das Theater als den Ort anzusehen, wo man für einige Stunden Unterhaltung und Zerstreuung sucht. So beklagenswerth dieser jämmerliche Zustand der modernen Bühne ist, die ja immer noch einen bedeutenden Einfluß auf unser modernes Denken und Fühlen ausübt, so ist doch nicht abzusehen, wie diesem Uebelstand abgeholfen werden könnte. Aber es ist die Frage, ob sie noch der geeignete Ort ist, um einen biblischen Stoff zur Darstellung zu bringen.

Verträgt sich mit dem Ernst, der nothwendig als Grundstimmung solche biblische Stücke durchziehen muß, der Seelenzustand der Zuschauer, den der Menschenkenner Goethe schon so trefflich in seinem ersten Prolog zum Faust beschrieben, ihr Verlangen, für einige müßige Stunden sich zu amüsiren? Sind jene biblischen Gestalten nicht zu gut, zu heilig, um den Zeitvertreib einer vergnügungssüchtigen, zerstreuungsbedürftigen Menge abzugeben? Ist diese Bühne, auf der gestern und morgen leichtfertige Grisetten ihr Wesen treiben, der geeignete Ort, um jene uns von Jugend auf ehrwürdigen Gestalten vor unseren Augen Fleisch und Blut werden zu lassen? Sind die Schauspieler, die meist einer sehr freien, allem religiösen und sittlichen Ernst abholden Lebensauffassung huldigen, die geeigneten Leute dazu, um diese der heiligen Geschichte entnommenen Gestalten zu verkörpern? Ist es nicht für unser Gefühl etwas Unerträgliches, daß jene heiligen Gestalten auf der Bühne auch nur Masken sind, die von oft ganz anders denkenden und fühlenden Personen, also vermittelst einer gewissen Heuchelei dargestellt werden? Alle diese Be-

denken müssen uns doch kommen einem Unternehmen gegenüber, das einen biblischen Stoff in dramatische Formen gießen und auf den Brettern, die die Welt bedeuten, zur Darstellung bringen will.

Wer in Oberammergau gewesen ist und nicht nur mit den Augen des Kunstenthusiasten, sondern mit denen des religiös und sittlich empfindenden Menschen das ganze Leben und Treiben dort beobachtet hat, der kann es nur bedauern, daß diese Festspiele überhaupt „entdeckt" und an die Oeffentlichkeit gezogen worden sind. Was erträglich war, solange es noch als eine Art Gottesdienst in aller Schlichtheit und Einfalt des Herzens geschah, das ist unerträglich geworden, seitdem es ein Gegenstand der Spekulation und der Fremdenausbeutung, der Neugier und des Sportes geworden ist. Der wachsende Zustrom neugieriger Fremden, das erhöhte Raffinement der Aufführungen, die gesteigerte Eitelkeit der Darsteller, die abnehmende Arbeitslust und zunehmende Geldgier der Bewohner, das alles wirkt zusammen, um den wirklich religiös Gestimmten gradezu abzustoßen. Man fühlt, das ergreifende Bild des Leidens und Sterbens Christi paßt nicht hinein in diesen Rahmen, den der Menschen Unverstand und Leidenschaften mit der Zeit darumgefügt haben.

Aehnlich verhält es sich aber mit biblischen Bühnenstücken überhaupt. Wäre unsere heutige Bühnenkunst von einem idealen Zuge getragen, hielte sie es für ihren vornehmsten Zweck, sittliche Anregungen zu geben, Gutes zu wecken, Schlimmes zu strafen, verstünde sie es, mit eindringlichem Ernste dem Geschlecht unserer Tage in einer ihm verständlichen Sprache ins Gewissen zu reden, wir ließen es uns gern gefallen, daß sie uns auch einmal biblisch käme, und würden nur verlangen, daß die Person Jesu aus dem Spiele bliebe. So aber, was soll die biblische Welt mit ihrer ernsten Strenge, mit ihrer felsenfest gegründeten Gottes- und Weltanschauung an diesem Ort, vor diesem Publicum, bei diesen Darstellern? Man fühlt, sie gehören nicht zusammen, die Welt des heiligen Ernstes und die Welt des oberflächlichen Leichtsinns, sie müssen voneinander geschieden bleiben, eine Vermischung beider kann nur dazu dienen, das Heilige in den Staub zu ziehen.

Müssen wir uns so von vornherein schon im allgemeinen ablehnend gegen biblische Theaterstücke verhalten, so wird diese Abneigung doch noch bedeutend verstärkt, wenn wir ein Drama wie den „Johannes" ansehen. Die Schäden unserer modernen Bühnenkunst treten hier um so schärfer hervor, je mehr der ernste heilige Stoff sich gegen die leichtfertige oberflächliche Behandlungsweise unserer neueren Bühnendichter sträubt. Gerade Sudermann, der ja mit vollen Segeln in dem Fahrwasser der modernen Halbkunst fährt, ist typisch für ihre des sittlichen Ernstes ermangelnde Welt- und Lebensauffassung. Er kann auch das Heilige nicht heilig behandeln, er muß es

mit einer gehörigen Dosis Unheiligem verquicken. Um den biblischen Stoff sich und seinem Publicum schmackhaft zu machen, begnügt er sich nicht, das ehebrecherische Verhältniß des Herodes und der Herodias möglichst breit auszumalen, nein, er fügt aus eigener Erfindung noch zwei weitere Liebschaften hinzu: Herodes, der Herodias schon halb überdrüssig, verliebt sich in Salome, und diese ihrerseits — in Johannes! Also für den nöthigen Pfeffer, ohne den dem modernen Publicum ein biblisches Schaustück nicht munden würde, ist bestens gesorgt! — Doch setzen wir einmal alle diese Bedenken bei Seite und sehen uns den Johannes Sudermanns an. Wir können daraus lernen, wie die moderne, das Theater beherrschende Dichtkunst religiösen Gedanken gegenübersteht. Ist bisher mannigfach darüber gestritten worden, haben die Einen sie der Irreligiosität geziehen, die Anderen bei ihr ein tiefes religiöse Empfinden entdecken wollen, — hier haben wir ja eine unzweideutige Probe von der modernen Behandlung eines religiösen Stoffes. Wie stellt sich Sudermann den Täufer vor? Wie löst er das psychologische Problem, das unstreitig in einer solchen wunderbaren Gestalt liegt? Wie schildert er uns diesen Charakter voll herber Strenge, voll heiliger Begeisterung, voll bußfertigen Ernstes, voll tiefer Sehnsucht? Wie enthüllt er uns die innere Geschichte dieses gewaltigen Propheten, die Uebergänge seiner Stimmung, von freudiger Erwartung zu seliger Gewißheit aufsteigend, und dann zu bangem Zweifel und schmerzlicher Enttäuschung hinabsinkend? Welch hohe Aufgabe für einen wahren Dichter! Welch ergreifendes Seelengemälde, wenn der Wurf gelang! Doch was hat Sudermann aus Johannes gemacht? Wohl hat er sorgfältig alles aus der Bibel zusammengetragen, was irgend über Johannes und von Johannes gesagt ist. Aber daraus einen lebensvollen Menschen zu schaffen, dessen Hoheit uns überwältigt, dessen Seelenkämpfe uns erschüttern, dessen Ende uns zu Herzen geht, — nein, das hat er nicht vermocht. Das werden wir erkennen, wenn wir kurz den Entwicklungsgang des Stückes verfolgen.

In einem Prolog wird auf das Auftreten des Täufers vorbereitet. „Durch die Nacht gleitende Schatten" huschen über die Bühne und rufen nach Johannes. Von allen Seiten strömen Hülfsbedürftige herbei, die Nähe des großen Propheten suchend. Der, auf dessen Kommen so geheimnißvoll vorbereitet wird, erscheint endlich. Viel Bedeutendes ist es ja nicht, was wir aus seinem Munde hören. Doch werden wir auf die Haupthandlung gespannt. Der erste Akt beginnt damit, daß wir abermals in mehreren Scenen auf das Auftreten des Täufers vorbereitet werden. Wir hören viel über ihn, von seinen gewaltigen Reden, die wie Feuerbrände aus seinem Munde gehen. Seine Worte sind Skorpionen, des ganzen Volkes Herzen sind in seiner Hand. Wir sind gespannt darauf, auch solch ein Wort voll Geist

und Feuer aus seinem Munde zu hören. Der Erwartete tritt auf, und wird sofort in eine Auseinandersetzung mit den Pharisäern verwickelt. Amasai, der Vertreter des gesetzesgerechten Pharisäerthums, legt seine Anschauungen über Frömmigkeit und Gerechtigkeit dar und fragt Johannes, wie er es mit dem Gesetz halte. Nun wird doch der große Prophet seinen Mund aufthun, nun werden wir doch eine Probe seiner bis zum Ueberdruß gerühmten Beredtsamkeit bekommen, wenn er in gewaltigen Worten die wahre Gesetzeserfüllung predigt? Doch nein, nichts als ein paar Schimpfwörter bekommen wir zu hören, das bekannte „Otterngezüchte" und einige unbekannte, wie „Schleppfüße", womit er die Pharisäer abzufertigen sucht. Und als der Pharisäer dringender wird, als alles Volk ihm zuruft: Antworte! — da steht der Täufer wie ein Schuljunge da, der seine Aufgabe nicht gelernt hat, und muß froh sein, daß ihm von anderer Seite ein Brocken, ein Stichwort zugerufen wird: „die Liebe". Was soll dies Schlagwort hier? Es hilft dem Täufer nicht aus der Verlegenheit und kann ihm nicht helfen, weil er als der Prediger des Zorns und Eifers, als der er dargestellt wird, nichts damit anzufangen weiß. Seiner peinlichen Lage wird nur durch den Einzug des Herodes ein Ziel gesetzt. Auf diese Weise wird der Conflict nicht gelöst, sondern nur abgebrochen, aber im ganzen Stück nicht wieder aufgenommen. Der zweite Akt bringt ein Zusammentreffen der Herodias mit Johannes, nachdem erst eine lange Scene zwischen Herodes und Herodias vorangegangen ist, in der sich Sudermann vergeblich bemüht, zwei Uebermenschen zu zeichnen, aber nur zwei Intriguanten fertig bringt. Die Art, wie Johannes die Herodias abkanzelt, hat durchaus nichts weiter vom großen Propheten an sich; der Ausruf der Salome am Schluß des Aktes: „Du kommst in Feuerflammen!" ist nach dieser nicht weiter hervorragenden Leistung sehr wenig begründet. Sudermann macht es hier, wie alle Halbdichter: dadurch, daß er selbst staunend und bewundernd vor seinem Helden steht und alle erdenklichen Lobsprüche auf ihn häuft, will er uns glauben machen, wir hätten wirklich einen gewaltigen Mann vor uns, während es ihm doch an dichterischer Gestaltungskraft fehlt, um wirklich eine geistesmächtige Persönlichkeit uns vor Augen zu stellen.

Noch räthselhafter und unbegreiflicher wird Johannes im dritten Aufzuge. Hier ist er wirklich ein Rohr, das der Wind hin und her weht, während doch gerade die Schrift ihm das Gegentheil bezeugt. Der große Prophet zweifelt an seiner Sendung, zweifelt, bevor er uns jemals gesagt, was eigentlich sein Auftrag ist, bevor er uns einen Zug der Größe gezeigt, die wir bisher immer haben rühmen hören. Wir sehen den ganzen Aufzug hindurch einen Menschen vor uns, der von bangen Zweifeln gequält ist, die wir aber gar nicht verstehen. Denn daß das eine Wörtchen „Liebe" den großen

Propheten ohne weiteres über den Haufen wirft und ihm das Gefühl seiner göttlichen Sendung raubt, weil es bisher nicht in seinem Wörterbuch gestanden hat — das ist doch nicht recht verständlich. Ist es doch bisher nur ein Schlagwort geblieben, vergeblich haben wir auf eine Ausführung dessen, was Liebe ist oder sein soll, gewartet. Dadurch, daß dies Wort von den verschiedensten Leuten im verschiedensten Sinne ausgesprochen wird, und Johannes allemal zurückfährt, sobald er das Wort hört, wird es nicht verständlicher. Darum fällt auch der Schlußeffect des dritten Aktes ins Wasser, wo Johannes dem Herodes und der Herodias an der Tempelpforte entgegentritt, den Stein in der erhobenen Rechten, um dem Volk das Zeichen zur Steinigung der beiden Ehebrecher zu geben, aber die Hand sinken läßt mit den gestammelten Worten: Im Namen dessen, der — mich dich — lieben heißt! Dieser Umschlag seiner Gesinnung ist zu wenig psychologisch vorbereitet und begründet.

Zu Beginn des vierten Aktes finden wir Johannes im Gefängniß. Doch wie? Warum ist er denn ins Gefängniß gelegt? Nach Sudermann ist gar kein Grund für Herodes vorhanden, ihn gefangen zu setzen. Johannes hat ja am Schluß des dritten Aktes seinen Frieden mit dem ehebrecherischen und tempelschänderischen Paar gemacht und das Stück war eigentlich zu Ende. Aber zwei Akte wird noch Episode an Episode gefügt, ohne daß ein innerer Zusammenhang mehr wahrnehmbar ist. Die widerwärtigste darunter ist die Scene zwischen Johannes und der Salome, welche ersterem in schamloser Weise ihre sinnliche Glut für ihn verräth.

Wie kommt Sudermann zu solcher Verdrehung der Geschichte? War es ihm an der doppelten Treulosigkeit des Herodes noch nicht genug und will er dem verwöhnten Gaumen seines Publicums noch etwas extra Pikantes vorsetzen? Wie will er es uns auch nur glaublich machen, daß ein sinnliches Weib wie die Salome sich in diese Asketengestalt mit verwildertem Haar und Bart verlieben könnte? Auch nicht einmal den Zweck hat diese Liebesgeschichte, den Tod des Täufers zu motiviren. Denn schließlich ist es doch die rachsüchtige Herodias, welche den Kopf des Täufers fordert.

Zwei folgende Scenen zeigen wieder ein anderes Bild. Johannes ist eifersüchtig auf Jesum, weil dieser seine Jünger an sich zieht. Dies Motiv wird jedoch ebenso plötzlich fallen gelassen, wie es aufgenommen ist. Einige Schimpfreden sind alles, was er für seine Jünger zum Abschied hat, als diese ihm sehr berechtigte Vorhaltungen über seine Unklarheit und Halbheit machen.

Damit ist eigentlich zu Ende, was wir über Johannes erfahren. Der letzte Akt bringt noch die bekannte Geschichte vom Tanz der Salome, Johannis Enthauptung und um doch einen effectvollen Schluß zu finden, den Einzug

Jesu, aber nicht in Jerusalem, sondern in einer galiläischen Stadt. Recht unpassend werden dem Johannes noch unmittelbar vor seinem Tode einige Citate aus Joh. 3, 27 ff. in den Mund gelegt; Sudermann wollte augenscheinlich schnell noch unterbringen, was er von Johannes wußte.

Fragen wir nach diesem kurzen Ueberblick: Wer ist eigentlich dieser Johannes, den Sudermann uns hier vor Augen führt, so müssen wir antworten: Wir wissen es nicht. Nur soviel erfahren wir: Er war ein unklarer Kopf, welcher glaubte, eine Mission zu haben. Was er aber wollte oder sollte, das wußte er selbst nicht recht. Das Volk hielt ihn zwar für etwas Großes, weil er gewaltig loszudonnern verstand, wer ihm aber energisch entgegentrat, vor dem sank seine Scheingröße in den Staub. Und das soll der Johannes sein, dem Jesus die wunderbare Gedächtnißrede Matth. 11, 7 ff. gehalten hat? Nein und dreimal nein, eine Spottgeburt ist es, weniger aus Feuer als aus jener anderen Substanz. Wir müssen es uns doch entschieden verbitten, daß diese gewaltige Prophetengestalt in solcher Weise verunstaltet wird. Es ist Sudermann ähnlich ergangen wie der Salome in seinem Stück. Wie es bei dieser durchaus sinnlichen Natur nur eine Verirrung ihres Geschmacks sein kann, wenn sie sich in den Büßer im härenen Gewand verliebt, so ist es bei Sudermann eine Verkennung seiner Gaben, die ihn auf diesen seiner ganzen Natur fremden biblischen Stoff verfallen ließ. Die Gestalt der Herodias, die am besten im ganzen Stück gelungen ist, zeigt, auf welchem Gebiet Sudermanns Stärke liegt. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst." Ein Johannes ist und bleibt für ihn in seinem tiefsten Wesen unfaßbar und unbegreiflich, weil das, was einen Johannes bewegt, ihm im Innersten fremd ist. Wohl birgt auch die Bibel eine Fülle von tragischen Gestalten, wie denn Hase Saul die erste tragische Gestalt der Weltgeschichte genannt hat, aber unsere Modernen sollten die Finger davonlassen. Sie können sie sich daran nur verbrennen. Um diese biblischen Persönlichkeiten, in deren Leben der religiöse Factor eine Hauptrolle spielt, richtig aufzufassen und würdig darzustellen, dazu gehörte eine andere als die jetzt herrschende Dichtkunst, der religiöses Denken und Fühlen, wenigstens was wir darunter verstehen, fremd geworden ist. Nur dem Dichter wird es gelingen, einen Johannes in seiner ganzen Größe und Tiefe wiederzugeben, der sich vermöge eigener religiösen Innerlichkeit hineinzuversenken vermag in die gewaltige Prophetenseele des Täufers. Hier liegen für unsere modernen Dichter die Grenzen ihres Könnens, zugleich aber auch die Erklärung dafür, warum es fast durchweg nur Eintagswaare ist, was sie produciren. Es fehlt ihnen die Tiefe religiösen und sittlichen Empfindens, ohne die wahrhaft Großes nicht geschaffen werden kann.

Aschersleben. Fr. Jahr.

Nachschrift des Herausgebers.

Nachdem ich, um durch die Veröffentlichung des vorstehenden Aufsatzes dem Sudermannschen Drama nicht etwa Unrecht zu thun, dasselbe vorgängig gelesen habe, muß ich das Urtheil meines geehrten Mitarbeiters wesentlich bestätigen. Die lobpreisende Anzeige des Dramas im Februar der „Protestantischen Monatshefte", welche, von einem liberaltheologischen Geistlichen verfaßt, so gütig ist die Sudermannsche Dichtung unter anderm mit meinem „Leben Jesu" in Vergleich zu setzen, veranlaßt mich, diesen meinen persönlichen Eindruck mit ein paar Worten hier auszusprechen.

Wenn die „moderne" Dramaturgik sich biblischer Stoffe bemächtigen will, so darf man von ihr wenigstens verlangen, daß sie sich an die biblische Geschichte halte und dieselbe nicht willkürlich verändere. Sudermann ist den Evangelien zwar in dem Irrthum treu geblieben, daß Herodias das Weib und Salome die Tochter des Vierfürsten Philippus gewesen, der vielmehr später der Mann der Salome geworden ist; dagegen von dem, was sie Wahres erzählen, hat er sich in verwirrender Weise dispensirt. Sowenig Jesus je in die Herodesresidenz Tiberias einen Einzug gehalten hat, wie der Schluß des Dramas es darstellt, so wenig ist der Täufer je vom Jordanufer nach Jerusalem gegangen, um sich hier in öffentliche Angelegenheiten einzumischen. Er hat auch nicht in Tiberias gefangen gesessen, sondern in Machärus und hat bis in seine Todesstunde niemals mit der Herodiastochter Salome etwas zu thun gehabt; Dinge, über welche der Dichter sich mindestens aus dem Josephus hätte unterrichten können. Vor allem ist es eine historische Absurdität, daß Johannes sich mit dem von ihm getauften Messias so flüchtig berührt hätte, um sogar seinen Namen zu vergessen und seine Spur aus den Augen zu verlieren: man wußte im Kreise des Täufers sehr wohl von Jesu Auftreten und Wirken (Joh. 3, 25), und wenn der Vorläufer vor seiner Gefangennahme die Sehnsucht gehabt hätte, ihn wiederzusehen und zu fragen, so hätte ihn das nur zwei Tagereisen nach Galiläa gekostet.

Aber das alles sind Aeußerlichkeiten. Weit schlimmer ist, daß der klar gezeichneten biblischen Persönlichkeit ihr geschichtliches Gepräge genommen wird, so daß nur der leere Name übrig bleibt. Dieser Prophet, der in Verlegenheit kommt, wenn ihn die Pharisäer nach seiner Stellung zum Gesetz fragen, der für Anhänger, welche über ihrem nach der Wüste Laufen Frau und Kind verhungern lassen, kein vernünftiges Wort hat, der von einem Aergerniß an Jesu Verhalten, welches seiner Weissagung von dem kommenden Richter so wenig entspricht, keine Spur zeigt (Matth. 11, 6), dagegen durch das verlautende Gebot der Feindesliebe außer Fassung gebracht wird, — das ist nicht der Täufer des Neuen Testaments. Es ist überhaupt keine lebenswahre Figur,

keine Persönlichkeit, von der verständlich würde, wie sie das Volksleben im Innersten ergriffen und dem Heilande die Bahn gebrochen hätte. Mag Sudermann auch die biblischen Aussprüche des Täufers anbringen, dieselben bleiben ein Zettel, den er einer dunklen Figur anklebt: „das ist Johannes der Täufer"; man soll's ihm glauben, aber man fühlt und erkennt es nicht. Und ebensowenig ist der — glücklicherweise nicht auf die Bretter gebrachte — Jesus in seiner schließlich am Täufer bewährten beseligenden Macht verständlich geworden: Die Worte Matth. 11, 2—6 werden wohl angeführt, aber wie sie den Täufer zu einem seligen Tode stählen können, diesen Täufer Sudermanns, wird niemandem verständlich. Das kommt dabei heraus, wenn jemand biblische Stoffe behandeln will, der von dem, was der Lebensnerv der Bibel ist, von dem christlichen Heilsglauben keine Ahnung hat. Hätte Sudermann eine Ahnung davon, daß das Christenthum etwas mehr ist als das Moralgebot der Feindesliebe, daß es das hinter und über diesem Gebote stehende Evangelium von der in Christo erschienenen Liebe Gottes zur verlorenen Welt ist, dann hätte er auch aus Matth. 11 heraus verstanden, wie Jesus dem Täufer zumuthet, ihn daran gerade als den, „der da kommen soll", zu erkennen, daß er nicht mit der Wurfschaufel dreinfährt, sondern ein Helfer und Tröster der Mühseligen und Beladenen ist.

So ist die religiöse Seite seines Gegenstandes Sudermann fremd und verborgen geblieben. Um so mehr hat er sich in der weltlich-unsittlichen zu Hause gefühlt. In diesem neutestamentlichen Stoffe gibt es doch einmal eine richtige Ehebruchsgeschichte, die ja in keinem Roman oder Drama der „Modernen" fehlen darf, — es wäre ja ohne das nicht „pikant!" Dazu gibt der Tanz der Salome Gelegenheit den Theaterbesuchern eine lüsterne Augenweide zu bieten, — das zieht! Und damit dies duftige Ingrediens moderner „Poesie" noch stärker ziehe, muß das historische Material noch überboten werden durch eine kaum mehr zu überbietende Erfindung, durch eine Salome, die zugleich jungfräulich knospende Schönheit und im Voraus verlorene Dirne ist, die, keinen Augenblick von männer-lüsternen Gedanken losgelassen sich dem Propheten im härenen Mantel mit unkeuschen Angeboten an den Hals wirft und darüber, daß ihre Flammen hier auf Eis stoßen, einen tödtlichen Haß wider ihn faßt. Nur ist nach dieser Seite die Stärke des Dramas auch wieder eine Schwäche: diese Salome, und ebenso diese Herodias und dieser Herodes, wiewohl nicht ohne Routine gezeichnet, sind doch zu gemein, um irgendwem, der nicht darauf ausgeht, sich in der schlechtesten Gesellschaft zu bewegen, irgend ein ästhetisches Interesse abzugewinnen.

Wer frühere Dramen Sudermanns gelesen hat, der kann selbst im Vergleich mit diesen nur einen starken Fehlgriff und Rückgang des Dichters constatiren. Hier ist kein Hauch des Genius, sondern, wie auf einem dem

Dichter so exotischen Gebiete begreiflich, nichts als künstliche bühnenkundige Mache. Auch die Zeichnungen aus dem Volksleben sind dürftig und reflectirt, Juden wie Römer, einschließlich des eßberühmten, während der Hinrichtung des Täufers weiter-essenden Vitellius. Hätte — das sagen selbst Berliner Blätter — das Berliner Polizeipräsidium, „ein Theil von jener Kraft, die stets das Gute will, und stets das Böse schafft", nicht durch sein anfängliches Verbieten und nachträgliches Erlauben der Aufführung die Neugierde des sensationslüsternen Publicums so hoch gespannt, und würde einem gewissen Schlag von Kunstfreunden nicht in dem Tanz der Salome eine „pikante" Balletscene geboten, die sie jedoch auch außerhalb dieses Dramas haben können, dasselbe ginge jetzt schwerlich im Triumphzug über die deutschen Bühnen, von denen man nie vergessen darf, daß sie nach unsrer weisen Gesetzgebung nicht Kunstanstalten sind, sondern unter das Gewerbegesetz gehören. Wir, die wir über diese organisirten Attentate auf unsers Volkes Ehrfurcht, Sittenzucht und guten Geschmack betrübt sind, dürfen uns über diesen neuesten Fall trösten, — der Sudermannsche „Johannes" wird binnen Kurzem vergessen sein.

Kirchliche Chronik.

Der preußische Gesandte in Rom und der Evangelische Bund. Die Vorkommnisse bei der kaiserlichen Geburtstagsfeier in Rom, welche wir im vorigen Heft kurz erwähnten, um sie mit einem Fragezeichen zu begleiten, sind inzwischen nicht nur authentisch bestätigt worden, sondern haben Folgen gehabt, die uns verpflichten, eingehend auf sie zurückzukommen. Wir legen dem öffentlichen Urtheil die nachfolgenden Texte und Thatsachen vor.

1. Eine römische Correspondenz der „Germania" vom 28. Januar („Germania" vom 1. Februar) enthielt folgende Mittheilungen: „Die Katholiken der deutschen Colonie in Rom haben in diesem Jahre zum ersten Mal in einer besonderen Festfeier den Geburtstag unseres Kaisers begangen, da es ihnen principiell unmöglich gemacht worden war, an einer Feier theilzunehmen, wo sie — in Rom — in ein Hoch auf den König von Italien hätten einstimmen müssen. Wir Katholiken zollen dem König Humbert alle Hochachtung, welche seine Person und sein Charakter verdienen; auch wir sehen in ihm den Verbündeten unseres Kaisers; aber in Rom ist nach unserer Ueberzeugung und nach der Ueberzeugung der ganzen katholischen Welt nicht König Humbert, sondern Leo XIII. der legitime Herrscher und der einzig legitime Herrscher, und wenn wir bereitwilligst in Turin oder Mailand an einer Ovation für den König theilnehmen würden, in Rom ist uns das durch unsere katholischen Principien untersagt ... Wenn der deutsche Botschafter in seiner Eigenschaft als solcher im Palais der Botschaft eine Festtafel gibt, dann versteht es sich von selbst, daß dort der erste Toast dem Landesfürsten gilt, bei welchem er accreditirt ist; wird aber die Feier auf einem neutralen Boden in einem Hotel gehalten, dann kehrt die Feier des vorigen Jahres, daß von einem Hoch auf König Humbert Abstand genommen werden kann, ohne einen Verstoß zu begehen. Wenn trotz dieses eclatanten Präcendenzfalles heuer nun doch darauf bestanden wurde, einen Toast auf den König von Italien auszubringen, so waren die dem „Lesevereine", der im gewissen Maße den katholischen Theil der deutschen Colonie vertritt, gemachten Einladungen unannehmbar; das konnten sich die Herren von drüben im voraus sagen ...

„Es haben sich an dem Festessen vierzig Herrn betheiligt, vorwiegend geistlichen Standes ... Den Ehrenplatz an der Tafel hatte Se. Exc. Herr

v. Bülow, preußischer Gesandter beim päpstlichen Stuhle; seiner Betheiligung ist wesentlich der gelungene und glänzende Verlauf der Feier zuzuschreiben . . . Den festlichen Trinkspruch zugleich auf Papst und Kaiser brachte Se. Exc. der Herr Gesandte v. Bülow aus. . . Der Trinkspruch hatte etwa folgenden Wortlaut: „Ich danke Ihnen zunächst herzlich, daß Sie mir und Herrn Legationsrath v. Below Gelegenheit gegeben haben, Ihrem heutigen Feste beizuwohnen: wissen wir uns doch Eins in den Gefühlen der Ehrfurcht und Liebe sowohl für das ehrwürdige Oberhaupt Ihrer Kirche, als für unseren in der Blüte der Jahre stehenden Kaiserlichen Herrn. . . Indem wir uns glücklich schätzen, daß die Beziehungen zwischen Papst und Kaiser so glückliche und vertrauensvolle sind, geben wir unsere Freude über diese Thatsache auch äußerlich dadurch Ausdruck, daß wir beiden erhabenen Souveränen gemeinsam unsere Huldigung darbringen. In diesem Sinne bitte ich Sie mit mir einzustimmen in den Ruf: Sr. Maj. Kaiser Wilhelm II. und Se. Heiligkeit Leo XIII. lebe hoch."

Unter den Liedern, die dann bei diesem Kaiser-Geburtstagsfeste gesungen wurden, theilt die Correspondenz auch folgendes mit:

Greis an Jahren, jugendkräftig,
Lenkst du Leo Petri Kahn;
Stürme brausen — laß sie brausen!
Gott beschützt des Schiffleins Bahn.
Dir vertrauen, auf Dich schauen
Millionen auf der Welt,
Den auf Erden seiner Heerden
Er, der Hirten Hirt, bestellt.

Konnte deutsche Kraft erringen
Neue Macht in hartem Streit,
Mußtest Du den Frieden bringen,
Als sich Deutschland selbst entzweit.
Dir entgegen uns zum Segen
Streckte sich des Kaisers Hand:
So ward Frieden uns beschieden
Neuen Heiles Unterpfand.

Tief wie in des Rheines Fluten
Ruht der Nibelungen Hort,
Hüten wir dem Papst, dem Kaiser
Unsrer Treue heilig Wort.
Blitzen Wetter: müssen Retter
Scepter sein und Hirtenstab;
Heil dem Hirten, Heil dem Herrscher,
Die uns Gott zu Vätern gab.

2. Diese Festbeschreibung wurde in der unlängst in Halle gehaltenen Conferenz des weiteren Vorstandes des Evangelischen Bundes mitgetheilt und erregte unter den aus allen Theilen Deutschlands vereinigten Abgeordneten eine einmüthige Entrüstung, sowohl aus evangelisch-kirchlichen als aus deutsch-patriotischen Motiven. Man beschloß zwei Schreiben abzufassen, eines an Herrn v. Bülow in Rom, welches ihn erinnern sollte, daß er ein protestantischer Christ und als solcher in seiner dortigen Stellung der evangelischen Kirche Bekenntnißtreue schuldig sei, und eines an den deutschen Reichs-

kanzler, mit der Beschwerde, daß der preußische Gesandte in Rom sich an einer Demonstration betheiligt habe, die von deutschen Ultramontanen wider die Legitimität des Königs von Italien, des Verbündeten Deutschlands veranstaltet worden. Der bei dieser Beschlußfassung nicht mehr anwesende Vorsitzende des Ev. Bundes, Graf Wintzingerode, trug Bedenken, dem Gesandten in Rom einen solchen Brief zu schicken, ehe man ihn über die in dem Bericht der „Germania" ausgeführten Vorgänge und Motive selber gehört, und richtete daher an Se. Exc. den Herrn v. Bülow in Rom ein höfliches Schreiben, in welchem er ihn über die von ihm geleitete Kaiserliche Geburtstagsfeier um Auskunft bat: anstatt diesen Brief in ebenso loyaler Weise zu beantworten wie er geschrieben war, schickte Herr v. Bülow denselben beschwerdeführend nach Berlin. Nun, da die aus Rom erbetene Auskunft ausblieb und offenbar nicht ertheilt werden wollte, ließ der Vorstand des Evangelischen Bundes auch seinerseits die beschlossene Beschwerde an den Reichskanzler, Fürsten Hohenlohe in Berlin abgehen. Sie hatte folgenden Wortlaut:

Merseburg, den 14. Februar 1898.

Hochgebietender Herr Reichskanzler!

Durchlauchtigster Fürst!

Euer Durchlaucht als dem Königlich Preußischen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ist der unterzeichnete Vorstand des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen verpflichtet, das Folgende ganz gehorsamst zu unterbreiten.

Nach unwidersprochenen Zeitungsberichten und ohne daß eine vertrauensvolle Bitte um Berichtigung, welche der mitunterzeichnete Vorsitzende an den Königlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am päpstlichen Hofe Herrn Wirklichen Geheimen Rath von Bülow gerichtet hat, bisher eine Erwiderung erfahren hätte, hat der Herr Gesandte an einer Geburtstagsfeier für Seine Majestät den Kaiser und König theilgenommen, welche von deutschen Katholiken in Rom am 27. Januar d. J. veranstaltet war. Diese Feier, an welcher auch das Personal der Königlich Preußischen Gesandtschaft sich betheiligt haben soll, war im ausgesprochenen Gegensatze zu der von der großen deutschen Kolonie geplanten ins Leben gerufen. Als Grund der Absonderung ist angegeben worden, daß die deutschen Katholiken nicht in der Lage wären, an einer Feier theilzunehmen, bei welcher auch dem Landesfürsten, dem treuen Verbündeten unseres Allergnädigsten Herrn, dem Könige Humbert, durch einen Trinkspruch gehuldigt werden würde. Bei dieser gegen-italienischen Feier soll dann — und wir wagen an der Richtigkeit dieser Darstellung leider nicht mehr zu zweifeln — der Herr Gesandte von Bülow einen

Trinkspruch ausgebracht haben, in welchem er wiederholt die erhabene Person unseres Kaisers und Königs mit der des römischen Papstes so verband, daß er an erste Stelle den römischen Papst, an zweite den Kaiser, dem die Feier galt, setzte, auch das Hoch auf den Kaiser mit einem Hoch auf den Papst verschmolz. Seiner Majestät des Königs von Italien wurde nicht gedacht. — Endlich soll der evangelische Vertreter des evangelischen Königs von Preußen der Absingung eines Liedes „Greis von Jahren jugendkräftig" beigewohnt haben, welches den Papst in einer mit dem evangelischen Christenthum in schneidendstem Gegensatz stehenden Weise verherrlichte.

Es sind nicht die Aeußerungen der gut deutschen, neuerdings auch der italienischen Presse allein, welche uns von der Erregung, die das Auftreten des Herrn Gesandten hervorgerufen hat, Kunde geben; es ist auch nicht unser eigenes Empfinden allein, welches uns zu dieser ehrerbietigen Vorstellung veranlaßt. Vertreter aus fast allen Theilen Deutschlands haben uns diese Bewegung aus weiten evangelischen, ihrem Kaiser und ihrem Vaterlande treu ergebenen Kreisen bezeugt. Sie haben uns verpflichtet, die gemeldeten Thatsachen zu Euer Durchlaucht Kenntniß zu bringen und die Bitte vorzutragen, die Wiederkehr solcher Vorkommnisse für die Zukunft zu verhindern. Unsere Aufgabe mag es nicht sein, gleich einem italienischen Blatte etwaigen Besorgnissen um die Beziehungen Deutschlands zu dem verbündeten Italien Ausdruck zu geben. Das aber ist unsere Pflicht, es vor Euer Durchlaucht, wie vor der Oeffentlichkeit ungescheut auszusprechen, daß jeder solche Vorgang den Uebermuth des deutsch-feindlichen Ultramontanismus steigern und die in ihrer Königstreue und Vaterlandsliebe durch päpstliche Weltherrschaftsbestrebungen nicht beengten Volksgenossen, zumal die evangelischen, auf das Tiefste bedrücken muß.

Euer Durchlaucht bitten wir in Ehrerbietung, die geeigneten Maßnahmen treffen zu wollen, um für die Zukunft einer Haltung des Königlichen Gesandten am päpstlichen Stuhle vorzubeugen, welche unseren evangelischen Volksgenossen zum schweren Aergerniß gereicht.

In vollkommener Verehrung

Euer Durchlaucht gehorsamste

Der Vorstand des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.

Der Vorsitzende: gez. Graf von Wintzingerode.

Der Schriftführer: gez. D. Witte.

3. Auf diese Eingabe ist, Berlin, den 17. Februar 1898 folgende Antwort des Staatssecretärs v. Bülow an den Grafen Wintzingerode eingegangen und ebenso wie die Eingabe des Evangelischen Bundes durch die Zeitungen zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden.

Berlin, den 17. Februar 1898.

Euer Hochgeboren gefälliges Schreiben an den Herrn Reichskanzler vom 14. d. M., in welchem Sie im Namen des Evangelischen Bundes über das Verhalten des Königlichen Gesandten beim Päpstlichen Stuhl anläßlich der Allerhöchsten Geburtstagsfeier Beschwerde führen, ist hier eingegangen. Schon vorher hatte der Gesandte v. Bülow ein auf denselben Gegenstand bezügliches, ihm von Euer Hochgeboren direkt zugegangenes Schreiben vom 6. d. M. eingereicht.

Ich darf Euer Hochgeboren nicht verschweigen, daß Seine Majestät der Kaiser und König, Allerhöchstwelchem diese Schreiben vorgelegt werden mußten, Allerhöchstsein ernstes Mißfallen über dieselben auszusprechen geruht haben. Wenn ich bedauere, daß ich Euer Hochgeboren hiervon Mittheilung zu machen habe, kann ich doch nicht umhin, gleichzeitig ergebenst darauf hinzuweisen, wie Ihre gegen den Gesandten erhobenen Vorwürfe nach jeder Hinsicht der Begründung gänzlich entbehren. Alle deutschen und preußischen Vertreter bei fremden Höfen pflegen bei der Feier des Allerhöchsten Geburtstages und bei sonstigen festlichen Veranstaltungen, zu denen sich deutsche Reichsangehörige vereinigen, einem traditionellen Gebote der internationalen Courtoisie folgend, in erster Linie ein Hoch auf den Souverän auszubringen, bei welchem sie beglaubigt sind. In analogen Fällen geschieht dasselbe bei uns von Seiten der hier accreditirten fremden Vertreter. Dem Papste ist, auch durch das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871, für seine Person die Souveränetät zuerkannt. Es wäre also ein grober Verstoß gegen den diplomatischen Brauch, wenn es der Gesandte Sr. Majestät des Königs unterlassen würde, ihm die einem Souverän zukommenden Ehren zu erzeigen. Im vorliegenden Falle ist aber nicht einmal, wie es sonst gewöhnlich zu geschehen pflegt, der Trinkspruch auf den Papst der Rede auf Se. Majestät vorangegangen, vielmehr gipfelte der Toast des Gesandten in dem Rufe: „Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. und Seine Heiligkeit Papst Leo XIII. leben hoch!“ Ein Trinkspruch auf irgend einen anderen Souverän wäre bei diesem Anlaß nicht am Platze gewesen.

Ich darf hier ergebenst an die diplomatische Arbeitstheilung erinnern, welche die Verhältnisse in Rom zur Folge haben. Während Seine Majestät der König von Preußen einen diplomatischen Vertreter beim

Papst accreditirt hat, ist unser erhabener Monarch als Deutscher Kaiser bei Seiner Majestät dem König von Italien durch den bei diesem Souverän beglaubigten Botschafter des Reiches vertreten. Dieser, oder in seiner Abwesenheit der Kaiserliche Geschäftsträger, hat nie verfehlt und wird nie verfehlen, entsprechend den oben erwähnten Grundsätzen bei Festen der deutschen Kolonie das Hoch auf König Humbert auszubringen. Diese Verhältnisse sind in Rom allgemein anerkannt, und wenn Euer Hochgeboren die Befürchtung aussprechen, daß die dem diplomatischen Usus entsprechende Haltung des Gesandten Sr. Majestät des Königs beim Päpstlichen Stuhle eine Trübung in unseren Beziehungen zu dem verbündeten Italien herbeiführen würde, so kann ich Euer Hochgeboren in dieser Beziehung vollkommen beruhigen. Bei den maßgebenden italienischen Stellen ist der in Rede stehende Vorgang nicht einen Augenblick einer falschen Beurtheilung begegnet. Die dank der Loyalität der Politik Sr. Majestät des Kaisers so wohlbegründete Ueberzeugung, daß wir an dem Bündniß mit Italien in deutscher Treue festhalten, ist in allen entscheidenden Kreisen der italienischen Bevölkerung viel zu tief gewurzelt, als daß dieselbe durch irrige Auffassung in Rom wohlbekannter und wohlverstandener Verhältnisse erschüttert werden könnte.

Dem mir von Seiner Majestät dem Kaiser und König, unserem Allergnädigsten Herrn, ertheilten Befehle entsprechend, füge ich die beiden Schreiben Euer Hochgeboren hier ergebenst wieder bei.

gez. von Bülow.

4. Ist aber diese öffentliche Zurückweisung der Beschwerde des Evangelischen Bundes berechtigt und begründet? Entbehren die gegen den Gesandten erhobenen Vorwürfe in der That, wie hier behauptet wird, „nach jeder Hinsicht der Begründung?“ Wir möchten zur Beantwortung dieser Frage auf zwei Gesichtspunkte hinweisen, auf den evangelisch-kirchlichen und den deutsch-vaterländischen.

Herr v. Bülow in Rom ist Protestant. Ist er auch Gesandter beim päpstlichen Stuhl, so ist doch gerade hier die erste Bedingung der Achtung, die man ihm wünschen muß, daß er als überzeugungstreuer Mann erscheine und die Ehre seines eigenen Bekenntnisses nicht preisgebe. Kann ein Protestant, der auf die Ehre seines Bekenntnisses hält, einen Papst, der soeben den Ursprung der evangelischen Kirche auf Aufruhr zurückgeführt und die Reformation als Erzeugniß und Beförderung der Sittenlosigkeit geschmäht hat, seiner „Liebe und Verehrung“ versichern? Kann ein überzeugungstreuer Protestant ein Festlied mitsingen, in welchem der Papst als der von Gott seiner Heerde auf Erden bestellte Hirt, als der Friedebringer Deutschlands, als

der von Gott uns gegebene Vater besungen wird? Man wende nicht ein, daß Herr v. Bülow das vielleicht nicht mitgesungen. Die Katholiken, unter denen er saß, hätten ja auch — unter den anderen Deutschen sitzend — das Hoch auf den König Humbert nicht mitzurufen brauchen: sie ließen sich daran nicht genügen, sondern sie gaben ihrer Ueberzeugung einen unmißverständlichen, demonstrativen Ausdruck, indem sie sich der Theilnahme an einer Feier enthielten, bei der etwas ihrer „Ueberzeugung" Widersprechendes vorkommen sollte. Wenn die Katholiken derart auf ihre Ueberzeugung halten, was an sich nur zu ehren ist, nun so ziemt es sich dem Protestanten, das Gleiche zu thun, nicht aber, indem er sich einer ultramontanen Separatfeier anschließt, seinen protestantischen Standpunkt zu verleugnen. Herr v. Bülow hat aber nicht nur seinen, sondern auch seines Königs protestantischen Standpunkt verleugnet. Mochte er immerhin als Gesandter beim päpstlichen Stuhl dem Souverän, bei dem er accreditirt ist, ein Hoch ausbringen: diese Zusammenfassung des Kaisers und des Papstes in Einen Trinkspruch, und zwar an des Kaisers Geburtstag, der doch wohl einen ungetheilten Toast auf den Kaiser verdient hätte, — diese ganze Verquickung des deutschen Kaiserthums und des römischen Papstthums kann im evangelischen deutschen Volke, welches im Reiche die Mehrheit bildet und einen Anspruch darauf hat, daß man auf seine kirchlichen Gefühle und Ueberzeugungen Rücksicht nehme, nur den peinlichsten Eindruck machen. Wenn die preußische Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl aus diplomatischen Gründen solche Verleugnungen des evangelischen Bekenntnisses unvermeidlich mit sich bringen sollte, so wäre das nur ein Beweis mehr, daß diese Einrichtung verfehlt ist.

Aber auch vom reichspolitischen und deutsch-patriotischen Standpunkt aus erscheint das Benehmen des Gesandten höchst incorrect. Denn wie der aus der Mitte der römischen Festversammlung hervorgegangene Bericht der „Germania" zeigt, war es der erklärte Beweggrund dieser Sonderfeier, die rechtmäßige Herrschergewalt des Königs Humbert in der Stadt Rom zu bestreiten und sich zum Papste als „dem einzig legitimen Herrscher" in der Stadt Rom zu bekennen. Indem der Gesandte sich einer aus diesem Motive hervorgegangenen Separatfeier anschloß, ja sogar derselben präsidirte, hat er sich an diesem ultramontanen Protest mit betheiligt und auf dem Boden des Königreichs Italien selbst — denn das Hotel Minerva liegt nicht auf vaticanischem, sondern auf königlich italienischem Grund und Boden — die Rechtmäßigkeit der italienischen Herrschaft in Rom beanstanden helfen. Wie das mit unsrer Anerkennung des Königreichs Italien und mit unserm Bündniß mit demselben sich reimen soll, das ist wenigstens meinem beschränkten Unterthanenverstande verborgen. Herr Staatssecretär v. Bülow erinnert daran, daß es auch einen deutschen Reichs-

gesandten in Rom gebe, der bei dem in Rom residirenden König von Italien accreditirt sei, und daß über unsre Bundestreue gegen Italien kein Zweifel sein könne. Ganz gut: aber wenn man zugleich Nein und Ja sagt, so beseitigt man doch keinen offenbaren Widerspruch, sondern man schafft ihn, und wenn der deutsche Kaiser den König von Italien als legitimen Herrscher in Rom anerkennt, so folgt, daß es auch dem beim päpstlichen Stuhle accreditirten Gesandten des Königs von Preußen nicht erlaubt sein darf, sich mit Leuten zusammenzuthun, welche ihrer Ueberzeugung, daß vielmehr Leo XIII. der einzig legitime Herrscher in Rom sei, einen demonstrativen Ausdruck geben wollen. Oder würde man es in Berlin für correct halten, wenn ein italienischer Gesandter sich irgendwo mit Leuten zusammenthäte, welche den Präsidenten der französischen Republik für die einzig legitime Obrigkeit in Elsaß-Lothringen anerkennten und zum Ausdruck dieses Standpunktes eine Demonstration machten?

Hiernach wolle man beurtheilen, ob der Evangelische Bund mit seiner Vorstellung beim Reichskanzler sich einen Uebergriff hat zu Schulden kommen lassen, oder ob er, der sich „die Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen" zur Aufgabe gesetzt hat, damit lediglich seine Pflicht und Schuldigkeit gethan hat. Die Vorgänge in Rom stehen ja nicht allein. Sie sind nur ein Glied in einer unabsehbaren Kette von falschen Verneigungen vor Rom, welche die deutsch-preußische Politik der letzten zwanzig Jahre durchzieht, und wir erfüllen nur das Gebot deutscher Treue und Aufrichtigkeit, wenn wir auch unserm Kaiserlichen Herrn gegenüber nicht verhehlen, daß dieser romanisirende Charakter unserer Politik das deutsch-evangelische Volk in immer weiteren Kreisen erregt und erbittert.

20. Februar 1898. B.

Das Welträthsel und die Naturwissenschaften.[1])

Welcher Mutter Geduld wäre nicht auf die Probe gestellt durch ihres Kindes unendliches, unermüdliches Fragen! Was kann solch ein kleiner Weltbürger alles zusammenfragen, bis er sich in dieser seiner Welt einigermaßen orientirt hat. „Was ist das?“ heißt es bei jeder neuen Erscheinung, die in den Gesichtskreis des kleinen weit geöffneten Auges tritt. Bald darauf: „Wer hat das gemacht?“ — und endlich die quälendste aller Fragen: „Warum ist das?“

Gegenüber solcher Wißbegier schier rathlos, zuweilen der Verzweiflung nahe, ahnt die Mutter nicht, daß hier ein Trieb sich regt, ebenso mächtig als der Hunger: der Erkenntnißdrang, der geistige Hunger, der die uns umgebende Welt ins Innere aufzunehmen, zu verarbeiten, zu erfassen brennt, — daß da ein Philosoph in den Kinderschuhen steckt, der sich seine Weltanschauung zu bilden beginnt. Und wann werden wir damit fertig?

Sind wir herangewachsen, schauen wir erst einmal durch eine Brille, ein Fernrohr, ein Mikroskop, dann erhebt sich riesengroß die Frage der Kindheit: „Hebe deine Augen auf, wer hat alle diese Dinge gemacht und woher haben sie ihr Wesen?“ Und mancher Denker zerbricht sich den grauen Kopf über die allererste Frage der Menschheit: Was ist das eigentlich, was mir da erscheint? Dies Ding, dessen Bild sich in der Netzhaut meines Auges spiegelt, was ist das an und für sich? Dieser Lichtstrahl, der durch meine Nerven hindurchzittert, was ist das im letzten Grunde? Dieser Erdboden, der mich trägt, ist er ein grausenhaftes Leichenfeld und ein ekler Haufe von Verwesungsstoffen, oder ist er ein lebensvoller, warm athmender Leib voll ewiger Kräfte, ein funkelnder Stern, der zu seines Schöpfers Preis seine leuchtende Bahn im Sphärentanz tönend zieht? Was ist es, jenes Universum, mit Myriaden von Gestirnen im unendlichen Raum nebelhaft verdämmernd, ist es ein Kosmos, von einem weltordnenden Geiste planvoll getragen, einem Geiste, dem verwandt zu sein ich im Staube mich rühmen darf — oder ist es eine seelenlose Maschine, die den Einzelnen unbarmherzig zermalmt und sich selbst allmählich zerreibt? Woher dann ihre

1) Eröffnungs-Vortrag eines Cyklus apologetischer Vorträge.

Bewegung? Woher dann mein eigenes thöricht kluges Denken? Wozu dann ich selbst in dieser Welt?

So liegt diese Welt vor uns, eine dunkle Sphinx, ein großes Räthsel. Und dieses

„qualvoll uralte Räthsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphen-Mützen,
Häupter im Turban und schwarzem Barett,
Perrücken-Häupter und tausend andre
Arme schwitzende Menschenhäupter",

beschäftigt auch uns an diesen Abenden. Wir begnügen uns nicht mit des Spötters Bescheid: „Und ein Narr wartet auf Antwort!" Wir sind der guten Zuversicht, daß es auch hier dem Aufrichtigen gelingt, denn es ist Gottes Welt! Und wir müssen Antwort haben für Kopf und Herz. Wer nicht ein Traumleben führen, wer aus qualvollen Zweifeln je herauskommen will, bei dem muß Herz und Kopf, Glauben und Wissen im Einklang stehen. Er kann sich dabei nicht beruhigen, mit dem Herzen ein Christ, mit dem Kopfe ein Heide zu sein — dabei wird der arme Kopf zerbrochen und das arme Herz zerrissen. Eine einheitliche Weltanschauung thut noth, die ebenso das Gemüth wie den Verstand befriedigt. Und ist die kindliche Weltanschauung erschüttert, die sich unter den Gebeten der Mutter gebildet hatte, nun, so hat der Mann die Pflicht, auf den Trümmern der alten sie sich neu aufzubauen, fester, tragfähiger, zusammenstimmender. Der Glaube auf Autorität hin hat aufgehört, — soll denn an seine Stelle gar treten der Unglaube auf Autorität? Das ist ja heut zu Tage nicht nur bei der Socialdemokratie geschehen. Ein paar mit wissenschaftlichem Schein vorgetragene Machtsprüche haben genügt bei Tausenden, das Erbe der Väter über Bord zu werfen. Etwas Besseres hat man ihnen nicht geboten; die innere Leere wird mit einigen Flittern und Fetzen aus einem halbverstandenen Buche oder Blatte bemäntelt — das nennt sich dann Wissenschaft, ist aber nichts anderes als Unglaube auf Autorität. Solche Ungläubigen werden kaum hier unter uns sein. Denen aber, die sich ihren Erkenntnißtrieb mit ein paar Schlagworten nicht einlullen lassen, die eigenes Denken nicht scheuen, um der Lösung des großen Räthsels näher und näher zu kommen, einer Lösung, in der die Wissenschaft gründlich reden darf und zugleich das Höchste und Tiefste im Menschengeiste nicht übersehen wird — ihnen dazu behülflich zu sein, das ist der schöne Zweck unserer Vorträge.

In dieser einleitenden Rede soll zunächst die Naturwissenschaft, die gefeierte Königin unserer Tage, befragt werden, wie weit sie mit ihren Mitteln das große Welträthsel lösen kann. Kann sie's allein, dann

wollen wir ihr von Herzen huldigend den verdienten Tribut unseres Dankes darbringen als der Fürstin, die uns die Welt erobern lehrt. Kann sie es aber nicht allein, dann wollen wir, unbeirrt und unbestochen von dem Geschrei der großen Menge, uns nach einem *größeren* Bundesgenossen umsehen. Denn erobern, geistig erobern und überwinden müssen wir die Welt, so oder so — das bleibt unser königlicher Beruf.

Lassen wir *einzelne Welterscheinungen* und zwar der allereinfachsten Art an unserem Auge vorübergehen, sie darauf anzuschauen, wie weit die Naturwissenschaften sie erklären.

I.

Ein Kind, das in diesen Saal getragen wäre, würde seine Aufmerksamkeit zuerst auf das Licht richten, das von jenen Kronleuchtern ausstrahlt. Was ist das? Bezeichnender Weise ist es dieselbe Erscheinung, mit der auch die Bibel die Schöpfung beginnen läßt; der Spott hat sich daran geheftet, daß noch vor der Sonne das Licht gewesen sein soll. Es werde *Licht* — was ist das? Wellenbewegung des Aethers, Aetherschwingungen, Aetherwellen, nichts anderes — sagt die heutige Wissenschaft. Wenn der Aether in Wellen bewegt wird, empfinden wir Licht oder strahlende Wärme, wenn die Aetheratome hin- und herzucken, empfinden wir Elektricität. Licht, Wärme, Elektricität — das alles ist nur ein und derselbe Stoff, der Aether. So? also wirklich ein anderer Stoff als die Sonne? Ja, ohne den auch die Sonne nicht leuchten könnte, sondern in schwarzen Gluten brennen würde, ein unendlich feiner Stoff, der durch den ganzen Weltenraum ausgegossen ist, ja alle Körper durchdringt, Luft und Wasser, Menschen und Thiere, Holz und Stein. Aber woher weiß man, daß es einen solchen unendlich feinen Stoff gibt? Man kann ihn doch nicht sehen und greifen? Kann die Wissenschaft denn sein Dasein beweisen? „Beweisen freilich nicht schwarz auf weiß, sehen auch nicht, er ist unsichtbar, unwägbar, unfaßbar.“ Also ist es nur eine Annahme der Wissenschaft, so zu sagen eine Sache des Glaubens? „Eine Hypothese ist es freilich nur, aber eine ganz unentbehrliche, ohne die viele physikalische Erscheinungen nicht zu erklären wären; aber durch diese Annahme werden sie zwanglos erklärt, und dadurch gewinnt die Hypothese eine an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit. Wir müssen Hypothesen aufstellen, nicht eine, sondern viele; wir sind gezwungen, manche Annahmen zu machen, um auch nur unsere einfachsten Körper aufbauen zu können.[1]) So hat Secchi den schon von Plato vorausgesetzten *Weltäther* in die Wissenschaft eingeführt. Thomson hat seine Dichtigkeit

1) L. Zehnder, Die Mechanik des Weltalls. Freiburg i. B. 1897. S. 2.

geschätzt; nach ihm ist der Aether eine Million Mal dünner als die verdünnteste Luft, die Luft aber kann man schon verdünnen auf den millionsten Theil des Atmosphärendruckes; so ist also der Aether viele Billionen Mal dünner als unsere Luft. Zehnder in Freiburg hat jüngst die Masse eines Aetheratoms berechnet, trillionenmal kleiner als die Masse eines Luftmoleküls, des kleinsten Bestandtheiles der Luft. Was diese Zahl bedeutet, lehre uns der Vergleich des Erdballs mit einem zwei- bis dreistöckigen Hause. Das Volumen der Erde ist etwa trillionenmal größer als das jenes Hauses. In demselben Verhältnisse müßte also ein Lufttheilchen zu den Aetheratomen stehen; sie lagern sich um jedes kleinste Lufttheilchen herum wie die Häuser der Menschen und Städte um die Erde, vollkommen elastische kleine Kugeln, die mit großen Geschwindigkeiten den Raum durchfliegen, etwa 440 000 km in der Secunde, laut Clausius; nach Maxwells Berechnung nur 400 000 km." Uns schwindelt. Doch wir merken uns hier zweierlei.

Fürs Erste:

Wir stehen hier vor einem Räthsel, nämlich vor einem unsichtbaren, unwägbaren, ganz unfaßbaren Stoffe. Nun darf uns keiner mehr lächeln wenn wir von einem anderen Unsichtbaren reden, der etwas noch unendlich viel Feineres in die ihm aufgeschlossenen Seelen ausgießt, wie er den Aether ausgegossen hat durch die Körper — seinen Geist, durch den allein erst Licht und Wärme und Leben im Innern zu Stande kommt.

Und zweitens:

Auch die Wissenschaft kommt zuletzt, wenn sie die Welt erklären will, bei Hypothesen an. Hypothese ist Glaubensannahme. Der Naturforscher glaubt an den Aether. Ohne den Glauben kein Verständniß der Welterscheinungen. Sollte dem Christen nicht ein Gleiches erlaubt sein, Eine große Hypothese, die uns alle Erscheinungen nicht bloß der äußeren Welt, sondern auch alle Erfahrungen der geistigen Welt in uns vollständig erklärt? So gut wie der Naturforscher an den allgegenwärtigen Aether glaubt als den Träger des Lichts, dürfen wir nicht mit mindestens gleichem Recht an den allgegenwärtigen Gott glauben, den Vater des Lichts?

II.

Als ich vorhin hier eintrat, schwebte eine Wolke von Wohlgeruch vor mir. Ich bin zu wenig Sachkenner, um Ihnen sagen zu können, ob es Veilchenessenz oder Maiglöckchenduft war. Jedenfalls war ein Stoff in der Luft verbreitet, der deutlich zeigte, daß eine Dame ebenso sehr die Blumen liebe als den Geist. Und doch hatte die betreffende Freundin des Blumengeistes — ich glaube es zu ihrer Ehre ganz bestimmt versichern zu können — nur eine Kleinigkeit des zarten Stoffes geopfert, nur ein Atom, wie sie

sagte. Es war nicht ein ganzes Alabastergefäß ungefälschter köstlicher Narde — und dennoch erfüllte es auch beinahe das ganze Haus, darin wir sitzen. Was heißt denn das? Daß jedes Lufttheilchen des Hauses mit einem Theilchen jenes Stoffes verbunden ist, daß jener Stoff nun im ganzen Raume vertheilt vorhanden ist. Der Geruch ist nichts anderes als das Wahrnehmen dieser ungemein kleinen Stofftheilchen, die in der Luft umherflnten, mit den Sinnesnerven in der Nasenhöhle. Wie weit die Theilung des Stoffes geht, können wir uns kaum vorstellen. Ein kleines Stück Moschuß, das man in ein großes Zimmer gelegt hatte, füllte 20 Jahre hindurch das ganze Zimmer mit einem starken, durchdringenden Geruch. Denn nach Ablauf dieser 20 Jahre, nachdem es soviel von seiner Masse an die Luft abgegeben hatte, wog man das Moschusstück wieder, und der Gewichtsverlust konnte auch durch die feinste Wage nicht ermittelt werden. Das Zimmer hatte 25 Cubikmeter Raum. Nimmt man an, daß sich in jedem Cubikmillimeter wenigstens ein Duft-Atom verbreitet habe, so ist die Zahl der Geruchsatome, welche der Moschus in 20 Jahren ausgeströmt hat, da das Zimmer Tag für Tag durchlüftet ist, 1825 Millionen.[1]) Diese Tausend Millionen Atome sind also mit unserer feinsten Wage noch nicht wägbar. Nur die Geruchsnerven des Menschen zeigen sie an, diese feinste Wage auf Eden. Doch — noch nicht die allerfeinste. Ein Jagdhund wittert den Fußtritt eines Hasen auf einer glatten Steinplatte noch nach 24 Stunden und weiß ihn von der Spur des Rehes zu unterscheiden. Welch eine unglaubliche feine Zertheilung des Geruchstoffes! Wie erstaunlich fein muß doch die Materie aufgebaut sein! Wir nennen sie porös — den Schwamm, den Bimsstein, die menschliche Haut, weil die Stoffe da tausendfach eindringen und ausdünsten; die Porosität geht ja viel weiter, das Eisen läßt Kohlentheilchen in sich eindringen und wird so zu Stahl ohne sein Volumen zu ändern; der Stahl läßt noch Quecksilber, jeder Körper läßt Aetheratome durchdringen, es ist alles porös, die Materie ist aufs feinste, auf undenkbar feine Weise gegliedert. Und nun das Merkwürdigste: diese feinen Bestandtheile der Materie, Molekeln genannt, gehorchen alle einem einheitlichen Gesetze. Es ist genau dasselbe Gesetz, nach welchem die Sterne, die gewaltigen Himmelskörper um ihre Sonnen kreisen. Jede kleinste Molekel ist solch ein Sonnensystem: da kreisen auch in schwindelndem Tanze nach dem Gesetz der Massenanziehung die Atome um ihre Mittelpunkte, getragen und auseinander gehalten von einer Aetherschicht, wie die Sterne, ihre Bahnen bald erweiternd bald verengernd nach ihrem gesetzlichen Verhältniß zum Ganzen. Jede Molekel, die wir mit Augen nicht sehen, in ihrer verschwindenden Kleinheit, jede Molekel des

1) A. N. Böhner, Naturforschung und Kulturleben. Hannover 1864. S. 240.

Moschus, jede Molekel der Luft — wieder zusammengesetzt aus Stoffatomen, die gleich Sternen um ihren Mittelpunkt sich schwingen, von noch viel kleineren Aetheratomen umhüllt und getrennt, daß sie nicht zusammenstürzen dürfen nach dem Gesetz der Gravitation! Ein Naturforscher, Gandin, berechnet, daß auf einen Millimeter ca. 10 Millionen Atome kommen. Ein Mensch würde, um die in einem Stecknadelknopf enthaltenen Atome zu zählen, nach Bettex Berechnung 250 000 Jahre brauchen! Und diese Atome führen nicht bloß im engsten Kreise ihren Reigentanz auf, sie treten auch in die Ehe. Wundersam, warum gerade diese zwei verschiedenartigen Atome einander suchen und mächtig anziehen in eigenthümlicher Wahlverwandtschaft, etwa 1 Atom Wasserstoff, das nicht eher zur Ruhe kommt, als wenn es mit seinen 8 Atomen Sauerstoff verbunden ist — sobald er diese gefunden hat, ergibt es dann einen neuen Stoff, den wir gar wohl kennen, nämlich ein Molekel Wasser. Solche durch Wahlverwandtschaft verbundene Atomgruppen sind eben die Molekeln, die kleinsten Bestandtheile unserer Stoffe, mit ihrer nothwendigen Aetherhülle. Alle chemischen Verbindungen sind solche Ehen, mehr oder weniger unglückliche Ehen, denn sie werden bald wieder aufgelöst, die Molekel vergeht, die Atome werden wieder, was sie zuvor waren. Ja, was waren sie denn nur? Niemand weiß es außer Einem, der ihnen dasselbe Gesetz gegeben, das er auch den flammenden Sonnen und kreisenden Sternen gab. Niemand hat je ein Atom gesehen, so wenig als er Gott gesehen. Und doch legt der Naturforscher es jetzt seinem ganzen System, seiner ganzen Erklärung der Materie zu Grunde. Was ist denn aber Materie, Stoff? Ein Räthsel, auch für die Wissenschaft. Ignoramus, wir wissens nicht! antwortet der bedeutendste Physiolog, Du Bois-Reymond, in seiner berühmt gewordenen Rede über die Grenzen unseres Naturerkennens: Wir stehen hier an der Grenze, an einer der Grenzen unseres Erkennens, und werden nie hinüberkommen, ignorabimus. Was der Stoff ist, was ein Atom ist — ein Räthsel! ein undurchdringliches Räthsel! „Alle Fortschritte der Naturwissenschaft haben nichts dawider vermocht, alle ferneren werden dawider nichts fruchten.“[1]) Aber die Herren reden doch so viel von Stoff und Kraft als der Grundlage ihrer Wissenschaft: Büchner, Vogt, Moleschott und wie sie heißen — da reden sie also von etwas, das sie gar nicht verstehen? Allerdings, sagt Du Bois-Reymond und mit ihm jeder ehrliche Naturforscher, was Kraft und Stoff ist, das verstehn wir nicht. Und doch meinen viele damit den lebendigen Gott abgesetzt zu haben, wenn sie von dem ewigen Stoff und seinen inhärenten (einwohnenden) Centralkräften reden! Ja, das ist so ein eigen Ding mit

1) Du Bois-Reymond, Ueber die Grenzen des Naturerkennens. 7. Aufl. S. 16.

den Centralkräften, die dem Stoff anhaften und einwohnen sollen. Man kann zuletzt sich so recht nur Eine Kraft darunter vorstellen, das ist die Gravitation, die Anziehungskraft. Ja, das ist's, erwidert der Materialist eifrig, das ist in der That die Grundkraft der Welt, die Grundlage der Naturwissenschaft: Größere Massen ziehen immer die kleineren an. Wirklich, liegt das in der Masse des Stoffes? Weißt du, der du so viel von Wissenschaft redest, daß bei Doppelsternen, die sich um einander schwingen, der Schwerpunkt mitten zwischen in der freien Luft liegt? Da ist ja doch nicht die schwere Masse! Wenn nicht ein höherer Wille an diesem Punkte das Gesetz den Massen gegeben hätte —? Weißt du denn nicht, daß der Schwerpunkt unseres Sonnensystems gar nicht immer in der Sonne liegt, sondern oft neben ihr im freien Raum, da auch sie rotirt! Wo bleibt da die Wucht der dumpfen Masse als höchstes Gesetz? Wenn da, an diesem Punkte, nicht ein höherer Wille das Gesetz aufgerichtet hätte — eben derselbe, der die Sterne und die Atome in Bewegung setzt, daß sie nicht, dem Gravitationsgesetz folgend, im Mittelpunkt zusammenstürzen? Es ist nicht eine Körpermasse, um welche alle Weltkörper kreisen; es ist ein bewegender Wille. Dieses Lebens-Centrum der ganzen Schöpfung, das alle Sonnen und Sonnensysteme in heiligen Gesetzen hält, hat genau dieselben Gesetze auch den kleinsten Atomen gegeben, so daß unsern stannenden Blicken der ganze ungeheure Naturorganismus als eine große Wesenseinheit sich enthüllt. Die ganze wimmelnde Fülle von zahllosen Atomen, aus denen die Welt lose zusammengesetzt ist, nur durch Ein Wesen zusammengehalten. Jenes Wesen der Wesen, von dem die Schrift sagt: „Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirket alles in allen. Von ihm, durch ihn und in ihm sind alle Dinge; ihm sei Ehre in Ewigkeit!" Da ist das Räthsel gelöst.

Die Naturwissenschaft glaubt an das kleine, unsichtbare Atom, ein Nichts; gut, wir glauben an den großen unsichtbaren Gott, das Wesen aller Wesen. Die Naturphilosophie glaubt, daß alles Sichtbare aus Atomen d. h. aus kleinen Nichtsen entstanden sei; gut, durch den Glauben merken wir, daß alles, was man sieht, aus nichts geworden sei. (Hebr. 11.)

Sollte das noch unvernünftig heißen? Sollte es noch räthselhaft sein?

III.

Draußen der Wind — Du hörst sein Sausen wohl —, weißt Du, von wannen er kommt? Ein sonst sehr achtungswerther Naturforscher, Schleiden, spöttelt über das Wort Christi: „Wir glauben allerdings jetzt recht wohl zu wissen, von wannen der Wind kommt und wohin er fährt!" Nun, der Herr hat (wie Böhner mit Recht bemerkt) dies Wort auch nicht zu Herrn Schleiden gesagt, sondern zu dem alten Nicodemus, der das Dove'sche Gesetz

noch nicht kannte. Aber auch bei dem Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts ist es doch ein starker Glaube, wenn er behauptet: Wir glauben es recht wohl zu wissen! Wohl kennen wir barometrische Minima und Maxima, wissen auch von einem am Aequator aufsteigenden warmen Luftstrom, der im Norden abgekühlt wieder niedersinkt; wohl kennen wir auch den Umschwung der Erde von West nach Ost als den zweiten Factor, der auf die Circulation der Atmosphäre einwirkt — aber viel mehr nicht. Die mannigfaltigen Bedingungen, durch welche der Kampf zwischen Aequatorial-Strömung und Polar-Strömung entschieden und die jeweilige Witterung bestimmt wird, das wissen wir trotz Dove und Falb noch nicht. Die Mittelursachen sind uns bekannt, aber die letzten Ursachen kennen wir ebenso wenig als jener Meister in Israel.

Woher die Wärme am Aequator? Von der Sonne. Aber warum ist denn der Weltenraum zwischen Sonne und Erde so bitter kalt? Und woher ist der Sonne die ungeheure Glut gekommen, und wie bleibt sie ihr erhalten? Durch hineinstürzende Meteore, und durch den ungeheuren Druck der Massenanziehung! Wärme ist nichts als Bewegung. Alle Bewegung wird in Wärme umgesetzt und alle Wärme wieder in Bewegung, es geht nichts verloren von Kraft, das ist das große Gesetz von der Erhaltung der Kraft, die große Entdeckung unseres Jahrhunderts. Darauf beruht nun unsere ganze moderne Weltanschauung, darauf ruht der ganze unendliche Weltenbau: auf der Massenanziehung, auf der Erhaltung der Kraft und auf dem Causalitätsgesetz.

Schön! Causalitätsgesetz — das heißt doch, daß eine zusammenhängende Kette von Ursach und Wirkung durch die ganze Welt der Erscheinungen geht, keine Wirkung ohne zureichende Ursache! Nun, dann denken sie auch, bitte, die Reihe folgerichtig bis zu Ende, lassen Sie gefälligst die Kette nicht plötzlich abreißen, begnügen Sie sich nicht mit einer nur „vorläufigen" Befriedigung Ihres Causalitätsbedürfnisses; Sie haben den Wind auf Wärme, die Wärme auf Sonnenglut, die Sonnenglut auf Bewegung zurückgeführt, bitte nun weiter, woher die Bewegung? Wir haben in der großen Kette das Glied D zurückverfolgt auf C, C auf B, warum wollen Sie da plötzlich stehen bleiben, lassen Sie uns auch A suchen, den Ursprung der Bewegung. Wer bewegt Sonnen, Meteore und Atome, daß die träge Masse nicht in eisiger Ruhe beharrt? Wer gibt Wolken, Luft und Winden den ersten Anstoß? Ignoramus — wir wissen's nicht und werden's nie wissen! sagt der Meister der modernen Weltanschauung. Und warum nicht, was doch ein Kind ahnt? „Da ein supranaturalistischer Anstoß in unsere Begriffswelt nicht paßt, fehlt es dann am zureichenden Grunde für die erste Bewegung. Oder wir stellen uns die Materie als

von Ewigkeit bewegt vor. Dann verzichten wir von vornherein auf Verständniß in diesem Punkte.“ [1]) Das ist ehrlich geredet.

Wir sind aber nicht bereit, so schnell auf das Verständniß der Welt zu verzichten. Das Causalitätsgesetz ist für uns zu zwingend. Wenn eine Weltanschauung nicht folgerichtig weiter denken kann, wenn sie an einen Punkt kommt, wo es ihr am zureichenden Grunde für eine Erscheinung fehlt, dann, meinen wir, ist ein fundamentaler Fehler in dieser Weltanschauung, dann muß die Begriffswelt ehrlicherweise corrigirt werden.

Hören wir's staunend noch ein Mal, warum Du Bois-Reymond auf jedes Verständniß verzichtet und die Causalitätskette abreißen lassen will. „Da ein supranaturalistischer Anstoß in unsere Begriffswelt nicht paßt“ — ein übernatürlicher Anstoß, d. h. Gottes Walten, Gott. In Newtons Begriffswelt paßte er; ja, da war er nothwendig. Dieser Riesengeist, der die Gravitation als Weltgesetz entdeckt hat, schrieb ausdrücklich, ohne eine übernatürliche Kraft sei eine Bewegung und Ausbreitung der Materie durch den Weltenraum bei der ihr innewohnenden Gravitation unmöglich. Er paßt nicht in die Begriffswelt des modernen Professors. Sein System ist fertig aufgebaut, was da nicht hineinpaßt, das darf auch nicht draußen in der Welt vorhanden sein, und wenn es die einzige Erklärung der Welt wäre! Lieber sie ohne Erklärung lassen, lieber auf Verständniß verzichten, lieber vor der verschlossenen Thür stehen, als den einzigen Schlüssel brauchen! Denn der Schlüssel paßt nicht in unsere Begriffswelt.“ Ob er in die Thür paßt, ob er aufschließt, ob er das Räthsel löst, danach fragt man nicht — er paßt nicht in unsere Begriffswelt. Das ist die moderne Weltanschauung! Wir halten mehr auf das Causalitätsgesetz. Unser Denken kommt nicht eher zur Ruhe, bis wir auch das letzte Glied der Kette, die Ursache der Mittelursachen kennen — Gott.

IV.

Viele junge Herzen sehnen den Frost herbei und die Schneedecke. Auch ich hätte für den heutigen Abend ähnliches gewünscht; ich hätte mit ihnen einen Blick hinaus gethan in die Winternacht! Zu den Füßen die schimmernde Schneedecke, über dem Haupte die funkelnde Pracht des Sternenhimmels! Welche Schönheit, welche Zweckmäßigkeit im Kleinsten wie im Größten! Wundersam, wie die Molekeln des Wasserdunstes sich zusammengefügt haben zu zarten Krystallen, zu schimmernden Schneesternlein! wunderbar, daß diese Frostkrystalle eine so weiche Decke geben! am wunderbarsten, daß diese Eissternchen die zarten Lebenskeime der jungen Saaten warm behüten und dann milde tränken! Ist es nicht, wie wenn die sorgsamste

1) Du Bois-Reymond: Die sieben Welträthsel, 3. Aufl., S. 83, 84.

Mutter ihre zarten Kinder in schöne, warme, weiche Decken hüllt? Zweckmäßiger könnte sie es gar nicht ausdenken, in aller Einfachheit schöner!

Woher die Zweckmäßigkeit in der Natur? Ob die Atome des Stoffes so mütterlich fürsorgende, vorausschauende Zweckgedanken hatten, als sie sich krystallisch aneinander fügten? Wohin das Auge schaut, überall trifft es eine hohe, schöne Ordnung; soweit die Wissenschaft ihren kühnen Flug ausdehnt, nirgend hat sie es mit einem Chaos, überall hat sie es mit einem „Kosmos" zu thun, einem schön geordneten Ganzen. Wie erklärt sie die Zweckmäßigkeit der Natur?

Ehrliche Naturforscher erkennen es an, daß sie hier vor einem Räthsel stehen, und daß die einzige Lösung des Räthsels heißt: eine ziel- und zwecksetzende Vernunft, Gott! Ich brauche gar nicht hierfür die Riesengeister früherer Zeit heraufzucitiren, einen Newton, Kepler, die Bahnbrecher der Wissenschaft, die gerade durch ihre Forschungen mehr und mehr gedrungen wurden, in Ehrfurcht die Weisheit des Schöpfers anzubeten. Ich lasse zwei Größen dieses Jahrhunderts reden. Rob. Mayer, der geniale Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, sagt: „Wir können nicht aufhören, schon im Gebiete der unbelebten Welt die Weisheit dessen zu bewundern, der den Himmel und die Erde geschaffen hat!" Und Justus Liebig, der bekannte große Chemiker, einer der Wohlthäter der Menschheit, schreibt im Eingang seiner chemischen Briefe: „Die Welt ist die Geschichte der Allmacht und Weisheit eines unendlich höheren Wesens; die Kenntniß der Natur ist der Weg zur Bewunderung der Größe des Schöpfers. Alles, was die reichste Phantasie und höchste Geistesbildung zu ersinnen vermag, erscheint, gegen die Wirklichkeit gehalten, wie eine bunte, schillernde Seifenblase." [1] So die Naturforscher, deren Wahrheitssinn nicht durch Vorurtheile getrübt ist. Dahin gehört auch Du Bois-Reymond, der hier sein Ignoramus wiederholt: Es ist für uns diese Zweckmäßigkeit der Welt ein — Räthsel! Diejenigen aber, die um jeden Preis den Weltschöpfer hinausschaffen wollen, weil er in ihre Begriffswelt nicht hineinpaßt, klammern sich an eine Planke, die sie im Schiffbruch ihres Systems retten und nothdürftig über Wasser halten soll. Das ist die sog. Selectionstheorie, die Auslese des Besten, das mit der Zeit von selber übrig bleibe im Kampf ums Dasein, das Ueberleben der Tüchtigsten, die sich den Verhältnissen am geschicktesten angepaßt hätten, die natürliche Zuchtwahl. Alles Unpassende gehe zu Grunde, nur das Sichanpassende bleibe zuletzt. Das scheine dann zweckmäßig geordnet; es sei aber kein Zweckgedanke dabei, die ganze Geschichte habe überhaupt keinen Zweck.

1) J. Liebig, Chemische Briefe. 3. Aufl. S. 24.

Darwin hat diese Theorie, welche die Religion der Socialdemokratie geworden ist, auf die Beobachtung der Thiere gegründet: Wie weit da bei lebenden Wesen die natürliche Zuchtwahl gilt, sei hier dahingestellt. Unser Blick hat sich heute auf die unorganische Welt gerichtet. Die Schneemassen, der Nachthimmel, die regungslosen Granitfelsen, die starren Eispyramiden, das düstere Meer — wer dürfte da von Anpassung und Auslese, von Zuchtwahl reden? Nein, der Schlüssel paßt hier schlechterdings nicht, und doch finden sich gerade hier die höchsten und erhabensten Schönheiten, die kein Maler je so wiedergeben kann! Unser Auge wird beim Sonnenuntergang von den leuchtendsten Farben getroffen, hundert Farben auf einmal und jede ist schön. Und wie dringen sie zu unserem Auge? Durch jene Aetherwellen, die den unermeßlichen Raum schwingend und zitternd erfüllen, zahllos wie der Sand am Meere — nein, das paßt nicht, der Sand am Meere ist ja nur ganz gering an Zahl, verschwindend gering gegen die Milliarden von Aetherwellen, die durch den Raum um uns fluten mit der Geschwindigkeit von 300 000 m in der Secunde. So kreuzen sie durch einander hin und her von jedem Stern im Goldstaub der Milchstraße, von jeder Abendwolke, aber ohne einander je zu stören und zu verwirren; — auch da kein wüstes Chaos, kein wilder Kampf ums Dasein, sondern in wunderbarer Ordnung jenes wundervolle Schauspiel, jene Farbensymphonie in unserem Auge hervorbringend. Uns schwindelt beim Gedanken an diese im rasenden Wirbeltanz durcheinander sich schwingenden Wellen des Lichts: eine müsse die andere zertrümmern und vernichten, meinen wir; wir schauen auf und siehe, welch ideale Harmonie und Ruhe der Schönheit, bei deren Anblick auch in unser Gemüth sänftigend die Ruhe einzieht! Und das sollte zufällig so geschehen? Zufall, dieser blinde Tölpel, sollte das bewirken können? Im wilden Kampf ums Dasein sollten nur die ordentlichen artigen Lichtstrahlen und Aetherwellen übrig geblieben sein? Löse mir einer das Räthsel, wenn er's kann, ohne die ewige, weltbeherrschende Vernunft, ohne Gott!

Vielleicht kommt dir dein Hund entgegen, wenn du heimgehst; er freut sich deines Kommens, er springt mit hellem Ton an dir empor, er sympathisirt mit dir, soweit er dich versteht. Allein wenn du deinen entzückten Blick erhebst und die Schönheit Himmels und der Erden zu deiner Seele sprechen lässest, wird er sich langweilen, da vermag er nicht zu folgen, nicht mehr mit dir zu sympathisiren. Himmel und Erde haben eine Sprache, die dir tief zu Herzen geht, dem Thiere aber völlig unverständlich ist. Das bedeutet etwas. Kennedy braucht hier ein treffendes Gleichniß.[1]) Wenn

1) J. H. Kennedy, Natural Theology and modern Thought. Deutsch mit einer Einführung von O. Zoeckler, 1893.

du im fremden Lande mit Begleitern aus allerlei Volk auf eine Inschrift stießest, die, für deine Begleiter unverständlich, zu dir redete in deiner Muttersprache, würdest du daraus nicht schließen, daß der sie geschrieben, deinem Volke, deinem Geiste verwandt ist? daß er deine Sprache spricht und du die seine? Oder würdest du wirklich meinen, die Buchstaben auf dem Steine seien zufällig, von selber zusammengekommen? Nun hebe deine Augen auf und lies. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündigt seiner Hände Werk — nicht den Thieren, aber denen, die Geist von seinem Geist sind.

V.

Doch noch einmal zurück zu dem treuen Thier. Ein Geheimniß trägt es doch auch in sich, wie das Vöglein in deinem Bauer, ja schon die Hyacinthe im Glase an deinem Fenster. Leben heißt dies Geheimniß. Ob nicht auch da der Odem Gottes weht? Wie entsteht Leben? Wieder hören wir des Forschers ehrliche Antwort: Ignoramus — es ist für uns ein tief verschleiertes Geheimniß. Hier gilt Hallers Wort: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist." Auch wer sich mit Shakespeare rühmen darf: „In der Natur unendlichem geheimnißvollen Buch kann ich ein wenig lesen" muß doch mit Goethe enden:

Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

In jedem Ei, in jedem Keim pulsirt das Geheimniß. Wer schuf im Ei den Keim des Lebens? Wer setzte den ersten Puls des kleinen Herzens in Bewegung? Wer gliedert das einförmige Eiweiß zu Nerven, Muskeln, Knochen, Häuten? Wer bildet im Dunkel das Auge nach den Gesetzen des Lichts, dem künftigen Vogel ein anders gebautes als dem künftigen Wasserthier, den Gesetzen der Strahlenbrechung mathematisch angepaßt? Wer formt das Ohr, die Kehle des zukünftigen Sängers, wo noch keine Schallwelle in die Stille drang? Wer schärft den kleinen Schnabel, daß er die harte Schale durchbreche? Wer baute dies Vogelskelett so meisterhaft, eine mit allen Gesetzen der Mathematik unnachahmliche Flugmaschine? Und das alles von innen heraus, tadellos, ohne jede Nachhülfe, aus einer Idee, alles zweckmäßig auf den Lebenszweck berechnet, nach der genauesten Kenntniß der Chemie und Physik den Umlauf des lebenerhaltenden Blutes verbreitend! Einer, der sonst recht materialistisch denkt, Huxley, muß doch gestehen, wo er die Entwickelung eines lebendigen Wesens aus dem Ei beschreibt: „Ueber-

wacht man den Vorgang Stunde um Stunde, so wird man unwillkürlich von dem Gedanken hingenommen, daß eine noch schärfere Nachhülfe für den Gesichtssinn, als das Mikroskop ist, den verborgenen Künstler mit seinem Entwurf enthüllen müßte." [1] Da steht Huxley vor dem Geheimniß Gottes, aber er will sichs nicht enthüllen lassen, er will den verborgenen Künstler, den Unsichtbaren, erst mit Augen sehen. Wir aber fühlen mit allem Lebendigen seines Odems Wehen: „Du läßest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen und haben das Leben." Das ist für uns die vollgenügende Lösung des Räthsels.

Wer sie nicht annehmen will, zu welch absurden Annahmen wird er gedrängt, wenn er nicht mit Du Bois-Reymond auf jede Erklärung gegenüber der räthselhaften Erscheinung des Lebens verzichtet. Da soll unter besonders günstigen Bedingungen durch das zufällige Zusammentreffen einiger Atome Leben von selbst entstanden sein. Ein Hirngespinst, aller Erfahrung ins Gesicht schlagend, diese sog. „Urzeugung". „Wenn Sie die Hypothese der Urzeugung nicht annehmen," schreibt Häckel, „so müssen Sie zum Wunder einer übernatürlichen Schöpfung Ihre Zuflucht nehmen." Gut! da nun Pasteur u. A. die Urzeugung gründlich widerlegt haben, so verfahren wir ganz wissenschaftlich, wenn wir die andere nun nothwendige Alternative, die übernatürliche Schöpfung anerkennen. Von den zwei Schlüsseln, die uns allein dargeboten sind, ist dies der allein passende. Da wollte Häckel auf dem Grunde des Meeresbodens den Urschleim gefunden haben, aus dem alles Leben sich entwickelt habe. Bathybius nannte er keck dieses einfachste Lebewesen, das man als den Uebergang vom Anorganischen zum Organischen ansehen dürfe. Der einzige Beobachter, welcher diesen Urschleim zuerst aus der Tiefe des Oceans heraufgeholt und untersucht hat und damals Bewegungserscheinungen an ihm gesehen haben wollte, erklärt nachträglich, der berühmt gewordene Bathybius sei wohl nichts anderes als — Gips, in gallertartigem Zustande niedergeschlagener Gips.[2] Dessen ungeachtet spukt der Bathybius noch immer in den Köpfen und Reden der Halbgebildeten, deren Gott die Materie, Häckel aber sein Prophet ist. Und doch ist, was er verkündet, nicht Naturwissenschaft, sondern Speculation einer Naturphilosophie. Hier gilt in vollem Maße, was der Zoologe Semper seinem Collegen Häckel entgegenhält: „Hypothesen, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft aufgestellt, mögen ja ganz gut sein, wo sie wissenschaftlich erörtert werden. Wagt man aber, sie als bewiesene, feststehende Sätze vor-

1) Huxley, Lai sermons. S. 261.

2) C. Semper, Der Häckelismus in der Zoologie. Vortrag im Verein für Kunst und Wissenschaft in Hamburg 1875. S. 30.

zuführen, ein System darauf aufzubauen, dann werden sie Nebelgebilde, die das durch ernste Arbeit der Wissenschaft wirklich gewonnene Gut verhüllen." Und der Materialismus hat seine Kraft nicht etwa in der Wissenschaftlichkeit, sondern allein in der Dreistigkeit und Unfehlbarkeit seiner Behauptungen, womit er den Urtheilslosen imponirt, und in seinem atheistischen Glauben, womit er den Massen eine neue Religion gibt. Denn ein Glaube ist der Atheismus — aber was für einer! Der Glaube an den Urschleim, den Zufall, das Atom, das Nichts.

VI.

Wir kommen schließlich zu dem räthselhaftesten in der Welt, dem Räthsel der Sphinx — dem Menschen. Ja, ich muß Ihnen ein Geständniß machen: Sie alle, die Sie so freundlich und geduldig mir zuzuhören die Güte haben, sind mir ein naturwissenschaftliches Räthsel. Hunderte von Lebewesen, in finsterer Nacht zusammenkommend, in einem düsteren Saale stundenlang ausharrend, keine Bequemlichkeit, kein Genuß, keine Speise, kein Schauspiel, keine Musik, nichts zieht, nichts hält Sie als nur die Rede aus einem einzigen armen Munde, nicht einmal eine unterhaltsame, vergnügliche, zündende, sondern trocken belehrend, anstrengend, Denkarbeit fordernd, und dabei sitzen sie nun regungslos, lauschend, aufmerkend, sinnend, denkend! Das ist eine Erscheinung, die man auf dem ganzen weiten Naturgebiete sonst nirgends findet, nur beim Menschen, Denken und Sprache; das ist eine Erscheinung, die, doch einmal in der Welt vorhanden, einer Erklärung bedarf. Wie kommen aus Stoffatomen aufgebaute Organismen dazu, zu denken und zu sprechen, ja nur zu empfinden und sich ihrer selbst bewußt zu sein? Ja, schon Ihr kleiner Liebling daheim, das rosige Gebilde von Fleisch und Blut, das zuerst nichts weiter konnte als trinken und schlafen, wenn es Sie mit seinen Märchenaugen anschaut, als sage es: Rathe mich, was wird aus mir? ist es nicht ein tiefes, süßes Räthsel inmitten der materiellen Welt, und wenn es gar zum ersten Male sagt: „Ich" — wie kommt in aller Welt dies Häufchen von Atomen dazu, von sich zu wissen und sich zu einer Einheit zusammenzufassen, zu einem starken „Ich", das sich allem anderen selbstbewußt entgegensetzt, auch den Eltern, zuletzt sogar dem ewigen Gott! Wie kommt Materie zum Bewußtsein, zum Denken, zu geistigem Leben? Ja, das Allerverwunderlichste ist soeben erst hier geschehen. Es war lustig genug anzusehen, wie da ein Paar Augen kleiner und kleiner, die Lider schwerer und schwerer wurden — es war ja nur natürlich, des Tages Arbeit und der lange Vortrag hat die Glieder, die Nerven abgespannt und müde gemacht, nun sank zuletzt auch der Kopf auf die Brust. Da! ein Ruck, ein Auffahren, ein kräftiges Aufrichten, ein

weites Oeffnen der Augen — und jener Zuhörer ist wieder ganz bei der Sache, ja er lacht jetzt herzlich mit Ihnen über den guten Kampf, den er zum Siege geführt. Ich aber frage: Woher denn auf einmal der Ruck, der Kampf, der Sieg über den ermüdeten Körper? Nach allen Gesetzen der Natur, wie die Wissenschaft sie findet, müßte der ermüdete Körper nachgeben, die Muskeln ihre Spannkraft verlieren, die Sehnen erschlaffen, Augenlider und Haupt sinken, der Nervenstrom ruhen, der Mensch einschlafen. Das müßte nach den Naturgesetzen unbedingt geschehen, die Kette von Ursach und Wirkung zieht zu mächtig, das Causalitätsgesetz fordert es — was ist denn für eine geheimnißvolle Macht plötzlich dazwischen getreten und hat die erwartete Wirkung jener Ursachen aufgehoben? Es muß eine nicht materielle Ursache, eine geistige Kraft dazwischen getreten sein — wir nennen sie die Willenskraft. Der Wille zwingt auch den materiellen Körper, anders zu handeln als nach dem Causalitätsgesetz von der Materie erwartet wurde. Woher aber dann der Wille?

Ignoramus, wir wissens nicht, es ist ein Räthsel! So lautet die Antwort der Naturwissenschaft. Wie aus der Materie Bewußtsein entstehen kann, Empfindung, Denken, Wille, das ist schlechterdings nicht zu erklären; „zwischen den materiellen und geistigen Vorgängen ist eine Kluft, über die kein Steg noch Fittig trägt — hier sind wir am Ende unseres Witzes."

Das sind die eigensten Worte von Du Bois-Reymond, wenn er von den Grenzen des naturwissenschaftlichen Erkennens handelt. Weniger gewissenhafte und klare Geister suchen freilich nach materiellen Erklärungsgründen des geistigen Lebens, aber sie kommen nur auf Absurditäten. Häckel nimmt gar an, jedes einzelne Atom der Materie sei beseelt, habe Empfindung, ein gewisses Bewußtsein, einen festen Willen! Um nur nicht einen Gott, den Vater der Geister anzuerkennen, glaubt er an Milliarden kleiner Götterchen im Staube. Beständen wir wirklich aus Milliarden von empfindenden, vorstellenden, mit eigenem Willen begabten Wesen, welch eine heillose Verworrenheit, welch ein Durcheinanderwirbeln sich kreuzender Gedanken, sich jagender Empfindungen und tobender Begierden müßte da in uns sein, ein beständiger Wahnsinn, die vollendete Tobsucht, wo jetzt doch alle die tausend Empfindungen, Vorstellungen und Begehrungen in einem Punkte still gesammelt und fest geordnet sind im Ich.

Oder die Atome des Hirnstoffs sollen das Denken, den Willen hervorbringen, wie etwa die Leber Galle absondert. Aber auch dieser Schlüssel paßt nicht. Welch ein riesengroßer Unterschied ist zwischen dem Denken eines Kant und eines Rollkutschers, zwischen dem Willen eines Napoleon I. und eines Tafeldeckers — und vergleiche man einmal ihren Schädelumfang,

der Unterschied ist verschwindend klein. Man hat jüngst die Schädel Voltaires und Rousseaus ausgegraben, man war überrascht von ihrer Kleinheit. Auch Kant, Mozart und Raphael hatten nur kleine Köpfe. Und was haben sie geleistet! mehr als viele Tausende von Dickköpfen, Breitköpfen oder Langköpfen! Wie erklärt die Naturwissenschaft solche Erscheinungen?

Sie steht hier an der Grenze ihres Erkennens. Die Erscheinungen des Geistes und der Geschichte sind ihr ein Räthsel und müssen es ihr sein. Wenn die Naturforscher jene Grenze nicht achten, dann rufen sie den Widerspruch der Geisteswissenschaft hervor; dann sind sie Materialisten geworden, und denen gilt der Kampf, nicht der echten Wissenschaft, die sich ihrer Grenzen bewußt ist. Den Materialisten gilt Liebigs Wort: „Diese Kinder in der Erkenntniß der Naturgesetze behaupten wollen und ein ungläubiges und leichtgläubiges Publikum glauben machen, daß sie Aufschlüsse zu geben vermöchten über die Entstehung der Gedanken, über die Natur und das Wesen des menschlichen Geistes. Der geistige Mensch, sagen sie, sei das Product seiner Sinne, das Gehirn erzeuge die Gedanken durch einen Stoffwechsel und verhalte sich zu ihnen wie Leber zur Galle. Entkleidet man die Schlüsse dieser Leute von dem geborgten Flitter und Tand, von allen ihren Scheinbeweisen, so bleibt nur übrig, daß die Beine zum Laufen und daß das Gehirn zum Denken da sei, und wir ohne Beine nicht laufen, ohne Gehirn nicht denken können. Das Gehirn ist das Werkzeug der Ursache, welche die Gedanken erzeugt.“ [1])

Der Geist ist die Ursache. Der Geist wirkt auf den Körper, das sehen wir tausendfach, wie umgekehrt auch der Körper auf den Geist zurückwirkt. Aber „die Grundfeste des Daseins ist nicht mehr in der handgreiflichen Stoffmasse zu suchen. Das Schaffende ist das Geistige“ (Oersted). Der Geist durchbricht das Causalitätsgesetz der Materie auf allen Punkten, er ist nicht gezwungen, er *will*. Es gibt geistige Energie, die noch stärker ist als alle physische Energie. Hier gilt das Gesetz von der Erhaltung der Kraft in besonderer Art. Die geistige Kraft ist nicht immer dieselbe, sie ist beständig im Wachsen. Die Gedanken großer Geister leben fort, bringen neue Gedanken hervor und bilden auf diese Weise eine beständige und unerschöpfliche Quelle immer neuer Kraft.

Wer aber Geist sagt, der sagt auch Gott. Wer die Uebermacht des Geistes anerkennt, der steht nahe vor dem Vater der Geister. Der hat den Schlüssel zu dem siebenfachen Räthsel der Welt. Es ist der Geist.

---

1) J. Liebig, Chemische Briefe. 3. Aufl. S. 369.

Die materialistische Weltanschauung steht vor einer unerklärbaren Welt, vor einem siebenfachen Räthsel. Aber das ist auch keine Wissenschaft.

Der ehrliche Naturforscher leistet innerhalb seiner Grenzen Großes, Riesengroßes auf dem Gebiete der materiellen Dinge; aber auf allen Seiten erkennt er seine Schranken; gerade da, wo das Wichtigste und Wesentlichste kommt, muß er sich demüthig bescheiden: Ignoramus.

An diesen Grenzen des naturwissenschaftlichen Erkennens setzen die Religion, die Geisteswissenschaften ein. Sie sind das Aschenbrödel dieses Geschlechts. Und doch bleibt der moderne Mensch ohne sie beschränkt und rathlos. Erst die christliche Weltanschauung bringt den Geist zu Kraft und Ehren; erst von ihr aus fällt Licht auf die ganze Schöpfung, auf jede Erscheinung des Lebens, sie allein läßt die Lösung des großen Weltproblems ahnen in Dem, der das Licht der Welt ist.

Sie schaut mit den Augen der Wissenschaft nach unten, mit den Augen des Glaubens nach oben und umfaßt so beide Seiten der Welt, die materielle und die geistige, selbst auf der Grenze beider stehend.

In den stillen Küstengewässern Mittelamericas lebt ein eigenthümlicher Fisch, Anableps tetrophthalmus haben ihn die Gelehrten genannt: „Der vieräugige Aufschauer". Dies Thier liegt gewöhnlich ganz still auf dem Wasser, so daß die Wasserlinie seinen Körper in zwei Hälften theilt. Vorn am Kopf hat er zwei Augen, jedes mit einer schönen runden Hornhaut ausgestattet, wie andere Geschöpfe auch. Bei genauerer Betrachtung aber entdeckt man, daß diese Hornhaut durch eine feine schwarze Linie in eine obere und untere Hälfte getheilt ist. Hinter jeder dieser Augenhälften sieht man eine Pupille, so daß der Name „der vieräugige" einigermaßen gerechtfertigt ist. Der Fisch steht nun für gewöhnlich ganz ruhig so im Wasser, daß die schwarze Linie der zwei Hornhäute genau in die Wasserlinie fällt. Der oberen Pupille, die also über dem Wasserspiegel ist, entspricht eine untere Netzhauthälfte, darin spiegelt sich der Himmel, damit späht er nach seiner Speise (denn er nährt sich von den Insecten der Luft), damit ist er scharfsichtig wie ein Vogel. Der unter dem Wasser befindlichen Pupille entspricht eine obere Netzhauthälfte, darin spiegelt sich die untere Welt mit den lauernden Raubthieren, damit ist er über Wasser sehr kurzsichtig wie alle Fische.

Man sollte das Thier nicht vieräugig nennen, denn es hat nur zwei Augen, aber dies doppelte Vermögen, die untere und die obere Welt zugleich anzuschauen.

Und der Mensch, dies räthselvolle Doppelwesen, der „Bürger zweier Welten" — sollte er nicht in höherem Sinne ein Tetrophthalmus sein, ein Aufschauer mit dem Blick des Verstandes in die materielle Welt der Sinne,

mit dem Blick des Glaubens in die überſinnliche Welt des Geiſtes, von beiden Seiten die Grenze wohl beachtend?

Faraday, der größte Experimentator, den die Welt geſehen, kannte freilich ſeine Leute, als er ſagte: „Jeder wiſſenſchaftliche Fiſch meint, über ſeiner Region ſei nichts weiter.“ Tyndall aber, der gar nicht einmal von ſeinem Lehrer den Blick des Glaubens gelernt, ſagt doch: „Die Wurzeln der Erſcheinungen liegen in einer Region jenſeits der Sinne, und nichts Geringeres als die Wurzel der Dinge kann den wiſſenſchaftlichen Geiſt befriedigen.“

Solcher Wiſſenſchaft, die zugleich Glauben iſt, ſchwinden die Räthſel der Welt mehr und mehr vor der durchſcheinenden Offenbarung der Herrlichkeit des ewigen Gottes.

Halberſtadt. Sup. Hermes.

Arnold von Brescia.

(Schluß.)

Es war natürlich vorauszusehen, daß die Vertreter zweier Principien, die einander so diametral entgegengesetzt waren wie das Feuer dem Wasser, in der nämlichen Stadt auf die Dauer ihres Bleibens nicht nebeneinander haben konnten, und bald geschah nun das im ersten Augenblick kaum Glaubliche, daß nicht Arnold, der zweimal Gebannte, mit der hohen Geistlichkeit und dem Adel bitter Verfeindete, sondern der Papst das Feld räumen mußte. Was für ein merkwürdiger Zauber muß doch den armen Asketen von Brescia umflossen haben, der nichts sein eigen nannte als die Begeisterung für seine Idee und die Macht des Wortes, mit welchem er diese seine Idee verfocht, daß das römische Volk auch jetzt noch lieber den bittersten Haß des Papstes auf sich nehmen, ja sogar dem Schrecken eines kaiserlichen Römerzugs die Stirn bieten, als seinen Propheten preisgeben wollte! Es wurden auch wirklich alle die perfiden Winkelzüge, an denen die päpstliche Politik aller Jahrhunderte so reich ist, in Anwendung gebracht, um einen solchen kaiserlichen Römerzug zu stand zu bringen. Allein, wenn auch der Tod Konrads III. hindernd dazwischentrat, und so dem senatorischen Regiment in Rom noch einmal eine Frist gegönnt wurde, so kam für die Folge alles darauf an, was für eine Haltung der neue Kaiser gegenüber von der römischen Stadtgemeinde einnehmen würde.

Dieselbe säumte darum nicht, sich mit Kaiser Friedrich Barbarossa direct in Beziehung zu setzen, was um so nöthiger war, als zwischen Papst und Kaiser bereits Anknüpfungen stattgefunden hatten. Der Senat erließ deshalb ein Schreiben an den Kaiser, als dessen Verfasser ein gewisser Wetzel genannt wird, dem Namen nach jedenfalls ein Deutscher, vielleicht ein Alemanne, weil er am Schluß seines Briefs dem Kaiser vorschlägt, er möchte zum Abschluß eines Uebereinkommens mit dem Senat gerade drei alemannische Herren nach Rom senden. Einen Deutschen mochte der Senat wohl besonders gern wählen, wo es sich um eine Correspondenz gerade mit dem deutschen König handelte. Der Brief lautet im wesentlichen wie folgt: „Ich empfinde die ungemessenste Freude darüber, daß Euer Volk Euch zu seinem

Könige erwählt hat. Daß Ihr übrigens auf den Rath der Kleriker und Mönche, durch deren Lehren Göttliches und Menschliches in Verwirrung gebracht ist, die heilige Stadt Rom, die Herrscherin der Welt, die Schöpferin und Mutter aller Kaiser, Eurer Pflicht gemäß darüber nicht zu Rathe gezogen, und ihre Bestätigung, durch welche alle und ohne welche kein Kaiser jemals regiert hat, nicht nachgesucht und ihr nicht wie ein Sohn (denn ihr Sohn und Diener zu werden ist ja Euer Vorsatz) geschrieben habt, das thut mir sehr leid. Um aber dem Hauptpunkt näher zu kommen, so will ich Euch die Sache deutlicher auseinandersetzen, und Ihr merket wohl auf das, was ich sage. Die Berufung Eurer Vorgänger auf den Thron geschah so wie jetzt die Eurige, durch Blinde, d. h. durch Julianisten, durch Ketzer, abtrünnige Kleriker und falsche Mönche, welche ihren Stand schänden, gegen evangelisch-apostolisches und kirchliches Gesetz weltliche Herrschaft in Händen haben, und, göttlicher wie menschlicher Ordnung Hohn sprechend die kirchlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse durcheinander mengen." Nun folgt eine ganze Anzahl von Bibelsprüchen, mit denen die Ansprüche des Papstthums auf weltliche Macht zurückgewiesen werden. Der Verfasser operirt namentlich mit Stellen aus dem zweiten Petrusbrief, um zu zeigen, wie wenig doch der Papst der Nachfolger Petri genannt werden könne. „Jener Petrus hatte die Seinen geheißen zu entfliehen der in der Welt durch Lust herrschenden Verderbniß und zu erweisen im Glauben die Tugend, in der Tugend die Erkenntniß, in der Erkenntniß die Mäßigung, in der Mäßigung die Standhaftigkeit, in der Standhaftigkeit die Gottseligkeit, in der Gottseligkeit die Bruderliebe, in der Bruderliebe die Menschenliebe. Die neuen Priester gleichen statt dessen vielmehr jenen Lehrern der Lüge, von deren lockerem Leben der Apostel 2. Petri 2, 1—13 ein so abschreckendes Bild entwirft. Ein rechter Nachfolger Petri ist nur der, welcher mit Petrus zum Herrn sprechen kann: Siehe, wir haben alles aufgegeben und sind dir nachgefolgt, der mit Petrus wiederum sagen kann: Silber und Gold habe ich nicht. Zu solchen spricht Christus: Ihr seid das Licht der Welt, ihr seid das Salz der Erde. Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Dann taugt es zu nichts, als daß die Menschen es zertreten oder die Säue. Wenn sogar Christus sprach: Wenn ich die Werke meines Vaters nicht gethan habe, so glaubet mir nicht! — wie soll man jenen glauben, die nicht nur Böses thun, sondern auch das Böse öffentlich thun? Und so wenig sie die Werke haben, ebensowenig haben sie den Glauben. Denn Christus sprach: Wie könnet ihr glauben, da ihr nach Ehre von einander geizet? Sie, die nach den Reichthümern der ganzen Welt gierig sind, sollten das Wort hören: Selig sind, die da geistlich arm sind, da sie doch weder in der Praxis noch im Princip der Armuth huldigen!"

Nach der heiligen Schrift werden sodann die Kirchenväter zur Begründung des Arnoldinischen Dogmas von der armen Kirche ins Feld geführt, z. B. ein Ausspruch des Hieronymus namhaft gemacht, welcher einen Kleriker, der sich in Geschäfte menge, Reichthum und Ruhm suche, fliehen heiße gleich der Pest. Und zu den Kirchenvätern gesellen sich die Vertreter des kanonischen Rechts. Die pseudoisidorischen Decretalen werden herbeigezogen, um aus der Ordinationsrede des Apostels Petrus an Bischof Clemens zu erweisen, wie das Apostelhaupt seinem ersten Nachfolger ausdrücklich einschärfe, sich aller weltlichen Angelegenheiten zu entschlagen und sich lediglich auf die Verkündigung des Wortes Gottes zu beschränken. Dagegen wird das in derselben Sammlung enthaltene Märchen von der donatio Constantini mit klarem Blick jetzt schon als solches von dem Verfasser unseres Briefs erkannt, welcher in sehr unverblümter Weise schreibt: „Jene Lüge und häretische Fabel, durch welche berichtet wird, daß der Kaiser Constantin dem Papst Silvester, was zudem Simonie sein würde, die Gerechtsame der Kaiserherrschaft in Rom übertragen habe, sei so entlarvt worden, daß selbst alle Tagelöhner und alten Weiber sie verspotten, und der Papst und die Cardinäle sich aus Scham gar nicht mehr in der Stadt zu zeigen wagen. Schon Silvesters Vorgänger Meliciades rede in seinen Decretalen von Constantin als einem Getauften und desgleichen bezeuge die historia tripartita, daß Constantin schon Christ war, als er die Stadt betrat. Das ganze Märchen von Constantins Taufe durch Papst Silvester falle damit dahin. Achtet wohl auf meine Worte, ruft Wetzel dann und geht damit, nachdem die Nichtigkeit der päpstlichen Ansprüche auf weltliche Herrschaft mit biblischen, patristischen und kanonistischen Sätzen bewiesen ist, über zu einer Begründung der Ansprüche des römischen Senats auf die weltliche Herrschaft zunächst über Rom, genau genommen aber eigentlich über die ganze Welt. Zunächst werden diese Ansprüche mittels eines Gleichnisses eingeführt. Esau, so führt Wetzel aus, „Esau, welcher den Rath der Mutter verachtete und den Wald liebte und von dem Blinden berufen wurde, entbehrt noch heute der Verheißung, Jakob aber, welcher der Mutter gehorchte, entriß jenem das, was der blinde Vater dem Freunde der Wälder versprochen hatte." Hinter dieser Bildersprache versteckte sich, allerdings ziemlich durchsichtig, die Drohung gegen den deutschen König, er möge es nicht machen wie jener alttestamentliche Mann der Wälder, und sich wie dieser, um das Erbe — die Kaiserkrone — zu erlangen, an den blinden Vater — den Papst — halten, sonst könnte die Mutter, die ewige Roma, einen Jakob finden und diesem das Erbe zuwenden.

Zur Begründung des der ewigen Roma auf ein solches Verfahren zustehenden Rechts wird nun auch noch auf Sätze aus dem corpus juris

zurückgegriffen und geltend gemacht, Justinian sage, was dem Kaiser gut scheine, sei darum Gesetz, weil das römische Volk auf ihn alle seine Herrscherrechte, seine Macht übertragen habe. „Da also", so schließt Wetzel, „das Kaiserthum und alle staatliche Gewalt den Römern gehört, welches Gesetz und welcher Grund könnten Volk und Senat hindern, einen neuen Kaiser zu wählen?'" Der Kaiser möge deshalb einige zur Verhandlung mit dem römischen Senat geeignete Herren, die Wetzel namentlich bezeichnet, nach Rom schicken, denn der alemannische Briefschreiber, ein Freund des deutschen Kaiserthums, fürchtet, wenn Friedrich zögere, könnten in Rom Neuerungen zum Nachtheil des Kaiserthums deutscher Nation eintreten. (Mitgetheilt bei Franke, Arnold von Brescia und seine Zeit, 182 ff.; Hausrath, Arnold von Brescia, pag. 121 ff.; Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom IV, pag. 489 f.)

Es sind zwei Gedankenreihen, die wir wohl mit Fug in diesem Brief werden unterscheiden dürfen. Es sind Arnolds Gedanken von der Unrechtmäßigkeit und Unsittlichkeit einer durch die Kirche ausgeübten weltlichen Herrschaft, Gedanken, die im Dienste eines tief sittlichen, echt religiösen Ideals stehen, dessen Realisirung wenigstens im Bereich der Möglichkeit lag, auch wenn die Verwirklichung desselben die völlige Umkehrung jahrhundertealter, in der Vorstellungswelt der Christenheit längst eingewurzelter und wenn auch nicht durch ihre sittlich-religiöse Berechtigung, so doch wenigstens durch ihr Alter gleichsam geheiligter Verhältnisse bedeutet haben würde. Und es sind die Gedanken der Römer, die einem Hirngespinnst, einer Chimäre nachjagen, als ob die Herrschaft über die Welt, wie sie das Rom von ehedem besessen, auch dem Rom ihrer Zeit ohne weiteres zukomme, wenn man nur die Schatten der Vergangenheit wieder ins Leben rufe, wenn man nur das Capitol, den Senat wieder erstehen lasse; als ob die Weltherrschaft ein Ausfluß dieser beiden Namen wäre!

Diese römischen Hirngespinnste interessiren uns hier nicht weiter; für uns besteht die Bedeutung des eben mitgetheilten Briefes darin, daß wir in ihm eine der ergiebigsten Quellen für die Kenntniß nicht bloß von der Lehre des Propheten von Brescia, sondern auch von der Bedeutung dieses merkwürdigen Mannes überhaupt besitzen. Wir sehen ihn hier noch so recht auf der Höhe seines Einflusses, seiner Lehrthätigkeitserfolge. Hören wir auch nicht den Meister selbst, sondern nur einen seiner Schüler reden, was wir hören, beweist uns doch, wie gründlich Arnold auch bei der Unterweisung seiner Schüler zu Werk gegangen sein muß. Es ist keine Rede bei ihm von jenem wissenschaftlichen Freischärlerthum, das eine entgegenstehende Macht mit ein paar planlos und systemlos geführten Vorstößen abthun zu können meint, nein, wir lernen im Schüler den Meister kennen

als den durchgebildeten Taktiker, der in wohlgeschlossener Phalanx seine Beweisgründe gegen den Feind ins Feld führt, der ihn von verschiedenen Positionen aus unter Feuer nimmt. In der Gestalt des Schülers steht der Meister vor uns, nicht bloß als ein Mann von hervorragender Belesenheit auf verschiedenen umfangreichen Wissensgebieten, sondern auch als ein Mann, der das Gelesene mit sicherem Urtheil beherrscht, wie uns die in Wetzels Brief enthaltene Kritik der donatio Constantini deutlich beweist. Wie gefährlich mußte ein solcher Gegner dem Papstthum erscheinen und wieviel mußte demselben daran liegen, ihn so rasch als möglich unschädlich zu machen!

Dazu sollte bald Rath werden. In Verfolgung des Gedankens, mit welchem Wetzel am Schluß seines Briefs dem Kaiser Friedrich gedroht hatte, wenn derselbe zögere, auf die Wünsche der Römer einzugehen, könnten in Rom Neuerungen zum Nachtheil des Kaiserthums deutscher Nation eintreten, war eine „rusticana quaedam turba, circiter duo milia“ (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom IV, 492. Anm. 1; Histor. Taschenbuch, 6. Folge, 8. Jahrg. pag. 166) in Rom wirklich darauf verfallen, am 1. Novbr. 1152 hundert lebenslängliche Senatoren, zwei Consuln, von denen der eine die inneren, der andere die äußeren Angelegenheiten der Stadt nach den Beschlüssen der Senatoren verwalten sollte, und einen römischen Nationalkaiser zu wählen, der über den Consuln und dem Senat stehen und das ganze Volk regieren sollte.

Wir haben von dieser ganzen Sache freilich nur aus einem Brief Kenntniß, den Papst Eugen III. an den bei Kaiser Friedrich in hoher Gunst stehenden Abt Wibald von Corvey mit dem Auftrag geschrieben hat, von diesem Plan dem Kaiser Mittheilung zu machen. Doch liegt für uns kein Grund vor, Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Angaben zu erheben. Wir haben auf Grund dieses Briefs anzunehmen, daß die Bevölkerung in Rom sich in zwei Parteien gespalten hatte, in eine aristokratisch-gemäßigte der Vornehmen und in eine demokratisch-radicale des niederen Volks, bei welcher offenbar Desperados, die va banque spielen wollten, das große Wort müssen geführt haben; denn sonst ließe sich dieser abenteuerliche, geradezu an Aberwitz grenzende Plan nicht erklären, auch wenn vorher schon eine gehörige Dosis romantischer Exaltirtheit in den Köpfen der Römer gespukt haben sollte. Was wir aber an dem päpstlichen Schreiben mit aller Entschiedenheit bestreiten, ist die Angabe, daß Arnold der intellectuelle Urheber dieser Verschwörung gewesen sei. „Notificamus, quae faciente Arnoldo haeretico rusticana quaedam turba absque nobiliorum et majorum scientia nuper est in Urbe molita.“ Wäre diese Angabe richtig, dann hätte sich in Arnolds Person die Umwandlung aus einem kirchlichen Reformer in einen politischen Agitator so vollständig als möglich vollzogen und wir

könnten darauf verzichten, unsere Untersuchung, die sich eben den Nachweis der Unrichtigkeit dieser Annahme als ihre Hauptaufgabe gestellt hat, noch weiter zu führen. Allein, obgleich wir bei keinem der uns bekannt gewordenen neueren Berichterstatter über Arnolds Leben einen Zweifel an der Richtigkeit der von Eugen III. gegen Arnold erhobenen Anklage gefunden haben: wir gestatten uns gleichwohl, diese päpstliche Anklage für eine Erfindung zu halten, indem wir uns auf nachfolgende Erwägungen stützen.

1. Haben wir zu constatiren, daß sich in sämmtlichen für die letzten Lebensjahre Arnolds in Betracht kommenden Quellen, weder bei Otto von Freising, noch im Ligurinus, noch in den gesta di Federigo I. auch nur eine Spur einer derartigen Beschuldigung gegen Arnold findet. Und doch hätte sich ganz gewiß keine dieser Quellen, die sich alle durch das Gegentheil von Voreingenommenheit zu Arnolds Gunsten auszeichnen, die Gelegenheit entgehen lassen, Arnold nicht bloß als gottlosen Schismatiker und Häretiker, sondern auch als ruchlosen Revolutionär bei der Mit- und Nachwelt zu brandmarken, wenn sich in seinem wirklichen Verhalten ein Anhaltspunkt hierfür hätte ausfindig machen lassen.

2. Noch mehr aber scheinen uns gegen die Anklage des Papstes innere Gründe zu sprechen. Das Bild, das wir von Arnold auf allen früheren Stationen seines Lebenswegs vor seinem letzten Aufenthalt in Rom zu zeichnen hatten, trägt durchweg bloß die Züge des asketisch-religiösen, die weltliche Herrschaft der Kirche bekämpfenden Reformers; von irgendwelcher Verquickung seines religiös-asketischen Ideals mit extrem-politischen Umsturzgedanken ist nicht von ferne die Rede. Eine solche Verquickung läßt sich aber auch für seinen Aufenthalt in Rom nicht nachweisen. Die einzige von uns früher schon besprochene Stelle bei Otto von Freising, die sich allenfalls in dieser Richtung verwenden ließe, daß nämlich Arnold für die Wiederaufrichtung des Capitols und für die Wiederherstellung des Senats agitirt habe (Mon. germ. XX, pag. 404), beruht, wie wir nachwiesen, auf einem Mißverständniß, und die Worte, die ihm die historia pontificalis in den Mund legt, Rom sei der Sitz des Kaiserthums, die Quelle der Freiheit, die Herrin der Welt (Mon. germ. XX, pag. 538), sind, wie wir gesehen haben, nichts weiter als eine rhetorische Phrase, die man nicht pressen darf und die nur dann als Beweis für eine politisch-agitatorische Thätigkeit Arnolds verwendet werden dürfte, wenn sie sich durch andere unzweifelhaft Arnoldinische Worte ergänzen ließen, welche positive Vorschläge in politisch-agitatorischer Richtung enthielten. Aber solche Worte lassen sich in den vorhandenen Quellen nicht ausfindig machen. Die Aussprüche, die mit Sicherheit als direct Arnoldinische nachzuweisen sind — wobei es uns gestattet sei, an seine Reden gegen die Cardinäle und gegen den Papst, mit denen

er seine öffentliche Thätigkeit in Rom im Jahre 1146 wieder aufnahm, oder an den wohl schwerlich von einem andern als von ihm herrührenden Brief jenes ungenannten treuen Anhängers des römischen Senats (s. o.) zu erinnern — bewegen sich durchaus in der Richtung der immer und überall von ihm vertretenen kirchlichen Reformgedanken. Und sehen wir uns den ganzen Mann an, wie wir ihn im Verlauf unserer Untersuchung doch nachgerade mit ziemlicher Genauigkeit kennen gelernt haben, so steht er vor unserem Auge wohl als begeisterter Asket, der seine asketisch-reformatorischen Ideale mit einer bis zur äußersten Rücksichtslosigkeit gesteigerten Energie vertritt, niemals aber zugleich als ein überspannter Phantast, dem der Boden der geschichtlichen Möglichkeit unter den Füßen entschwindet, noch weniger als der Desperado, als welchen die päpstliche Anklage ihn voraussetzt.

Was den Papst zur Erhebung dieser Anklage veranlaßt hat, ist unschwer einzusehen. Er erkannte in Arnold den geistig bedeutendsten Mann der ganzen in Rom sich abspielenden antipäpstlichen Bewegung, der, ohne seine Kraft in der Verfolgung von Nebenzwecken zu zersplittern, wie dies bei den Römern der Fall war, ganz direct und ausschließlich die Bekämpfung der weltlichen Macht des Papstthums sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte. Der Papst mußte deshalb das größte Interesse daran haben, einen solchen Mann möglichst bald vom Schauplatz seiner Thätigkeit verschwinden zu lassen. Er konnte hoffen, dieses Ziel mit Zuhilfenahme des weltlichen Armes am leichtesten zu erreichen und mochte wohl darauf rechnen, diesen weltlichen Arm sich um so eher gegen die ganze antipäpstliche Bewegung in Rom und speciell gegen Arnold zur Verfügung gestellt zu sehen, wenn er die neuestens ihre Spitze auch gegen den Kaiser kehrenden Pläne der Römer diesem verrieth und Arnold als den intellectuellen Urheber derselben denuncirte. Ob das letztere der Wirklichkeit entsprach oder nicht, mochte den Papst wohl wenig kümmern: Wann hätte denn das Papstthum des Mittelalters sich vor einer Lüge geschent, wenn die Interessen seines Systems auf dem Spiel standen!

Der Papst sah sich auch in seinen Berechnungen nicht getäuscht. Kaiser Friedrich, der seine römische Kaiserwürde ganz im Geist Karls d. Gr. und der Ottonen auffaßte und den darum die Insolenz der Römer aufs schwerste erzürnen mußte, beantwortete den Brief des Papstes durch die im März 1153 zu stande gekommenen Abmachungen von Constanz, in denen er sich verpflichtete, „die Römer dem Papst wieder zu unterwerfen, die Ehre der päpstlichen Würde und die Regalien des heiligen Petrus als ein ergebener und getreuer Rechtsbeistand gegen alle Menschen mit seiner Macht zu erhalten und zu vertheidigen und die ihm entrissenen wieder herzustellen."

Uebrigens hatte sich, noch ehe es zu dem hier in Aussicht genommenen kaiserlichen Einschreiten in Rom wirklich kam, in der ewigen Stadt das

Blatt von selber zu Gunsten des Papstes gewendet. Wir haben schon weiter oben gesehen, daß die römische Bevölkerung sich in eine gemäßigt-aristokratische und in eine demokratisch-radicale Partei gespalten hatte. Der Grund für diese Spaltung wird wohl mit Recht darin gesucht, daß die Reichen in dem Kampf mit dem Adel an ihren Gütern Schaden litten, und auch der Mittelstand das Ausbleiben der Pilger schmerzlich empfand. Deshalb mochte wohl die besitzende Classe nicht mehr länger auf der nämlichen Bahn mit dem niederen Volk fortschreiten, das bei einem Umsturz nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatte, während sie in jedem Fall die Kosten zu bezahlen bekam, und so geschah es, daß bei den neuen Senatswahlen am 1. Novbr. 1152 keine Parteigänger der extrem Radicalen, sondern Anhänger der gemäßigten Richtung gewählt wurden, die nichts Eiligeres zu thun hatten, als einen Ausgleich mit dem Papst anzubahnen, auf Grund dessen schon im December Eugen III. nach Rom zurückkehren konnte. Uebrigens mußte sich auch jetzt wieder, wie schon einmal, der Papst den weiteren Verbleib des Propheten von Brescia in seiner Stadt gefallen lassen. Auch der aus Anhängern der gemäßigten Richtung bestehende Senat hielt an ihm fest, und dies scheint uns ein weiterer Beweis dafür zu sein, daß jenes oben besprochene extrem-radicale Programm Arnold unmöglich zum Vater gehabt haben kann, denn sonst hätte sich doch ganz gewiß ein Senat, der gerade im Gegensatz gegen dieses Programm gewählt worden war, nicht besonnen, ihn alsbald preiszugeben.

Doch auf die Dauer konnte der excommunicirte Schismatiker freilich seinem Schicksal nicht entgehen, das eigentlich durch die Constanzer Abmachungen schon so gut wie besiegelt war. Im Sommer 1153 war Papst Eugen III. gestorben und sein Nachfolger Anastasius IV. hatte während der freilich nur kurzen Dauer seines Pontificats nichts Feindseliges gegen Arnold unternommen, so daß diesem, ehe der letzte Sturm über ihn hereinbrach, wenigstens noch eine kurze Zeit der Ruhe und des Friedens gegönnt war. Da bestieg aber der Engländer Breakspeare als Hadrian IV. den päpstlichen Stuhl, ein Mann, der sich in der Schule einer harten Jugend zu einem Charakter rücksichtslosester, unbeugsamster Energie ausgewachsen hatte, und nun waren die Zeiten der Ruhe und des Friedens für Arnold vorüber. Allerdings die Auslieferung Arnolds vermochte auch ein Hadrian nicht im ersten Anlauf zu erzwingen, ja das Verhältniß zwischen Hirte und Heerde wurde ein so gespanntes, daß es in Rom sogar zu einem förmlichen Aufstand kam, bei welchem mehrere Häuser und Paläste römischer Großen und Cardinäle zerstört und mehrere Cardinäle mißhandelt wurden. Darauf antwortete der Papst mit der einschneidendsten Maßregel, die er ersinnen konnte: mit der Verhängung des Interdicts über die ewige Stadt. Raffinirter Weise

wählte er dazu gerade die Charwoche, in welcher ein überaus starker Zuzug von Pilgern zu den heiligen Stätten Roms stattfand, so daß er mit Sicherheit darauf rechnen konnte, die Pilgermassen würden nicht vergeblich, vielleicht aus weiter Ferne, nach Rom gezogen sein wollen und deshalb, um die Beseitigung des Interdicts zu erlangen, die römische Bevölkerung zur Unterwerfung unter die päpstlichen Forderungen zwingen. Aber auch in Rom selbst, wo das ganze Dasein von kirchlichen Bräuchen beherrscht war, konnte die Verhängung des Interdicts seine Wirkung nicht verfehlen, vollends nicht in jenen Tagen des Mittelalters, in welchen sinnliche Eindrücke, sei's beängstigender, sei's erfreulicher Natur, ihre gemütherbeherrschende Macht noch in ungebrochener Weise ausübten. Und die aufregendsten Eindrücke mußten allerdings mit diesem Schauspiel verbunden sein, für welches eine förmliche Liturgie aufgestellt war, die uns aus zahlreichen Beispielen bekannt ist.

„Um Mitternacht heulten die Glocken die Einwohner aus dem Schlaf, und unter Fackelschein zogen Priester und Bischöfe in die Kathedrale. Das Bild des Gekreuzigten war umflort und einförmig wimmerten die Chöre: Herr, erbarme dich unser! Als ob der Feind vor den Thoren lauere, wurden dann die Reliquien eingesargt und im Laufschritt in die Keller geflüchtet, die Altäre abgeräumt, die bereits geweihten Hostien an einem Feuer im Chor schauerlich verbrannt. Darauf bestieg der beauftragte Bischof die Kanzel und untersagte, bis für den verübten Frevel Sühne geleistet sei, jede heilige Handlung. Die Cruzifixe und Heiligenbilder wurden von den Wänden genommen und flach auf die Erde gelegt, die Fenster und Altäre verhängt und unter fortwährendem miserere domine! das Gotteshaus geräumt. Ehe endlich die Kirche abgeschlossen wurde, verkündeten zuletzt noch Steine, polternd von der Kanzel geschleudert, der Gemeinde, also habe der Herr sie verworfen. Keine Glocke durfte mehr geläutet, keine Messe gelesen, kein Sacrament gereicht werden; wer starb, ging ohne Viaticum hinüber ins Fegfeuer. Ging der Gläubige an dem geweihten Gotteshaus vorüber, so begegnete sein Auge über der versperrten Thüre nur verhüllten Bildern seines Gottes und seiner Heiligen." (Mitgetheilt bei Hausrath, Arnold von Brescia, pag. 138.)

Es war vorauszusehen, daß die Römer, die im massivsten „Kirchenschatten" zu leben gewöhnt waren, für die Glockenklang und Chorgesang, Weihrauchduft und Kerzenschimmer von Jugend auf zum täglichen Brot gehörten, einen derartigen Zustand nicht lange würden ertragen können. Gut katholisch wie diese Quiriten waren, erzwangen sie schon nach drei Tagen von ihrem Senat die Abordnung einer Gesandtschaft an den Papst, welche die Aufhebung des Interdicts erwirken sollte. Der Preis, den Hadrian

dafür forderte, war die Ausweisung Arnolds und seines Anhangs, welche ohne Verzug durchzuführen der römische Senat mit einem Eid auf die heiligen Evangelien geloben mußte, für den Fall, daß sich Arnold dem Papste nicht unterwerfen würde. Von einer solchen Unterwerfung konnte natürlich für Arnold keine Rede sein: er wird nur allzugut gewußt haben, was eine solche, vollends unter diesen Papst, für ihn bedeutet hätte. Und so zieht er denn noch einmal, zum letztenmal, hinaus ins Exil, von seinen Bewunderern preisgegeben, von seinen Anhängern verlassen, ein einsamer Mann, als ein zwiefach Gebannter rettungslos dem Verderben verfallen: der Papst dagegen zog, umjubelt von den Massen des charakterlosen Volks, im Lateran ein.

Arnold hatte sich auf seiner Flucht nach Norden gewendet und war bis Bricola im Thal der Orcia gekommen. Schon hier aber wurde er von dem Cardinal Oddo aufgegriffen, der ihn jedenfalls nach Rom geliefert haben würde, wenn er nicht von den Grafen von Campagnatico mit Gewalt befreit worden wäre und auf ihren Besitzungen, wenigstens für den Augenblick, ein sicheres Asyl gefunden hätte. Es wird bezeugt, daß diese Herren ihn „gleich als einen Propheten auf ihrem Grund und Boden in Ehren hielten". Und so vergoldet denn der alte Glanz, von dem der Prophet von Brescia überall, wo er sich aufhielt, umflossen gewesen ist, auch jetzt noch einmal sein Haupt, aber es sind die Strahlen der Abendsonne, die zum Untergang sich neigt.

Inzwischen war nämlich Kaiser Friedrich auf italienischem Boden erschienen, und der Papst, welcher ihm bis Viterbo entgegengezogen war, ordnete von dort aus drei Cardinäle an den Kaiser ab, welche ihm als erste Forderung die vorzulegen hatten, der Kaiser solle die Auslieferung Arnolds an ihn ins Werk setzen. Und jetzt ging wohl in des Kaisers Seele die Saat auf, welche schon Papst Eugen III. durch seinen von uns weiter oben besprochenen Denunciationsbrief in dieselbe gesenkt hatte. Friedrich war sofort bereit, dem Verlangen des Papstes zu entsprechen. Hatte man ihn doch glauben gemacht, daß Arnold gegen die nach seiner Meinung sacrosancte Institution des heiligen römischen Reiches deutscher Nation sich mit Umsturzplänen getragen habe. Leider war der Weg, den Friedrich einschlug, um den gebannten Schismatiker in seine Gewalt zu bekommen, ein sehr wenig königlicher. Er ließ einen der Grafen von Campagnatico aufheben, und dieser löste sich nach dem Grundsatz: ein jeder ist sich selbst der Nächste! durch die Auslieferung des Mannes, den man eben noch auf seinen Besitzungen wie einen Propheten verehrt hatte. Arnold war zwar, wie Otto von Freising berichtet (Mon. germ. XX, pag. 404), bei der Auslieferung dem Gericht des Kaisers ausdrücklich vorbehalten worden, aber derselbe sah sich nicht veranlaßt, mit einem zwiefach Gebannten viele Umstände

zu machen und überließ ihn deshalb den Cardinälen, die gekommen waren, seine Auslieferung zu erbitten. Dieselben säumten nicht, ihre kostbare Beute an ihren hochwürdigsten Auftraggeber abzuliefern, und da die Kirche bekanntlich nicht nach Blut dürstet, so wurde der Ketzer dem römischen Stadtpräfecten übergeben, der als Inhaber der namens des Kaisers auszuübenden Criminaljustiz auch als Blutrichter fungirte. Dieser verstand wohl auch ohne besondere Instruction die Intentionen des Oberhirten der Christenheit, und da auch der Kaiser, wie aus der bedingungslosen Ueberlassung seines Gefangenen an die Curie deutlich hervorging, der Sache ihren Lauf zu lassen entschlossen war, so konnte der Blutrichter von Rom mit dem Propheten von Brescia ein Ende machen.

Hinsichtlich der näheren Umstände, sowie des Ortes und der Zeit seiner Hinrichtung besteht zwischen den Berichterstattern keine Uebereinstimmung. Die einen lassen die Hinrichtung schon vor Friedrichs Krönung, die andern erst nach derselben stattfinden, die einen verlegen sie unmittelbar vor die Thore der ewigen Stadt, die andern lassen sie in einer gewissen Entfernung von derselben mehr im Verborgenen vornehmen und werden damit wohl Recht haben. Man mochte sich bei der Vollstreckung des Bluturtheils wohl von der Erwägung leiten lassen: Ja nicht im Angesicht der Stadt, in welcher der Delinquent so manchen Triumph gefeiert hatte und wo seine Popularität sicherlich noch keineswegs erloschen war, „auf daß nicht ein Aufruhr werde unter dem Volk!“ Jedenfalls aber konnte das Blutuntheil — und das ist für uns das Bemerkenswertheste — nur durch ein Zusammenwirken des Papstes und des Kaisers zu stande kommen, und wir werden zu dem Urtheil berechtigt sein: Es ist kein rühmliches Blatt, weder in der Geschichte des Papstthums, noch in der Geschichte des großen Hohenstaufenkaisers, auf welchem der Bericht über dieses Zusammenwirken verzeichnet steht.

Es ist freilich bald der Versuch gemacht worden, die Curie von einer Mitschuld an diesem tragischen Ende weiß zu waschen, indem die Mähr verbreitet wurde: „Arnold sei ohne Wissen der Curie vom Stadtpräfecten der päpstlichen Haft entrissen und von diesem durch seine Knechte aus besonderen Gründen hingerichtet worden, weil ihm durch die römische Revolution auf Arnolds Veranlassung großer Schaden entstanden sei.“ (Mitgetheilt in „Historische Taschenbücher“, 6. Folge, 8. Jahrgang, pag. 172.) Aber nicht einmal der Schriftsteller, der diese Mähr auf uns gebracht hat, glaubt an dieselbe, sonst würde er seine Mittheilung nicht mit einem „ut ajunt“ eingeleitet haben. Es ist Gerhoh von Reichersberg, nach allem was wir von ihm wissen, ein unbedingter Anhänger der römischen Curie: gleichwohl aber tadelt er ganz offen die Hinrichtung Arnolds und würde eine weniger grausame Strafe, entweder Verbannung oder Gefängniß, für an-

gemessener gehalten haben; er gesteht, daß er es lieber gesehen hätte, wenn sich die Curie an der Verurtheilung Arnolds zum Tod nicht würde betheiligt haben. Also war sogar für ihn die Mitschuld der Curie an Arnolds tragischem Ende erwiesen.

Und was Kaiser Friedrich betrifft, so hat er gewiß während seiner späteren Streitigkeiten mit dem Papst, die volle zwanzig Jahre lang ihm selbst und unserem deutschen Vaterland so viel Kummer und Herzeleid bereitet haben, sein allzu bereitwilliges Entgegenkommen gegen die Wünsche des römischen Pontifex aufs lebhafteste bedauert, wie ihn auch der einzige ausführliche Bericht über Arnolds Hinrichtung, von dem wir gleich noch näher zu reden haben werden, dieses Bedauern ausdrücklich aussprechen läßt. „Sed doluisse datur super hoc rex sero misertus" heißt es in demselben. (Gesta di Federigo I in Italia, v. 850). Wohl manchesmal wird er erwogen haben, wie es geworden wäre, hätte er den umgekehrten Weg eingeschlagen und statt mit dem Papst gegen Arnold gemeinschaftliche Sache zu machen, dem Asketen von Brescia seine asketisch-reformatorischen Ideale gegen das Papstthum verwirklichen helfen. Wir haben freilich zu bedenken, daß der Kaiser, der so gehandelt hat, nicht etwa Philipp der Schöne von Frankreich war, sondern der schwäbische Kreuzfahrer Friedrich Barbarossa, und daß ihm außerdem seine Politik durch die Rücksicht auf seine deutschen, der Curie damals schon unbedingt ergebenen Bischöfe dictirt war, auf deren Gegnerschaft er es unmöglich hätte wagen können.

Hören wir nun noch den ausführlichen Bericht über Arnolds Ende, der uns in den gesta di Federigo I in Italia (vv. 832—850) aufbewahrt ist. Derselbe ist zwar zweifellos poetisch ausgeschmückt, stimmt aber doch in den Hauptzügen mit den wichtigsten übrigen Berichten, namentlich mit dem Bericht Ottos von Freising überein. Es heißt dort: „Arnold sei vor seiner Hinrichtung gefragt worden, ob er von seiner Irrlehre ablassen und seine Sünden bekennen wolle; er aber habe geantwortet, seine Lehre halte er für heilsam und für seine Predigt, die weder unvernünftig noch schädlich sei, sterbe er gerne; nur eine kurze Frist erbitte er, um Christus seine Sünden zu bekennen. Darauf beugte er seine Kniee, erhub Augen und Hände zum Himmel und seufzte aus tiefer Brust. Ohne Worte empfahl er Gott seine Seele und nach kurzem Verweilen übergab er, zum Tode bereit, den Henkern seinen Leib, um die Strafe standhaft zu erdulden. Nicht ohne Thränen vermochten diese ihres traurigen Amtes zu walten. Als der Strick seinem Leben ein Ende gemacht, wurde seine Leiche vom Galgen genommen und verbrannt und die Asche in den Tiber gestreut, damit kein Reliquiendienst mit den Resten des Propheten getrieben werde." Also im Tode noch und über den Tod hinaus fürchten Arnolds Feinde den Einfluß

dieses Mannes, auf dessen Haupt sie die schwärzesten Beschuldigungen gehäuft, für den ihnen die ärgsten Schimpfnamen gerade gut genug gewesen waren, den sie am Galgen den Tod eines Verbrechers hatten sterben lassen!

Fragen wir endlich nach dem Eindruck, den der tragische Ausgang dieses Lebens, dem auch seine Feinde das Zeugniß nicht weigern konnten, daß es jedenfalls ein bedeutendes, inhaltsreiches Leben gewesen ist, bei den Zeitgenossen hervorgerufen hat, so ist merkwürdiger Weise gerade in dem Lande, in welchem Arnold hauptsächlich gewirkt hat und gestorben ist, von einem tieferen Eindruck, wie es scheint, nicht viel zu bemerken gewesen. Eher wird uns von einem solchen aus deutschen, besonders alemannischen Gegenden berichtet, zum Zeichen davon, daß dort der Exulant von Zürich noch nicht vergessen war.

Die Schriftsteller, die von Arnolds Tode Notiz nehmen, äußern sich über denselben, wie nicht anders zu erwarten ist, je nach ihrem Standpunkt, die einen mit wehmüthiger Theilnahme, die anderen mit schadenfrohem Jubel. Sicherlich gereicht es übrigens dem auf so beklagenswerthe Weise aus dem Leben Geschiedenen zu hoher Ehre, daß selbst unter seinen grundsätzlichen Gegnern sich solche finden, die seinem schmerzlichen Loos ihre Theilnahme nicht versagen. Außer Gerhoh von Reichersberg, von dem schon die Rede gewesen ist, gehört hierher auch der Verfasser der gesta di Federigo I in Italia. Er empfindet tief das Tragische im Geschick Arnolds, „der als Lohn für ein reines, arbeitsvolles und dornenreiches Leben den Strick empfangen habe und dem das traurige Verhängniß beschieden gewesen sei, daß seine durch den Tod besiegelte Lehre mit seinem Leben zugleich habe untergehen müssen." (Gesta di Federigo I in Italia, vv. 850ff.)

Sollen wir auch noch eine Stimme der anderen Richtung zum Wort kommen lassen, so möge auf etliche Distichen hingewiesen sein, die sich in einer Handschrift am Rande jenes von uns seiner Zeit besprochenen Briefes finden, den der heilige Bernhard in Sachen Abälards und Arnolds an Papst Innocenz III. geschrieben hat. Sie beweisen, daß der Geist leidenschaftlicher Gehässigkeit, mit der jener heilige Mann die Gegner seiner Richtung verfolgte, mit seinem Tod in den ihm nahestehenden Kreisen noch nicht ausgestorben war. Wir begegnen in denselben einem wahrhaft fanatischen Ausbruch des Frohlockens über Arnolds böses Ende: „Arnold ist dem Himmel und der Erde verhaßt, sein Leben heißt heillos, seine Gesinnung böse, sein Glaube verkehrt: so soll jeder sterben, der den Glauben verletzt, welchen der Fels der Kirche, Petrus, seinen Nachfolgern überliefert hat." (Histor. Taschenbuch, 6. Folge, 8. Jahrgang, pag. 176.)

Wir sind hiermit am Ende unserer Untersuchung angelangt. Wir haben den Nachweis versucht, daß Arnold von Brescia nicht jener Zwitter

von kirchlichem Reformer und politischem Agitator gewesen ist, als welchen die landläufige Meinung ihn kennt. Auch in Rom bestand nach den Resultaten, die wir gefunden haben, die Beihülfe, welche er der antipäpstlichen Bewegung geleistet hat, nicht darin, daß er zu den römischen Quiriten in die politische Arena hinabstieg und sich zu einem Genossen ihrer Phantastereien, ihrer Träume von einer an bloße Namen wie Capitol, Senat u. s. w. geketteten Herrschaft über die Welt machte. Die wenigen Zeugnisse, die dafür zu sprechen scheinen, beruhen, wie sich uns herausstellte, theils auf Mißverständnissen oder historischen Ungenauigkeiten, theils haben dieselben in uns den starken Verdacht absichtlicher Entstellung des wirklichen Sachverhalts wachgerufen, was psychologisch um so eher möglich erscheint, als alle von uns benutzten schriftstellerischen Zeugnisse über Arnolds Thätigkeit ihre Entstehung principiellen Gegnern, wo nicht gar erbitterten Feinden dieses Mannes verdanken.

Als völlig sicher hat sich uns, auch was Arnolds Verhalten in Rom betrifft, das ihm erst einen Platz unter den weltgeschichtlichen Persönlichkeiten verschafft hat, nur das ergeben, daß er auch hier das Ideal seines ganzen Lebens, die Beseitigung der weltlichen Herrschaft der Kirche und ihre Beschränkung auf ihre geistlichen Aufgaben, „damit sie den Frieden bringe und nicht das Schwert" zu verwirklichen gesucht hat, — nicht auf dem Weg politischer Institutionen, sondern in praktischer Hinsicht durch sein eigenes Vorbild, durch sein in strengster Askese hingebrachtes Leben, und in theoretischer durch seine mit dem Feuer hinreißender Beredsamkeit vorgetragenen religiös-asketischen Belehrungen.

Und auch aus den spärlichen Notizen über Arnolds Lehrthätigkeit hat sich uns ergeben, daß bei derselben nicht etwa die Größe des Pathos die Dürftigkeit des Inhalts verhüllt, sondern daß dieselbe auf gründlichen Kenntnissen namentlich biblischer, kirchengeschichtlicher und kirchenrechtlicher Art beruht haben muß. So war Arnold, auch ohne politischer Agitator zu sein, gleichwohl den Römern ein werthvoller Bundesgenosse und dem Papstthum ein furchtbarer Gegner, noch furchtbarer, als wenn auch er seine ganze Kraft dafür eingesetzt hätte, jenes romantische Verfassungsgebilde hervorbringen zu helfen. Letzteres war für den Papst und die Cardinäle von vornherein dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen, während die von Arnold nicht bloß vorgetragene, sondern vorgelebte Forderung: zurück zur apostolischen Armuth der ersten Kirche! ihnen den ganzen Abstand vor Augen stellte, der zwischen dem Ideal, dessen Richtigkeit und Erhabenheit ihnen ihr eigenes Gewissen bezeugen mußte, und zwischen der Wirklichkeit bestand, in welcher sie mit ihrem ganzen Dichten und Trachten sich bewegten.

So ist die Märtyrerkrone, welche Arnold trägt, nicht die Märtyrerkrone eines politischen Freiheitskämpfers, sondern eines Kirchenreformators, der freilich etliche Jahrhunderte zu frühe gelebt hat. Seine Zeit, der auch auf religiösem Gebiet die sinnlichen Eindrücke schier alles galten, die auch hier nach handgreiflichen Realitäten verlangte, wie eine die Welt beherrschende Papstkirche sie in Hülle und Fülle zu bieten im stande war, war für das kirchenreformatorische Ideal des Propheten von Brescia noch nicht reif. Gestorben aber ist derselbe, wenn wir nach dem letzten Grund seines Todes fragen, weil er von dem Wort Jesu Christi nicht weichen, sondern mit demselben auch im Leben der mittelalterlichen Kirche ganzen, vollen Ernst machen wollte: „die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren, ihr aber nicht also, sondern der Größte unter euch soll sein wie der Jüngste und der Vornehmste wie der Diener.“ (Luc. 22, 25 f.)

Die Stadt Brescia hat im Jahre 1883 ihrem Sohne ein Denkmal errichtet, das ihn als Märtyrer der politischen Freiheit verherrlicht, was er nach dem Ergebniß unserer Untersuchung eigentlich nicht gewesen ist. Der Protestantismus des 19. Jahrhunderts aber, in welchem man auch protestantischerseits anfängt vor den wiedererwachenden Weltherrschaftsgelüsten des Papstthums aus kurzsichtigem Opportunismus, aus beklagenswerthem Indifferentismus, aus charakterloser Bewunderung für die imposante Geschlossenheit des römischen Systems oder aus allen diesen Gründen zusammen die Waffen zu strecken: — wir meinen, der Protestantismus des 19. Jahrhunderts hat die Pflicht, das Andenken eines Mannes in hohen Ehren zu halten, der schon vor mehr als 700 Jahren seine Ueberzeugung von der Verwerflichkeit und Verderblichkeit einer kirchlichen Weltherrschaft mit dem Tode besiegelt hat.

Plieningen. Pfarrer Dr. Carl Ströle.

Die „Jugend“.

Eine Studie moderner Litteratur.

„So ihr nicht werdet, wie die Kinder“, sagt Christus, „so werdet ihr das Reich Gottes nicht sehen!“ Christus will also eine Rückkehr — nicht etwa zur „Natur“, wie Rousseau, sondern eine Rückkehr zur „Jugend“. Werden wie die Kinder sollen die Christen — und bleiben wie die Kinder, also eine Jugend, die auch im Alter nicht vergeht — eine ewige Jugend, das ist die Voraussetzung für die Gemeinschaft mit Christo.

So modern sich unsere Zeit vorkommt, so alt fühlt sich doch vielfach unser Geschlecht, altklug und überlebt wie ein denkmalsreifer Jubelgreis. Da sollte man glauben, daß von dürstenden und hungernden Seelen das Evangelium von der ewigen Jugend mit neu aufflackernder Begeisterung begrüßt und verschlungen werde, — aber freilich der Jungbrunnen will nicht recht quellen und sprudeln und die, so an der Quelle Bord sitzen und den köstlichen verjüngenden Trank reichen sollen, haben die Schalen verschüttet und anstatt zu sein so einfach, harmlos, jugendfrisch wie die Kinder, sind deren etliche gewandte Polemiker, andere geistvolle Dogmatiker, etliche leidenschaftliche Kirchenpolitiker und aber etliche weltbeglückende Socialisten geworden.

Das Evangelium von der ewigen Jugend ist so alt als das Christenthum, und wenn vor einiger Zeit eine heute schon weitverbreitete Zeitschrift auf ihre farbensatten Blätter die frohe Botschaft von der „Jugend“ geschrieben hat, so ist damit an und für sich die Welt der Ideen um keinen neuen Schatz bereichert worden.

Aber es muß doch zum mindesten auffallend erscheinen, wenn von einer Seite, die am allerwenigsten im Verdachte oder Ruhme christlicher Gottseligkeit steht, von einer Seite, die der stolze Christ kurzer Hand mit dem Wörtlein: Welt — Kinder der Welt abthut — wenn von dieser Seite die Losung und das Lebenselixir ausgegeben wird: „Es lebe die Jugend!“

Wenn ich nun aber von dieser Zeitschrift eingehender zu reden wage mit der absurden Behauptung, daß diese illustrirte Zeitschrift über ein großes geistiges Kapital werthvoller ethischer und auch religiöser Gedanken verfügt,

so bin ich mir wohl der Gefahr bewußt, für einen exemplarischen Ketzer gehalten zu werden.

Aber derartigen literarischen und künstlerischen Bewegungen, die tief in die Kreise moderner Denkungsart eindringen, mit führender Kraft hungernden, ringenden und irrenden Seelen Richtung gebend und Wege weisend, dürfen wir vom christlichen Standpunkte aus nicht mit vornehmer, überlegener Reserve gegenüberstehen und ex cathedra mit der billigen Behauptung sie ad acta legen, daß die Bilder lascív und der Inhalt frivol sei. Diese ablehnende Haltung habe ich in christlichen Kreisen schon manchmal beobachtet. Aber ist man dem Herrn Kritiker zu Leibe gerückt, so hat es sich herausgestellt, daß man die „Jugend", jene neue illustrirte Münchener Wochenschrift nur etwa von den Titelbildern her kennt, oder daß man sie vielleicht im Eisenbahnwagen flüchtig durchblättert hat.

Es ist eine alte Geschichte: der Feind, dessen Taktik und Schutzwaffen wir nicht kennen, ist viel gefährlicher, als der Gegner, dem wir in die Karten sehen, und man hat aus falscher Kirchlichkeit oder falscher Prüderie schon auf manchen mit Don Quixote-Muth losgehauen, der gar kein Gegner war. Aber mit solch verdammenden Kritiken ex cathedra erledigen wir moderne Bewegungen so wenig, als der Papst mit der fulminantesten Encyclica den Protestantismus. Solche Kritiken gehören auch zu dem Kapitel katholisirender Stabilität, deren Bacillus Harnack erst neuestens entdeckt hat.

Es ist in literarischen Kreisen eine bekannte Thatsache, daß die „Jugend" immer weitere Kreise gewinnt, und das hat sie nicht ihren theilweise absurden Titelbildern und ihren theilweise barocken Schnörkel- und Stilzeichnungen — nicht dieser Form, sondern ihrem bedeutenden Inhalt zu verdanken. Zu ihren Mitarbeitern gehören die bekanntesten Namen moderner Literatur und Kunst, und ich wüßte kein anderes Organ, in dem der moderne Geist so sehr an der Quelle studiert werden kann, wie in der „Jugend".

Der Herausgeber Georg Hirth und der Redakteur Fritz von Ostini führten auf das Jahr 1896 die „Jugend" folgendermaßen ein:

„Die Erwägung, daß unter den in Deutschland erscheinenden illustrirten Wochenschriften sich keine findet, welche die Ideen und Bestrebungen unseres sich immer reicher gestaltenden öffentlichen Lebens in künstlerisch durchaus freier Weise gerecht wird, hat uns zu dem Versuche ermuthigt. Wir wollen die neue Wochenschrift „Jugend" nennen. Damit ist eigentlich schon alles gesagt. Selbstverständlich wenden wir uns nicht an die Jahrgänge, sondern an das Herz. Wir wollen alles besprechen und illustriren, was schön, gut, charakteristisch, flott und echt künstlerisch ist. Kein Gebiet des öffentlichen Lebens soll ausgeschlossen, auch keines in den Vordergrund gestellt werden."

Und dieses universelle Programm ist bis heute auch durchgeführt worden. Siegesgewiß eröffnet R. Schmidt-Cabanis die Blätter mit einem „Gruß an die Jugend".

„Der Jugend sei mein Glas geweiht
. . . . . .
Der Jugend, die ewigen Frühling schafft
Uns drinnen tief im Herzen,
Und deren heilige Kraft entrafft
All irdische Sorgen und Schmerzen.

Der Göttin, die uns Kindern gleich,
Doch kindisch nie — läßt werden,
Damit wir schauen das Himmelreich
Schon hier auf dieser Erden."

Wollten wir auch daraus, daß schon auf dem ersten Blatt der „Jugend" ein Wort aus Christi Mund anklingt, nicht gar viel schließen, und zudem in den beiden letzten Strophen einen starken Diesseitigkeits-Standpunkt wittern, so müssen wir doch sagen, diese Jugend, die ewigen Frühling im Herzen schafft, die alle irdischen Sorgen und Schmerzen dahinnimmt, die uns gleich Kindern macht — die Jugend ist auch eines Christen Ziel und innigster Wunsch, sie zu besitzen in ihrer weltüberwindenden Kraft, deren Früchte nicht erst im Jenseits, sondern schon in dieser Welt erblühen, da wir in ihrer Kraft das Erdreich besitzen.

Freilich darin werden die Meinungen vieler Mitarbeiter der „Jugend" auseinander gehen, auf welchem Wege eben diese Jugend zu finden ist, und wir geben uns durchaus nicht der Illusion hin, zu glauben, daß ihre und des Christenthums Wege immer identisch zu denken wären. Aber um so heller steht im Licht die Jugendkraft des Christenthums gegen das Ringen aufstrebender, gefesselter Geister auf so manchem Blatte der „Jugend", das scheinbar mit einem Lächeln, mit Humor geschrieben ist, hinter dem sich aber ein blutendes Herz oder ein sarkastischer Galgenhumor verbergen mag.

Und uns allen muß schon das eine Genugthuung und eine Freude sein und auch eine Hoffnung auf die Zukunft des Christenthums, wenn der Ruf nach der ewigen Jugend so laut erschallt und das Signal so kräftig geblasen wird zum „Sammeln" um die Fahne der Jugend. In Scherz und Ernst ist da manch blitzender Gedanke verstreut, der entzünden und anfachen kann mitten in einer Nacht, und hinausführen über die „Jugend", höher hinauf, tiefer hinein in religiöse Gedankenarbeit, und manch einer, der sich seines Christenthums nicht mehr bewußt ist, kann wenigstens seines Menschenthums und seiner Gottebenbildlichkeit sich wieder einmal bewußt werden.

So finden wir denn gleich auf dem zweiten Blatt der „Jugend“ eine geist- und gemüthvolle Bestimmung des holden Wesens der Jugend.

„Jugend! Jugend!“ — Das Wort ist eines von den Zaubersprüchen, die uns das Herz aufhellen mit einem Schlag. Jede Sprache hat ein paar solche Worte: Jugend, Frühling, Liebe, Mutter, Heimat. — Jugend ist Daseinsfreude, Genußfähigkeit, Hoffnung und Liebe, Glaube an die Menschen. — Jung im rechten Sinn ist noch ein Kind, das zu spielen weiß mit einem Strohwisch gerade so wie mit einer Pariser Puppe — das in der Weihnacht das Christkind an das Fenster klopfen hört. — Wenn aber so ein Ding von etlichen Jahren frühreif ist und keine Freude am Spiele hat, aber dafür schon eine Dosis Klassenhochmuth — den gibts nämlich auch in Lumpen, — armes altes Ding! — Wenn oft die Leute wüßten, was für unglückliche Geschöpfe ihre Tugendmuster sind! — Das ist Jugend: in jedem neuen Lebensabschnitt das Beste vom Jüngstvergangenen mit hinübernehmen: Kinderfrohsinn in die Knabenjahre, die Treuherzigkeit des Knaben in die Jünglingszeit, das offene zuversichtliche Herz des Jünglings ins Mannesalter, die Wärme und Festigkeit des Mannes ins Greisenthum.“

Wenn wir die „Jugend“ als ein Zeichen unserer Zeitstimmung betrachten — und das will sie auch sein — so müssen wir doch sagen: so ohne Ideale, so versumpft in Materialismus und Pessimismus ist unsere Zeit noch lange nicht, wie man uns oft weismachen will in edler Principienreiterei. Der moderne Mensch weiß immer noch, was das Herz erquickt, was den Geist erregt, was das Leben lebenswerth macht — nicht Ehr und Gold allein, nicht Schlemmen und Prassen, nicht Jagen und Hetzen! Die „Jugend“ hat selbst das Gefühl, daß vielen Tausenden die Jugend verloren gegangen ist in unserer Zeit und durch unsere Zeit. Sie will nicht hinwegtäuschen durch einen unmoralischen Galgenhumor und ist ehrlich genug, das, was sie dem Leser bietet, nicht für unfehlbar zu halten:

„Wenn wir die bunten Seiten durchblättern
Von vorn nach rückwärts —
Gestehen wir frei —
Mag sein, es ist mancher Schnitzer dabei.“

Der Grundsatz des Programms: alle Gebiete des öffentlichen Lebens zu berühren, hat sich von selbst natürlich auch auf die Kirche und das ganze religiöse Gebiet ausgedehnt. Ja, es mag fast Wunder nehmen, wie viel in den tollen Blättern von Religion die Rede ist. Man kann nicht sagen, daß die „Jugend“ eine kirchenfeindliche Stellung einnimmt. Der hohen Feste der Kirche gedenkt sie mit Stift und Wort. Weihnachten wird gefeiert in einer prächtigen Zeichnung: drei singende Engel schweben über

die weite nächtliche Erde dahin. Ein Sonett „Weihnachtsabend“, aus dem Italienischen von Paul Heyse, schildert den Schmerz am Weihnachtsabend um einen todten Vater, und ein jugendfrohes Liedlein vom St. Nicolaus endet mit den gemüthvollen Versen:

„Die Mutter klatscht in die Hände und zieht
Die Spieluhr auf: „Nun, singt ein Lied:
Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all
Zur Krippe her, kommet in Bethlehems Stall!“
Fromm tönt es in die Nacht hinaus.
Ein Stern steht selig über dem Haus.“

Das Lied könnte in jeder christlichen Zeitschrift stehen. Des Osterfestes wird in einer meisterhaften Zeichnung gedacht: der Engel sitzt an des Grabes Rand. Maria steht vor ihm, in jähem Erschrecken die Hände zusammenschlagend, und in der Ferne über Jerusalems Tempel beginnt die Ostersonne ihren Lauf.

Ein Sonett feiert den Auferstandenen:

„Vom Lebenswein aus seines Herzens Becher
Gab Christus mir zu trinken ewige Labe,
Stillend der Seele Durst und sprach: ‚Ich habe
Mit Deiner Noth Erbarmen, armer Schächer.‘

Einschlürft ich da den rechten Sorgenbrecher.
Mir hüpft das Herz. Ich weiß nichts mehr vom Grabe.
Mein Geist wird trunken von der Gottesgabe.
Der Rausch des Himmels faßt den sel'gen Zecher.

Die Nacht der Erde hab' ich weggetrunken.
Tag wird's. Es bricht Gesang der Morgensterne
Den Todesschlaf, in den die Welt versunken.
Die Sonne steigt, mir glänzt aus goldner Ferne
Ein Gotteshaus der auferstandnen Geister,
Drin Dichtermund verklärt den Herrn und Meister.“

Das Sonett ist umrahmt vom Baume des Lebens, an dessen Fuß Adam und Eva stehen, sehnsüchtig die Hände ausstreckend nach den Früchten des Baumes. Mag auch „des Himmels Rausch“ das Maß poetischer Licenz überschreiten für christliches Fühlen, so ist doch der Geist des Gedichtes von christlichen Gedanken gesättigt.

In den Erzählungen wird die Kirche da und dort genannt, meist ist es die katholische, entsprechend der Thatsache, die sich auch bei den Münchener Kunstausstellungen immer wieder nahelegt, daß die katholische Kirche im Mittelpunkt der Künstlerwelt steht. Dabei wird meistens die Geistlichkeit gestreift. Die Streiflichter sind aber selten besonders sonnig. Von beißender Satire ist das Epigramm:

Disputation.

„Ich opfre dem Glauben gern den Verstand,
Das muß man!“ — schrie er fromm entbrannt.
„Vergiß doch nicht, mein lieber Mann:
Es kommt auf die Größe des Opfers an.“

Sehr zu denken gibt uns folgende Geschichte:

„Der Zwischenruf.“ — An einem Pfingsttag ziehen die Städter aus; nach lärmendem Feste kehren sie heim. Sie haben des Guten zu viel gethan, mit ihnen auch das Personal des Eisenbahnzugs. Der Zug entgleist. Sie kommen alle um. Großes Leid in der Stadt. An dieser allgemeinen Bestürzung nahm während der ersten Tage auch die Geistlichkeit Theil. Die Pfarrer vermieden gegen Laien und auch untereinander Aeußerungen zu thun über das Unglück. Bei der Beerdigung findet sich die nach Tausenden zählende Menge aller Stände ein. Mit der Begräbnißrede ist ein „besonders nach der rhetorischen Seite veranlagter Prediger“ betraut. Ernst und bewegt trat er im schwarzen Gewande herzu und begann: Wir stehen vor einem unerforschlichen Rathschluß des Herrn. Arme beschränkte Menschenvernunft könne das nicht erfassen, meinte der Prediger. Die Allwissenheit habe erkannt, es gereiche den jäh aus dem Leben Entrückten zum ewigen Heil, frühzeitig abberufen zu werden. „In Eurem Antlitz lese ich die Frage, wie es mit dem guten Willen Gottes vereinbar gewesen, daß er die Todten dem Anscheine nach ohne Vorbereitung zu sich genommen hat. Aber auch hier sind wir blind. Nicht unvorbereitet ließ er sie zu seiner Freude eingehen. Er erschien ihrem letzten Blick, Gefühl und Gedanken in seiner Macht und Herrlichkeit in überirdischer Lichtgewandung seiner Blitze mit dem Posaunenruf seiner Stimme. So erhob er sie in der Tiefe des Gemüths — so enthob er sie zu sich, geläutert von den Schlacken der Erde, befreit“ — „Und betrunken“ fiel eine Stimme ein und ein kurzes scharfes Lachen des Sprechers. Die Sicherheitspolizei drängt heran und verhaftet den Kühnen. Schmerzlich ergriffen spricht der Prediger hierauf: „Es befand sich ein Geistesumnachteter unter uns, der nicht wußte, was aus seinem Munde hervorging.“ — Der Richter theilte diese Anschauung nicht. Man wollte ihm als Milderungsgrund anrechnen, daß er Weib und Kinder bei dem Unglück verloren. — Er aber behauptete, er sei nicht krank, sondern könne den Wahrheitsbeweis antreten. — Ein solcher sei im vorliegenden Falle belanglos, meinte der Richter dagegen. Der kühne Mann wurde nach dem Strafgesetzbuch wegen Störung einer gottesdienstlichen Handlung, in besonderem Anbetracht seines Bildungsstandes zu mehrmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt.“

Das ist eine Erzählung mitten heraus aus dem Leben, einer jener Fälle, bei denen das rathlose, oder taktlose, oder geistlose, oder muthlose Verhalten eines Dieners der Kirche, ganz abgesehen vom Verhalten der Staatsgewalten, die Laienwelt, besonders auch die Gebildeten, in gährende Erbitterung aufbringen kann. Solch eine Erzählung ist für uns ein gewaltiges Memento! Vergessen wir nie, daß das casuelle Auftreten eines Geistlichen von unberechenbarer Tragweite ist auf den religiösen Eindruck und die kirchliche Haltung der Laien. Ein Memento, wie falsch es ist, durch Rücksichten und falsche Liebe sich zu beschönigenden, verdeckenden Phrasen verleiten zu lassen, die eine verhängnißvolle Depravation der moralischen und religiösen Begriffe herbeiführen können. Damit ist zugleich die ganze Schwere und Verantwortlichkeit eines geistlichen Amtes klargelegt. Das Bild, das die Scene darstellt, zeichnet einen katholischen Priester. Wir wollen nicht untersuchen, ob derartige Dinge bei uns unmöglich wären, wir wollen von diesem Wuthschrei eines Laien nur lernen, was man von uns verlangt — Wahrheit! Ebenso bemerkenswerth ist eine andere Erzählung: „Das Gebet.“ Einem Kohlenarbeiter, der weit draußen auf dem Vorwerke wohnt, stirbt sein Kind. Der Pfarrer hat die Mutter noch vorher mit schönen Worten getröstet: „Vertrauen Sie der Macht des Gebets; seine Wundermacht ist höher denn alle Weisheit und Kunst dieser Welt.“ — Das Kind soll beerdigt werden. Der Pfarrer ist auf einer Conferenz. Er hat zugesagt zu kommen. Er kommt nicht. Es wird Abend. Da begraben sie das todte Kind. Die Mutter liest aus dem Gesangbuch einen Liedervers. — „Der Abend nahm das Amen auf und trug es weit hinaus über die Flur!“ — „Ich wollte ihn nicht wie einen Hund einscharren lassen“, meint die Mutter. Nach 14 Tagen erhält die gute Frau einen Strafbefehl zugestellt — 2 Mark oder 1 Tag Gefängniß wegen gesetzwidriger Vornahme einer geistlichen Handlung auf Grund der Verordnung vom 31. November 1851!“

Was wollen wir dazu sagen? Ein Weib, die als Mutter und Christin ihrer Glaubens- und Liebespflicht dient, wird vom Staate bestraft — und die Kirche kann sie nicht schützen! Wir können beruhigt sagen, das sind gezählte Ausnahmefälle! Aber in wie viel Dutzend socialdemokratischen Versammlungen und auch anderwärts werden solche Fälle unter Hohngelächter breitgeschlagen. Die Kirche schweigt sich darüber aus und der Staat antwortet mit Auflösung der Versammlung. Der Staat hat sich salvirt, und die Kirche, das Organ und die Generalpächterin der Menschenliebe — ist klassisch discreditirt!

Gegen derartige Mächte allerdings, die im Dunkeln und im Offenen die Kirche unterminiren, gibt ein Epigramm folgenden Rath:

„Ein rechter Gottesfechter
Am allerbesten ficht er
Gen Wichter und Gelichter
Mit schallendem Gelächter!“

So wenig wir durch einfaches Ignoriren oder liebloſe Polemik, auch nicht durch ſchallendes Gelächter die antikirchlichen Geiſter überwinden werden, ſo ſteckt doch der Kern von Wahrheit in dem Epigramm, daß durch überlegene, leidenſchaftsloſe Ruhe oft am meiſten erreicht wird im Bunde mit der heiligen Ironie.

Und mit ſchallendem Gelächter, mit überlegener Ironie rückt die „Jugend“ dem Treiben der katholiſchen Kirche entgegen, und in dieſem Stücke dürfen wir die „Jugend“ vom proteſtantiſchen Geiſte aus geradezu als Waffenbruder im Kampf gegen römiſche Dummheit und Anmaßung begrüßen, und wir meinen nicht zu irren, wenn wir glauben, daß dieſe ſaftigen Hiebe vielfach von gebildeten katholiſchen Kreiſen herkommen. — So zeigt ein Doppelbild auf der linken Seite den Prieſter, der ſich entſetzt über ein Crematorium, und auf der rechten Hälfte ſchüren gottſelig entzückte Jeſuitenpatres hochflackernde Scheiterhaufen, in deren Glut ſich die Ketzer krümmen. Ein Maler ſtellt ſich das Problem, wie das Glück zu malen ſei? Neben prächtigen, ernſten Ideen meint er auch: „oder ich würde das Glück malen wie einen frommen Erbſchleicher, von einem Todtenbette kommend, wo er eben einen fetten Biſſen für den guten Magen ſeiner Kirche ergattert hat.“ Pas mal. — Die „Bekehrung“ erzählt, wie im Dorfe Siebenſchloß die Kirchenbehörde es mit ſtrengen und milden, gelehrten und ungelehrten Pfarrherren verſucht, aber ohne Erfolg. „Die Leute ſind fleißig und wacker; aber ſie gehen nicht in die Kirche.“ Da kommt ein neuer Prieſter. Der verſteht ſeine Sache. Er iſt nicht gelehrt, aber ſchlau. In einer polternden Predigt, die auf die Neugierde und die ungeheure Dummheit der Leute ſpeculirt, gewinnt er die Männer und Weiber von Siebenſchloß dauernd für die Kirche. Die Predigt iſt mit vorzüglicher Ironie ausgeführt. Und wer ſelbſt ſchon Gelegenheit hatte, katholiſche Bauernpredigten im bayriſchen Gebirge zu hören, kann ſich freuen, daß dieſe Elaborate von der „Jugend“ einmal etwas niedriger gehängt worden ſind. — „In majorem Dei gloriam“ erzählt uns, wie Herr Cooperator Alois Schieſtl in Kundl in Tirol zur Veranſchaulichung der Qualen des Fegefeuers den kleinen Mädchen ſeiner Schule die Finger übers Kerzenlicht hielt. In ſeiner Pein löſchte ein Mädchen das Licht aus. Der edle Herr Cooperator jeſuitiſcher Erziehung hielt nun des Mägdleins Finger ſo lange über das Licht, daß hernach ärztliche Hülfe in Anſpruch genommen werden mußte. Mit köſtlichem Humor wird dann die Volksjuſtiz an Herrn Alois geſchildert

in Wort und Bild — eine Haselnußstaude liefert dem Vater des gepeinigten Kindes ein kräftiges Exemplar hinterfrontaler Bearbeitung, und der Schluß sagt dem jammernden Alois:

„Genau so brennt die Höllenglut,
Blos no a bisserl mehr!" —

Bei manchen Bildern muß man sich wundern, daß die Klerikalen keinen Strafantrag gestellt. Die „Höllenmaschine der Miß Diana Vaughan" ist solch ein Bild. Auf der einen Seite verfassen Jesuiten mit diabolischem Lächeln die Schwindelbriefe aus der Hölle, auf der anderen Seite bekneipt sich die Miß mit ihren Freunden in Champagner, und über beide seelenverwandte Gruppen breitet der Vater Leo grinsend und segnend die Hände. Den Strafantrag werden sie unterlassen, weil sie sich denken, daß sie es ebensowenig gewinnen, wie gegen das famose Bild des Kladderadatsch: „Der Gimpelfang zu Trier."

Solche vernichtenden Bilder haben bei den Gebildeten oft mehr Erfolg, als Proteste und Controverspredigten.

Ueber confessionelle Unterschiede redet eine Erzählung: „Die Taufe." Ein Maler heirathet eine Protestantin. Seine katholische Mutter hat an ihr nichts auszusetzen, als ihren Glauben. Sonst ist sie der volle Sonnenschein ihres Alters. Das Kind, das geboren wird, bleibt sechs Wochen ungetauft, weil der Vater einen Freund als Pathen erwartet. „Aber sechs Wochen sein Kind als Heiden leben zu lassen, über das kommt die Schwiegermutter mit ihrem strengen katholischen Glauben nicht hinaus." — Ist da nicht auf einen wunden Punkt unserer Taufpraxis, besonders in den Städten — der Finger gelegt — ein Kapitel: „Kirchenzucht!"

Daß die „Jugend" nicht auf dem Standpunkt manch andrer Zeitschriften steht, nur durch pikante Bilder und Novellen einen Leserkreis sich zu ködern, zeigen auch andere Stücke, die sich mit religiösen Gedanken im Allgemeinen befassen. Ja es wird kaum eine Nummer geben, die nicht irgendwelche Anregung zu höheren Gedanken gäbe. Eine Perle in der Literatur der Parabeln ist gewiß folgende:

Standpunkt.

„Der Himmel ist doch höher, als ich dachte", sagte die Lerche zum Maulwurf. „Ich bin heute den ganzen Morgen kerzengerade in die Höhe geflogen, aber es war doch nur immer blaue Luft über mir. Einen Herrgott aber muß es geben, Maulwurf! Ich fühle es, je höher ich steige."

„Standpunkt!" — brummte der Maulwurf, „ich bin überzeugter Atheist. Es gibt keinen Herrgott! Ich fühle es, je tiefer ich grabe." —

Gegen die geistlosen, verödeten Seelen richtet sich das Epigramm:

Memento mori!

„Du ahndeſt nie den Tod.
Er ſteht Dir nie bevor.
Er ſteht Dir ja zu nah
Und ſchließt Dir Aug und Ohr!“

Voll derber, geſunder Polemik gegen die Uebergeſcheidten, die alles wiſſen und alles bezweifeln, jene Traveſticen auf ſich ſelbſt, iſt das andere Epigramm:

Zweifel.

„Des Zweifels Gipfel hat er erreicht.
Nun ſitzt er und ſinnt | Gedankenbeſchwert
Ob die Wurſt beginnt | beim rechten Zipfel
Oder vielleicht | gar umgekehrt.“ —

Chriſtliche Frömmigkeit wird einer ſtarken Feuerprobe ausgeſetzt:

Für eifrig Fromme.

„Erſt wer das tiefe Gebot: Du ſollſt den Namen deines Gottes nicht eitel nennen — herzlich verſteht und unwandelbar befolgt, hat wirklich Religion, gleichviel, wie ſein Gott heißen mag; unter Chriſten und Goethe-Philologen gibt es ſolcher Gottesverſtändigen wenige.“

Ein Frommer.

„Willſt Du vollkommen ſein“ — das fiel ihm ein,
„Verkauf Dein Gut und gieb's den Armen hin!“
Und er empfand's mit dankerfülltem Sinn:
„Gottlob! Ein Menſch kann nicht vollkommen ſein.“

Gegen Atheiſten richtet ſich folgender Spruch:

„Der Name Gottes ſoll aus Deinen Schriften weichen!
Du willſt das Wort ſogar aus Deiner Sprache ſtreichen! —
Sieh, welch ein Narr Du biſt!
Du haſt noch nicht gelernt,
Daß Gott es iſt,
Der Dich von ihm entfernt.“

Das Wunder

Worüber die meiſten Leute ſich wundern,
Das ſind Bagatellen und Plundern.
Das wirklich Wunderbare auf Erden
Wird ſtets nur Wenigen offenbar werden.

Mit Nietzſche ſympathiſirt die „Jugend“ durchaus nicht, wie mancher meinen könnte, der alles Moderne von Nietzſches Geiſt inficirt glaubt.

„Niedere Beſtieninſtincte
Seh'n zur Tugend ſich erhöht.
Uebermenſch fühlt ſich am erſten
Wer noch unter'm Menſchen ſteht.“

Eine symbolische Erzählung von ausgezeichneter Feinheit, die jedem Theologen zu denken gibt, finden wir in der kleinen Skizze:

Metaphysik.

„In einem kleinen norwegischen Küstenorte machte ich einen Ausflug mit zwei deutschen Gelehrten. In einer öden Gegend verirrt, kommen wir in ein einsames Thal. Stundenlang sehen wir keinen Menschen. Langsam bergan. Kahle Felsen ringsum. Eine steile Wand vor uns das Thal abschloß. Ein schmaler Fußpfad über Geröll führt hinauf. Wie mag es dort oben aussehen?"

„Die Grenze unseres Erkennens", bemerkte ich. „Es ist gerade wie mit der Metaphysik. Niemand weiß, was hinter dem Berge steckt. Und doch möchte es jeder gerne wissen." — Der Naturwissenschafter meinte: „Was mag dahinter stecken? Nichts Besonderes — gar nichts! Dieselbe Einöde weiter wie hier!" — Der Theologe, mein andrer Begleiter, meinte: „Nach meiner Karte muß ein freundliches Thal sich aufthun; droben ein Sommerhôtel. Da könnten wir uns erholen von dem Marsch. Nach dem Reisebuch muß es reizend da droben sein!" — „Da haben wir's! Jeder hat eine andere Vermuthung und glaubt daran, ob Religion oder Philosophie. Da haben wir den metaphysischen Empirismus und den Mysticismus, den trostlosen Materialisten und den gläubigen Spiritualisten! — Ich werde den dritten Standpunkt vertreten. Ich bin Skeptiker, will beide Ansichten für möglich halten — und warten bis wir oben sind. Von hier aus sind alle Speculationen vergebens." — Wir entschlossen uns hinauf zu steigen. Alle drei betraten wir gleichzeitig die schmale Hochfläche und blickten neugierig nach der andern Seite hin, wo es steil abfiel, — und alle drei standen wir in stummem Erstaunen, in lautloser Ueberraschung: das hatte niemand erwartet! — Da lag es vor uns, unten in jäher Tiefe, unabsehbar, unendlich — das große, das gewaltige, das unendliche Meer!" —

Die Ideen von Gott, Frömmigkeit, Ewigkeit, Unsterblichkeit, Leben und Tod kehren immer wieder, in allerlei vielfach geistvollen Varianten.

Die Unsterblichkeit des Menschengeistes feiert Conrad Alberti in gnostisch-dualistischer Speculation.

Ich bin die Flamme!

Ich bin die Flamme, ich bin das Schwert,
Der eherne Reiter auf schwarzem Pferd,
Der Mutter Thränen, der Väter Fluch,
Das siebenzigmal versiegelte Buch,
Ich bin die Sünde, ich bin der Reiz,
Ich bin die Quelle des tiefsten Leids,

Die Unruh der Großen Weltenuhr,
Der leere Raum in der Allnatur ...
Ich bin das nie verstummende Nein.
Ich bin der Ketzer, der Antichrist,
Die Sorge um alles, was noch nicht ist,
Ich bin der Leib, der ewig kreist —
Ich bin der Menschheit unsterblicher Geist. —

Gnostische Gedanken irrlichtern überhaupt da und dort, die Zeichen der vielbesagten Decadence unsrer Zeit. Im Zusammenhang damit mag auch ein gewisser Licht- und Sonnencultus stehen, der nicht gerade ausgesprochen das Surrogat der Religion sein will, und der sich aus einem mit dunklen Mächten ringenden Gemüth unserer Zeit gar wohl begreifen läßt, wenn wir das Johannes-Wort objectiv betrachten: „Ich bin das Licht der Welt" — und Christi eigenes Prophetenwort: „Die Gerechten werden leuchten, wie die Sonne in ihres Vaters Haus."

Es ist verfehlt, hinter jedem Naturcultus nichts als Heidenthum und ketzerische Speculation vermuthen zu wollen, anstatt sich zu freuen an dem Sehnen des modernen Menschen nach Licht, Sonne und Sonnenschein. Es ist immer der Anfang einer neuen Zeit, wenn die Gegenwart die Nacht ringsumher empfindet als einen ungeheuren Druck. Und auf solche Zeiten der Nacht hat das „Es werde Licht!" noch immer seine Siegesfanfare in die Welt hinausgeschmettert. „Die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeigekommen!"

Ein „Frühlingsgebet" endet mit der Strophe:

„Wenn dein Glanz die Stürme begleitet,
Sonne, o gib uns Deine Kraft!"

Eine Morgenwanderung durchs Gebirge begeistert den Dichter Matthaei zu einem Hymnus an die Sonne:

Auf Flügeln der Morgenröthe,
Im Aether schwebend,
Singt die Seele, o Sonne Dir zu ...
Es bebt vor Deiner Majestät
Die Kreatur in Wonneschauer ...
Zum Himmel auf der Hymnus steigt
Vom Morgen bis zum Abend hin,
Bis nachts die Schöpfung feiernd schweigt
Vor Dir, des Lebens Königin! ...
So wie Du einst beim Schöpfungswerke
Entrolltest von des Herren Hand,
Strahlst Du in ew'ger Jugendstärke,
Des Höchsten Sinnbild, über Meer und Land.

Maximilian Bern singt vom Abendfrieden.

Verklärte Stille heiligt die Natur.
Und solchen Frieden wünsch ich Deiner Seele:
Die hehre, wundersame Ruh
Des Herzens, frei von Schuld und Fehle.

Und was das Bemerkenswertheste ist — es wird wohl wenig Nummern der „Jugend" geben, in denen nicht das vielsagende Wort „Glück" zu finden wäre. Jeder sucht es, manche finden es, jeder auf seine Art: im Lieben, im Entsagen, im Vergessen, im Versinken — aber glücklich — das möchte der moderne Mensch auch sein, so gut wie ein Christenmensch. Was der eine sucht im dunklen Drang, das glaubt der andere zu besitzen in stillem, seligem Glauben.

Das andere Land.

Willst Du glücklich sein?
Komm, ich will Dich führen,
Hinter blauen Bergen
Drüben liegt das Land.
Lächle, lächle doch,
Sollst die Sonne spüren.
Gib mir Deine Hand nun,
Laß uns glücklich sein.
Oh! das Land ist schön,
Lauter stille Hügel,
Voller blühn die Hügel,
Wo wir beide gehn.
Und Dir ist so leicht,
Glaubst, Du trügest Flügel.
Oh! Du fühlst Dich mitten
In den Himmel hinein!
Komm!

Franz Evers.

Die Legende vom „Klausner" erzählt uns, wie das menschengehetzte Glück zu einem einsamen Klausner im Walde sich flüchtet und dort Ruhe und Frieden findet. Zum Lohne soll sich der Klausner das höchste Glück erheischen. — Er wünscht sich im Stillen den Tod. Und das Glück beschert ihm den Tod, ohne daß der Klausner seinen Wunsch ausgesprochen.

Aber nicht jeder kann seines Glückes froh werden. Einem anderen erscheint das Glück und führt ihn hinein in die Nacht, in das ewige Vergessen. Da aber vernimmt sein Ohr mitten durch die „selige Nacht" hindurch qualvolles Stöhnen.

„Wir bleiben zurück in Noth und Elend,
Wir Deine Gefährten in Hunger und Streit!"
— Und jählings packt mich ein Heimverlangen
Nach dem alten Trotz und dem alten Leid. —

Der Wille zum Glück erzeugt in den denkenden, wagenden Naturen eine eigene Lebensphilosophie, und solcher Lebensweisheit ein ganzes Füllhorn ist ausgegossen in Epigrammen und Aphorismen, jener Literaturgattung, in der unsere Zeit Gutes leistet. Es führte zu weit, auch nur einen kleinen Theil dieser Sinnsprüche und Sinngedichte anzuführen. Ich will nur ein paar herausgreifen:

„Die feinere Menschenkenntniß ist ein Sinn, wie das musikalische Gehör. Beide bemerken sofort den leisesten falschen Ton. Beide lassen sich schärfen, aber nicht erwerben, wenn sie von Natur aus fehlen."

Die ärgsten Pessimisten fangen an, optimistisch zu werden, wenn sie auf sich selbst zu sprechen kommen.

Voll der treffendsten Bemerkungen ist die kurze Skizze: „Die Kritik", Bemerkungen, die auf wissenschaftlich-theologischem Gebiet von schlagender Wahrheit sind.

„Die Kritik ist die Trägerin jedes Fortschritts in Kunst und Wissen. Sie zeigt dem Talent die Wege. — Aber die Kritik ist auch der Hort jeder Reaction, versperrt dem Talent die freie Bahn und öffnet sie der Unfähigkeit. Sie schafft falsche Begriffe und Maßstäbe für ganze Generationen und die Versuchung für den Recensenten, bei seinem Urtheil einem naheliegenden Vonmot den Vorzug vor der schlichten Wahrheit zu geben, ja die Gefahr, daß er unbewußt dies thue, ist größer als man glaubt. — Jedes Publicum hat die Presse und damit die Kritik, die es verdient. Von der Art derer, die alles Neue feierlich angreifen, haben wir herrliche Exemplare in der Presse aller Länder, Leute, die seit 20, seit 50 Jahren unverändert über den gleichen Text mit den gleichen hohlen Schlagwörtern predigen, die unfähig geworden sind, mit der Zeit zu fühlen, für die sie schreiben und im dumpfen Gefühl dieser Unfähigkeit bittere Feindschaft hegen gegen die Erscheinungen, an denen ihre Unfähigkeit offenbar wird. — Versteinerte Autoritäten, die vom Lehrstuhl aus in kritischer Unfehlbarkeit Generationen von Lernenden den gleichen, unverdaulichen Sauerteig zu kosten geben. — Frei muß die Kritik sein. Der Nutzen dieser Freiheit wiegt schwerer, als die Gefährlichkeit des Mißbrauchs durch Unberufene. Das Beste, was der Kritiker geben kann, ist seine ehrliche subjective Meinung — die einzig wahre Objectivität der Kritik. — Lessing sagt von der Kritik: Sie sei gelind und schmeichelnd gegen den Anfänger, mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister, und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher."

Es liegt selbstverständlich in der Tendenz der „Jugend", auch dem socialen Gebiete ihre Kritik zuzuwenden. Der Standpunkt, den sie einnimmt,

ist der der liberalen Humanität gegen sociales Elend, volle Ablehnung dagegen gegenüber dem agitatorischen Treiben der Socialisten.

Die Mutter.

Aus Korbgeflecht ein alter Kinderwagen
Auf zu beschwertem, wackligem Gestell,
Darin ein Nest von Kindern, kleinen Kindern,
Mit feuchten Haaren, vorwurfsvollen Augen.
Ein Weib zieht diesen Wagen durch die Straßen —
Ein blasses Weib, erschöpft nnd abgehetzt.
Es sieht sie niemand; alle gehn vorbei.
Wo kommt sie her? Wo will sie hin?
Ist sie ein Opfer jenes heißen Triebs,
Der unbesiegbar die Natur durchschwellt?
Ward sie verlassen von dem rohen Gatten?
Starb er, ein Opfer des Berufs?
An ihr vorbei im Sonntagsstaat
Sieht sie viel schönheitsstolze Frauen schreiten,
Mit Abscheu sich von ihr und ihrem Schmutz,
Von ihr und ihren Rangen wendend.
Und doch — wie viele stehen da wie sie,
So heldenhaft im Kampf mit dem Geschick,
So rührend und so groß, wie diese Mutter!

Der Gassenjunge.

In eines armen Knaben schmutzige Hand
Ließ ich verstohlen eine Gabe gleiten.
Er sprach nicht Dank, doch seine Augen strahlten.
Jetzt ist er reich auf einen Augenblick.
Wie leicht wär's, Dich beglücken armes Kind!
Doch keiner will die leichte Sorge tragen,
Will Dich beschützen vor der bittern Noth ...
Will manchmal auch mit einer kleinen Freude,
Wie die der andern Kinder, auch Dich laben. —
Und doch verlangen sie, Du sollst dereinst
Der Bruderliebe schönen Lehren folgen,
Nicht grollen dem Geschick in bösem Neid
Und nie die Faust zu schwerer Drohung ballen.

Gottfried Böhm.

Die Lieder weisen in furchtbarem Ernste eine vielvergessene Seite des socialen Elends auf, dessen Schuld nicht ausschließlich immer bei Arbeitern und Arbeitgebern steht, sondern gar manchmal bei dem traurigen Mangel allgemeiner Menschenliebe gerade bei denen, die ohne viel Mittel mit kleiner Gabe, aber großer Liebe viel Unheil hindern und viel Segen stiften könnten. Aber freilich! Wer wagt es den ersten Stein auf den andern zu werfen? Debattiren, organisiren und gründen — geht oft leichter, als die stille, anspruchslose Handreichung wahrer Menschenliebe.

Einen tragischen Conflict moralischer Begriffe im Volksleben zeigt uns eine merkwürdige Erzählung:

Das vierte Gebot.

„Ist schon einmal einer von Euch Knaben, sagt der Geistliche im Religionsunterricht — von seinen Eltern wegen Uebertretung eines Gebotes bestraft worden, so soll er diesen nicht grollen, sondern denken an die Sorgen, die sich die Eltern um Euch Kinder machen. Einer von den Jungen fühlt sich tief getroffen. Er hat der Mutter die Züchtigung lange nachgetragen. Wenn er aber heute heimkommt, will er wieder brav und gut gegen die Mutter sein. Unterwegs begegnet er der Mutter. Er begleitet sie auf den Markt. Sie kauft Eier, gibt sich das Aussehen einer Händlerin und kehrt mit dem Sohn nach Hause. Unterwegs begegnet ihr eine Frau, die in später Stunde auf den Markt eilen will. Sie sieht den Korb mit den Eiern. Die Mutter beschwindelt die Dame und überläßt dieser anscheinend großmüthig und ungern um einen betrügerisch hohen Preis die Eier. — Der Knabe ist Zeuge dieses offenbaren Betrugs seiner Mutter — er hatte gelobt, sie aufs neue zu lieben — und nun? Was soll er von der Mutter denken?“

Diese ganz ausgezeichnete Erzählung gibt uns einen tiefen Blick in die Genesis moralischer Verderbtheit, erstickter Pietät.

Auf die Socialdemokraten ist die „Jugend“ nicht gut zu sprechen, und ihre Argumente sind treffend.

Dieselben.

„Ihr Männer aus dem vierten Stande
Preist Euch die Helden unsrer Zeit,
Und daß Ihr rein von Bürgerschande
Den reinen Fahnen gebt Geleit.
Ich glaub Euch nicht. Ihr seid dieselben,
Wie jene Satten, auf ein Haar,
Nur kämpft ihr noch um ihre gelben
Kornfelder und die Rinderschaar.
Wer kämpft, der hat die schöne Geste,
Dem lodert Flammenschein im Blick.
Doch — feiert ihr erst Siegesfeste,
Dann schlägt Euch Adam ins Genick.
Dann wird sich's treulich offenbaren:
Ihr seid vom alten Menschenschlag“ .....

Aber auch den Herren Kapitalisten wird ordentlich auf die Finger geklopft:

„Wohlthun bringt Zinsen, Nichtsthun überdies
Noch Dividenden.“

Und fast wie ein Epigramm auf einen gewaltigen Eisenfürsten im Rheinland klingt es:

„Wenn Dich eine Mücke sticht, darfst Du sie umbringen. Wenn Dich ein Elefant tritt, mußt Du ihn um Verzeihung bitten."

Was das Ende vom Liede wäre, wenn die rohe Gewalt siegen würde, prophezeit eine alte Sage.

„Sin, ein Sohn der Gepeinigten, redet vor dem König von des Volkes Noth. Der König aber winkt ihm lächelnd, zu schweigen. Sin geht und predigt Aufruhr von Hütte zu Hütte. Er vertheißt ihnen den großen Königsschatz, und die Mannen gelockt greifen zur Waffe und erschlagen das stolze Königsgeschlecht. Aber Sin kann des Sieges nicht froh werden. Er trauert um den König. Die Königstochter ist übrig geblieben. „Eine Königstochter ist es, deren ich bedarf und auch das Volk!" — Sie aber spricht: „Ich bin Himati, die Königstochter — Du aber ein Königsmörder!" Und die hohe Gestalt schreitet mit ihren Edelfrauen durch die rauhen Krieger hin. Gleich wie im luftigen Geisterzuge schwebet sie über das Schlachtfeld, über das Land weit, weit hinaus in fremde Ferne. Ihr folgten allein die Augen des Sin, der die Schönheit ziehen sah und den Fluch verstand. Seine ruhmlose Macht warf er hin vor die Füße der Männer, die vergebens schrieen und tobten nach dem Horte des Königs."

Das Weib mit all seinen Tugenden und Schwächen wird gefeiert und gegeißelt. Manche Novelle wird uns zu viel Nudität enthalten; aber ich glaube, daß keiner von allen der sittliche Ernst und keiner das Leitmotiv fehlt: nicht zu kitzeln und zu witzeln, sondern zu warnen und zu bessern. Mit dem Grisettenthum wird wohl als Thatsache gerechnet, aber manche Skizze ist gerade dem tiefen Unglück Leibes und der Seele dieser armen Geschöpfe gewidmet mit erschütternder Wahrheit.

Ueber die zeichnerischen Nuditäten wollen wir kein Wort verlieren. Ein Poem geißelt das „obscöne Sehen." Der Eingang des Gedichts identificirt sich mit unserem Bibelglauben, und schildert in prächtiger Sprache, wie die Schöpfung aus Gottes Hand in reinem Sonnenglanz erschaffen, durch Menschenschuld in Schmutz der Sünde herabgerissen ward. Aber durch Selbstzucht der Gedanken kann auch der Sünder sich emporschwingen zu den reinen Höhen, auf denen alles rein ist im Lichte der Sonne.

Der hohe Beruf des Weibes als Mutter wird in Prosa und Poesie gefeiert, manchmal fast an Sentimentalität streifend.

„Mir träumte einmal: dort, wo um die Abenddämmerung ein lichter Streifen stand zwischen Himmel und Erde, sei das Buch des Lebens aufgeschlagen. — Und eine Kinderhand, eine kleine weiße Hand tauchte einen

goldenen Kiel in die glühende Flut und schrieb mit leuchtender Schrift in jenes Buch das Gebet der Mutter."

Ein Grab.

. . . . . .

„Hebst Du sacht die Epheuranken,
Sagt Dir ein verblichener Stein:
Eine Mutter schläft hier unten
In dem engen Todtenschrein."

Das Problem der Ehe, das ja im Mittelpunkt der modernen Literatur steht, kehrt auch in der „Jugend" manchmal wieder.

Der erste Morgen.

Mann und Weib sitzen am ersten Morgen der jungen Ehe im blüthenduftenden Garten. Ihr junges Herz ist voll heiliger Gefühle. Mit roher Hand zerstört der Lebemann das duftig zarte Seelenleben seines anvertrauten Weibes: „Nur nicht so viel hineingeheimnissen, sagt er, in das Leben. Es kommt nichts dabei heraus und stört nur ein „freies Genießen!" — Ein freies Genießen! — Nach einigen Jahren geht er im selben Park am Krückenstock — allein — eine Kugel hat ihm das Bein gelähmt. — „Die Ehe war ihr langweilig geworden. Sie wollte sich das „freie Genießen", das er ihr als des Lebens Kern gepredigt, nicht stören lassen!"

Nicht ohne Geist ist eine Zeichnung:

„Das Weib vor, hinter und auf dem Rad.

In alter Zeit zog das Weib am Rade des Pfluges, dann setzte der geschäftige Fuß das Rad der Spindel in hurtige Bewegung — und heute eilt sie, des Mannes Gehülfin, auf fliegendem Rade in die weite Welt!" In der That — ein historisches Stimmungsbild. Gut ist auch der Spruch:

„Die Frau ist am schönsten, wenn sie liebt. Der Mann, wenn er für eine gerechte Sache oder eine neue Idee begeistert ist. — So wenigstens scheint es uns Männern; möglich, daß es Frauen gibt, die umgekehrt urtheilen."

Wir sind am Ende angelangt. Ich denke, der Beweis sollte erbracht sein, daß die „Jugend" kein so profanes, ultra-modernes, irreligiöses, unmoralisches Blatt ist, wie so mancher behaupten oder denken mag, der die „Jugend" nur von irgend einem ihrer theilweise barocken Titelbilder her kennt. Mit diesen Titelbildern zollt die „Jugend" ihrer Zeit und der Reclame den schuldigen Tribut, und doch verräth manches dieser Titelblätter einen erlesenen Kunstgeschmack. Und wenn in den Blättern auch, wie die

Redaction selbst zugibt, allerlei Tand und Firlefanz sein Wesen treibt in symbolischen und anderen Styl- und Griffelblüten, so sind doch auch wirklich werthvolle Blätter aus erster Meisterhand zu finden. Ich erinnere nur an das Bild von Arnold Böcklin: „Der Frühling“, eines seiner lieblichsten Bilder: ein sonniges Felsenthal und zwei glückliche Menschenkinder am Berghang sitzend — der Jüngling dem Weibe seiner jungen Liebe das goldene Land des Frühlings weisend.

Ueber den Beruf der Kunst hat natürlich die „Jugend“ ihre eigene Anschauung; — es ist naturgemäß ein polemisches Princip, aber ich glaube, nicht wenige werden damit einverstanden sein.

Künstlers Berufung.

„Und ich hörete eine Stimme. Offb. Joh.

„Nimm vom Altar die goldenen Symbole,
Und schmelz sie um in Deines Herzens Feuer
Und bilde still mit Künstlergeist zu neuer
Gestalt des Glaubens tröstende Idole!
Auch meiner Worte Himmelssamen hole
Dir aus des Evangeliums voller Scheuer
Und sei im Weinberg schaffend mir ein treuer
Arbeiter, mein vom Scheitel bis zur Sohle.

So aber sich der Ruf der Zionswächter
Erhebt, den Tempel thätest Du entweihen:
Schweig! — und in Gottes Namen laß sie schreien.
Und wenn nun gar des Himmelreichs Verächter
Der Weisheit Stimme gegen Dich erheben:
Schweig! — und im Weinberg pflanz mir neue Reben!“

A. Matthaei.

Unterbalzheim. David Koch.

Aus der Kirchen- und Leidensgeschichte der Stadt Soest.

Eine Episode evangelischen Ringens aus einer fernen Zeit dürfte gerade heute nicht ohne Interesse sein. Sie spielte sich ab dort in der uralten Stadt am Saume der weiten münsterschen Bucht. In reizloser Ebene, in dem fruchtbaren und auch sonst gesegneten Gebiete der „Börde" am „Hellwege" gelegen, ist sie noch heute mittelalterlich gepanzert wie zu den Zeiten der „Großen Fehde", und düster stellt das alte Soest sich dem Wanderer dar, wenn er durch eine der acht Thorlücken einzieht.

Nicht die äußere Schöne der Stadt ist es, die uns anzieht, sondern ihre tausendjährige Geschichte, die uns von ihrer einstigen Größe wie den furchtbaren Leiden der letzten Jahrhunderte berichtet. Spuren jener wie dieser treffen wir auf Schritt und Tritt an. — Das älteste Denkmal ist ein dürftiger Mauerrest unweit der Petrikirche, des ältesten der sieben Gotteshäuser. In einer Dicke von drei Meter mit noch deutlichen Brandspuren stellt dieses Mauerwerk, die „Wittekindsmauer", den letzten Rest des alten Palatiums dar, der Pfalz der Kölner Erzbischöfe, die oft und gern in ihrer Stadt weilten; Heinrich der III. und IV., und Friedrich Barbarossa waren hier ihre Gäste. Als sie im 12. Jahrhundert sich unweit des Minoritenklosters einen stattlichen neuen Bischofshof erbauten, wurde das Palatium in ein Hospital umgewandelt. Die selbstbewußten Soester, die als Hanseaten bis nach Nowgorod in Rußland ihre Handelsfahrten ausdehnten, machten aus jenem Palatium in kühner Uebertragung die Burg Attilas und verlegten der Nibelungen Untergang in ihre Stadt, das alte Susat. Noch heute erinnert eine „Höggenstraße" an den Helden des Nibelungenliedes, ein „Nibelungenfeld" unweit der Stadt an seine und seiner Genossen Thaten. Kühnlich auch schmückten die alten Soester ihres Schutzpatrons, des heiligen Patroclus Schild — noch heute oben vor dem Rathhause prangt er mit Panzer, Helm und Lanze — mit dem Reichsadler, dem Zeichen der Reichsunmittelbarkeit. Wohl riß sich die reiche und mächtige Stadt in jener „Soestischen Fehde" (1447) vom Erzbischof von Köln los in heldenmüthigem Kampfe, nicht aber, um reichsunmittelbar zu werden. Sie hatte nur den Herrn gewechselt, den Herzog von Cleve eingetauscht, unter dessen Schutz sie sich freiwillig begeben, und sie blieb nun clevesche Stadt, bis sie 1614 an Brandenburg kam. Ewig denkwürdig ist jener offene Abfall, jenes heldenhafte Ringen der 30 000 Ein-

wohner gegen das doppelt so starke Heer des erbitterten Kirchenfürsten. Eine einfache Steintafel unter der Rathhaushalle kündet diese kühne That und schließt mit den Worten: „Des Gott gelobet sei ewiglich.“

Nicht minder kühn, wenn auch geräuschloser ausgeführt, ist eine andere That der Soester, die bereits 1532 durchgeführte Annahme der Reformation und, was uns hier beschäftigen soll, die Gründung einer evangelischen Schule. In der oben erwähnten Petrikirche („de alde Kerke“) ward zum ersten Male das lautere Evangelium gepredigt. Da regte sich dann bei den Soestern der Wunsch, auch eine verbesserte Schule zu erhalten, da die bereits seit dem 12. Jahrhundert bestehende Capitelschule auch nicht den geringsten Anforderungen genügte. Dazu kam, daß eine der Hauptaufgaben der letzteren in den Versuchen der Unterdrückung des neuen Glaubens bestand, wie ein Erlaß des Jahres 1559 deutlich genug zeigt: „Ne pueros dicti oppidi heretica labe infici de cetero contingat.“ So entstand denn im Jahre 1534 die neue evangelische Schule, „de nigge Schaule“. Doch die Ungunst der Verhältnisse scheint dieser neuen Pflanzstätte des Glaubens und der Wissenschaft hindernd entgegengetreten zu sein. Eine arge Pest raffte viele dahin; es wird von 30 bis 40 Todten täglich berichtet. Verderblicher aber und störender noch wirkten innere Gründe. Ein Jahr nach Einführung der Reformation kam es zu bedenklichen Unruhen in der Stadt; ein offener Aufruhr schien ausbrechen zu wollen: die Sturmglocken läuteten, der Rath aber getraute sich nicht, offen einzugreifen bevor er sich der Beihülfe der Gilden versichert hatte. An der Spitze der Aufrührer stand der Gerber und Wollenweber Schachtrop. Es war der Geist der demokratischen Wiedertäufer, der nach dem Beispiel Münsters aus den an den Rath gestellten Forderungen sprach. Dieser jedoch, gewitzigt durch das Beispiel jener Stadt und einmal des Beistandes der Gilden sicher, ließ den Schachtrop und seine Genossen ergreifen; sie wurden zum Tode verurtheilt und sollten auf dem Markte unter dem Schutze von 2000 Bewaffneten hingerichtet werden. Der Scharfrichter, von der Partei der Verurtheilten wohl betrunken gemacht, schlug fehl und traf den Unglücklichen am Nacken. Dieser, ein hünenhafter Mann, sprang auf, entledigte sich mit fast übermenschlicher Kraft seiner Fesseln und entriß dem Henker das Richtschwert. Nach altem Recht durfte er nicht wieder ergriffen werden. Gleich waren seine Genossen an seiner Seite und brachten den schwer Verwundeten in die nahe Wage; die übrigen Verurtheilten wurden in das Gefängniß zurückgeführt. Schachtrop starb bald darauf an der furchtbaren Wunde.

Wie ernst die Lage war, geht daraus hervor, daß Soests beide Bürgermeister sich nach Hamm zum Herzoge, ihrem Landesherrn, aufmachten, um Unterstützung zu erbitten gegen die aufrührische Partei. Das Vorhandensein einer solchen lag nunmehr außer Zweifel, und zwar stand sie im Zusammen-

hange mit den Wiedertäufern in Münster. Mancher Bürger wurde dieser Verbindung überführt; nicht wenige zogen es vor, die Stadt zu verlassen. Im November 1534 war der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen persönlich in Soest anwesend, von der Belagerung Münsters aus; sein Hofprediger mußte von der Kanzel der Petrikirche herab vor den Gräueln der Wiedertäufer warnen. Trotz alledem gewann im Geheimen diese Irrlehre immer neue Anhänger in Soest. Das geistige Oberhaupt war der Prediger Campen gewesen, den der Magistrat 1531 erwählt hatte. In einem noch auf dem Soester Archiv vorhandenen Briefe vom 21. December 1532 warnt Luther vor diesem Geistlichen, der in Flensburg „der Schwärmerei beigestanden — daß nicht ein Feuer aus dem Funken werde, denn da ist nichts Gutes innen und ist gewißlich in ihm der Teufel eurer Stadt Gast". Zu spät sah der Magistrat seinen Mißgriff ein; Campen wurde 1533 abgesetzt. — Im October desselben Jahres waren acht „Apostel" aus Münster nach Soest gekommen und predigten, aller Verwarnungen des Magistrates ungeachtet, öffentlich Aufruhr. Kurz entschlossen ließ man sie, nachdem die Gilden aufs neue ihren Beistand zugesagt hatten, am 23. October ergreifen und hinrichten. Allmählich verlor sich dann die politische Bewegung, wenn auch noch 20 Jahre später, wie berichtet wird, die Wiedertäufer ihre förmlichen Gottesdienste in der Stadt hielten.

Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Wirren die neubegründete Schule nicht gedeihen konnte. Da nahmen sich die Prediger der Stadt derselben an; sie wandten sich an Melanchthon, der damals in Bonn bei dem Erzbischofe von Wied verweilte, mit der Bitte, er möge dem Rathe der Stadt mit seinen Vorschlägen zur Hand gehen behufs Wiedereinrichtung der lateinischen Schule. Am 20. Juni 1543 sandte Melanchthon seine gedruckte Abhandlung „Eine Schrift Philippi Melanchthonis an eine ehrbare Stadt von Anrichtung der lateinischen Schule, nützlich zu lesen" (gedruckt zu Wittenberg durch Veit Kreutzer 1543) mit dem eigenhändigen Schreiben, das folgendermaßen lautet:

„Gottes Gnad und fried durch seinen Eingebornen Son Jhesum Christum unsern Heiland zuvor. Erbare, weise günstige Herrn.

E. W. sende ich eine schrifft, die ich einfältiger trewer wolmeinung von Bestellung einer lateinischen christlichen Schulen in Ewr Stadt an E. W. geschrieben und bitt gantz vleissig, E. W. wolle sie gutwillich annemen, lesen und behertzigen, denn ich sie auch darumb in truck geben, damit sie zu lesen leichter were, besonders weil ich itzund alhir in Bonn nit schreiber nach meiner gelegenheit bey der Hand habe, und wie wol ich weiß das itzund die Zeit leider unrugig ist, und etlich auch mir übel theuten werden, das ich, der ich ein geringe Person binn, an frembden ort mich anmaß etwas zu reden, so bitt ich doch E. W. als die verste-

digen und ehrliebenden wollen mir mein schreiben zu gut halden, denn warlich zur förderung christlicher Schulen jedermann vermanung und hülff thun soll, so hoff ich, der Ewige gott werde auch die Stadt, so seiner heiligen kirche und dem Evangelio herberg geben, gnediglich bewaren, wie der Psalm spricht, Psalm 45 Gott ist in dieser Stadt, darumb wirt sie nit zerstoret. Ach so wir diesen Schutz suchten, gebe uns Gott gnedig fried u. wolfart darumb wolle E. W. ihr dieses Werk gott zu lobe und den Ewren zu Hertz lassen bevolhen sein. Der ewige Gott bewar Ewr Stadt allezeit.

Datum Bonn, den 20. Juny 1543.

Ew. Weissheit
williger
Philippus Melanchthon.

Aufschrift:
Dem Erbaren und weisen Herrn Bürgermestern und Radt zu Soest meinem günstigen Herrn."

Melanchthon räth nun dem Magistrate zur Wiedereinrichtung einer lateinischen Schule, um, wie er sagt, die Erkenntniß des Evangeliums zu fördern und andererseits auch den Künsten und Wissenschaften zu dienen. Denn dieses ist „von Gott ernstlich bevolhen, und (das) derwegen die oberkeit seehr wohl thut, so sie diesses werck fürdert und handhabt". So heißt es in einem zweiten ebenfalls noch vorhandenen Schreiben des großen Praeceptor Germaniae; es trägt seine eigenhändige Unterschrift aus Wittenberg vom Jahre 1544, während der obige Brief von ihm selbst geschrieben ist. Er empfiehlt ferner dem Magistrate „ein ehrlichen wolgelarten sittigen man, ... der die Schule zu regieren tüchtig sei", — „nach vleissiger erforschung ... den Magistrum Lubertum Florianum von Lemgo, der vor diesser Zeit die Schul zu Wismar regiert hat". Derselbe solle sich „ongeferlich nach außgang des Leiptziker markts" dem Magistrate vorstellen. — „Dat. Wittenberg uff den 17ten Aprilis, an welchem vor 3845 Jaren Nohe in die Arca getreten ist, wie nun gott die Zeit die Kirchen wunderbarlich erhalden hat, also sollen wir beten, das er sie noch furohin gnediglich beware. E. W.

williger
Philippus Melanchthon."

Aufschrift:
. . . . . .

So ging denn der Soester Magistrat eifrig von neuem ans Werk, trotzdem die Bitte an den Herzog von Cleve, der neuen Schule zwei oder drei Präbenden des Capitels zukommen zu lassen, vorderhand nicht erfüllt wurde. Da zerstörte das den Protestanten aufgezwungene Interim mit einem Schlage wieder alle an die neue Anstalt sich knüpfenden Hoffnungen. Die Schule wurde 1548 aufgehoben und blieb es 12 Jahre lang, denn obgleich

ſchon nach dem Paſſauer Vertrage (1552) die Soeſter wieder einen evangeliſchen Pfarrer hatten, und der Wunſch nach Wiedereinrichtung einer evangeliſchen Schule immer lauter wurde, verwies der Herzog die Bürger doch immer wieder an die ganz unzulängliche Capitelſchule. Endlich, im Februar des Jahres 1560, beſchloß der Magiſtrat die Wiedereinrichtung der Schule aus eigenen Mitteln. Zur Blüte aber wollte die Anſtalt auch jetzt nicht gelangen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Confeſſionszwiſtigkeiten die Hauptſchuld daran trugen. Der Rector Betulejus nämlich und zwei ſeiner Gehülfen ſcheinen nicht an ihrem Platze geweſen zu ſein; ſie wurden der Gemeinſchaft mit der „verdammten ſakramentiriſchen Secte" beſchuldigt.

Von dieſer Erbitterung gegen den Calvinismus in der Mitte des 17. Jahrhunderts befindet ſich in der alten Minoritenkirche zu Soeſt, jetzt der Thomasgemeinde gehörend, ein intereſſantes Beiſpiel. Ein Abendmahlsbild ſtellt Calvin als Judas dar, während zur Rechten des Heilandes das wohlgelungene Porträt Luthers leicht zu erkennen iſt; zur Linken erblicken wir Melanchthon.

Uebrigens ſcheinen auch die Väter der Stadt die Auszahlung des ausbedungenen Gehaltes nicht gewiſſenhaft ausgerichtet zu haben. Endlich, nachdem ein mehrmaliger Wechſel des Rectors eingetreten, gelangte doch die Schule zu einer gewiſſen Blüte. Im Jahre 1570 ſchritt man ſogar zum Baue eines neuen großen Schulgebäudes, beziehungsweiſe man weihte dasſelbe ein. Es lag inmitten der Stadt unweit des „Großen Teiches", in der Nähe des Rathhauſes. Es muß ein merkwürdiger Bau geweſen ſein, der erſt vor etwa 70 Jahren fiel. Das viereckige tempelartige Gebäude verräth das Taſten der Werkmeiſter zwiſchen dem kirchlichen Stil und einem Patrizierhauſe. Dem Bilde nach iſt der Vergleich mit einem chineſiſchen Bau, den ein Leiter der Schule aus dem Beginne dieſes Jahrhunderts machte, nicht unzutreffend, beſonders auch wegen der zahlloſen Inſchriften. Auf allen vier Seiten, in einer dreifachen Reihe angebracht, ſchmückten Sinnſprüche in hebräiſcher, griechiſcher und lateiniſcher Sprache die Wände. Die Hauptinſchrift aber, berühmt auch wegen ihrer Schickſale, befand ſich an dem Thurme aus Backſtein. Hier oben prangten weithin ſichtbar die Worte:

„Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und ſteuer des Papſtes und Türken Mord."

Erfreulich entwickelte ſich die Schule in ihrem neuen für jene Zeiten immerhin ſtattlichen Heim. Da brach der große Krieg aus, und mit ihm kam über die gute Stadt namenloſes Elend. Ein alter Hausbalken an der Thomäſtraße, im Südoſten der Stadt, trägt die Inſchrift: „Anno quando urbs a milite libera facta est, haec domus constructa refloruit. 24. May 1631." Aber, ach! welche Fülle von Elend ſollte noch über die arme Stadt

hereinbrechen; die fremde Soldateska kam eben immer und immer wieder, erfand immer neue Mittel, den unglücklichen Bürgern ihr Letztes abzupressen. In einem Jahre allein zerstörte sie 600 Häuser, das Holzwerk derselben als Heizmaterial benutzend. Da war es auch, als 1623 die Fuggerschen in Soest lagen, daß ein spanischer General den ehrsamen Magistrat zwang, das Wort „Papst" unleserlich zu machen; derselbe ließ es in jener Inschrift an der evangelischen Lateinschule, der Noth gehorchend, schwarz überstreichen. Kaum aber hatten die Glocken den so lange ersehnten Frieden verkündigt, da wurde „in einer solennen Handlung" die Inschrift in ihrer Vollständigkeit wieder hergestellt, und die biederen Soester erfreuten sich ihrer aufs neue, wenn sie, jenen belebten Theil der Stadt durchschreitend, dieselbe schon von ferne leuchten sahen. Da kam der schreckliche Turenne, dessen Denkmal in Sedan, seinem Geburtsorte, unsere tapferen Krieger von Angesicht zu Angesicht bewundern durften, als Sieger. Es war in dem Kampfe gegen den ländergierigen Ludwig XIV., den der Große Kurfürst im Bunde mit dem bedrängten Holland führte, als der französische Marschall 1673 die Umgegend von Soest besetzt hielt. Die katholische Geistlichkeit der Stadt benutzte diese Gelegenheit, den im protestantischen Glauben erzogenen Turenne zur endgültigen Ausmerzung des Wortes „Papst" zu veranlassen. Dieser ließ Kanonen auf dem „Friedhofe", dem „Archigymnasium" — diese Bezeichnung führte nunmehr die Schule — gegenüber, auffahren und drohte, den Thurm des Gymnasiums herunterschießen zu lassen — des einzigen Wörtleins wegen. Abermals mußte der Magistrat der Macht weichen und ließ das Wort, die Ursache so vielen Haders, ausmeißeln; die Kanonen fuhren wieder ab. Da kam neun Jahre später — die Sorgen mochten Soests muthige Bürgerschaft kleinmüthig gemacht haben — aus dem brandenburgischen Hoflager der Befehl, die Inschrift unverkürzt wieder herzustellen. Und so blieb dieselbe denn unangetastet stehen bis zum Jahre 1797, den Geist der Anstalt auch äußerlich documentirend. In diesem Jahre überließ der Magistrat dem Capitel die Münsterkirche zu St. Patrocli, — sie ist ein herrlicher romanischer Bau und die größte Kirche Soests. Die Katholiken zahlten dagegen die Summe von 1200 Thaler in den Schulfonds des Archigymnasiums unter der Bedingung, daß jene ärgerliche Inschrift nunmehr völlig beseitigt werde. Der Magistrat gab nach; die Inschrift verschwand, und im Jahre 1821 wurde das ganze Gebäude, das alte „Archigymnasium", abgetragen. Sein Name aber wie der Geist seines moralischen Gründers, des großen Melanchthon, gingen auf die neuerbaute Anstalt über, die, einfach und schmucklos, an das Rathhaus sich anlehnt.

Soest. Dr. Benkert.

Gardaſee.

18. März 1898.

Einmal grüß' ich dich noch, eh' mir die Sonne ſinkt,
Purpurn blauender See, der du mit Meeresſchall
Längs ſchneehäuptiger Berge
Stolz hinwallſt im Olivenkranz!

Hier im ſchöneren Land, milderer Lüfte Reich
Trank mein ſterbendes Weib letzten Erquickungstrunk,
Und frohlockte das ſüße
Bald entflohene Enkelkind.

Einſam ſitz' ich am Strand, träum' ins unendliche
Wellenlächeln hinaus, das mir die Seele ſtillt,
Auszudauern im Kampfe,
Den mein Gott mir verordnet hat.

Wie nach feſtem Geſetz jetzt der italiſche
Mittagswind an's Geſtad rollende Wogen treibt!
Doch am Abende ſiegreich
Weht germaniſche Bergesluft.

So im Wechſelgeſchick durch die Jahrhunderte
Wogt unbändiger Kampf zwiſchen Italiens
Und Germaniens Geiſtern,
Und noch ruhet er heute nicht.

Dort einſt zog es hinab, reiſiges deutſche Volk,
Zucht zu halten im Land wüſter Gewalt und Liſt,
Und die Krone dem Kaiſer
Heimzuholen vom alten Rom.

Dort auch zog er dahin, jener Unſelige,
Der ins Büßergewand hüllend die Kaiſerbruſt
In Canoſſa dem ſtolzen
Prieſterkönig die Kniee bog.

Da verhüllte das Haupt droben im Himmelszelt
Deutschlands Engel, und ein-schlich sich der böse Feind,
Wahn zu säen und Zwietracht,
Daß da herrsche der Kirche Fürst.

Bis ein Stärkerer kam, dem noch im Mönchsgewand
Frei durch Gottes Gewähr schlug das erlöste Herz;
Und die Stricke zerriß er,
Die uns römischer Trug gedreht.

Nun uns Wahrheit umglänzt, blank uns das Geistesschwert
Ruht in sicherer Hand, — wehe, was machet ihr,
Deutschlands mächtige Hüter,
Daß ihr neu nach Canossa geht?

Einheitsfreudigem Volk thut ihr den Zwiespalt an?
Ueber Kaiser und Reich setzt ihr den fremden Herrn?
Zieht ihm selber die Furchen
Männermordender Drachensaat!

Nimm mich, Vater, hinweg, ehe das Unheil kommt;
Laß in Frieden mich ruhn, wo du die Liebsten birgst:
Ach, vergebens erschöpft' ich
Meine Stimme im Warnungsruf!

Nur, dem jungen Geschlecht, dem du zu treuer Hut
Deine Gnaden befahlst, deren es blöd vergißt,
Nimm, o nimm ihm die Binde
Vom verhaltenen Auge weg! —

W. B.

Kirchliche Chronik.

Die v. Bülow'sche Abfertigung des Evangelischen Bundes, welche die Beschwerden desselben lautlos überging, um uns über Dinge zu belehren, die wir ohnedies wußten und gar nicht angefochten hatten, ist ihrer verdienten Kritik nicht entgangen. Die anständige und unabhängige Presse hat sich fast einstimmig auf die Seite des Evangelischen Bundes und nicht auf die der Regierung gestellt, so daß der Evangelische Bund mit dem moralischen Erfolge seiner Beschwerde dennoch wohlzufrieden sein darf. Wir verzeichnen noch einige Kundgebungen zu bleibendem Gedächtniß.

1. Der Centralvorstand des Bundes hat unterm 28. Februar folgende Erklärung veröffentlicht: „Die gesammte deutsche Presse hat sich mit unserer Eingabe an den Fürsten-Reichskanzler in Betreff der ultramontanen Sonderfeier des Geburtstages des Kaisers in Rom und mit dem uns gegebenen Bescheide des Staatssecretärs des Aeußeren beschäftigt. Wir halten es für angezeigt, den verschiedenen dabei laut gewordenen Urtheilen gegenüber Folgendes festzustellen. — Zunächst weisen wir die Entstellung gewisser Blätter zurück, als hätten wir das katholische Bewußtsein verletzen wollen, während es ausschließlich die Ehre des evangelischen Bekenntnisses war, für welche wir eingetreten sind. — Mit Dank erkennen wir es an, daß die große Mehrzahl der uns zugegangenen Preßerzeugnisse für das gute Recht unserer Beschwerde eingetreten ist. In weiten Kreisen ist es erkannt worden, daß die Antwort des Herrn Staatssecretärs v. Bülow auf den eigentlichen Grund unserer Beschwerde keine Rücksicht genommen hat. Wir stellen sie noch einmal in das rechte Licht. — Wir haben als *deutsche* Männer unser Befremden darüber kundgegeben, daß der preußische Gesandte am päpstlichen Hofe durch seine hervorragende Mitwirkung einer Sonderfeier den officiellen Charakter gegeben hat, welche die ausgesprochene Bestimmung hatte, gegen den König von Italien als „nicht legitimen Herrscher in Rom" zu protestiren. Die Presse hat mit Recht darauf hingewiesen, daß das Festmahl überdem nicht auf vaticanischem, sondern auf italienischem Boden stattgefunden hat. — Wir haben als *protestantische* Christen der schmerzlichen Empfindung vieler Tausende darüber Worte gegeben, daß der evangelische Vertreter eines evangelischen Fürsten sich durch diesen Schritt und durch die

Art, wie er den „beiden erhabenen Souveränen" durch Bezeugung gleicher „Liebe und Verehrung" eine gemeinsame Huldigung darbrachte, sich in die Lage versetzt hat, es ohne Widerspruch mit anhören zu müssen, wie man einen Papst als „Friedensbringer" für Deutschland und als „neuen Heiles Unterpfand" verherrlichte, der soeben den deutschen Reformator als Aufrührer und den evangelischen Glauben als verderbliches Gift gebrandmarkt hatte, und wie weiter das Kaiserthum des neuen deutschen Reiches mit diesem Papstthum vereint gefeiert wurde, als wären sie zwei von Gott zum Segen der Welt zusammengeordnete Herrschergewalten. — Wir haben unsere Eingabe veröffentlicht, weil es uns darauf ankam, dem durch diesen Vorgang tiefverletzten deutsch-protestantischen Bewußtsein Genüge zu thun, nicht aber um irgendwelche politische Manifestation ins Werk zu setzen, welche von den Aufgaben, die sich der Evangelische Bund gestellt hat, von vornherein ausgeschlossen ist. — Wir verlangen Schonung für dies Bewußtsein und Schutz gegen ein durchaus nicht vereinzelt dastehendes Verhalten, welches den Schein erweckt, als ob einer zunehmenden Rücksichtsnahme auf ultramontane Ansprüche alles andere, auch die Ehre des evangelischen Namens, untergeordnet werden solle. — Mit dem allen haben wir eine unabweisliche Pflicht erfüllt und können auch in Zukunft nur thun, was uns das Gewissen gebietet."

2. Natürlich hat die Regierung ultramontanerseits ihren officiösen Anerkennungsbrief für ihre Abfertigung der evangelischen Gefühle erhalten, ein Dokument, von dem wir gerne glauben, daß es von den Berliner Kreisen, die es angeht, nicht ohne stilles Erröthen gelesen worden ist. Unterm 22. Februar schrieb die Wiener „Politische Correspondenz" aus unverkennbarer Quelle wie folgt: „Die im deutschen Reichstag (?) vom Staatssecretär v. Bülow abgegebenen Erklärungen bez. der Eingabe des Ev. Bundes, welche den von dem deutschen (?) Botschafter beim Vatican anläßlich eines Banketts der Katholiken ausgebrachten Toast zum Gegenstande hatte, haben im Vatican den allergünstigsten Eindruck gemacht. Bei dieser Gelegenheit wird auch anerkannt, daß sich in den Beziehungen zwischen dem heiligen Stuhl und dem deutschen Reiche seit einiger Zeit die größte Freundlichkeit ausprägt. Man gibt im Vatican auch darüber seine Befriedigung kund, daß die kaiserliche Regierung keine besondere Eile an den Tag gelegt hat, um das Project des Gustavadolfsvereins (?) zu begünstigen, daß in Rom eine große protestantische Kirche errichtet werde. Die Capelle der deutschen Botschaft, die gegenwärtig für die protestantische deutsche Colonie als Gotteshaus dient, reicht zu diesem Zwecke vollständig aus und ist geräumig genug, so daß der Vorschlag des Gustavadolfsvereins (?) nach der eingestandenen Absicht der Urheber nur eine Art von Herausforderung gegen den Vatican

bedeutet. Daraus erklärt sich auch, daß man in den officiellen Kreisen Berlins so wenig Geneigtheit zeigte, dieser Anregung Folge zu geben. In den hohen kirchlichen Kreisen wird die tactvolle, rücksichtsvolle Haltung der deutschen Regierung ihrem vollen Werthe nach anerkannt." Nun, wie schief und unwahr hier auch so vieles gedreht sei, man kann nicht leugnen, unsre Regierung hat ein solches gute Zeugniß „aus hohen kirchlichen Kreisen" verdient.

3. Etwas anders lautet das Urtheil des deutsch-protestantischen Nationalgefühls. Wir heben aus vielen freimüthigen Stimmen nur die der „Preußischen Jahrbücher" hervor. Dieselben haben zunächst die Thatsache constatirt, daß die Feier in Rom den Charakter einer Demonstration gegen den König von Italien trug, und diese Feier, sowie das Schreiben des Ministers als die Folge des inneren Widerspruches bezeichnet, in dem wir leben: „daß wir Frieden haben sollen mit einer Kirche, die ein irdisches Königreich in Rom als unveräußerliches Recht für sich in Anspruch nimmt und daß mit Hülfe der Partei, die diese Kirche repräsentirt, heute Deutschland regiert wird." — „Die Beschwerde des Evangelischen Bundes — fahren sie fort — ist aber nicht blos zurückgewiesen, sie ist auch in einer unerhört schroffen Form zurückgewiesen. Statt, sobald man bemerkte, daß gutgesinnte Kreise des deutschen Volkes ein Aergerniß an jenem Vorgange in Rom genommen hatten, durch eine aufklärende officiöse Darstellung zu beruhigen, ließ man erst die Beschwerde kommen, um sie dann zu Boden zu schlagen. Das Auswärtige Amt hat das Schriftstück nicht einmal behalten wollen, sondern dem Einsender zurückgegeben. Dies Verfahren ist ein neuer Beweis, daß Herr v. Bülow in jeder Beziehung die Politik des Herrn v. Marschall fortsetzt: genau so hat dieser den Aufschrei der sittlichen Empörung in unserem Volke über die Greuelthaten der türkischen Mörderbanden behandelt. Daß selbständige ideale Regungen in der Volksseele einen unendlichen Werth haben und von einer weisen Regierung geschont werden, auch wenn sie augenblicklich unbequem sind, davon hat man in Diplomatenkreisen ja keine Vorstellung, und auch unsere heutige Regierung steht darin moralisch etwa auf der Stufe Metternichs. Der Papst ist augenblicklich unser Bundesgenosse, denn wir brauchen die Centrumsstimmen für die Flotte; der Sultan ist augenblicklich unser Bundesgenosse, denn es ist für uns noch nicht an der Zeit, die große Katastrophe im Orient hereinbrechen zu lassen. Da genügt es unserer Diplomatie nicht, selber diesen ihren politischen Weg zu verfolgen, sondern sie hält es für nöthig, denjenigen, die ihren Abscheu gegen den Massenmörder in Konstantinopel kundgeben, ebenso wie denjenigen, welche das evangelische Bewußtsein gegen den angemaßten Statthalter Christi in Rom wachriefen, den Mund zu schließen. Es sind

die Besten der Deutschen, es sind die Träger des deutschen Idealismus, der deutschen Bildung, des deutschen protestantischen Christenthums, die auf diese Weise gemißhandelt werden. Politische Consequenzen ziehen wir daraus nicht, so wenig wie E. M. Arndt ein schlechterer Preuße geworden ist, als er in Untersuchung wegen Verschwörung genommen wurde und ihm Friedrich Wilhelm III. die Vorlesungen an der Universität verbot. Aber lauten und entschiedenen Protest müssen wir erheben und der Regierung sagen, daß sie sich vergeht, wenn sie sittlich berechtigte Regungen der Volksseele mißachtet."

Kirchenpolitische Wetterzeichen. 1. Bei der ausnehmenden Geneigtheit unserer Reichsregierung, dem Papstthum zu Gefallen zu leben, tauchen natürlich auch phantastische Wünsche auf. So richten sich an Se. Maj. den Kaiser, im Anschluß an dessen geplante Reise nach Jerusalem, römische Wünsche und Bitten, der Papstkirche das coenaculum in Jerusalem, den Saal, in welchem Jesus das hl. Abendmahl eingesetzt haben soll, vom Sultan als Eigenthum zu verschaffen. Die Diplomatie des Herrn v. Bülow empfinge hier eine delikatere Aufgabe als die Abfertigung einer Beschwerde des Evangelischen Bundes. Ueber deutsch-protestantische Gefühle und Beschwerden ist es nicht schwierig hinwegzukommen; wir sind allzeit darauf gefaßt, daß den Römischen etwas zu lieb geschieht, das den Evangelischen zu Leide gereicht. Aber ein anderes Ding ist's, mit zu verletzenden asiatisch-muhammedanischen Gefühlen. Jenes angebliche coenaculum liegt in einem fanatisch-muhammedanischen Stadttheil in einem Bau, dessen unterer Stock für das Grab Davids gilt, und Sachkenner behaupten, daß es dem Sultan, auch wenn er gegen Deutschland so gefällig sein wollte, wie Deutschland gegen den römischen Stuhl, kaum möglich sein werde, hier Eigenthumsrechte an die „Ungläubigen", an die „Giaurs" zu verschenken. Uns deutschen Protestanten kann es ganz gleichgültig sein, wenn durch kaiserliche Diplomatie den Römischen das coenaculum verschafft würde; es wäre das unschuldigste aller deutschen Geschenke an's Papstthum, denn daß Jesus dort das h. Abendmahl eingesetzt habe, ist weiter nichts als ein Tendenzmährchen des 7. Jahrhunderts. Nur das muß das deutsch-protestantische Gefühl empören, daß dem deutschen Kaiser, der Protestant und Oberhaupt eines in der Mehrheit protestantischen Volkes ist, im selben Athemzuge zugemuthet wird, einen römischen Lieblingswunsch in Jerusalem zu erfüllen und einen evangelischen Lieblingswunsch in Rom zu mißachten, — den deutsch-evangelischen Kirchenbau in Rom, den hintanzuhalten in dem oben mitgetheilten officiösen Artikel dem Kaiser nahegelegt wird. Oder wäre der Wunsch des deutsch-evangelischen Volkes, in Rom eine Kirche seines Bekenntnisses entstehen zu sehen, etwa weniger be-

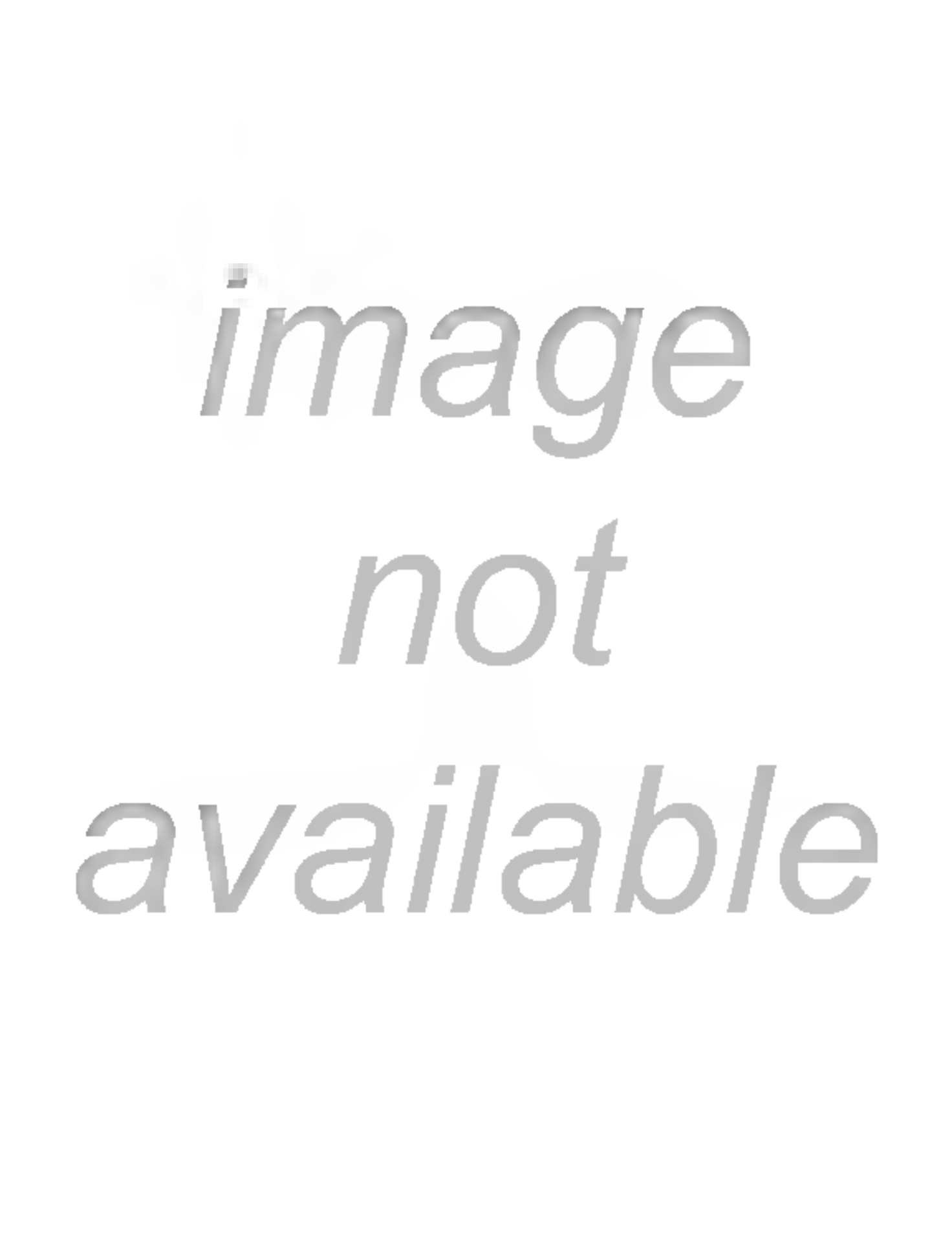
image
not
available

genossen des Landesherrn bezeichnet. Auf jene Million römischer Katholiken kommen 743 Pfarrstellen, von denen 91 nur zwischen 150 und 500 Seelen und nur 410 über 1000 Seelen zu versorgen haben. Die im „Culturkampf" „gesperrten und ausgewiesenen" Priester sind in dem Handbuch als solche kenntlich gemacht, wohl zu höherer Verehrung. Außer den Priestern hat man 539 männliche und 2839 weibliche Ordensleute, so daß schon auf 406 Katholiken eine Ordensperson und auf 307 Katholiken eine Priester- oder Ordensperson kommt. Um die Laien auch über das einfache Pfarrverhältniß hinaus unter geistliche Leitung zu stellen, existiren 8 „sociale Standesvereine" mit 23041 Mitgliedern, außerdem 21 „allgemeine kirchliche Vereine", von denen allein der „Verein von der h. Familie", der die „Bewahrung und Belebung des katholischen Familienlebens" bezweckt, 35 000 Familien in 400 Pfarreien umfaßt. Die interessante Statistik hat nur eine Lücke: sie schweigt über die Einkommens- und Vermögensverhältnisse der Diöcese: die Angabe derselben hätte vielleicht zwischen der bescheidenen weltlichen Steuerkraft der Trierer Diöcese und ihren kirchlichen Finanzverhältnissen ein sehr überraschendes Verhältniß ergeben.

3. Ein interessanter Proceß hat sich unlängst in Bochum abgespielt. Der Redacteur des „Rheinisch-Westfälischen Tageblattes" sollte bei der Erörterung kirchlicher Vorgänge beleidigend geworden sein; er hatte das gegen ihn von römisch-katholischen Richtern gefällte Urtheil einer abfälligen Kritik unterzogen und war darüber abermals der Beleidigung — diesmal des Gerichtshofs — angeklagt. Die Hauptbeleidigung wurde in dem Satze gefunden: „es sei vielfach die Ansicht verbreitet, katholische Richter mit ausgesprochen ultramontaner Gesinnung könnten in rein protestantischen Dingen nicht unbefangen urtheilen." Er selbst wollte diese Ansicht nicht ohne Einschränkung theilen, wies aber nach, daß sie allerdings verbreitet sei, und wurde daraufhin freigesprochen, indem, wie die Begründung ausführte, es keinem Staatsbürger verwehrt werden könne, ein richterliches Urtheil einer Kritik zu unterziehen. Recht auffallend blieb dabei, daß der Staatsanwalt auf dem Thatbestand der Beleidigung und 200 Mark Geldstrafe bestanden hatte, während der Verklagte erklärte, daß es ihm nur darum zu thun gewesen, seine evangelischen Mitbürger zu schützen. Ohne Zweifel war doch der Staatsanwaltschaft bekannt, daß es in unsern Westprovinzen einen katholischen Juristenverein gibt, der sich die Pflege „katholischer" d. h. heute: ultramontaner Gesinnungen zur Aufgabe gemacht hat: daß dieser Verein eine Schule confessioneller Unbefangenheit und Unparteilichkeit sei, daran wird doch den Protestanten, welche die Früchte dieses Vereinslebens zu genießen haben, noch ein Zweifel erlaubt sein. Oder darf heutzutage im Staate des Großen Kurfürsten auch ein solcher Zweifel nicht mehr ausgesprochen werden?

4. Jawohl, „Katholisch ist Trumpf!“ und „Groß ist die Diana der Epheser!“ Das hat sich auch das Stöcker'sche „Volk“ zu Herzen genommen und schickt sich an, mit dieser ächt conservativen und christlich-socialen Macht seinen Frieden und Bund zu schließen. Der Zolaproceß hat ihm eine große Offenbarung gebracht: „Der internationalen Macht des Judenthums tritt in geschlossener Phalanx die internationale Macht des Katholicismus entgegen. In Oesterreich sind die Gefechtslinien bereits entrollt. Dort flutet die christlich-sociale Masse (sic!) siegreich vorwärts, und das Judenthum wird zurückgedrängt. In Frankreich kommt die Bewegung jetzt in Fluß [durch Esterhazy contra Dreyfus!]. In Deutschland hat der Culturkampf die Entwickelung gehemmt, aber auch bei uns wird sie unaufhaltsam sein. Der Katholicismus muß (!), mag er auch durch ganze Geschichtsperioden hindurch im demokratischen Mantel erscheinen, conservativ werden . . . Gegen den Katholicismus in seiner politischen Geschlossenheit anzukämpfen, gelang selbst Bismarck nicht. Ohne den Katholicismus können wir, so lange die evangelische Mehrheit des Volkes in ihrer kläglichen Zerrissenheit verharrt, ebenfalls nichts machen. So beschämend diese Thatsache für jeden ernsten evangelischen Christen ist, — sie ist unabänderlich. Wer ein Politiker sein will, der muß damit rechnen.“ — Das also wäre nach dem „Volk“ des „christlich-socialen“ Pudels Kern: ein Austreiben des Teufels im Bunde mit Beelzebub. Sind diese Reflexionen die geistigen Agonieen eines zu Besserem berufenen Mannes, oder hat ein aus Judenhaß halbverrückt Gewordener sie angestellt? Mit Recht antwortet ein „Politischer Brief aus dem bergischen Lande“ dem „Volks“propheten: „Also die HH. Lueger, Ebenhoch und Genossen, die das Deutschthum an Rom verrathen, das sind die Männer der Hoffnung für unsere Christlich-Socialen? Und von dem durch Deutsch-Oesterreich weithin hallenden Aufschrei: „All' unser Elend kommt von Rom, los von Rom!“ hat das „Volk“ in der Wilhelmstraße 30/31 nichts vernommen? Und item, — armer Luther! Nun wissen wir's, du bist entweder ein Jude oder ein Freimaurer oder ein Liberaler gewesen; denn wie sollte man anders deine geschichtsnotorische Feindschaft gegen den Katholicismus erklären?“ — Es hätte noch ein höherer Gegenzeuge aufgerufen werden können. Daß doch unser Herr und Heiland von der christlich-socialen Weisheit des „Volks“propheten so gar nichts gewußt, die Teufel nicht mit Hülfe Beelzebubs ausgetrieben, vielmehr seinen Jüngern zugerufen hat: Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer! Hätte er rechtzeitig mit der Macht des Pharisäerthums „gerechnet“, dieser wenn auch im demokratischen Mantel erscheinenden, doch im Grunde höchst „conservativen“ Macht, er hätte wohl mehr ausgerichtet und wäre nicht gekreuzigt worden. Aber freilich: er war kein Politiker und wollte kein Politiker sein in der

ethisch-religiösen Lebensfrage seines Volkes. Und so sollten die, welche in derselben durchaus Politiker sein wollen, mindestens darauf verzichten, seinen Namen auf ihre Fahne zu setzen.

Taufe und Wiedertaufe in Schlesien. Bekanntlich hat vor Kurzem der Breslauer Fürstbischof Cardinal Kopp die Reclamation wegen zugelassener Wiedertaufe mit der Ausflucht abgewiesen, daß man nicht gewiß sei, ob von den Protestanten die Taufe überall so vollzogen werde, wie die sacramentale Gültigkeit es erheischt. Das scheint das Breslauer Consistorium zu folgendem Erlaß veranlaßt zu haben: „Den H. H. Geistlichen bringen wir die Bestimmung der Agende, Th. II, S. 6 und 10, nach welcher für den Vollzug des Taufsacraments folgende Anweisung ertheilt wird: „Der Geistliche begießt mit der Hand dreimal das Haupt des Kindes mit Wasser in einer für die Zeugen sichtbaren Weise", hiemit in Erinnerung und ersuchen die H. H. Superintendenten, namentlich auch bei Kirchenvisitationen, darüber sich Gewißheit zu verschaffen, daß dieser kirchlichen Ordnung Genüge gethan wird. Es ist darauf zu halten, daß bei den Taufzeugen ein Zweifel darüber nicht aufkommen kann, ob im einzelnen Falle auch wirklich ein dreimaliges Begießen des Hauptes des Kindes — nicht nur ein Berühren mit den benetzten Fingern des Täufers — stattgefunden hat. Gez. Stolzmann." Dieser Erlaß hat in Schlesien mehrfach peinlich berührt, und ich will die entrüsteten Auslassungen hier nicht mittheilen, die mir darüber zugegangen sind. Ohne Zweifel geht man zu weit, wenn man in demselben ein consistoriales Vergessen des „Wasser thut's freilich nicht" findet. Wasser gehört nun einmal wesentlich zur Taufe, und obwohl an dem Viel oder Wenig dabei dogmatisch gar nichts hängt, so ist es doch eine Unsitte, wenn evangelische Geistliche das Begießen mit der Hand in ein bloßes Betupfen mit nassen Fingern verwandeln und so in den Taufzeugen den Zweifel erwecken, ob das Kind wirklich mit Wasser getauft sei. Hätte also das Consistorium lediglich aus eigener Veranlassung die Geistlichen hierüber erinnert, so wäre gegen den Erlaß, abgesehen von der Anweisung der Superintendenten zu einem inquisitorischen Verfahren, nichts einzuwenden. Ein anderes Angesicht bekommt die Sache, sofern sie, wie es scheint, durch die Verhandlung mit Bischof Kopp veranlaßt ist. Wenn dieser den Minimalgebrauch von Taufwasser zum Vorwande seines Wiedertaufungssystems gemacht haben sollte, so hätte er dazu absolut kein Recht; kein römisches Dogma macht Gültigkeit oder Ungültigkeit der Taufe abhängig von dem Quantum des dabei verwendeten Wassers. Und wenn die evangelischen Geistlichen von Schlesien sämmtlich vor seinen Augen ganze Hände voll Wasser zur Taufe verwen-

deten, würde er dennoch von seiner Wiedertäuferei nicht lassen. Denn dieselbe hat ganz andere Gründe. Dies Wiedertaufen getaufter Convertiten, der neueste römische Abfall von der altkirchlichen Tradition, welche die Ketzertaufe als gültig anerkennt, ist eine Neuerung, welche dem katholischen Volke den Christencharakter der Protestanten zweifelhaft machen soll, und daß Cardinal Kopp diese Neuerung zuläßt und mit leeren Ausflüchten in Schutz nimmt, zeigt nur, daß auch er, — wie man sagt, der vollkommene Vertrauensmann unseres Hofes —, um nichts besser ist, als alle seine bischöflichen Brüder. Dem gegenüber hätte das evangelische Consistorium von Schlesien so vornehm sein sollen, überhaupt nicht zu reclamiren, da es ganz gleichgültig für uns ist, ob man abtrünnige Protestanten wiedertauft oder nicht; noch weniger aber hätte es durch seinen unmittelbar folgenden Erlaß den Schein und Eindruck erwecken sollen, als habe Herr Kopp wirklich berechtigte Scrupel über die evangelische Taufpraxis gehegt und zu hegen Ursache gehabt.

Römische Propaganda in nordischen Landen. Diese Blätter haben wiederholt aufmerksam gemacht auf die von einer französischen Prinzessin importirte, von Jesuiten betriebene römische Propaganda in Dänemark: jetzt treten die Wetterzeichen der wiederaufgenommenen Gegenreformation auch in Norwegen und Schweden hervor, nur daß die Schneidigkeit der Abwehr, mit der man sie im 17. Jahrhundert niederschlug, heute nicht mehr vorhanden ist. Wie in Dänemark, so ist es im geschichtsverwandten Norwegen vor allem die religiös-sittliche Fäulniß des modernen Naturalismus und der zuchtlosen Afterpoesie, welche der jesuitischen Romantik und Bigotterie den fruchtbaren Boden bereitet. So ist in Norwegen soeben der Literat Strindberg am Ziel desselben Weges angelangt, den im Anfang des Jahrhunderts bei uns Friedrich Schlegel von seiner Lucindephantasie zum „katholischen Glauben“ ging. Aber auch das ehrenfeste alt-lutherische Normannenvolk wird von Deutschland her, das schon jetzt der Heerd der Jesuitenmissionen ist, in Angriff genommen. Der Localanzeiger der Kölnischen Volkszeitung, der unentgeltlich in jedes Kölner Haus ohne Unterschied der Confession geschickt wird — so berichtet die „Rheinische Correspondenz“ — enthielt vor Kurzem als Einlage eine Zehnpfennigs-Einschreibeliste zum Bau einer katholischen Kirche in Drontheim, nicht für dortige Katholiken, sondern für solche, die es werden sollen. „Mit Recht“, heißt es in dem vorausgeschickten Aufruf, „werden die wärmsten Gefühle der Nächstenliebe in uns wachgerufen bei der Schilderung der wilden Bewohner Afrikas und ihrer Verkommenheit. Mit Recht werden unsern Augen Thränen entlockt, wenn wir hören, wie zahl-

reich die verstoßenen Kinder in China zu Grunde gehen! Aber, lieber Leser, verehrte Leserin, ohne Zweifel wird auch ein Plätzchen in Eurem guten Herzen zu finden sein für die zahlreichen Brüder und Schwestern, welche in dem kalten, ja sehr kalten Norwegen wohnen und die das Unglück hatten, im 16. Jahrhundert durch List und Betrug von unserer heiligen Kirche getrennt zu werden! Sollten wir nichts übrig haben für diese armen, unglücklichen Menschen, die doch so sehr nach Wahrheit verlangen, und für die muthigen Missionare, welche dort jahrein jahraus fast fortwährend gegen Eis und Schnee und jedes Ungemach eines ungünstigen Klimas zu kämpfen haben, um den wahren Glauben in diesen kalten Strecken zum Aufleben zu bringen?" Also das evangelische Volk von Norwegen wird mit den verkommenen Wilden Afrikas und den chinesischen Findelkindern auf Eine Linie gestellt und dem Mitleid der Kölner Bürger empfohlen, damit diese den Jesuiten die Hände füllen, jene „unglücklichen Leute" von dem „Betrug" der Reformation zu der „Wahrheit" des Vaticanismus zurückzuführen. Hoffentlich wird der schöne Aufruf auch in Norwegen gelesen!

Auch in Schweden hat man gegen die römische Propaganda soeben den Culturkampf eröffnen müssen. Wie bei uns, so sind es auch dort die gemischten Ehen, in die sich die proselytenmacherische Gewissens-Vergewaltigung eindrängt; man versagt die Trauung, ja den Kirchenbuchsauszug, wenn nicht der Nachwuchs der römischen Kirche verschrieben wird. Hiergegen richtet sich ein vom Reichstag bereits 1891 verlangter, jetzt vorgelegter Gesetzesentwurf, welcher dergleichen Uebergriffe mit Strafen von 500 Reichsthalern oder sechs Monaten Gefängniß bedroht. Das wird die erste Maßregel sein und nicht die letzte, durch die sich die Heimath Gustav Adolfs gegen die große Macht und viele List der Gegenreformation zu schützen hat. In eine höchst auffallende Beleuchtung tritt unter solchen Umständen eine Zeitungsnotiz, auf die ich brieflich aufmerksam gemacht werde: der apostolische Vicar für Schweden, Bischof Dr. Bitter in Stockholm, soll kürzlich den preußischen Rothen Adlerorden zweiter Klasse erhalten haben. Sind die preußischen Ordenszeichen dazu da, um päpstlichen Conquistadoren in evangelischen Ländern zur Aufmunterung und Ansehensvermehrung zu dienen?

Steht man in Schweden noch im Aussäen, so meint oder behauptet man in England schon in voller Ernte zu sein. Die Prahlereien mit Englands demnächstiger Rekatholisirung nehmen kein Ende. Auch jetzt wieder führt das Catholic Directory für 1898 seine $5\frac{1}{2}$ Millionen, 49 Erzbischöfe und Bischöfe, und Tausende von Priestern, Kirchen und Capellen vor. Sieht man genauer zu, so entfällt das Meiste von alledem

auf Irland, und es kommen auf England und Schottland nicht mehr als 1 865 000 Katholiken, die allerdings recht reichlich versorgt sind. Wie es aber mit ihrer Zunahme steht, darüber haben die Methodist Times unlängst folgende Statistik gebracht. Im Jahre 1854 kamen auf 1000 Eheschließungen 49 katholische, im Jahre 1860 48, im Jahre 1884 43, im Jahre 1894 42, also ein steter Rückgang, seit 1854 um 7%. Hiernach sind alle Angaben über die fortschreitende Rekatholisirung Englands eitel jesuitische Flunkerei.

Altkatholisches. Es gewährt in einer Zeit, in welcher alle Welt den großen römischen Koloß mit den thönernen Füßen anstaunt, eine wahre Freude, zu sehen, wie das verachtete altkatholische Senfkorn trotz alledem im Stillen vorankommt. Gelegentliche Notizen in den altkatholischen Blättern zeigen, daß überall, wo tüchtige Geistliche arbeiten, die Bewegung nicht aufgehört hat, sondern auch numerisch fortschreitet. So hat die Gemeinde im badischen Freiburg im Jahre 1897 einen Zuwachs von 50 Seelen zu verzeichnen, die von Luzern hat 7 Austritte, 68 Beitritte erlebt, die Düsseldorfer ist von 195 auf 210 Seelen, die in Trimbach (Schweiz) von 89 zu 99 Religionsschülern fortgeschritten; Schönlinde in Böhmen hat um 33 Mitglieder zugenommen, die Collectivgemeinde Warnsdorf hatte 44 Austritte, 380 neue Beitritte. Letzteres unter einem staatlichen Druck, der nicht schlimmer sein könnte. Mit den Spuren des äußeren Fortschritts wetteifern die Zeugnisse des inneren. Die Bonner Gemeinde, die ihr 25jähriges Jubiläum festlich beging, hat soeben eine altkatholische Kinderbewahranstalt eröffnet; Meßkirch ein im vorigen Jahre erbautes altkatholische Diakonissenhaus eingeweiht; die Gemeinde Kattowitz steht an der Vollendung ihres Kirchbaues; Miraglias Gemeinde in Piacenza, aus den seitherigen Andachtsräumen vertrieben, hat sich ein eignes Bethaus begründet. Auf Ostern wird Bischof Weber in Bonn ein altkatholisches Erziehungshaus mit 12 Knaben eröffnen, theils um dem theologischen Seminar reichlicheren Nachwuchs zu sichern, theils um den knappbesoldeten Pfarrern zur Ausbildung ihrer Söhne die Hand zu bieten. Die von dem Heidelberger Pfarrer begründete Sterbekasse Charitas, welche gegen einen minimalen Beitrag in Todesfällen den Hinterbliebenen eine hülfreiche Summe sichert, hat es im Vorjahre bei 1734 Mitgliedern auf ein Vermögen von 10 642 Mark gebracht und ihre Gewährung erheblich steigern können. Endlich hat der Düsseldorfer Pfarrer Bommer eine große und auch für uns Protestanten fruchtbare Arbeit vollendet, einen Katalog der altkatholischen Literatur. Es sind 20 000 Nummern geworden, großentheils höchst lehrreich für uns Protestanten, ein geistiges Arsenal wider die vaticanische Kirche, daher auch der Evangelische Bund den Druck durch einen Beitrag von 500 Mark unterstützt hat.

Ultramontane Merkwürdigkeiten. Die von dem bekannten Pfarrer Majunke aus allen Tonarten verbreitete Fabel von Luthers Selbstmord ist jetzt ultramontanerseits als „Frevel" anerkannt. Ein rheinisches Centrumsblatt hat nach Mittheilung der Magdeburger Zeitung der Wahrheit einmal

die Ehre gegeben, und in eingehender Darlegung eingestanden, daß ein angeblicher Diener des Reformators, der aber längst als lügenhafter Abenteurer constatirt sei, das Mährchen erfunden, um sich bei den Katholiken liebkind zu machen. „Für Herrn Majunke, der in dem Jörg'schen Halbmonatsorgan zu München außer der Lehminer Weissagung gegen die Hohenzollern den „Selbstmord Luthers" als „geschichtswissenschaftlichen Sport" betreibt, eine recht empfindliche Abfertigung", — fügt die Magdeburgische Zeitung hinzu.

Aber Herr Majunke ist bekanntlich ein unverfrorener Gelehrter, den so leicht nichts irre macht. Er gibt soeben die 15. Auflage seiner „Geschichtslügen" heraus. Darin hält er mit eherner Stirn die Leo-Taxil'schen Flunkereien über den Satanismus der Freimaurer noch heute aufrecht, indem er dieselben nur als Indiscretionen, nicht als Erfindungen gelten läßt. Vielleicht hat ihn die Entdeckung ermuthigt, daß Leo Taxil in der That hin und wieder aus historischen Quellen geschöpft hat. So hielt jedermann seine Mittheilungen über den „Mopsorden" für einen schlechten Spaß: jetzt aber wird (durch den altkatholischen „Deutschen Merkur") bekannt, daß ein solcher Orden wirklich bestanden hat, und zwar unter hoher geistlicher Protection. Auf die Bannbulle Clemens XII. nämlich traten einige katholische Freimaurer aus ihrem Orden aus und gründeten sich einen Ersatz, den sie den Mopsorden nannten und in dem unter anderen Albernheiten das Hintertheil eines wächsernen Mopses geküßt ward. Dieser Mopsorden erfreute sich der Billigung Sr. Heiligkeit und der besonderen Gunst des Kurfürsten-Erzbischofs Clemens August von Köln, bis ihn die französische Revolution sammt dem ganzen Kölner Kurfürstenthum verschlang.

Die Ultramontanen reden gern, indem sie den Mund voll nehmen, von 200 Millionen Katholiken auf Erden, neuerdings auch von 300 Millionen, — hundert Millionen mehr, das kostet nichts. Wie es aber mit der Qualität derselben — auch nur nach römischem Maßstab — aussieht, darüber ein unverfängliches Zeugniß. In einem der frömmsten Viertel von Lyon bleiben nach dem Geständniß der ultramontanen Verité von 600 Kindern 215 ungetauft. Das fromme Blatt fügt klagend hinzu: „Die Wallfahrten werden zahlreicher, glühender als je; es gibt mehr Ceremonien und religiöse Feste als man je gesehen, — aber Frankreich wird unchristlicher von Tag zu Tag." Ein denkwürdiges Selbstbekenntniß des Vaticanismus, von einer Tragweite, die dem Urheber vielleicht nicht einmal zum Bewußtsein gekommen ist.

Riva am Gardasee, 20. März. B.

Zum Besten der altkatholischen Sache

sind mir weiter zugegangen: Von der Ortsgruppe des Evangelischen Bundes zu Gollantsch 7 Mk. 50 Pf.

Mit herzlichem Danke

Der Herausgeber.

Zum Gedenktage Savonarolas.

Der Mai dieses Jahres bringt einen großen christlichen Gedenktag: am dreiundzwanzigsten sind es vierhundert Jahre, daß in Florenz der Prior von San Marco Girolamo Savonarola, den wir unter die Vorreformatoren rechnen und als solchen am Lutherdenkmal zu Worms mit aufgestellt haben, auf Befehl des Papstes Alexander VI. als Ketzer verbrannt worden ist. Die Kirchengeschichte kennt wenige so ausdrucksvolle Gestalten und Gegensätze, wie Savonarola auf der einen und Alexander Borgia auf der anderen Seite, und es lohnt sich in einer Zeit, in welcher der Krieg auf Leben und Tod zwischen dem Papstthum und dem freien Evangelium von neuem entbrannt ist, auch für uns Deutsche, einen Augenblick bei diesem Andenken zu verweilen.

Das ausgehende fünfzehnte Jahrhundert hat mit dem ausgehenden neunzehnten eine starke Aehnlichkeit. In beiden Zeitaltern hat es den Anschein, als gehe es mit dem Christenthum zu Ende; in beiden dominirt ein neues Heidenthum, nur daß dasselbe in unseren Zeiten aus der Vergötterung der Natur und Naturwissenschaft entspringt, damals aus der Vergötterung des in seinen Kunst- und Schriftwerken aus dem Grabe auferstehenden classischen Alterthums. Es ist das Zeitalter der „Renaissance", groß und glänzend in künstlerischer Beziehung, in religiös-sittlicher nach Jacob Burkhardts unparteiischer Zeichnung bodenlos, ruchlos. Dies Zeitalter der Renaissance hat in Italien zwei Brennpunkte, eben die, welche in der Geschichte Savonarolas in tragischer Wechselwirkung erscheinen, Florenz und Rom. In Florenz regieren die Mediceer, ein in der Weise altgriechischer Tyrannis aus dem reichen Bürgerstande emporwachsendes Fürstengeschlecht, und sie repräsentiren die edlere Weltlichkeit des Zeitalters, die Losung eines von feiner Sitte getragenen, durch Pflege von Kunst und Wissenschaft geadelten Lebensgenusses. In Rom herrschen um diese Zeit Päpste, welche nicht nur von jedem religiösen Interesse verlassen sind, sondern sich durch eine Maß- und Schamlosigkeit des Verbrechens auszeichnen, welche die schlimmsten Erscheinungen auf gleichzeitigen weltlichen Thronen übertrifft. Da ist ein Sixtus IV., der sich an der Verschwörung betheiligt, die beiden Brüder Lorenzo und Juliano Medici während des

Gottesdienstes, im heiligsten Moment der Meßfeier, ermorden zu lassen, und der, als diese Freveltat nur an dem einen, Giuliano, gelingt, es wagt, den andern, den Mörderhänden Entgangenen, in Bann zu thun, weil er über die Mörder seines Bruders Gericht hält. Ihm folgt ein Innocenz VIII., der, während er die Welt zum Kreuzzug gegen die Türken durchpredigen und — durchcollectiren läßt, vom Sultan ein Jahrgeld dafür annimmt, daß er dessen verfolgten und zu den Christen geflüchteten Bruder, anstatt ihn an die Spitze der Kreuzheere zu stellen, in Haft hält. Derselbe Papst errichtet in Gemeinschaft mit einem seiner sechzehn Bastarde, wie es wörtlich bei Burkhardt heißt, „eine Bank der weltlichen Gnaden, wo gegen Erlegung von hohen Taxen Pardon für Mord und Todtschlag zu haben war; einhundertfünfzig Dukaten erhielt jedesmal die päpstliche Kammer, das Uebrige des Papstes Sohn.“ [1]) Dennoch übertraf der Papst Alexander VI. Borgia alle seine Vorgänger an grenzenloser Verworfenheit und Verbrechensluft. Eine glänzend angelegte Natur, aber von Habgier und Wollust ganz beherrscht, stellte er das höchste Hirtenamt der Christenheit lediglich in den Dienst dieser Laster, und das auf Wegen, die man als untermenschlich, als geradezu satanisch bezeichnen muß. Jenen unglücklichen Türkenprinzen verkaufte er dem Könige von Frankreich, aber um zugleich noch vom Sultan einen Judaslohn herauszuschlagen, gab er ihm zuvor das langsam wirkende Gift ein, welches sein Hausmittel war.[2]) In Gemeinschaft mit seinem Bastard Cesare, dem er den Kirchenstaat nach Ausrottung der darin aufgekommenen Vasallen als weltliches Fürstenthum zu hinterlassen gedachte, beseitigte er in Rom durch Dolch oder Gift einen Prälaten um den andern, um Einkünfte und Erbschaft an sich zu ziehen; keine Nacht, in der man nicht vier, fünf Ermordete fand. Von seinen Unzuchtsgräueln wollen wir schweigen, und nur noch die Geschichte seines Todes wörtlich aus Ranke anführen: „Er beabsichtigte einst, wie es nur allzugut bezeugt ist, einen der reichsten Cardinäle mit Gift aus dem Wege zu schaffen; aber dieser wußte durch Geschenke, Versprechungen und Bitten den päpstlichen Küchenmeister zu erweichen; der Confect, den man für den Cardinal zubereitet, ward dem Papste vorgesetzt.“ [3]) — Das ist derselbe Alexander VI., der zuerst die Lehre aufgestellt hat, der Papst könne aus dem Fegefeuer erlösen; derselbe, der vermöge jenes politischen Schiedsrichteramtes, welches im 19. Jahrhundert im Karolinenstreit wieder aufzuwecken der preußischen Politik vorbehalten

1) Burkhardt, Die Cultur der Renaissance, S. 110. Vgl. Döllinger, Das Papstthum, S. 187, 188.

2) Gieseler, Kirchengeschichte II, 4, S. 171.

3) Ranke, Geschichte der römischen Päpste, Textausgabe S. 29.

blieb, die neue Welt zwischen Spanien und Portugal getheilt hat; und er ist der — 1870 mit rückwirkender Kraft auch zum unfehlbaren Träger des heiligen Geistes erklärte — Todesrichter Savonarolas geworden.

Wunderbar, daß in solchen Zeiten, unter solchen Päpsten sich in Italien doch noch ein Rest lebendiger, kindlicher Christenfrömmigkeit erhalten konnte. Sie weht uns an aus den Bildern frommer Maler, wie eines Fiesole — auch eines Ordensbruders von San Marco in Florenz —, und sie ward geduldet und gelegentlich auch päpstlicherseits geliebkost, so lange sie so naiv blieb wie eben in Fiesole, und von der bodenlosen Nichtsnutzigkeit der Päpste keine Notiz nahm. In Einem ihrer Träger aber blieb sie nicht so naiv, sondern ward zur Bußpredigerin und Gerichtsprophetin ihrer Zeit, und das ist Savonarolas Bedeutung. Im Jahre 1490 erhob sich aus einem der Orden, denen das Weltpriesterthum damals das Predigen allein überlassen hatte, aus dem Dominicanerkloster San Marco die Stimme eines Elias, eines Johannes des Täufers. Der Bruder Girolamo Savonarola begann Vorträge über die Offenbarung Johannis, welche dies geheimnißvolle Buch auf die Gegenwart anwandten: wenn die Kirche noch eine Weile so fortfahre, so werde aller Glaube untergehen; Gerichte Gottes zögen über Italien herauf. Es war ein eigenartiges, wundersames Gotteskind, das so zu zeugen begann, hochbegabt, aus edlem Geschlecht, von demselben Gefühle, das einst den Täufer Johannes frühe in die Einsamkeit getrieben, von dem schwermüthigen Vorgefühl nahender Gottesgerichte jung ins Kloster geführt. Dabei war es charakteristisch, daß er seine Bußpredigt an Italien gerade an die Offenbarung Johannis anknüpfte, an das prophetische Buch des Neuen Testaments: in ihm selbst war etwas Prophetisches, etwas Ahnungsvolles, das ihn kommende Dinge, auch politische Einzelwendungen der Zeitgeschichte, im Zusammenhang mit seinem Bußpredigerberuf diviniren und vorverkündigen ließ; in Gesichten und inneren Stimmen stellten die Anforderungen, die Hoffnungen und Gefahren der Zeit sich ihm dar. Aber nicht diese Prophetengabe, hinsichtlich deren er schwanken, an der er schließlich — wie der Täufer im Gefängniß — irre werden konnte, war sein fester Grund: sein fester Grund war die heilige Schrift, und in der Schrift Christus, das alleinige Heil. Ein Prediger, fast mit Luther vergleichbar, von überwältigender Macht der Persönlichkeit, forderte er Buße von allen Ständen: Quell der Vergebung aber — und damit sprach er den Grundgedanken der kommenden Reformation, das von aller priesterlicher Mittlerschaft freimachende Rechtfertigungsprincip aus — war ihm einzig Christus, mittelst der Herzenshingabe an ihn, mittelst des Glaubens: „wenn Christus dich nicht absolwirt, was hilft dich alle Absolution?“ Und mittelst dieser Predigt des ursprünglichen Evangeliums hob der Prior von San Marco — so groß war der

unbewußte, geheime Durst der Zeit nach der innerlich befreienden Wahrheit — die ihn umgebende Welt, auch die politische, aus den Angeln. Vergebens wollte Lorenzo Medici, der Fürst der Stadt, dem Freimuth des Priors von San Marco wehren. Bald schickte er selbst auf dem Todtenbette nach ihm, und Savonarola stellte ihm drei Bedingungen der göttlichen Vergebung: den festen Glauben an dieselbe, das Gutmachen alles begangenen Privatunrechts, und die Zurückgabe der Freiheit an die Stadt, deren die Mediceer sie beraubt. Den Glauben betheuerte Lorenzo zu haben; auch zur Zurückgabe ungerecht erworbenen Gutes war er erbötig; zur Niederlegung der usurpirten Fürstenwürde konnte er sich nicht entschließen. Aber nicht lange nachher vertrieb eine von Savonarola vorherverkündete politische Wendung die Mediceer, und nun lag das befreite Florenz zu des Mönches Füßen. Ein wunderbarer religiös-politischer Enthusiasmus ergriff das Florentiner Volk: von Savonarolas Predigtwort beherrscht, beschloß es, „Christum zu seinem Könige zu machen", und diesem Könige seine üppigen Sitten und weltlichen Freuden, seine Sünden zu Füßen zu legen. Karten, Würfel, Masken, Geschmeide, lüsterne Bücher und Bilder, alle Symbole der Weltlust wurden in großartiger volksthümlicher Begeisterung zusammengebracht und verbrannt; aber auch edle Thaten der Barmherzigkeit, der Vergebung geschahen, ungerechtes Gut wurde zurückgegeben, Todfeinde fielen einander in die Arme. Die Republik war wieder hergestellt in theokratischem Geiste; ihr thatsächlicher Leiter war Savonarola; aber ohne Gewaltsamkeit und Selbstsucht; er blieb der arme Mönch in seiner Zelle, und seine Regierungsgewalt war sein Predigtwort. „Das Volk von Florenz ist aus Liebe zu Christo närrisch geworden", spottete das übrige Italien, und ohne Zweifel war etwas Phantastisches, Ueberspanntes und daher auf die Dauer Unhaltbares in diesem Versuch, das Reich Gottes auf Erden zur Erscheinung zu bringen. Aber auch ganz weltlich gerichtete Männer, wie der Zeithistoriker Guicciardini, der Florentiner Politiker Macchiavelli reden nur mit Bewunderung und persönlicher Verehrung von dem Manne, der dies Gottesreich, wenn auch nur für eine flüchtige weltgeschichtliche Stunde, inmitten des damaligen Italiens ohne Gewalt oder List, allein durch die Macht seines Zeugnisses, herzustellen vermocht.

Natürlich, daß die Verweltlichung des gesammten Italiens, die auch in Florenz bei vielen nur zurückgedrängt, nicht ausgerottet war, gegen das Wunderwerk des Priors von San Marco reagirte. Die schonungslosen Bußpredigten Savonarolas gingen nicht bloß an Florenz, sie gingen an Italien überhaupt, auch an seine Priester und Oberpriester; sie drangen auch in Alexander Borgias Ohr. Es ist kennzeichnend für Savonarolas Größe, wie beide miteinander verhandeln. Der Papst bietet dem Prior von San Marco zuerst einen Cardinalshut oder das Erzbisthum Florenz, wenn er

schweige. Wie Savonarola antwortet, geht aus einer Predigtstelle hervor: „Da sei Gott vor, daß ich dem Auftrag meines Herrn untreu würde: ich begehre keinen anderen rothen Hut, als den des Märtyrerthums, mit meinem eigenen Blute gefärbt.“ Dann lädt ihn der Papst nach Rom ein, indem er Ruhmvolles von ihm vernommen habe, und mit ihm, von dem er höre, daß er weissagen könne, sich zu seiner eigenen Belehrung unterreden wolle. Er hätte ihn dann ohne Zweifel auch an seinem Tische bewirthet. Savonarola lehnt ab, indem Leibesschwachheit und der unbefestigte Zustand des Gemeinwesens die Reise verbiete; er werde seine Verkündigungen demnächst in Gestalt eines Buches veröffentlichen. Dann verbietet ihm der Papst das Predigen, bis seine angebliche Prophetengabe geprüft sei. Savonarola vertheidigt sich, unterläßt eine Zeitlang das Predigen, setzt sich dann aber im Gefühl göttlicher Sendung über des Papstes Verbot weg und mahnt den Papst, das Heil seiner eigenen Seele zu bedenken. Eine Zeitlang schwanken die Wagschalen; es kommt ein Moment, in dem der Papst, erschüttert durch die Ermordung eines seiner Söhne durch den andern, an Buße denkt und von Savonarola einen liebevollen, seelsorgerischen Brief empfängt. Aber bald ist Alexander wieder auf seinen Teufelswegen, und eine innere Gährung in Florenz, die Auflehnung der weltlich Gesinnten gegen das Gottesregiment des Mönchs, reicht ihm die Bundeshand. Eine Partei der Arrabiati, der „Wüthenden“ bildet sich gegen das „Königthum Christi“; die Zettelungen der vertriebenen Mediceer, um die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen, die Eifersucht der Franciscaner gegen den Dominicaner kommen dazu, und bringen Savonarolas Einfluß je mehr und mehr ins Schwanken: als der Papst erst diese Bundesgenossen in Florenz vor Augen hat, schleudert er seinen Bannfluch. Savonarola antwortet mit einer Anklageschrift gegen die Frevel des Papstes, die er an Könige und Nationen schickt, ein Concilium und auf demselben des Papstes Absetzung fordernd: aber wer nimmt sich des Rechts und der Wahrheit an? Unter dem Druck des der Stadt angedrohten Interdicts bricht in Florenz die lange vorbereitete Revolution aus; im Aufruhr verhaftet, vom Pöbel mißhandelt, in der Charwoche siebenmal gefoltert, bis zu dem Seufzer: Es ist genug, Herr, so nimm nun meine Seele, erlebt Savonarola nach, was sein Heiland ihm vorgelebt, daß dem Hosiannah das Kreuzige, Kreuzige folgt. In bewußter Nachfolge seines Herrn, irre geworden an seinen Gesichten, aber nicht an seinem Glauben, geht er im Kerker dem längst geahnten, ja ersehnten Märtyrertode entgegen. Der Papst hatte der über ihn urtheilenden Revolutions-Behörde den Ordensgeneral der Dominicaner zu Hülfe gesandt mit der Weisung: „Und wenn er Johannes der Täufer wäre, er muß sterben.“ Zwei Ordensbrüder wurden zu gleichem Ende verurtheilt: in der Frühe des

Tages vor Himmelfahrt 1498 reichte er ihnen und sich selber noch im Kerker das heilige Abendmahl; dann führte man die dreie hinaus auf die Piazza della Signoria, auf der man drei Scheiterhaufen und auf ihnen drei Galgen in Kreuzesform errichtet hatte. So starb er inmitten seiner beiden Genossen, zuerst erhängt, dann verbrannt. Er hatte sich Schweigen gelobt und seinen Todesgenossen Schweigen geboten, nach Christi Vorbild, der doch weit unschuldiger gewesen und seinen Mund nicht aufgethan habe, da man ihn zur Schlachtbank geführt.

Wer heute im schönen Florenz das in ein kirchliches Kunstmuseum umgewandelte Kloster von S. Marco besucht, der findet, nachdem er an den rührend frommen Bildern des Kreuzgangs, des Refectoriums und der Zellen — meist Werken Fra Fiesoles — vorübergegangen, im oberen Stockwerk am Ende des Ganges zur Linken die Reliquien Savonarolas. Das sind die Räume, die er bewohnt; hier haben ihm Florentiner des neunzehnten Jahrhunderts als einem Märtyrer der Wahrheit und der Freiheit ein Grabdenkmal errichtet; hier zeigt eine alte Skizze das furchtbare Bild seiner Hinrichtung; eine Bronzebüste, deren Züge mich immer an August Neander erinnert haben, und ein von Fra Bartolomeo gemaltes Bildniß vergegenwärtigen ihn selbst. Um dieses Bildniß, das er kurz vor dem Tode des Märtyrers vollendet hatte, zog der fromme Maler, als er von der Hinrichtung des Freundes heimkam, eine klare goldene Glorie, und so hing es als das Bild eines Heiligen in der Zelle bis in unser Jahrhundert. Erst der Katholicismus des 19. Jahrhunderts hat diesen Heiligenschein ausgelöscht, und er hat von seinem Standpunkt aus recht gethan, denn wie kann ein von dem Unfehlbaren, und wenn derselbe ein Alexander Borgia wäre, als Ketzer Gebannter, Verbrannter, ein Heiliger sein? Savonarola gehört nicht zu den römischen Heiligen, auch wenn die Söhne der Prophetenmörder heute, um ihn nicht dem Volke Italiens als Freiheitsmärtyrer zu überlassen, Miene machen sollten, sein Grab zu schmücken: er gehört zu den Heiligen der evangelischen Kirche, wie bereits Luther in der Vorrede zu Savonarolas letzter Schrift, der im Kerker verfaßten Auslegung des 51. Psalms ausgesprochen hat: „Christus kanonisirt ihn durch uns, sollten gleich die Päpste und Papisten miteinander darüber zerbersten."

Es sind große auch auf unsre Zeit anwendbare Gesichtspunkte, welche das Andenken Savonarolas uns hinterläßt. Einmal die tröstliche Erkenntniß, daß auch das irreligiöseste Geschlecht, wenn es Gott gefällt, einen wahrhaftigen Propheten, einen religiösen Genius in ihm zu erwecken, vermöge des unverlierbaren „Anima naturaliter christiana" urplötzlich zu religiösem Leben wiedererweckt werden kann. Dazu die zweite, warnende, daß quellfrische persönliche Christenfrömmigkeit keinen grundsätzlicheren Todfeind

hat als das Papſtthum: die weltgeſchichtliche Macht, welche das Chriſtenthum nicht um ſeiner ſelbſt willen hegt, ſondern nur als Mittel zu weltlichen Zwecken, als Zaubermittel der Weltherrſchaft, hat noch jedem unmittelbar aus Gott erwachſenen Chriſtenthum zugerufen: Und ob du Johannes der Täufer wäreſt, du mußt ſterben! Und nun kommt das Dritte hinzu, was die Geſchichte Savonarolas uns lehrt: daß das Papſtthum bei dieſer Erwürgung des evangeliſchen Chriſtenthums keinen hülfreicheren Bundesgenoſſen hat als die Politik im gemeinen Sinne des Wortes, die feige und gewiſſenloſe Taktik von Menſchen, die keine ewigen Ziele und Normen kennen, ſich um weltlicher Vortheile willen auch mit einem Alexander Borgia gegen einen Savonarola zu verbünden; wie die Mediceer und ihr Florentiner Anhang gethan haben, und mit Erfolg. — Man ſei vorſichtig mit dem alten Glaubensſatze: die Wahrheit muß ſiegen, das Evangelium kann nicht untergehen: es iſt Wahrheit und Evangelium in Italien im 15. und 16. Jahrhundert durch den Bund von Papſtthum und Staatsgewalt unterlegen bis auf den heutigen Tag; es iſt das auch im Deutſchland des 19. und 20. Jahrhunderts nicht unmöglich. Freilich, in der Welt und Weltgeſchichte bleibt es richtig, daß Wahrheit und Freiheit des Evangeliums nicht untergehen. „Fragt Ihr mich im allgemeinen: was wird das Ende dieſes Kampfes ſein, hat Savonarola in einer Predigt ſeiner letzten bereits tiefgefährdeten Zeiten geſagt, ſo antworte ich: Sieg! Fragt Ihr mich im beſonderen, ſo antworte ich: Tod! Denn der Meiſter, der den Hammer führt, wirft ihn hinweg, wenn er ihn gebraucht hat. Aber Rom wird dies Feuer nicht löſchen, und wird dieſes gelöſcht, ſo wird Gott ein anderes anzünden, und es iſt ſchon angezündet allerorten, nur daß ſie es nicht wiſſen.“ Es war noch nicht ein Vierteljahrhundert nach dem Scheiterhaufen in Florenz, da dröhnten aus Deutſchland die Hammerſchläge von der Schloßkirche zu Wittenberg bis nach Italien hinüber und erſchütterten die Grundfeſten des päpſtlichen Stuhls, und eine kühne Hand warf vorm Elſterthor die päpſtliche Bannbulle ſammt dem kanoniſchen Geſetzbuch ins Feuer. W. B.

Ludwig Uhland.

Ein wohlbekannter Dichtername ist es, für den diese Zeilen die Aufmerksamkeit der freundlichen Leser sich erbitten möchten. Seit wir als Kinder eingeführt worden sind in den Garten der deutschen Dichtung, ist uns Ludwig Uhland vertraut und lieb geworden. Wir lernten durch ihn den guten Apfelbaum kennen als den wundermilden Wirth, der den müden Wanderer mit frischer Kost und süßem Schaum nährt, mit seinem Schatten deckt und den Wipfel schüttelt, als der Gast nach der Schuldigkeit fragt. Wir lauschten als Knaben pochenden Herzens den Mähren von klein Roland und jung Siegfried, und zogen als Jünglinge in fröhlichen Wandertagen mit den drei Burschen über den Rhein oder ins Schächenthal im Kanton Uri, wo noch heute im Abendroth der Hirt das Lied singt von dem Opfertode Wilhelm Tells. Viele unserer Brüder haben sich durch das Lied vom guten Kameraden begleiten lassen in die tobende Schlacht, oder sie haben einmal als friedliche Jäger den seltsamen Traum geträumt von dem weißen Hirsch, der davon war über Tiefen und Höhen, ehe sie ihn recht gesehen hatten. Und wie unserer Jugend noch heute das Herz aufgeht, wenn ihr in Uhlands Balladen Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart entgegentritt, wenn sie von Bertran de Born, dem edlen Sänger hört, dem zu Liebe die Kinder des Königs den Zorn ihres Vaters trugen, so richtet sich auch der Mann in den Kämpfen des politischen Lebens auf an Uhlands vaterländischen Gedichten, und gern folgt der Forscher dem kundigen Führer, der ihm deutend die Fackel in das Labyrinth der Götterkunden voranträgt. Zu der stillen Hoheit dieses Mannes und Dichters haben nach Geibels treffendem Wort drei Geschlechter huldigend aufgeschaut, und mehr als ein Menschenalter ist nun schon seit seinem Tode vergangen. Während er aber „in sinnverwälschter Zeit als ein Wächter deutschen Reichthums“ dastand, haben wir durch Gottes wunderbare Fügung das Ziel erreicht, für das auch Uhland gelebt und gekämpft hat, und das er selbst doch nur mit den Worten bezeichnen konnte:

Wohl werd ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

Für die Zeichnung seines Lebensbildes ist die wichtigste Quelle das Buch, das Uhlands Wittwe aus dem Nachlasse des Dichters über dessen äußere Schicksale und über seine geistige Entwicklung veröffentlicht hat — ein in seiner Art einzig dastehendes literarisches Denkmal.

Wie Eisleben im Mansfelder Berglande Luthers Geburtsstadt und zugleich die Stätte seines friedlichen Heimgangs ist, so verbindet dieselbe doppelte Beziehung die Persönlichkeit Uhlands mit Tübingen, der schwäbischen Universitätsstadt. Dort wurde der Dichter am 26. April 1787 geboren. Seit sein Urgroßvater im Jahre 1720 in Tübingen ansässig geworden war, hatte die Uhland'sche Familie dort ihre Heimath behalten. Der Großvater stand als hochangesehener Theologe an der Spitze des evangelischen Stiftes, des Mutterhauses der württembergischen Gottesgelahrtheit, der Vater, Jurist von Beruf, war Universitätssecretär. Ein Ausspruch Uhlands darf auf ihn selbst angewandt werden:

Zu stehn in frommer Eltern Pflege,
O welch ein Segen für ein Kind;
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die andern schwer zu finden sind.

Als das köstlichste Erbe der Eltern war ihm ein wahrhaftes, redliches und frommes Gemüth zu Theil geworden. Neben der Pflege des Geistes wandte der junge Uhland den Leibesübungen große Sorgfalt zu, namentlich dem Schwimmen und dem Schlittschuhlauf, denen er auch als Mann bis in die späteren Lebensjahre treu geblieben ist. In Auflehnung gegen die steife Sitte der Zeit stäubte sich der Knabe hin und wieder den Puder aus dem goldblonden Haar. Das Lernen in der Schule wurde ihm leicht, seine dichterische Anlage aber wurde früh geweckt durch die natürliche Schönheit der heimathlichen Landschaft. „Tübingen", so sagt uns darüber ein ortskundiger Schriftsteller, „hat eine eigenthümliche und höchst ausgezeichnete Lage: es ist als eine Bergstadt gebaut zwischen den breiten Thalebenen des Ammer- und des Neckarthales auf dem schmalen Rücken des waldigen Ammerberges. Die schwäbische Alb zieht sich, vom kahlen Hohenstaufen herauf, der in fernblauem Dunste noch einsam aufsteigt, als felsiger Hochrand mit frei vortretenden schönen Vorbergen bis weit über den Hohenzollern hinaus großartig nahe an Tübingen vorbei, überall noch die mächtigen Trümmer des Mittelalters tragend." In der wechselnden Beleuchtung des Morgens, Mittags und Abends zeigt das gleiche Bild immer neue Schönheiten. In dem nahen Rottenburg aber, das damals noch unter österreichischer Herrschaft stand, lernte der Knabe die bunten Gestalten der Ungarn und Kroaten kennen, und wenn in den Stürmen der napoleonischen Zeit französische und österreichische Kriegsvölker durch Tübingen zogen und die

spielenden Knaben zur Nachahmung reizten, so war Uhland stets unter den Oesterreichern zu finden. Auch hier erscheint das Spiel des Knaben vorbedeutend für die politische Ueberzeugung des Mannes. In der Schule seiner Vaterstadt eignete sich Uhland eine große Gewandtheit im lateinischen Versbau an, für sein sittliches Wesen aber entscheidend war vor allem die Ordnung und Zucht des Vaterhauses. Sie ist ihm später nicht bloß in den ethischen und idealen Grundanschauungen des Lebens, sondern auch in der Erledigung der kleinen Obliegenheiten des Tages eigen geblieben. Schon bald nach der im Frühling 1801 vollzogenen Confirmation mußte sich Uhland über seinen künftigen Lebensberuf entscheiden. Er hatte aus Rücksicht auf ein ihm in Aussicht gestelltes Familienstipendium zwischen der Theologie und der Rechtswissenschaft zu wählen, denn die Philologie, der er sich am liebsten zugewandt hätte, war nach der württembergischen Studienordnung noch nicht als selbständige Facultätswissenschaft anerkannt; sie galt als Nebenfach der Theologie. So wurde der kaum dem Knabenalter Entwachsene im October 1801, wie er selbst sagt, gegen seines Herzens Drang als Inrist inscribirt.

Es ist natürlich, daß noch längere Zeit hindurch für den jugendlichen Studenten ein vorbereitender Unterricht, der sich auf das klassische Alterthum, die schöne Literatur und die neueren Sprachen erstreckte, dem Facultätsstudium vorausging. Aber auch nachdem er dieses selbst mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit in die Hand genommen hatte, richtete sich die lebendigste Theilnahme und das eifrigste Streben seines Gemüths auf die vaterländische Poesie. Und nicht die großen Meisterwerke Goethes und Schillers wirkten am tiefsten auf ihn — sie waren ebenso wie die Dichtungen der Griechen und Römer dem jugendlichen Geiste zu groß, zu fertig —, sondern die poetischen Denkmäler der deutschen Vorzeit. In dem Liede von Walther und Hildegunde fand er zuerst, was die eigenthümliche Richtung seines Wesens verlangte: „frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach." Weitere Nahrung fand er in des Knaben Wunderhorn und in Herders Volksliedern. In dieser Richtung sehen wir unsern Uhland heimisch in den Anschauungen der romantischen Dichterschule. Ihre Vorzüge liegen in der Opposition gegen die verstandesmäßige Aufklärung, die alle Poesie aus dem Leben verbannen wollte, und in dem Hinweis auf die reichen Schätze, die im Alterthum unseres Volkes wie in seiner Sagen- und Märchenwelt der Hebung harrten. So gaben die Romantiker den kräftigsten Anstoß zur Bildung der deutschen Alterthumswissenschaft, die in den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm ihre höchsten Meister verehrt. Von diesem Gedankenkreise fühlte sich auch der junge Uhland auf das mächtigste angezogen. Das Nibelungenlied,

das er jetzt zuerst kennen lernte, suchte er alsbald gleichstrebenden Freunden verständlich zu machen. Zu diesen zählten in erster Linie drei Genossen, mit denen Uhland sein langes Leben hindurch innig verbunden geblieben ist: Karl Mayer, Justinus Kerner und Gustav Schwab. Kerner und Schwab gehören auch in der Literatur zur schwäbischen Dichterschule; deren geistiges Haupt aber ist Uhland selbst, dem wegen seines festen und doch milden Wesens schon die Jünglinge die erste Stelle in ihrem Kreise einräumten. Bereits als Student erkannte er das Ideal des ihm vorschwebenden dichterischen Schaffens wie die Grenzen der ihm beschiedenen Kraft. Er bezeichnet es als das größte Glück, das er sich denken könne, „nach wohlentworfenem Plan, in einer sich selbst gegebenen Grenze, aus dem unendlichen Gebiete des Schönen und Großen, der innern und äußern Welt Gestalten aller Art wie in einem Zauberkreis hervorzurufen.“ Aber er wußte auch schon, „daß zu jeder ästhetischen, wenn auch nicht productiven Arbeit eine Stimmung nöthig ist, welche die launische Muse nach Willkür gibt oder versagt.“

Früher als Uhland verließen die Freunde die Universität. Die innere Vereinsamung, in die er durch ihr Scheiden versetzt wurde, suchte er sich durch ernste Studien in seiner Berufswissenschaft erträglich zu machen. Der verdiente Lohn blieb nicht aus; er bestand sowohl das Facultätsexamen wie die Promotion zum Doctor der Rechte mit rühmlicher Auszeichnung. Hierauf begab er sich — es war die Zeit des Rheinbundes — zu einem längeren Aufenthalte nach Paris, um sich mit dem französischen Recht vertraut zu machen; mehr aber noch, um auf der kaiserlichen Bibliothek die ältere französische Poesie aus den Quellen zu studieren. Die Frucht dieser angestrengten Studien ist eine gediegene Abhandlung über das altfranzösische Epos. Da müssen wir denn wohl die Klage der vierzehnjährigen Schwester begreiflich finden: „Du schreibst immer nur von Bibliotheken und Museen, Sachen, die mich ganz und gar nicht interessiren. Schreibe lieber von den Pariser Mädchen, was sie für Kleider anhaben, wie sie gemacht sind u. dgl. Auch von der Kaiserin und ihrem Anzug möchte ich viel wissen, auch von der Kocherei möchte ich hören.“ Nach seiner Heimkehr verlebte Uhland in Tübingen noch zwei fleißige und lehrreiche Jahre, freilich nicht ohne ein Gefühl des in seiner Existenz vorliegenden Zwiespalts. Unter den juristischen Berufsarbeiten drängte sich die Poesie nicht selten gewaltig und instinctmäßig vor, aber doch harrte er voll Hingebung und Selbstverleugnung in dem gewählten Berufe aus. Während der Jahre 1813 und 14 arbeitete er in Stuttgart auf der Kanzlei des Justizministeriums. Aber diese Beschäftigung konnte ihm keine innere Befriedigung gewähren. Er mußte befürchten, je mehr er in diesem Geschäftskreise äußerlich fortschreiten würde, um so mehr an Seelenruhe und innerer Selbständigkeit zu verlieren. Deshalb wandte

er sich der Advocatur zu, die ihn wenigstens äußerlich unabhängig machte, wennschon er bald genug erkannte, daß ihm für eine erfolgreiche Ausnutzung dieser Stellung nicht bloß die Leichtigkeit des Arbeitens, sondern vor allem das Talent zum Erwerb fehle. Ersatz boten ihm die in Stuttgart sich anknüpfenden freundlichen Beziehungen persönlicher und gesellschaftlicher Art, die Anerkennung, die sein politisches Wirken fand, und der Ruhm, den er in immer wachsendem Maße als Dichter erntete. Ehe wir daher unsern Uhland auf seinem ferneren Lebenswege begleiten, mag uns die im Jahre 1815 zum ersten Mal erschienene Sammlung seiner Gedichte Anlaß bieten, uns seine Eigenart auf den verschiedenen Gebieten dichterischen Schaffens in kurzen Zügen anschaulich zu machen.

Diese Betrachtung wird auf das glücklichste eingeleitet durch die Wahrnehmung, daß Uhland schon bei dieser ersten Veröffentlichung auf der vollen Höhe seiner künstlerischen Leistungsfähigkeit stand. Es erscheint dies um so bemerkenswerther, als die Fähigkeit poetischer Production ihm keineswegs in jedem Augenblicke gleichmäßig gegeben war. Vielmehr regte sich diese nur stoßweise, dann freilich in wunderbarer Kraft und Frische. Manche seiner schönsten Lieder fallen in die Jugendzeit; nach dem dreißigsten Jahre hat er auf poetischem Gebiete nur wenig Neues geschaffen. Er selbst mahnt:

Singst Du nicht Dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang,
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang —

und als er später einmal gefragt wurde, warum er sich so ganz der Muse der Poesie entzogen und wissenschaftlichen Studien zugewandt habe, da gab er scherzend zur Antwort, nicht er lasse die Muse, sondern diese lasse ihn in Ruhe. Was uns in Uhlands Liedern so lebendig anspricht, das ist vor allem die Unmittelbarkeit der Empfindung, die Tiefe und Reinheit des Gefühls. Man darf auf ihn selbst die Charakteristik anwenden, die er in der Ballade „Des Sängers Fluch“ von den beiden Sängern gibt:

Sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit,
Sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

So führt er uns in Schäfers Sonntagsliede hinaus auf die weite Flur, wir hören in feierlicher Stille den Schall der Morgenglocke und erheben uns, eins mit den vielen, die ungesehen mit uns beten, zu dem Bekenntniß: Das ist der Tag des Herrn. Wir empfinden im Liede eines Armen den ganzen Schmerz des Nächsten, der den unfruchtbaren Weg der Sorge und Mühe wandern muß, aber wir wissen wie er, daß Sonne, Mond

und Sterne liebevoll auch dem Aermsten leuchten, daß Orgel und Chorgesang im heiligen Hause Gottes auch ihm ertönen, daß auch er berufen ist, dereinst im Feierkleide an dem himmlischen Freudenmahle Theil zu nehmen. Der tiefe Lebensernst, der in Todesahnung ausklingt, spricht sich in manchen Liedern unseres Dichters aus. Den Hirtenknaben, dessen Gesang im Thale so froh und hell ertönt, mahnt er daran, daß man auch ihn einmal droben auf dem Berge neben der Kapelle zu Grabe tragen wird, und der Tänzerin, die in der Jugend Glanz hinschwebend den Reigen führt, legt er die Erinnerung ans Herz, daß der Schmetterling, der sich auf Blumen schaukelt, ein Sinnbild der Unsterblichkeit ist. Die linden Lüfte des Frühlings, die Tag und Nacht säuselnd und webend an allen Enden schaffen, bringen dem bekümmerten Herzen die Gewißheit: Nun muß sich alles, alles wenden, aber sie erfüllen es auch mit der gläubigen Zuversicht:

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare,
Getrost! er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Der empfängliche Sinn für die landschaftliche Schönheit seiner schwäbischen Heimath, insbesondere der nächsten Umgebung Tübingens, spricht uns in zahlreichen Liedern Uhlands freundlich an. Schon aus dem Jahre 1804 stammt des Knaben Berglied; nicht auf einer schweizerischen Alpenhöhe, sondern auf dem bescheidenen Oesterberge bei Tübingen ist es entstanden. Wenn den Dichter sein täglicher Spaziergang in das nahe Elysiumthal führte, dann begeisterte ihn die stille Schönheit des Ortes zu dem Bekenntniß:

Nie erschöpf ich diese Wege,
Nie ergründ ich dieses Thal,
Und die altbetretnen Stege
Rühren neu mich jedesmal —

und der Gedanke an den dereinstigen Abschied entlockte ihm die Bitte:

Und sink ich dann ermattet nieder,
So öffne leise deinen Grund,
Und nimm mich auf, und schließ ihn wieder,
Und grüne fröhlich und gesund!

Mit diesem stark ausgeprägten Heimathsgefühl verbindet sich in Uhlands Liedern der deutsche Wandertrieb. Der Schmerz des Abschieds und die Freude der Heimkehr, die Wonne des Wanderns im frühen Morgenlichte und die Gefahren des einsamen Rittes in dunkler Nacht sind ihm wohl-

vertraut. Aber auch für die Freuden edler Geselligkeit im Hause und im Freundeskreise hat er den rechten Ton gefunden. Wegen einer verspäteten Hochzeitsgratulation entschuldigt er sich bei dem jungen Ehepaare mit der Erklärung:

Des schönsten Glückes Schimmer
Erglänzt euch eben dann,
Wenn man euch jetzt und immer
Ein Brautlied singen kann.

Das neugebaute Haus begrüßt er mit dem Zimmerspruch, die Feier des Schweinschlachtens mit dem Metzelsuppenliede, die Sitte des Theetrinkens aber, die erst in seiner Jugend in Tübingen bekannt wurde, nöthigt ihn gegenüber dem Thee zu dem Geständniß:

Ich selbst, der Sänger, der dich feiert,
Erfuhr noch deine Wunder nicht;
Doch was der Frauen Mund bethenert,
Ist mir zu glauben heilge Pflicht.

Nur selten hat ein einzelnes freudiges oder schmerzliches Ereigniß unsern Dichter zu einem Liede veranlaßt, wo es aber geschah, da bot er in kürzerer oder ausführlicherer Fassung etwas Vollendetes. Auf den frühen Tod eines Kindes bezieht sich das Sinngedicht:

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher, wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

Als dem Dichter, während er selbst schon auf der Höhe des Lebens und Wirkens stand, die Mutter starb, schrieb er wenige Minuten darauf die Strophe nieder:

Du, Mutter, sahst mein Auge trinken
Des jungen Tages erstes Licht;
Auf dein erblassend Angesicht
Sah ich den Strahl des Himmels sinken.

Und wie dann wenige Monate darauf, im August 1831, auch sein greiser Vater verschieden war, verfaßte er das tief wehmüthige kleine Lied:

Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd, des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern, lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt.

Das schönste Gedicht dieser Gattung hat Uhland auf den Sarg der Königin Katharina von Württemberg niedergelegt. Sie hatte in schweren Hungertagen die Werke der Barmherzigkeit geübt, darum widmet ihr der Dichter sein Lied als einen Kranz von Aehren und zeigt uns mit einem Blick nach dem geöffneten Reiche des Himmels die edle Fürstin selbst, am Throne der ewigen Gnade knieend:

Sie trägt nicht mehr der ird'schen Würde Zeichen,
Sie ließ der Welt, was ihr die Welt geliehen,
Doch auf die Stirne fällt, die reine, helle,
Ein Lichtstrahl aus des Lichtes höchstem Quelle.

Ein weiteres Kennzeichen der Uhland'schen Lyrik liegt in ihrer Verwandtschaft mit dem deutschen Volksliede, dessen Erforschung und Sammlung einen wesentlichen Theil der wissenschaftlichen Lebensarbeit unseres Dichters bildet. Wie das Volkslied nicht als das Product einer dichterischen Persönlichkeit, sondern als das eines Lebenskreises erscheint, dessen Glieder alle dasselbe denken und empfinden, die Jäger, die Landsknechte, die fahrenden Schüler, so tritt auch die Individualität unseres Dichters in vielen seiner Lieder ganz zurück: er spricht nur das aus, was viele andere in sich tragen. Das gilt von den Frühlings- und Wanderliedern ebenso wie von den fröhlichen Trinkliedern, die vornehmlich im Kreise unserer studierenden Jugend fortleben. Und tiefbewegt war der Dichter selbst, als er einmal auf einer Fußreise unerkannt in den Trümmern der Feste Limburg rastend seine eigenen Lieder aus dem Munde wanderfrischer Gestalten wiederhallen hörte.

Den Uebergang zu den Gedichten erzählenden Inhalts bilden diejenigen Lieder, „in denen der Dichter einen kleinen anekdotenhaften Zug mit schalkhafter Anmuth zu einem Ganzen erweitert." Ich erinnere nur an die Geschichte von dem schwäbischen Ritter, der, als er unvermuthet von fünfzig türkischen Reitern angegriffen wird, zuerst nur spöttlich um sich blickt, dann aber den vorwitzigsten seiner Gegner mit einem wuchtigen Schwabenstreich in zwei Hälften zerspaltet. Das Bedeutendste aber hat Uhland auf dem Gebiete der Ballade geleistet. Indem er eine einfache Handlung erzählt, gibt er uns ein anschauliches Bild der inneren Zustände, die in der Seele der handelnden Personen mit den äußeren Thatsachen verbunden sind. Wie lebendig stehen in der Ballade „Der Schenk von Limburg" die beiden Persönlichkeiten vor uns: der edle Graf, dem kein Sturm und Regenguß das Jagdvergnügen verleidet, dem das freie Leben im Wald und auf der Haide höher steht als die Ehre des Hofdienstes, und der kluge Herrscher, der den kühnen Waidmann alsbald zum Schenken des deutschen Reiches ernennt, weil er der Bitte, ihm aus dem kühlen Waldesquell einen Trunk zu kredenzen, ebenso arglos als ehrerbietig nachgekommen ist! Ein Muster klarer

Zeichnung in reicher Mannigfaltigkeit der Charaktere ist die Erzählung von König Karls Meerfahrt. Zwölf Helden lassen uns einen Blick thun in ihr Herz und Gemüth, während die furchtbare Gewalt des Sturmes jeden Augenblick ihnen den Untergang zu bringen droht; bedeutsam aber hebt sich von allen die majestätische Gestalt des großen Herrschers ab:

Der König Karl am Steuer saß,
Er hat kein Wort gesprochen;
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen.

Demselben Sagenkreise gehören die Rolandsballaden an. Während die Paladine des Königs den Riesen im Ardennerwalde vergeblich suchen, überwindet diesen jung Roland, der Sohn des Milon, schmückt den Schild des Vaters mit dem erbeuteten Kleinod, das hell wie Sonnenschein leuchtet, und hat auf die verwunderte Frage, wer ihm das gegeben habe, nur die entschuldigende Bitte:

Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben schliefet.

Wie hier durch Kraft und Geschicklichkeit, die mit echt kindlicher Bescheidenheit verbunden ist, so gewinnt uns der jugendliche Held in der einer andern Fassung der Sage folgenden Ballade klein Roland durch den kühnen Freimuth und die geistige Schlagfertigkeit, die den König zu dem Entschlusse bringt, Frau Bertha, seine verstoßene Schwester, Rolands Mutter, wieder zu Gnaden anzunehmen. Da können wir es wohl lebhaft mitempfinden, wenn die aus tiefer Schmach freudevoll sich Erhebende die Hoffnung ausspricht, daß der Sohn bestimmt sei, seinem Könige gleich ein hohes Heldenbild zu werden und sein seufzendes Mutterland zu Heil und Ehren zu bringen. — Die Herrlichkeit der Dichtkunst hat Uhland in seinen Balladen in verschiedener Weise zur Anschauung gebracht. Daß auch die Gottesgabe des Gesanges zerstörend wirke, wenn sie sich in den Dienst der Selbstsucht und Sünde stellt, erhebend dagegen und versöhnend, wenn der Dichter sich selbst vor der Macht der Wahrheit beugt — das ist der Grundgedanke der herrlichen Ballade Bertran de Born. Der finstre König aber in dem stolzen Schlosse, das von duftigen Gärten umgeben weithin erglänzte, wird von dem Fluche des greisen Sängers, dessen jugendlichen Begleiter er in wilder Leidenschaft getödtet hat, bis zur Vernichtung getroffen; selbst sein Name ist versunken und vergessen. In ähnlich erschütternder Weise ergreift uns die Ballade „Das Glück von Edenhall“. Der junge Lord, der in trunkenem Muthe das kostbare Kelchglas zertrümmert, daran nach dem Spruche der

schicksalskundigen Fee das Glück seines Hauses hing, fällt durch das Schwert der Feinde, und aus dem Munde des greisen Schenken, der am nächsten Morgen allein in der zerstörten Festhalle umherirrt, vernehmen wir das mahnende Wort:

Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Trümmer fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall.

Wie Uhlands Lyrik ihren süßesten Duft da entfaltet, wo sie im Boden der schwäbischen Heimath wurzelt, so hat ihn deren Sage und Geschichte auch zu den köstlichen Balladen begeistert, die zu den schönsten Producten des liederreichen Schwabenlandes gehören. Sie führen die Aufschrift: Graf Eberhard der Rauschebart und erzählen uns von dem heldenhaften Fürsten, der von 1344—1392 regierte. Es war eine unruhige fehdereiche Zeit; auf der einen Seite wollten sich die aufstrebenden schwäbischen Städte völlig frei und unabhängig machen, auf der andern suchte der niedere Adel seine Lehensverpflichtungen gegen den höheren abzuschütteln. Der Ueberfall im Wildbad, der den Cyklus eröffnet, gehört zu den Gedichten, deren Erklärung dem Lehrer des Deutschen eine der lohnendsten Aufgaben stellt.

Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß Uhland namentlich in seiner Heimath bald einen gefeierten Namen gewann. Darf er sich in der Kunst der epischen Erzählung den größten unserer Dichter ebenbürtig zur Seite stellen, so erklärt sich die Wirkung, die von seiner Poesie ausgeht, nicht bloß aus dem Reichthum des Inhalts, der alles umfaßt, was im Menschenleben wahr und schön, kräftig und edel erscheint, sondern vor allem auch aus der Meisterschaft, mit der der Dichter die metrische Form zu handhaben versteht. Nirgends finden wir etwas Gekünsteltes; die Schönheit erscheint zugleich als Gesetzmäßigkeit, der klare Ausdruck gewinnt überall die concise Form. Darum hat auch die musikalische Composition sich diesen Liedern mit Vorliebe zugewandt; ihrer viele sind durch sie ein unverlierbares Eigenthum weiter Volkskreise geworden.

Wenige Jahre nach der Herausgabe der Gedichte folgten die beiden Dramen Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier; 1817 und 1818. Das erstere behandelt den Conflict zwischen Kaiser Konrad II. und seinem Stiefsohn Ernst. Dieser vereitelt die Aussöhnung mit dem Vater, weil er die an sie geknüpfte Bedingung, daß er von seinem treuen Freunde, Werner von Kiburg, lassen solle, nicht erfüllen will und ohne Undank auch nicht erfüllen kann. Er wird ein Opfer der Freundestreue, und wohl durfte die schwergebeugte Mutter Gisela an seiner Leiche ausrufen:

Rühren wird es spät noch manches Herz,
Wenn man die Kunde singet oder sagt
Vom Herzog Ernst und Werner, seinem Freund,
Von ihrer Treue, die der Tod bewährt.

Mit Recht sagt ein Biograph unseres Dichters: „Uhlands Herzog Ernst ist der höchste Gesang der Freundestreue; was das menschliche Herz, die menschliche Sprache hat zur Darstellung dieses Gefühls, das, weich und stark zugleich, über den Tod hinaus dauert, das ist hier zu finden. Durch die Schönheit seiner Sprache gehört dieses Drama nicht nur zu Uhlands besten Leistungen, sondern zu dem Prächtigsten, was wir besitzen." Das Drama Ludwig der Baier bezieht sich auf den Streit, der zwischen dem genannten Fürsten und Friedrich von Oesterreich im zweiten und dritten Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts entbrannt war, und der dem Besitz der deutschen Krone galt. Die Versöhnung der beiden Gegenkönige ist eine Folge der Treue, mit der Friedrich, seinem Worte entsprechend, in die Haft zurückkehrte, aus der ihn Ludwig nach der Schlacht bei Ampfing nur unter der Bedingung entlassen hatte, daß es ihm gelänge, seine Partei zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Wie der Dichter in dem früheren Drama sein menschliches Ideal verkörpert hat, so in dem zweiten sein politisches. Gleichwohl hat er mit der klaren Selbstbeschränkung, die einen seiner wesentlichen Charakterzüge bildet, das dramatische Gebiet verlassen, da er erkannte, daß für dieses seine vorzugsweise episch-lyrische Natur nicht geschaffen sei. Um so eher können auch wir uns auf diese wenigen Andeutungen beschränken, da uns, wenn eine wesentliche Seite in dem Bilde Uhlands nicht unberücksichtigt bleiben soll, noch die Aufgabe zufällt, die Stellung zu kennzeichnen, die der Dichter in den vaterländischen Dingen, wie in den engeren Grenzen Württembergs, so auch in den politischen Kämpfen Deutschlands eingenommen hat.

Uhlands politische Wirksamkeit ist in dreifacher Hinsicht von Bedeutung: durch seine Beziehung zu der Bewegung der Befreiungskriege, durch seine Thätigkeit in den württembergischen Verfassungskämpfen und endlich durch seine Theilnahme an dem deutschen Parlament im Jahre 1848. Eine persönliche Theilnahme am Befreiungskriege war für ihn schon darum unmöglich, weil Württemberg zum Rheinbunde gehörte. Um so höher müssen wir es schätzen, daß er, neben dem Franken Rückert der einzige Süddeutsche, seine Muse in den Dienst des großen Kampfes stellte. War ihm die Bahn des Kriegers und des Helden verschlossen — eins möchte er doch in diesem heiligen Kriege erringen: das edle Recht, zu singen des deutschen Volkes Sieg. Als nach der bangen schweren Zeit des Harrens, wo die Bösen hämisch hohnlachten und die Guten schwiegen, vom Rhein her die Sieges-

botschaft ertönte, da klang sie ihm ins Ohr wie der Zug tönereicher Schwäne, wie der Sonnenflug stolzer Adler, und begeistert rief er aus:

Es rauscht und glänzt im goldnen Licht,
Der Herr verläßt die Seinen nicht,
Er macht so Heil'ges nicht zum Spott,
Victoria! mit uns ist Gott!

Wohl zog es ihn auch jetzt in stiller Stunde zurück nach dem goldenen Reiche des Märchens, aber sogleich mahnt er sich selbst:

Freiheit heißt nun meine Fee,
Und mein Ritter heißet Recht,
Auf denn, Ritter, und bestehe
Kühn der Drachen wild Geschlecht!

Die Mütter, die sich an den Zügen der Kinder erquicken, bittet er, ihm sichere Kunde darüber zu verschaffen, ob in ihnen der Väter Kampf und Wunde fruchtbar sein werde. Und als der Sieg entschieden war, da richtete er an das Vaterland das schöne Bekenntniß:

Dir möcht ich diese Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?

Daß die Neugestaltung des Vaterlandes heiße Kämpfe und schwere Enttäuschungen mit sich bringen werde, sollte Uhland bald genug selbst erfahren. In der Blüthezeit des Rheinbundes hatte König Friedrich I. von Württemberg, der geistvollste und rücksichtsloseste aller napoleonischen Satrapen, wie ihn Heinrich v. Treitschke nennt, die alte Landesverfassung umgestoßen. Während seiner Thätigkeit im Justizministerium hatte Uhland, dem die Bearbeitung der dem Könige vorzutragenden Berichte oblag, persönlich Gelegenheit gehabt, die Willkür und Gewaltthätigkeit des Selbstherrschers kennen zu lernen. Jetzt wünschte dieser, aus eigener Machtvollkommenheit dem Lande eine neue Constitution zu geben, die durch den Hinzutritt der neu erworbenen Landestheile freilich eine Nothwendigkeit geworden war. Die Stände aber forderten einfach die Wiederherstellung des alten guten Rechtes und lehnten jede Verfassung ab, die auf einer anderen Grundlage errichtet wäre. Es ist nicht zu leugnen, daß es dabei auch ihrerseits nicht ohne Einseitigkeit und Schroffheit abging. Sie verkannten, daß die alte landständische Verfassung wohl die Macht des Monarchen beschränkte, aber

den völlig veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen des Staates nicht genügte. Mit der ganzen Hingebung seiner sittlichen Persönlichkeit, mit seinem rechtlichen und geschichtlichen Wissen stand Uhland unter den Vertretern der Volksrechte. Außerhalb des Ständesaales aber durchzogen, auf einzelne Blätter gedruckt, seine vaterländischen Gedichte das Land. Sie gehören zu den bedeutendsten Erzeugnissen unserer deutschen politischen Dichtung. Nach ihrer Wirkung auf die Zeitgenossen dürfen wir sie wohl den Sprüchen Walthers von der Vogelweide an die Seite stellen, und nicht wenige ihrer Grundgedanken sind seitdem ein Theil der rechtlichen und sittlichen Ueberzeugung jedes politisch selbständigen Deutschen geworden. Zum zweiten Gedenktage der Schlacht bei Leipzig rief der Dichter seine Landsleute zur Rettung des bedrohten Rechtes mit dem Bekenntniß auf:

Der Deutsche ehrt zu allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf,
Doch liebt er, frei einher zu schreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf.

Und an dem gleichen erinnerungsreichen Tage des Jahres 1816 ließ er den Geist des Sängers und des Helden vom Himmel herniedersteigen, um Fürsten und Völkern Worte ernster Mahnung und Warnung zuzurufen. Für das neue Jahr 1817 hat Uhlands Muse nur den einen Wunsch, daß es mit dem bang ersehnten Korne und mit dem lang entbehrten Wein das alte gute Recht hereinbringen möge:

Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich zum Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit noth.

Kein Fürst erscheint dem Dichter so hochgefürstet, kein irdischer Mann so auserwählt, daß er allein in seinen Händen den Reichthum alles Rechtes trage, um davon viel oder wenig nach seinem Gutdünken an die Völker auszuspenden. Nach mehrjährigem Ringen erreichte die württembergische Volksvertretung ihr Ziel; die neue im Jahre 1819 veröffentlichte Verfassung des Landes beruhte auf der zwischen der Krone und den Ständen geschlossenen Vereinbarung.

Ein zweifacher Preis lohnte Uhlands Mühen: bei der Feier des Verfassungswerkes wurde das Drama Ernst von Schwaben in Stuttgart aufgeführt, wozu der Dichter einen bedeutsamen Prolog verfaßte, er selbst aber durfte im Jahre 1820 der Geliebten die Hand zum Bunde fürs Leben reichen, die er schon lange im Herzen trug: Emilie Vischer aus Calw, Pflegetochter des Hofraths Pistorius. Das ganze Glück seines Herzens spricht aus dem der Geliebten gewidmeten Gedichte:

Auf eines Berges Gipfel,
Da möcht' ich mit dir stehn,
Auf Thäler, Waldeswipfel
Mit dir herniedersehn;
Da möcht' ich rings dir zeigen
Die Welt im Frühlingsschein,
Und sprechen: wär's mein eigen,
So wär es mein und dein.

In meiner Seele Tiefen,
O sähst du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdest du erkennen,
Wenn Echtes ich erstrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch ist's von dir belebt.

Seinen Hausstand aber gründete der Dichter in Stuttgart, indem er allmählich seine juristische Praxis aufgab und sich vorwiegend dem Studium des deutschen Alterthums widmete. Dieses ernste Streben führte ihn im Jahre 1830 auf die ihm gebührende Stelle: er wurde als außerordentlicher Professor für die deutsche Sprache und Literatur an die Universität Tübingen berufen, wo er alsbald eine erfolgreiche Wirksamkeit fand. Aber dieses Glück sollte nur von kurzer Dauer sein. Als ihn im Jahre 1832 das Vertrauen seiner Mitbürger von neuem in den Landtag berufen hatte, verweigerte die Regierung dem ihr unbequemen Abgeordneten den für ihn als Beamten jetzt erforderlichen Urlaub. Uhland stand keinen Augenblick an, seiner politischen Ueberzeugung das schwerste Opfer zu bringen: er legte sein Lehramt nieder. Nach einigen Jahren fruchtloser politischen Kämpfe zog er sich ganz in die Stille des gelehrten Privatlebens zurück, aus der ihn erst die Stürme des Jahres 1848 noch einmal aufscheuchen sollten. Im Frankfurter Parlamente hat er unter den Besten unseres Volkes mitgetagt. Seiner innersten Ueberzeugung nach gehörte er der großdeutschen Partei an: „er konnte sich kein Deutschland ohne Oesterreich denken." So stimmte er denn auch gegen das preußische Erbkaiserthum und sprach am 6. October in der Nationalversammlung am Schlusse einer eindrucksvollen Rede das Wort aus, das seitdem seine geschichtliche Erfüllung gefunden hat: „Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist." [1]) Obwohl den wilden

1) Nach meiner Erinnerung hat Uhland, der kein praktischer Politiker war, damit seine Idee eines Wahlkaiserthums vertheidigen wollen, die Deutschland in das alte Elend zurückgeführt haben würde. Der Herausgeber.

Ausbrüchen politischer Leidenschaft von Herzen abhold und tief erschüttert durch die Enttäuschung seiner vaterländischen Hoffnungen, hat er doch mit der ihm eigenen Treue auf dem ihm anvertrauten Posten ausgeharrt bis zu dem traurigen Ende des Rumpfparlamentes in Stuttgart. Erst dann kehrte er und nun für immer zu dem wissenschaftlichen Stillleben in Tübingen zurück. Es entsprach der Eigenart seines Wesens, daß er die ihm später von Preußen zugedachte hohe Auszeichnung, in das Capitel des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste einzutreten, wie eine ähnliche ihm gleichzeitig von Baiern dargebotene hohe Ehrenbezeugung mit Entschiedenheit ablehnte.

Es liegt außerhalb der dieser bescheidenen Arbeit gesteckten Grenzen, die wissenschaftliche Thätigkeit Uhlands zu charakterisiren. Seine bedeutendsten Leistungen sind eine Monographie über Walther von der Vogelweide, eine Darstellung des Mythus von Thor und die Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder. Diesen vom Dichter selbst herausgegebenen Arbeiten folgte ein reicher literarischer Nachlaß, der von sachkundiger Hand unter dem Titel: „Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" veröffentlicht worden ist.

Vielleicht aber gestatten mir die freundlichen Leser, nachdem wir Uhland als Dichter und als Patrioten kennen gelernt haben, ihn noch mit wenigen Strichen als Menschen zu zeichnen, zumal ich selbst noch in glücklichen Jugendtagen am Neckarstrande ihm ehrfürchtig ins Auge geblickt habe. Sein Aeußeres verrieth in keinem Zuge den großen Dichter und Gelehrten. Sein geistvoller Landsmann, Prälat Gerok, sagt darüber in dem schalkhaften Gedichte: „Schwäbische Kunde":

Sein Dichterhaupt, von Kraftgedanken voll,
S'ist wahr, es glich nicht völlig dem Apoll;
Die Nachtigall im deutschen Dichterwald,
Sie hatte weder Schöne, noch Gestalt;
Der Mann des Volks, der seines Königs Zorn
Furchtlos bestanden wie Bertran de Born,
Nichts ließ er sehn von Volkstribunenart,
Das Kinn umquoll kein Demokratenbart,
Und wie er einfach sauber ging und stand,
Am nächsten schien er der Kanzlei verwandt.

Besonders hervortretend war die Schweigsamkeit seiner Natur, die namentlich solchen Besuchern gegenüber, die den berühmten Mann über irgend etwas ausfragen wollten, sich oft in drastischer Weise bekundete. „Aber wenn der Augenblick ihn ergriff", so erzählt Wilhelm Wackernagel, „wenn ihm die Sache groß genug war, konnte ebenderselbe auch vor horchenden Hunderten eine schwungvoll rauschende und Aug' in Auge mit

einem Freunde die strömendste Beredtsamkeit entwickeln." An der Neckarbrücke stand sein Haus, hinter dem der große Garten terrassenförmig zum Oesterberge hinaufführte. Bei mancher frohen Weinlese versammelten sich hier die Tübinger Freunde mit ihren Angehörigen. Eigene Kinder waren dem Uhland'schen Ehepaar versagt, aber zwei Pflegesöhne haben bei ihm das verlorene Vaterhaus wiedergefunden. Am lebendigsten wirkte das Vorbild Uhlands selbst auch in der Arbeit der Erziehung. Seine Wittwe sagt darüber: „Wer neben Uhland aufwachsen durfte, seinen religiösen Sinn, seine Liebe zu seinen Mitmenschen, seine Seelenreinheit und Wahrhaftigkeit und seinen rastlosen Fleiß täglich vor Augen hatte, brauchte auch nicht viele in Worte gefaßte Lehren." Die finanzielle Unabhängigkeit, deren sich der Dichter erfreute, gestattete ihm alljährlich seinem regen Wandertrieb Genüge zu thun. Süddeutschland und die Schweiz wurden wiederholt besucht, aber auch der Norden bis nach Kopenhagen hinauf. In enger Beziehung standen auch hier Leben und wissenschaftliche Forschung. Es war für Uhland immer von Werth, sich die Gegend zu besehen, an der eine Sage haftete oder ein ausgezeichneter Mensch gelebt hatte. Er sagte, es werde ihm durch die Lage eines Ortes und durch die Landschaft die Sage oder die Persönlichkeit und ihre Werke, an die sie uns erinnern, viel lebendiger und klarer.

So in lebendigem Verkehr mit der Wissenschaft und ihren hervorragenden Vertretern, glücklich durch den stillen Frieden seines Hauses und durch die Verehrung, die ihm von nah und fern gezollt wurde, hat Uhland eine hohe Grenze des Lebens erreicht: er wurde 75 Jahre alt. Die Winterreise zu dem Begräbnisse seines Jugendfreundes Kerner, die er im Februar 1862 unternahm, brachte den Anstoß zu seiner eigenen letzten Erkrankung. Am 13. November 1862 ist er sanft entschlafen. Sein Begräbniß gestaltete sich zu einer erhebenden Feier. Den schönsten Kranz aber auf des Dichters Grab legte Emanuel Geibel in einem Liede nieder, dessen letzte Strophe darum auch unsere Darstellung beschließen möge:

Er schied; es bleibt der Mund geschlossen,
So karg im Wort, im Lied so klar,
Der Mund, draus nie ein Spruch geflossen,
Der seines Volks nicht würdig war.
Doch segnend waltet sein Gedächtniß
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtniß,
So treu und deutsch zu sein, wie er.

Weimar. Prof. Dr. Reinthaler.

Referat über die Duellfrage

auf der Generalsynode 1897 gehalten von Prof. D. Hering.*)

Meine Herren, die Anträge der Provinzialsynoden und auch der Antrag Wusterhausen sind nur Wellen einer Bewegung, die durch unser ganzes Volk gegangen ist, einer Bewegung, die auch den Beschluß des Reichstages vom 21. April 1896 zur Folge gehabt hat. Sie waren entstanden unter dem Eindruck vieler tragisch verlaufenen Duelle. Somit kann auch die Generalsynode nicht bloß wegen jener Anträge, sondern weil sie der Mund der Kirche ist, sich der Pflicht nicht entziehen, in dieser Sache ein Wort zu sprechen. Nicht, wie in der Commission erinnert worden ist, als ein theologisches Urtheil. Diese Frage gehört nicht für Theologen, wurde erinnert. Meine Herren, wir sind keine Theologenversammlung, sondern eine Versammlung — ich darf wohl sagen eine auserlesene Versammlung — christlicher Männer, und in die tiefen Fragen des christlichen Lebens hat dann auch die Theologie ein Wort mit hineinzureden. Es handelt sich auch nicht bloß um eine Standesangelegenheit, — wie wir ebenfalls erinnert worden sind, nicht ein fremdes Gebiet zu betreten, ein esoterisches Gebiet eines hauptsächlich interessirten Standes. Denn, meine Herren, wenn ein Glied leidet, sagt der Apostel, so leiden alle Glieder mit; und was ist ein Stand? ein Theil des Volkes. Das Volk geht über den Stand, und in der Gegenwart haben wir allen Anlaß, daran zu denken, daß wir eine Volkseinheit sind, und daß das Standesbewußtsein nicht zur Standesüberhebung werde. (Bravo!) So hat Ihre Commission sich bemüht, in dieser schweren, nach ihrem Wesen uns zugehörigen Frage zu einer annehmbaren Resolution zu kommen, und sie hat mühsam zwar, langsam zwar, unter Frictionen, die Ihnen bekannt sind, Frictionen auch durch Fractionen, gesucht, zu einer einheitlichen Beschlußfassung zu kommen. Es ist das nicht ganz gelungen, ich möchte es klar aussprechen: Es ist nicht ganz gelungen.

*) Einer objektiven und gerechten Beurtheilung der Stellung, welche die Majorität der Synode zur Duellfrage eingenommen und ihr Referat zum Ausdruck gebracht hat, dürfte zunächst mit einer schlichten wörtlichen Wiedergabe des Referats auf Grund des stenographischen Berichts, der doch nur Wenigen leicht zugänglich ist, gedient sein.

Bei einer gewissen Einmüthigkeit, insofern alle, auch die Dissentirenden, sich doch als Christen wußten und als Christen urtheilten, sind große Gegensätze, Unterschiede theils der Betrachtung und Auffassung, theils der Beurtheilung, hervorgetreten. So sind denn unter einem Hin- und Herschieben in langer Berathung die Sätze, welche sich in Nr. 94 der Drucksachen finden, entstanden.

Meine Herren, der erste Satz — lassen Sie mich dem Wortlaut folgen — lautet: Die Generalsynode erklärt in Uebereinstimmung mit den Provinzialsynoden, daß das Duell gegen Gottes Gebot ist. Meine Herren, das ist ein Urtheil, und zwar eine Verurtheilung, aber eine objectiv gefaßte. Denn unter dem Eindruck, daß die, welche glaubten, das Duell entschuldigen, als unentbehrliches Uebel hinstellen zu müssen, doch mit Ernst Christen sein wollen, und, wie wir gerne glauben, es sind, hat die brüderliche Billigkeit uns alle beseelt, nicht eine Fassung zu wählen, welche mißverstanden werden konnte, und so haben wir nicht gesagt: es ist Sünde, obwohl ja ganz unzweifelhaft ist, daß das, was gegen Gottes Gebot ist, auch Sünde ist. (Sehr richtig!) Aber um des Mißverständnisses willen nach außen, als sollte hier ein Stab gebrochen werden über Personen, haben wir ein objectives Urtheil gefällt und dabei nicht die Duellanten, auch nicht die Duellfälle der letzten Zeit, sondern das Duell als gesellschaftliche und geschichtliche Erscheinung im Auge gehabt. (Sehr richtig!) Denn das ist es; es ist geschichtlich entstanden, aus den romanischen Völkern ins germanische Leben verpflanzt. Es ist dort drüben bei den heißblütigen Romanen schon im Anfang aufgetreten mit dem Anspruch, für die Verletzung der Ehre Blut als Sühne zu heischen. Diesen Charakter hat es behalten bis auf den heutigen Tag. Es ist zweitens auch bei jenen aufgetreten als ein Gebilde, immerhin tolerirt neben der geltenden Gesetzgebung. Dieses Stehen neben dem Gesetz hat es behalten bis auf den heutigen Tag. Und so sind wir, die wir wünschen, daß dieses Gebilde, welches sich so zähe auf den Boden germanischer Sitte festgewurzelt hat, daß so viele der Edelsten es nicht entbehren zu können meinen, dazu gekommen, das Gebilde als solches zu beurtheilen und zu sagen, es ist gegen das Gebot Gottes. Sie können und werden nicht erwarten, daß hier ein großer theologischer Beweis angetreten werde. Ich bin in dieser Beziehung zurückhaltend und will nur an die Hauptpunkte erinnern.

Es genügt nicht, ohne weiteres Bibelsprüche zu citiren. Wir waren auch fern von der Unbilligkeit, sofort die höchsten Gesichtspunkte der christlichen Sittlichkeit, die vergebende, sanftmüthige, tragende Liebe: „So jemand dich schlägt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar", und andere Sprüche der Bergpredigt in das Feld zu führen. Denn so weit

kommen, daß man die Ritterlichkeit des Duldens übt, das ist Gnade. Und es wäre unweise, diese Gnade, die nur ganz wenigen verliehen ist, zum Verdict für jede Gegenwehr gegen Ehrkränkung zu verwenden und zu sagen: So weit mußt du sein, wenn du ein Christ sein willst. (Sehr richtig!)

Was wir gewollt haben, ist vielmehr etwas ganz Bescheidenes. Das ist, daß anerkannt werde, daß das Duell gegen das Grundgebot ist, welches sowohl dem alten Testament, wie aller Ermahnung des neuen Testaments zu Grunde liegt, daß wir nicht persönlich selbstische Verfügung, auch nicht von Standes wegen Verfügung über das Leben haben, welches Gott uns gegeben und für das große Ewigkeitsziel uns anvertraut hat. Wir haben diese Verfügung nicht. Neben dem „Du sollst nicht tödten" steht ja allerdings auch das Gebot, daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt. Beide Gebote beleuchten sich. Ja, die Obrigkeit hat das Recht und die Pflicht. Daher ist jenes „Du sollst nicht tödten" niemals so verstanden worden, daß man in dieser gegenwärtigen Weltzeit vor dem letzten Kommen unseres Herrn um der christlichen Gerechtigkeit und Liebe willen dem Strafrecht der Obrigkeit und dem Kriege in die Arme fallen und sagen sollte: Das ist Sünde. Solche Gedanken, daß das Strafrecht der Obrigkeit und der Krieg unchristlich seien, sind im Reformationszeitalter allerdings aufgetaucht, aber sie sind alsbald als Schwärmerei erkannt worden. Wir verlangen nur die Anerkennung, daß wir nicht Herren unseres Lebens sind, um es auf eine Karte zu setzen. Wohl kann ich das Leben hingeben, um meinen Bruder zu erretten aus der Noth. Aber das Duell ist nicht eine Rettung, sondern eine durch mannigfache Irrungen des Urtheils und Vorurtheile der geschichtlichen Auffassung und des Standes entstandene Art, Sühne selbst zu nehmen, und zwar mit Blut. Nun wissen Sie, wenn die Obrigkeit allein Sühne mit Blut nimmt, wie sorgsam schränkt sie die Fälle ein, auf die äußersten Verbrechen. Hier aber tritt eine Selbsthülfe ein, welche sich gar nicht bedenkt, für Beleidigung Blut zu heischen. Wenn es eine Obrigkeit gäbe, welche für Beleidigungen der Bürger untereinander derartige Gesetze schreiben wollte, so wäre sie aus der Lichtzone der christlichen Civilisation herausgetreten, und eine solche Gesetzgebung müßte als unchristlich bekämpft werden. Thut dies aber die Obrigkeit nicht, dann kann es noch viel weniger der Einzelne, und auch der Stand ist nur ein Bruchtheil des Ganzen. Also aus Gehorsam gegen die Obrigkeit und aus der Schätzung des Lebens sagen wir: das Duell ist gegen Gottes Gebot.

Wie ist doch unser Urtheil sofort sicher vor aller Irrung, wenn jemand an sich selbst Hand legt. Meine Herren und Brüder im Amte, Sie wissen, wie manches Leben getragen wird, wie ein Bruder trägt und trägt, und

nicht die Hand an sich legt. Das ist nicht Feigheit, sondern Achtung vor der Majestät, welche das Menschenleben hat. Denn wir alle tragen innere Majestät in uns. Gott hat den Menschen nach seinem Bilde gemacht. Da liegt die Schranke, welche auch in dem dunkeln Selbsterhaltungstriebe des Menschen sich zu erkennen gibt, die der Christ als von Gottes Hand gezogen erkennt, und darum sagen wir, das Duell ist gegen Gottes Gebot.

Allerdings standen wir alle unter dem Eindruck einer schmerzlichen Thatsache, daß einige von uns nicht unserer Meinung in jeder Beziehung waren. Zwar verurtheilten sie das Duell als nicht mit der göttlichen Weltordnung, wie sie ideal ist, vereinbar, aber sie suchten doch Beweismittel und Analogieen, um ihren Standpunkt uns annehmbar zu machen. Das haben wir nicht annehmen können. Wir haben uns nicht einverstanden erklären können, daß das Duell als Nothwehr hingestellt wird, indem man uns hinwies auf die mancherlei Lücken unserer Gesetzgebung, von der auch gewiegte Juristen zugeben, daß sie die persönliche und Standesehre mit ihren Strafmitteln nicht immer genügend schütze. Denn, meine Herren, die Lücken in der Gesetzgebung sollen ja verbessert werden, und wir werden einen dahingehenden Antrag stellen. Aber auf dem andern Gebiete, wo es sich um das Eigenthum handelt, sind wir gar nicht berechtigt, mit der Selbsthülfe dazwischen zu fahren; selbst wenn die Gesetzgebung mangelhaft wäre, würde das nicht die Berechtigung zu einer solchen Selbsthülfe geben, wie die ist, welche das eigene Leben und das eines andern auf eine Karte setzt.

Das zweite, was wir zurückweisen, ist der Versuch, der von einer hochgeehrten Seite gemacht ist, das Duell hinzustellen als eine Art von Rechtsweg, der zwar auch unvollkommen sei, doch — so sagte der verehrte Mann — der Richter kann sich ja auch irren, es gibt doch auch manche Mangelhaftigkeiten in der Rechtsprechung. Meine Herren, das ist nach unserer Ansicht doch schief; denn der Richter kann sich ja freilich irren, wenn die Schuld eben nicht als sicher hervorgeht. Aber wenn der Unschuldige, in seiner Ehre Getroffene oder an der Ehre seiner Frau Beleidigte hinsinkt, so macht das Duell die Brutalität seines Charakters offenbar; es *kann* gar kein Recht schaffen, denn es ist in seinem Ausgang gestellt lediglich auf Zufall, auf körperliche Geschicklichkeit und Uebung in der Waffenführung.

Drittens, meine Herren, wurde auch wohl versucht, uns auf den Krieg hinzuweisen. Ja, meine Herren, man sieht da recht die Mangelhaftigkeit solcher Analogieen. Wollten wir auf sie ernstlich eingehen, so gereichte sie dem Duell zur allerschwersten Verurtheilung. Denn wenn dasselbe Krieg ist, dann ist es Bürgerkrieg und zwar ein gleichsam privilegirter Bürgerkrieg, und den kann niemand wollen.

Endlich ist auch noch gesagt worden — und das war das Erheblichste — wir leben doch in einer Welt der Uebel und zwar auch der moralischen, und der Krieg ist ein Zeichen, daß man oft große Uebel hinnehmen muß — Uebel, bei welchen viel Sünde geschieht, um ein großes Gut zu schützen. Nun ist doch die Ehre, die Standesehre, die persönliche Ehre ein Gut. Unsere Gegenwart zeigt in vielem, was man so liest, wie oft dieses Gut leichtfertig angegriffen wird; gerade in den Ständen, welche das Duell noch als eine Standessitte hegen und schätzen, herrscht eine viel größere Zurückhaltung in Bezug auf die Ehre des andern. — Das war aus der Erfahrung geredet, und wer will dem widersprechen? Aber dennoch, meine Herren, wenn wir das auch zugeben wollen, so können wir doch sagen, der Preis ist zu theuer, das Menschenblut ist zu werthvoll. Von unserer Basis können wir nicht abgehen, und wir dürfen das Zutrauen haben, daß ein solcher Stand, der das Duell hegt und der doch auch das Ehrengericht hat, im ehrengerichtlichen Spruch ein Mittel finden wird, die Ehre zu schützen, das wirksamer, idealer, der Mannes- und der Christenehre angemessener ist, als die Kugel.

Nach alledem, meine Herren, hat die Achtung vor der fremden Ansicht und die Ueberzeugung, daß sie aus tiefem sittlichen Ernst heraus begründet wird, uns nicht hindern können, bei der Thesis zu bleiben: das Duell ist gegen Gottes Gebot. Wenn wir nun nicht gesagt haben, das Duell ist Sünde, so lag das, wie ich schon erinnerte, daran, daß wir ein objectives Urtheil aussprechen und nicht draußen, wo man nur die Resolution liest, den Anlaß geben wollten, allerlei Mißverständnisse zu begehen. Denn welche Scala der Verschiedenheiten der Verschuldung, wenn es sich um die Person handelt! Da ist einer, der sich gewöhnt hat, jeden Ehrenhandel sofort zu einem Raufhandel zu machen, bei dem die höchste Spitze seiner Weltanschauung und seiner Ehranschauung etwa die ist, nur immer mit der Plempe herauszufahren, wenn jemand ihn touchirt; wir kennen auf den Universitäten nur allzu reichlich diesen Standpunkt. (Sehr richtig!) Dann, meine Herren, denken Sie aber den äußersten Gegensatz, den Mann, welcher Familienvater und angesehener Beamter ist, in welche Gewissensnoth kommt er! Er steht unter dem Eindruck der Anschauungen seines Standes, der Nachwirkungen seiner Erziehung; er glaubt selbst, er möchte für feige gehalten werden, wenn er die Forderung nicht annimmt. Dabei kommt ihm der Gedanke an Weib und Kind, dabei der Gedanke an die Ewigkeit, dabei schaut auch wohl ein Antlitz ihn an in schwerer Stunde der Entscheidung, wo er vielleicht betend ringt, das Haupt voll Blut und Wunden. Wenn nun ein solcher Mann dennoch nicht zu der Entscheidung kommt, zu sagen, es ist gegen Gottes Gebot, sondern wenn er schwankend, geängstigt und getrieben, endlich doch zur Waffe greift: wer ist so seiner Tugend sicher, um

zu ſagen: den Mann verurtheile ich? Ich bin es nicht! (Sehr richtig!) Ich fühle mit, meine Herren, wenn auch ſolche, die bekennen: ich verurtheile das Duell — noch geſtern hat es mir einer der Herren geſagt — hinzufügen: wenn eine Stunde käme, wenn gewiſſe ſchwere Dinge kämen, wenn die Ehre meiner Frau angegriffen würde, dann würde ich ſagen: Herr, vergib, ich weiß nicht, ob ich nicht doch zu Falle käme. Das iſt der Grund der Reſerve, die wir uns auferlegt haben, und ich bitte zu bedenken, wenn Sie das Wort „Sünde“ vermiſſen — es iſt ja faſt zum Schiboleth geworden, — ſo iſt es vermieden um der brüderlichen Billigkeit willen gegenüber denen, die ſchwerer angefochten ſind als wir. (Sehr richtig!) Aber allerdings — wie ich ſchon vorher erinnerte, — die geſellſchaftliche Anſchauung iſt nicht bloß Sünde, ſondern ſie iſt auch ein fruchtbarer Mutterboden für allerlei Sünde, — ja, ich will lieber ſo ſagen: ſie iſt eine große Schuld der Geſellſchaft; ſie iſt nicht nur als eine perſönliche zunächſt von uns zu ſchätzen, ſondern als Gemeinſchuld, als Schuld der Geſellſchaft, und an der haben nicht bloß die Schlimmen, ſondern auch die Guten ihren Antheil. Auch wir. Wir hätten ihn noch viel ſchmerzlicher und belaſtender, wenn wir unſern Mund nicht aufthun, ſondern ſchweigen wollten; es entlaſtet uns etwas, wenn wir ein klares, ruhiges Zeugniß ablegen. Und dieſe Schuld, meine Herren, beſteht nicht bloß darin, daß die Duellſitte tolerirt wird, ſondern daß dasjenige zu ſehr in der Gegenwart wieder aufkommt, woraus das Duell Nahrung zieht, und das iſt der falſche Ehrbegriff. Meine Herren, es iſt ja zuzugeben, es gibt Stände, welche mehr als mancher andere durch ihre repräſentative Haltung nach außen, durch die Aufgaben, die ſie haben gegenüber dem Ganzen des Staates, gegenüber dem Throne, gegenüber dem Wohlſein des Volkes, und durch die beſondere Aufgabe der Wehrhaftigkeit dazu gedrängt ſind, einen gewiſſen Glanz der Standesehre ſorgfältiger zu ſchützen als andere Stände, die ebenſo ehrenhaft ſind. Es gibt beſonders für den Stand der Soldaten ein gewiſſes „Rühr nicht daran, es ſind Neſſeln dran.“ Aber gerade dieſe nach außen ſich wendende Ehre hat eine Gefahr, und dieſe Gefahr bedeutet nicht bloß die Möglichkeit, daß über dem Trachten nach der Wahrung der äußeren Ehre, über der Sorgſamkeit, mit der, ich möchte ſagen, auf das Gewand der Ehre geachtet und keine Flocke darauf geduldet wird, die innere Ehre viel zu kurz kommt, welche zugleich und zuerſt Ehre bei Gott iſt. Denn es kann ſein, daß auch ein Ehebrecher, daß auch ein Unzüchtiger im Punkte der Standesehre ſehr reizbar iſt, und er iſt doch ehrlos vor Gott ſowohl als vor allen ſittlich Urtheilenden. (Sehr richtig!) Darum, meine Herren, hat hier die Generalſynode ein gutes Werk gethan, wenn ſie ein ruhiges, klares Zeugniß ausſpricht und ſagt: das Duell iſt gegen Gottes Gebot.

Sie läßt es aber dabei nicht, sondern sie wendet sich zweitens an die Kirche und sagt: „sie betrachtet es als eine heilige Pflicht der Kirche, dem Duell mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten.“ Nun, meine Herren, diese Mittel sind ja vor der Welt klein und gering, und was sollen wir es denn verschweigen, gewiß, die weit größte Mehrzahl der Duellanten, Gott weiß wie viel Procent, sieht auf diese Mittel mit spöttischem Lächeln herunter. Wenn wir also diese Zuversicht oder diese Mahnung aussprechen, so wissen wir recht gut, daß wir nicht alles erreichen. Aber wir wissen, daß es doch auch Solche gibt, welche diesen Mitteln gegenüber so stehen, wie wir alle, die wir an Christum glauben, und diese Mittel, welche in Unterricht, in Seelsorge, in Predigt bestehen, reichlich brauchen. Eines dieser Mittel ist auch unser Zeugniß, denn es ist die Stimme der Kirche und ein Wiederhall des göttlichen Wortes, fern, wie ich hoffe, von aller Ueberheblichkeit und Anmaßung und Antastung von Standesrecht. Wo unser Wort als Wiederhall des Evangeliums hindringt und an das Ohr und das Gewissen eines bedrängten Bruders dringt, der vielleicht im Kampfe steht — meine Herren, ich denke mir, doch in einem schweren Kampfe, welcher wie ein Schwert durch die Seele geht — da ist es einem Manne, der in Gewissensnoth steht, doch tieftröstlich, zu wissen: es gibt auch hier eine Gemeinde der Heiligen, eine Gemeinde solcher, welche im Gehorsam gegen Gott stehen, und wenn ich aus meinem Stande ausgestoßen werde, so ist eine Gemeinde von Brüdern da, welche betende Hände für mich zum Himmel erhebt. Ja, dann ist der 23. Psalm da mit dem großen Schluß: „du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde; du salbest mein Haupt mit Oel und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang.“ Meine Herren, wer durch das Evangelium und durch unser Zeugniß dahin kommt, auf dieser Höhe der christlichen Lebensauffassung zu stehen, der wächst über viele dieser Geschichten hinaus, die anderen groß dünken, daß sie ihm klein werden. (Sehr richtig!) Und ferner, für die jungen Pastoren und auch für die älteren ist es doch zurechtleitend, wenn die Generalsynode das Wort ausspricht; wir haben sie damit auch ermuthigen wollen. Ich höre heute noch, daß einige in unserer Versammlung glauben, es könnte die Meinung sein, daß man lieblos und hart die Schablone einer äußerlich geübten Zucht, etwa durch Versagung des Begräbnisses, anlegte. In der Commission, meine Herren, ist das mit keinem Worte gesagt worden, — ich bemerke das für etwa bekümmerte Gemüther; aber es ist doch ermuthigend, wenn sie wissen: die Stimme der evangelischen Kirche ist auf unserer Seite, wenn wir Muth zum Zeugniß, Weisheit zur Seelsorge und Barmherzigkeit haben, auch Barmherzigkeit! Und alles drei wird sich am meisten und tiefsten vereinigen,

wenn der Diener des Wortes es versteht, das Antlitz Christi in das Tragische der Fälle hineinleuchten zu lassen. Mir hat ein verehrter Freund erzählt, daß ein Pfarrer einmal bei einem Duell-Begräbniß in freier Anwendung über das Wort der Martha gesprochen habe: „Herr, wäreſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben.“ Ja, meine Herren, wäre er hier geweſen, als man die Piſtole lud, hätte ein Blick ſeines Auges in die Gewiſſen, ein Wort ſeiner Wahrheit die Herzen getroffen, dann wäre mancher unſerer Brüder nicht geſtorben.

Ich ermahne und bitte die Brüder deſſen eingedenk zu ſein, und ich bin dankbar, daß mir in meiner Amtsführung ein ſolcher Fall nicht vorgekommen iſt. Aber die Hauptſache, meine Herren, liegt nicht bloß in der caſuellen Behandlung, in der Art, wie das kirchliche Begräbniß geregelt und benutzt wird, ſondern in der geſammten Arbeit, die mit dem Zeugniß des Wortes zuſammenhängt. Und die Kirche ſoll gerade in unſerer Zeit, wie mich dünkt — vergönnen Sie dieſe Worte einem Manne, der ſchon älter wird —, ihre ſtille Arbeit richten gegen das Nach-oben-hinauswollen. Es thut meiner Meinung nach jetzt mehr noth, als vor 50 Jahren. Es wird gut ſein, den Sinn zu pflegen, der bei der Schätzung der Standesehre die weſentlichen Güter des Chriſtenthums wahrnimmt und an erſter Stelle beachtet, daß da ein Mann ſei im vollkommenen Maße des Alters Chriſti. Wenn das gelingt, ſo thut die Kirche mit ihrer kleinen und unanſehnlichen Macht, die doch die große Macht Gottes hat, ein unvergängliches Werk, ein großes Werk und kann den, der da glaubt für ſeine Ehre im Duell eintreten zu müſſen, dazu erziehen, daß er gegenüber dem Adventsfürſten, der hergekommen iſt, uns zu ehren und zu erheben, ein Schamgefühl empfindet, wenn er ſich ereifern will für ſeine Ehre, und daß er in ſich die Frage des Heilandes tönen hört: „Lohnſt Du mir ſo für meine Treue?“ Die fortgeſetzte Arbeit der Kirche wird hier Förderung ſchaffen.

Aber die Schätzung der langſam wirkenden Potenzen des Geiſtes der von oben ſtammt, hat uns nicht gehindert, das rechtliche Element zu beachten, das von der andern Seite den Beſtrebungen zur Beſeitigung des Duells entgegenkommt, und ſo haben wir mit großer Dankbarkeit einen Satz eingeſtellt, der lautet: „Generalſynode ſpricht Sr. Majeſtät dem Kaiſer und Könige für den Erlaß vom 1. Januar dieſes Jahres, durch welchen eine Verminderung der Duelle angebahnt worden iſt, ihren ehrerbietigſten Dank aus.“

Meine Herren, als wir den Erlaß laſen — ich rede auch im Namen eines Freundes, — da ging ein großes Dankgefühl durch unſere Seelen; es war das Gefühl, in dieſer Sache iſt ein großer Schritt vorwärts gethan in der Richtung, in der wir uns bewegen. Sie erlauben mir doch aus dieſem

Erlaß vom 1. Januar die Worte vorzulesen, welche mir so besonders theuer geworden sind: „Ich will, daß Zweikämpfen meiner Offiziere mehr als bisher vorgebeugt wird. Die Anlässe sind oft geringfügiger Natur, Privatstreitigkeiten und Beleidigungen, bei denen ein Ausgleich ohne Schädigung der Standesehre möglich ist.“ Und darauf folgt die ernste Ermahnung, daß der Offizier es als Unrecht erkenne, so die Ehre eines anderen anzutasten, und die Anerkennung, daß der Offizier ritterlich handele, wenn er zum Ausgleich die Hand bietet. Und in den folgenden Bestimmungen wird das Duell erheblich eingeschränkt, indem es ganz abhängig gemacht wird von dem Ehrenrath. Dafür sagen wir Sr. Majestät einmüthig unsern ehrerbietigen Dank, wenn auch hinter dem Dank noch ebenso viele Wünsche und Hoffnungen für Weiteres stehen. Und nur ein Ausfluß dieses sehr bestimmt geäußerten Allerhöchsten Willens des obersten Kriegsherrn ist auch der sehr dankenswerthe Erlaß des Herrn Justizministers, in welchem den Beamten der Staatsanwaltschaft eingeschärft wird, abzugehen von der Maxime, die geringsten Strafen für die Duelle zu erkennen, vielmehr die wirklich festgesetzten Strafen zuzuerkennen, und ich füge auch hier ein Wort dieses Erlasses ein: „In der Sitzung vom 21. April hat der Reichstag einstimmig beschlossen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dem mit den Strafgesetzen im Widerspruch stehenden Duellwesen mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Von Seiten des Herrn Reichskanzlers ist namens der verbündeten Regierungen die Erklärung abgegeben worden, daß sie es als selbstverständlich und als unabweisliche Pflicht erkennen, den Gesetzen auf dem Gebiete des Duellwesens in allen Kreisen der Bevölkerung ohne Unterschied des Standes und Berufes Achtung und Erfolg zu verschaffen, und daß alle Mittel gesucht werden sollen, eine solche Sicherung mehr als bisher zu erreichen.“ Ist das nicht dankenswerth? Nun, meine Herren, hinter dem Dank stehen noch Wünsche. Einer der lebhaftesten und leidenschaftlichsten Gegner des Duells hat gesagt, es bedürfte nur eines Federstriches des obersten Kriegsherrn, um das Duell zu beseitigen. Das halte ich für einen großen Irrthum. (Sehr richtig!) Es sind auch dem Willen des gnädigsten, mächtigsten und gütigsten Kriegsfürsten auf einem so delicaten Gebiete Schranken seiner Macht gezogen. Wenn die innere Majestät des Gewissens nicht überall helfen kann, weil ein Vorurtheil blendend dazwischen tritt und trennt, so kann auch die sichtbare Majestät nicht alles thun, was wir wünschen. Der Hoffnung aber geben wir Raum, daß, wenn die Verhältnisse sich so gestalten, wenn ein weiterer Schritt gethan werden kann, es der Weisheit und der Güte Sr. Majestät gelingen werde, das Duell gänzlich zu beseitigen, indem das Mittel des Ehrenrathes weiter greift als jetzt. Wenn das gelänge, die Herzen

flögen ihm zu, und wir würden sagen: Gott segne ihn dafür, Gott segne sein ganzes Haus. Viele Tausende würden ganz mit uns darin übereinstimmen, ja, unser ganzes Volk. (Lebhaftes Bravo!)

Und nun kommt noch ein Nachwort, das wendet sich an den Evangelischen Oberkirchenrath. Es lautet:

> Sie (nämlich die Generalsynode) hegt, unter Anerkennung der auf einen vermehrten Schutz der persönlichen Ehre gerichteten Bestrebungen, zu dem Evangelischen Oberkirchenrath das Vertrauen, daß er auch fernerhin mit allem Nachdruck für die gänzliche Beseitigung des Duells eintreten werde.

Wir haben zu der hohen Behörde das Zutrauen, daß sie weiter ihren Einfluß geltend machen wird nach zwei Seiten hin, einmal dahin, daß die Lücken der Strafgesetzgebung da, wo es sich um den wirksamen genügenden Schutz für die gekränkte Ehre handelt, doch noch gründlicher reparirt werden, und zweitens dahin, daß das Ehrengericht, dessen sich der Offiziersstand erfreut, und das auch andere Stände brauchten, einen weiteren Ausbau und eine weitere Verbreitung fände. Ob das möglich ist, wie weit seine Ausdehnung gehen könnte, ob es sich nicht bloß für einen corporativ in sich geschlossenen Stand, wie der Offiziersstand es ist, eignet, das sind allerdings juristische Fragen, und da treten wir bescheiden zurück und legen die Ausführung vertrauensvoll in die Hände der Behörde. Daß ihre Bemühung nicht fruchtlos sein wird, ist mir gewiß bei dem großen Geistesstrom, der durch das Leben der Kirche geht. Wenn wirklich der heilige Geist mächtig wird in unserer evangelischen Kirche, wenn er mehr als bisher eine Macht wird in den Gemüthern, dann werden nicht bloß Vorurtheile entkräftet, irrige Urtheile umgebildet, sondern dann werden auch mit der christlichen Bildung und Erziehung der Personen zur Höhe des christlichen Lebensstandes die Rechtsinstitutionen gefunden und geschaffen werden.

Und nun wende ich mich zum 2. Abschnitt unserer Anträge, der auf die Versagung der kirchlichen Beerdigung der im Duell Gefallenen Bezug hat, und auf das zu erlassende „Kirchenzuchtgesetz". Der Absatz 2 lautet:

> II. Die auf die Versagung der kirchlichen Beerdigung von im Duell Gefallenen und andere Maßregeln bezüglichen Anträge der Provinzialsynoden, soweit sie nicht etwa das zu erlassende Kirchenzuchtgesetz berühren, und die Petition der Kreissynode Wusterhausen a. D. durch den Beschluß zu I Satz 2 für erledigt zu erachten.

Meine Herren, ich sage wiederholt: Suchen Sie hier nicht einen Schlupfwinkel, in welchem etwas versteckt geschehen sollte, sondern es handelt sich lediglich um nüchterne, sachliche Erwägungen, ob die Frage des Begräbnisses kirchenzuchtlich hier geregelt werden kann, soweit es nicht schon local

so festgelegt ist, daß daran gar nichts zu ändern ist, ein Gesichtspunkt, den der Herr Feldprobst geltend machte. Wir waren einig, daß diese Materie an einen andern Ort gehört, nämlich in das Referat, welches gehalten werden wird über eine einheitliche Gestaltung der Kirchenzucht. Ob die Beerdigung Gefallener unter die Kirchenzucht gehört, ist eine offene Frage. Unter uns hat sich keiner gefunden, der das behauptet hätte, sie fällt lediglich der noch zu erwartenden Behandlung anheim.

Ich bitte Sie zu diesem Satz kein Mißtrauen geltend zu machen, als wenn hier etwa verdeckt gehandelt werden sollte. Mit der Annahme dieser unserer Anträge werden dann die einzelnen Anträge der Provinzialsynoden und der Kreissynode Wusterhausen erledigt sein. (Lebhafter Beifall.)

(Wegen Raummangels aus dem vorigen Hefte zurückgeblieben.)

Das Verhältniß des evangelischen Religionsunterrichts zu dem sonstigen Unterricht an höheren Lehranstalten.[1])

I.

Der evangelische Religionsunterricht an höheren Lehranstalten hat mit dem sonstigen Unterricht an diesen Schulen die Aufgabe gemein, die Schüler zu gebildeten Christen zu machen.

Zuvörderst sei ein Mißverständniß abgelehnt. Wenn gesagt ist, der Religionsunterricht habe die Schüler zu gebildeten Christen zu machen, so soll damit nicht Vorschub geleistet werden jener Verirrung moderner Art, deren Vertreter in den protestantischen Kirchen zahlreich sind, als ob Christenthum, als ob Gewißheit des Glaubens irgendwie den Schülern anzudemonstriren wäre. Vielmehr bin ich nach wie vor der Ueberzeugung, daß der evangelische Religionslehrer sich und seine Schüler auf das sorgfältigste vor der Vorstellung zu hüten hat, als ob außer Jesus Christus, dem lebendigen Herrn seiner Gemeinde, andere Quellen, sei es autoritativer, sei es verstandesmäßiger Art, möglich oder von Nöthen seien zur Erzielung von Glaubensgewißheit in den Menschenherzen.[2]) Der Ausdruck „zu Christen machen" ist der Kürze halber gewählt und hat keinen anderen Sinn als den, daß wir Zeugniß ablegen von dem überwältigenden Eindruck, den die Person Jesu Christi auf uns gemacht hat. Und damit haben wir einen zweiten Punkt zu besprechen.

Die Person Jesu Christi muß auf uns selbst Eindruck gemacht haben, sonst können wir ja kein Zeugniß davon ablegen. Oder in der Sprache des obigen Leitsatzes: Um die Schüler zu gebildeten Christen zu machen, ist es erforderlich, daß die Unterrichtenden selbst irgendwie gebildete Christen sind. Das soll nicht heißen, daß die Unterrichtenden völlig gereifte christ-

1) Vortrag, gehalten zu Posen in der V. Versammlung evangelischer Religionslehrer der Provinz Posen am 27. September 1897.

2) Vergl. den Vortrag des Unterzeichneten, auf der XIV. Versammlung evangelischer Religionslehrer der Rheinprovinz 1889 zu Köln gehalten, abgedruckt in der Ztschrft. für den ev. Rel.-Unterricht 1890 (I. Jahrgang).

liche Persönlichkeiten sein müßten. Am allerwenigsten ist gemeint die fides, quae creditur, die dogmatische Correctheit, welche heutzutage vielfach, aber mit Unrecht, als ein Zeichen christlicher Frömmigkeit betrachtet wird. Gemeint ist vielmehr das, was ich vorher so ausgedrückt habe: die Person Jesu Christi müsse auf uns einen überwältigenden Eindruck gemacht haben. Fern also liegt es mir, pharisäische Splitterrichterei treiben zu wollen. Aber das ist natürlich klar, daß Feindschaft gegen das Christenthum oder eisige Gleichgültigkeit seitens der Unterrichtenden die Aufgabe der höheren Lehranstalten unerfüllbar macht, die Schüler zu gebildeten Christen heranzuziehen. Uebrigens beurtheile ich die thatsächlichen Verhältnisse in dieser Beziehung günstiger als das vielfach geschieht. Ich möchte hierbei dem häufig mißmißbrauchten Ausdruck „unbewußtes Christenthum" zu seinem Rechte verhelfen. Ich meine: wir Protestanten dürfen nicht Christenthum und Kirchlichkeit identificiren. Es ist natürlich sehr bedauerlich, wenn ein großer Procentsatz der gebildeten Christen und der Lehrer an höheren Lehranstalten sich vom kirchlichen Leben fern hält; es ist auch zweifellos, daß durch solche unangebrachte Enthaltsamkeit vieles abstirbt. Aber ebenso sicher ist, daß auch in den nicht-kirchlichen Kreisen des Protestantismus noch viele lebenskräftige Keime vorhanden sind, die das Christenthum für sich in Anspruch nehmen kann als die Folgen jener Aussaat, die der Säemann einst ausgestreut hat, vielleicht tief verborgen, vielleicht etwas unkenntlich geworden durch allerhand fremdartige Zusätze. Verborgen, aber nicht erstorben! Deshalb: unbewußtes Christenthum!

Gebildete Christen sollen wir aus unseren Schülern machen. Gebildet ist derjenige, hat man gesagt, welcher sich nach Gottes Ebenbilde geschaffen weiß und der die Wiederherstellung dieses Bildes durch Jesus Christus sucht. Diese tiefsinnige Begriffsbestimmung, laut deren Bildung und Christenthum auf dasselbe hinauslaufen, hat nur leider den einen Fehler, daß sie sich nicht deckt mit dem Sprachgebrauche. Im gewöhnlichen Leben haben die Worte ‚Bildung', ‚Gebildet' jedenfalls eine andere Bedeutung. Wahr ist es, daß man heute eigentlich gar nicht mehr von Gebildeten oder von Ungebildeten schlechtweg reden kann: von mehr oder weniger Gebildeten müßte man reden! Seitdem das Gebiet des Wissens, welches angeeignet werden kann, quantitativ und qualitativ derartig angewachsen ist, daß ein Einzelner sich nur ein winziges Theilchen dieser Gesammtmasse anzueignen fähig ist, kann man wohl in dieser und in jener Beziehung gebildet sein: in vielen anderen Beziehungen wird man es sich gefallen lassen müssen, für nicht ausreichend gebildet oder für ungebildet zu gelten. Immerhin entscheidet auch hier der Sprachgebrauch gegen die Logik. Man spricht von Gebildeten und Ungebildeten schlechtweg. Diesen Tyrannen mich beugend,

schlage ich Ihnen folgende Begriffsbestimmung für Bildung vor: Unter Bildung versteht man die Aneignung der wesentlichsten Bestandtheile der Cultur. Cultur heißen die geistigen Güter, welche die bedeutendsten Gemeinschaftsformen der Vergangenheit der Nachwelt als Erbschaft hinterlassen haben.

Zu dem Begriffe der Bildung tritt nun hinzu der Begriff des Christenthums. Was ist Christenthum? Eine höchst müßige Frage, wie es scheint. Denn jeder glaubt das zu wissen, merkwürdigerweise aber diejenigen am besten, welche sich in weitester peripherischen Entfernung von dem christlichen Mittelpunkte befinden! Gerade das macht uns stutzig, und ich halte es nicht für überflüssig, eine für unsere Zwecke passende Definition dessen, was Christenthum ist, zu versuchen. Das Christenthum ist diejenige Gemeinschaft, welche von Jesus Christus als ein Reich Gottes auf Erden gestiftet ist, deren Glieder alle Menschen sind, beziehungsweise werden sollen, deren Zweck das Glück und die Seligkeit dieser Glieder ist. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind Gewissensfrieden-stiftende Gnade Gottes mittels des Glaubens an Jesus Christus und Linderung irdischer Nöthe und Leiden durch werkthätige Nächstenliebe. Es ist also das Christenthum diejenige Gemeinschaft, in die wir hineingeboren sind, und der wir das Beste von dem, was wir sind und haben, verdanken, ehe wir noch zum Selbstbewußtsein erwachen.

Diese beiden Größen, Bildung und Christenthum, sollen laut der Aufgabe in den Schülern zur Einheit verbunden werden und zwar nicht mechanisch zusammengelegt werden mittels Addition, sondern verschmolzen, amalgamirt, organisch verarbeitet werden, so daß ein neues Ganze entsteht. Aber bei diesem Processe ist das Christenthum die treibende Kraft, es amalgamirt sich das andere. Es ist der Mittelpunkt, um den herum sich die Bildungselemente wie concentrische Kreise lagern. Wie etwa aus dem Germanenthum mittels des Auffangens slavischer Völkerschaften modernes Deutschthum geworden ist, so ist es der Schmelztiegel des Christenthums, mittels dessen die moderne Cultur aus der antiken entstanden ist. Dieser Proceß soll sich im Kleinen an dem Schüler höherer Lehranstalten wiederholen; das heißt, ihn zum gebildeten Christen heranziehen. Und zwar ist das Christenthum hier die gegebene Größe; das Vorhandene mag außerordentlich dürftig sein, als Grundlage ist es anzuerkennen. Ein junger Christ bereits ist uns anvertraut. Das erleichtert und erschwert die Erfüllung der Aufgabe. Familie, Kirche, Gesellschaft haben ihm ihre Merkmale aufgedrückt, gute und schlechte: wir dürfen damit rechnen, und wir müssen damit rechnen.

Setzt der Ausdruck ‚gebildete Christen' einerseits voraus, daß es Christen gibt, die weniger gebildet sind, als unsere Schüler werden sollen,

so setzt er andrerseits voraus, daß es Gebildete gibt, die nicht Christen sind. Die Vereinerleiung von Bildung und Sittlichkeit, von Bildung und Christenthum, das ist das Wesen der gnostischen Verirrungen; und diese gnostischen Verirrungen sind selbst weiter nichts, als das Wiederaufleben der hellenisch-sokratischen Identificirung von Bildung und Sittlichkeit, die das Christenthum überwunden hat. Praktisch macht sich heutzutage dieser Irrthum unter der Jugend unserer sogenannten besseren Stände nicht selten geltend. Die wegwerfende Art, in der vielfach über das ungebildete Volk gesprochen wird, gehört dahin. Davor ist die Jugend unserer höheren Lehranstalten zu warnen: sie ist darauf hinzuweisen, wie oft uns im Leben Leute begegnen, deren Sittlichkeit in keinem Verhältniß steht zu ihrer Bildung, und daß es leider solche gibt, die das hohe Maß von Bildung, welches ihnen zu Theil geworden ist, einzig und allein in den Dienst des raffinirtesten Eigennutzes stellen. Der blasirte Genußmensch ist der Typus dieser Kategorie. Von hier aus ergibt sich dann eine andere Warnung wie von selbst: der Schüler möge doch nicht glauben, damit, daß er als reif von der Schule entlassen wird, werde ihm ein sittlicher Vorzug über diejenigen zuerkannt, welche nach unserem Sprachgebrauch ungebildet sind, und unter denen doch viele durch Herzensgüte und Charakterfestigkeit den gebildeten Durchschnittsmenschen übertreffen.

IIa.

Haben alle Unterrichtsgegenstände und alle Unterrichtenden Theil an der Aufgabe höherer Lehranstalten, aus den Schülern gebildete Christen zu machen, so soll der evangelische Religionslehrer seinerseits es nicht vergessen, daß er in Gemeinschaft mit den übrigen Lehrern die Aufgabe hat, Bildung den Schülern zu vermitteln. Daß Verstandesbildung allein, das heißt die Vermittlung eines bestimmten Maßes von Kenntnissen und von Urtheil auf dem Gebiete des Christenthums, die Aufgabe des evangelischen Religionslehrers nicht erschöpft, ist richtig; aber diese Thätigkeit ist ein sehr wichtiger Theil seiner Aufgabe. Und zwar ist die Vermittlung dieses bestimmten Maßes von Kenntnissen und von Urtheil auf dem Gebiete der Entwicklung des Christenthums diejenige Seite der Thätigkeit des evangelischen Religionslehrers höherer Lehranstalten, wodurch sie sich von der des Religionslehrers der Volksschulen und von der Thätigkeit des Confirmanden-Unterrichtes unterscheidet.

Der evangelische Religionslehrer an höheren Lehranstalten hat nicht bloß Bildung zu vermitteln, aber er hat sie auch zu vermitteln, Bildung

in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, ein gewisses Maß von Kenntnissen und von Urtheil! Das wird vielfach vergessen, oder es wurde wenigstens früher vielfach vergessen. Diese Vergeßlichkeit zeigte sich nicht selten da, wo ein im Pfarramte thätiger Diener des Wortes zugleich als Religionslehrer an einer höheren Lehranstalt beschäftigt war. Er vereinerleite unwillkürlich beide Arten der Thätigkeit: er predigte in der Schule statt zu unterrichten. Der Unterricht hat eine disciplinarische Seite und eine didaktische Seite. Daß die Disciplin häufig zu kurz kommt, da, wo im Pfarramte angestellte Diener des Wortes den Religionsunterricht an höheren Schulen ertheilen, dessen werden sich noch viele von uns aus eigener Erfahrung erinnern. Seltsamer wird es Ihnen vorkommen, daß man diese Mängel geradezu zu rechtfertigen unternahm, aus der Noth eine Tugend machte und die Disciplinlosigkeit mit der Vortrefflichkeit, Güte, Nachsicht des Lehrers zu decken suchte. Solche Versuche habe ich im Rheinlande nicht selten gehört, wenn es sich handelte um den Religionsunterricht der römischen Priester. Als ob es die Pflicht des Religionslehrers wäre, Zuchtlosigkeit einreißen zu lassen!

Aehnliche Anschauungen werden auch uns gegenüber nicht selten laut. Die Anwendung derselben Strenge im Religionsunterricht, die man in den anderen Unterrichtsgegenständen ganz am Platze findet, das halten confuse Eltern nicht selten für eine Uebertretung der Pflicht christlicher Milde. Namentlich wird dieser Maßstab gern angewandt, wo es sich um die Prädicate in den Censuren handelt. Soll es doch sogar Directoren geben, welche die wunderliche Anschauung haben, ein schlechteres Prädicat als „genügend" könne man einem Schüler höherer Lehranstalten in der Religionslehre nicht geben. Es scheint beinahe, als ob bei solchen Urtheilen eine Verwechselung Unheil stiftete, die Verwechselung von Religion und Religionslehre. Diese Verwechselung pflegt dann Hand in Hand zu gehen mit einer anderen. Wie oft ist es mir nicht schon in meiner Praxis als Religionslehrer widerfahren, daß dieses oder jenes Mitglied des Lehrercollegiums mich im Tone des Vorwurfs darauf hinwies, daß ein Schüler in der Religionslehre von mir als gut beurtheilt sei, während ihm für das Betragen ein tadelndes Prädicat in Aussicht stehe. Erst verwechselt man Religionslehre und Religion, und dann schreitet man fort auf dieser Stufe der Verwechselungen und identificirt Religion und Betragen! Ueberflüssig ist es wohl, auf Pharisäismus und Heuchelei, als die unheilvollen Folgen solcher Verwechselungen, erst hinzuweisen. Bemerkt möge werden, daß die Zeugniß-Formulare nicht selten eine äußere Veranlassung zu der erstgenannten Verwechselung bieten. Es heißt da häufig: Religion statt Religionslehre.

Religionslehre ist nicht Religion. Die letztere kann nur Gott beurtheilen; die erstere beurtheilt der Religionslehrer. Er beurtheilt sie, indem

er die Leistungen des Schülers mit dem zu fordernden Maß von Kenntnissen und mit dem zu fordernden Verständniß vergleicht. Wie es möglich ist, daß ein Schüler nach diesem Maßstabe in der Religionslehre das Prädicat „gut" verdient, dessen Betragen höchst tadelnswerth ist, so ist es auch möglich, daß ein Schüler, der in seinem Glauben Schiffbruch gelitten hat, auf das Prädicat „gut" in der Religionslehre Anspruch hat, insofern er jenes zu fordernde Maß von Kenntnissen und von Verständniß in wohlbefriedigender Weise an den Tag gelegt hat. Umgekehrt ist der Fall nicht ausgeschlossen, daß ein Schüler, dessen Betragen tadellos ist und dem der Kinderglaube nicht verloren gegangen ist, in der Religionslehre auf der Oberstufe jenen Mangel an Verständniß zeigt, welcher nach den zu stellenden Anforderungen durch das Prädicat „nicht genügend" zum Ausdruck gebracht werden muß. Denn es handelt sich bei jener Beurtheilung nicht um Christenthum, sondern um Bildung. Es gehört mit zu der Bildung, die wir unseren Schülern vermitteln sollen, sie aufzuklären über die Entstehung und Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden. Diese Mittheilungen, die nicht Predigten sein sollen, aber auch nicht mit greisenhafter Kälte über dem gegebenen Falle schweben sollen, werden in den unteren und mittleren Classen sich hauptsächlich an das Gedächtniß und an das Gemüth wenden; auf der Oberstufe höherer Lehranstalten werden wir uns doch, nicht ausschließlich, aber vorwiegend an das Verständniß und an das Urtheil wenden. Das, was wir an Herzenswärme, die übrigens um Gotteswillen nicht nach der Lampe riechen möge, mit hineinlegen in diese unsere Mittheilungen — es ist zweifellos das Beste! Aber es ist eben ein Imponderabile: wir können es nicht messen oder wägen. Vor allen Dingen können wir nicht messen oder wägen, wie weit diese Wärme auf unsere Schüler übergegangen ist; wir können nicht wissen, ob nicht die scheinbare Kälte des einen sich mehr davon angeeignet hat, als die Strohfeuernatur eines anderen. Das andere aber läßt sich messen und wägen; freilich sind wir auch darin dem Irrthum unterworfen. Diese Irrthumsfähigkeit, wo es sich handelt um die Beurtheilung von Kenntnissen und von Verständniß, theilen wir indeß mit den in den anderen Unterrichtsgegenständen Beschäftigten.

Heilsam aber ist es, hin und wieder die Schüler geradezu darauf aufmerksam zu machen, daß es ungebildet ist, wenn man nicht weiß, ob die Bergpredigt beispielsweise im Alten oder Neuen Testamente steht, wenn man von dem Apostel Paulus, der Reformation und den Reformatoren nicht mehr als die Namen kennt.

IIb.

Insofern die evangelischen Religionslehrer an höheren Lehranstalten Verstandesbildung zu vermitteln haben, haben sie eine

dem sonstigen Unterrichte im Principe gleiche Thätigkeit zu üben. Die erfolgreiche Ausübung dieser Thätigkeit ist nur möglich, wenn sie seitens der Unterrichtsverwaltung ebenso hoch gewerthet wird, als die Thätigkeit der in den anderen Unterrichtsgegenständen Beschäftigten.

Zu der Forderung gleicher Werthung des evangelischen Religionsunterrichtes seitens der Unterrichtsverwaltung ist Folgendes zu bemerken:

Die Lehrpläne vom Jahre 1892 heben allerdings in verschiedenen Ausdrücken die Wichtigkeit des Religionsunterrichtes hervor. Die zu gleicher Zeit erschienenen Bestimmungen über die Reife- und Abschlußprüfungen drücken aber im Widerspruch hiermit die Bedeutung des Religionsunterrichtes herab. Das geschieht dadurch, daß dem Religionsunterricht mit dem Geschichtsunterricht und dem Unterricht im Französischen bei Compensationen eine wenig ehrenvolle Rolle angewiesen wird. Durch diese Bestimmungen ist der Unterschied zwischen Haupt- und Nebenfächern für höhere Schulen sanctionirt. Zu den Hauptfächern gehören darnach die alten Sprachen, Mathematik und Deutsch. Die übrigen Unterrichtsgegenstände sind Nebenfächer. Es versteht sich von selbst, daß diese Bestimmungen über Compensationen bei der Reife- und Abschlußprüfung rückwirkende Kraft haben für den Unterricht, so daß, was bei den Prüfungen als Haupt- und als Nebenfach gilt, auch bei Versetzungen, Rangordnungen, Censuren in dieser Weise angesehen wird. Dieser eigenthümliche Widerspruch zwischen Lehrplänen und Prüfungsordnungen erledigt sich also in der Weise, daß letztere die Stellung des Religionsunterrichts zu den übrigen Unterrichtsgegenständen als die eines Nebenfaches festlegen, während die ersteren, vielleicht in Erinnerung an frühere Zeiten, rhetorische Wendungen brauchen von der Wichtigkeit des Religionsunterrichts, denen eine praktische Folge nicht gegeben ist. Es ist also zweifellos, daß die Bedeutung des Religionsunterrichts seitens der Unterrichtsverwaltung für das Auge und Ohr der Schüler geringer gewerthet wird, als die übrigen Unterrichtsgegenstände. Zweifelhaft kann nur sein, ob diese geringere Werthung des Religionsunterrichts als eines Nebenfaches zu Recht geübt wird oder nicht. Ich habe mich bereits für den zweiten Theil der Alternative entschieden. Die Gründe sind zum Theil allgemein-pädagogischer Art. Es widerspricht dem Unterrichts- und Bildungsziel höherer Lehranstalten, innerhalb der obligatorischen, wissenschaftlichen Unterrichts-Disciplinen einen Unterschied nicht der Art, sondern des Grades zu machen, laut dessen von Haupt- und von Nebenfächern geredet werden kann. Diese Unterscheidung in einer für den Schüler erkennbaren Weise ist unpädagogisch, weil der Schüler durch die Logik der Thatsachen dazu gedrängt wird, den sogenannten Nebenfächern geringeres Interesse entgegenzubringen als den Hauptfächern.

Die praktischen Consequenzen hiervon liegen auf der Hand. Der in seinen Leistungen schwächere Schüler wird behufs Erreichung einer höheren Rangordnung, der Versetzung, und um die Prüfungen zu bestehen, eine nüchterne Berechnung anstellen, deren Ergebniß ist, daß es sich empfiehlt, die sogenannten Nebenfächer zu vernachlässigen und allen Fleiß den Hauptfächern zuzuwenden. Daß damit das Bildungsziel der höheren Schulen auf das ernstlichste bedroht wird, insofern unter den Schülern die Auffassung Platz greift, die einen, die Hauptfächer, seien *mehr* obligatorisch, die anderen, die Nebenfächer, seien *weniger* obligatorisch, liegt auf der Hand.

Was den Religionsunterricht angeht, so muß noch bemerkt werden, daß er unter diesen zu Nebenfächern degradirten Lehrgegenständen wiederum besonders schlecht fährt. Wenigstens habe ich in der Provinz Posen die Erfahrung gemacht, daß das bei Censuren für die Religionslehre ertheilte Prädicat behufs Feststellung der Rangordnung nicht mit verwerthet wird. Es soll diese Reserve nothwendig sein mit Rücksicht darauf, daß ja bei dem confessionell gemischten Schülermaterial der Urtheilsmaßstab verschieden ist. Zweifellos ist mir, daß auf die Schüler der unteren und mittleren Classen dieses negative Verfahren den Eindruck hinterläßt: der Religionsunterricht ist nicht soviel werth als der sonstige Unterricht, deshalb kommen die ihn betreffenden Prädicate anläßlich der Rangordnung nicht in Ansatz. Dieser Eindruck von der Minderwerthigkeit des Religionsunterrichts wird am stärksten sein, wenn, was unter den obwaltenden Verhältnissen auch möglich ist, ein Schüler bei der Versetzung den *ersten* Rangplatz erhält, dessen Leistungen in der Religionslehre als *nicht genügend* beurtheilt sind. Man hat nun den hier zum Ausdruck gebrachten Wünschen der evangelischen Religionslehrer nach Gleichberechtigung häufig das Schlagwort entgegengehalten: Persönlichkeit des Lehrers! Gewiß, die Persönlichkeit des Lehrers ist für den Unterricht allerdings das Wichtigste. Aber gerade weil dem so ist, ist es unbillig, *einen* Unterrichtsgegenstand herauszugreifen und hier zu erreichende Bildungsziele allein oder fast allein gewährleistet zu sehen durch die Persönlichkeit des Lehrers. Ideal-Persönlichkeiten gibt es nicht! Weshalb construirt man sie für den Religionsunterricht?

III.

Die Forderung, daß der evangelische Religionsunterricht an höheren Schulen seitens der Unterrichtsverwaltung ebenso hoch gewerthet werde als die Thätigkeit der in den anderen wissenschaftlichen Unterrichtsgegenständen Beschäftigten, hat zur Voraussetzung eine analoge Forderung, betreffend die Vorbildung der evangelischen Religionslehrer. Mit anderen Worten: es muß von

der Unterrichtsverwaltung verlangt werden, daß sie der Vorbildung der evangelischen Religionslehrer an höheren Lehranstalten das gleiche Interesse entgegenbringe, welches sie gegenüber den Vertretern der anderen Unterrichtsdisciplinen wissenschaftlicher Art an den Tag legt.

Zwei Punkte sind es, die für die Vorbildung der evangelischen Religionslehrer an höheren Schulen besonders in Frage kommen:

1. das Studium der Theologie,
2. die Vorbereitung der Theologen zu Religionslehrern.

1. Ich bin mit vielen anderen urtheilsfähigen Männern der Meinung, daß die evangelischen Religionslehrer, welche auf der Ober- und Mittelstufe höherer Schulen unterrichten, ordnungsmäßig Theologie studiert haben müssen. Der jetzt noch herrschende, hoffentlich aber bald überwundene Zustand ist ein anderer.

Philologen, Historiker, Mathematiker, welche es aus irgendwelchen Gründen für zweckdienlich halten, auch in der evangelischen Religionslehre eine facultas docendi zu besitzen, erwerben sich nebenher eine solche in diesem Gegenstande und unterrichten nunmehr darin. Ich bin nun nicht des Glaubens, daß ein so vorgebildeter Religionslehrer unmöglich guten Unterricht gebe, ebensowenig als ich glaube, daß ein durch das ordnungsmäßige Studium der Theologie vorgebildeter unausbleiblich guten Unterricht ertheile. Aber ich bin allerdings der Meinung, daß man hier wie allerwärts die Regel und nicht die Ausnahme zum Ausgangspunkt machen soll. Die Regel aber ist, daß das Interesse des Philologen, Historikers, Mathematikers durch das jahrelange Fachstudium eine ganz bestimmte Richtung gewonnen hat, so daß man sagen kann, das Interesse für sein Fachstudium steht im Mittelpunkt; dementsprechend bleibt für ein anderes Fach nur ein peripherisches, ein auf der Oberfläche liegendes Interesse übrig. Dieser psychologische Thatbestand wird sich nun auch beim Unterricht zeigen, und er wird sich beim Religionsunterricht um so unheilvoller zeigen, als gerade bei diesem Unterricht ein volles, ungetheiltes Interesse Grundbedingung des Erfolges ist.

Nicht selten habe ich gegen die eben geltend gemachte Forderung ordnungsmäßigen Studiums der Theologie seitens der evangelischen Religionslehrer höherer Schulen von gegnerischer Seite den Trumpf ausspielen hören: Wir wollen gar nicht, daß die Schüler der höheren Lehranstalten mit theologischer Gelehrsamkeit vollgepfropft werden! Daß unsere Schüler nicht theologisch gebildet werden sollen, ist auch meine Meinung. Dagegen erlaube ich mir die paradox klingende Behauptung aufzustellen, daß erfahrungsgemäß in dem Religionsunterricht der nicht theologisch gebildeten Reli-

gionslehrer mehr Theologie getrieben wird, als in dem Unterricht der durch ein ordnungsmäßiges Studium der Theologie vorgebildeten. Woher das kommt? Daher, daß das theologische Halbstudium in dem ersten Falle nicht ausreicht, um die Betreffenden bei allen Kenntnissen im Einzelnen das Wichtige vom Unwichtigen unterscheiden zu lehren. Zu diesem relativ Unwichtigen gehören beispielsweise die christologischen Aussagen des Ephesinum und Chalcedonense, Bestimmungen über die Natur Christi, die für den Theologen von Fach außerordentlich wichtig sind, aber eben nur für diesen. Anläßlich der Erklärung der Stelle des Römerbriefes, welche die Rechtfertigung aus Glauben zum Gegenstande hat, wird häufig eine ungeheure Ladung von dogmengeschichtlicher Gelehrsamkeit herangezogen. Weshalb? Weil die Kenntniß des Alten Testamentes seitens des nicht ordnungsmäßig vorgebildeten Religionslehrers nicht ausreichend ist, um ihn zu befähigen, diesem die geschichtliche Erklärung der Römerbriefstelle zu entnehmen. Andrerseits habe ich häufig wahrzunehmen geglaubt, daß das Schlagwort: Religionsunterricht, nicht Theologie! eine ganz bestimmte Tendenz hat. Der evangelische Religionslehrer weist auf der Oberstufe darauf hin, daß das letzte Drittel des Jesaias-Buches einem exilischen Propheten angehört, daß das Buch Daniel aus der Maccabäer-Zeit stammt: horch! da wird jener Ruf laut. Wahrlich nicht, um vor zu viel Theologie im Religionsunterrichte zu warnen, sondern im Dienste einer kirchlichen Partei, die ich als die des römisch gewordenen Protestantismus bezeichnen möchte! Wehe dem, der an die geheiligte Tradition rührt! Als ob niemals Jesus Christus gesprochen hätte: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, Ich aber sage euch! —

Der zweite Punkt betrifft die Vorbereitung der Theologen zu Religionslehrern:

2. Die Vorbildung der evangelischen Religionslehrer ist damit nicht erledigt, daß ihnen das ordnungsmäßige Studium der Theologie, beziehungsweise die theologischen Prüfungen auferlegt werden. Es ist schon davon die Rede gewesen, daß Diener des Wortes, welche nebenamtlich mit der Ertheilung von Religionsunterricht betraut sind, sehr häufig dieser Thätigkeit nicht gewachsen sind. Vor allem aus formellen Gründen!

Der Diener des Wortes predigt, statt zu unterrichten; es gebricht ihm nicht selten an der Kunst, die durch Uebung gewonnen wird, in Rede und Gegenrede, also in dialogischer Form die Gedanken zu entwickeln und seitens der Schüler entwickeln zu lassen. Diese Art der Gedankenentwicklung, welche gelernt sein will, ist aber im Verkehr mit Schülern unerläßlich. Der bloß akroamatische Vortrag wirkt einschläfernd. So geschieht es denn häufig,

daß gerade die geistig angeregtesten Schüler in diesen endlosen Predigten, die ihre Aufmerksamkeit nicht erzwingen, allerhand Allotria treiben. Psychische Kraft ist frei geworden und sucht anderwärts ein Feld der Bethätigung. Der Theologe muß also die Kunst des Unterrichts lernen, um sie mit Erfolg ausüben zu können.

IV.

Das Verhältniß des evangelischen Religionsunterrichts zu dem sonst an höheren Schulen ertheilten Unterrichte und umgekehrt das Verhältniß dieses zu jenem muß ein solches sein, daß sich auch dem Schüler der Eindruck aufdrängt, es werde seitens der Unterrichtenden ein einheitliches Bildungs- und Erziehungsziel angestrebt. Uebrigens würde mit der Gewährleistung der oben verlangten Ausbildung evangelischer Religionslehrer an höheren Schulen im Großen und Ganzen zugleich ein taktvoller Betrieb des evangelischen Religionsunterrichts im Verhältniß zu dem sonstigen Unterricht gewährleistet sein.

Wenn von dem Verhältniß des evangelischen Religionsunterrichts zu den anderen Unterrichtsgegenständen an höheren Lehranstalten die Rede ist, so muß auch sein Verhältniß zum römisch-katholischen Religionsunterricht an simultanen Anstalten mit wenigen Worten berührt werden. Es versteht sich von selbst, daß die sachlichen Controversen besprochen werden müssen. Das Lebensbild des deutschen Reformators, die Geschichte der Reformation, die Lektüre des Galater- und Römerbriefes, und vor allem die Erklärung der confessio Augustana geben zur Entwicklung der wichtigsten Unterscheidungslehren mannigfache Veranlassung. Auch sonst soll der evangelische Religionslehrer die Gelegenheit benutzen, das Recht der Kirchen der Reformation namentlich den Schülern der Oberstufe vor Augen zu führen. Daß dies in sachlicher Weise zu geschehen hat, ist wiederum selbstverständlich; womit nicht gesagt ist, daß es in trockener Weise zu geschehen hat. Ich bemerke ausdrücklich, daß mir persönlich Interpellationen von Schülern der Oberstufe, wozu ich diese Schüler überhaupt ermuthige, ein willkommener Anlaß in dieser Beziehung sind. So wurden mir vor einiger Zeit bei Entwicklung des Begriffs der Kirche von einem Primaner Bedenken geäußert, ob ich hierbei auch der römischen Kirche gerecht geworden sei. Diese Bedenken gingen zurück auf ein Gespräch, das dieser Primaner mit einem Mitschüler römischer Confession gehabt hatte. Ich erledigte diese Bedenken, indem ich dem Schüler die Definition des concilium Tridentinum in diesem Punkte wörtlich mittheilte.

Bei Prüfungen hingegen pflege ich die Behandlung von Controversen möglichst zu vermeiden, weil ich das Gefühl habe, daß diese Thätigkeit auf die Angehörigen der anderen Confession leicht den Eindruck demonstrativer Feindseligkeit machen könnte. Natürlich erwarte ich eine ähnliche Enthaltsamkeit von dem römischen Priester. Diese Enthaltsamkeit darf selbstverständlich nicht soweit gehen, daß bei solchen Gelegenheiten die Reformation und ihre Träger systematisch todtgeschwiegen werden, auch dann nicht, wenn etwa der mitanwesende Vertreter des römisch-katholischen Religionsunterrichts seinen Unwillen über die Nennung des Namens Martin Luther wiederholt durch Entfernung aus dem Prüfungssaale, durch Räuspern oder in noch stärkerer Form zu erkennen gegeben hat. Was sonst den taktvollen Betrieb des evangelischen Religionsunterrichts im Verhältniß zu den anderen Unterrichtsfächern angeht, so kommen unter diesen hauptsächlich die Naturwissenschaften in Betracht. Freizügler auf dem Gebiete der Wissenschaft haben sich ein Vergnügen daraus gemacht, den alttestamentlichen Schöpfungsbericht und die Funde der Geologie zu confrontiren. Dabei haben sie dann die großartige Entdeckung, daß der Schöpfungsbericht kein geologisches Lehrbuch ist, dazu benutzt, ihn mit Spott und Hohn zu begießen. Demgegenüber hat der evangelische Religionslehrer seinen Schülern einzuprägen: Die Bibel ist nicht dazu da, um unser Weltwissen und Welterkennen zu vermehren, weder auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, noch auf dem der Geschichte, sondern sie ist dazu da, uns zu Christen zu machen. Diese These wird häufig genug im allgemeinen zugegeben, ohne daß man im einzelnen Falle die Schlußfolgerungen aus diesem Zugeständniß zöge. Wenn wir also als Christen nicht verpflichtet sind, den geocentrischen Standpunkt der Bibel für den heliocentrischen des Copernicus einzutauschen — eine Verpflichtung, die unter den bibelgläubigsten Theologen meines Wissens keiner mehr anerkennt —, so sind wir auch nicht verpflichtet, diesen Thatbestand den Schülern gegenüber zu verheimlichen. Und wenn wir als Christen nicht verpflichtet sind, die Genealogieen des Matthaeus und Lucas als irrthumsfrei und in sich zusammenstimmend anzuerkennen, so sind wir auch nicht vor den Ohren der Schüler zu einer solchen pia fraus verpflichtet. Vielmehr sind wir aus dem Gesichtspunkte der Wahrhaftigkeit zu einem anderen Verfahren verpflichtet: ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ nennt es die Schrift. Diese Aufgabe macht es dem evangelischen Religionslehrer zur Pflicht, zu bauen und nicht zu zerstören, wahrhaftig zu bleiben, ohne das kostbare Kleinod kindlicher Frömmigkeit anzutasten. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist deshalb so schwierig, weil durch die verschiedenen Altersstufen der Schüler sie eine mehrfach gegliederte ist.

Die Forderung taktvollen Betriebes des evangelischen Religionsunterrichts im Verhältniß zu dem sonstigen Unterricht hat zum selbstverständ-

lichen Correlat die Forderung taktvollen Betriebes des anderen Unterrichts[1]) im Verhältniß zum Religionsunterrichte. Mit diesem taktvollen Betriebe des Unterrichts, dessen Gegentheil beispielsweise vorlag in folgender Aeußerung eines naturwissenschaftlichen Lehrers: „Im Anfang war der Kohlenstoff", ist die geforderte Einheitlichkeit des Bildungs- und Erziehungszieles noch nicht gewährleistet, aber er ist die nothwendige Voraussetzung hierzu.

V.

Da die Lectüre der Oden und Epoden des Horaz auf der Oberstufe höherer Lehranstalten vermöge ihres Inhalts geeignet ist, die anzustrebende Einheitlichkeit des Bildungs- und Erziehungszieles zu gefährden, so muß ihre Ausschließung aus dem Gebiete der Unterrichtsgegenstände höherer Schulen gefordert werden.

Gebildete Christen zu erziehen, das ist, so sagten wir, die Aufgabe der höheren Lehranstalten. Bildung und Christenthum sollen zur unauflöslichen Einheit verbunden werden. Und dies Amalgam der Jugend zu vermitteln liegt uns ob. Bildung faßten wir ausdrücklich in dem weiten Sinn, laut dessen sie die Aneignung derjenigen geistigen Güter ist, welche die bedeutendsten Gemeinschaftsformen der Vergangenheit der Nachwelt als Erbschaft hinterlassen haben. Diese Fassung des Begriffs Bildung schließt die Aneignung der antiken Cultur nicht aus, sondern ein. Indem nun aber das Christenthum in den Mittelpunkt dieser antiken Bildungs- und Culturelemente gerückt wird, entsteht die moderne Cultur in dem besten Sinne, den das Wort hat. Wir dürfen und sollen also unsere Schüler mit dem Bedeutsamen und Charakteristischen der Völker des vorchristlichen Alterthums bekannt machen, sei es, indem wir darüber berichten, sei es, indem wir die hervorragendsten Schriftsteller zu Worte kommen lassen. So lesen wir mit unseren Schülern Homer, Xenophon, Thucydides, Plato, Sophokles, so Caesar, Livius, Tacitus und andere. Freilich wird es auch bei dieser Lectüre nicht selten wünschenswerth oder gar nothwendig sein, daß dem Schüler seitens des Lehrers das Verständniß geschärft wird für den Unterschied zwischen antiker und moderner Sittlichkeit. In diesem Falle wird die Lectüre der antiken Autoren geradezu einen Erfolg aufweisen im Sinne der oben formulirten Aufgabe. Die Voraussetzung hierbei ist aber doch, daß der Inhalt der Lectüre nicht im diametralen Widerspruch steht zu denjenigen Lebensidealen, die, wie wir sagten, den

1) Da, wo der Geschichtsunterricht von einem Lehrer römischer Confession ertheilt wird, ist beispielsweise die größtmögliche Enthaltsamkeit auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte zu verlangen. Ein Uebel bleibt ein solcher Zustand freilich auch dann noch.

Mittelpunkt bilden. Diese Voraussetzung aber ist hinfällig für den Fall der Lectüre der Oden und Epoden des Horaz.[1]) Die Grundsätze der Lebensführung, welche von dem Christenthum und seinen Jüngern vertreten werden, finden sich in den Oden des Horaz als Narrheiten verspottet; und umgekehrt, das Verhalten, welches der Dichter des heiteren Lebensgenusses als Lebensklugheit anempfiehlt, und welches sich in die Worte zusammenfassen läßt: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt", wird von dem Evangelium bekämpft. Die Epoden aber mit ihren pöbelhaften Gemeinheiten, denen gegenüber die Cynismen unserer fortgeschrittensten Naturalisten als harmlos erscheinen, sollten unseren Schülern nicht einmal zugänglich sein. Man könnte sich versucht fühlen, den Einwand zu erheben: die Lectüre des Horaz auf der Oberstufe höherer Lehranstalten diene einer mittels sittengeschichtlicher Bilder zu erreichenden Vertiefung des Urtheils unserer Schüler, habe also eben jene Schärfung des Verständnisses für die Unterschiede antiker und moderner Sittlichkeit zum Zwecke, von der oben die Rede war. Darauf ist indeß zu erwidern, daß der Schüler für diese Art von sittengeschichtlichem Studium noch nicht reif ist. Es würde das auch nichts anderes heißen, als dem Schüler das Böse verleiden wollen dadurch, daß man es ihm recht anschaulich und in den verlockendsten Farben vor Augen führt. Es gibt gewiß keinen Pädagogen, der dieser Art von Erziehung huldigt. Auch darf man dreist behaupten, daß bislang kein Horaz-Lehrer seine Aufgabe in dem Sinne verstanden hat, daß er dem Schüler einzuschärfen habe: hic niger est, hunc tu caveto! Und die Horaz-Lehrer haben von Rechts wegen ihre Aufgabe nicht so verstanden, oder nicht so mißverstanden. Die besten von ihnen haben sich stets auf das eifrigste bemüht, die Feinheiten des Dichters dem Schüler zum Bewußtsein zu bringen; sie haben ihn ästhetisch genußfähig zu machen gesucht, ihn begeistert für jedes dieser kleinen Kunstwerke, die, wenn auch nicht ganz Originale, doch zu den selbständigsten und besten der Copieen gehören sollen. Kurz! sie haben für den Dichter des heiteren Lebensgenusses Sympathie erweckt. Der heitere Lebensgenuß ist aber nur ein Euphemismus für das, was die Schrift als Fleischeslust und Sinnenlust verurtheilt. Und wenn der Dichter auf diesem Gebiete auftritt als milder und kluger Berather, der so wohlklingende Rechtfertigungen zur Hand hat für die Ausschreitungen der Jugend, so thut er damit das Entgegengesetzte von dem, was das Christenthum seinen Jüngern im allgemeinen und uns, den Erziehern der Jugend, im besonderen befiehlt. Oder thut er das nicht, wenn er der Jugend einschärft: Quid sit futurum cras,

1) Doch nicht, wenn mit der allerdings nöthigen Auswahl verfahren wird.
Der Herausgeber.

fuge quaerere et Quem fors dierum cunque dabit, lucro Appone, nec dulces amores Sperne puer neque tu choreas, Donec virenti canities abest Morosa. Nunc et campus et areae Lenesque sub noctem susurri Composita repetantur hora? Heißt es nicht wirklich zwei Pferde vor den Wagen spannen und zwei dahinter, und doch erwarten, daß er sich bewegt, wenn die höheren Schulen in einem obligatorischen Unterrichtsgegenstand einen Autor zu Worte kommen lassen, der auf das Bestechendste die entgegengesetzten Grundsätze der Lebensführung vor den Ohren der Jugend vertritt, welche sie sonst im Religionsunterricht und als Erziehungsanstalt handhabt? Soll die Vorführung christlicher Lebensideale auf den Primaner Eindruck machen, dem vielleicht in der nächsten Unterrichtsstunde ein ganz entgegengesetzter, für seinen natürlichen Menschen viel verlockenderer Rath ertheilt wird? Und haben wir wirklich noch das Recht, uns zu wundern, wenn unter diesen Umständen der Religionsunterricht nach der erziehenden Seite wenig ausrichtet? Es ist deshalb nicht eine exorbitante, sondern eigentlich eine selbstverständliche Forderung, die schon im Interesse der Einheitlichkeit des Erziehungszieles geltend gemacht werden muß: Weg mit den Oden des Horaz aus dem Gebiete der Unterrichtsgegenstände! Denn es handelt sich nicht um diese oder jene Stelle, es handelt sich nicht um Einzelheiten, es handelt sich um ein Princip! Soll das Princip mit einem Namen benannt werden, so heißt es Epicurus; dessen gelehriger und geistvoller Schüler ist Horaz. Wir aber haben den Auftrag, Botschafter zu sein für ein anderes Princip und für einen anderen Meister. So soll denn auch die Jugend der höheren Schulen den Schafen des guten Hirten, und nicht der Schaar des Epicurus von uns zugeführt werden!

VI.

Der evangelische Religionslehrer hat, abgesehen von der den anderen Unterrichtenden ebenfalls obliegenden Pflicht, Bildung den Schülern zu vermitteln, die Aufgabe, „die Jugend in Gottes Wort zu erziehen und sie zu befähigen, daß sie dereinst durch Bekenntniß und Wandel und namentlich auch durch lebendige Betheiligung am kirchlichen Gemeindeleben ein wirksames Beispiel gebe.“

Diese in den ministeriellen Lehrplänen vom Jahre 1892 also formulirte Aufgabe, welche man auch als die erbauende bezeichnen könnte, ist freilich, wenn im besonderen die des evangelischen Religionslehrers, so im allgemeinen die des Lehrercollegiums und des Leiters der Anstalt. Wenn aber Erziehung in Gottes Wort, wenn Bekenntniß und Betheiligung am kirchlichen Gemeindeleben von den protestantischen Christen anders verstanden

wird als von den Christen römisch-katholischer Confession, so ist klar, daß an simultanen Anstalten mit Directoren römischer Confession den evangelischen Religionslehrern behufs Erfüllung dieser ihrer Pflicht das zum Ausgleich nothwendige Maß von Selbständigkeit gewährleistet werden muß.

Kein Unterricht darf sich darauf beschränken, ein bestimmtes Maß von Kenntnissen und von Urtheil, das heißt bloße Verstandesbildung, den Schülern zu vermitteln. In jedem Unterrichtsgegenstande soll die Persönlichkeit des Lehrers hervortreten und auf die Persönlichkeit des Schülers Eindruck gemacht werden. So sprechen die Lehrpläne des Herrn Ministers geradezu von ethischen Unterrichtsfächern. Wenn sie als solche im besonderen Sinne Religion, Deutsch, Geschichte namhaft machen, so bedeutet das nicht, daß in den anderen Unterrichtsgegenständen die Persönlichkeit des Lehrers völlig zurückzutreten hätte, daß der Unterricht da nur stofflich in Betracht käme. Diese Auswahl an der angegebenen Stelle hat nicht den Zweck auszuschließen, sondern hervorzuheben. Eine solche Hervorhebung innerhalb der drei genannten Fächer würde dann weiter dazu führen, den Religionsunterricht als den ethischen Unterrichtsgegenstand κατ' ἐξοχήν zu bezeichnen. Hiermit steht nicht im Widerspruch der allgemein gültige Satz, daß jeder Unterricht in den Dienst der Erziehung zu treten hat. Daher das viel mißbrauchte Schlagwort: Erziehender Unterricht! Richtiger ist es, davon zu reden, daß der Unterricht mittels der Vorstellung auf das Gefühl und auf den Willen, also auf Persönlichkeit und Charakterbildung zu wirken hat. Gilt das von jedem Unterrichte, so gilt es in hervorragendem Maße vom Religionsunterricht. Hier hat man geradezu ein Recht von zwei Seiten des Unterrichts zu reden. Nach der einen Seite hat der Religionsunterricht Bildung im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu vermitteln; nach der anderen Seite hat er erbauend zu wirken. Daß diese erbauende Thätigkeit des Religionslehrers nicht zu bestehen hat in einer Verwechselung seiner Aufgabe mit der des Predigtamtes, davon ist schon die Rede gewesen; auch davon, daß sie, deren Erfolge sich nicht abwägen und abmessen lassen, das Beste des Religionsunterrichtes ist, weil und insofern sie das Herzblut und der lebendige Pulsschlag dieses Unterrichts ist. Gerade deshalb muß als unverbrüchlicher Grundsatz auf diesem Gebiete gelten: Natürlichkeit, ängstliche Vermeidung aller Künstelei!

Auf der Unterstufe höherer Schulen bietet der Katechismusunterricht die beste Gelegenheit, den Schülern nahe zu treten; im besonderen Maße ist das der Fall bei der Besprechung des vierten und achten Gebotes. Die zunehmende Pietätlosigkeit der heranwachsenden Jugend den Eltern und Lehrern gegenüber, ihre Neigung zur Unwahrhaftigkeit und der auch unter sonst wohlerzogenen Schülern verbreitete Glaube, es gebe eine ganze Reihe

von erlaubten Nothlügen im Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, dürfen seitens des Religionslehrers nicht unbeachtet bleiben. Das sechste Gebot gilt vielen Lehrern als ein Noli me tangere. Sie begnügen sich damit, den Wortlaut samt der Lutherschen Erklärung lernen und aufsagen zu lassen. Sie versichern eifrig, durch jedes weitere Wort bringe man die Jugend erst auf böse Gedanken. Wenn dem so wäre, dürfte man das Gebot überhaupt nicht lernen lassen. Ob es zweckmäßig ist, daß dieses Gebot mit den übrigen von den jüngsten Schülern der Unterstufe bereits gelernt wird, kann in der That zweifelhaft sein. Dem Knaben dieser Altersstufe es ans Herz zu legen, daß sie keusch und züchtig leben in Worten und Werken, wird in der Regel überflüssig und deshalb schädlich sein. Anders ist es mit Classen in einem Durchschnittsalter, bei welchem bestimmte Verirrungen hervorzutreten pflegen. Warnung vor unreinen Gedanken, unreinen Worten und Werken ist die Kehrseite der Verheißung: „Selig sind, die reines Herzens sind." Bei der Jugend vorgeschrittenen Alters sollten wir ohne Prüderie noch weiter gehen. Die Auslegung des Römerbriefes bietet eine willkommene Gelegenheit. Der Apostel spricht davon, daß Griechen und Römer sich nicht nur geschlechtlichen Verirrungen hingegeben, sondern sogar diese Versündigungen als harmlose und erlaubte Lebensgenüsse betrachtet hätten. Leider steht die Jugend unserer sogenannten besseren Stände heute wieder auf diesem Standpunkt, und unsere älteren Schüler, die da genug Anknüpfungspunkte haben, denen ja auch die Lectüre des Horaz dieselben Anschauungen vermittelt, geben uns sehr häufig Veranlassung zu einer argumentatio ad hominem. Das führt uns zu der Frage, inwiefern Disciplinarfälle von dem Religionslehrer benutzt werden sollen. Ich möchte antworten: mit möglichster Zurückhaltung! Schon deshalb, damit der Schüler, der ja bereits vermahnt und bestraft ist, nicht das Gefühl hat: Bis in idem! Auch stumpfen häufige Ermahnungen dieser Art ab.

Aber es handelt sich bei jener erbauenden Thätigkeit des Religionsunterrichtes nicht bloß um Strafen, Drohen, Ermahnen. Damit, daß die Luftschlösser, Sandbauten, Kartengehäuse vor den Ohren unserer Schüler als das aufgedeckt sind, was sie in Wahrheit sind, ist noch kein Ersatz geschaffen. Der kluge Mann baut sein Haus auf einen Felsen, und dieser Felsen heißt Jesus Christus. So sollen wir, um mit dem Apostel Paulus zu reden, Christus in uns eine Gestalt gewinnen lassen. Und diese Gestalt wird zu einem Zeugniß werden für unsere Schüler. Aber der protestantische Christ kann es nicht anerkennen, daß die Ausübung dieser Thätigkeit die besondere oder wenigstens die ausschließliche Pflicht des Religionslehrers sei. Jeder Lehrer hat sie zu üben, und sie bleibt nicht auf den Unterricht beschränkt. Nun aber gibt es ein Mittleres, das zwar nicht Unterricht

ist, aber doch mit der Unterrichtsanstalt in enger Verbindung steht: die gewöhnlichen und außergewöhnlichen Schulandachten, die seitens der Schule ergehende Anregung zum Kirchenbesuche, etwaige Abendmahlsfeierlichkeiten innerhalb des Schulkörpers. Diese Seite haben wohl die Lehrpläne vom Jahre 1892 im Sinne, wenn sie bei der Formulirung der Aufgaben des evangelischen Religionsunterrichts die Worte voranschicken: „unterstützt von der Gesammtthätigkeit der Schule". Die Gesammtthätigkeit wird repräsentirt durch den Leiter der Anstalt. Zu gleicher Zeit ist mit diesen Worten auf den obersten Grundsatz protestantischer Frömmigkeit, auf das Priesterthum aller Gläubigen, hingewiesen. Die Schulandachten also sollen nicht bloß von dem Religionslehrer der Anstalt abgehalten werden. Und es ist eine außerordentlich wesentliche Unterstützung der Ziele des evangelischen Religionsunterrichts, wenn die Anregung zum Kirchenbesuch durch das Beispiel der übrigen Lehrer getragen wird.

Im besonderen möchte ich noch bemerken, daß ich unter Berufung auf den Grundsatz: Multum, non multa! gegen tägliche Schulandachten bin. So gut sie auch gemeint sein mögen, dem Erfolg nach sind sie nicht selten eine Profanirung des Heiligen. Das liegt begründet in der Kürze der Zeit, die dafür naturgemäß zur Verfügung steht; es liegt in dem weiteren Umstande begründet, daß bei der Sitte täglicher Schulandachten jeder Lehrer häufig in die Lage kommt, sie zu halten. Da ist kaum eine besondere Vorbereitung zu verlangen. Es ereignet sich dann wohl, daß von ein und demselben ein für allemal ein Psalm, ein Gebet, ein neutestamentlicher Abschnitt, auch ein Liedervers ausgewählt ist und vorgetragen wird. Dieses Einerlei wirkt abstumpfend und schließlich profanirend.

Ganz anders ist es, wenn in der Woche zwei Andachten abgehalten werden, am ersten und am letzten Schultage, in deren Mittelpunkte etwa eine kurze Ansprache über die Epistel oder das Evangelium des Sonntags steht. Diese Wochenandachten müssen von allen evangelischen Schülern der Anstalt besucht werden; ich will damit sagen, daß der Stundenplan so eingerichtet sein muß, daß am Montag und Sonnabend früh alle evangelischen Schüler anwesend sind. Im weiteren erscheint es mir als selbstverständlich, daß jeder Schulabschnitt mit einer Schulandacht begonnen und geschlossen wird.

Was den Kirchenbesuch anlangt, so soll sich die Schule auf eine Anregung beschränken. Diese Anregung muß aber in vielen Fällen einen recht dringlichen Charakter annehmen. Schüler, vor allem der mittleren Classen, sind noch nicht reife Christen. Sie müssen zum Genuß der evangelischen Freiheit erst herangezogen werden, nach dem Paulinischen Satze: „Das Gesetz ist der Zuchtmeister auf Christus hin." Schüler der unteren Classen

gehören überhaupt nicht in die Kirche, sondern in den Kindergottesdienst. Besser aber als die dringendste Aufforderung zum Kirchenbesuch wirkt das Beispiel des Lehrercollegiums. Es wäre schön, wenn jedes Mitglied jedes Lehrercollegiums sich diesen Thatbestand vor Augen hielte und aus freier Entschließung darnach handelte. Das ist nun nicht immer der Fall. Andrerseits kann von einem amtlich auszuübenden Zwange gegenüber dem Lehrercollegium keine Rede sein. Da tritt denn die gute Sitte ergänzend ein, der sich auch die Gleichgültigeren zu fügen pflegen. Es ist an vielen höheren Lehranstalten Brauch, daß der Kirchenbesuch der Schüler der Reihe nach von den Mitgliedern des Lehrercollegiums beaufsichtigt wird. Die taktvolle Conservirung dieses Brauches ist mit die Aufgabe des Leiters der Anstalt. Können Sie aber von einem Director römisch-katholischer Confession verlangen, daß er in dieser Beziehung thätig sei? Und andrerseits: was glauben Sie wohl, daß aus diesem Brauche wird, wenn ein neu ernannter Director römischer Confession erklärt, wie es übrigens sein Recht und seine Pflicht ist, um die Beaufsichtigung des Kirchenbesuches der evangelischen Schüler könne er sich nicht kümmern? Ich kann Ihnen ganz genau sagen, was unter den obwaltenden Verhältnissen in dem angegebenen Falle aus diesem Brauche wird: er schläft ein. Sehr zum Schaden der Sache! wie Sie mir ohne weiteres zugeben werden. Aber auch gegen das ausdrücklich durch die ministeriellen Lehrpläne also formulirte Ziel des evangelischen Religionsunterrichts: „die Jugend zu befähigen, daß sie namentlich auch durch lebendige Betheiligung am kirchlichen Gemeindeleben ein wirksames Beispiel gebe", woran ich Sie doch besonders erinnern möchte! Und nun, meine Herren, lassen Sie mich in dieser Richtung auch ein Wort über die evangelischen Schulandachten sprechen. Der Leiter der Anstalt hat sie zu überwachen, das ist gar kein Zweifel. Aber ist es einem Leiter, der selber an diesen Andachten kein persönliches Interesse hat, nicht daran theilnimmt, zu verargen, wenn er nicht besonders darüber nachdenkt, auf welche Weise diese Andachten, entsprechend den Forderungen der Lehrpläne, eine Unterstützung der Thätigkeit des evangelischen Religionsunterrichtes werden können? Und wiederum: ist es in Ordnung, wenn aus solchen büreaukratischen Gründen die Sache selbst Schaden nimmt? Sie werden antworten: der evangelische Religionslehrer hat dafür zu sorgen, daß das nicht geschieht. Jawohl, meine Herren, das ist auch meine Meinung! Der evangelische Religionslehrer kommt aber unter den obwaltenden Verhältnissen seinem römisch-katholischen Director gegenüber in eine sehr unangenehme Lage. Die in den bescheidensten Formen vorgebrachten Erinnerungen beispielsweise, daß das neue Jahr nicht ohne Sang und Klang begonnen werde, daß alle evangelischen Schüler der Anstalt bei den beiden Wochenandachten zugegen sein müssen, werden leicht als

eine Anmaßung empfunden. Der Director hört aus diesen Erinnerungen einen Tadel heraus. Der lästige Mahner wird ihm widerwärtig. Andere Folgen will ich hier nicht weiter ausmalen. Jedenfalls hat der evangelische Religionslehrer ein Recht zu verlangen, daß er aus diesem unangenehmen Dilemma befreit werde. Wichtiger als das Recht des evangelischen Religionslehrers ist das angestrebte Ziel, dessen Erreichung durch büreaukratische Formalitäten und Fictionen nicht verhindert werden darf. Denn das halte ich für eine büreaukratische Fiction, den römisch-katholischen Leiter einer Anstalt verantwortlich dafür zu machen, daß die Ziele des evangelischen Religionsunterrichts erreicht werden.

Wir faßten die Aufgabe des Unterrichts nach der erbauenden Seite in die Formel zusammen: Christus in sich eine Gestalt gewinnen lassen und davon vor den Schülern Zeugniß ablegen! Es kann sein, daß der römisch-katholische Christ und Director diese Formel für sich annimmt. Jedenfalls muß er, wenn er dogmatisch correct ist, etwas anderes darunter verstehen als der protestantische Christ. Der Gehorsam gegenüber den sogenannten kirchlichen Geboten, um ein Beispiel zu nennen, gehört für ihn mit dazu. Der protestantische Christ kennt besondere Kirchengebote nicht, er wendet auf diese Seite der römischen Frömmigkeit den Satz des Heilandes an: „Der Sabbath ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbaths willen." Der Protestantismus anerkennt allerdings ausdrücklich die Zugehörigkeit der römischen Confession zur allgemeinen christlichen Kirche, dahingegen ist das Umgekehrte bekanntlich nicht der Fall. Wir haben also den wunderlichen und verhängnißvollen Widerspruch, daß ein Mann amtlich verantwortlich gemacht wird für die Erreichung von Zielen, der, wenn er correcter römischer Christ ist, diese Ziele nicht nur zu mißbilligen, sondern ihnen entgegenzuarbeiten hat. Das ist der Thatbestand, und ich habe es für meine Pflicht gehalten als evangelischer Religionslehrer, diesem Thatbestande gegenüber Bedenken zu äußern und Forderungen geltend zu machen. Dabei mag wohl Gegenstand der Sehnsucht frommer Christen sein, daß wieder wahr werde, was einst gewesen ist: Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch allen und durch euch alle und in euch allen!

Gnesen. Oberlehrer Dr. Kuttner.

Wie hat der Geistliche das Decorum in und außer dem Amte zu wahren?

Das Decorum, von dem wir hier sprechen wollen, ist ein von dem Adjectiv decorus abgeleitetes Substantivum und heißt das Schickliche, Passende, — auch die Schicklichkeit, der Anstand, die Würde. Die Frage liegt nahe, ob es ein besonderes decorum pastorale überhaupt gibt.

Insofern jeder Stand von seinem Träger fordert, daß er das demselben Schickliche und Passende, den Anstand in und außer seinem Amte wahrt, insofern die evangelische Kirche nicht wie die katholische einen besonderen von den Laien streng geschiedenen Priesterstand hat — gibt es ein pastorales Decorum nicht. Insofern der geistliche Stand aber der Träger und Diener des Heiligsten ist, insofern er lehrend, mahnend, warnend die Kanzel betritt und am Altar die Sacramente verwaltet, insofern er auch außer dem Amte nicht erziehend nur, sondern als Führer der Gemeinde vorbildlich auftritt, erhält die Wahrung des Decorum bei keinem Amte eine solche Bedeutung wie bei dem geistlichen. Ja dieselbe wird zur Nothwendigkeit für eine gesegnete pastorale Wirksamkeit, zur Bedingung der persönlichen Achtung des Geistlichen. Und je mehr eine Zeit, welche den Ruhm des fin de siècle darin sucht, um mit Heine zu reden dem sterbenden Christengott das Lügenglöcklein zu läuten und als Glöckner dieses Lügenglöckleins in Presse und Gesellschaft diejenigen verdächtig zu machen sucht, die im geistlichen Stande den „bequemsten Broterwerb" suchen, um so ängstlicher müssen die Vertreter dieses Standes darauf bedacht sein, durch die Verwaltung ihres Amtes und ihr Auftreten außerhalb desselben die wahre Würde ihres Standes gerade dieser Zeit und diesen Angriffen gegenüber aufrecht zu erhalten. Denn das muß offen ausgesprochen werden: kein Socialist, kein fanatischer Gegner der Kirche und ihrer Diener kann dem Ansehen des geistlichen Standes so gefährlich werden wie derjenige Vertreter dieses Amtes, der von der wahren inneren Würde und dem heiligen Ernst seines Berufs so wenig durchdrungen ist, daß er gerade den Feinden desselben allenthalben willkommenen Anlaß zu Angriffen gibt.

Wie wahrt der Geistliche das Decorum seines Standes?

Wenn man Tausende der vortrefflichsten Regeln und Vorschriften hierfür aufstellte und das Eine fehlte: das innerliche Christenthum des Geist-

lichen, das heilige Durchdrungensein von der Liebe zu seinem Heiland, unbedingte Wahrhaftigkeit in und außer dem Amte, — Worte wären es, nichts als Worte. Ein Einlernen, eine mechanische Erfüllung solcher Regeln ist nicht möglich; man kann nicht geben aus fremdem Besitzthum, ohne daß die Entwendung in die Augen springt, nicht zeugen von dem, was man selbst nicht hat, ohne als Heuchler zu erscheinen, oder im besten Falle als — betrogener Betrüger.

Eine Weile kann man vielleicht nach außen hin täuschen; dann aber wird das erborgte Gewand des Decorum fadenscheiniger und fadenscheiniger, bis die häßliche Blöße verletzend aus ihm entgegenschimmert und es nur um so offenbarer wird, weß Geistes Kind sein Träger ist.

Nur kein Decorum annehmen wollen, das zu dem innersten Wesen in schreiendem Widerspruch steht; das Lammeskleid allein thut es nicht. „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen; wenn es nicht aus der Seele dringt", dies Dichterwort bleibt eine gefährliche Wahrheit nicht nur für die Predigt des Geistlichen, nein, für sein ganzes Auftreten und Verhalten in und außer dem Amte.

Aufrichtige Liebe zu Christus und zu seinem Dienst im Amte, das ist die Quelle des richtigen Decorum in der Kirche. Herzliche Charitas den Gemeindegliedern, warme Collegialität den Amtsbrüdern gegenüber und — ein kurzes aber inhaltreiches Wort: — Takt, das ist die Triebfeder zu einem richtigen Verhalten außerhalb des Dienstes. Für beide aber gleich wichtig ist die specifisch christliche Tugend der Demuth, jene Tugend, wie Thomas a Kempis sie definirt, vermöge welcher der Mensch durch die gründlichste Selbsterkenntniß sich selber gering achtet. Nur wer diese Demuth lernt und übt, wird die Eigenschaften besitzen, die keinem so wohl anstehen und so nothwendig sind wie dem Geistlichen: er wird streng sein gegen sich selbst, versöhnlich gegen andere, friedfertig und wahrhaftig. „Wie rein sollten die Hände sein", sagt Thomas, „wie lauter der Mund, wie unbefleckt das Herz des Predigers."

Dies mußte vorausgeschickt werden, bevor wir uns zu einer in die Einzelheiten gehenden Beantwortung der Frage anschicken: Wie hat der Geistliche das Decorum in und außer dem Amte zu wahren? Nur aus einer schönen Innerlichkeit kann schöne Aeußerlichkeit kommen. Gehen wir nun zu dieser über und sprechen von dem Decorum des Geistlichen im Amte.

I.

Die Kirche ist das Amtsfeld des Geistlichen, — eine bestimmte, sichtbare Kirche, für deren Dienst er berufen ist. Diese seine Kirche aber wurzelt wie jede sichtbare Kirche in der Einen unsichtbaren, deren Haupt Christus

iſt und deren Glieder alle wahrhaft Gläubigen ſind; ſie iſt ihr Lebensgrund und ihre Glaubensquelle. Wie man ſichtbare und unſichtbare Kirche wohl unterſcheiden, aber nicht von einander trennen kann, ſo iſt untrennbar auch das Amt des Geiſtlichen als Diener der ſichtbaren Kirche von dem als Diener der unſichtbaren. Nur wer ſich als ſolch ein Diener der unſichtbaren Kirche und ihres Hauptes Chriſti fühlt, wer aus ihrer Gnadenhand alle Rechte und Pflichten ſeines Amtes empfängt, wird ein treuer Diener der ſichtbaren Kirche ſein in Liturgie und Predigt, in Amtshandlungen und Sacramentsverwaltung.

Da aber im Sichtbaren naturgemäß das Sichtbare eine bedeutende Rolle ſpielt, ſo ermahnt Paulus den Timotheus nicht nur ein treuer Glaubenskämpfer zu ſein, ſondern auch als ein guter Kriegsmann Jeſu Chriſti oder, wie Weſtermeier überſetzt, als „ſchmucker" Soldat Jeſu Chriſti ſich zu zeigen.

Zu einem ſchmucken Soldaten aber gehört zuerſt, daß ſein Aeußeres ſchmuck, ſeine Uniform in guter Ordnung und von tadelloſer Beſchaffenheit ſei. — Die Uniform des Kriegsmanns Jeſu Chriſti in der evangeliſchen Landeskirche iſt Talar, Barett und Bäffchen.

Zu kurze Talare, wie man ſie ſo oft ſieht, widerſprechen ſchon dem Worte: tunica talaris heißt ein bis an die Knöchel reichendes Gewand. Aber auch nicht zu lang darf der Talar ſein, damit ſein Träger nicht bei jeder Gelegenheit über ihn ſtolpere und ihn ängſtlich aufnehmen müſſe, was bei vielen Geiſtlichen ganz eigenthümlich ausſieht und in Verbindung mit einem trippelnden Gang einen altmodiſchen, faſt zimperlichen Eindruck hervorruft. Auch trage man im Winter nicht einen zu dicken und ſteifen Ueberzieher unter dem Talar. — Daß die Amtstracht nicht abgeſchabt oder unſauber ausſehen darf, das brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen, aber warnen möchte ich hier vor einer gerade den Talaren gegenüber vielgeübten Sparſamkeit; nirgends kann ſie ſchlechter angebracht ſein; ein Geiſtlicher in einem altmodiſchen, abgetragenen, altersglänzenden Talare widerſpricht zu grell dem Bilde des ſchmucken Kriegsmanns, wie Paulus ihn fordert.

Das Bäffchen ſei eben ſo ſauber als einfach — nicht beſtickt mit Engelsköpfchen oder derartigen hier wenig angebrachten Dingen.

Sieht man aber oft ſchon die wunderſamſten Talare, die geſchmackloſeſten Bäffchen, welche Ungeheuer von Baretten ſtellen ſich einem dar. Ein einfaches, nicht zu hohes, nicht zu niedriges, nicht abgegriffenes Sammetbarett ſollte jeder Geiſtliche beſitzen! Was den Gruß mit dem Barett betrifft, ſo trete ich für den militäriſchen ein — es macht ſich wunderbar, wenn der Geiſtliche alle Augenblicke das Barett vom Kopfe zieht. Ich bin aber der Meinung, daß die Grüße im Ornate viel mehr beſchränkt

werden müßten als es heute der Fall ist. In einer Trauerkutsche grüße man unter allen Umständen nur dann, wenn man zuerst gegrüßt wird — im Leichengefolge überhaupt nicht. Die Grüße der Vorübergehenden oder der den Hut auf dem Kirchhofe Lüftenden gelten dem Sarge oder den Hinterbliebenen; der Geistliche hat dafür nicht zu danken.

So viel über die Kleidung des Streiters Jesu Christi; nun zu seinem Dienste!

Der Dienst des Streiters Jesu Christi heißt *λειτουργία*. Wir sind bei der „Liturgie". Sie wird noch viel zu stiefmütterlich bei uns behandelt — weniger von der Kirche und ihrer Behörde, als von den einzelnen Geistlichen, die mit ihrer Abhaltung betraut werden. Ueber das Decorum bei der Liturgie zu sprechen ist um so wichtiger, je weniger Anweisungen die Evangelische Kirche ihren Dienern hier ertheilt, während bekanntlich die katholische Kirche ein großes Gewicht auf das Aeußerliche legt und jede Bewegung, Drehung, Verbeugung, jeden Handgriff ihren Priestern vorschreibt.

Wie erhaben das Wort Liturg ist, das geht aus Hebr. 8, 2 hervor, wo der zur Rechten des Vaters erhöhte Heiland „ein Liturg des himmlischen Heiligthums und der wahrhaftigen Stiftshütte" genannt wird, welche Gott aufgerichtet hat und kein Mensch. — Aehnlich haben auch die Apostel ihren geistlichen Dienst aufgefaßt; — in diesem Sinne sollte sich der Geistliche vorbereiten, der vor der versammelten Gemeinde die Liturgie zu lesen hat. An ihr liegt es nicht, wenn sie in so vielen Kirchen zum Nebensächlichen gehört und es zur Gewohnheit gehört, erst nach ihrer Verlesung zu erscheinen; nur der Geistliche, der sie unwürdig hält, kann sie zum Nebensächlichen herunterstempeln, — und daß es in der evangelischen Landeskirche solcher Geistlichen genug gibt, ist leider nicht zu leugnen. — Schweigen will ich von jenen Liturgen, die es über das Herz bringen, mit kaum gekämmten Haaren, schmutzigen Schuhen, halb zugeknöpftem Talare, ungeordneten Bäffchen vor den Altar Gottes zu treten; aber da schon ist von der Wahrung des liturgischen Decorum keine Rede, wo die Geistlichen eilfertig, zerstreut, ungesammelt an den Altar treten, sich nach flüchtigem Gebet an diesen mit größter Nonchalance lehnen, die Gemeinde mit unverhohlener Neugierde mustern und nun ihre Liturgie mit solcher Hast herunterssprechen, daß sie den Eindruck hervorrufen, als dächten sie an nichts anderes, als möglichst bald mit ihrem Amte fertig zu sein.

Wie wahrt der Geistliche das liturgische Decorum? Was hat er seinerseits zu thun, um diesem erhabenen Dienst in unserer Landeskirche zu der ihm gebührenden Stellung zu verhelfen?

Zuerst sei er würdevoll schon in seiner Erscheinung. Ein Liturg als der Botschafter Gottes sollte nichts an sich haben, was die feierliche Weihe

ſtört. Darum war im Alten Teſtamente vorgeſchrieben, daß nur vollkommen geſtaltete Prieſter amtiren dürften. Dieſer Standpunkt iſt überwunden. Die Würde beſteht nicht in der ſchönen Geſtaltung, — ich kenne unſcheinbare, ja ich kenne häßliche Prediger, die, ſowie ſie den Altar betreten, von einer ſolchen Würde und Weihe umgeben ſind, daß einem der Gedanke, ob der betreffende Liturg wohlgeſtaltet iſt oder nicht, gar nicht in den Sinn kommt.

Auf die Weihe kommt es an, in der man zum Altar ſchreitet, auf die Würde, mit der man dort als Botſchafter Gottes ſeinen Dienſt verrichtet, — auf etwas anderes nicht.

Man gehe nicht nur vor der Predigt mit ſich in die Stille, ſondern auch vor der Liturgie, — man ſammle ſich, verbanne jeden zerſtreuenden Gedanken und ſuche die Herrſchaft über ſich zu gewinnen; nur dann wird man auch äußerlich geſammelt und würdevoll erſcheinen, nur dann in Gang, Haltung und Vortrag das liturgiſche Decorum zu wahren wiſſen.

Die Agende in der Linken, ſchreite der Geiſtliche in feierlichem Gange auf den Altar zu. Das Auge geſenkt, die Haltung weder gebeugt noch gar zu ſteif oder mehr Strammheit als wirkliche Würde hervorkehrend — wie überall, ſo iſt auch hier das Natürliche das Beſte! Aufrecht und frei ſei ſeine Haltung! So gehe er nach altteſtamentlicher Vorſchrift auf die Mitte des Altars zu, von dort aus ſeine Stufen zu beſteigen, nicht etwa planlos und irrend und irgendwo von der Seite verſtohlen auf den Altar ſchleichend.

Aufrecht und frei ſei ſeine Haltung nun auch während des liturgiſchen Vortrags — nicht an den Altar gelehnt und die Blicke überall umher ſendend; ruhig, ernſt, geſammelt leſe er die Liturgie, ſo daß die Gemeinde von ſeiner Andacht zu gleicher Andacht bewegt wird und in dem Liturgen das ſieht, was er ſein ſoll: den Geſandten, der von der Geſammtkirche zur göttlichen Majeſtät abgeſandt und von dieſer erhört wird. „Wie kannſt du verlangen, daß Gott dir Gehör giebt, wenn du dich ſelbſt nicht hörſt", ſagt Cyprianus. Und von Vincenz von Paula erzählt man, er habe die heilige Meſſe mit ſolcher Inbrunſt geleſen, daß die Anweſenden des öfteren ausriefen: „Das iſt ein Heiliger, ein Engel!" Der Liturg ſoll durch ſeinen Vortrag nicht nur andere, nein ſich ſelbſt erbauen, und nur wer das wärmende Feuer in ſich trägt, kann es ausſtrahlen laſſen auf die Gemeinde!

Wie ſchön iſt unſere Liturgie und um ſo werthvoller, je weniger oft die nachfolgende Predigt Erbauliches bietet. Freilich ſie richtig zu halten, erfordert viel Weisheit, göttliche Weihe und viel feinen Takt. Sie iſt oft ſchwerer zu halten als eine Predigt, weil ſie ein ganz eigenes Talent verlangt. Worin beſteht dieſes Talent?

Zuerst in der Demuth, mit welcher der Liturg das eigene Ich ganz zurücktreten läßt, in der Hingabe an das lebendige Wort Gottes. Dieses Zurücktreten der eigenen Persönlichkeit hinter der Weihe der Sache wird immer noch zu wenig betont und geübt. Hierin aber gerade zeigt sich der christliche Takt des Liturgen. — Sodann besteht das liturgische Talent vor allem in dem Vortrag. Ist der Geistliche hier nur Mittler zwischen Gott und seiner Gemeinde, so darf sich in dem liturgischen Vortrag die Individualität in keiner Weise hervordrängen, selbst nicht einmal in irgendwelchen willkürlichen Betonungen, zu denen beispielsweise das neue allgemeine Kirchengebet leicht verführen kann. Daß ich damit einem gefühllosen, monotonen, gar pathetischen Vortrag nicht das Wort reden will, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Im Gegentheil, der liturgische Vortrag soll zeugen von einem Mitfühlen, Miterleben des Geschriebenen — aber immer in jener bescheidenen Reserve, in der das Individuum nicht declamatorisch gestaltend in den Vordergrund tritt, sondern in jener demüthigen Hingabe des eigenen Subjekts an das erhabene Objekt, in welcher der sprechende Liturg gleichsam innerlich zu stehen scheint: „Herr rede — dein Knecht höret!“ in welcher er so als Mittler sich fühlt, daß man seine Persönlichkeit ganz vergißt und nur diesen hört. — Keine amtliche Function des Geistlichen stellt an seinen Vortrag so hohe und gerade so specifisch pastorale Anforderungen als die Liturgie; die Vereinigung einer lebendigen Hingabe des ganzen Ich, einer ausdrucksvollen, anfassenden Betonung mit selbstvergessender Hintansetzung der Persönlichkeit und einer keuschen Decenz, die über jedem Worte liegt, macht jenes Eigenartige des liturgischen Vortrags aus, das mich berechtigt, von einem liturgischen Talente zu sprechen. Wer je einen der wenigen gottbegnadeten Liturgen gehört hat, die unsere evangelische Kirche überhaupt besitzt, wer sich bemüht hat, bei dem eigenen Abhalten der Liturgie ihnen nachzueifern, der versteht mich.

Dabei habe ich erst von der Grundforderung des liturgischen Vortrags gesprochen. Viel schwerer als von der Gleichgültigkeit und Monotonie desselben ist es für die meisten Liturgen, sich frei zu machen von einem gespreizten salbungsvollen Pathos, das nirgends so störend wirkt wie in der Liturgie. Auch hier wieder gilt es: nur nichts hineintragen wollen in den Vortrag, was nicht aus der Seele kommt — nur kein gekünsteltes, gemachtes, karrikirtes Decorum! Frische, unmittelbare Natürlichkeit, mit innerer Weihe verbunden, das macht den feierlichen Anstand des Liturgen aus, — inneres Leben und äußerliche Ruhe, das kennzeichnet seine königliche Würde. Darum sind auch Gesten und Bewegungen außer den vorgeschriebenen bei der Liturgie zu vermeiden; das Umherblättern, Auf- und Zuschlagen in der Agende ist möglichst einzuschränken, und wo dies, wie bei unserer neuen

Agende, nicht immer angängig ist, da geschehe es ohne Hast und Nervosität und knisterndes Geräusch.

Einzelne Vorschriften für die Abhaltung der Liturgie zu geben, wie es vielfach geschieht, ob z. B. der Geistliche bei dem Gruße: „Der Herr sei mit Euch“ eine „andeutende“ Neigung gegen die Gemeinde zu machen hat, halte ich für überflüssig und unzweckmäßig, auch stehen sie schon außer dem Rahmen des liturgischen Decorum, und nur dieses festzustellen, soll meine Aufgabe sein.

Wohl aber möchte ich noch ein Wort über den liturgischen Gesang des Geistlichen sagen. Wer eine edle, ausgiebige Stimme hat, dem möchte ich denselben allenfalls gestatten, — ich sage allenfalls, denn bei der Abendmahlsliturgie z. B. erscheint mir der Gesang der Einsetzungsworte des Herrn immer ein wenig opernhaft; der Herr hat sie doch selbst gesprochen; sollten sie in edler, feierlicher Sprache wiedergegeben nicht viel natürlicher wirken? Das Vaterunser und gar der Segen gesungen, macht auf mich vollends einen affectirten und stark katholischen Eindruck. Hierüber könnte man freilich bei guter Stimme des Liturgen verschiedener Meinung sein; ein Verbrechen aber an jedem gesunden Geschmack, eine Verletzung des liturgischen Decorum, wie sie ärger nicht gedacht werden kann, tritt dann ein, wenn ein Geistlicher mit unvollkommener, mühsam forcirter, krächzender und sich überschlagender Stimme diese herrlichsten Stücke der Liturgie herunterfingt.

Ich habe bei dem liturgischen Decorum etwas lange verweilt, aber mit voller Absicht, denn in ihm sehe ich das grundsätzliche, wenn ich so sagen darf das aprioriſche Decorum des Geistlichen im kirchlichen Amte, weil dasselbe die immer wiederkehrende Basis bildet, auf der er in allen anderen amtlichen Functionen steht, deren größter Bestandtheil stets die liturgische Ausgestaltung ist. Aber noch aus einem anderen Grunde habe ich es gethan. Dieser liegt in der vorhin schon berührten Geringschätzung, mit welcher man in manchen Gemeinden dieser Perle des Gottesdienstes begegnet. Und wenn nun inmitten dieser Ausführung die Bilder so mancher Pastoren vor meine Seele treten, welche ohne jede innere Vorbereitung, ohne den leisesten Schein innerer Weihe auf Antlitz und Gestalt in die Kirche kommen, während des letzten Verses in ungezügeltem Sturmschritt oder feierlichem Leichentempo, die Agende hier schlenkernd in der Hand, dort krampfhaft sie gegen den Magen drückend, an den Altar treten, und nun, nachdem sie sich möglichst geräuschvoll geschnaubt und die Bäffchen in Ordnung gezupft haben, den Körper hin und her wiegend, mit bald wimmerndem, bald salbungsvollem Tone die herrliche Liturgie herunterhaspeln; wenn ich denke gar an jene Species von Pastoren, die, wenn sie nachher die Predigt zu halten haben, die Liturgie mit vornehmer Herablassung als

etwas ganz Nebensächliches ohne die geringste Betonung dahinsprechen, nur um nachher in der Predigt um so mehr die Bewunderung zu erregen und sich dadurch, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, zu jenen mißlichen Komödianten-Virtuosen herabwürdigen, die bei ihrem ersten Auftreten auch möglichst gleichgültig und nonchalant sprechen, nur um nachher desto mehr zu überraschen; wenn ich daran denke, wie schwer die gewissenhafte Wahrung des Decorums bis in seine kleinsten Theile gerade in der Liturgie ist, wie nothwendig sie ist, und wie unverantwortlich leicht man es nur zu oft gerade hier mit seiner Verletzung nimmt, dann erscheint mir ein ernstes Dringen und Pochen auf die subtilste und peinlichste Beachtung des Decorums für keine geistliche Funktion so wichtig wie für die liturgische.

Ich habe es daher auch nie verstanden, daß Gemeinden oder Körperschaften, wenn es sich um die Berufung eines Pfarrers handelte, die Liturgie mit ruhigem Gewissen von einem ihrer bereits angestellten Prediger halten ließen und ihr ganzes Augenmerk für den neu zu wählenden Geistlichen nur auf dessen folgende Probepredigt wandten. Gerade die Abhaltung der Liturgie sollten sie zuerst von ihm verlangen; — hier wird es offenbar, weß Geistes Kind er ist und was sie von ihm als Diener der Kirche zu erwarten haben.

Kürzer darf ich mich jetzt bei der Wahrung des Decorums in Predigt, Taufe, Confirmation, Trauung und Begräbniß fassen, zumal ich bei dem liturgischen Decorum schon viel von dem vorausgenommen habe, was auch hier zu sagen wäre.

Zuerst die Predigt! Mit derselben Weihe, die ihren sichtbaren Spiegel findet im ernsten Antlitz wie in der ganzen Erscheinung, betrete, wie der Liturg den Altar, der Prediger die Kanzel, — gemessen der Gang, majestätisch die Ruhe der Haltung. Auf der Kanzel schlage er zuerst ohne jegliches Herumblättern oder Suchen die Bibel auf, dann neige er das Haupt zum Gebet. Wenn jetzt einige praktische Theologen in ihren homiletischen Schriften darüber rechten, ob eine kurze Verneigung vor der Gemeinde oder gar dem Patron hier angebracht wäre, so muß ich für mein Theil gestehen, daß ich nicht weiß, wie überhaupt ein Geistlicher auch nur auf solch einen Gedanken kommen sollte. Durch seine Ausführung jedenfalls wäre die gröblichste Verletzung jedes kirchlichen Decorums nach meiner Meinung bereits vollzogen. Nur vor Gott darf sich der Geistliche auf der Kanzel beugen. Ob er dies knieend thut, oder das Haupt auf die gefalteten Hände neigt, oder es nur auf die Brust senkt, ist lediglich Gefühlssache und dem Ermessen des Einzelnen überlassen; — verfehlt wäre schon der Versuch, hierüber irgendwelche Vorschriften geben zu wollen. Nur nicht hier schon beim Eingang in das Heiligthum so viel Manierirtes und Gemachtes, — gerade hier viel-

mehr der Eindruck einer ernsten, würdigen, christlichen Persönlichkeit, die in der Weihe des heiligen Geistes vor die Gemeinde tritt, sie mit der Andacht zu erfüllen, die sie selber in tiefster Seele trägt.

Vom Inhalt der Predigt habe ich wenig zu sprechen, — mehr aber von der Redeweise, den Gesten, der Haltung.

Einfach in Ton und Ausdruck sei der Vortrag, auf das ängstlichste sich fern haltend von jener antiquirten, unnatürlichen Sprechweise, die man allgemein als Kanzelpathos bezeichnet. Es gibt thatsächlich Prediger, die ihr Organ, ihre Ausdrucksweise, ja ihre Aussprache meinen verändern zu müssen, sowie sie die Kanzel betreten. Jede Unnatürlichkeit und jede Manierirtheit verstößt aber an sich schon gegen das Decorum und thut dies nie so empfindlich wie gerade auf der Kanzel und am Altar. Vor allem aber hüte man sich, in den Gesten gegen das Decorum zu fehlen. Es ist etwas Schweres um die Gesten auf der Kanzel; es verhält sich mit ihnen anders als mit den liturgischen Gesten. Diese dürfen, ja müssen unterbleiben, — ein lebendiger Kanzelvortrag aber ohne jede Geste würde der Haltung des Predigers leicht etwas Steifes und Eckiges geben! Die beschreibende Geste z. B. oder die, welche zur Verdeutlichung eines Gedankens oder zur Förderung der Aufmerksamkeit dient, würde ich ungern auf der Kanzel vermissen. Und doch sind die Gesten mit großer Vorsicht zu gebrauchen, weil die Gemeinde mehr auf sie achtet als man glaubt und die Uebertreibung und Ungeschick in den Gesten das kirchliche Decorum auf der Kanzel arg verletzen. — Hier ein Prediger, der die Hände erst in großen Bogen gen Himmel führt, sie dann klatschend zusammenschlägt, nun eine Zeit lang mit einander ringen läßt, schließlich gewaltsam auseinander reißt, zu Fäusten ballt und bei zunehmender Wucht seiner Ausführungen erbarmungslos mit ihnen die Kanzeldecke bearbeitet. Dort ein anderer, der sich mit Hand- und Armgesten nicht begnügen zu dürfen meint, der sich deshalb mit dem ganzen Körper bald auf den Fußspitzen bis fast an die Kanzelwölbung in die Höhe streckt, bald bis an die Kanzelbrüstung in die Tiefe sinkt. Gesten machen ist eine große Kunst; es gehört dazu nicht nur geistige Ueberlegung, sondern auch eine gewisse körperliche Grazie; wer über diese nicht verfügt, thut besser, ohne Gesten zu sprechen. Aber wie viel Geistliche haben solche Selbsterkenntniß und Selbstverleugnung?

Was das Decorum in der Predigt selbst betrifft, so berühre ich nur zwei Punkte, die es schädigen — einmal die Sucht vieler Prediger, fortwährend auf Indifferente und Nichtbesucher des Gottesdienstes zu schelten — „Tauben werden nicht mit Steinwürfen, sondern mit Getreide herbeigelockt“ sagt Franz von Sales — zum anderen die noch schlimmere und gefährlichere Sucht der persönlichen Anspielungen, die wenig nützen, aber

sehr viel schaden. — Am meisten freilich wird das Decorum verletzt, wenn der Prediger auf der Kanzel zu einem jener Windmacher wird, die in einem gezierten, affectirten Vortrag ihre Stärke suchen, oder gar in jener romantischen Art der Predigt, die auf die Rührung weiblicher Herzen durchsichtig genug speculirt, oder wenn er mit Begeisterung von Tugenden auf der Kanzel spricht, von denen er selbst himmelweit entfernt ist. „Wer recht lebt und recht lehrt, der unterrichtet das Volk darin, wie es leben soll; wer aber gut lehrt und schlecht lebt, der unterrichtet Gott, wie er ihn verdammen soll", sagt Chrysostomus.

Ein kurzes Wort noch über die Ankündigungen und die Aufgebote, deren nachlässiges, theilnahmloses und dem Geiste der Kirche widerstrebendes Ableiern um so verletzender wirkt, wenn auch noch das Gebet für die Communicanten in die Gleichgültigkeit und Aeußerlichkeit des Tones einbegriffen ist. Und nun zu den Amtshandlungen.

Die Wahrung des Decorums bei der Taufe wird vielfach durch das Ungeschick der Hebammen erschwert, besonders wenn junge und ungeübte Personen zu diesem Dienste ausersehen werden. Sehr erfreut war ich, als an mich einmal die Aufforderung herantrat, einer größeren Anzahl von Hebammen, die soeben ihr Examen gemacht hatten, einen kurzen Cursus für ihr Verhalten bei den Taufen, auch bei den Nothtaufen, zu ertheilen. Ein solcher Cursus ist einfach, denn er dauert kaum eine Stunde und müßte allgemein obligatorisch werden, d. h. alle Hebammen müßten, bevor ihnen das Fähigkeitszeugniß für ihren Dienst ausgestellt wird, von einem Geistlichen der Stadt kurz unterwiesen werden, wie sie sich bei kirchlichen und bei Nothtaufen angemessen zu verhalten haben; — kein Geistlicher würde sich einer Mühe zu unterziehen scheuen, deren einmalige kurze Aufwendung zu allen späteren in keinem Verhältniß steht.

Bei der Confirmation sei der Geistliche auf das ernsteste bemüht, die Weihe, welche über dieser Handlung liegt wie kaum auf einer andern, durch den Eindruck seiner Persönlichkeit und Haltung noch zu erhöhen. Er hüte sich, die Namen der jungen Christen, die vom Altar aus zum ersten Male als Glieder der Gemeinde Christi genannt werden, zu mechanisch, die Sprüche, die er ihnen auf den Lebensweg mitgibt, zu äußerlich herzusagen; — auch kann ich mich mit dem vielfach üblichen Handschlag nicht befreunden, obwohl auch die neue Agende ihn wenigstens zuläßt. Soll er auch ein Symbol des Gelübdes sein, so macht er besonders bei größeren Einsegnungen einen oft geschäftsmäßigen Eindruck und stört dadurch das Decorum der Handlung; er scheint mir überhaupt da nicht am Platze, wo die Segensertheilung durch Handauflegung so sehr viel mehr sagt, als solch ein Handschlag.

Vielfach wird auch durch die Einsegnungsscheine gegen das Decorum gefehlt, ebenso durch die gar zu einfachen, wo der Konfirmationsspruch, ja die Unterschrift des Pastors einfach abgeklatscht wird, wie durch diejenigen, die mit ihrer grellen Farbenzusammenstellung dem Auge weh thun und in ihrer sonstigen Gestaltung jedem kirchlichen Style Hohn sprechen.

Bei der Trauung bietet der Ringwechsel einige Schwierigkeit, die aber leicht dadurch überwunden wird, daß der Geistliche einmal die Ringe vorher austauschen läßt, damit er dann jedem der Brautleute den seinen auf den Finger stecken kann, und zum andern, daß er die Ringe nicht sich in die Hand legen läßt, sondern geschickt die Agende hinreicht, auf die er die Ringe niederlegen läßt. Hierdurch wird es am ehesten vermieden, daß ein Ring zur Erde fällt, was nicht nur wegen der oft sehr großen Störung, sondern auch des damit verbundenen Aberglaubens unangenehm ist.

Ferner versäume der Geistliche nie, nach der Trauung sich mit herzlichen Segenswünschen von dem jungen Paare zu verabschieden; freilich braucht er zu diesem Zwecke nicht immer in der Sacristei zu warten, sondern kann dies auch am Altar thun.

Vor allem aber hüte sich der Geistliche vor einem zu großen Eifer den Brautkränzen der Gefallenen gegenüber; — derselbe ist um so gefährlicher, als er oft zur Ungerechtigkeit wird, insofern er nur einzelne offenbare Sünderinnen trifft, und um so überflüssiger, als der Brautkranz heutzutage längst die ihm einst eigene heilig-zarte Bedeutung verloren hat und leider längst auf das gewöhnliche Niveau eines Schmuckgegenstandes herabgesunken ist. Freilich will ich hervorheben, daß ich hier nur vom Standpunkte einer größeren Stadtgemeinde spreche. In kleineren Landgemeinden mag es auch heute noch zu einem kirchlich wohlberechtigten Decorum gehören, einen unberechtigten Brautkranz nicht zu dulden. Man lasse ihn dann aber mit Takt und Vorsicht entfernen.

Sehr viele Verstöße gegen das Decorum kommen bei dem Begräbniß vor. Nicht reden will ich von dem Prediger, der einer tiefgebeugten Mutter und Wittwe am Sarge des Heimgegangenen eine längere Abhandlung hielt, daß das theure Holz des von ihr gewählten Sarges nicht länger unter der Erde Stand halte, als das billigere. Aber auch die Theilnahme an jenen übertriebenen Galanterien, die sich nirgends so unangenehm geltend machen als an der ernsten Stätte des Todes, widerstreiten dem Decorum des Geistlichen. Vor allem berührt es wunderbar, wenn ein Geistlicher im Talare die nächste Leidtragende hinter dem Sarge her chevaleresk am Arme führt. — Wenn auch beim Begräbniß viele ortsübliche Sitten mitsprechen, so darf doch der Geistliche sich denselben nicht unbedingt fügen. Es ist beispielsweise nicht nur sehr überflüssig, sondern auch das Decorum schwer verletzend,

wenn ein Geistlicher bei einem Begräbniß in der Stadt, wo nicht die geringste Veranlassung dazu vorhanden ist, sich mit einem Glase Wein nach seiner Rede oder zu derselben stärkt. Wenn die Geistlichen hörten, wie falsch man dieses vermeintliche Entgegenkommen auslegt und sich über sie lustig macht, so würden sie einer so offenbaren Verletzung des Decorums vielleicht vorsichtiger aus dem Wege gehen. Es macht nie einen guten Eindruck, einen amtirenden Geistlichen im Talare essen und trinken zu sehen — am wenigsten bei solchen Gelegenheiten.

Im Wagen fahre der Geistliche bei der Leichenfolge nie rückwärts; auf dem Kirchhofe achte er bei dem Herabwerfen von Erde stets darauf, daß der Todtengräber ihm dieselbe darreiche und er sich nicht erst nach ihr zu bücken habe. — Ob bei dem Vaterunser das Barett abzunehmen ist, überlasse ich lediglich dem Empfinden des Geistlichen; nothwendig ist es um so weniger, als hierdurch ein andächtiges Falten der Hände gehindert wird, und mir dieses zum mindesten ebenso wichtig erscheint als jenes.

Die unglaublichen Taktlosigkeiten, die man oft in Leichenreden findet, will ich heute mit dem Mantel der Liebe bedecken, obwohl auch hier meist das Decorum des Geistlichen großen Schaden leidet, und gehe nun über zum heiligen Abendmahl.

Dies ist die heiligste aller Handlungen, welche der Geistliche je verrichtet — nirgends kommt es deshalb so auf die Wahrung des Decorums an wie gerade hier — und nirgends wird so leicht gegen dasselbe verstoßen.

Dem Abendmahl voran geht die Beichte. Und hier tritt der schlimmste, gefährlichste Feind jedes pastoralen Decorums auf das Feld der Kirche; hier behauptet er mit hartnäckigem Trotze immer noch den Plan; ob man ihn mit Spott und Hohn angreift, ob man ihn ernstlich befehdet in Wort und Schrift, ob man ihn mit stummer Verachtung straft, — ihm ist das gleichviel. Er läßt sich tadeln und schelten und verachten, aber er bleibt. Er ist von hartem Stoffe — zäh und unbezwinglich — feines Gefühl oder Takt kann man von ihm nicht erwarten. Ich meine den fürchterlichen Beichtgroschen. Er ist nicht nur der schlimmste und gefährlichste, er ist auch der mächtigste Feind jedes pastoralen Decorums; der Einzelne kann nichts gegen ihn thun. Als ich Pastor auf dem Lande war, fand ich die Beichte dort besonders feierlich: die Communicanten knieten nach der Absolution vor dem Beichtstuhl nieder und empfingen unter Handauflegung den Segen. Wo blieb aber diese Feierlichkeit, wenn die Meisten unter ihnen gerade den Augenblick des Niederkniees und des Segen-Empfanges für den geeignetsten hielten, um in allen Taschen nach dem schrecklichen Beichtgroschen herumzusuchen? — In der Stadt fand ich es nicht anders; es beschämt und

empört mich jedesmal aufs Neue, wenn ich, an der Thür der Sacristei stehend, den hinaustretenden Beichtkindern mit einem Segenswunsch die Hand reiche und ein Theil derselben, der sich nicht seines Obolus nach hergebrachter Weise vorher entledigt hat, drückt mir seinen Groschen wie ein Trinkgeld in die Hand.

Nun mag es ja auch hier manchen Geistlichen geben, von dem man sagen darf: „Und die Gewohnheit nennt er seine Amme!“ Ja, welch eine Macht die Gewohnheit ist, nie habe ich es so empfunden als in dem Verhalten vieler Geistlichen diesem widerlichen Beichtgroschen gegenüber. Es gibt thatsächlich eine ganze Anzahl ehrenwerther Prediger, denen das Gefühl für das Entehrende dieser Institution längst erstorben ist, die nicht einmal mehr schamroth werden, wenn sie nach einer ergreifenden Krankencommunion in geschäftlichster Weise, gar von dem Schwerkranken selbst, gefragt werden: „Was kostet's?“ und nun ein eilfertiges Suchen nach dem nöthigen Kleingelde in dem Zimmer beginnt, in dem noch die Abendmahlslichter brennen, Kelch und Hostie auf dem Tische stehen. — Solche Geistliche entschuldigen oder rechtfertigen vielmehr ihren kühlen Standpunkt diesem schmutzigen Feinde gegenüber mit dem trockenen Hinweis, daß auch die Laien, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, an diese Einrichtung von Alters her gewöhnt, nichts Absonderliches an ihr finden. Darin irren sie aber sicher. Mag es auch in der Gemeinde einen großen Theil geben, für den ihre Voraussetzung zutrifft, ich kenne einen großen anderen, der diese Institution mit der Würde der Kirche und vor allem der geistlichen Stellung auf keinen Fall in Einklang zu bringen vermag. Ich behaupte mit Entschiedenheit: nichts schadet dem Decorum des Geistlichen so als der Beichtgroschen in der Kirche und an Krankenbetten — ich habe diese Ansicht so ungezählte Male aus dem Munde der verschiedensten Gemeindeglieder gehört, ich habe persönlich schon so oft die peinlichsten und unerquicklichsten Scenen mit dem Beichtgroschen erlebt, daß ich auf die Frage: Wie hat der Geistliche das Decorum im Amte zu wahren? nur antworten kann: Er hat vor allem mit ganzer Energie für die Abschaffung des Beichtgroschens zu sorgen. Wir leben ja, Gott sei Dank! im Zeitalter der Ablösungen. Wie kann man Tauf- und Traugebühren ablösen und den Beichtgroschen immer noch sein zähes Leben fristen lassen?[1]) Hoffentlich machen die Parochialverbände, die man jetzt in den größeren Städten bildet, diesem bösen Feinde jeden pastoralen Decorums den längst verdienten Garaus. Ich wenigstens vermag mir keinen Geistlichen vorzu-

1) Ganz mit dem Verfasser einverstanden, will ich hier die schon anderweit gethane öffentliche Frage wiederholen, wozu eigentlich Consistorien da sind, wenn nicht, um zur Abschaffung solcher scandalöser Unsitten die Initiative zu ergreifen?

Der Herausgeber.

ſtellen, mag er auch noch ſo am Hergebrachten hängen, der nicht mit Begeiſterung für die Abſchaffung dieſes Groſchens eintritt. Da er aber nun doch noch exiſtirt, ſo ſuche man ihm gegenüber wenigſtens noch einen Reſt paſtoralen Decorums zu wahren, indem man die Gemeindeglieder an eine möglichſt anſtändige und wenig auffällige Darreichung desſelben gewöhnt. Man zähle ihn nicht in der Sacriſtei oder im Hauſe im Beiſein Untergebener, Dienſtmädchen oder Fremder; man ſtecke ihn vor allem nicht, wie es immer noch Geiſtliche thun, nach der Beichte in die Talartaſche, denn außer allen anderen ſchlechten Eigenſchaften hat dieſer Feind auch die der ſchlimmſten Tücke: wenn der Geiſtliche beim Abendmahl ſich nach vorne neigt, läßt er plötzlich die Taſche des Talars ſich aufbauſchen wie einen Judasbeutel, oder er klingelt mit einem Male, wenn der Geiſtliche den Kelch darreicht.

Hiermit ſind wir bereits beim Decorum des Abendmahls; — faſſen wir dieſes ernſter ins Auge.

Wir ſtehen hier auf dem Höhepunkt des Gottesdienſtes und des amtlichen Fungirens des Geiſtlichen. Die kleinſte Vernachläſſigung des Aeußerlichen kann hier die Andacht ſtören und ihr die Feierlichkeit rauben. Niemals tritt der Geiſtliche den Gliedern ſeiner Gemeinde ſo nahe wie hier; niemals muß er ſo peinlich auf ſeine äußere Erſcheinung achten als hier. Zunächſt auf die tadelloſe Sauberkeit der Hände und Manſchetten. So kleinlich ſich das auch anhören mag, ſo wird doch gerade in dieſem Punkte oft genug gefehlt.

Während des Abendmahlsliedes geht der Liturg vor den Altar, nimmt nach ſtillem Gebete das Velum ab, ſtellt Patene und Hoſtiendoſe oder das Ciborium auf das ſchon ausgebreitete Corporale auf der Brotſeite und legt etwa zwölf Hoſtien auf die Patene. Dann geht er ruhig und feierlich auf die andere Seite, öffnet die Abendmahlskanne und füllt die Kelche aus ihr. Nun ſtellt er ſich wieder in die Mitte und wartet, bis der Geſang der Gemeinde verklungen iſt. Dann hält er die Abendmahlsliturgie in der vorher dargeſtellten Weiſe. — Ob er bei den Einſetzungsworten: „nahm er das Brot ꝛc.“, die Patene und den Kelch wirklich in die Hand nehmen und hoch heben muß, iſt wiederum ſeinem Ermeſſen überlaſſen. Wohl aber iſt es angemeſſen, über Patene und Kelch bei dieſen Worten der Einſetzung an den bezüglichen und in der Agende angedeuteten Stellen das Kreuz zu ſchlagen. Ob er freilich auch über die gefüllte Weinkanne das Kreuzzeichen machen oder den neu eingeſchenkten Wein immer aufs neue conſecriren oder beim Spenden der Hoſtie das Brechen des Brotes durch eine zu brechende Doppelhoſtie markiren ſoll, — das alles ſind ſehr müßige Fragen, was freilich nicht hindert, daß ſie immer wieder mit heiligſtem Ernſte aufgeworfen werden.

Beim Austheilen der Hostie hat der Geistliche darauf zu achten, daß mindestens so viele Hostien auf der Patene liegen, wie Communicanten zusammen niederknieen, damit ein häufigeres und störendes Sich-zum-Altar-wenden vermieden wird. Er hüte sich, Hostien zur Erde fallen zu lassen; geschieht dies dennoch, so bücke er sich nicht selbst, sondern winke dem Küster, daß er sie aufhebe. Die darzureichende Hostie nehme er nur unmittelbar vor der Spendung in die Hand; es ist nicht appetitlich, wenn er sie länger als nöthig zwischen den Fingern hält; auch berühre er mit denselben nicht den Mund des Empfängers. — Weise ich noch darauf hin, daß die Einsetzungsworte während der Vertheilung nicht zu laut, aber auch nicht im Flüstertone gesprochen werden dürfen, daß vor allem bei ihrer häufigen Wiederholung alles Mechanische oder gar Geschäftsmäßige auf das ängstlichste zu vermeiden ist, so habe ich über die an sich einfache und nicht schwierige Vertheilung der Hostie nichts mehr zu sagen.

Viel schwerer ist die Spendung des Kelches; vor allem weil hier dem Austheilenden eine oft unglaubliche Ungeschicklichkeit seitens der Empfänger und die großen, das ganze Gesicht und den Mund beschattenden Hüte der Frauen hindernd in den Weg treten. Daß die Frauen, wie es allein sich ziemt, ohne Kopfbedeckung zum Allerheiligsten herantreten, ist leider erst in wenigen Gemeinden zur kirchlichen Sitte geworden.

Um so geschickter muß hier der Geistliche verfahren. Sicher fasse er mit der Rechten den Kelch, — ein Nachhelfen mit der Linken bei der Darreichung macht immer einen etwas unbeholfenen Eindruck; er führe ihn deshalb ruhig und langsam mit nur einer Hand an die Lippen, neige ihn zum Trinken erst, wenn er von diesen erfaßt ist und nehme ihn nicht eher ab, als der Trinkende aufgehört. Wie wenige Geistliche verstehen den Kelch richtig zu führen. Mit unsicherer, ungeübter Hand reichen sie den überfüllten Kelch dar, halten seinen Rand an die Unterlippe des Empfängers, so daß dieser nur nach angestrengtester Nachhülfe aus demselben zu trinken vermag und gießen Wein über Kleider und Altarboden.

Nun komme ich hierbei auf einen für das Decorum wichtigen Punkt. Viele Gemeindeglieder nehmen Anstoß daran, mit so vielen anderen aus Einem Kelche zu trinken, was man ihnen, zumal bei großen Communionen und der Theilnahme von kranken und infolge von irgendwelchen Gebrechen unreinlichen Menschen nicht verübeln kann. Ja, dies ist manchmal der Grund, der sonst nicht unkirchliche Personen von einer häufigeren Theilnahme am Abendmahl zurückhält. Erst vor Kurzem sagte mir ein bekannter Arzt, daß ihm die Feierlichkeit seiner Communion wesentlich dadurch beeinträchtigt worden sei, daß der Geistliche während der ganzen Austheilung des Kelches denselben nicht ein einziges Mal gedreht habe.

Hat der Prediger auf solche ästhetischen oder sanitären Bedenken Rücksicht zu nehmen?

Ich antworte unbedingt mit Ja. Er hat dafür zu sorgen, daß bei größeren Communionen mehrere Kelche vorhanden sind, die des öfteren ausgetauscht werden können. Dies aber ist nicht genug, da ja immerhin einer ganzen Anzahl von Personen aus einem und demselben Kelche gespendet wird und dieser ja auch immer wieder zur Verwendung kommt. Folglich hat der Geistliche den jedesmaligen Kelch während der Darreichung zu drehen, so daß jeder, mit Ausnahme vielleicht von eng zusammengehörigen Familienangehörigen, eine neue Stelle zum Trinken erhält. Noch mehr: er selber oder sein Küster hat jedesmal, nachdem ein Kelch den Umkreis gemacht, den Rand desselben mit einem sauberen weißen Tuche sorgfältig abzuwischen.

Ich weiß sehr wohl, was viele Geistliche, die sich zu allen diesen Maßnahmen nicht verstehen wollen, gegen dieselben einwenden: daß dieselben für einen so heiligen Act wie das Abendmahl zu äußerlich und weltlich-chevaleresk seien, daß gerade das Trinken aus Einem Kelche ohne solche peinlichen Drehungen für die Glieder Christi eine schöne und tiefe Bedeutung habe. Zur Wahrung des Decorums aber gehört ohne Zweifel eine Rücksichtnahme auf diese in der Gemeinde sehr verbreiteten Bedenken, mag man über dieselben sonst denken wie man wolle.

Ich wäre mit der Wahrung des Decorums im Amte fertig, müßte ich nicht noch ein kurzes Wort über die Stellung des Geistlichen zu seinem Gemeindekirchenrath und seiner Gemeindevertretung hinzufügen, denn dies ist auch eine amtliche Funktion und eine, in der das Decorum sehr oft nicht in nöthiger Weise gewahrt wird.

Es ist nicht zu leugnen, das Verhalten des Geistlichen seinen Gemeindeorganen gegenüber ist sehr schwer, besonders wenn er es hier mit Personen zu thun hat, die für die Kirche, ihre Pflichten und Rechte der Gemeinde gegenüber gar keinen oder einen sehr verschwommenen Sinn haben, die nicht nur unkirchlich, sondern auch geizig und streitsüchtig sind. Hier hüte er sich vor allem, Gleiches mit Gleichem zu vergelten oder in offenbarem Unfrieden mit ihrer Mehrheit zu leben. Je mehr er das thut, um so mehr bestärkt er sie in ihren Fehlern, entfremdet sie noch mehr von der Kirche und büßt durch fortwährende Reibereien, in denen er auch leicht einmal ein Wort zu viel sagt, an seinem persönlichen Decorum ein, dessen ängstliche Wahrung gerade für ihn als den Vorsitzenden und Leiter einer vielstimmigen, aber immerhin doch seine Gemeinde repräsentirenden Versammlung von nicht hoch genug zu schätzender Wichtigkeit ist.

Man sei hier energisch und entschieden, aber dabei versöhnlich, zur Milde geneigt, nachgiebig, besonders wenn es sich um äußerliche Dinge

handelt, bei denen sich nicht gleich zu überbrückende Schwierigkeiten entgegenstellen. Je öfter und freundlicher hier der Geistliche in Kleinigkeiten nachgiebt, um so mehr erreicht er, wo es sich für ihn um Größeres und Wichtigeres handelt. Besonders wahre er sein Decorum dadurch, daß er auch als Vorsitzender der Gemeindeorgane stets der Geistliche bleibe, der Seelsorger, der Diener Christi, welcher Liebe und herzliche Charitas zeigt auch da, wo er Fehler sieht, der zu vergeben weiß auch da, wo man irrt. Solche christliche Liebe und Milde vermag alles, selbst über Gemüther, welche der Kirche ferne stehen; nichts aber schadet mehr, als in einem blinden Eifer, der die eigene Ansicht als die einzig richtige um jeden Preis durchsetzen will, in die erregten Flammen Oel gießen. Wie wahr sagt Franz von Sales: „Der Eifer ist eine gefährliche Tugend, weil es nur wenige gibt, welche den rechten Gebrauch davon zu machen wissen. Einige gleichen in ihrem maßlosen und unverständlichen Eifer jenen Dachdeckern, welche mehr Ziegel zerbrechen als sie legen. Was mich betrifft, ich erlange alles was ich will, weil ich nichts fordere, als was man mir leisten kann.“

Danzig. Diakonus Brausewetter.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Chronik.

Der Krebsschaden Spaniens. Der spanisch-nordamerikanische Krieg nimmt gegenwärtig die Aufmerksamkeit Europas in Anspruch und fordert wieder einmal auf, aus der Geschichte etwas zu lernen. Ohne Zweifel ist es nicht die von den Vereinsstaaten vorgegebene Humanität, sondern die brutalste über fremdes Recht wegschreitende Selbstsucht, was die Nordamerikaner zum Kriege treibt. Aber das Gefühl der Sympathie, das die Lage des schwächeren und vergewaltigten Theils vielleicht momentan erzeugt, darf darüber nicht täuschen, daß Spanien, wenn es die beste seiner noch übrigen Colonieen verliert, ja wenn es über demselben in sich selbst zusammenbricht und wiederum den republikanischen und karlistischen Dämonen zur Beute wird, nur empfängt was seine Thaten werth sind. Diese Nation, welche die allerchristlichste sein will, hat so unchristlich regiert, so grausam und so nichtsnutzig gewirthschaftet, nicht nur in ihren Colonieen, sondern auch im Mutterlande christliche Zucht, Humanität, Redlichkeit bis heute so mit Füßen getreten, daß man an ihr wird lernen können, wie trotz alles gegentheiligen Scheins die sittliche Weltordnung es ist, die sich in der Geschichte vollzieht. Fragt man aber, wo der eigentliche Krebsschaden sitze, der die innerlich und äußerlich reich ausgestattete Nation nicht genesen läßt, sondern dem Untergang entgegentreibt, so heißt er: Papstthum, Mönchthum, Pfaffenthum. Nirgend in Europa genießen diese Mächte so durchgreifenden Einfluß wie in Spanien, und eben darum geht Spanien zu Grunde. Dies einer Zeit vor Augen zu stellen, welche das evangelische Christenthum, das Salz der Erde, gering achtet und ihr Heil wieder da sucht, von wo die Völker des 15. Jahrhunderts nur Verderben und Vergiftung zu empfangen gelernt hatten, dazu ist die augenblickliche Situation Spaniens gut.

Ex ungue leonem. Es handelt sich darum, wie der Philippinenaufstand entstanden ist, und warum die dort wie in Cuba zu Tausenden erkrankenden jungen Soldaten unbarmherzig dem Elend überlassen werden. Die Frankfurter Zeitung, ein demokratisches Blatt, das sonst der römischen Kirche vor der evangelischen das Wort redet, hatte behauptet: an beidem sind die Mönche und insonderheit die Jesuiten schuld. Hierüber angegriffen, bringt sie in Nr. 104 (16. April) Beweise, Zeugnisse von Augenzeugen und Landeskundigen, Zeugnisse aus spanischen Zeitungen, besonders aus klerikalen. Daß der

Aufstand auf den Philippinen nicht sowohl gegen die spanische Regierung ging, als gegen das unerträgliche Laster- und Aussaugungssystem der Mönche, haben wir schon früher erwähnt: die Insurgenten selbst haben es der Welt und der Königin gesagt, und nun erfährt man, daß die Mönche den von ihnen hervorgerufenen Aufstand noch selber geschürt haben, indem sie reiche Leute verleumderisch denuncirten, um sich nach deren Hinrichtung ihrer Güter bemächtigen zu können. Der durchschlagendste Zeuge ist hier der Marschall Blanco, jetzt Gouverneur von Cuba, der Pacificator der Philippinen. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte Blanco eine Schrift über die Ursachen und den Verlauf des philippinischen Aufstandes, die er der Königin überreichte. In dieser Schrift bezeichnete er das Mönchswesen als „zahme Anarchie", und bekannte, er habe die Absicht gehabt, den Schleier aufzuheben, der über dem philippinischen Geheimniß liege, aber er sei zurückgebebt vor den unsäglichen Schrecknissen, die darunter verborgen liegen. Das Uebergewicht dieser (mönchischen) Elemente, sagt er, genüge schon allein, „*den Verfall Spaniens zu erklären.*" Aber diese Erkenntniß hilft nichts. Die Königin ist selber im Netz des Klerikalismus und ebenso die sog. conservative Partei, und die liberale, wenn sie zur Regierung kommt, wagt nicht, diesen übermächtigen Gegner anzufassen.

Der Rücktransport der armen Soldaten, die schlecht eingeübt und schlecht genährt im fremden Lande massenhaft erkranken, ist der „Transatlantischen Gesellschaft" anvertraut, und die „Transatlantische Gesellschaft" ist in den Händen der Jesuiten. Diese Gesellschaft empfängt reichliche Bezahlung für Militärtransporte; die Zeitung gibt die Sätze an, 560 Pesetas für einen höheren Officier, 160 für einen Gemeinen; der cubanische Krieg hat ihr Millionen eingetragen. „Dafür, heißt es in dem Organ des clerusfreundlichen Castelar, wurden die verwundeten und kranken Soldaten auf den Schiffen verstaut wie unnützer Waarenschund, wie Heringe in der Tonne, und kommen im Mutterlande an, ohne daß sich zu ihrem Empfang ein Arm öffnet. Dazu schuldet man ihnen den rückständigen Sold, und wenn sie in die Heimath wollen, so müssen sie sich dahin durchbetteln." Aber viele kommen nicht an; sie sterben unterwegs, werden dann einfach ins Meer geworfen, oder sterbend irgendwo ausgesetzt; in einem Falle war für 846 Kranke nur Ein Arzt vorhanden. „Ein trauriges und schändliches Schauspiel, über das man sich entsetzen muß, schrieb der karlistische Correo d'Espagna am 17. Sept., bietet die Art und Weise, wie die armen, kranken und verwundeten Soldaten aus Cuba und den Philippinen zurücktransportirt werden. Was von der Ueberfahrt der Isla de Panay berichtet wird, ist entsetzlich und empörend. Wer gibt diese Unmenschlichkeiten zu, und warum hört man nicht auf die Proteste der Passagiere? Warum behandelt man

die Soldaten, die für das Vaterland ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben, wie lästige Gesellen und verurtheilt sie dazu, auf dem Heimweg zu sterben?"

Man wird zugeben: ein Volk, das herzlos ist gegen seine eigenen Kinder, die für es fechten, muß über alle ihre Begriffe grausam sein über seine fremden Unterthanen. Und ein Orden, der aus dem Elend der eignen Volks- und Glaubensgenossen seinen baaren Profit zieht, muß ein wahrer Vampyr sein in den Colonieen. Natürlich leugnen die Jesuiten, daß sie die Eigenthümer der „Transatlantischen Transportgesellschaft" sind, denn ihr Orden ist in Spanien seit 1868 gesetzlich ausgewiesen, was sie ebensowenig wie in Deutschland hindert, da zu sein und alles zu thun was sie wollen. Die Zeitungen nennen den Strohmann, der für sie im Handelsregister figurirt, und jedermann weiß, daß sie nicht nur die Eigenthümer der „Transatlantischen Gesellschaft", sondern auch der Generalcompagnie der Philippinischen Tabacke, der Hispanischen Colonialbank und der Nordbahn sind. Als unlängst ein neues Schiff der Transatlantischen Gesellschaft vom Stapel gelassen wurde, war keine weltliche Behörde anwesend, aber 16 Jesuitenpatres und 160 Jesuitenzöglinge, und die ganze geistliche Gesellschaft feierte den Act unter sich mit einem Festessen.

Das sind spanische Zustände. Und in Deutschland ist es das ceterum censeo der Centrumspresse, daß wir die Jesuiten wieder haben müssen, den lieben spanischen Orden!

Ultramontane Zumuthungen an den preußischen Staat. Um denjenigen preußischen Staatsmännern und Staatsbürgern, die von Staatsfremdlichkeit oder auch nur -verträglichkeit der vaticanischen Kirche träumen, die Augen zu öffnen, druckt die „Tägliche Rundschau" folgende klassischen Bekenntnisse ab:

1. Das „Staatslexikon", herausgegeben von der Görresgesellschaft durch D. A. Bruder, fortgesetzt durch Julius Bachem (1889—1897), unter Mitarbeit von Bachem, v. Buol, Görtz, Groeber, v. Hertling, v. Huene, Letocha, Rintelen, Roeren, Schädler und anderen Größen des Centrums, schreibt über das Verhältniß von Staat und Kirche wie folgt. „Nicht Neutralität des Staates gegenüber der Kirche darf die Staatsmaxime sein. Wie jede einzelne physische Person dem Glaubens- und Sittengesetz der Kirche sich unterwerfen muß, so kann auch der Staat sich der Pflicht nicht entziehen, in allen seinen Maßnahmen die Glaubens- und Sittenlehren der wahren Kirche als Richtschnur zu nehmen. Da die katholische Kirche das Bewußtsein in sich trägt, den allein-wahren Glauben zu besitzen und die allein-wahre Kirche zu sein, so kann sie unmöglich die anderen Confessionen oder Sekten als religiöse Gemeinschaften, die ein Recht auf staatliche An-

erkennung und staatlichen Schutz haben, gelten lassen. Gewiß mag der Staat die anderen Confessionsgemeinschaften beaufsichtigen; er mag sie, falls er sich dieser Nothwendigkeit nicht entziehen kann, zulassen; aber die Folgerung, daß sich unter diesen nun einmal bestehenden Verhältnissen die katholische Kirche dieselbe Beaufsichtigung müsse gefallen lassen, und daß überhaupt der katholischen Kirche dieselbe Stellung gebühre wie den anderen Confessionen, kann sie nie, weder ausdrücklich noch stillschweigend, anerkennen."

2. Ueber das Schulwesen schreibt der Jesuit Hammerstein in seinem Buche über Kirche und Staat: „Das gesammte Schulwesen des Staates, nicht blos die Volksschulen, sondern auch seine Gymnasien, seine Universitäten, seine Kadettenhäuser unterstehen bis zu einem gewissen Grade der Kirche, und zwar direct in religiöser und sittlicher Beziehung, indirect in weltlicher Hinsicht, soweit die Beziehung auf Religion und Sittlichkeit in Frage kommt. Sie hat ein souveraines Recht, Schulen aller Art, von der Volksschule bis zur Universität, zu gründen und nach ihrem Gutbefinden zu leiten, unabhängig von jeglicher staatlichen Einmischung oder Oberaufsicht; weder Gesundheitspflege noch Pflege des nationalen Geistes vermag dem Staat irgend einen Vorwand der Einmischung zu verleihen gegen den Willen der Kirche. Das Recht des Staates dagegen ist auch für die weltliche Seite des Schulwesens ein weit beschränkteres und hat namentlich auf das Volksschulwesen in katholischen Gegenden kaum irgend welche Anwendung..." An den Schulen, an welchen Kirche und Schule gemeinsam zu arbeiten haben, gebührt die Hegemonie der Kirche." — Eine neuerdings unter bischöflicher Approbation erschienene Schrift, „Der Zerstörungsgeist der staatlichen Volksschule", — citirt die „Tägliche Rundschau" weiter — fährt hier fort wie folgt. „Es ist eine unumstößliche Forderung des gesunden Menschenverstandes, daß die confessionelle Volksschule ganz und gar, nach Lehrpersonal und Schulbüchern, Unterrichts- und Erziehungsmethode unter der unmittelbaren Beaufsichtigung und Leitung der betr. confessionellen Autorität stehe ... „Wenn also der Staat dieses göttliche Recht der Kirche auf die Schule antastet, so macht er sich einer revolutionären Auflehnung gegen das Kronrecht der Gottheit Christi schuldig; sein Vorgehen ist Felonie und Usurpation im eigentlichsten und schlimmsten Sinne des Wortes." „Christliche Eltern, wie lange noch wollt ihr eure Kinder diesem seelenmörderischen Wolf im Schafspelz ausliefern?" „Der moderne Moloch der staatlichen Zwangsvolksschule zwingt alle christlichen Eltern, ihre Kinder ihm in seine ehernen Arme zu legen, damit dieselben leiblich und geistig dem liberal-atheistischen Staatsgötzen zum Opfer fallen." Auf den Cultusminister, der an der Spitze des staatlichen Schulwesens steht, wird nach der „Täglichen Rundschau" von diesem Buche das Schriftwort angewandt „Es wäre ihm besser,

wenn ein Mühlstein um seinen Hals gelegt und er ins Meer geworfen würde". — Man fragt sich umsonst, wie eine sich selbst achtende Regierung sich dergleichen gegen die Fundamente des Staates fanatisch sturmlaufende Grundsätze und Aeußerungen an den Kopf werfen lassen und dabei mit der so lehrenden Partei als einer parlamentarisch berechtigten, im Unterschiede von der Socialdemokratie „staat-erhaltenden", discutiren kann.

Magyarismus und deutsch-evangelisches Kirchenthum in Ungarn. Die Gegenwart zeigt zahlreiche schwindelhafte Erscheinungen in der Politik auf; — wohl kaum eine schwindelhaftere als den Großmagyarismus, d. h. die Tendenz, die magyarische Nationalität in Ungarn durch Zwangsbekehrung der übrigen Nationalitäten des Königsreichs Ungarn, welche zusammen die Mehrheit der Bevölkerung bilden, doppelt so groß zu machen als Gott sie hat werden lassen. Wenn diese Magyarisirungstendenz den auf einem niederen Culturstandpunkt befindlichen Nationalitäten, Slovaken und Rumänen gegenüber noch einen gewissen Rechtstitel hat, so ist sie geradezu cultur-historischer Frevel gegenüber dem Deutschthum in Ungarn, der sich bitter rächen wird. Der Moment wird kommen, wo man in Ungarn die Früchte des Wahnsinns erndten wird, aus Renegaten der Nationalität Patrioten des Staatswesens erzielen zu wollen und diejenige Nationalität insonderheit nach Kräften zu erwürgen, auf deren culturelle Ueberlegenheit und europäische Machtstellung man der slavischen Uebermacht gegenüber angewiesen ist. Der aufgezwungenen Magyarisirung der deutschen Ortsnamen folgt die in der Form der Freiwilligkeit betriebene Magyarisirung der Familiennamen, und die Feinde Ungarns können ihm höhnisch Glück wünschen zu Bürgern, deren Patriotismus mit der Impietät gegen Heimaths- und Elternnamen beginnt. Diesem magyarischen Schwindel gegenüber ist die Charakterschwäche, um nicht zu sagen Ehrlosigkeit zahlreicher dortigen Deutschen beklagenswerth; um so heller strahlt die Tapferkeit und Charakterstärke der siebenbürgischen „Sachsen", welche unter den ungünstigsten Umständen, umfluthet von einer fanatischen Majorität und ohne Schutz seitens derer, welche das Recht zu schützen berufen sind, dennoch, auf ihr deutsch-evangelisches Kirchen- und Schulwesen gestützt, ihre geistige Autonomie bis heute behaupten Es ist um ihretwillen, daß wir in diesen Blättern von den neuesten magyaristischen Thaten Notiz nehmen.

Durch die kirchenpolitische Gesetzgebung, welche vor kurzem den Civilstand in Ungarn eingeführt hat, sind die Kirchengesellschaften — wie bei uns in Deutschland — an ihrem ohnedies armseligen Pfarreinkommen schwer geschädigt worden. Das siebenbürgische Landesconsistorium berechnet die

Schädigung seiner Pfarrer allein auf 26700 Gulden jährlich, und seine Kirchengemeinschaft hat außer ihren Pfarreien noch 278 Schulen ohne alle Staatsbeihülfe zu unterhalten und ist außerdem bei der Ablösung der Naturalzehnten im Jahre 1848 vom Staate um 12 Millionen Gulden exceptionell geschädigt worden, deren Rückerstattung aus der Staatskasse als Schuldigkeit anerkannt, aber praktisch bis heute nicht erfolgt ist. Infolge der kirchenpolitischen Gesetze petitionirten nun die sämmtlichen Kirchen Ungarns um eine entschädigende Beihülfe zu ihrem Pfarreinkommen, und die denkwürdige Antwort der ungarischen Regierung auf diese Bitte liegt soeben in Gestalt eines Gesetzentwurfs dem ungarischen Reichstag vor. Dieser Gesetzentwurf charakterisirt sich durch folgende Züge. 1. Anstatt alle Kirchen principiell gleichzustellen, wird die Entschädigung der katholischen Geistlichkeit einem besonderen Gesetzgebungsact vorbehalten, dagegen die evangelische mit den griechischen Popen und jüdischen Rabbinern denselben Normen unterstellt. 2. Anstatt jeder der zu entschädigenden Kirchen eine entsprechende Pauschalsumme zu geordneter Vertheilung zuzuweisen, behält sich der Minister die directe Vergebung an die darum petitionirenden und von ihm würdig gefundenen Geistlichen vor, benutzt also diese Gelegenheit, um die gesetzlich garantirte Autonomie der Kirchen durch Hineinregieren zu durchbrechen. 3. Zu den Unwürdigkeitsgründen, welche die Kirchenbehörde auf Befehl des Ministers disciplinarisch zu untersuchen hat, ohne daß der Minister sich an deren Entscheidung binden will, rechnet derselbe auch eine „staatsfeindliche Gesinnung", was in Ungarn heute soviel heißt, als Unwillfährigkeit sein Pfarramt zu Magyarisirungstendenzen zu mißbrauchen. 4. Der Gesetzentwurf fixirt das nothwendige Einkommen eines studierten Geistlichen auf 800 Gulden, das eines nur seminaristisch gebildeten auf 400 Gulden, eine für beide Theile unzulängliche Festsetzung, welche namentlich die letztere Kategorie in Kirchen, welche dem Geistlichen die Ehe gestatten, auf die Stufe des Proletariats herabdrückt. 5. Indem der Staat diese Sätze gleichmäßig auf Popen, Rabbiner und evangelische Geistliche anwendet, bringt er es fertig, den evangelischen Kirchen von allen Religionsgesellschaften gleichwohl das Mindeste zu geben. Denn die Protestanten haben seither für ihre Geistlichen das Meiste gethan, also — haben sie vom Staate für dieselben am wenigsten zu empfangen. Das ist die „Gerechtigkeit" der „hochherzigen" magyarischen Nation!

Noch ist der betreffende aller Gerechtigkeit und Billigkeit Hohn sprechende Gesetzentwurf nicht angenommen, aber es ist, nachdem reformirte Wortführer ihn vertheidigt haben, kein Zweifel, daß er angenommen werden wird; bereits sind alle Verbesserungsanträge abgelehnt. Vielleicht wäre auf die ernsten Reclamationen des siebenbürgischen evangelischen Consistoriums im Reichstag doch Rücksicht genommen worden, wenn nicht die „ungarländisch-evangelische

Kirche" selbst in dieser Sache die kirchlichen Interessen ans Magyarenthum verrathen hätte. Dieselbe hatte ihrerseits das Gesuch um Staatshülfe mit folgenden denkwürdigen Worten motivirt: „Unsere Kirche war von jeher eine Vorkämpferin des magyarischen Staates und der magyarisch-nationalen Ideen und wird es auch in der Zukunft sein. Damit sie aber die in ihrer Mitte, wenn auch nur vereinzelt, auftretenden Bewegungen der Nationalitäten mit Erfolg bekämpfen könne, benöthigt sie auch materieller Hülfsmittel. Indessen wird die oberste kirchliche Behörde es für ihre Pflicht ansehen, dafür zu sorgen, daß der Staatsunterstützung nicht auch Unwürdige theilhaftig werden." Als ich vor zwei Jahren diese schamlose Petition einer Kirchenbehörde, deren Gemeinden zur größeren Hälfte aus Nicht-magyaren bestehen und die sich vom Staate für Geld zu deren Magyarisirung erbot, in diesen Blättern höher hängte, fiel man in Ungarn von verschiedenen Seiten mit Ableugnungen über mich her; ich sollte schlecht unterrichtet sein, jene Wendungen der Petition sollten nur unschuldig-ungeschickte Ausdrücke sein; — leider kosten Ablengnungen der klarsten Thatsachen in Ungarn nicht viel. Heute liegt am Tage, wie fein jene Behörde die Herzensmeinung ihrer Regierung getroffen hat: nur wird ihr der Minister in Zukunft die Mühe abnehmen, die „Unwürdigen", d. h. die ihre Gemeinden in ihrer Nationalität schützenden und pflegenden Geistlichen herauszusuchen, denen der Brodkorb höhergehängt werden muß. Oder es kann ja auch eine solche Kirchenbehörde mit solch einer Staatsbehörde freundschaftlich zusammenwirken, um das Reich Gottes, — nein, das Reich „des Gottes der Magyaren", wie man im großen Jubeljahr von einer protestantischen Kanzel hören konnte, zu fördern. Wenn in Deutschland Gerechtigkeitssinn, nationales Ehr- und Pflichtgefühl, Geist der brüderlichen Liebe und Zucht vorhanden ist, und diese Verhältnisse beachtet und bekannt werden, dann müssen sie dahin treiben, daß unser Gustav-Adolf-Verein die „ungarländischen evangelischen Kirchen" ihren hohen regierenden Freunden überläßt und dafür den siebenbürgischen Sachsen nun dreifache Hülfe zuwendet, d. h. sie in den Stand setzt, für eine so bedingte, die evangelische Kirche herabwürdigende und das evangelische Pfarramt corrumpirende Staatshülfe zu danken.

Unser Kaiser hat, einseitig berichtet, bei seinem Besuche den Ungarn sehr schöne Dinge gesagt, die sie sofort ermuthigt haben, desto fanatischer gegen das Deutschthum vorzugehen. Hören wir demgegenüber die Stimme eines magyarischen Blattes über das heutige Treiben. „Die Furcht vor den Nationalitäten" schrieb vor wenigen Tagen der magyarische Egyetertes, „hat die ungarische Freiheit in ihren Grundfesten angefallen. Wir haben die Gesetze aus den Angeln gehoben, haben Gewaltthaten geduldet, sobald es sich darum handelte, den nationalitätischen Agitatoren den Zaum anlegen

zu können. Wir haben aber nicht bedacht, daß die Uebermacht, die wir der Regierung zu diesem Zwecke gaben, auch gegen uns selbst gebraucht werden könnte; wir haben es geschehen lassen, daß man in das Gesetz Breschen schlug, und haben auch unsere Noth davon. Wir haben der Willkürlichkeit gegen die Aufwiegler freien Spielraum gelassen, — und bald begann die Vergewaltigung unsrer selbst." Nachdem das Blatt dies an den gewissenlosen Künsten nachgewiesen, mit denen man die Walachen und die Socialisten im Reichstag mundtodt gemacht, fährt es fort: „Es wäre viel klüger gewesen, die Romänen in das Abgeordnetenhaus einzulassen: dort hätten sie ihre Wünsche und Klagen offen vorbringen können . . . Statt dessen verhandelt das Abgeordnetenhaus wieder eine Vorlage, die der Regierung eine noch ausgebreitetere Macht in die Hand geben wird. Der Vorwand ist auch heute der, daß die Nationalitäten im Zaume gehalten werden müßten. — Es gibt keine private Handlung mehr im Leben des Privatmenschen, in die der Staat nicht vermöchte sich einzumengen, um derentwillen er einen nicht belästigen und auf hunderterlei Art mit Gewahrsam belegen könnte. Die Kirche war bisher ein geheiligter Platz, der von den Eingriffen der Regierung befreit blieb. Nach der neuen Congrua-vorlage, über welche das Abgeordnetenhaus jetzt verhandelt, verlangt die Regierung Einfluß auf die Geistlichen, also auch auf die Kanzel. Der staatlichen Unterstützung wird nur derjenige Geistliche theilhaftig werden können, der die Huld der Regierung besitzt. . . . Man sagt, dies dürfe nicht anders sein; der walachische Pope würde bald nicht mehr gegen den ungarischen Staat agitiren, wenn er wüßte, daß ihm sein Einkommen entzogen werden könne. Aber doch ist das nicht gut so. Nur die Furchtsameren werden erschrecken; sie werden zu Cortegen der Regierungspartei und werden gegen jede oppositionelle Bewegung agitiren; der größere Theil aber wird auch nachher gegen das Magyarenthum aufreizen, nur im Geheimen. . . . — Und die armen protestantischen Pfarrer werden gänzlich der Willkür der Regierung ausgeliefert sein. Die Protestanten haben ihre Geistlichen so gut gehalten als ihnen nur möglich war; nun werden diese Confessionen vom Staat eine viel geringere Unterstützung beziehen als die orientalischen, denn ein großer Theil ihrer Geistlichen genießt schon das Einkommenminimum. Sie werden sonach für ihre Opferwilligkeit bestraft. Der arme protestantische Pfarrer, der vom Staate eine geringe Aufbesserung erhalten wird, ist hinsichtlich seiner politischen Haltung gänzlich dem Obergespan ausgeliefert. Man stelle sich seine Lage vor, wenn ihn der Obergespan etwa ermahnt, die Oppositionsmacherei aufzulassen und den Regierungscandidaten zu unterstützen. Wird doch der Obergespan Kläger, Richter und Vollstrecker in Einer Person sein. Und mancher stamm- und wurzelechte magyarische Calvinergeistliche wird sich

vielleicht bald darauf ertappen, daß der über die staatsfeindliche Agitation lautende Paragraph nicht nur gegen die walachischen Popen erfunden ist. — Wir haben uns stets zu der Ansicht bekannt, daß die Parteityrannis widerwärtiger, unerträglicher und drückender sei als der Absolutismus. In den meisten Fällen hält die Tyrannei die Kirche in Ehren und greift bloß aus religiösem Interesse andere Confessionen an. Aber die Parteiwillkürherrschaft, siehe sie will alle Kirchen in Cortegenstätten verwandeln. — So soll also nicht ein einziges Plätzchen in diesem Lande rein bleiben, nicht eines, an das die schmutzige Flut des politischen Streites ihren Unrath nicht heranwälzen kann." — Wir haben dieser magyarischen Kritik des gegenwärtigen, natürlich „liberalen" magyarischen Regierungssystems nichts hinzuzufügen.

Halle, 28. April 1898. B.

Auf das im vorigen Heft mitgetheilte Gedicht „Gardasee" ist mir neben manchem herzlichen Dankeswort auch das nachfolgende Gedicht ohne Namensnennung zugegangen, welches ich meinen Freunden und Lesern nicht glaube vorenthalten zu sollen.

Nachklang vom 18. März 1898.

Wehmuth hauchte dich an drüben am blauen See,
Als vergangenen Glücks dämmerndes Alpenglühn
Dir schneehäuptigem Jüngling
Vor die sinnende Seele trat.

Doch erhobenen Haupt's schautest du glaubensvoll
Auf zum lichten Gezelt ewiger Heimath hin,
Wo im Hause des Vaters
Uns unsterbliches Glück erblüht.

Zorn auch faßte dich an drüben am blauen See,
Daß mit schleichendem Gang über den Alpenwall
Stets noch welscher Sirocco
Nach Germaniens Gauen zieht.

Wohl, du zürntest mit Recht, daß noch ein deutsches Herz
Sich vom römischen Dunst thöricht umnebeln läßt;
Daß Canossa zum Zielpunkt
Blindlings wandelnder Trämmer wird.

Aber sorge dich nicht! Aus der gestreuten Saat,
Die mit kundiger Hand rings auf das Land du warfst,
Keimt dir reichlicher Nachwuchs,
Wenn dein Haupt du zum Schlummer legst.

Treuer Rufer im Streit, warnender Eckart du,
Nicht vergebens erscholl deiner Trompete Klang!
Schwerter werden geschliffen
Für den nahen Entscheidungskampf!

Die gegenwärtige deutsch-preußische Kirchenpolitik und der Evangelische Bund.

Ansprache an die Jahresversammlung des Evangelischen Bundes in der Provinz Sachsen zu Aschersleben am 10. Mai 1898.

Hochverehrte Anwesende, liebe Glaubensgenossen! Indem ich mich besann, wie ich das mir gestellte Thema: „Der Staat und das Evangelium" im knapp bemessenen Zeitmaß vor Ihnen behandeln sollte, ohne in weitläuftige academische Erörterungen zu gerathen, kam die neueste Nummer der „Christlichen Welt" mir zur Hand und zu Hülfe. Sie enthält als Nr. 3 einer Artikelreihe über „die schwierige Lage und Aufgabe des Evangelischen Bundes" eine sensationelle Erörterung des Verhältnisses zwischen dem Staat, nämlich dem deutschen Reich und preußischen Staat der Gegenwart, und dem Evangelium, nämlich dem Evangelium der Reformation, das unser Bund in Deutschland vertritt, und je weniger ich mit dieser Erörterung übereinstimme, ja je mehr ich sie als Kundgebung eines in solchem Ansehn stehenden evangelischen Blattes beklage, um so erwünschter ist mir der Anlaß, mich über dieselbe hier öffentlich auszusprechen.

Der Herausgeber der Christlichen Welt geht aus von dem Falle Bülow in Rom, an dem ihm „alles symptomatisch ist", vor allem „die ganze Ohnmacht deutsch-protestantischer Erregung gegenüber der gegebenen Lage". Er will die Aeußerung des über das gegebene Aergerniß empörten deutsch-protestantischen Gefühls nicht mißbilligen; aber er würde es schwer begreiflich finden, wenn der Vorstand des Evangelischen Bundes auch nur eine leise Hoffnnng gehegt hätte auf Erfolg seiner Beschwerde. Denn es sei nun einmal Thatsache, daß die Reichsregierung heute ohne die Mitwirkung der katholischen Partei nicht regieren könne, und das habe auch für das Königreich Preußen seine großen Consequenzen. Auch schicke das Centrum sich ganz leidlich zur positiven politischen Mitarbeit an, und so gewöhne sich die Regierung immer mehr, auf dessen fernere Dienste zu rechnen. Das Reich werde dieser Lage noch ganz andere Opfer bringen müssen: das Gesetz wider die Jesuitenniederlassungen im Reich liege in den letzten Zügen; seine Aufhebung sei schon in Vorbereitung. Aber die Schwierigkeit für den Evan-

gelischen Bund, sich politisch geltend zu machen, liege noch tiefer. Der Protestantismus sei eben keine politische Religion. Wohl könnten deutscher und protestantischer Sinn die innigsten Verbindungen eingehen, aber das deutsche Reich noch heute für den Protestantismus reclamiren und den maßgebenden Instanzen eine protestantische Politik zumuthen, das gehe angesichts der gegebenen Lage, angesichts des großen Bestandtheils deutscher Katholiken und der Macht, die sie entfaltet hätten, nicht an. Viel eher könne und werde das Reich katholische Politik treiben, denn der Katholicismus sei seinem Wesen nach eine politische Religion. Er strebe unerbittlich und skrupellos nach einer vollkommenen Gewalt; ob er dieselbe in Deutschland bekomme, werde bei der heutigen politischen Moral davon abhängen, was er zu bieten habe. Es sei nicht ausgeschlossen, daß das Reich im Kampfe der Völker noch einmal die katholischen Interessen vertrete.

Ich will die Beweggründe nicht beanstanden, aus denen Herr D. Rade uns deutschen Protestanten diese Resignationspredigt hält. Aber die Wirkung dieser Predigt kann nur die sein, daß diejenigen verwirrt und entmuthigt werden, welche gegenwärtig für Recht und Ehre des evangelischen Bekenntnisses, für das unveräußerliche Erbe der Reformation im deutschen Reiche im Kampfe stehen, und daß diejenigen sich die Hände reiben, welche sich protestantischerseits einer feigen und charakterlosen kirchenpolitischen Haltung befleißigen, oder römischerseits die letzte Schlacht zwischen Romanismus und Protestantismus auf märkischem Sande als bevorstehend oder bereits gewonnen rühmen. Dem gegenüber übernehme ich den Nachweis, daß die dahinführenden kirchenpolitischen Betrachtungen der „Christlichen Welt" wesentlich falsch sind.

Bei dem „symptomatischen" Falle Bülow will ich mich nicht lange aufhalten. Der protestantische Vertreter unseres protestantischen Königs hat sich am Geburtstag seines Monarchen von seinen deutschen Landsleuten getrennt, weil dieselben zugleich auch den mit uns verbündeten Landesfürsten ehren wollten und hat sich einer ultramontanen Separation angeschlossen, welche diesen Anlaß zu einer Demonstration gegen diesen Landesherrn verwerthete. Er hat dabei den Papst, den Verlästerer der deutschen Reformation, der gleichen Ehrfurcht und Liebe versichert, die er seinem eigenen Kaiser und Herrn widme, und hat in diesem Sinne dem Papste nicht nur ein Hoch ausgebracht, sondern ihn mit dem deutschen Kaiser in Einen Huldigungsruf zusammengefaßt. Es müßte ja in unserem protestantischen Volke, das sich auf die Finessen opportunistischer Diplomatie nicht versteht, jedes Gefühl für evangelische Ehre und deutsche Treue erloschen sein, wenn eine solche öffentliche Kundgebung es nicht in den weitesten Kreisen entrüstet hätte. Und wenn nun unsere Reichsregierung in ehrerbietiger Weise darauf aufmerksam

gemacht worden ist, daß man durch die Zulassung solcher Verleugnungen des evangelischen wie des deutschen Standpunktes die Gefühle der nicht-ultramontanen Kreise unseres Volkes verwirre und verletze — welch eine schiefe Darstellung dieses loyalen Schrittes muß dazu gehört haben, um unserem so entschieden evangelisch gesinnten Kaiser hierüber ein „ernstes Mißfallen" zu entlocken! Welchen Erfolg unserer Beschwerde andere Mitglieder unseres Vorstandes sich in Berlin versprochen haben, weiß ich nicht zu sagen: ich habe erwartet, daß man sich in Berlin im Kreise derer, welche unsere auswärtige Politik zu verantworten haben, dessen, was in Rom geschehen, wenigstens im Stillen schämen werde. Und wenn das nicht der Fall gewesen sein sollte, so thäte mir das leid — nicht für uns, sondern für die, deren deutsches und evangelisches Ehrgefühl sich so unempfindlich erwiesen hätte. Wir wollen aber abwarten, ob im nächsten Jahre dasselbe Schauspiel in Rom noch einmal aufgeführt werden wird. Daß der beste Theil der nicht-ultramontanen Presse trotz der Bülow'schen „groben Zurückweisung" auf unsere Seite getreten ist; daß die Monatscorrespondenz des Evangelischen Bundes seit dem Falle Bülow 2000 neue Abonnenten erhalten hat, spricht nicht gerade für die von D. Rade behauptete völlige „Ohnmacht" unseres Protestes.

Noch kürzer kann ich mich über die von Herrn D. Rade weissagend herbeigezogene Jesuitenfrage fassen. Ich weiß nicht, ob der Herausgeber der „Christlichen Welt" vertrauliche Mittheilungen aus dem Schoße des Bundesrathes hat, die ihn zu der Ankündigung berechtigen: „die Jesuiten kommen, ihre Wiederzulassung ist schon in Vorbereitung begriffen", — wir im Vorstande des Ev. Bundes haben sie nicht. Wenn er sich auf die „Logik der Entwicklung" beruft, so antworte ich: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen." Jedenfalls weiß der Bundesrath, daß der Jesuitenorden das Urtheil eines großen Theils der deutschen Katholiken, wie viel mehr des größesten Theils der Protestanten wider sich hat, und so wäre es doch eine unerhörte Nichtachtung der öffentlichen Meinung in Deutschland, sie dennoch wieder zuzulassen. Noch mehr, der Bundesrath weiß, daß die Wirksamkeit dieses Ordens sich nie und nirgends mit der Wohlfahrt und dem inneren Frieden der Völker, die ihn zuließen, verträglich erwiesen hat, und da wäre es doch eine Gewissenlosigkeit ohne Gleichen, dies verderbliche Unheil in Deutschland einzulassen. An solch eine Gewissenlosigkeit des deutschen Bundesrathes glaube ich erst, wenn ich sie schwarz auf weiß habe.

Und nun zu der principiellen Frage D. Rade's: Protestantische oder katholische (richtiger römische) Politik? Den maßgebenden Instanzen des deutschen Reiches heute eine protestantische Politik zumuthen, hält D. Rade uns entgegen, das geht nicht an. Was ist protestantische Politik, und in welchem Sinne muthen wir der deutschen Reichsregierung eine solche zu? Es hat

eine Zeit protestantischer Politik im eigentlichen, technischen Sinne des Worts, im Sinne des Confessionsstaates gegeben, eine Zeit der Bündnisse protestantischer Staaten gegen katholische zur Abwehr nach außen, und eine Zeit der Nichtduldung oder nur beschränkten Duldung des Katholicismus im Innern zur Wahrung der confessionellen Geschlossenheit des Staates. Die Zeit dieser „protestantischen Politik" eines Gustav Adolf, Cromwell, des großen Kurfürsten, die zu ihrer Zeit eine nothwendige, von der Nothwehr gebotene war, ist vorbei, und nur etwa die politischen Conspirationen der Päpste und Jesuiten, denen freilich „die Welt einstürzt", wenn das protestantische Preußen über das katholische Oesterreich bei Königgrätz siegt, könnten sie wieder auferwecken. Wir Protestanten sind es, die sie zu Grabe getragen haben; die der Welt das Beispiel gegeben haben, an die Stelle des confessionellen Princips der äußeren Politik das nationale, und an die Stelle der Staatsconfessionalität das Princip der Gewissens- und Religionsfreiheit zu setzen; denn, wie Herr D. Rade richtig sagt, „der Protestantismus ist keine politische Religion." Er ist keine Religion, die mit politischen Mitteln befördert und ausgebreitet zu werden begehrt. Er hat begriffen, daß der Staat, das Reich des zwingenden Gesetzes, und die Kirche, das Reich des Glaubens, dieser ihrer Natur nach freien Herzensthat, zweierlei Reiche sind, die einander nur schädigen und verderben können, wenn sie sich mit einander vermischen; wie Luther schreibt: „Das weltliche Regiment hat Gesetze, die sich nicht weiter erstrecken, denn über Leib und Gut und was äußerlich ist auf Erden, denn über die Seele kann und will Gott niemand regieren lassen denn sich selbst allein." Darum verlangen wir Protestanten, auch wir Protestanten vom Evangelischen Bunde, vom deutschen und preußischen Staate auch nicht mit einem leisen Gedanken eine Politik der Benachtheiligung oder Unterdrückung der römischen Kirche zu Gunsten der unseren; wir gönnen unseren römisch-katholischen Mitbürgern die volle Freiheit und die volle Rechtsstellung im Gemeinwesen, die wir für uns selber in Anspruch nehmen, alle Freiheit und Berechtigung, die sich mit der Gleichberechtigung Anderer und mit der Suprema lex, mit der Wohlfahrt des Ganzen verträgt.

Aber wenn der Protestantismus keine politische Religion ist, ist er darum eine für die Politik, für das Staats- und Volksleben und dessen Leitung indifferente Religion? Keine Religion, die im Staatsgebiete wirksam ist, ist politisch indifferent, denn sie begegnet sich mit dem Staate im tiefsten Lebensgrunde des Volkes, im Gebiete der sittlichen Kräfte, deren der Staat bedarf, ohne sie erzeugen zu können; die in erster Linie die Religion zu erzeugen hat, aber auch schädigen und verderben kann. Und daraufhin sage ich: der evangelische Protestantismus ist von allen Religionen

der Welt die politisch wirksamste und heilsamste: denn er ist die Quelle der reinsten und höchsten Entfaltung der Sittlichkeit. Er weckt und erzieht wie keine andere Religion das Gefühl der Selbstverantwortung vor Gott, diesen mächtigsten und lautersten Antrieb alles sittlichen Verhaltens; er ist in seinem ebendaher fließenden Bruch mit der kirchlichen Gewissensbevormundung der Mutterboden der in innerer, sittlicher Zucht gehaltenen Freiheit; er ist mit seiner freien Schriftforschung insonderheit der Mutterboden der freien Geistesentfaltung in Wissenschaft und Schule; er gibt dem Priester- und Mönchthum gegenüber den weltlichen Lebensgebieten, der Familie, der Arbeit ihre Weihe zurück, indem er sie als gottgeordnete Bewährungsgebiete des Glaubens auffassen lehrt; er gibt dem Staate als einer selbständigen göttlichen Ordnung seine Ehre und sein Recht. Es bedarf keines Beweises, wie alle diese im weiteren Sinne politischen, politisch segensreichen Charakterzüge als Auswirkungen der Reformation in den protestantischen Völkern und insonderheit in unserem deutschen hervorgetreten sind, im Unterschied von den katholisch verbliebenen. Und wenn nun der Staat keine höhere Aufgabe hat, als die Seele des ihm anvertrauten Volkes intact zu erhalten, das geistig-sittliche Erb- und Eigengut desselben zu schützen und zu pflegen, so ergibt sich als höchste Aufgabe deutscher Staatsleitung allerdings eine im freieren, geistig-sittlichen Sinne protestantische Politik. Unserem Volke das Segenserbe deutscher Reformation zu bewahren, das in nicht geringem Maße auch unserm katholisch gebliebenen Volkstheil zu Gute gekommen ist, — ja das ist der höchste und unveräußerlichste Gesichtspunkt für eine echt deutsche Politik, und in diesem Sinne nimmt der Evangelische Bund allerdings „das deutsche Reich für den Protestantismus in Anspruch und muthet den im Reiche maßgebenden Instanzen eine protestantische Politik zu."

Mit welchem Rechte und mit welchen Folgerungen, das tritt erst recht ins Licht, wenn wir die gegentheilige Politik, die von Herrn D. Rade uns in Aussicht gestellte Eventualität einer „katholischen Politik" des deutschen Reiches ins Auge fassen. Es sind mir wenig wunderbarere Schlußfolgerungen vorgekommen als die, welche D. Rade macht: weil Deutschland nicht ganz, sondern nur zu zwei Dritteln evangelisch ist, so darf und muß die deutsche Politik nicht aus Herz und Sinn der Majorität, sondern aus Herz und Sinn der Minorität, oder vielmehr einer aus dieser hervorgegangenen parlamentarischen Partei geführt werden. Aber gesetzt, die deutsche Reichsregierung eignete sich diese wunderbare Schlußfolgerung an, was käme dabei heraus? Jawohl, wie Herr D. Rade sagt: der Katholicismus ist eine politische Religion; er enthielte also eine sehr bestimmte Marschroute für die deutsche Politik. Er ist eine politische Religion, indem er das religiöse Gemeinwesen als ein zur Weltherrschaft berufenes ansieht und zur Verwirk-

lichung derselben jedes weltliche Zwangsmittel in Anspruch nimmt. Er ist eine politische Religion, welche ihr angeblich göttliches Recht und Gesetz jedem Staats- und Menschenrecht vorgehend setzt, die Gewissensfreiheit und Gleichberechtigung der Confessionen als Wahnwitz verpönt, die Unterwerfung der Schule und Wissenschaft unter ihre Leitung und Censur fordert, durch eine habgierige Hierarchie und ein mißbildendes Mönchthum die materielle und moralische Wohlfahrt der Völker schädigt, für ihr Oberhaupt ein weltliches Staatsgebiet begehrt, und für das alles die Hülfe der ihr dienstpflichtigen weltlichen Gewalt verlangt. Wollte also die deutsche Reichsregierung im Sinne des römischen Katholicismus katholische Politik treiben, so hätte sie so ziemlich alles aufzuopfern, was dem Deutschen sein Staatsleben lebenswerth macht, um uns auf die Stufe herunterzubringen, auf der sich gegenwärtig Spanien, der Staat der katexochen „katholischen" Majestät, befindet. Werden wir den Einwand hören: so schlimm-folgerichtig werden ja die Forderungen des Centrums an die deutsche Reichsregierung nicht ausfallen? D. Rade selber antwortet darauf: „Der Katholicismus strebt unerbittlich und skrupellos nach einer vollkommenen Gewalt, und ob er die bekommt, bei uns in Deutschland bekommt, wird bei der heutigen politischen Moral davon abhängen, was er zu bieten hat." Die „vollkommene Gewalt", — welche man selbstverständlich und eingeständlich dazu verwerthen oder erst damit erreicht zu haben glauben würde, daß Deutschland sich wieder unter das knechtische Joch beugen ließe, das es im sechzehnten Jahrhundert zerbrochen! Nun denn — solche „katholische Politik treiben", d. h. zum Erreichen einer solchen Gewalt und Abzielung die Hand bieten, das wäre seitens unserer Reichsregierung ein Verrath an Deutschland, wie er schlimmer nicht gedacht werden könnte, und alles, was das Centrum als Judaslohn dafür zu bieten hätte, und wenn es hundert Panzerschiffe wären, wäre nichts anderes als ein elendes Linsengericht, wofür Deutschlands Erstgeburt unter den Völkern verkauft würde. — Soll ich dieser schwarzen Phantasie das wirkliche angeborene Programm der deutschen Reichspolitik Rom gegenüber entgegenstellen? Ich entnehme es dem autoritativsten Munde, dem Munde des unvergeßlichen alten Kaisers, der das deutsche Reich begründet hat, und es lautet gut protestantisch: „Mir liegt — schreibt Kaiser Wilhelm an Lord Russel — die Führung meines Volkes in einem Kampfe ob, den schon frühere deutsche Kaiser Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glücke gegen eine Macht zu führen gehabt haben, deren Herrschaft sich in keinem Lande der Welt mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat." —

Herr D. Rade thut nach meiner festen Ueberzeugung unserer heutigen deutschen Reichsregierung schweres Unrecht, wenn er ihr den Gedanken zutraut, im Großen eine wirkliche katholische Politik zu treiben. So geistlos

und gottverlassen sind unsere Staatsmänner nicht — von unserem Kaiser gar nicht zu reden —, daß sie die Zukunft Deutschlands an Rom verkaufen wollten, wenn ihnen dasselbe nur einen annehmbaren Preis böte. Sie werden das deutsche Reich mit nichten „im Kampfe der Völker die katholischen Interessen vertreten" lassen, nicht dem verrotteten Spanien gegen Nordamerika zu Hülfe eilen, niemals zur Herstellung eines Kirchenstaates, zur Zertrümmerung des italienischen Nationalitaates die Hand bieten, oder im Innern die deutsche Schule an die Herrschaft oder „Mitherrschaft" der Hierarchie ausliefern. Nicht einmal das Jesuitengesetz, glaube ich; werden sie aufheben, wenn auch vielleicht wieder, wozu ja noch Vorrath aufbewahrt worden ist, ein paar Abbröckelungen an demselben eintreten lassen. Vielmehr ist ebendas, was seit Jahren mit dem Jesuitengesetz geschieht, für die wirkliche deutsch-preußische Politik — mit Herrn D. Rade zu reden — „symptomatisch". Man will nicht wirkliche katholische Politik treiben, aber man will etwas katholische Politik zu treiben *scheinen*, und statt großer Zugeständnisse, die man dem Centrum nicht machen kann noch will, ihm mit kleinen Zugeständnissen gefällig sein; man treibt, um dem Centrum die Befriedigung politischer Augenblicksbedürfnisse abzugewinnen, etwas römisch-katholische Schein- und Kleinpolitik. Unser unseliges Wahlgesetz hat die parlamentarische Mitentscheidung überwiegend in die Hände unverständiger und unselbständiger Massen gelegt; mit den Socialdemokraten kann man keinen Kleinhandel treiben, — so treibt man ihn mit dem Centrum. Man stellt für eine Trierer Rockfahrt auf den Staatsbahnen Extrazüge zur Verfügung, feiert den edlen Windthorst am Grabe als großen Patrioten mit, läßt zwar nicht die Jesuiten, aber ihre Affen, die Liguorianer, ins Land, liebkost einen Bischof Anzer, dessen Rachebedürfniß uns China öffnet, läßt Papst und Kaiser in Trinksprüchen zusammenfassen, als wenn wir im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert lebten, und macht mittelst einer solchen „Trinkgelder-Politik", wie die Magdeburger Zeitung es neulich genannt hat, mit dem Centrum leidliche Geschäfte. Daß man dem deutschen Protestantismus dabei manches vergibt, manchen Fußtritt versetzt, nicht bloß bei der Bülow'schen Abfertigung, das weiß man recht gut, aber es geschieht nicht, um ihn zu verkaufen und zu verrathen. Im Gegentheil, man traut ihm eine so derbe Lebenskraft zu, daß ihm das alles nicht schade, daß er sich das alles recht gut aus Rücksicht auf die parlamentarischen Verlegenheiten gefallen lassen könne. Man muthet uns zu, daß wir als die loyalen Unterthanen, als die zuverlässigen Preußen, die wir sind, das alles nicht so übelnehmen, darum keine Feindschaft hegen, die Noth und Verlegenheit unserer Regierung still und verständnißinnig zu würdigen wissen. Man treibt mit Einem Worte Opportunitätspolitik, lebt von der Hand in den Mund, und denkt, es werden auch

wieder bessere Zeiten kommen, wo man dem Centrum den Laufpaß geben kann; bis dahin kann ja der deutsche Protestantismus fasten und sich gedulden.

So fasse ich die gegenwärtige deutsch-preußische Politik in ihrer Behandlung der beiden Confessionen auf. Aber das sage ich nicht, um sie zu entschuldigen. Sie ist auch so eine Politik der Kurzsichtigkeit und Charakterschwäche, und verrechnet sich als solche nach jeder Seite hin. Zunächst nach der protestantischen, wenn sie meint, daß sie nicht wesentlich schade. Die fortwährenden Verneigungen vor der angeblich unbezwinglichen Macht der römischen Kirche, die in Deutschland und Preußen nun schon zwanzig Jahre währen, haben in der That im weiten Umkreis protestantischer Schwachheit entmuthigend, ja demoralisirend gewirkt. Es geht namentlich durch unsere höheren Stände, die ja vor allem nach dem irdischen Oben blicken, ein katholisirender Zug. Man ahmt die Nachgiebigkeiten der Regierung im Privatleben nach. Man findet eine Kirche, vor der ja der Staat, das Reich als der überlegenen Weltmacht sich beugt, in der That höchst bewundernswerth, die eigene Kirche dagegen höchst ohnmächtig; man verleugnet das evangelische Bekenntniß bei Trauung und Kindertaufe, bewundert die barmherzigen Schwestern auf Kosten der Diaconissen u. s. w., und — nährt durch jeden solchen Mangel an protestantischem Selbstgefühl die fanatisch aggressive Stimmung des ultramontanisirten katholischen Volkstheils. Umgekehrt, bei den ernsteren und strengeren Protestanten haben dieselben Verhaltungsweisen der Regierung eine Erbitterung erzeugt, von der man in Berlin schwerlich eine Ahnung hat; die bei ihnen die Achtung vor der Obrigkeit und die Freude an Kaiser und Reich bedenklich vermindert. Aber auch nach der römisch-katholischen Seite hat die beschriebene Politik nichts Bleibendes gewonnen; im Gegentheil. Meint man denn, die deutschen Katholiken *glaubten* an das von Herrn von Bülow in Rom verkündete Vertrauensverhältniß zwischen einem römischen Papst, der die Reformation als Quelle der Sittenverderbniß brandmarkt, und einem deutschen Kaiser, der sich zu Luthers Evangelium bekennt? Sie hielten die ganze Bülow'sche Zusammenfassung von Papst und Kaiser in Eine Liebe und Verehrung, von einem Protestanten vorgetragen, für etwas mehr als eine diplomatische Komödie? Was sie sich aus solchen und ähnlichen, das protestantische Ehrgefühl verleugnenden und die protestantische Wahrhaftigkeit vermissen-lassenden Huldigungen entnehmen, ist lediglich *die Größe der Schwäche*, die ihnen gegenübersteht, die Größe des Bedürfnisses der Regierung, mit dem Papstthum auf einem guten Fuß zu erscheinen, und *nach der Größe dieser Schwäche und dieses Bedürfnisses bemißt sich die Größe der unersättlichen Ansprüche, die sie an die Nachgiebigkeit der Regierung erheben.*

Aber, wird Herr D. Rade sagen, wie soll denn die Reichsregierung anders handeln, da sie ohne Mitwirkung der katholischen Partei heute nicht regieren kann? Ich bin, wie Herr D. Rade ganz richtig von uns Führern des Evangelischen Bundes insgemein sagt, kein Politiker, und nicht im Stande noch verpflichtet, der Reichsregierung einen technisch-politischen Rath zu geben. Einen ethisch-politischen allerdings. Er ist sehr einfach. Nur solche Staatsmänner können wirklich und gedeihlich regieren, welche feste sittliche Grundsätze haben, dazu einen Muth, dieselben in Wort und That zu bekennen, und jenen Glauben, zu dem der Kaiser sich soeben bekannt hat, „Eine feste Burg ist unser Gott", — den Glauben, daß wer Gott für sich hat, alle Feinde zu überwinden vermag. Eine solche Staatskunst versteht das Sprichwort: „ein Mensch muß nicht müssen", — nämlich das nicht müssen, was nicht lauter, nicht wahrhaftig, nicht vor Gott recht ist. Oder würde denn unsere Regierung auch der Socialdemokratie Concessionen machen und den Mantel einer socialistischen Politik umhängen, wenn die Socialdemokraten im Reichstage die Mehrheit hätten und gegen fortwährende Zugeständnisse an ihr utopisches Staatsideal sich — wie Herr D. Rade vom Centrum sagt — „ganz leidlich zur politischen Mitarbeit anschickten?" Sie würde aufs Aeußerste widerstehen, wieder und wieder an den besseren Geist des deutschen Volkes appelliren, und nicht vergeblich an ihn appelliren, wenn sie Verständigung mit ihm zu finden und sein Vertrauen zu gewinnen wüßte. Nun, sie wage das dem Centrum gegenüber auch, und dann wird sich zeigen, wer im deutschen Reiche der Stärkere ist: der römisch-katholische oder der deutsch-protestantische Geist. Ich glaube aber, daß auch ohne diese äußerste Kraftprobe mit der Centrumspartei ein befriedigender modus vivendi zu finden wäre, der nicht auf Kosten der deutsch-protestantischen Interessen ginge. Es gölte nur, dem Centrum und mit ihm dem römisch-katholischen Volke einmal den beiderseitigen Standpunkt derart klar zu machen, daß alle Hoffnung, auf parlamentarischem Wege etwas für das ultramontane Ideal auf Kosten des deutsch-protestantischen Staatsgedankens herauszuschlagen, ein für allemal verginge. Wenn anstatt der ewigen Verschleierungen des Abgrundes, der zwischen den Lebensbedingungen Deutschlands und den Ansprüchen des Papismus besteht, endlich einmal dieser Abgrund als unausfüllbar offen bekannt, auf Jesuitenanträge, Schulherrschaftsansprüche u. s. w. einmal ein mannhaftes Niemals!, ein deutliches Non possumus geantwortet würde, dann würde auch das Centrum sich in eine Lage finden, die es als unbiegsam erkennte. Und dann würde das römisch-katholische Volk zu dem Bewußtsein kommen, daß seine Religion unter einer protestantischen Obrigkeit und in einem zu zwei Dritteln protestantischen Volke alle nothwendige Freiheit, aber niemals die Herrschaft, die Durchführung aller ihrer ultramontanen

Prätensionen ansprechen könne, und würde in dem Gefühl der Gerechtigkeit dieser Sachlage einsehen, daß man auch so als römischer Katholik in Deutschland besser daran sei als in dem von Pfaffen und Mönchen beherrschten und zu Grunde gerichteten Spanien.

Wenn wir in diesem Sinne von unserer Regierung allerdings eine andere Politik verlangen und ihr die gegenwärtig innegehaltene zum Vorwurf machen, so dürfen wir freilich zum Schlusse nicht verschweigen, eine wie große Mitschuld an dieser charakterschwachen Opportunitätspolitik unser deutsch-protestantisches Volk selber trägt. Thäte dasselbe in dem großen Geisterkampfe der Zeit seine Schuldigkeit, läge es nicht in weitesten Kreisen, von theoretischem und praktischem Materialismus berauscht, in den Schlafesbanden religiöser Unwissenheit und Gleichgültigkeit; wäre es nicht in kirchlichen wie in weltlichen Kreisen zerfahren in ein ohnmächtig machendes Parteitreiben, das immer um Güter zweiten Ranges sich erhitzt und die großen zur Einigung drängenden Gemeingüter hintansetzt, — die absurde politische und parlamentarische Vorherrschaft einer weder geistig noch wirthschaftlich überlegenen Minorität wäre bald gebrochen. Aber das kann uns doch nur anspornen, die Schläfer zu wecken, den Trägen und Träumenden ihre Pflicht gegen das evangelische Bekenntniß, welche zugleich heilige Pflicht gegen ihr deutsches Vaterland ist, ins Gedächtniß zu rufen, wie das der Evangelische Bund thut; nicht aber den Erwachten oder Halbwachen zuzurufen: laßt die Hände nur sinken, es hilft euch ja doch nichts, der Protestantismus ist nun einmal im deutschen Reich zur Ohnmacht verurtheilt, — wie die „Christliche Welt“ thut. „Der Evangelische Bund, schreibt dieselbe schließlich, hätte nur dann Aussicht, den politischen Sieg des Centrums im deutschen Reiche wettzumachen, wenn er irgendwelche Anziehungskraft auf politische Männer oder Parteien ausübte, die ihrerseits ein Bündniß mit den Lebenskräften des Protestantismus begehrten; aber davon ist nichts zu spüren.“ Es ist wohl etwas davon zu spüren, aber freilich noch lange nicht genug. Nun, m. Fr., wenn Sie demnächst für den Reichs- und Landtag wählen, fragen Sie Ihre Candidaten — nicht nur, ob sie liberal oder conservativ, agrarisch oder freihändlerisch, fragen Sie sie auch, ob sie gut protestantisch und entschlossen antiultramontan sind. Und schreiben Sie auf dies Ihr politisches Programm nicht blos für die Wahlen, sondern für alles, was Sie im öffentlichen Leben thun, je entschlossenere evangelische Protestanten Sie sind, desto getroster die Losung, zu der sich unser Kaiser soeben dem Reichstag gegenüber bekannt hat: „Eine feste Burg ist unser Gott — In hoc signo vinces!“ —

Willibald Beyschlag.

Johann Friedrich Oberlin.[1])

Die Geschichte der christlichen Liebesthätigkeit ist so alt wie die Geschichte der christlichen Kirche. Wie das Evangelium einer Welt, deren religiöse Kraft versiegt war, Glaubensgewißheit verliehen, so hat es auch einer Welt mit wenig Liebe die Kraft zur Fülle der Liebe geschenkt.

Aber die Ausübung der christlichen Liebesthätigkeit zeigt im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung mannigfaltige Gestalten. Ist sie auch immer darauf bedacht gewesen, mit dem geistigen Trost die Stillung der Erdennoth zu verbinden, so hat sie sich doch erst seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts die Aufgabe gestellt, das sociale Gebiet in den Kreis ihrer Arbeiten hineinzuziehen, an der religiös-sittlichen und an der wirthschaftlichen Hebung der nothleidenden Glieder der Gesellschaft mitzuwirken. Es ist eine strittige Frage, ob und inwieweit die organisirte Kirche, ob und inwieweit die Pfarrer an der Lösung dieser Aufgabe theilnehmen dürfen oder sollen, und wir verzichten darauf, diese Frage hier zu entscheiden. Nur das unterliegt keinem Zweifel, daß die christliche Gesellschaft, gleichviel durch welche Organe, verpflichtet ist, an der Beseitigung des menschlichen Elends, des religiösen und sittlichen wie des leiblichen, zu arbeiten. Und hier ist die Persönlichkeit, deren Lebensbild ich zeichnen möchte, eine vorbildliche Erscheinung, die unsere Liebe und Verehrung fordert und zur Nachfolge aufruft.

Die Wiege Oberlins stand in Straßburg. Hier ist er am 3. August 1741 geboren, eines von sieben Kindern eines Professors am protestantischen Gymnasium. Lebendige Gottesfurcht, strenge Zucht, aber auch fröhlicher Sinn waltete im Hause. Innige Liebe verknüpfte Eltern und Kinder. Als einmal ein Nachbar Oberlins Vater wegen der großen Zahl seiner Kinder bedauerte, antwortete dieser: „Wenn jetzt der Tod hereinkäme

1) Vgl. das Quellenwerk: Joh. Friedr. Oberlins, Pfarrers in Steinthal, vollständige Lebensgeschichte und gesammelte Schriften, herausgegeben von Dr. Hilpert, Stöber und Anderen. Mit Berücksichtigung aller Hülfsmittel zusammengestellt und übertragen von W. Burckhardt. Vier Theile. Stuttgart 1843. Ferner: Bodemann: Oberlin nach seinem Leben und Wirken. 3. Aufl. Stuttgart 1872. Hackenschmidt in Herzog, R.-E. 2. Aufl. Art. Oberlin Bd. 10, S. 675—80. Camille Leonhardt: Jean-Frédéric Oberlin. Un saint protestant. Montauban 1896.

und wollte mir eins von den sieben Kindern nehmen, ich würde ihm sagen: ‚Kerl, wer hat dir weiß gemacht, daß ich eins zu viel hätte‘?“ Die Kinder vergalten den Eltern diese Liebe. Der Vater, ein Mann von vielseitiger Bildung und festem Charakter, die Mutter, eine geistvolle, auch dichterisch begabte Frau, durch Sanftmuth und Güte ausgezeichnet, waren beide Gegenstand inniger Verehrung seitens ihrer Kinder. Unser Oberlin, Johann Friedrich, zeigte schon in Kindheit und Jugend Züge, welche einen ausgezeichneten Charakter bekundeten. Er war ein Schüler von hervorragendem Fleiß, der, um Lücken auszufüllen, schon mit Tagesanbruch bei der Arbeit saß. Sehr ausgeprägt war in ihm mildthätiger Sinn. Mehrfach verwandte er seine Sparbüchse dazu, die Noth der Armen zu lindern. Ritterlicher Geist, der ihn zum Anwalt der Leidenden und Geschmähten machte, schmückte seinen Charakter. Fünfzehn Jahre alt, verließ er das Gymnasium und bezog die Universität. Er folgte damit nicht seiner Neigung, die ihn vielmehr auf die militärische Laufbahn wies, wie schon das Soldatenspiel die größte Freude seiner Kindheit gebildet hatte, sondern dem Wunsche seines Vaters. Wie ein Bruder, der sich später als Alterthumsforscher und Historiker einen ehrenvollen Namen erworben hat, sollte auch er sich den wissenschaftlichen Studien zuwenden. Er wählte die Theologie, die seinem tief religiösen Sinn am nächsten lag. Mit den theologischen Studien verband er die Disciplinen, welche in dem Rahmen der philosophischen Facultät zusammengefaßt sind. Er erlangte den niederen Grad eines Baccalaureus und den höheren eines Doctors der Philosophie. Zwanzig Jahre alt, wurde ihm die Befähigung zur Verwaltung des Predigtamts ertheilt. Auf seine religiöse Entwicklung übte der Prediger und Professor Dr. Lorenz in Straßburg großen Einfluß aus; ein Mann, der strenge Orthodoxie mit energischer Betonung persönlichen Glaubenslebens verband und vor allem von jedem Christen Erfahrung der Wiedergeburt forderte. Ein Zeugniß der eigenthümlichen Frömmigkeit, die Oberlin erfüllte, bildet ein eigenhändig geschriebenes und versiegeltes Document, das er am Neujahrstage 1760, also in seinem zwanzigsten Jahre, abfaßte. Sein Inhalt ist die Erneuerung seines Taufbundes, Entsagung und Gelöbniß. Nur wenige Worte aus diesem ergreifenden Bekenntniß theile ich mit: „Im Namen des Herrn der Heerschaaren entsage ich heute allen andern Herren, die früher mich beherrscht haben: den Freuden der Welt, denen ich mich überlassen hatte, den Begierden des Fleisches, die in mir lagen. Ich entsage allem Vergänglichen, damit mein Gott mein Alles sei. Dir weihe ich alles, was ich bin und habe, die Kräfte meiner Seele, die Glieder meines Körpers, mein Vermögen, meine Zeit.“ Zehn Jahre später schrieb er darunter: „Erneuert zu Waldbach, d. 1. Januar 1770“, und am Rande einer Seite

des Schriftstücks hat der 81jährige Greis mit zitternder Hand die Worte hinzugefügt: „Herr, habe Erbarmen mit mir! 1822.“ Obwohl zur Uebernahme eines Predigtamts befähigt und mit vortrefflichen Zeugnissen von der Universität ausgestattet, fühlte sich Oberlin doch noch nicht reif, die seelsorgerliche Thätigkeit eines Pfarrers auszuüben, und zog es vor, noch einige Zeit sich wissenschaftlichen Studien zu widmen. Er hatte schon als Student Privatunterricht ertheilt, und so war er vorbereitet, jetzt die Stelle eines Hauslehrers, eines Hofmeisters, wie man damals sagte, zu übernehmen. Den Pflichten eines solchen unterzog er sich im Hause eines christlich gesinnten Arztes in Straßburg, des Chirurgus Dr. Ziegenhagen. Dieser Aufenthalt war für ihn insofern förderlich, als er die gegebene Gelegenheit benutzte, sich medicinische Kenntnisse zu erwerben, die er später in seiner Gemeinde, auch leibliche Hülfe gewährend, verwendete. Sein Sinn für die Vorgänge im Leben der Natur wurde hier geweckt; er kaufte sich eine Sammlung naturgeschichtlicher Gegenstände, die immer mehr anwuchs, und die er später den Lehrern und Lehrerinnen seiner Gemeinde zur Belebung des Unterrichts zur Verfügung stellte. Doch gab er nach drei Jahren diese Stellung wieder auf, in der er hie und da in Collisionen gerathen war. Seinem Charakter fiel es schwer, sich unterzuordnen. Er erwarb sich wieder durch Privatunterricht seinen Lebensunterhalt. Seine Geldmittel waren sehr beschränkt, seine Wohnung und Lebensweise daher sehr dürftig. Ein Dachstübchen, hoch gelegen, war sein Aufenthalt. In dieser Zeit wurde Oberlin das Amt eines Feldpredigers angeboten; und, da er von Kindheit an für die militärische Laufbahn Sympathieen gehabt hatte, erklärte er sich bereit. Aber es erging inzwischen ein anderer Ruf an ihn, dem er Folge leistete. Er erhielt im Winter 1767 einen Besuch vom Pfarrer Stuber aus dem Steinthal, der einen Nachfolger suchte. Und dieser Besuch wurde für Oberlin entscheidend. Als Stuber eintrat, lag Oberlin, an Zahnweh leidend, im Bett, einem schmalen Bett mit sonderbaren, papiernen Vorhängen. Ueber dem Tisch hing ein eisernes Pfännchen. „Was ist denn das für ein eisernes Pfännchen, das über Ihrem Tische hängt?“ fragte Stuber. „Es ist meine Küche“, antwortete Oberlin. „Ich speise zu Mittag bei meinen Eltern, und diese erlauben mir dann, ein Stück Brot in der Tasche mit nach Hause zu nehmen. Abends gegen 8 Uhr lege ich's dann ins Pfännchen, gieße Wasser darauf, streue etwas Salz darüber und stelle die Lampe darunter, bei deren Schein ich bis 10 oder 11 Uhr studiere. Meldet sich dann der Hunger als Gast, so esse ich meine selbstgekochte Brotsuppe, die mir besser schmeckt als die besten Leckerbissen.“ „Sie sind ganz mein Mann“, rief Stuber lächelnd, „ganz, wie ich ihn fürs Steinthal haben muß.“

Verlassen wir jetzt auf kurze Zeit Oberlin und begeben uns in das Steinthal, die zukünftige Wirkungsstätte Oberlins.

Das Steinthal liegt an der Westgrenze des Elsaß in den Vogesen, waldreich; das Klima ist rauh und kalt, schneidende Winde machen den Aufenthalt sehr unerfreulich. Mit dem October beginnt der Winter, um erst im Mai oder Juni zu enden. Der felsige Boden bereitet dem Acker- und Gartenbau große Schwierigkeiten. Es gab dort ein Sprichwort: „Ein Weib trägt in der Schürze heim, was ein Mann an einem langen Morgen abmäht.“ Außer der wenigen Kornfrucht bildeten Holzäpfel, wilde Birnen, Kräuter, auch wohl in Milch gekochtes Gras die Hauptnahrung der Steinthaler. Armselige Strohhütten waren ihre Wohnungen. Die alte Bevölkerung war unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges fast ausgestorben. Die neuen Ansiedler waren aus Frankreich, Deutschland, der Schweiz und Italien gekommen. So hatte sich denn auch aus der Mischung verschiedener Sprachen eine Mundart herausgebildet, die schwer zu verstehen war. Es wurde Oberlins Aufgabe, die Steinthaler die französische Sprache zu lehren. Es ist begreiflich, daß Unwissenheit und Rohheit unter den Steinthalern herrschte. Ungern gingen Pfarrer hierhin. Untüchtige Geistliche, die sich vergangen hatten, wurden zur Strafe in das Steinthal versetzt.

Das Steinthal, das in einem Umkreis von sechs Stunden acht Dorfschaften nebst einigen Meilern und Meierhöfen umfaßt, war damals in zwei Parochieen getheilt, Rothau und Waldbach. Von letzterem ging die sittliche und culturelle Erneuerung des Steinthals aus. Die Wirksamkeit Oberlins war durch seinen ausgezeichneten Vorgänger, Johann Stuber, vorbereitet. Als Stuber in das Steinthal kam, fand er weder Schulhäuser noch Lehrer vor. Im Winter wurden unwissende Hirten mit dem Unterrichte der Kinder betraut. Stuber schuf einen gebildeten Lehrerstand, unterrichtete die Erwachsenen und veranlaßte die Errichtung von Schulhäusern. Er pflegte den Gesang, verbreitete die Bibel und stiftete eine kleine Bibliothek für seine Gemeinde. In dieser gesegneten Arbeit hatte er eine treue Gehülfin in seiner jungen, heißgeliebten Frau. Aber schon nach drei Jahren wurde sie ihm genommen. Von diesem Schlag erschüttert, folgte er einem Rufe in die Pfarrei des nahen Marktstädtchens Barr, aber nur, um bald in das Steinthal zurückzukehren. Unter seinem unwürdigen Nachfolger verfiel, was er gebaut hatte. Und als dieser abgesetzt wurde, kehrte Stuber unter dem Jubel seiner alten Gemeinde in das Steinthal zurück. Sieben Jahre blieb er noch hier, aber, da seine geschwächte Gesundheit nicht länger das Klima des rauhen Steinthals ertrug, so nahm er 1767 den ehrenvollen Ruf als Pfarrer der St. Thomaskirche in Straßburg an. Da er Oberlin als seinen Nachfolger empfehlen konnte, durfte er mit Freudigkeit den Schauplatz

mühevollen, aber reich gesegneten Wirkens verlassen. Er blieb mit demselben in lebendigem Zusammenhang; in jedem Jahre weilte er mehrere Wochen daselbst: er war die Seele eines Straßburger Freundeskreises, von dem Oberlin die Gelder erhielt, ohne welche er sein großes Werk im Steinthal nicht hätte ausführen können. Auch dies war Stubers Verdienst, daß die zweite Parochie des Steinthales, Rothau, die 37 Jahre lang von einem untüchtigen Pfarrer verwaltet worden, nun im Candidaten Schweighäuser einen trefflichen Seelsorger erhielt.

Wir sehen, Oberlin waren die Wege bereitet, aber viel zu thun blieb übrig. Und Oberlin war der rechte Mann, um Stubers Werk fortzuführen. Er war anspruchslos; die Bedürfnisse des Comforts existirten für ihn nicht. Er verfügte über eine eiserne Gesundheit, seine Gestalt hatte etwas Imponirendes. Und der Energie, die sein Aeußeres zeigte, entsprach das Innere. Er besaß eine Willensstärke, die an Starrsinn grenzte. Und doch war nichts Herbes in ihm, denn ihn erfüllte eine fortreißende Begeisterung des Glaubens, dem auch ein schwärmerischer Zug, ein großväterliches Erbe, nicht fehlte.

Nicht immer vermochte Stuber seines Nachfolgers Wirksamkeit zu billigen. Er tadelte seinen Feuereifer, der mit der Peitsche in den Himmel treiben will, seine Ungeduld bei Hindernissen, die sich ihm in den Weg stellen. Auch die Fürsorge für das materielle Wohl der Steinthaler, die Oberlin sich zur Pflicht machte, schien Stuber zu weit zu gehen; obwohl Stuber selbst, z. B. durch Einführung einer Futterpflanze, die Besserung der äußeren Lage seiner Gemeinde sich hatte angelegen sein lassen. Er schreibt einmal an Oberlin: „Am besten ist's, wir sorgen nur unmittelbar für die Seelen der Steinthaler. Werden sie Christen, so werden sie von selbst etwas vernünftiger, thätiger, vorsichtiger, und so wären sie alsdann eben recht; denn so begierig hitzig aufs Zeitliche wollen wir sie nicht haben. Sie sollen ihre edle Freiheit behalten, nicht Knechte des Mammons, aber auch keine Müßiggänger sein." — „Ich verwerfe übrigens die Projecte nicht ganz; aber ich gestehe, daß ich selbst zu viel auf das Oekonomische gefallen zu sein glaube, und ins Künftige mehr auf das Wesentliche zu sehen mich befleißigen will. Was aber im Oekonomischen von selbst sich darbieten sollte, was die Steinthaler selbst etwa begehrten, oder was ohne alle Widerrede, ohne Mühe geschehen könnte, das wollen wir eben nicht versäumen."

Die Mahnungen Stubers waren nicht unbegründet, aber auch nicht vergeblich. Es gelang Oberlin, sein heißes Temperament zu zügeln, er lernte Geduld. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war nicht leicht. Seine Bestrebungen, die auf religiöse, sittliche, culturelle Förderung gerichtet

waren, fanden bei einem Theile der Gemeinde, bei einer zügellosen Jugend, heftigen Widerstand. Wie er denselben zu brechen vermochte, zeigen einzelne Vorgänge, welche die Größe seines Charakters beweisen. Ich will nur einen mittheilen. Die feindliche Partei hatte beschlossen, ihm aufzulauern und ihn zu schlagen. Es sollte an einem Sonntag geschehen. Oberlin hatte über das Wort des Herrn gepredigt: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern, so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar.“ Nach dem Gottesdienst versammelten sich seine Gegner im Hause eines Genossen und erwogen spöttisch die Frage, ob Oberlin nach dem Worte des Herrn sich verhalten werde. Heute werde es sich zeigen. Da öffnete sich die Thür, und Oberlin trat herein. „Hier bin ich, meine Freunde“, sagte er, „euer Vorhaben ist mir bekannt; ihr habt mich züchtigen wollen, weil ihr mich für schuldig haltet. Vielleicht bin ich straffällig geworden, ohne es selbst zu wissen, denn der Mensch geräth leicht in Irrthum über sich selbst. Allein ich berufe mich auf die Verhaltungsmaßregeln, die ich euch gelehrt habe, seitdem ich zu euch gerufen wurde. Habe ich sie jemals nicht befolgt, wohlan, so strafet mich. Ich überliefere mich euch, weil ich euch gern die Niederträchtigkeit eines geheimen Auflauerns ersparen möchte.“ Beschämt, reumüthig traten die Gegner an Oberlin und baten um Verzeihung. Er hatte gesiegt.

Seine Wirksamkeit im Steinthal war eine Siegesbahn. Ihm zur Seite stand seine Frau. Seine Verlobung war für seine Sinnesart bezeichnend. Oberlins Mutter hatte dringend gewünscht, daß ihr Sohn bald eine Pfarrfrau in sein Haus führen möchte. Oberlin überließ die Wahl derselben seiner Mutter. Diese hatte zuerst die Tochter einer reichen Bierbrauerwittwe ins Auge gefaßt. Oberlin — und hier zeigt sich der schwärmerische Zug seines Geistes — war bereit, dem Wunsche seiner Mutter zu folgen, aber nur unter der Voraussetzung, daß bei seinem ersten Besuch die Mutter des jungen Mädchens von selbst seinem Antrag entgegenkäme; darin wolle er den Willen Gottes erkennen. Da dies nun natürlich nicht stattfand, so ging Oberlin fort, in der Gewißheit, Gott billige diese Wahl nicht. Glücklicher war Oberlins Mutter bei einem zweiten Vorschlag. Es handelte sich um die Tochter eines Lehrers Oberlins, die ihm schon immer sympathisch gewesen war. Die Eltern Oberlins warben für ihn und erhielten das Jawort. Aber da sich inzwischen ein reicher Freier meldete, so hob das leichtfertige Mädchen ihre Verlobung mit Oberlin auf. Zum dritten Male suchte Oberlins Mutter, und diesmal traf sie die richtige Wahl. Eine weitläufige Verwandte der Familie, Fräulein Magdalene Salome Witter, von einer Krankheit genesen und Erholung suchend, zugleich vom Wunsche

erfüllt, ihre Freundin Sophie Oberlin, die des Bruders Hauswesen leitete, wieder zu sehen, war im Steinthal auf einige Wochen zum Besuch eingetroffen. Sie war Waise; ihr Vater, ein angesehener Straßburger Universitätsprofessor, sowie ihre Mutter waren früh gestorben. Ihre Großmutter und nach deren Tode eine Tante, eine vornehme Dame, hatten sie erzogen. Sie war ein sehr vielseitig gebildetes Mädchen, von warmer christlichen Frömmigkeit durchdrungen. Und doch fühlten Oberlin und Magdalene Witter nur eine lebhafte Abneigung gegen einander. Oberlin störten die vornehmen Allüren der jungen Dame, und Magdalene äußerte mehrfach bei Tisch, einen Prediger möchte sie niemals heirathen. Der Verkehr zwischen beiden war unerquicklich; er bestand zum großen Theil im Austausch von Meinungsverschiedenheiten. Begreiflich, daß Oberlin seiner Mutter, die bei ihrer Abreise nach Straßburg ihn aufforderte: „Nimm dir doch die Jungfer Witter" seine ausgesprochene Abneigung gegen dieselbe äußerte. Die Mutter schwieg und kehrte nach Straßburg zurück. Aber ihr Wort: „Nimm dir doch die Jungfer Witter" blieb in Oberlins Gedächtniß zurück; er konnte es nicht los werden, alle Versuche, es zu vergessen, blieben vergeblich. In vielen erneuerten Gebeten ringt er um Gewißheit. Ist die Stimme, die immer wieder in seinem Herzen erklingt, Gottes Stimme, so will er sich unterwerfen. Endlich betet er: „Ist es denn Dein heiliger Wille, daß ich um Magdalene werbe, so gib mir dies auch daran zu erkennen, daß die Jungfer sogleich und ohne Rückhalt zu meinem Antrag „Ja" sagt." Darauf begab er sich in den Pfarrgarten, wo ihn seine Schwester und Magdalene in einer Laube von Nußbaumgesträuch zum Frühstück erwarteten, und trat zu Magdalene mit den Worten: „Liebe Jungfer Witter, ich habe Sie schon mehrere Male erröthen gemacht, neulich sogar in der Kirche von Waldbach, da ich gegen den vornehmen Kleiderstaat predigte. Jetzt will ich Sie aber noch mehr erröthen machen. Denn ich frage Sie: Wollen Sie mir diesen noch wüsten Garten Gottes, das Steinthal, als meine treue Gehülfin anbauen helfen? mich nie durch Verwendung Ihrer hohen Anverwandten von meiner armen Gemeinde an ein etwa einträglicheres Amt verlocken, wollen Sie mit einem Worte dem armen Pfarrer im Steinthal Ihre Hand reichen, so sagen Sie ohne Rückhalt Ja! und schlagen Sie ein hier in meine Hand!" Da erhob sich Magdalene, bedeckte mit der einen Hand ihr erröthendes Angesicht und reichte ihm die andere. Am 6. Juli 1768 fand die Vermählung statt. Das eheliche Leben Oberlins war ein reichbeglücktes, sein Haus ein reichgesegnetes.

Oberlin hing an seiner Frau mit der innigsten Liebe. War sie verreist, so fühlte er sich unglücklich. Als sie in Straßburg krank danieder lag, rief er unter Thränen: „Ach, mein Gott, gib mir zur Nahrung nur

Kartoffelschalen, aber erhalte mir meine Frau am Leben!" Der Gedanke, daß seine Frau ihm frühzeitig werde genommen werden, legte sich beängstigend auf seine Seele. Es war am Abend des 16. Januar 1783, daß Frau Oberlin, ohne daß Vorzeichen eines nahen Todes erkennbar waren, in bewegten Worten ihrem Mann für alle geistlichen Güter dankte, die sie durch ihn empfangen. Sie trennten sich. Frau Oberlin trat an die Betten ihrer Kinder und legte ihre Hand auf ihr Haupt. Dann begab sie sich zur Ruhe. Am folgenden Tage gegen 6 Uhr morgens wurde Oberlin geweckt und an das Bett der Todkranken gerufen. Er fand eine Sterbende.

Auch andere schmerzliche Ereignisse trafen Oberlins Haus. Neun Kinder waren ihm geschenkt worden. Zwei von ihnen starben sehr früh. Der älteste Sohn fiel, 21 Jahre alt, als Soldat in der Schlacht. Auch ein anderer Sohn, Mediciner und Theologe zugleich, seinem Vater eine Hülfe auf seinem umfangreichen Arbeitsgebiet, wurde ihm früh entrissen. Aber auch viele Freudenstunden durfte er erleben. Ein anderer Sohn, ebenfalls Mediciner und Theologe, war längere Zeit Pfarrer von Rothau im Steinthal, zugleich hier auch als Arzt thätig. Später vertauschte er den pfarramtlichen Beruf mit dem ärztlichen. Er ist 1853 in Waldbach gestorben. Seine vier Töchter verheiratheten sich an würdige Geistliche. Freundschaft hervorragender Persönlichkeiten, die mit ihm im Glauben verbunden waren, schmückte sein Leben; ich nenne nur Lavater und Jung-Stilling. Seine christlich-humanitären Bestrebungen fanden in den weitesten Kreisen Anerkennung. Als die verbündeten Heere in Frankreich eindrangen, erhielt Oberlin von Kaiser Alexander I. von Rußland einen Schutzbrief, der allen Armeecorps befahl, sein Haus zu schirmen und seine Bewohner in keiner Weise zu belästigen. 1818 empfing Oberlin von der Kgl. Central-Ackerbau-Gesellschaft in Paris die goldene Preismedaille. 1819 wurde er Ritter der Ehrenlegion.

Dieser innig gläubige, fest auf dem Boden des göttlichen Wortes gegründete Mann war nun nichts weniger als engherzig. Er hatte offene Augen für alles Wahre, Gute, Schöne, wo es ihm auch entgegentrat. Selbst wenn Männer, die dem Evangelium feindlich oder entfremdet gegenüber standen, Interessen vertraten, die er billigte, so stellte er sich auf ihre Seite. Für Basedows Philanthropin in Dessau opferte er die Ohrringe seiner Frau. Voltaires und Rousseaus Eintreten für die Gewissensfreiheit entlockte ihm den Ausruf: „O ces chers hommes."

Daß eine Persönlichkeit, welche allen großen Bewegungen der Zeit ihre Theilnahme zuwandte, auch zu der französischen Revolution Stellung nehmen mußte, liegt auf der Hand. Daß dieselbe aber eine freundliche war, daß er sich von den schönen, volltönenden Worten blenden ließ, mit

denen die Revolution ihre Blößen verhüllte und ihre Verbrechen verdeckte, wird uns weniger befremden, wenn wir uns daran erinnern, wie viele der ersten Geister Deutschlands der Revolution zujubelten, — freilich, um sich bald entsetzt von ihr abzuwenden. Für Oberlin kam hinzu, daß das französische Königthum den Protestantismus Jahrhunderte hindurch blutig verfolgt hatte, und daß er nun die Herrschaft der religiösen Freiheit gekommen sah. Trotzdem bleibt uns manches in seinem Verhalten bedenklich. Freilich ist vieles unaufgehellt; wir sehen nicht so deutlich, wie wir zu sehen wünschten. Doch werden wir nicht leugnen können, daß Oberlin die Wege der Schlangenklugheit, allerdings unter sehr schwierigen Verhältnissen, mit einem Geschick verfolgt hat, das die Forderungen der Taubeneinfalt gefährdete.

Doch müssen wir zugleich im Auge behalten, daß Oberlin anfangs nicht aus Klugheit, sondern mit warmer Begeisterung die Revolution begrüßte. Er sah in ihr den kleinen Stein, der das Reich des Antichrists zerstören solle, die Vorzeichen des Kommens des Reiches Gottes, erblickte in den republikanischen Tugenden der Gemeinnützigkeit und des Opfersinnes die höchste zeitliche Verwirklichung des christlichen Geistes. Mit großem Pomp feierte er an der Spitze seiner Gemeinde die Nationalfeste. Aber er machte auch Zugeständnisse, die ihm sehr schwer geworden sein müssen. Gehorsam dem Beschluß des Nationalconvents hörte er seit dem 9. April 1794 auf, öffentliche Gottesdienste zu feiern. Aufgefordert vom Sicherheitsausschuß, sein Glaubensbekenntniß abzulegen, erklärte er, er sei ein Gegner seichter, unfruchtbarer Dogmen, die nur zu leeren Streitigkeiten dienen; er habe von jeher den eitlen Flitter des Kirchenornates gehaßt und jetzt abgelegt. Er betheuerte seine republikanische Gesinnung; er sprach sich unbedingt für die Rechte der Volkssouveränität aus. So bezeugte ihm denn auch der Nationalconvent 1793 seine Anerkennung. Unter den Papieren Oberlins findet sich ein Blatt mit folgendem Bekenntniß: „Ich war nie Pfaff; ich war von Kindheit auf Soldat; meine Neigung zog mich zu den Waffen und den Kriegswissenschaften hin. Daß ich diesen Beruf nicht ergriff, kommt daher, daß man damals nicht wider die Tyrannei stritt, und ich im Gegentheil sah, daß man in dem Amte eines Landgeistlichen unendlich viel Gutes wirken kann."

Nun dürfen wir freilich nicht meinen, daß Oberlin aufgehört habe, das Wort Gottes zu verkündigen. Er hat dies in Volksversammlungen gethan. Unter dem 9. April 1794 findet sich in Oberlins chronologischen Tabellen folgende Notiz: „Da mir durch die revolutionäre Regierung Robespierres und der Jacobiner jede geistliche Verrichtung niedergelegt war, so gründete ich anstatt des gewöhnlichen Gottesdienstes einen Club, um unter diesem Namen unsere Versammlungen fortzusetzen." In diesen Versamm-

lungen wurde gesungen, gebetet,, gepredigt, aber es wurden auch Gegenstände nicht-religiösen Inhalts besprochen." Amtshandlungen hat Oberlin in dieser Zeit nicht vollzogen. In den von Oberlin sehr sorgfältig geführten Familienregistern fehlt für die meisten in dieser Zeit geborenen Kinder die Angabe des Tauftages. Hat Oberlin diese Kinder heimlich getauft oder später die Taufe nachgeholt? Dunkel bleibt auch der Sinn einer Bemerkung im Kirchenbuch: baptisé par l'officier public. Auch kirchlichen Unterricht hat er nicht ertheilt. Und da er sich ein Patent erwarb, das ihn zur Ausübung einer Profession ermächtigte, so ist es nicht ausgeschlossen, daß er daran dachte, durch seiner Hände Arbeit sich zu ernähren, nachdem er darauf hatte verzichten müssen, das geistliche Amt zu verwalten.

Wenn wir nach den Beweggründen der Nachgiebigkeit Oberlins gegen die alle Gewissensfreiheit vernichtenden Beschlüsse der Revolution fragen, so ist Feigheit ausgeschlossen. Er hat in diesen Zeiten vielen, die auf der Proscriptionsliste standen, in seinem Hause eine Zufluchtsstätte gewährt, obwohl denen, die einen Aristokraten bei sich aufnahmen, die Todesstrafe drohte. Er ist schließlich doch selbst ein Opfer der Revolution geworden. Er, wie der Pfarrer von Rothau wurden in das Gefängniß geworfen, dessen Thüren sich aber bald wieder öffneten, da inzwischen der Sturz Robespierres erfolgt war. Er hat 1795, als der öffentliche Gottesdienst wieder gestattet war, sein Haus gegen eine Rotte von citoyens vertheidigen müssen, die es als Nationaleigenthum verkaufen wollten. Also Feigheit hat Oberlin zu seinem Verhalten nicht bestimmt, Feigheit kannte er nicht. Was ihn leitete, war die Liebe zu seiner Gemeinde. Er wollte sie vor den Versuchungen der Verfolgung schützen und, wenn auch auf gewundenen Wegen gehend, sie im Glauben erhalten. Die Verkündigung des Evangeliums und seelsorgerliche Fürsorge waren ihm die wesentlichen Verpflichtungen seines Amts, und diese hat er ununterbrochen erfüllt. Alles andere, wie werthvoll auch immer, erschien ihm doch nicht wichtig genug, um es nicht zeitweise zu unterlassen, wenn er dadurch seine Gemeinde vor der größten Gefahr schützte, unter dem Druck der Verfolgung am Glauben Schiffbruch zu leiden.

Denn sein Leben und Wirken gehörte seiner Gemeinde; er ging darin auf, ihr zeitliches Wohl zu fördern und für ihr Seelenheil in hingebender Treue zu sorgen. Diese beiden Gebiete waren für Oberlin nicht getrennt, sie gehörten für ihn zusammen. Als er seine Steinthaler zur Wiesenbewässerung aufforderte, appellirte er an die Liebe zu Gott und dem Nächsten, an die Pflicht, gute Ordnung herzustellen. Er sah sich auch, wenn es sich um die Besserung äußerer Verhältnisse handelte, als Werkzeug Gottes an. Er ist in Gottes Namen Culturpionier im Steinthal geworden. Dies war keine leichte Arbeit. Seine Gemeinde wollte ihm nicht glauben.

Sie sagte, unser Pfarrer ist uns hier keine Autorität, dies verstehen wir besser. Als nun aber Oberlin auf seinem Acker selbst rationelle Landwirthschaft mit großem Erfolge, auch finanziellem Gewinn trieb, als die Steinthaler sahen, auch dies versteht unser Pfarrer besser, da folgten sie ihm. Kartoffelbau, Gemüsebau, die Anlage von Obstbaumanpflanzungen hielten ihren Einzug in das Steinthal. Auch den Anbau von Flachs, Hanf, Klee führte Oberlin ein. Er gewann die Gemeinde für bessere Herstellung und Benutzung des Düngers, für die Stallfütterung des Viehs. Unter seiner Leitung wurden Granitblöcke von den Bergwänden entfernt, Bäche und Flüsse regulirt, Sümpfe ausgetrocknet, neue Flächen zur Bebauung gewonnen. Herrliche Wiesen entstanden. Oberlin stiftete einen landwirthschaftlichen Verein in seiner Gemeinde, der sich sonntäglich versammelte. Sein Wahlspruch war: „Wir leben für Gott und das Vaterland." Die Grundregel: „Jedes Mitglied wird sich bestreben, durch ein wahrhaft christliches Betragen und durch ein brüderliches Verhalten gegen seinen Nächsten sich auszuzeichnen." Nun richteten sich die Blicke der Nachbarschaft auf das Steinthal; die erfolgreiche Culturarbeit, die hier geschah, fand Anerkennung. Zu ihrer Förderung wurden namhafte Geldbeiträge gesammelt, besonders auf Antrieb Stubers. Auch Vermächtnisse fielen dem Steinthal zu. Diese Gelder wurden zum Theil für Preise verwendet, welche Gemeindeglieder erhielten, die die besten Erfolge in Garten- und Landwirthschaft aufweisen konnten. Auch besonderen Unterricht ertheilte Oberlin, um naturwissenschaftliche und wirthschaftliche Kenntnisse zu verbreiten. Immer umfassendere Aufgaben stellte er sich. Er war nicht bloß der Cultivator, er war auch der sociale Reformator des Steinthals. Er gründete eine Kasse, die darlieh, ohne Zins und Pfand zu fordern, aber streng die pünktliche Rückzahlung des Geliehenen verlangte; ebenso eine Spar- und Schuldentilgungskasse, wie eine Armenkasse. Die Folge war, daß es im Steinthal keine Bettler gab. Auch dem Handwerk bereitete er den Boden. Technisch begabte junge Männer veranlaßte er, in die benachbarten Städte zu gehen und dort bei tüchtigen Meistern zu lernen. Sie kehrten dann nach einiger Zeit zurück, und das Steinthal brauchte sich nun nicht mehr die nothwendigen Geräthe und Bekleidungsgegenstände unter großem Zeit- und Geldaufwand aus anderen Orten zu beschaffen; es besaß einen eigenen Handwerkerstand. Alle diese Unternehmungen hat nun Oberlin nicht bloß ins Werk gesetzt, weil die Liebe zu seiner Gemeinde ihn drängte, weil er sie für einen pflichtmäßigen Dienst erkannte, sondern auch weil er darin einer natürlichen Anlage und Neigung folgte. Wir wissen, wie sehr sich schon der junge Oberlin für die Naturwissenschaften interessirte; auch für mechanische Arbeiten besaß er Geschick, hatte er Lust und Liebe. Er hatte sich in seinem Pfarrhause eine kleine Werkstatt hergestellt, in der sich

neben manchen andern Handwerksgeräthen auch eine Drechslerbank, sowie eine Buchdrucker- und Buchbinderpresse befanden. Und weil beides Hand in Hand ging, Gottes- und Nächstenliebe auf der einen, natürliche Gabe und Freudigkeit auf der andern Seite, deshalb hat Oberlin mit so reichem Segen auf diesem Gebiet gearbeitet.

Jeder errungene Erfolg zeigte neue Aufgaben, die gelöst werden mußten, forderte zu neuen Unternehmungen auf. Die traurigen Zustände, in denen sich das Steinthal so lange befunden hatte, hingen zum großen Theil mit der vereinsamten Lage desselben zusammen. Es fehlte an Verbindungsstraßen mit der Umgebung, und die vorhandenen waren sehr unvollkommen. Auch hier trat Oberlin ein. Er selbst mit seinem Knechte fing an, eine Strecke Weges, zu welcher er zu einem Theil selbst das Terrain gekauft hatte, zu bearbeiten, und sein Vorgang riß die Gemeinde mit fort. Nach kurzer Zeit waren die Ortschaften des Kirchspiels mit einander verbunden. Aber es mußte auch ein Verbindungsweg mit der nach Straßburg führenden Hauptstraße angelegt werden. Ein sehr schwieriges Unternehmen: Felsen mußten gesprengt, Abhänge durchbrochen, Abgründe ausgefüllt, Waldbäche regulirt, Wasserleitungen hergestellt, schützende Erdwälle oder Mauern errichtet, über die schäumende Breusch eine Brücke gebaut werden. Die Aufgabe schien den Steinthalern unlösbar; sie stellten Oberlins Aufforderung, die Hand ans Werk zu legen, hartnäckigen Widerstand entgegen. Da ging Oberlin, die Pickelhaue über der Schulter, mit seinem Knechte aus dem Dorfe, und nun folgen ihm zuerst wenige, dann eine größere Schaar; das Werk wurde in Angriff genommen und in überraschend kurzer Zeit vollendet.

Aber auch die Wohnungen seiner Steinthaler lagen ihrem Pfarrer am Herzen. Sie sollten nicht in niedrigen, verfallenen Hütten hausen, sondern in einem behaglichen Heim. So entstanden unter Oberlins Anleitung steinerne, reinliche Häuser mit gemauerten Kellern. Für guten Bau setzte er Preise aus.

Auch für die Gesundheitspflege seiner Gemeinde sorgte er. Wir wissen, daß er sich in seiner Jugend medicinische Kenntnisse erworben hatte. Er war Arzt und Apotheker; dann ließ er seinen Schulmeister in Straßburg zum Arzte ausbilden, der, zurückgekehrt, nun das Doppelamt des Lehrers und Arztes verwaltete.

Es ist anziehend, die unmittelbare Umgebung eines hervorragenden Mannes, seine Wohnung kennen zu lernen. Auch darin spiegelt sich sein Geist und Sinn. Treten wir daher in Oberlins Pfarrhaus ein! Charakteristisch für dasselbe war die Fülle von Sprüchen und Gebeten, welche Thür und Wände schmückten. Hier lesen wir: „Der Engel des Herrn lagert

sich um die, so ihn fürchten", dort: „Nur Eins ist noth." Außer solchen Sprüchen erblicken wir an den Wänden religiöse Bilder, Familienporträts, geographische Karten, eine Zeichnung der Wohnungen der abgeschiedenen Seelen. Eine deutsche und eine französische Bibliothek, eine Naturaliensammlung, medicinische Pflanzen hatten Raum gefunden, ebenso wie die kleine Werkstatt, deren wir vorhin gedacht haben.

Die Reformen, die Oberlin hervorgerufen hatte, waren für das Steinthal der Anfang einer neuen Aera geworden. Als Oberlin sein Amt antrat, zählte seine Gemeinde 1500 Seelen; sie wuchs zu 2300. Da reichte nun der Ackerbau nicht mehr für den Unterhalt aus. Es mußte ein neues Arbeitsgebiet geschaffen werden. Der unermüdliche und erfinderische Oberlin wußte auch hier Rath. Er führte die Industrie in das Steinthal ein, zuerst Strohflechten und die Baumwollenspinnerei. Besonders die letztere brachte großen Gewinn, aber doch nur auf kurze Zeit. Denn bald wurde in den benachbarten Orten die Maschinenspinnerei zur Anwendung gebracht, mit der die armen Steinthaler, welche nur die Handspinnerei ausübten, nicht zu concurriren vermochten. Da kam die Hülfe zur rechten Zeit, indem Legrand, ein Schweizer, hervorragend als hoher Verwaltungsbeamter, ein Freund Pestalozzis, wie dieser ein begeisterter Pädagog, ein lebendiger Christ, ein Verehrer Oberlins, seine große Seidenspinnerei und Seidenbandfabrik in das Steinthal verlegte. In demselben Sinn und Geist wie Oberlin hat diese treffliche Familie hier gewirkt.

Die großen Erfolge, die Oberlin im Steinthal erzielte, hat er dadurch erreicht, daß er christliche Gesinnung weckte, welche die selbstischen Interessen den Interessen des Ganzen unterordnet, welche selbstthätig, arbeitsam für das gemeinsame Wohl wirkt und schafft, welche bereit ist, Opfer zu bringen. Auch in dieser letzten Beziehung war Oberlin Vorbild. Drei Zehntel seiner Einkünfte widmete er der Förderung des Reiches Gottes. Jeder dieser Zehnten wurde in einer besonderen Büchse aufbewahrt. Der Inhalt der ersten war zum Bau und zur Erhaltung der Kirchen und Schulhäuser, zur Unterstützung der Lehrerinnen, zum Kauf von Bibeln und Erbauungsschriften bestimmt. Die Gelder der zweiten Büchse dienten allerlei gemeinnützigen Zwecken; auch die Gemeindemitglieder durften beisteuern. Aus der dritten Büchse entnahm Oberlin die Mittel, in einzelnen Nothfällen zu helfen.

Aber, so hoch wir Oberlins Thätigkeit als Cultivators und socialen Reformators des Steinthals schätzen, vergessen wir es nicht, zur Erfüllung dieser Aufgaben war er nicht dorthin gesandt, sondern als Pfarrer und Seelsorger. Hat er auch diesen Verpflichtungen genügt, oder ist über die Fürsorge für das zeitliche Wohl seiner Gemeinde die Fürsorge für ihr ewiges Heil vernachlässigt worden? Werfen wir jetzt einen Blick auf den Seelsorger

Oberlin! Was ihn auf allen Gebieten, die seine Thätigkeit umfaßte, charakterisirt, das zeichnet ihn auch hier aus: Treue, Eifer, Liebe. Alle Glieder seiner Gemeinde trägt er auf betendem Herzen. In späterem Alter nahm er jeden Morgen das Kirchenbuch zur Hand, um sich zu vergewissern, daß er keinen seiner Pfleglinge in fürbittendem Gedenken übergehe. In sein Notizbuch machte er kurze Bemerkungen über einzelne Gemeindeglieder, schrieb auch die Namen derer, deren Angelegenheiten er vor Gottes Angesicht erwägen wollte, auf eine Tafel, die an seiner Stubenthür hing. Der Beter Oberlin war aber auch ein Prediger nach dem Herzen Gottes. Er bereitete sich sorgfältig auf die Predigt vor, arbeitete sie in der Regel schriftlich aus, memorirte sie, wenn er sich auch im Vortrag nicht sclavisch an das Manuscript band, gelegentlich auch wohl, wenn der Drang des Geistes ihn trieb, über ein Thema sprach, an das er bei der Aufzeichnung nicht gedacht hatte. Oberlin war ein hervorragender Prediger. Er ist nicht lehrhaft, seine Rede ist nicht gedankenreich, aber sie ist ergreifend, anschaulich, innig, feurig. Er kämpft um das Seelenheil seiner Gemeinde; er ist andringend, scharf, auch verschmäht er nicht die Geißel der Ironie. Seine Predigt war im wesentlichen streng orthodox; von der Theologie seiner Zeit blieb er unberührt; er steht ihr nur feindlich gegenüber. Die Pharisäer und Schriftgelehrten nennt er spöttisch die Professoren von Jerusalem. Charakteristisch für sein theologisches Denken ist die Werthschätzung der alttestamentlichen Schrift, auch in ihren gesetzlichen Bestimmungen. Er folgt dem Gebot, den Zehnten zu opfern; er ißt keine Speisen, worin Thierblut ist. Ein Bild seiner Schriftauslegung bietet die von ihm hinterlassene Schrift: „Zion und Jerusalem, nebst einem Anhang über den goldenen Rauchaltar und die levitischen Schaubrote.“ Auf uns moderne Leser macht diese Schrift einen befremdlichen Eindruck. Es fehlt ihr völlig das Verständniß für die symbolisirende, poetische Darstellung der Propheten, sowie für die Bildersprache der Apokalypse. Oberlin erblickt hier und dort Wirklichkeiten in der Gestalt einer erhöhten Sinnlichkeit. Unsere Verehrung des herrlichen Mannes wird aber durch die Absonderlichkeiten seiner Theologie nicht gemindert. Doch kehren wir zur Darstellung des Gottesdienstes zurück. Die Predigt bildete den Mittelpunkt desselben; Gebet und Gesang umrahmen sie. Den Gesang pflegte er besonders. Eine Orgel fehlte, doch sang die Gemeinde vierstimmig. Dem von Stuber eingeführten Gesangbuch hatte Oberlin einen Anhang hinzugefügt. War Oberlin ein hervorragender Prediger, ein begabter Liturg, so nicht minder ein geschickter Katechet. Sorgfältig vorbereitet und anregend war der Unterricht im Katechismus, welchen er der Jugend ertheilte, und an dem auch Erwachsene theilnehmen durften. Aber unsere größte Bewunderung gilt Oberlin als Seelsorger. Hier zeigt er eine hingebende Treue,

die nicht übertroffen werden kann. Er ist heimisch in den Hütten und Häusern seiner Gemeindeglieder, um zu trösten und zu mahnen: auch gefahrvolle Wege halten ihn nicht zurück. Er pflegt das religiöse Gemeinschaftsleben. So stiftete er einen Verein, den er „christliche Gesellschaft" nannte, eine Gemeinschaft des Gebets und religiöser Unterredung, deren Mitglieder sich zu ernstem christlichen Wandel verpflichteten, hob dieselbe aber, da sich viel Widerspruch gegen sie erhob, wieder auf und ersetzte sie, indem er besondere Gottesdienste veranstaltete. Alle Dienstage ertheilte er in der Kirche Religionsunterricht, ein Mal für die Männer, das andere Mal für die Frauen, die dabei zum Besten der Armen nähten und strickten. An jedem Freitag Abend fand im geräumigen Saale des neuen Pfarrhauses eine Bibelstunde statt. Hier ging es sehr ungezwungen zu. Oberlin nahm von Zeit zu Zeit eine Prise und ließ seine Tabaksdose circuliren. Nach einer halben Stunde sagte er: „Nun, meine lieben Kinder, ist's auch genug? seid Ihr nicht müde?" Meistens erhielt er die Antwort: „Nein, lieber Papa, fahren Sie nur noch fort; wir möchten gern noch ein wenig hören." Aber es wurde auch wohl erwidert: „Ja, lieber Papa, es möchte für diesmal wohl genug sein", und dann wurde die Andacht mit Gebet und Gesang beschlossen.

Die Wirksamkeit des mündlichen Wortes unterstützte Oberlin durch die Verbreitung der Bibel, von Erbauungsschriften, durch Vermehrung der von Stuber gegründeten Schul- und Volksbibliothek. Das Schulwesen lag ihm sehr am Herzen. Unter vielen Mühen bewirkte er nicht bloß, daß würdige Schulhäuser gebaut wurden, sondern daß auch ein tüchtiger Unterricht in ihnen ertheilt ward, und die Schulen des Steinthals als Musterschulen galten. Auch Fortbildungsschulen errichtete er, in denen Zeichnen und Malen, auch die Elemente der Musik und Geometrie gelehrt wurden. Großen Werth legte er auf eine gute Handschrift, eine schlechte betrachtete er als eine persönliche Beleidigung dessen, der sie lesen solle. Auch der noch nicht schulfähigen Kinder nahm er sich an, die so oft unbewacht zu Hause bleiben mußten, während die Eltern auf Arbeit gingen und die älteren Geschwister in der Schule waren. Die Gründung der Kleinkinderschulen ist sein Werk. Es war im Sommer 1779, als er vom Fenster seiner Studierstube aus beobachtete, wie seine noch nicht 15jährige Magd, Luise Scheppler, durch Erzählen und Vorsingen eine Schaar kleiner Dorfkinder anmuthig unterhielt. Da durchzuckte ihn der Gedanke: Was hier im Kleinen geschieht, kann auch im großen Styl ausgeführt werden. Und bald besaß jedes Dorf seines Kirchspiels eine salle d'asyle unter Leitung einer conductrice, in welcher Kinder vom zweiten Lebensjahre an durch leichten Unterricht und belehrende Spiele beschäftigt wurden. Hier ist der Name der Luise Scheppler mit dem Namen Oberlins eng verbunden. Neben andern Jungfrauen hat

sie sich große Verdienste um die Kleinkinderschulen erworben. Aber auch um das Haus Oberlins. Nach dem Tode seiner Frau hat sie das Hauswesen geleitet, seine Kinder erzogen und sich als treue Helferin Oberlins bewährt. Achtundvierzig Jahre lang hat sie ihm zur Seite gestanden, achtundfünfzig Jahre lang ist sie als begabte Lehrerin der Kleinen unermüdlich thätig gewesen. Ein sehr großes Arbeitsgebiet ist von ihr bebaut worden; denn auch dies dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß, seitdem Oberlins Wirksamkeit in den weitesten Kreisen Anerkennung gefunden und seine Erziehung der Steinthaler sein hervorragendes pädagogisches Talent bewiesen hatte, auch vornehme Familien ihre Söhne und Töchter ihm anvertrauten. So nahm sein Haus auch eine Erziehungsanstalt in sich auf, für welche Luise Schepler in ökonomischer Beziehung zu sorgen hatte. Der Geist, der in dieser Anstalt herrschte, war frei von pietistischer Enge. Zur Charakteristik desselben theile ich einige Worte aus einem Briefe Oberlins an seine Zöglinge mit. „Meine lieben Zöglinge! Ich glaube, daß Ihr mich nicht versteht. Ihr denkt, daß Ihr nicht mehr lachen, nicht mehr scherzen dürftet, und doch hat niemand soviel Recht, fröhlich zu sein, als die Kinder Gottes, und St. Paulus ruft uns zu: Freuet, freuet euch!“ — Er stellt die zwei Grundsätze auf: 1. das Gebet, die Frömmigkeit, die uns von dem zur anvertrauten Arbeit nöthigen Eifer abhalten würde, müßte Gott mißfallen; 2. und das Scherzen, das Lachen, das in Gegenwart Gottes und auf eine Art geschieht, daß wir dadurch nicht von dem zur anvertrauten Arbeit nöthigen Eifer abgehalten werden, kann Gott angenehm sein.“

Zum Bildner der Jugend war Oberlin nicht bloß durch seine hervorragende Begabung, Seelen zu leiten, berufen, sondern auch durch die Vielseitigkeit seiner Interessen. Er war überall zu Hause, wenn er sich auch nicht in die einzelnen Gebiete des Wissens vertiefen konnte. Scherzend sagt er von seinem Wissen: „in omnibus aliquid, in toto nihil“, d. h. ich weiß ein wenig von allem und im ganzen nichts. Er kaufte seine Zeit aus. Auf seinen Spaziergängen begleitete ihn ein Buch. Der heiligen Schrift gehörte vor allem sein Studium, daher er nie aufhörte, sich mit der griechischen und hebräischen Sprache zu beschäftigen. Gern schöpfte er seine Erbauung aus den Schriften Fenelons und aus Thomas von Kempens Nachfolge Christi.

Es ist begreiflich, daß Oberlin bei der Fülle der Verpflichtungen, die er sich auferlegt hatte, nicht so oft zu seelsorgerlichen Besuchen Zeit fand, als er es wünschte und für nothwendig hielt. Diese Lücke füllte er aus durch Hirtenbriefe, die er den Gliedern seiner Gemeinde zusandte, bald von kleinerem, bald von größerem Umfang; alle gesalbt, ernst, eindringend, von väterlicher Liebe durchdrungen, Ewiges und Zeitliches berührend, aber auch das Zeitliche im Lichte der Ewigkeit betrachtend.

Oberlins Herz schlug aber nicht bloß für seine Steinthaler, sondern für alle Angelegenheiten des Reiches Gottes. Besonderes Interesse hatte er für die Heidenmission. Er hat einmal, im Einverständiß mit seiner Frau, alles Silbergeräth verkauft, um den Erlös an die Missionskasse zu schicken, mit Ausnahme eines Eßlöffels, der später nach seinem Vermächtniß der Basler Missionsanstalt zufiel. Und er wußte für die Mission, sowie für andere Arbeiten des Reiches Gottes, seine Gemeinde zu interessiren, so daß sehr beträchtliche Gelder von derselben, so arm sie war, gesammelt wurden. Ja, seine Liebe zur Mission war so groß, daß er nahe daran war, seine Gemeinde nach achtjähriger Wirksamkeit zu verlassen und einem Rufe zum Prediger einer deutschen Colonie in Pennsylvanien zu folgen. So innig das Band war, das ihn an das Steinthal knüpfte, glaubte er doch, daß er hier ersetzt werden könne, während für jenes Amt, das ihn zugleich zum Missionar unter den Heiden bestimmte, sich kein Arbeiter finden wollte. Er war gewiß, daß Gott ihn in die Ferne rufe; nichts konnte ihn zurückhalten; er hatte schon ein ergreifendes Abschiedswort an seine Gemeinde aufgesetzt, — da brach der Krieg zwischen England und Amerika aus und hielt ihn zurück.

Oberlin war, wie schon früher gesagt wurde, im wesentlichen ein sehr orthodoxer Theologe, aber er war auch ein sehr milder, weitherziger Theologe. Er hat, selbst lutherischer Pfarrer, sich einen katholisch-evangelischen Geistlichen genannt und Katholiken und Reformirte zum Abendmahl zugelassen. Er hat seine schützende Hand auch über Juden gehalten, wenn sie in seiner Gemeinde dem Hohn und Spott ausgesetzt waren. Als ein jüdischer Hausirer mit Schmähreden verfolgt wurde, trat er zu der Menge und sagte: „Diesem armen, verfolgten Manne fehlt der Name, euch aber der Geist der Christen.“ Als ein Jude auf dem Gebirg des Steinthals beraubt und ermordet war, ließ Oberlin der Wittwe mehrere Jahre hindurch je 50 Frcs. zukommen. „Im Alten Bunde, sagte er, werde der Fluch eines Ortes, an dem ein Mord begangen, durch Opfergaben gesühnt; die Gabe, die die Wittwe des Ermordeten empfangen, sei ein Sühngeld für seine Pfarrei, in welcher der Mord begangen worden.“

Wenn ein Dogma dem Geiste der Liebe zu widersprechen schien, lehnte er es ab. Er hatte, wie wir früher gesehen haben, sich als junger Mann an den eifrigen, aber engherzigen Prediger Professor Lorenz angeschlossen. Als Oberlins Vater gestorben war, erklärte Lorenz dem Sohne: „Der Tod Ihres Vaters, mein lieber Oberlin, muß Ihnen großen Kummer verursachen, und zwar um so mehr, weil er, obgleich er ein vollkommen rechtschaffener Mann gewesen ist, doch keine Hoffnung haben darf, daß die Himmelspforten sich für ihn öffnen werden, denn er gehörte nicht unter die Zahl der

Wiedergebornen." Er empfing die Antwort des schwerverletzten Sohnes: „Mein Herr Professor! in dieser Hinsicht bin ich sehr beruhigt; denn, so viel ich von Gott weiß, hat er allen denen, die an ihn glauben, versprochen, daß er ihr Gebet erhören werde; deshalb bin ich auch versichert, daß mein vortrefflicher Vater im Himmel ist." So war ihm denn auch die Lehre von der ewigen Verdammniß unerträglich. „Wenn Gott", sagt er, „eines seiner Geschöpfe ewig verdammen könnte, so würde er aufhören, Gott zu sein; er würde zum Teufel."

Oberlins Thätigkeit hatte das leibliche Elend und die geistliche Noth seiner Gemeinde zum Arbeitsfeld gewählt. Er hat den Beweis geliefert, daß lebendiges Christenthum nicht den zeitlichen Aufgaben entfremdet, sondern sie im Sinne der Liebe zu lösen lehrt. Grade weil Oberlin sich als Kind im himmlischen Vaterhause, als Erben des ewigen Lebens wußte, hat er die Kraft der Liebe gewonnen, die nicht von dieser Welt ist und deshalb die Welt überwindet, diesen freudigen Muth, der nie erschüttert wird und zu jedem Opfer bereit ist. Fest gewurzelt in der unsichtbaren Welt, wollte er auch die zeitliche Welt zu einem sichtbaren Spiegel der unsichtbaren gestalten.

Freilich, die Art und Weise, in welcher sich Oberlin den Zusammenhang der sichtbaren mit der unsichtbaren Welt vergegenwärtigte, hat für uns etwas Befremdliches. Oberlin war Geisterseher; vor allem erschien ihm häufig seine verstorbene Frau; die ersten neun Jahre nach ihrem Tode fast täglich; er empfing von ihr werthvolle Mittheilungen. Er war in der unsichtbaren Welt ganz heimisch; er hatte eine Karte derselben gezeichnet, eine Topographie des Himmels. Gewiß, diese Vorstellungen entsprangen dem Spiel der Phantasie, und auch die Erscheinungen aus der Geisterwelt werden wir als Erzeugnisse derselben betrachten. Der mystische Zug seiner Seele, der Oberlin zum Geisterseher machte, zeitigte auch andere seltsame Neigungen. Bei schwierigen Entschließungen ließ er das Loos entscheiden. Er huldigte Galls Schädellehre und Lavaters Physiognomik. Sein farbenfroher Sinn sah in den Farben Sinnbilder intellectueller und sittlicher Eigenschaften.

Hervorragende Persönlichkeiten sind häufig complicirte Charaktere. So auch Oberlin. Derselbe Mann, der mit solchem Eifer concrete, praktische Aufgaben erfüllte, so fest auf dem Boden des Diesseits stand, war von Jugend auf von Todessehnsucht bewegt und lebte für das Jenseits, ja auch im Jenseits. Der mystische Zug hielt ihn von Verweltlichung, der praktische Zug von Schwärmerei zurück. Nationale und confessionelle Gegensätze begegneten sich in ihm. Deutscher und französischer Geist erfüllten ihn, wie beide Sprachen für ihn Muttersprachen waren. Deutscher und Lutheraner, spürte er die Anziehungskraft der Mystik; aber sein lebhaftes Temperament,

seine rastlose Thätigkeit, die fast asketische Strenge seiner Lebensgewohnheiten zeigt den Typus des reformirten Franzosen, des Hugenotten.[1])

Am 1. Juni 1826 folgte er dem Rufe seines himmlischen Vaters in die ewige Heimath, die ihm keine Fremde war, ein müder Greis, fast 86 Jahre alt. Den Text zur Grabrede hatte er sich selbst gewählt. Es waren die Worte Ps. 103, 1—4: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit", und Offenb. 7, 14: „Diese sind es, die gekommen sind aus großer Trübsal, und haben ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider helle gemacht in dem Blute des Lammes." Sein Grabstein zeigt sein Brustbild und in französischer Sprache die Inschrift: „Hier ruhen die sterblichen Gebeine des Johann Friedrich Oberlin, Pastors der Pfarrei Waldbach, geboren d. 31. August 1740, gestorben d. 1. Juni 1826. Er war 59 Jahre lang der Vater des Steinthals. Die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten wie die Sterne immer und ewiglich." Am oberen Ende des Grabes steht ein eisernes Kreuz mit dem Worte: Papa Oberlin. Am 1. Juni 1827 wurde in der Kirche zu Waldbach eine Büste Oberlins aufgestellt. Am 30. und 31. März 1867 wurde im Steinthal die 100jährige Gedächtnißfeier der Ankunft Oberlins in seiner Gemeinde festlich begangen.

Bewundernd blicken wir auf das Lebensbild dieses großen Mannes zurück. Gottesliebe und Bruderliebe, Christenthum und Humanität waren in ihm geeint. Sein Leben und Wirken war ein Kindesdienst gegen Gott, den er in der Hingabe an die ihm befohlene Gemeinde leistete. Ihre zeitlichen und ewigen Bedürfnisse trug er auf seinem Herzen. Und beide fielen ihm nicht auseinander, sondern bildeten ein Ganzes. Auch die Culturarbeit war ihm ein Gottesdienst. Die Erde sollte ein Garten Gottes werden, das häusliche Leben auch in seiner äußeren Erscheinung es bezeugen, daß Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe, Reinlichkeit christliche Tugenden sind. Er hat mit einer Hingebung die irdischen Interessen seiner Gemeinde gepflegt, als wäre dies zeitliche Dasein ihre Heimath, und hat ihren Sinn doch auf die himmlische Zukunft gerichtet, so daß sie nicht vergessen konnte, daß wir hier keine bleibende Statt haben. Er hat nicht eine neue Gesellschaftsordnung geplant, nicht gegen den Capitalismus geeifert, nicht den Anspruch erhoben, auch auf dem Gebiete der Socialpolitik Meister zu sein. Er war Pfarrer im Steinthal; alle seine Arbeiten waren seelsorgerische Arbeiten in

1) Siehe Leenhardt a. a. O. S. 54.

und an seiner Gemeinde, durch die er sie zu einem Leben führen wollte, wie es eines Christenmenschen würdig ist. Er hat viel gethan, was nicht Sache eines Pfarrers ist; er mußte es aber thun, weil es sonst nicht gethan worden wäre. Sein Wirken ging nicht in die Weite, sondern galt einem begrenzten Gebiet, aber hier zeigte es sich als das Wirken eines Meisters. Dieser Meister kann und will uns lehren. Folgen wir ihm darin, daß wir es denen, die dazu durch ihre Studien und ihr Amt berufen sind, überlassen, festzustellen, welche Aenderungen auf socialem Gebiete die Gegenwart von Gesetzgebung und Verwaltung fordert, und betrachten wir es als unsere Aufgabe, in barmherziger Liebe denen zu helfen, die Gott grade uns an das Herz gelegt hat. Zeigen wir hier die Treue der Liebe, die uneigennützige, opferbereite, die Liebe, die aus der Quelle schöpft, aus der Oberlins Wirken hervorgegangen ist, aus der Quelle des Glaubens an die Liebe Gottes, die er uns in seinem Sohne, Jesu Christo, offenbart hat.

Königsberg. Prof. D. H. Jacoby.

Wie hat der Geistliche das Decorum in und außer dem Amte zu wahren?

(Schluß.)

II.

Das Amt sondert den Geistlichen nicht vom Leben und seinen verschiedensten Beziehungen ab — es stellt ihn mitten hinein.

Aber das Leben erhebt an den Geistlichen größere und strengere Anforderungen als an einen andern Menschen, — es verlangt nicht nur jenen feinen Herzenstakt von ihm, der gerade dem geistlichen Amte so nothwendig ist; es will, daß er bei der freiesten Bewegung in der Gesellschaft der Menschen, ihren verschiedensten Beziehungen und Verhältnissen immer etwas anderes sei als die Träger der anderen Stände, auch hier Führer und Vorbild der Gemeinde.

Und das will es mit Recht. „Der Pastor auf der Kanzel soll Pastor sein auch unter der Kanzel.“ Das Wort ist ebenso bekannt als wahr. Findet die Gemeinde hier einen Unterschied, gar einen Gegensatz, so mag er mit Menschen- und mit Engelzungen predigen — es ist ihm nichts mehr nütze — er ist gerichtet. Wenn man von seinem Pastor sagt: „ja, seine Predigten sind gut, aber sein Leben gibt kein Zeugniß von seinen Worten“, so ist dies etwa nicht ein Lob und ein Tadel, sondern ein doppelter Tadel und ein sehr schwerer dazu; denn seine schöne Predigt wird als häßliche Lüge dargestellt.

Pastor soll der Geistliche sein auch außerhalb der Kirche. Wo er wirkt und verkehrt, da sollen von ihm geistliche Segnungen durch alle Gebiete des Lebens sich ergießen.

Pastor soll der Geistliche sein, aber auch Mensch. In der richtigen Vereinigung von beidem liegt seine eigentliche Aufgabe außerhalb der Kirche, die einzige Möglichkeit, auch außer dem Amte das Decorum des Geistlichen zu wahren.

Ja, auch Mensch! Homo sum, nihil humani a me alienum puto — dies Wort ist eine Mahnung für den Geistlichen, ein offenes Auge und Herz zu haben für alles was menschlich ist, sein eigenes Leben und Wirken von allen Lebensgebieten her befruchten zu lassen und diese seinerseits zu fördern.

Dies Wort zeigt aber auch eine Gefahr für den Geistlichen, an den verschiedenen Gebieten des Lebens Theil zu haben, in sie hineinzuwirken, wie es dem geistlichen Amte nicht entspricht und diesen Gebieten nicht zum Segen gereicht.

Hiermit wäre im Allgemeinen die Frage gelöst: Wie hat der Pastor das Decorum außer dem Amte zu wahren? Gehen wir jedoch zur näheren Beantwortung und Erläuterung dieser Frage im Einzelnen über und betrachten kurz das Verhalten des Pastors im Hause, in der Gesellschaft, in der Kunst und den Adiaphora gegenüber. —

Wenn der Engländer sagt: mein Haus ist meine Burg, so kann der deutsche Pastor ein Gleiches von seinem Hause nicht behaupten. Sein Haus ist nicht die Burg, in die er sich vor Menschen und Welt zurückziehen darf, in der er sich selbst gehört und thun und lassen kann, was er will; sein Haus ist ein öffentliches, in dem alle Glieder der Gemeinde ein- und ausgehen, auf das alle ihre Augen gerichtet halten, dessen intimste Angelegenheiten durch die Umgebungen des Pastors wie durch die Dienstboten in alle Welt getragen werden. Ein Glashaus eher als eine Burg!

Um so vorbildlicher muß das Leben in einem Pfarrhause sein, um so ängstlicher alles vermieden werden, was das Decorum dieses Hauses in den Augen der Gemeinde verletzen könnte! Auch in seinem Hause, in dem Verhalten zu seiner Frau und den Dienstboten sei der Pfarrer nicht nur Mensch, sei er zugleich Geistlicher, Diener Christi — vor allem in der Erziehung seiner Kinder. Man findet oft Geistliche, die von ihren Schülern und Confirmanden verehrt werden und diese auch trefflich zu unterrichten und zu leiten wissen, die eigenen Kinder dagegen um so schlechter erziehen. Sehr oft liegt dies daran, daß sie von den hohen Erfordernissen ihres Amtes, von freiwilligen Studien und allerlei Nebenbeschäftigungen so in Anspruch genommen werden, daß sie für das Wichtigste und Nächstliegendste keine Zeit gewinnen, — für die Erziehung ihrer Kinder, geschweige denn für eine ernste geistliche Unterweisung derselben. Daher ist es Thatsache, daß gerade die Kinder von Geistlichen oft die größten Weltmenschen werden, ja eine gewisse Verachtung vor allem geistlichen Wesen zur Schau tragen. Wenn der heranwachsende Sohn eines Pastors mit deutlicher Geringschätzung sagt: Alles will ich werden — nur nicht Prediger; wenn die Tochter eines Pfarrhauses es öffentlich ausspricht: Jeden will ich heirathen — nur einen Pastor nicht! kann es ein traurigeres Zeugniß für das Decorum eines Geistlichen und seines Hauses geben?! Es schneidet mir oft ins Herz, wie besorgte Mütter meiner Gemeinde den Sohn oder die Tochter, die ihnen Sorge machen, so gut wie geborgen wissen, wenn sie ihn zur Ausbildung von Gemüth und Geist in ein Pfarrhaus gegeben haben. Wenn sie ahnten, wie viel Weltlichkeit,

und Aeußerlichkeit und Eitelkeit gerade in so vielen Pfarrhäusern wohnt! Und doch, welche hohe Anforderungen für das Decorum stellt man an ein Pfarrhaus: die Zuflucht soll es sein, der stärkste Halt für den Geistlichen in seinem Amte, die Stätte des Friedens und der freudig-liebevollen Zucht für die Familie und die Kinder, das weithin leuchtende Vorbild für die ganze Gemeinde. —

Nur der Pfarrer, der aus solch einem Hause in die Gesellschaft und Oeffentlichkeit tritt, wird das Decorum hier zu wahren wissen, denn tadelfrei in der Gesellschaft kann nur der auftreten, der es im Hause ist; die schlechten Eigenschaften und Gewohnheiten des Hauses verleugnen sich nie in der Oeffentlichkeit, und seine Sitten und Takt lassen sich nicht wie ein Gesellschaftskleid auf kurze Zeit anthun und dann wieder ablegen. Sie sind etwas dem Menschen Eigenthümliches, Angeborenes, zum mindesten aber Anerzogenes.

Und feiner, ich will sagen, christlicher Takt, das ist der einzige, aber auch nie versagende Schlüssel für das Rechtverhalten des Geistlichen in der Gesellschaft. Ein besonderes Decorum gibt es hier nicht für ihn. Ich kenne sehr ernste und bedeutende Geistliche, ja solche in den höchsten kirchlichen Stellen, welche die liebenswürdigsten, ja heitersten Gesellschafter sind, — aber nie vergißt man es, daß sie Geistliche sind, nie kommt man darauf, zu fragen: Verletzt dieses Wesen nicht das geistliche Decorum? Ich kenne andere — sie treten mit einer so gemessenen, hoheitsvollen Würde in die Gesellschaft, sie predigen, wenn sie reden, sie gebahren sich auf Schritt und Tritt, als wollten sie jedermann sagen: „Vergiß es nicht, ich bin der Pastor", aber die Gesellschaft der Anderen hat nichts von ihnen und sie nichts von ihr. Viele anderen sind wiederum mit einer wahren Aengstlichkeit bemüht, überall ihre Persönlichkeit in den Vordergrund der Gesellschaft zu stellen, und wenn die wahre Kunst einer Unterhaltung darin besteht, die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse Anderer mehr zum Vorschein zu bringen, als mit den eigenen zu prunken, so sind sie recht schlechte Künstler.

Der Geistliche wahrt sein Decorum in der Gesellschaft, wenn er in sie hineinträgt, was sie fördert, aber auch aus ihr mitnimmt, was ihm nützt; wenn er Mensch in ihr ist, der mit ihr fühlt und mit ihr lebt, mit den Fröhlichen sich freut und weint mit den Traurigen, sich aller schlechten Angewohnheiten enthält, die seiner geistlichen Würde schaden, wie des zu lauten Redens und Lachens, des geräuschvollen oder gar gierigen Essens und Trinkens, und alles dessen, was besonders im Munde kirchenfeindlicher Menschen zum Spotte Anlaß geben kann. „Es wäre mir lieber, ich stürbe, denn daß mir jemand meinen Ruhm sollte zu nichte machen." Dies Wort des Apostels Paulus soll des Geistlichen Losung sein für sein Verhalten in der Gesellschaft.

Ueber die Kleidung, welche er außerhalb des Amtes trägt, habe ich den Worten des großen Augustin nichts hinzuzufügen, der diese Frage klar und prägnant erschöpft: vestis nec nitida nimium nec objecta plurimum. Ist sie zu gesucht, so verräth sie Eitelkeit und Leichtfertigkeit, ist sie zu gewöhnlich, gar unsauber und zerrissen, so erregt sie Verachtung und verletzt die gerechte Empfindlichkeit. Mehr darüber zu sagen, ist überflüssig, und wenn gelesene Zeitschriften ganze fortgesetzte Abhandlungen über die Frage gebracht haben, ob ein Geistlicher nur im schwarzen oder auch im dunkelbraunen Anzug spazieren gehen oder reisen darf, so mag das zwar ergötzlich oder komisch sein, gehört aber nicht in eine ernstere Arbeit.

Noch kurz warnen möchte ich vor den unpassenden Familien-Anzeigen in öffentlichen Blättern, die an Taktlosigkeit und eitler Gespreiztheit das Unglaubliche leisten und das geistliche Amt in den Augen der Oeffentlichkeit geradezu prostituiren. Damit will ich den mehr privaten Kreis des geselligen Lebens verlassen und in denjenigen eintreten, in dem die Gesellschaft der Menschen der Oeffentlichkeit des Lebens angehört.

Daß der Pfarrer als Bürger des Staates seine Pflicht gewissenhaft erfüllen, die Obrigkeit als Dienerin Gottes ehren, für sie beten und allenthalben eintreten soll, daß er in allen öffentlichen Functionen, in seinem Urtheil über fremde Gebiete stets das Decorum seines Standes streng wahren und auch hier, wie überall, das Vorbild seiner Gemeinde bleiben soll — das ist zu selbstverständlich, um des Weiteren darüber zu reden. Ebenso selbstverständlich erscheint es mir, daß er der Frage, welche die schwierigste und brennendste der Gegenwart genannt werden muß, der socialen Frage, nicht theilnahmlos gegenüberstehen darf. Wie könnte er das als Diener Christi, gleichgültig vorübergehen an den tausend socialen Nothständen, in die ihn so viele seelsorgerische Besuche, so manche Amtshandlungen führen, die ihm bei der Taufe, bei der Confirmation und Trauung — ja auf dem Kirchhofe selbst, und hier oft am verletzendsten gegenübertreten? Wie könnte er unberührt einer Bewegung gegenüberstehen, die, stetig wachsend, die Kirche nicht minder bedroht als den Staat, die das Heiligthum, dem er dient, mit Hohn und Spott übergießt, alle bösen Triebe und wilden Leidenschaften in den Menschen wachruft und schürt und bis zur Gewaltthat treibt? Was soll er dagegen thun? In Versammlungen gehen, Reden halten, Broschüren schreiben? Gerade hierdurch liefe er Gefahr, ein Decorum zu verletzen, besonders wenn er nicht über das vielseitige Wissen verfügt, das jeder beherrschen muß, um an der socialen Frage mit Recht und mit Erfolg zu arbeiten, wenn er weder eingehende Studien in der Geschichte, Socialökonomie, Gesetzeskunde gemacht hat, noch die technische Seite dieser Frage aus praktischer Erfahrung beherrscht, wenn er nicht die persönliche Ruhe,

die populäre Beredtsamkeit, die siegende Schlagfertigkeit besitzt, die dazu gehört, um in öffentlichen Versammlungen, und gar in denen der Socialisten zu sprechen — dazu noch als Gegner der allgemein beliebten Strömung. Nein, etwas anderes soll er thun, etwas viel Näherliegendes, etwas, wobei er nie Gefahr läuft, das Decorum zu verletzen; das im Gegentheil unbedingt zur Wahrung desselben gehört — etwas, wodurch er seiner Sache viel mehr nützt als durch das Besuchen von Versammlungen und das Schreiben von Broschüren. Er soll im Geiste Christi gleichmäßig für Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete, Herren und Knechte das Wort der Wahrheit und der Liebe predigen, „und allen bezeugen, daß nicht der äußere, sondern der innere Besitz, nicht das weltliche, sondern das himmlische Gut wahrhaft reich macht, daß der Reichthum durch barmherzig helfende Liebe, die Armuth durch neidlose Zufriedenheit wahrhaft geadelt wird, und daß ein treues Gebetsleben und die Nachfolge Christi, daß Demuth, Bescheidenheit, Gottvertrauen die meiste Noth beseitigt, die bleibende Noth aber lindert und zum inneren Segen wendet" (Möller, Das außeramtliche Leben des Geistlichen. S. 24). — Und er soll wirken im Geiste Christi gleichmäßig für Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete, Herren und Knechte. Er soll nicht aufstehen, wenn ein Reicher kommt, und den Armen an der Thüre stehen lassen, nicht bei Beicht- und anderen Besuchen die Feinen und Gebildeten bevorzugen, auf Amtshandlungen in ihren Kreisen und Häusern viel mehr Mühe und Fleiß verwenden, als wenn es gilt, ein armes Paar zu trauen, einen Arbeiter zu begraben. Niemand schädigt das Decorum seines Standes mehr, niemand erscheint verachtungswerther und erbärmlicher, niemand nützt den Bestrebungen der Socialisten mehr als der Pastor, von dem es heißt: Zu den Reichen ist er allezeit freundlich und gefällig, aber wenn ein Armer kommt, dann ist er kurz, unfreundlich und hart. „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt halten". Für wen gälte das Wort des Jacobus mehr als für den Pastor in dieser aufgerührten, heißbewegten Zeit? — Schwerer ist die Frage, ob seine Beschäftigung mit der Politik, insofern ihn diese zu einer ausgesprochenen Parteistellung in der Oeffentlichkeit treibt, gegen das Decorum des Geistlichen verstoße. Die Antwort hierauf gibt der Generalsuperintendent Möller in seiner vorher erwähnten trefflichen Schrift so prägnant und richtig, daß ich mich seinen Ausführungen von ganzem Herzen anschließe: „Wir stehen in einer von politischen Parteien tief zerwühlten Zeit. Auch der Geistliche darf, ja muß seine persönliche Ueberzeugung haben, so weit sie seine eigenen Schritte durch dies Gedränge führen soll, und er soll sich auch nicht mit jenem Schattenbild von Ueberzeugung abfinden, das nur aus Schlagwörtern

oder Partei-Insinuationen oder anderen äußeren Rücksichten zusammengewoben ist. Die Ueberzeugung muß auf gewissenhafter Prüfung ruhen. Ob ihn dieselbe auf die conservative oder liberale Seite führt, darüber wird nicht blos der Gehorsam gegen Gottes Wort, sondern auch die Erwägung mancher concreten Verhältnisse mitsprechen müssen. Das Christenthum ist an sich ebenso liberal wie conservativ und weist, nur im Gehorsam gegen Gottes Führung in der Geschichte, alle radicalen und anarchistischen, wie alle stabilisirenden Bestrebungen von sich; jedenfalls hat der Geistliche nicht das Recht, ohne Weiteres die eine Seite mit christlichem und kirchlichem, die andere Seite mit ungläubigem und unkirchlichem Standpunkt zu identificiren. Aber wie meine Ueberzeugung auch sein mag, ich habe das Recht, sie zu vertreten. Aber wie? Selbstredend leidenschaftslos, ohne selbst- und standes- und parteisüchtiges Interesse, in der Wahrheit, die die Liebe, in der Liebe, die die Wahrheit nie verleugnet. — ... Das politische Parteitreiben ist für jeden bedenklich, für den Geistlichen aber doppelt, und zwar für sein Amt wie für seine Person. Sein Amt macht ihn der ganzen Gemeinde pflichtig; er darf, so viel an ihm liegt, sich den Zugang zu keinem Gemeindegliede verschließen. Nun trennt und erbittert erfahrungsgemäß die Herzen nichts so sehr, als das politische Parteiwesen; es ist ein Unrecht, wenn der Geistliche durch Theilnahme an solchen Agitationen den Genossen der einen Partei in der Gemeinde den Weg zu sich sperrt, den Genossen der anderen aber einen Weg zu sich öffnet, der die gesunde Seelsorge mehr hindert als erleichtert." (S. 11. 12.)

„Was das Verhalten der Geistlichen zur Kunst betrifft, so ist es von vornherein klar, daß jede wahre Kunst, mag sich der Geistliche nun freischaffend oder nur genießend zu ihr verhalten, nicht nur ihm selber viele Stunden reinen Genusses und edler Geistesbildung schenkt, sondern auch sein Decorum nur zu heben vermag. Einen Geistlichen, der nicht mit Verständniß und hingebender Liebe die Klassiker liest, vermag ich mir nicht vorzustellen — von mehr als einem der bedeutenderen Geistlichen ist es bekannt, daß sie neben der heiligen Schrift ihre Geistesnahrung vornehmlich in Shakespeare gesucht haben. Auch productiv dürfen sich die Geistlichen in der Kunst verhalten, — selbstverständlich in einer ernsten und ihrer Stellung nicht widersprechenden Weise und nie ausgiebiger als es die Muße ihres Amtes ihnen gestattet. „Es ist eine köstliche Gottesgabe, wenn der Geistliche in der Dichtung, in der Musik Kunstgebilde schaffen kann, die ihn selbst zuerst aus dem Dunstkreis alltäglichen Lebens in die reine Bergluft idealen Lebens emporziehen. Es ist ein segensvoller Genuß an den reinen Werken künstlerischen Geistes, auch in der Malerei, der Sculptur, der Baukunst sich zu erquicken. Es gehört zur Bildung, für solche Werke Verständniß und

Theilnahme zu haben und solche Bildung kommt dem Geistlichen bei seiner Predigt, bei der Einrichtung und Leitung des Gottesdienstes, bei seiner persönlichen Haltung, bei seinem Umgang mit den Gebildeten seiner Gemeinde tausendfach zu statten. Es ist eine Stillung und Reinigung des Geistes, wenn der Geistliche in stiller Stunde, in den Erregungen und Mißtönen des amtlichen Lebens die Töne reiner Harmonie hineinklingen lassen kann. Aber auch hier steht das Amt im Vordergrund; der Kunstgenuß soll dafür nur frisch erhalten und tüchtiger machen." (Möller, S. 15. 16.) — Es ist deshalb durchaus nicht wider das Decorum, wenn der Geistliche in beschränktem Maße ein weltliches Concert besucht oder in einem guten Theater an Beethovens „Fidelio" oder einem Shakespeare'schen Drama seinen Geist erfrischt, — ich wenigstens begegne ihm dort lieber als auf großen Tanzgesellschaften, zu denen er immer noch reichlich genug Einladungen erhält und annimmt — selbst von Vertretern der höchsten Behörden.

Ueber die Adiaphora fasse ich mich kurz: ich erkenne solche überhaupt nicht an, — ich halte die Frage: darf ein Pastor dies, darf er das für eine sehr müßige und kann darauf nur die eine Antwort geben, die Paulus 1. Kor. 6, 12 in das Wort zusammenfaßt: „Ich habe es alles Macht, es frommt aber nicht alles. Ich habe es alles Macht; es soll mich aber nichts gefangen nehmen". Ein alter Kirchengelehrter sagt: „Der vom Geiste Gottes beseelte Seelenhirt wird jeder That eine dreifache Ueberlegung vorausschicken, und zwar erstlich, ob sie erlaubt sei, dann, ob sie sich gezieme, endlich, ob sie auch zweckdienlich sei, denn wenn es gleich in der christlichen Philosophie feststeht, daß sich etwas nicht zieme, was nicht erlaubt ist, und nicht zweckmäßig sein kann, wenn es nicht geziemend und erlaubt ist, so ist es doch noch keine Folge, daß alles was erlaubt ist auch immer schicklich und zweckdienlich sein müsse."

Diesen sogenannten Adiaphoris lassen sich überhaupt keine bestimmten Regeln gegenüberstellen. Nur der ernste christliche Charakter, der da, wo er selbst nicht klar sieht, Rath bei seinem himmlischen Meister sucht, wird ihnen in richtiger und angemessener Weise zu begegnen wissen.

So schließe ich meine Abhandlung mit den Worten Pauli (Röm. 12, 2): „Wandelt euch selbst um in Erneuerung eures Sinnes, so daß ihr prüfet, was der Wille Gottes, was gut, wohlgefällig und vollkommen sei", und ihr werdet wissen das Decorum zu wahren in und außer dem Amte.

Danzig. A. Brausewetter.

Nochmals die Thontafeln von Tell-el-Amarna und die Bücher Josua und Richter.*)

(Vgl. 1897 Heft IV.)

Die Amarnabriefe bekunden nicht bloß eine den Weltmarkt und die Wissenschaft beherrschende vielhundertjährige geistige Ueberlegenheit Babylons. Sprache und Schrift hätten nicht in dem Maße sich im diplomatischen und amtlichen Verkehr mit den Völkern Vorderasiens einbürgern können, wenn nicht Babylon lange Zeit auch die politische Herrschaft über diese Gebiete in den Händen gehabt hätte. Einen Abschnitt aus dieser Periode bringt das 1. Mos. 14 Erzählte.

Assyriologen setzen diesen Vorgang in die Regierung des Königs Hammurabi von Babylon, dessen Namen Schrader in „Amraphel" wiederfindet. Aegypten war noch nicht stark genug, um den Vorstoß, der seine Grenzen bedrohte, zu erwidern und sich in Palästina und Syrien eine Schutzwehr zu errichten. Es begannen damals die Einwanderungen semitischer Stämme in Unterägypten, welche später zur fünfhundertjährigen Hyksosherrschaft führten. Das war eine Zeit, wo sich Babylon sehr wohl ungestört im Besitze von Syrien behaupten konnte.

Auf die Entwicklung der Schrift war deren internationale Verwendung von Einfluß. Die uralte sumerische Keilschrift reichte schon für die babylonischen Semiten, die sie mit der sumerischen Cultur übernommen hatten, nicht aus, weil sie aus einer Sprache erwachsen war, die lautärmer ist als die semitische und insbesondere die der letzteren charakteristischen Consonanten Sajin, Zade und Thet nicht führt. Dazu kam, daß für den amtlichen Verkehr, in welchem die Eigennamen diplomatisch genau und jedermann sicher verständlich wiederzugeben waren, die Wortzeichen, die Ideogramme, nicht gut verwendet werden konnten. Man behielt sie, soweit ihr Verständniß durch althergebrachten Gebrauch gesichert war. Sonst aber bildete die Schrift

*) Für diejenigen Leser, welche den in Heft IV. des vorigen Jahrgangs gemachten Mittheilungen gern gefolgt sind, wage ich das vorbezeichnete Thema nochmals ergänzend aufzunehmen, um aus der neuentdeckten Quelle Lichtstreifen auf alttestamentliche Erzählungen und Verhältnisse fallen zu lassen.

je mehr und mehr sich zu einer syllabischen aus. In dieser Gestalt tritt sie uns in den Amarnabriefen entgegen.

Der vielfache Gebrauch der Keilschrift wirkte auch auf die Entwicklung der ägyptischen Schrift ein. Die Hieroglyphen genügten den Ansprüchen nicht, die der Schreibstubendienst befriedigen sollte, und es entwickelte sich aus ihnen gleichfalls eine Sylbenschrift. Damit wurde allmählich die Keilschrift überflüssig und ihr Gebrauch verlor sich in Aegypten wie in Palästina. An ihre Stelle trat die Consonantenschrift. Nach Max Müller (Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern 1893 S. 169 f.) lag dem Schreiber von Schoschenks (Sisak in der Bibel) Eroberungsliste eine Vorlage in westsyrischer Consonantschrift vor, aus welcher er die Städtenamen entnahm. In Palästina hatte demnach um 930 die Keilschrift ihre Rolle ausgespielt (S. 170).

Der Name des Volkes in den Amarnabriefen, in welchem H. Winckler (Die Ebräer in den Tel-Amarnabriefen, Semitic Studies by G. A. Kohut 1897 S. 605) die Ebräer erkennt, ist in doppelter Form gegeben: syllabisch Ḫa-bi-ri siebenmal in den Jerusalembriefen Abdchibas, sonst stets ideographisch SA.GAS oder GAS.SA oder auch bloß GAS 88mal. Hiervon ist SA.GAS die eigentliche, richtige Schreibweise, GAS.SA nur Umstellung und GAS Abkürzung.

Gerade die Briefe Abdchibas sind reich an Uebertragungen assyrischer Ausdrücke in die ihm mundgerechte Sprache. Wir dürfen deshalb annehmen, daß er das Ideogramm des klaren Verständnisses wegen in das nicht mißzuverstehende Ḫa-bi-ri umsetzt.

Daß beide Begriffe sich decken, geht aus dem Inhalt der Briefe hervor. Abdchiba verklagt (180, 29 ff.) beim Milkili und die Söhne Lapajas, daß sie ausliefern das Land des Königs den Ḫa-bi-ri. In einem Briefe Biridijas an den König heißt es (192, 5): Die Söhne Lapajas haben gegeben ihr Geld den SA.GAS Leuten. — Abdchiba beschuldigt 183, 22. 23 den Schuardata und Milkili beim Könige: Es geht verloren das Land des Königs an die Ḫa-bi-ri; dies ist eine That Schuardatas und Milkilis. Die Rechtfertigung Milkilis haben wir 170, 9 ff. Da lauten die Worte: Es wisse der König, daß mächtig ist die Feindschaft gegen mich und gegen Schuwardata, und es errette der König, mein Herr, sein Land aus der Hand der SA.GAS. — Eine andere Parallele bieten 179, 56 und 216, 11. Dort lauten die Worte: Die Ḫa-bi-ru Leute verwüsten (ḫabat) alles Gebiet des Königs; hier werden die SA.GA.AS Leute Räuber (ḫabati) genannt.

Und eben diese SA.GAS werden in einer großen Zahl von Briefen aus allen Theilen hingestellt als ein feindliches Volkselement, als Leute oder Stämme (amilu) oder als Kriegsmacht (ṣabu), welche sich festgesetzt

hat, Städte erobert, Bündnisse schließt. Nicht von habēr, Genosse, dürfen wir ihren Namen herleiten; die Uebertragung dieses Wortes ins Assyrische lautet nicht habira, sondern ibru (104, 16). Ḫabiri dagegen ist nach Winckler die sprachlich richtige Wiedergabe der Namens ʿibrim, Ebräer, im Assyrischen.

Dem Ḫabiri sowohl (185, 11) wie dem SA.GAS (205, 27; 230, 15) ist ein KI nachgesetzt und damit (worauf Zimmern und Winckler aufmerksam machen) bewiesen, daß der Schreiber in diesen Worten einen Volks- oder Stammesnamen, kein reines Appellativum sah. Die Zusammenstellung der so Benannten mit den Suti (144, 27. 29), den voraramäischen Beduinen der syrischen Wüste, spricht gleichfalls dafür.

Das Ideogramm SA.GAS für Ebräer stammt aus der Heimath der sumerischen Sprache und Schrift, aus Süd-Babylonien. Es wird damit vielleicht indirect bestätigt, daß die Urheimath derselben Ur in Chaldäa und dessen weitere Umgebung war. Den Sinn des Ideogramms deutet Winckler auf Beduinen. Das werden die Ebräer, wie später die Aramäer und Chaldäer am untern Euphrat gewesen sein. Den Namen nahmen sie nach Aegypten hinüber und behielten ihn nach ihrer Rückwanderung in Canaan. Sie selbst nennen sich so in der Sprache der ältesten Gesetze (2. Mos. 21, 2; 5. Mos. 15, 12) und werden von den Nachbarvölkern so genannt (1. Sam. 13, 3; 14, 11. 21).

Hiermit ist recht gut vereinbar, daß in aufgefundenen Urkunden babylonische Kossäer als Ḫabirai (Beduinen, Nomaden) bezeichnet werden. Daß ein und dasselbe Wort zum Volksnamen geworden ist und zugleich auch in übertragenem Sinne gebraucht wird, ist gar nicht so selten. So wird Hos. 12, 8; Sach. 14, 21 der Handelsmann Canaaniter genannt, eine Bezeichnung, der wir aus unserm Sprachgebrauch Beispiele zur Seite stellen können.

Das Stückchen Gegenwart, welches die Amarnabriefe uns vor Augen stellen, ist ein ganz kleiner Abschnitt aus der Weltgeschichte. Rib Addi (85, 17) klagt, daß das feindliche Bündniß gegen ihn seit fünf Jahren bestehe. Das mag etwa ein Jahr vor dem Tode Amenophis III. geschrieben sein, denn schon im Briefe 87 wird Amenophis IV. Thronbesteigung erwähnt. Eine Zeitgrenze nach unten entnehmen wir einem Briefe Duschrattas an Amenophis IV. (23 R. S. 29). Es ist einer der zuletzt geschriebenen. Duschratta beruft sich dort auf die Götter Ramman und Amon. Nun war dem Pharao, nachdem er Sonnenanbeter geworden war, der Gott Amon so verhaßt geworden, daß er, um nicht an ihn erinnert zu werden, nicht bloß den eignen Namen in Chnenaten änderte, sondern auch auf den Denkmälern den Namen des Gottes auskratzen ließ. Der Brief muß vor dieser Sinnes-

änderung geschrieben sein, als der Gott Amon noch genannt werden konnte, ohne den König zu erzürnen. Also die letzten sechs Jahre von Amenophis III, und die fünf ersten seines Nachfolgers, das ist ungefähr der geschichtliche Rahmen der Amarnabriefe. Und zu dieser Zeit sitzen die Ebräer in allen Theilen Palästinas, aus denen wir Nachricht haben, fest. Solchem Ergebniß gegenüber kann die Annahme, der Auszug aus Aegypten habe unter Merneptah, dem Sohne Ramses II., stattgefunden, nicht bestehen.

Durch die im Frühjahr 1883 von Ed. Naville bei Tell el Maschuta gemachten Ausgrabungen, infolge deren er diese Stätte mit Pitom (2. Mos. 1, 11) gleichsetzte, hat diese Annahme scheinbar eine Unterstützung gefunden. Bewiesen ist dadurch, daß Ramses II. hier ein Pitom gründete. Diese Gründung steht in Zusammenhang mit der Verlängerung des das Land Gosen befruchtenden Nilcanals bis zu den Bitterseen, die auch ein Werk dieses Pharao war. Bis dahin war diese Gegend unbebaut, darum finden sich keine Ziegel mit Namensschilden der Könige von Ramses aufwärts.

Ist der Auszug der Israeliten vor Ramses II. erfolgt, dann haben wir das Pitom der Bibel weiter westlich zu suchen. In der That hat auch die frühere Grenzbefestigung, die alte Fürstenmauer, vordem weiter westlich gelegen. Ueber ihre Lage giebt uns die Geschichte des Sinuche (Erman, Aegypten S. 494 ff.; Max Müller, Asien und Europa u. s. w. S. 38 f.) Aufschluß. Dieser, ein vornehmer Aegypter vom Hofe Amenemhets I., muß nach dem Tode desselben fliehen. Er kommt zu der Fürstenmauer. Hier kauert er im Gesträuch nieder, damit ihn der militärische Posten auf den Festungswerken nicht sehe, und erwartet die Nacht. In der Dunkelheit schleicht er sich durch und erreicht mit Tagesanbruch das Land Peten. Dann kommt er zu dem See des großen Schwarz, einem der Bitterseen. Nehmen wir an, daß Sinuche zwölf Stunden gelaufen ist und rechnen wir $1^1/_2$ Stunde auf die Meile, so dürfte die alte Mauer etwa acht Meilen westlich von den Seen zu suchen sein. Dieser Lage entspricht als für die biblischen Berichte anzunehmendes Pitom das von Herodot erwähnte Patumos, dessen Stelle Ebers (Durch Gosen zum Sinai S. 497) bei dem Ruinenhügel Abu Rigabeh und bei Tel es Soliman geglaubt hat suchen zu sollen.

Das Wort „bauen" zwingt uns nicht, an eine Gründung der Städte Pitom und Ramses zu denken. Nach 2. Sam. 5, 9; 1. Kön. 15, 17 können wir ebenso gut darunter eine Befestigung bereits vorhandener Städte verstehen, wobei es nahe liegt, Ramses mit Zoan zu identificiren. Auch 1. Mos. 47, 10 wird das Niederlassungsgebiet, welches Joseph seinen Angehörigen zuwies, Land Ramses genannt, während Ps. 78, 12 dafür Gefilde Zoan steht.

Wir sind also nicht gezwungen, den Auszug Israels in die Regierung Mernptahs zu verlegen. Andrerseits stehen außer den Amarnabriefen noch andere wichtige Zeugnisse dieser Annahme entgegen. An den von Ramses an den Bitterseen angelegten Befestigungen war ein Wachtdienst eingerichtet, durch welchen die Ein- und Ausgänge der die Grenze überschreitenden Personen controlirt wurden. Nun finden wir einen Bericht (Papyrus Anastasi 6, 4, 14 nach Max Müller, Asien und Europa S. 135), daß unter Mernptah beduinische (šasu) Stämme von 'a-du-ma (Edom) um Erlaubniß nachsuchen, „passiren zu dürfen die Grenzfestung bei Teku (Sukkot) hin zu den Teichen von Pitom (?) des Mernptah bei Teku, um zu weiden ihr Vieh auf dem Feld des Pharao". Es ist wenig wahrscheinlich, daß auswärts wohnende Nomaden um eine solche Erlaubniß nachgesucht haben, wenn damals noch die Ebräer hier hart an der Grenze wohnten.

Positives Resultat bieten uns die Eroberungsberichte Setis und Ramses II. In ihnen (Abyd. II, 2; LD 140, a) wird, wie Max Müller (S. 236 ff.) hervorhebt, unverkennbar der Name des Stammes Asser ('-s-ru, 'A-sa-ru) genannt. Der Name wird an einer Stelle aufgeführt, wo Asser geographisch seinen Platz hat. „Auch phonetisch ist die Uebereinstimmung vollkommen. Die ägyptische Form ist auf der zweiten Sylbe zu betonen und lautet nach den Varianten mit s für sa geradezu 'asêr, d. h. Ἀσήρ. Wir müßten uns geradezu Mühe geben, um die Gleichheit des von den Aegyptern erwähnten Landes Aser und des israelitischen Stammes zu verkennen."

Erinnern wir uns, daß die Besitzergreifung der SA. GAS-Ḫabiri gerade in dem phönikischen Küstenlande von Zumur bis zum Karmel in den Amarnabriefen am klarsten und kräftigsten hervortritt, dann ist uns die wenige Jahrzehnte später gegebene Gewißheit, hier habe der Stamm Asser sich festgesetzt, eine werthvolle Ergänzung jener Berichte. Damit verliert die Behauptung, Mernptah sei der Pharao des Auszugs, ihre Glaubwürdigkeit.

Auf ein jüngst hinzugekommenes Glied in der Kette dieser Beweise bin ich durch einen Aufsatz des Herrn Prof. D. Strack (Die erste Erwähnung Israels in einer altägyptischen Inschrift, Allg. Evang. Lutherische Kirchenzeitung Nr. 15 vom 16. April d. J.) aufmerksam geworden. Durch den Engländer Flinders Petrie ist im Januar 1896 in einem von Mernptah westlich vom alten Theben errichteten Tempel eine Stele aus dunklem Granit entdeckt worden, die auf ihrer Rückseite eine dichterische Schilderung des Sieges über die im fünften Jahre Mernptahs ins Land gefallenen libyschen und vorderasiatischen Völkerschaften trägt. Diese Inschrift ist vom fünften Jahre des Pharao datirt und endet mit einem Hymnus auf die Macht Mernptahs,

der (Z. 26—28) nach der in dem genannten Aufsatz wiedergegebenen neuesten Verdeutschung Spiegelbergs also lautet:

„Verwüstet ist Thuw (Libyen).
Cheta (das Hettiterland) ist zur Ruhe gebracht.
Das Canaan ist mit (?) allen Schlechten[27] gefangen (?)
Fortgeführt ist Askalon,
Gezer genommen,
Jenoam ist zu nichte gemacht.
Israel ist verwüstet und seine Saaten vernichtet.
Chor ist wie die Wittwen[28] Aegyptens [nach Prof. Wilcken: Zur Locke Aegyptens] geworden.
Alle Länder insgesammt sind in Frieden.
Jeder, der umherschweifte, ist von dem König Merneptah, [der] mit Leben begabt [ist], gleich der Sonne jeden Tag, gezüchtigt worden."

Indem ich in Bezug auf die Literatur über dieses Denkmal auf den obengenannten Aufsatz verweise, hebe ich nur hervor, daß Spiegelberg, Erman, Steindorff nicht zweifeln, mit dem auf der Stele stehenden Namen Ysïri'ʾr oder Ysïri'ʾl sei Israel, jisraʾl, gemeint. Beachtenswerth ist, daß Israel das Determinativ für Menschen mit dem Zeichen der Mehrheit führt, im Unterschied von den andern Namen, die mit dem Länderdeterminativ bezeichnet sind.

Das ist ein überaus werthvoller Beitrag zur Geschichte Israels in der ältesten Richterperiode. Nach den Amarnabriefen könnte noch ein Zweifel bleiben, ob die Chabiri derselben ein in sich geschlossenes Volk sind. Der durch die ägyptische Stele verbürgte Name Israel für dieses Volk bekundet die schon zur Zeit Merneptahs bestehende Einheit desselben, und zwar, wie der Name Israel andeutet, auf der uns aus den biblischen Büchern bekannten theokratischen Grundlage.

Noch eins glaube ich dem Siegesberichte des Merneptah entnehmen zu können. Durch die Städte Askalon, Geser, Janoam (Zinnamma in den Amarnabriefen 142, 8, und der Lage nach festgestellt durch das Dorf Januḥ östlich von Tyrus) ist Canaan als das palästinensische Küstenland von Tyrus südlich bezeichnet. Hier hat der Pharao wenigstens für die Zeit seiner kurzen Regierung die Herrschaft Aegyptens durch Eroberung der festen Plätze wieder hergestellt. Dagegen scheint das auf dem ephraimitischen Hochlande wohnende Israel seine Unabhängigkeit behauptet zu haben, denn der Aegypter muß sich mit der Verwüstung des offenen Landes begnügen. Die Pharaonen pflegen mit Aufzählung von eroberten Städten nicht bescheiden zurückzuhalten;

darum darf das Schweigen darüber als Beweis des Mißerfolgs genommen werden.

Bemerkenswerth ist die Beglaubigung, welche die Beschreibung der israelitischen Landesgrenze (4. Mos. 34, 1—12) durch die Amarnabriefe erhält. Die ideale Grenze (Hesek. 47, 15 ff.) folgt ihrem Lauf und darf deshalb zur Erläuterung ihres Zuges verwendet werden.

Die Nordgrenze geht danach vom Mittelmeere über Chetlon (Hesek. 47, 15) zum Berge Hor, von da bis wo das Gebiet von Chamat beginnt und weiter bis Zedad. Hier lenkt sie nach Südosten um und geht in der Richtung auf Siphron bis Chazar 'Enan; dies ist ihr östlichster Punkt.

Chetlon ist nach Furrer (Zeitschr. des deutschen Paläst.-Vereins VIII, 27) das heutige Heitela, zwei Stunden von der Küste zwischen Nahr el Kebir (dem Eleutherus, an welchem Zumur lag) und dem Nahr 'Akkar. Dies Chetlon entspricht dem Chalunni der Amarnabriefe (142, 13), welches wir in der Nähe von Buzruna (Bothrys zwischen Zumur und Gebal), also im nördlichsten Theile der phönikischen Küste zu suchen haben.

Der Zug der Nordgrenze ist also der: Dem Eleutherus zunächst folgend, biegt sie um den nördlichen Ausläufer des Libanon (Furrer sieht in dem Dschebel 'Akkar den Berg Hor), geht in östlicher Richtung nach dem Orontes zu bis Zedad (nach Wetstein und Furrer das Jakobitendorf Zadad südöstlich vom See von Chöms unter gleichem Breitengrade wie Palmyra), von da nach Siphron (nach Wetstein, Knobel die Ruinenstätte Sifran, 14 Stunden nordöstlich von Damaskus) und endet in Chazar 'Enan (nach Furrer Garjetan, etwas mehr denn halbwegs von Damaskus nach Palmyra). Hier setzt die Ostgrenze ein, welche über Haribla nach 'Ajin und von da, östlich um den See Genezareth biegend, dem Jordan folgt bis zum Todten Meere.

Daß die Ebräer in den Stammgebieten von Asser und Naphtali sich bis zum Eleutherus und dem Anfang des Landes Chamat kräftig festsetzten, ist bereits gezeigt worden. Das weiter in die Grenze Israels mit einbegriffene östlich vom Antilibanon und nördlich von Damaskus liegende Gebiet war das Land Ubi der Amarnabriefe. Choba, nach welchem es benannt ist, lag nicht westlich, sondern nördlich von Damaskus (1. Mos. 14, 15). In der That faßten nach den Amarnabriefen gerade hier die Ebräer festen Fuß; 146 R. S. 9. 10 heißt es: Namiawsa hat überantwortet alle Städte des Königs den Ebräern im Lande Kadesch und Ubi.

Auffallend ist, daß, wie diese Grenzlinie Gilead ausschließt, so auch die Amarnabriefe über dies Gebiet schweigen. Dürfen wir daraus entnehmen, daß diese Landestheile nicht von Aegypten abhängig waren, so bestätigt sich

damit der biblische Bericht, wonach die unter Mose eindringenden Israeliten hier ein unabhängiges Amoriterreich vorfanden. Die damit begründete Verschiedenheit der politischen Lage scheint verursacht zu haben, daß die hier angesiedelten Stämme sich längere Zeit dem Geschick der westlich vom Jordan wohnenden fremd gegenüber stellten, eine Zurückhaltung, über die noch das Deborahlied bittere Klage führt.

Die 4. Mos. 34, 4. 5 gegebene Südgrenze läuft vom Südende des Todten Meeres um die Skorpionsteige herum, Kadesch Barnea südlich umgehend, nach dem Bach Aegyptens zu. Auch bis dahin wird nach den Amarnabriefen der Besitz des Landes von den Ebräern erstrebt. Ueber die Umgegend von Geser, Gat, Kegila, Rechobot wird 183, 8 ff. geschrieben, daß sie in Gefahr steht, von den Ebräern genommen zu werden.

In diesem Lande und in seiner Nachbarschaft fand Israel die 1. Mos. 10, 15—19 verzeichneten Völkerschaften: Sidonier, Chettiter, Jebusiter (Jabischi (?) 237, 28; stimmen würde die Nachbarschaft mit Zarqi, wenn wir darin Soreq zu erkennen hätten), Amoriter, Girgaschiter (Wohnsitz unbekannt), Chiwwiter (in Gibeon und Umgegend, dazu passend Chawani, 237, 28, Zarqi und Jabischi benachbart), Arqiter (Trümmerhügel Tell 'Arqa, 3 Meilen nordöstlich von Tripolis), Siniter (Strabo kennt eine Bergfestung Sinna auf dem Libanon, nicht weit von 'Ereq), Arwaditer (Aradus), Zemariter (Zumur, bezeichnet durch die Ruinen von Sumra am Nahr el Kebir-Eleutherus), Chamatiter (Hamat am Orontes).

Es ist von Interesse, daß wir weitere Umschau halten und uns vergegenwärtigen, welche Völker in den Gesichtskreis der Ebräer zur Zeit der Richter traten. Die Nachrichten der Amarnabriefe werden dabei wirksam ergänzt durch die Eroberungslisten der Pharaonen Dutmose III., Amenophis II., Seti, Ramses II., Merneptah, Ramses III.

Anfang des siebzehnten Jahrhunderts v. Chr. wurde ganz Babylonien von den Kossäern (den Kaschi der Amarnabriefe) überschwemmt, aus deren Sprache auch der Name Kardunias für Babylonien stammt. Die Könige der dritten Dynastie (etwa 1726 bis 1150 nach Friedr. Delitzsch) sind großentheils Kossäer. Sie waren vom medisch-elamitischen Grenzgebirge herabgestiegen. Haben wir auch keine außerbiblischen Belege über den Namen Madai (Meder) aus so früher Zeit, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß er infolge des lebhaften Verkehrs mit Babylonien den Bewohnern Palästinas wohl bekannt war.

Kallima Sin in seinem Briefe an Amenophis III. (1, 38) erwähnt das Gagäer-Land als ein Land der Barbaren. Dem Namen Magog (1. Mos. 10, 2) liegt vielleicht das hier genannte Gog zu Grunde und mit

Gomer (den Kimmeriern) hätten wir es im fernen Nordosten von Kleinasien zu suchen.

Jawan (Jonier) (1. Mos. 10, 2). Bereits Ramses II. fand unter den Hülfstruppen der Hettiter die Ye-van, Ye-van-u (Max Müller, Asien und Europa S. 369), worin man leicht die semitische Form Javan wiedererkennt.

Tubal (1. Mos. 10, 2), das assyrische Tabal (auf dem Hochlande zwischen dem obern Euphrat und Halys). Es wird, so viel ich weiß, zuerst von Salmanassar II. von Assyrien (etwa 850) genannt (Keilinschr. Bibl. I S. 142, 106); nichts spricht dagegen, daß der Name schon früher bekannt war.

Meschek (1. Mos. 10, 2). Tiglat Pilesar I. (um 1150) berichtet, daß 20000 Muskäer fünfzig Jahre vor ihm (also um 1200) Alsu und Purukussu erobert hatten (Keilinschr. Bibl. I S. 18, 62).

Elischa (1. Mos. 10, 4) dürfte dem Alaschia der Amarnabriefe entsprechen. Cypern, wie Winckler annimmt, kann Alaschia nicht sein. Zwar liegt es am Meere (29, 17 bittet sein König den Pharao, daß dessen [Stener]-Beamte sein Schiff nicht behelligen möchten); darum braucht es noch nicht eine Insel, es kann ebenso gut ein Land an der Küste sein. Hierfür spricht, daß dem Pharao von hier Esel (25, 29) und fünf Gespanne Pferde (26, 9) geschickt werden. Der König von Alaschia verwahrt sich dagegen, daß er es mit dem Könige von Schanchar (Sinear, Babylonien) und mit dem von Chatti halte (25, 49). Eine Inselmacht wie Cypern konnte nicht wohl in solchen Verdacht kommen. Alaschia ist das 'A-ra-sa der Aegypter und das lag nördlich neben dem Amoriterlande; ägyptische Inschriften führen es auf in Gesellschaft von Kadesch (am Orontes) und Hamat. Max Müller (S. 261 f.) weist ihm deshalb den Ort an auf der Küstenstrecke zwischen Arwad und der Orontesmündung.

In der Nähe von Alaschia haben wir Ugarit, das Akarit der ägyptischen Urkunden, zu suchen. Es war ein unabhängiger kleiner Staat (70, 23), an der Küste gelegen (104, 6). Im Briefe (123, 9) aus Zumur wird Klage geführt, daß alle Länder zu Asirn abfallen von Gebal bis Ugarit. Danach lag Zumur zwischen diesen beiden Staaten, Ugarit also nördlich von Zumur und südlich von Alaschia.

An die kilikische Küste und wohl auch tiefer in Kleinasien hinein führt uns der Name Tiras (1. Mos. 10, 2). Die Turuscha, Lukki (28, 10), Danuna (151, 52) und Scharbana (64, 16; 77, 15; 100, 35) gehörten zu den Asiaten, welche unter Merneptah (Ruku-Lukku, Turuscha, Schakarusch a, Scharden) und später noch einmal unter Ramses III. (Purosat, Danona, Takkar, Scharden, Uaschnasch) plündernd durch Syrien gegen Aegypten vor-

drangen. Ueber die alljährlichen Plünderungszüge der Lukki, Lykier, klagt bereits der Fürst von Alaschia (28, 10); die Scharden dienten damals als Söldner im ägyptischen Heere. Nach Max Müllers Untersuchung waren sie Unbeschnittene, also keine Semiten.

Wie allgemein angenommen wird, haben wir unter Kittim (1. Mos. 10, 4) die Kyprier zu verstehen, wahrscheinlich faßt der Name auch die an der Südküste Kleinasiens wohnenden, oft genug zu Raubzügen zur See geneigten Völkerschaften in diesen Collectivbegriff zusammen. Vielleicht kommt durch die aus den Amarnabriefen sich ergebenden Verhältnisse etwas Licht in die Stelle 4. Mos. 24, 24 der Bileam-Sprüche: „Schiffe kommen von der Seite von Kittim und demüthigen Assur und demüthigen 'Eber".

Der Stamm Asser hatte bereits zur Zeit der Amarnabriefe die sichersten Erfolge. Es gelang ihm, nicht bloß im Gebirge, sondern auch an der Küste sich festzusetzen und zu behaupten. Das Deborahlied (Richt. 5, 17) und der Segen Mosis (5. Mos. 33, 24) geben Zeugniß von seiner Macht. Er war in jener Zeit der gesegnetste Sohn Jakobs. Unter Ramses II. (Max Müller, Asien und Europa S. 236) war Asser der Vorkämpfer unter den syrischen Feinden des Pharao; sein Einfluß reichte bis ins Hettitergebiet. Er war also lange Zeit an der phönikischen Küste der gefürchtete Repräsentant der Chabiri. Die Stürme der Richterzeit scheinen ihn anfangs wenig berührt zu haben.

Der Bileamspruch versetzt uns in eine Zeit, wo neben diesem 'Eber, also nördlich von ihm, auch Assyrien sich an der Küste festsetzte. Das geschah unter Tiglat Pilesar I. (um 1100 v. Chr.). Dieser erweiterte Assyrien (Keilschriftl. Bibl. I. 36, 42) bis zum Lande Chatti und dem obern Meere des Westens, und zwar gleich zu Anfang seiner Regierung (noch vor seinem fünften Regierungsjahre). Assur und Asser nahmen also eine die übrigen Küstenvölker bedrohende Stellung an der Küste ein. Möglich, daß das die an der kilikischen Küste und in Cypern wohnenden Seevölker, die Kittim, zu kräftiger Abwehr veranlaßte. In Bezug auf Assyrien hatten sie Erfolg. Tiglat Pilesar hatte keine ebenbürtigen Nachfolger; die Meeresküste ging verloren, und an ihre Wiedergewinnung dachte erst drei Jahrhunderte später Asurnazirpel. Auch Asser verlor seine frühere Bedeutung und gewann sie niemals wieder.

Von den afrikanischen Völkern in der Völkerliste werden in den Amarnabriefen außer Kusch (Kaschi, Nubien) (1. Mos. 10, 6), Mizrajim (Mizri, Aegypten) keine genannt. Trotzdem kann nicht gezweifelt werden, daß wie diese so auch die V. 13 genannten im Gesichtskreise der damaligen Ebräer standen.

Die Reiche der Hettiter, Nachrima (ebr. Naharaim) und Mitani lagen bei einander, waren aber von einander verschieden, und es ist geboten, daß sie auseinander gehalten werden. Im Sinne der folgenden Darlegung bitte ich das früher (Heft IV S. 268 f.) Bemerkte zu berichtigen.

Mitani umfaßte das Gebiet zwischen Euphrat und Tigris auf der Strecke, wo sie am weitesten sich von einander entfernen. Es war ein unabhängiges Königreich, dessen Sprache noch nicht erforscht ist. Die Namen seiner Könige Artatama, Schuntarna, Duschratta, Artaschumara deuten nicht auf Verwandtschaft mit dem Semitischen. Chanigalbat war der einheimische Name des Landes (15, 1. 22; 18, 17). Nineve gehörte damals zu Mitani.

Die Hettiter saßen unter Dutmose III. noch im kappadokischen Hochlande. Unter Amenophis III. drangen sie nach Süden vor, zunächst in vereinzelten Schaaren, die vom Könige von Naharaim in Dienst genommen wurden und ihm das Amoriterland zwischen den Libanonzügen erobern halfen. Nach der Zeit der Amarnabriefe rückte die Masse des Volkes nach und übte einen Druck aus auf Naharaim. Die Hettiter waren keine Semiten.

Nachrima dagegen (ebr. Naharaim) war der auf der Westseite des Euphrats am weitesten nach Norden vorgeschobene Posten der Semiten. Es hatte im Norden die Hettiter, im Süden den ägyptischen Vasallenstaat Nuchaschschi zu Nachbarn. Sein Gebiet muß früher bis zur Küste gereicht haben. Aber dem Dutmose II. und Dutmose III. war es mit Hülfe der phönikischen Seestädte gelungen, sie von der Küste abzudrängen (79 R. S. 14). Unter Amenophis III. und IV. ging Naharaim angreifend gegen Aegypten vor und hatte den Erfolg, sich in der Libanonspalte festzusetzen. Von hier aus drang dann später Kuschan Rischatajim nach Palästina vor. Der Name Kuschan (der Kuschit?) kann nicht befremden, denn Kuschiten standen als Söldner an verschiedenen Orten der syrischen Provinz (97, 9; 137, 35 u. s. w.) bis nach Zumur hinauf und drüber hinaus in ägyptischem Dienst. Leicht konnte ein solcher Führer sich der Herrschaft von Naharaim bemächtigt haben. Sein Einfall kann nur in die früheste Richterzeit fallen, weil unter Ramses II. bereits die Hettiter dies Reich erdrückt hatten.

Nineve gehörte, wie gesagt, zu Mitani. Es hatte Ruf durch seine Istar, die Herrin der Länder, Herrin des Himmels, muß also schon damals eine namhafte Stadt gewesen sein. Nach diesem Cultus zu schließen, ist sie, ebenso wie Assyrien, ursprünglich eine Colonie von Babylon gewesen. Diese Istar machte wiederholt Besuchsreisen nach Aegypten. So war ihr Bild schon einmal unter Amenophis III. nach Aegypten gebracht worden und von dort nach ehrenvollem Empfang zurückgeführt; abermals schickt sie Duschratta (20, 13 ff.) an den Hof der Pharaonen und bittet, sie mit noch größeren Ehren denn zuvor aufzunehmen.

Es läßt sich denken, daß diese pomphaften Züge dazu dienten, auch die Nimrodsage, die mit dem Istarmythus in engster Verbindung stand, über alle von ihnen berührten Länder zu verbreiten bis nach Aegypten hinein. Max Müller ist der Ansicht, daß der ins Komische gezogene Besa der ins Aegyptische übertragene Nimrod sei. Die Symbole seiner Bilder, welche ihn als Löwen- und Schlangenwürger zeichnen, sprechen dafür.

In Verbindung mit den andern keilschriftlichen und ägyptischen Urkunden liefern die Amarnabriefe durch die darin enthaltenen Namen werthvolle Beiträge zur Religionsgeschichte.

Nur sehr wenige Namen hängen mit ägyptischen Gottheiten zusammen: Amanappa, Amanchatbi, Amanma, Zusammensetzungen mit Amon, nach (17, 15) dem damaligen Hauptgotte Aegyptens. Die Träger dieser Namen sind überdies ägyptische Beamte oder Boten. Trotz der langjährigen Oberherrschaft der Aegypter über Syrien haben ihre Götter keinen Einfluß auf das geistige Leben dieser Provinz gewonnen. Es ist deshalb nicht wahrscheinlich, daß die Israeliten den Stierdienst den ägyptischen Cultен entlehnt haben.

Die Stiftshütte hat in Aegypten kein Vorbild, denn die älteste Form der ägyptischen Tempel war nach Erman (Aegypten S. 379) die kleiner Hütten aus Holz und Flechtwerk, äußerlich gekennzeichnet durch die auch den spätern Tempeln eigenthümlichen Flaggenstangen. Ihre Umgrenzung wurde durch einen Pfahlzaun gebildet. Dagegen weist der Name paroket für den Vorhang vor dem Allerheiligsten auf semitische Vorbilder. Parakka ist die Götterzelle des assyrischen Tempels (Keilinschr. Bibl. II S. 120 Anm. 3. 13), paraku (ebendas. II 192, 82) heißt versperren. Danach ist paroket der Vorhang, welcher das Allerheiligste dem Zutritt Unheiliger versperrt. Die Wurzel in dieser Bedeutung ist der ebräischen Sprache verloren gegangen, darum ist es sehr unwahrscheinlich, daß die Stiftshütte ein Phantasiegebilde spätester Zeit sein soll. Für den Vorhang hatte man das Wort masak, und weder Salomo noch Esras Schriftgelehrte wären auf das Wort paroket gekommen, wenn es nicht mit dem dadurch bezeichneten Gegenstand ihnen aus alter Ueberlieferung dargeboten gewesen wäre.

Während keine Cultuserinnerung auf Ober-Aegypten zurückweist, deutet eine Fülle derselben auf Babylonien. Von dessen Einfluß war seit der Hyksosherrschaft selbst Aegypten außerordentlich tief berührt. Nicht bloß Handel und Sprache, auch die Religion stand unter Einwirkung der von dort stammenden Anregung und blieb es Jahrhunderte lang. Baal, Astarte, Anat fanden Heimath in Aegypten; letztere hatte sogar schon unter Dutmose III. ein Priesterthum in Theben. Wäre Chuenaten nicht allzu

rücksichtslos vorgegangen, so wäre es ihm vielleicht gelungen, die Anbetung der Sonnenscheibe einzuführen.

In Verbindung mit diesen Vorgängen vollzog sich eine Verschmelzung der betreffenden Mythen. Die ägyptische Liebesgöttin Hathor ging in die babylonische Astarte auf, deren Bild nach babylonischem Typus, die Göttin, auf dem Löwen stehend, in voller Front (Max Müller, Asien und Europa S. 314) aufgenommen, aber mit dem ägyptischen Götterschmuck versehen wurde. Charakteristisch für diesen Geschmack ist der Personenname Mut-Addi in den Amarnabriefen (237), ein Gebilde aus dem Namen Mut, der Göttin von Theben, und dem syrischen Addu (Hadad), der dem babylonischen Gotte Ramman entspricht.

Wir können an der Hand der Eigennamen diese Wanderung von Osten nach Westen verfolgen. Vorweg eine Bemerkung über den Kalender. Kallima Sin macht seine Zeitangaben nach dem babylonischen Kalender. Hat Babylonien, wie sehr wahrscheinlich ist, vor Aegypten längere Zeit die Herrschaft über Syrien gehabt, dann ist auch anzunehmen, daß man in Westasien den dortigen Kalender kannte. Den Ebräern konnte deshalb die Jahrestheilung danach nicht so unbekannt bleiben, wie man annimmt. War nun der Nisan der erste Monat und die Monate Ab und Duzu (Mitte Juni bis Mitte August) nach dem Briefe 5, 7 Erntemonate, dann ist es wahrscheinlich, daß die Ebräer sich daran anschlossen, nur mit Beibehaltung der in Canaan üblichen Monatsnamen, so daß der Abib, der dem Nisan entsprach, des Jahres erster Monat war.

Was nun die Götter betrifft, so ist es von Interesse, sie auf ihrer Wanderung durch die einzelnen Stationen zu begleiten.

Nach Friedr. Delitzsch (Gesch. von Babyl. und Assyrien 1891 S. 25) stand an der Spitze der babylonischen Götter eine obere Trias, die Götter Anu, der Gott des Himmels, Bel (nicht zu verwechseln mit dem andern Bel oder Merodach, dem Gotte Babels), der Herr der Erde und Ea, der Gott der Wassertiefe, des Meeres, und zugleich der Gott der unergründlichen Weisheit. Ihnen folgte als nächsthöhere Dreiheit Sin, der Mondgott, Samas, der Sonnengott und Ramman, der Donnergott. An diese schloß sich unmittelbar Istar an, die babylonische Astarte. Von andern Göttern sei noch Merodach (Marduk), Nebo, der Schöpfer der Tafelschreibekunst, Adar (mit dem Ideogramm Ninib geschrieben), der Gott der verzehrenden Sonnenglut genannt.

In den Briefen von Alaschia finden wir den Personennamen Bi-il-ra-am (26, 26) und in den Mitanibriefen den Namen I-a-šar-ri. Es sind die beiden Gottheiten Bel und Ea aus der obern Trias, auf welche die Namen weisen. Die Stellen gestatten keine weiteren Folgerungen.

Während die obersten Götter eine Art mystisches Dunkel umgibt, erfreuen sich die dem weitern Kreise zugehörigen einer allgemeineren Verehrung. In besonders hohem Ansehen stand der babylonische Donnergott Ramman. Der tauscht deshalb auf seinem Wege nach dem Westen gern den Namen mit einheimischen Göttern aus und verschmilzt mit ihnen. So mit dem Tischub von Mitani (23 R. S. 29) und in Syrien mit dem Addu (Hadad) (149, 14; 150, 7), vgl. Rammannirari = Addunirari (37, 2). Kein Name wird so häufig zur Bildung von Eigennamen verwendet wie der seinige. Zwanzigmal begegnet uns in den Briefen die Zusammensetzung mit Addu, besonders zahlreich bei Personen aus Phönikien, aber auch sonst aus allen Theilen des Landes. Fünf Ortschaften, gelegen in der Wüste (4. Mos. 33, 19), im südlichen Juda (Jos. 15, 32), in Benjamin (Richt. 20, 45), in Sebulon (Jos. 19, 13), in Dan (Jos. 19, 45) führen den Namen Rimmon, d. i. Ramman.

Der demnächst am meisten gefeierte Gott scheint Adar (Ninib) zu sein; er hat sich in Canaan mit dem Molek (Milku) identificirt. Vier Personen und zwei Ortschaften sind nach ihm benannt: Milkili in Gesер, Abimilki in Tyrus, Abdmilki in Gebal und Abdmilki in Schaschimi; dazu die Städte Bit-Ninib bei Gebal und Bit-Ninib bei Jerusalem. Letzteres ist wahrscheinlich dasselbe wie das Jos. 16, 5; 18, 13 genannte Atrot Adar.

An der Küste hatte der babylonische Fischgott Dagan lange vor Einwanderung der Philister Aufnahme gefunden. Der Personenname Dagantakala (215. 216) und die Städte Bet Dagon in der Sephela (Jos. 15, 41) und eine gleichen Namens im Stamme Asser (Jos. 19, 27) sprechen dafür.

Der Anat geweiht waren die Städte: Bet Anat (Jos. 19, 38) in Naphtali und Bet Anot im südlichen Juda. Ihr Cultus hatte, wie schon bemerkt, selbst in Aegypten Eingang gefunden.

Neben diesen Göttern behauptete sich der canaanitische Baal. Eine so verbreitete Verehrung wie etwa der Wettergott Ramman-Addu scheint er zur Zeit der Amarnabriefe nicht gehabt zu haben. Bei der Bildung von Personennamen ist er in diesen nicht betheiligt und bei den mit Baal zusammengesetzten Städtenamen ist es nicht immer sicher, daß der Gott gemeint ist.

Die Baalat von Gebal (Rib Addi-Briefe) ist Localgöttin, aber sie ist nicht die sinnliche Astarte der Phönikier geblieben, es hat sich der kriegerische Geist der babylonischen Istar auf sie übertragen; von ihr wird Macht erbeten, den Pharao, den König der Schlacht, zu stärken.

Nach diesen Zeugnissen kann von dem Baalsdienst als der damals in Canaan herrschenden Religion nicht geredet werden. Palästina stand unter dem erdrückenden Einfluß babylonischer Culte. Darum hat die Annahme keine Wahrscheinlichkeit für sich, daß die ebräische Religionsgeschichte ihren Ursprung

in dem canaatischen Baalsdienste habe. Auch hatte der canaanitische Baal seine weibliche Ergänzung in der Astarte. Wo ist aber irgend eine Andeutung eines ähnlichen Verhältnisses innerhalb der Religion Israels? Wohl ist es denkbar, daß die Ebräer unter dem bestrickenden Einfluß der sinnlichen Culte ringsumher und infolge der Verwilderung durch die unaufhörlichen Kriege aus einer ursprünglich erhabeneren Gotteserkenntniß in eine mit Aberglauben durchsetzte herabsinken konnten. Die Geschichte der christlichen Kirche nach der Völkerwanderung bietet ein gleiches Bild. Aber aus dem Baal- und Astartedienst führte kein natürlicher Entwicklungsgang zu dem Gotte hinauf, der allein wahrer Gott ist und seine Ehre mit keinem andern theilt.

Ich bin der Meinung, daß der Monotheismus sich nicht aus dem Polytheismus entwickelt hat. Wo wir den geschichtlichen Gang verfolgen können, zeigt sich das Gegentheil. Südbabylonien z. B. zerfiel ursprünglich in eine Anzahl kleiner Gemeinwesen, die erst allmählich zu einem größeren Staate wurden, indem der Starke den Schwachen überwältigte und über den auf diese Weise Erstarkten ein noch Stärkerer kam. Jeder dieser Kleinen hatte seinen heimischen Gott; Ur den Mondgott von Ur (den Nannar), Larsam den Sonnengott Samas, Babel den Marduk. Nun hat man unter dem Hügel Tell-Sifr, halbwegs zwischen Warka (Erech) und Schatra eine Anzahl gerichtlicher Urkunden aus der Zeit der zweiten Dynastie von Ur, der von Larsam und der ersten babylonischen gefunden. In denjenigen aus der Dynastie von Ur wird außer bei dem Namen des Königs nur bei dem Namen von Nannar geschworen, in denen aus der Zeit der Dynastie von Larsam bei Nannar und Samas, in denen aus der Zeit der babylonischen Oberherrschaft bei Nannar, Samas und Marduk. So sind zu dem einen Gotte zwei andere gekommen, und in dem Maße wie das babylonische Reich wuchs, bevölkerte sich auch sein Götterhimmel. Von da übernahm später Assyrien auch die Götter und fügte seinen Gott Asur der Zahl der großen Götter bei.

Die babylonische Vielheit der Götter ist demnach allmählich entstanden. In gleichem Schritt mehrten sich auch die einzelnen Züge im Charakterbilde dieser Gottheiten. Je weiter zurück, um so verschwommener ist die Gestalt. Bei der Verschmelzung mit ähnlichen Göttern aus andern Gebieten gewann der Mythus an Fülle und das Bild des Gottes an plastischer Bestimmtheit.

Ein Bewußtsein ursprünglicher Einheit hat sich erhalten; es prägt sich aus in dem Begriffe der Gottheit, der in dem Worte ilu, 'el, seinen Ausdruck findet. Bereits aus den Jahrhunderten vor der Hammurabi-Dynastie (also vor 2400) sind uns mit ilu zusammengesetzte babylonische Personennamen überliefert, wie Amur ilu (ich schaute Gott), Ilu bani (Gott schafft), Ilumi (unser Gott), Gimil ili (Geschenk Gottes) u. a. S. Fritz Hommel, die Altisrael. Ueberlieferung in inschriftl. Beleuchtung.

Und nicht bloß hier, auch unter den canaanäischen Namen der Amarnabriefe treten uns solche mit gleicher Zusammensetzung entgegen: Jabni-ilu, Gott schafft (218), Fürst von Lakisch. Dazu kommt der Städtename Betscha-el (Haus des El, Haus Gottes), nach der Städteliste Setis, in der Kisonebene gelegen) der auf eine Verehrung des El daselbst in vorebräischer Zeit schließen läßt. Es scheint, daß die Anbetung des höchsten Gottes noch mehr Stätten gehabt habe als die eine zu Jerusalem, von der 1. Mos. 14, 18 berichtet wird.

Auch darauf weist der erkennbare Gang der Religionsentwicklung hin, daß vor den polytheistischen Trübungen der Quell religiöser Ueberlieferungen reineres Wasser geführt hat. Man lese die religiösen Hymnen der Babylonier, die in die älteste Zeit zurückreichen und mit dem darin zum Ausdruck kommenden unverwüstlichen Gottvertrauen, dem tiefen Gefühl für Sünde und Schuld den israelitischen Psalmen würdig zur Seite stehen, und man wird die Möglichkeit nicht bestreiten dürfen, daß die ebräischen Väter durch Familientradition eine den Menschen auf solchen Boden stellende Urgeschichte überkommen, aus Babylonien mitgebracht und ihren Nachkommen hinterlassen haben.

Wie das Wort El, scheint auch das Wort Jah (Jahu) sehr früh eine verbreitete Bezeichnung der Gottheit gewesen zu sein. Damit zusammengesetzte Personennamen finden sich in Kappadokien, Aegypten und besonders im Bereiche der Amarnabriefe: Lapaja, Baiaja, Arsaja, Adaja, Buchija, Biridija, Biridaschja, Jaschuia u. a. m. Ob in allen Fällen die Sylbe Ja Bezeichnung der Gottheit ist, mag dahingestellt bleiben. Daß aber bereits in vormosaischer Zeit das Wort in diesem Sinne im Gebrauch war, bezeugt in der Eroberungsliste Tutmoses III. (um 1500 v. Chr.) der Name einer Stadt Bet Jah, Haus des Jah, die in dem vom Ajalon-Thale nördlich gelegenen Palästina zu suchen ist. Die Namen Jah (Jahu) und El müssen ziemlich gleichwerthig gewesen sein, denn ein König von Hamat (um 720 v. Chr.) wird sowohl Jaubidi als auch Ilubidi genannt.

Wenn demnach die jahvistische Urkunde des Alten Testamentes berichtet, dem Jahve seien in der Urzeit und von den Patriarchen Altäre errichtet, ist das sicherlich mehr als eine schriftstellerische Eigenthümlichkeit des Verfassers. Die Bemerkung gründet sich wohl auf der Thatsache, daß eine Verehrung des Jah bei den Ebräern schon vor Mose stattgefunden hat (man beachte 2. Mos. 15, 2), wobei anzunehmen ist, daß die Begriffe Jah und El sich ungefähr deckten. Mit der Vertiefung und Erweiterung des Offenbarungsinhaltes, den Mose empfing, verband sich die Aenderung des Namens Jah in Jahve, wie unter ähnlichen Umständen früher eine Aenderung der Namen Abram in Abraham, Jakob in Israel stattgefunden hatte.

Nur einzelne Punkte aus dem Inhalte der Amarnabriefe sind in dem hiermit schließenden Aufsatze berührt. Aber auch das Wenige wird genügen, um die Wichtigkeit der keilschriftlichen Tafeln für das Verständniß des Alten Testamentes zu kennzeichnen. Sie stellen uns auf einen außerhalb der Bibel gelegenen Standpunkt, und ermöglichen uns damit eine völlig unbefangene Prüfung. Wir können uns dessen nur freuen, die Wahrheit gewinnt dabei; und ich glaube, auch das Vertrauen zur Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift wird dadurch befestigt.

Kütten. Pf. Billeb.

Kirchliche Chronik.

Kirchenpolitisches aus Preußen. Bei aller Vorherrschaft des Centrums in unserem parlamentarischen Leben kann man vom evangelischen Standpunkte aus mit der diesmaligen Tagung des preußischen Landtages im Ganzen zufrieden sein. Vor allem ist das Zustandekommen des Pfarreinkommen-Gesetzes ein sehr erfreuliches Ergebniß, zumal nachdem auf Anregung des Abgeordnetenhauses die Regierung dem dringenden Wunsche der Generalsynode auf einige Erhöhung der angesetzten Unterstützungssumme entgegengekommen ist. Schwerbegreiflich waren die schon im Abgeordnetenhause, noch mehr im Herrenhause von hochconservativer Seite angestrengten Versuche, diesen Abschluß zu durchkreuzen und um nichtiger Bedenken willen die Sache an die Generalsynode zurückzuweisen, die schwerlich anders beschlossen haben würde, als sie beschlossen hat. Nun es gelungen ist, diese Quertreiberei im Herrenhause mit 105 gegen 36 Stimmen zu vereiteln, ist eine große und gute Reform des Pfarreinkommens in Preußen durchgesetzt. Den Geistlichen, die nicht höhere Pfründen haben, ist binnen 25 Jahren ein festes bis 4800 Mk. steigendes Einkommen gesichert. Der localgemeindliche Charakter der Pfründen bleibt erhalten, aber das Schwierige und Schwankende des Ertrags wird ihnen benommen und derselbe wird auf eine bescheidene, aber feste und mit dem Dienstalter steigende Rente gebracht. Daß die Verwaltung dem Pfarrer abgenommen und dem Gemeindevorstand übertragen wird, ist für den ersteren pure Wohlthat; er hat sich nicht mehr „in Händel der Nahrung zu verflechten", ist nicht mehr durch das Schwanken der Pachterträge an einem festen Haushalt gehindert, nicht mehr in die traurige Alternative gestellt, entweder zahlungssäumige Gemeindeglieder zu verklagen oder am Nöthigen Mangel zu leiden. Und die Gemeinden brauchen in der Verwaltung nur treu zu sein, um keine Steigerung ihrer Lasten zu befürchten, indem für das Mehrerforderniß des neuen Systems der gesicherte Staatszuschuß aufkommt und die denselben vertheilenden Behörden keinerlei Versuchung haben, dabei ungerecht zu sein. Daß da, wo die Selbstbewirthschaftung der Pfründe wünschenswerth oder unvermeidlich ist, der Pfarrer selbst sie pachtweise übernehmen kann, ist im Gesetze vorgesehen, und daß das allerdings unauskömmliche Anfangsgehalt von 1800 Mk. wenigstens auf 2100 erhöht werden kann, dazu hat die vom Abgeordnetenhause

erwirkte Nachtragsbewilligung verholfen. — Das Gesetz findet auch auf die außerhalb der Landeskirche stehenden Provinzialkirchen von Hannover, Schleswig-Holstein u. s. w. Anwendung und schlingt so ein erstes Band um die disjecta membra der evangelischen Kirche in Preußen. Daß den katholischen Pfarrern das Analoge bewilligt worden ist, wird ihnen niemand von uns mißgönnen, auch wenn sie bei näherer Ausführung des sie betreffenden Gesetzes, die noch dahinsteht, Selbstverwalter ihrer Pfründen bleiben. Selbstverständlich werden an den nun erst auf die katholischen Diöcesen zu vertheilenden 3288400 Mk. auch die altkatholischen Pfarreien theilnehmen, da ja ihr Bischof als „katholischer" staatsrechtlich anerkannt ist. — Es ist nicht ohne Interesse, die nunmehrige Gesammtleistung des Staates für die Geistlichen beider Confessionen zu überblicken, wie ein Commissarius des Finanzministers sie in der Verhandlung mitgetheilt hat. Dieselbe hat sich durch das neue Gesetz nahezu verdoppelt, nämlich von 5381792 Mk. auf 10747303 Mk. erhöht. Davon entfallen auf bestehende evangelische Gemeinden 6508903, auf bestehende katholische 3438400, während für neu einzurichtende evangelische Pfarreien 600000 Mk. und für neu einzurichtende katholische 200000 Mk. ausgesetzt sind. Es bleibt zu hoffen, daß auch die kleineren deutschen Staaten, in denen das Pfarreinkommen großentheils ganz unzulänglich bemessen ist, dem diesmal gegebenen guten Beispiel Preußens folgen werden.

Schwer zu begreifen ist, wie die Vertreter der römischen Kirche im Abgeordnetenhause mit der einen Hand diese Wohlthaten des Staates an ihre Kirche annehmen, und mit der anderen das Hoheitsrecht des Staates über dieselbe, auf welchem diese Wohlthaten beruhen, abweisen mögen. Die Centrumsredner haben bei der Erörterung des Cultusetats das naive Verlangen gestellt, nicht nur die berüchtigte katholische Abtheilung im Cultusministerium wiederherzustellen, sondern auch den noch bestehenden Rest der Maigesetzgebung abzuthun, indem Staatsgesetze, welche die Kirche betreffen, nur auf Vereinbarung mit deren Oberen beruhen dürften. Mit letzterer Motivirung haben sie sich insofern selbst widersprochen, als der Fortbestand der betreffenden Gesetze in der That auf dem den Culturkampf beendigenden Compromiß mit der Curie beruht: aber sie meinten ohne Zweifel eine Vereinbarung in Concordatsmanier, wobei der Papst als der Höherberechtigte dem Staate nur eben aus Gefälligkeit widerrufliche Einräumungen macht, und diesem Standpunkte hätte wohl deutlicher als geschehen ist heimgeleuchtet werden sollen mit dem unveräußerlichen Grundsatz, daß der souveräne Staat von sich aus die Rechtsschranken zu bestimmen hat, innerhalb deren er eine Kirche in seinen Schutz und seine Pflege nimmt. Der Ansturm des Centrums richtete sich insonderheit auf die staatlichen Anforderungen

hinsichtlich der Vorbildung der Geistlichkeit und gab dem Abgeordneten D. Sattler Gelegenheit zu der wohlverdienten Warnung, dieselbe doch ja nicht einem Italiener wie Leo XIII. allein zu überlassen. „Wie gering das Verständniß für die Gefühle und Geistesrichtung des deutschen Volkes in jenen Kreisen ist, dafür haben wir einen Beweis in der Encyclika des Papstes Leo XIII., der doch gewiß als die Spitze und Blüthe der römisch-katholischen Geistlichkeit anzusehen ist. Ein geringeres Verständniß für die deutsche Geschichte und die Bedeutung der wichtigsten Ereignisse in derselben, der Persönlichkeiten, die sie herbeigeführt haben, ist wohl kaum je vorgekommen." Freilich, daß durch die staatliche Forderung einer gymnasialen und academischen Vorbildung der Geistlichen dem Umsichgreifen jener päpstlichen Ignoranz in ihren Kreisen vorgebeugt werde, hat der Sprecher gewiß nur ironisch behaupten wollen. Der Kgl. preußische Localschulinspector Dr. Majunke wetteifert bekanntlich darin mit seinem Papst, und er hat zahlreiche Genossen.

Selbstverständlich erneuerte sich auch der Kampf um die Schule. Zwar mit den in diesen Blättern wiederholt angeführten Parteigenossen die ganze Staatsschule als „modernen Moloch" zu bezeichnen, und ihr mit dem Jesuiten v. Hammerstein die Inschrift von Dante's Hölle vorzusetzen „Durch mich geht's ein zum Volke der Verlornen; Haß gegen Gott war meines Daseins Grund", — dazu sind unsre Centrumsredner zu taktisch-gebildet. Aber der Sinn der Rede war derselbe, wenn die H. H. Danzenberg und v. Heeremann der Staatsschule den christlichen Charakter absprachen, weil in derselben im Auftrag und unter Aufsicht des Staates — christlicher Religionsunterricht ertheilt wird. Notabene: daß dieser Unterricht inhaltlich ein christlicher, in den römisch-katholischen Schulen ein „christlicher" im Sinne der römischen Kirche sei, wurde nicht bestritten, und konnte nicht bestritten werden, da diejenigen, welche ihn ertheilen, von der Kirche mitgeprüft und fähig befunden sind, und der Minister vergeblich aufforderte, ihm einen Fall zu nennen, in welchem eine kirchliche Beschwerde über den Inhalt des Religionsunterrichts ohne Remedur geblieben wäre. Nichtsdestoweniger blieben die Centrumsredner bei ihrer Behauptung, und das war gut, denn das Unsinnige ihrer Prätensionen hätte nicht besser ins Licht gestellt werden können. Nicht minder werthvoll war es, bei dieser Gelegenheit regierungsseitig festgestellt zu sehen, daß das Falk'sche Schulaufsichtsgesetz vom 11. März 1872, gegen dessen Stachel das Centrum zu löcken nicht müde wird, das einfache preußische Staatsrecht hinsichtlich der Schule zum Ausdruck bringt: „die preußische Schule ist gesetzlich eine Veranstaltung des Staates". Und so konnte man auch von dieser Seite her mit dem antiultramontanen Ergebniß dieser letzten Landtagssession zufrieden sein.

Die Lebensgefahr des Königreichs Italien. Es scheint, daß die Geschichte der Gegenwart von Zeit zu Zeit diejenigen warnen will, welche, von der Geschichte der Vergangenheit unbelehrt, das Papstthum für eine conservative Macht halten, mit der im Bunde der Bestand des Staates gesicherter sei als im offenen Kriege mit ihm. In seiner Weise erfährt Spanien gegenwärtig den Segen einer unbegrenzten Unterthänigkeit unter die römische Hierarchie; in anderer erlebt Italien das Gericht einer Halbheit, die dem Papstthum zuerst auf den weltlichen Herrscherfuß tritt, und dann mit ihm als geistlicher Macht Frieden schließen und halten will. Umsonst hat Italien sein, wie es meinte, großmüthiges Garantiegesetz geschaffen, den ganzen hierarchischen Organismus intact gelassen, die aufgehobenen Klöster im Stillen wieder aufleben lassen, alle innerkirchlichen Reformversuche niedergehalten, und mit dem Vatican in demüthigen Vorschlägen Frieden gesucht. Der Papst besteht wie Shylock auf seinem Schein, d. h. seinem vollständigen Kirchenstaat, in welchem er dem lebendigen Italien ein Pfund Fleisch, zunächst dem Herzen, aus dem Leibe zu schneiden für sein göttliches Recht hält; — noch neuerdings haben die von ihm inspirirten Federn das den schwächlichen Angeboten des Staates gegenüber nachdrücklich betont. Und die Zeiten haben sich seit einem Vierteljahrhundert geändert: der junge Befreiungsjubel ist verrauscht, die großen Staatsmänner von damals sind ausgestorben, egoistische parlamentarische Schwätzer haben die Freiheit in Generalpacht genommen, das arme Volk aber hat vergeblich auf eine wirthschaftliche Reform gehofft, es wird von Steuern erdrückt und hat das tägliche Brod nicht. Und in demselben Maße hat das niedergeschlagene Papstthum sich erholt; alle Welt wirbt um seine Gunst und Freundschaft, seine Priester und Mönche sind reorganisirt und beherrschen die Frauenwelt, das unausgefüllte Vacuum einer besseren Volksreligion treibt immer wieder zu dem alten Sinnencult und Aberglauben zurück. Was Wunder, daß auch die politischen Schwingen wieder gewachsen sind. Seit zwei Jahren durchschwirrt der Gedanke einer Auflösung des Königreichs in eine Reihe kleiner Republiken, in deren Mitte der weltliche Papstthron sich in neuem Glanze erheben würde, die Luft; noch vor wenigen Wochen hat der kundige „Spectator“ der Allgemeinen Zeitung darauf aufmerksam gemacht, und — soeben hat die erstaunte Welt einen ernstlichen Versuch der Verwirklichung dieses Projectes erlebt.

Die mailänder blutigen Scenen, bei denen Hunderte gefallen sind, sind eine ernstliche, nur für jetzt mißglückte Revolution gewesen. Die Brodcrawalle in verschiedenen Städten Italiens waren Vorspiele, momentane Excesse; hier lag ein vorbereiteter Plan und ein bestimmtes Ziel vor. Die Verbrecher waren zunächst die Radicalen, jene unbelehrbaren Fanatiker, welche mit dem Zauberwort Republik die Freiheit, die nur zur sittlichen

Zucht und bürgerlichen Tugend herabsteigt, an ihre Fahne zu fesseln meinen; aber andere Bundesgenossen haben im Hintergrunde gestanden, nach allem, was man vernimmt, der Cardinal-Erzbischof von Mailand an ihrer Spitze. Nach der „Perseveranza" haben mailändische Priester den „heiligen Krieg" gegen die Soldaten des Königs „mit glühendem Nachdruck heimlich gepredigt", und aus einem Kapuzinerkloster ist auf die Truppen geschossen worden, die dasselbe erstürmten, aber die Aufrührer auf heimlichen Gängen entronnen fanden. Der Mailänder Cardinal-Erzbischof aber flüchtete, nachdem er das Seinige vorbereitet, beim Ausbruch des Aufruhrs tapfer aus der Stadt; nach Niederschlagung des Aufruhrs zurückgekehrt, beglückwünschte er den siegreichen General und that Fürbitte für die verhafteten 68 „frommen" Kapuziner. General Bava in seiner Antwort überging diese Fürbitte und bedauerte nur ironisch, „daß eine verhängnißvolle Verkettung der Umstände dem Cardinal nicht erlaubt habe, rechtzeitig in Mailand zu sein, wo er auf der Kanzel des heiligen Ambrosius durch ein sofortiges Friedenswort viel genützt haben würde." Aus dem Privatbriefe eines Mannes, der den Vorgängen nahegerückt war und dem unbegründete Verdächtigungen des römischen Klerus ganz fern liegen, bestätigt sich mir, daß die Größe der Gefahr, in der das Königreich Italien lag, in dem Geheimbündniß der Radicalen und der Parteigänger des Papstthums lag. „Der Ausbruch der Revolte in Mailand, zu der am wenigsten Veranlassung vorlag, — schreibt er — kam sehr unerwartet; obschon die Bewegung seitens der Socialisten und Republikaner von langer Hand vorbereitet war und durch die Presse aufs zügellosesste genährt wurde. Nun hat der Belagerungsstand die Arbeiter auf eine Zeitlang von ihren wildesten Aufhetzern befreit und die Ruhe ist eingetreten, die zur Berathung, wie den schreiendsten öffentlichen Schäden am wirksamsten abgeholfen werden könne, unbedingt nothwendig ist. Der General, dem alle Regierungsgewalt anvertraut ist, zeigt sich ebenso energisch wie einsichtig und gerecht; die Art, wie er sich dem Erzbischof gegenüber benommen, hat allgemeine Zustimmung, ja Bewunderung erregt. Letzterer aber, auf den man beim Antritt seines Amtes große Hoffnungen gesetzt, ja den man sogar als künftigen Pontifex in Aussicht genommen, ist nun in seiner Diöcese zur Unmöglichkeit geworden und wird muthmaßlich in Rom untergebracht werden, wie Sie wohl schon aus den Zeitungen wissen. Es war mir sehr interessant, in dem Artikel des Spectator vom 1. April Aufschlüsse über die Pläne des intransigenten italienischen Klerus zu erhalten; dieselben rechnen schon stark mit der kommen-sollenden föderativen Republik, ohne daß sie dabei muthmaßlich ihre eigne Rechnung finden würden. Ihr Ziel geht aufs Chaos, und durchs Chaos hindurch auf Wiederherstellung des Kirchen-

staates und der Priesternacht, die günstigsten Falles auch nur eine ephemere sein könnte." *)

Nun ist Italien diesmal vor dem radikal-klerikalen Chaos durch die Bravheit seiner Armee gerettet worden, wenn auch nicht ohne schwere langsam heilende Wunden. Aber wenn das vorschnelle Wort von der „Wiedergeburt Italiens" nicht zur volleren Wahrheit wird, wenn zu der äußeren Befreiung nicht die innere hinzutritt, die wirthschaftliche Reform, welche den gemeinen Mann von der Latifundienherrschaft erlöst und ihm sein fröhlich zu genießendes tägliche Brod gibt, und die religiöse Reform, welche die Nacht des Aberglaubens verscheucht und an seine Stelle Gottesfurcht, Redlichkeit und bürgerliche Tugenden pflanzt, dann wird doch der Tag kommen, an dem die verbündeten Todfeinde, Radicalismus und Pfaffenthum, das nationale Königthum umstürzen, um sich dann wie Raubthiere um ihre Beute zu streiten.

Ins siebenbürgische Sachsenland. Unsere vorige Chronik hat von dem schweren Stande berichtet, den das Deutschthum und zwiefach das evangelische Deutschthum im Magyarenstaate hat. Das Mitgefühl mit unseren dortigen Stammes- und Glaubensgenossen hat einen Ausdruck gefunden in der Adresse, mit welcher unlängst der Vorstand des Evangelischen Bundes den Führer der siebenbürgischen Sachsen, den evangelischen Bischof Müller zu seinem siebzigsten Geburtstag begrüßt hat. „Je selbstloser Deutschland seine religiösen und culturellen Segnungen seit Jahrhunderten seinen Nachbarvölkern mittheilt — heißt es in derselben —, um so weniger verstehen wir es, wenn in einem wie auf innere Eintracht verschiedener Volksstämme, so auf die Sympathie des geeinigten Deutschlands vorzugsweise angewiesenen Staatswesen ein Geist sprachlicher Uniformirung und Vergewaltigung aufkommt, und ein Verfolgungskrieg gegen alles, was dem Deutschen auch im Auslande national-heilig sein muß, sogar gegen deutsche Orts- und Familiennamen, eröffnet

*) Der soeben im Osservatore Romano veröffentlichte Brief des Papstes an den Erzbischof, der denselben von der Mitschuld des Mailänder Aufruhrs freispricht, ist vielmehr geeignet, auf den Briefschreiber selbst das schlimmste Licht zu werfen. Denn einen der Verschwörung Angeklagten öffentlich für unschuldig erklären, ohne daß man die gegen denselben vorliegenden Acten kennt, das ist nicht Sache eines Wahrheitsfreundes, sondern eines Mitschuldigen. Was beiläufig die von Leo XIII. hierbei gerühmte vorbildliche Mildthätigkeit des Cardinal-Erzbischofs angeht, so ist es interessant, daß vor Kurzem aus der Mailänder Diöcese der als reformgesinnt bekannte Priester Negroni nach Lugano geflüchtet ist, — sicherem Vernehmen nach, weil er seinem „mildthätigen" Erzbischof eine Erbschleicherei durchkreuzt hatte. Anm. des Herausgebers.

wird; wenn die Magyarisirungstendenz selbst in die Frage materieller Staatsunterstützung der Kirchengemeinschaften hineingetragen und die rechtlich wie sittlich wohlbegründete Autonomie deutschen Kirchen- und Schulwesens unablässig bedroht wird. Es ist ein geringer Trost, sich zu sagen, daß durch dergleichen leidenschaftliche und ungerechte Bestrebungen der Staat, der sie zuläßt, ja vielleicht begünstigt, anstatt dadurch gefestet zu werden, vielmehr innerlich zerklüftet und nach Außen der Freundschaft einer sich selbst achtenden großen Nation beraubt wird. Wir haben keine Ursache, Ungarn Böses zu wünschen anstatt Gutes; ebendarum müssen wir in seinem eignen Interesse jene magyaristischen Treibereien aufs Tiefste beklagen. — Wir haben keine politische Aufgabe und keine politischen Mittel, und auch wenn wir beides hätten, würden wir es nicht für recht halten, uns in politische Angelegenheiten eines fremden Staatswesens einzumischen. Aber die Güter der Muttersprache, in der man betet, die Eltern- und Heimathsnamen, an denen das Herz mit Pietät hängt, die Bildungsquelle, aus der wir die geistige Kraft schöpfen, mit der wir unseren Mitmenschen und Mitbürgern dienen, — das sind Dinge, die außerhalb und oberhalb der Politik liegen und bleiben müssen. Und so liegt auch außerhalb und oberhalb derselben der Glaube, daß es eine Sendung des deutsch-evangelischen Geistes gibt, die allen Völkern wohlthut und keines schädigt. Der Gott, der die Welt regiert, wird die treuen Träger dieses Geistes auch auf dem fernen Vorposten der östreichisch-ungarischen Monarchie nicht verlassen noch versäumen, wie er sie durch Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Möge er ihnen, wie es im Gleichniß des Herrn von der bedrängten Wittwe heißt: „Recht schaffen in Bälde", und Sie, hochverehrter Herr Bischof, noch erleben lassen, daß die Sorgen, die wie Wolken die Abendsonne Ihres Lebens verhüllen, vor Ihren Augen zerstieben!"

Ultramontanes und Antiultramontanes. In Württemberg, wo der Ultramontanismus mit Hülfe eines in confessionellen Dingen gewissenlosen Liberalismus so manchen Sieg im öffentlichen Leben errungen hat, ist ihm soeben ein Hauptschlag mißlungen. Der Antrag des dortigen Centrums auf Einführung von römischen Männerorden im Lande ist am entschiedenen Widerstand der Regierung und der Landtagsmehrheit gescheitert.

Die römische Propaganda, um derentwillen im gegenwärtigen Deutschland das Ordenswesen in erster Linie gepflegt wird, wird freilich bereits hinreichend von den weiblichen Orden, insbesondere den von den Staatsgesetzen bevorzugten Krankenpflegerinnen besorgt. Trotzdem hat in der eben geschlossenen preußischen Landtagssession das Centrum dem preußischen Staate

und Ministerium die „Christlichkeit" abgesprochen, weil die Zulassung solcher römischen Missionarinnen noch immer im Einzelfalle einer Staatsgenehmigung bedarf. „Wenn der Staat — erklärte Hr. v. Heeremann — durch ganz ungehörige Gesetze und Bestimmungen die Thätigkeit der christlichen Nächstenliebe in dieser Weise nicht blos beschränkt, sondern mit Mißtrauen geradezu herabsetzt und herabzieht, dann zeigt er, daß er selbst kein christliches Bewußtsein und keine christliche Auffassung mehr hat. . . ." „Ich behaupte, daß das Staatsministerium die unbedingte Pflicht hat, ein solches Gesetz aufzuheben, wenn es überhaupt noch für christliche Auffassung ein Herz zeigen und wenn es christliche Verhältnisse und christliche Nächstenliebe im Lande fördern und ehren will." Es hält schwer, selbst bei einem Centrumsmann an die Aufrichtigkeit solcher Declamationen zu glauben. Der Minister durfte den Redner daran erinnern, daß dieses „unchristliche" Gesetz seiner Zeit mit Hülfe des Centrums zu Stande gekommen; — aber der Appetit kommt dem Centrum im Essen. Auch ist es doch der ärgste Mißbrauch der Sprache, die propagandistische Vorschiebung römischer Krankenpflegerinnen in überwiegend evangelische Gegenden eine Herstellung christlicher Verhältnisse zu nennen. Daß diese Vorschiebung von Krankenpflegerinnen weit über das von der katholischen Ortsbevölkerung erforderte Maß hinaus wesentlich in propagandistischer Absicht geschieht, dafür ist unser Halle, in welchem es vielleicht am wenigsten in ganz Preußen an Krankenhülfe für Reich und Arm fehlt, eines der drastischsten Beispiele. Und wenn die proselytenmacherische Tendenz der barmherzigen Schwestern, die sich freilich nur gehen läßt, wo sie es wagen zu dürfen glaubt, immer wieder geleugnet wird, so lese man z. B. in dem Braunschweiger Ev. Gemeindeblatte vom 15. Mai die Auswahl gerichtlich oder protocollarisch constatirter Fälle, in denen die Zudringlichkeit der Pflegerinnen gegen evangelische Kranke, die ihnen anvertraut waren, zum Theil bis zur äußersten Rohheit ging.

Ueberhaupt ist gegenwärtig alles, was in Deutschland der römischen Kirche dient, Bischöfe, Priester, Mönche, Nonnen, Bruder- und Schwesterschaften in einer früher unerhörten Weise auf Propaganda dressirt. Man möchte mit aller Gewalt das statistische Verhältniß der Confessionen in Deutschland verändern. Wollte man alle Fälle veröffentlichen, welche die Anwendung von Geldmitteln zur Gewinnung von Mischehekindern constatiren — es liegt mir eben wieder ein solcher in ausführlicher Darstellung vor — man fände kein Ende. Als ein wahres Wunder muß es dem gegenüber erscheinen, daß die Resultate im Großen und Ganzen noch immer so dürftige sind, und daß der Protestantismus, dem solche Mittel weder zu Gebote stehen, noch sittlich möglich sind, noch immer ein Uebergewicht in den gemischten Ehen behauptet. Nach der Statistischen Correspondenz hat

die preußische Volkszählung von 1895 ergeben, daß von 597921 damals lebenden Kindern in evangelisch-katholischen Mischehen 332947 im evangelischen, 264648 im römischen, 326 in einem anderen (meist protestantischen) Bekenntniß erzogen wurden, mithin 68299 mehr im evangelischen als im römischen. Man kann eben den inneren religiös-sittlichen Rückgang, wie er namentlich seit dem Vaticanum in der römischen Kirche eingetreten ist, durch keine äußerlichen An- und Ueberspannungen ausgleichen in einem Volke, das wie das deutsche — namentlich in den gemischten Ehen — Verstand und Gelegenheit hat, das Wesen beider Confessionen zu vergleichen. Weniger günstig ist das statistische Verhältniß in den polnischen Landestheilen, in denen klerikaler und nationaler Fanatismus zusammenkommt.

Das erwähnte innere Verkommen des römischen Katholicismus tritt in volksthümlicher Greifbarkeit vor allem in der Pflege des Aberglaubens hervor, die immer intensiver wird und der kein Bischof und kaum noch hie und da ein Priester mehr zu steuern wagt, weil der Papst, der kluge staatsmännische Leo XIII., seine schirmende Hand über derselben hält. Man lese in der beachtenswerthen „Rheinischen Correspondenz" (von Dr. W. Johannes, Köln, Brabanter Straße 47) die Nummern vom 31. März und 19. April, namentlich den unsre Regierungen ernst warnenden Artikel „Ultramontane Erziehungserfolge". Der Artikel „Ignatiuswasser" macht uns bekannt mit einem unglaublichen Schwindel, den ein Priester der Mainzer Diöcese in einem „mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit" herausgegebenen Schriftchen vertritt. Das Ignatiuswasser, dem Gott aus besonderer Liebe zu dem Stifter des Jesuitenordens Wunderkräfte verleiht, heilt nicht nur alle möglichen Krankheiten, sondern bewirkt auch Bekehrungen alter und hartnäckiger Sünder. — Bisweilen freilich tritt der Geschäftscharakter dieser Aberglaubenspflege etwas zu deutlich hervor. So enthält der „Pelikan", jenes famose Feldkirchner Blatt, das es mittelst des Miß-Vaughan-Schwindels auf 90000 Abonnenten brachte, neuerlich folgende Mittheilung. „Gebetserhörungen. Aus Baden. Meine Mutter hatte schon länger als sechs Jahre eine schmerzliche Krankheit an ihren Händen. Kein Arzt konnte über die Krankheit ihr Aufschluß geben und ebensowenig ihr Heilung bringen. Voriges Jahr nun bestellte sie zehn „Pelikane" und vertheilte sie jeden Monat. Ihre Hände sind nun geheilt; sie selbst weiß nicht wie, andere Mittel hat sie nicht angewandt." So wird's gemacht, und dem Herausgeber dieses „Pelikan", der wie kein anderer zur Beschwindelung der armen katholischen Seelen mit den Erdichtungen Leo Taxils mitgeholfen hat, ist auch nach der Aufdeckung dieses Schwindels der päpstliche Segen wiederum zu Theil geworden. Kann man überhaupt, wenn man die Geschichte des Leo-Taxil-Schwindels verfolgt, daran zweifeln, daß der Papst, derselbe Papst Leo XIII., den Herr

v. Bülow der gleichen Liebe und Verehrung wie des deutschen Kaisers versicherte, gewollt hat, daß die katholische Welt an den Leo-Taxil-Schwindel glaube? Oder was hätte er je gethan, um von der Flut von Aberglauben, mit der seine Diener die Welt überschwemmen, auch nur einen Tropfen abzuschöpfen?

Halle, 26. Mai 1898. B.

Ein Wort der Abwehr.

Gegen D. Rade.

In Nr. 20 der „Christlichen Welt" S. 472 hat Herr D. Rade sich, wie er es schon in Nr. 7 jenes Blattes zugesagt, über mein Referat in der Duellfrage abermals geäußert. Ich bedaure, auf diese seine Aeußerung nur mit schlichter aber entschiedener Ablehnung antworten zu können. Obschon beträchtlich älter als D. Rade, bin ich weder so eigensinnig, noch so unbescheiden, um nicht von einer sachlichen und bescheidenen Kritik auch eines jüngeren Mannes mich belehren und strafen zu lassen. Aber D. Rade macht nicht den geringsten Versuch einer sachlichen Beurtheilung: ich bitte die, welche es interessirt, selbst nachzulesen. Das ist kein Urtheil, am wenigsten eine Urtheils-Revision, sondern ein Stimmungsausdruck. Wenn ihm mein Referat die Rede eines diplomatisirenden Theologen ist, der sich müht, den Ansprüchen hochansehnlicher Kreise gerecht zu werden, ohne dem Ernst des christlichen Sittengesetzes Abbruch zu thun, so ist das eine so grobe Verkennung, um nicht zu sagen Verdrehung, daß ich es nicht für möglich und nicht für meiner würdig halte, mit ihm weiter zu verhandeln. Will D. Rade fortfahren, sich als christlichen und kirchlichen Censor zu fühlen: ich verwahre mich ernstlich dagegen, ihn mir gegenüber als solchen gelten zu lassen. Eine Weise, von oben herab mit unberechtigter Selbstzuversicht zu reden, ohne den ernsten Willen den Gegner zu verstehen, trägt ihr Gericht in sich, und auch ohne mein Zuthun wird das Urtheil hierüber sich feststellen, sofern es sich nicht schon längst festgestellt hat.

D. Hermann Hering.

Der Papst und die Madonna.

In der Nähe Roms zeigt man noch heute die Stätte, wo angeblich der König Numa Pompilius in einem heiligen Hain mit der göttlichen Nymphe Egeria verkehrte, der Gottheit, durch deren Inspiration er befähigt wurde, das Cultuswesen Roms neu zu ordnen. Zugleich verschaffte, wie Plutarch im Leben des Numa bemerkt, die Berufung auf göttliche Offenbarung dem genannten König und seinen Cultusgesetzen ein erhöhtes Ansehen, eine Erfahrung, die Lykurg ebenfalls machte, als er seine Gesetze auf Inspiration der Götter zurückführte.

An die erwähnte Legende werden wir erinnert, wenn wir zwei der letzten Encycliken Leos XIII. lesen, die eine vom September 1892, die andere vom September 1893, beide vom Cultus der Madonna und speciell vom Rosario oder Rosenkranz handelnd. In Hinsicht seiner Vorschriften beruft der Papst sich auf die Inspiration und Offenbarung der Madonna, als deren Günstling — „Favorito" — er sich bezeichnet, zu der er also in demselben Verhältniß steht, wie der von jener Gottheit begünstigte Numa. Die den Numa betreffende, noch zur römischen Kaiserzeit allbekannte Legende tritt uns in dem Verhältniß, in welchem Leo XIII. zur Madonna, d. h. zu der „über alle Creatur erhöhten", vergöttlichten Maria, der „Himmelskönigin", zu stehen behauptet, verkörpert entgegen. Der Papst sagt in seinen erwähnten Encycliken, er werde von Maria erleuchtet, wenn er zum Heil der Kirche Vorschriften erlasse; er behauptet, daß er Marias Stimme vernehme, und bei Erlaß jener Encyclika betreffs des Rosario eine besonders deutliche Stimme derselben vernommen habe. Er sagt, daß sie ihn mahne und ihm überhaupt glänzende Beweise ihrer maßlosen Güte gebe, weshalb er eine begeisterungsvolle Verehrung und ein unbegrenztes Vertrauen für diese seine Specialbeschützerin hege.

Plutarch im Leben des Numa sagt von letzterem: „Man darf es nicht wohl bezweifeln, wenn die Gottheit mit Zaleukus, Minos, Zoroaster, Numa und Lykurg, lauter Männern, die Königreiche lenkten und Verfassungen schufen, in einen unmittelbaren, öfteren Verkehr eintrat. Es ist wahrscheinlich, daß bei ihnen der Umgang der Götter völliger Ernst war, weil sie eine Belehrung und Ermunterung zu den edelsten Zwecken beab-

sichtigten. Dabei gibt Plutarch zu, daß auch eine andere Auffassung berechtigt sei. „Um Menschenmassen in Schranken zu halten und bedeutsame Einrichtungen einzuführen, gaben jene Männer sich vielleicht den von der Gottheit entlehnten künstlichen Schein." Was Leo XIII. betrifft, so hegt derselbe sicherlich die Ueberzeugung, ein „Favorito" der Maria zu sein, und Offenbarungen von dieser Regina coelestis, die „von Gott über alle Creaturen erhöht ist", zu empfangen. Man erwäge hier folgende Parallelen. Juvenal sagt in seinen Satiren VI, v. 530 von einer Verehrerin der „Himmelskönigin" und „Domina" (Madonna) Isis: „Denn sie glaubt sich gemahnt vom Worte der Domina selber." Wir können diese Strophe auf Leo XIII. anwenden, indem wir das Wort „sie" streichen und „er" dafür setzen. Virgil berichtet (Aeneis VI, 705) von dem unter dem Specialschutz der Pallas Athene stehenden Priester Nautes:

„Hierauf Nautes, der Greis, deß Herz die erhabene Göttin
Einzig gelehrt und erleuchtet mit höherem Licht der Erkenntniß."

Auch diese Strophen können wir auf Leo XIII. anwenden, wenn wir für Nautes das Wort Leo und für Göttin das Wort Madonna setzen. Leo XIII. hat dasselbe erlebt, was einem Favorito der Pallas Athene zu Theil wurde:

„O Stimm' Athenes, liebste Gottheit, wie so leicht
Erkenntlich tönt dein Wort dem Ohre, bist du gleich
Verhüllt dem Blick. Gleich Klängen aus tyrrhenischer
Trompete ruft's mein Herz empor!" —

Wenn wir in diesen, dem „Ajax" des Sophokles entlehnten Strophen für den Namen Athene den Namen Maria setzen, so sagen sie uns, was dem Papst nach seiner Behauptung von seiner wohlgeneigten Schützerin zu Theil wurde. War der Priester Nautes überzeugt von seinem Verkehr mit der Göttin Pallas, so hegt Leo XIII. dieselbe Ueberzeugung in Hinsicht seines Verkehrs mit der Diva Maria, der Regina coelestis. Und solche Ueberzeugung begreift man um so leichter, weil genannter Papst in jenen Rundschreiben sagt, er habe die Devotion gegen Maria, über die er sich mit Enthusiasmus äußert, mit der Muttermilch eingesogen. Die begeisterungsvollen Worte des Papstes, der, wie seine Rundschreiben sagen, mit unbegrenztem Vertrauen auf die Madonna blickt, erinnern ferner an eine Stelle im Liede des Ovid vom römischen Festkalender:

„Hab ich, ob krank, ob gesund, jemals dein Banner verlassen?
„Du schwebst immer mir vor — — — —" Ovid Fasti IV, 7.

Mit diesen Worten spricht der Sänger Roms seine unwandelbare Treue gegen diejenige Göttin aus, welche durch Augustus zur Beschützerin des gesammten Römerreichs erhoben wurde. Dieselbe Gesinnung hegt Leo XIII.

gegen die Beschützerin des Papstthums und der römischen Kirche. Mit Genehmigung der römischen Curie wird in Italien ein Bild verbreitet, welches die Ueberschrift trägt: La Madonna del Papa. Man sieht auf demselben die inmitten des himmlischen Hofstaats thronende Regina coelestis, unten in einem Schiff Leo XIII., den Blick auf die „goldenthronige" Gottesmutter gerichtet, über ihm das Banner der letzteren. Wir wissen nicht, ob dem Urheber jenes Bildes die angeführten Strophen des Ovid vorschwebten, zweifellos aber hat derselbe die Anschauung und Gesinnung Leos XIII. ausgesprochen.

Wenn heutzutage jemand behauptet, von der Madonna Weisungen und Offenbarungen erhalten zu haben, so ist dies keine neue Behauptung. Wir brauchen nur an die von der Kirche approbirten Offenbarungen der heiligen Brigitta zu erinnern. Seit dem Tode dieser Favorita Marias sind 500 Jahre verstrichen, in denen viele Favoriti Offenbarungen Marias erhielten. Das Neue in der Behauptung Leos XIII. besteht nur darin, daß er in seiner Eigenschaft als Papst die Inspiration und Weisung der Madonna empfängt, wie er in beiden erwähnten Rundschreiben mit Nachdruck behauptet. Worte ewigen Lebens habe er in Besitz, zum Heil der Kirche, so sagte er am 27. December 1894 in einer öffentlichen Ansprache, und er rechnet zu diesen Lebensworten sicherlich auch sein Schreiben vom Rosenkranz und die betreffenden Vorschriften. Die eigentliche Urheberin derselben ist nach seiner Angabe Maria. „Um dem Thron des weisen Sehers stehn die gläubigen Schaaren dicht." Leo XIII., durch dessen Mund die Madonna der Welt Orakel verkündigt, könnte sich jene Strophen aneignen, die man dem vergöttlichten Empedokles in den Mund legte:

Werd ich von Männern verehrt und von Weibern. Tausende strömen
Hinter mir her, zu erfragen die Wege des Heils und der Rettung;
Einige wollen Orakel von mir, — — — —

Daß nun diese Orakel nach Leos XIII. feierlicher Aussage von Maria stammen, ist für die römische Kirche bedeutsam und bezeichnet in ihrer Geschichte einen Markstein. Man hätte erwarten dürfen, daß St. Petrus,*) dessen Incarnation Leo XIII. zu sein behauptet, ihm eine Mahnung zukommen ließe, wie Gregor I. am Grabe Petri die Stimme dieses „ersten Papstes" vernahm" (Hase, K. G. I. 581), oder daß St. Joseph zu ihm redete, den Pius IX. am 8. December 1870 zum Schutzheiligen der Universalkirche ernannte, indem er dessen Fest mit dem doppelten Ritus erster Klasse versah, oder daß St. Nicóla Tolentino, nach Alexanders VII. Aus-

*) Denn euer Pietro, er, dem seine tiefen
Geheimnisse der Himmel aufgehellt. (Tasso, befr. Jeruf.)

spruch Beschützer der Kirche, nach einem Hymnus der „sponsus ecclesiae", zum Pontifex maximus geredet hätte. In einer Ansprache an zahlreiche Pilger redete Leo XIII. von dem Sommo Iddio, dem „höchsten" Gott, der ihn beschütze, aber nicht dieser war es, der ihm Offenbarung zugehen ließ. In einer Biographie des St. Nicóla Tolentino vom Padre Lippici (Neapel 1860) erfahren wir, daß Christus, „sommo Monarca del nuovo impero", oft zu diesem Heiligen redete: Leo XIII. aber vernahm nicht das Wort und die Anrede Christi, beruft sich auch nicht auf diesen. St. Paulus schreibt: Ich habe es von dem Herrn empfangen, Leo XIII. schreibt: Ich habe es von der Madonna empfangen. St. Petrus bezeichnet sich in seinen Briefen als Apostel Christi, Leo XIII., in welchem Petrus „lebt und regiert", will in seiner Encyclika als Apostel der Madonna gelten. In der römischen Kirche besitzt ein jeder seinen eigenen Schutzengel — Angelo Custode —, der im Leben vieler Heiligen berathend und warnend seine Stimme hören läßt, wie das bekannte für Sokrates so bedeutungsvolle Daimonion, das uns Apulejus in seinem dem zweiten Jahrhundert u. Chr. entstammenden Buch „De Deo Socratis" beschreibt. Als der mit dem Namen „Genius" verbundene religiöse Gedankenkreis von der Kirche übernommen wurde, hat dieselbe das Wort Genius gestrichen, dafür Schutzengel gesetzt und diesen Glauben durch das Fest der Schutzengel, durch Kirchenbauten (St. Raphael), durch Statuen, Gebete und Liturgie des Cultus sanctionirt, ohne denselben als Dogma in ihr officielles Bekenntniß aufzunehmen. Zu Leo XIII. aber hat nicht sein Angelo Custode geredet, sondern die Mutter Gottes, deren Stimme er erkannte. Merkwürdig: Paulus, den eine goldstrahlende Inschrift in der ihm geweihten prächtigen Basilika bei Rom als den Prediger der Wahrheit bezeichnet, beruft sich niemals auf die Inspiration der Madonna; St. Petrus, dessen Incarnation der Papst zu sein behauptet, weiß nichts von einer Orakelstimme derselben. Christus hat seinen Aposteln den heiligen Geist, aber nicht Offenbarungen seiner Mutter verheißen, und auf jenen, nicht auf diese berufen sich die Apostel. Auch Papst Leo I. († 461) bezeichnet als Quelle und Norm religiöser Vorschriften nicht die Offenbarungen einer Regina coelestis, sondern die apostolische Ueberlieferung und den heiligen Geist.*) Auf diesen berufen sich die in der römischen Kirche gültigen Lehrbestimmungen des Concils von Trident, welche von der heutigen päpstlichen Regina coelestis und ihrem Orakel nichts wissen. Wenn nun Leo XIII. sich auf die Offenbarung und Inspiration der Madonna beruft, so führt er damit eine Autorität in die Kirche

*) Dubitandum non est, quicquid ab ecclesia in consuetudinem devotionis est receptum, de traditione apostolica et de S. spiritus prodire doctrina. Leo I., sermo 77.

ein, auf welche die Päpste für ihre Vorschriften und Erlasse sich seither nicht berufen haben.

Um die Bedeutung dieser Thatsache zu verstehen, wird es erforderlich sein, drei Fragen zu beantworten: Wer ist Leo XIII. Wer ist die Maria? Was haben wir von den Offenbarungen der letzteren zu halten?

I. In einer am 27. Januar 1893 an die Pfarrer Roms gerichteten Ansprache sagt der Papst, daß ihm das Oberamt, als die höchste, entscheidende Stimme in Religionsangelegenheit überhaupt, von Gott verliehen sei.*) In Folge dieses Amtes führt er den Titel Pontifex maximus, einen Titel, den nach Plutarch (Numa cap. 9) Numa Pompilius aus demselben Grunde führte. Letzterer war nach Plutarch der erste Pontifex maximus, von dessen Amt Plutarch (Numa cap. 9) folgendes sagt: „Der sogenannte Pontifex maximus nimmt gleichsam die Stellung eines Dolmetschers der Gottheit ein, eines Propheten, oder vielmehr des Hierophanten (Oberpriesters bei den heiligen Ceremonien der eleusinischen Mysterien). Er hat nicht nur für die öffentlichen Gottesdienste zu sorgen, sondern auch die Privatopfer zu beaufsichtigen, und alle Uebertretungen der Religionsgesetze zu verhindern, wie auch Belehrung darüber zu geben, was ein jeder zur Ehre oder Versöhnung der Götter bedarf." Wer dies liest, könnte wähnen, Plutarch (im zweiten Jahrhundert) habe das Amt des im neunzehnten Jahrhundert lebenden Leo XIII. beschrieben. Amt und Titel des Pontifex maximus ging auf den ersten römischen Kaiser über, und blieb über dreihundert Jahre bei den Imperatoren, bis endlich Kaiser Gratian jenen Titel und das entsprechende Amt ablehnte, indem er sagte, es sei unziemlich für einen Christen, solche anzunehmen. Man hätte denken sollen, jener heidnische Titel werde von Gratian an für immer aus dem Munde der Menschen verschwinden, und hätte man in damaliger Zeit dem Bischof von Rom angerathen, diesen Titel anzunehmen, so würde derselbe dies Ansinnen mit Entrüstung abgewiesen haben. Es war die Zeit, in welcher die übrigen Bischöfe den Bischof von Rom als Ihresgleichen betrachteten, wie dies z. B. ein Brief des Ambrosius, des damaligen Bischofs von Mailand, beweist. Er bezeichnet in einem seiner Briefe (I. 17. 10) den römischen Bischof Damasus als den Sacerdos Romanae ecclesiae. In einem mehrere hundert Jahre später geschriebenen Brief des Bonifacius redet dieser den römischen Bischof an: Paternitas vestra, und läßt ihm eine ernste Mahnung wegen des in Rom herrschenden Aberglaubens zugehen. Was Kaiser Gratian für unziemlich hielt, erschien jedoch später dem Bischof von Rom als geziemend, die Annahme des Titels Pontifex maximus. In der späteren

*) Colui, che della religione tiene da Dio il magistero supremo.

Kaiserzeit ward der römische Kaiser oft mit: „Immortalitas vestra“ angeredet. Und Symmachus im vierten Jahrhundert wendet dem heidnischen Pontifex maximus denselben Titel zu, welcher heute dem christlichen Pontifex maximus zu Theil wird: Sanctitas vestra. Also auch die letztere Titulirung hat der Bischof von Rom nicht verschmäht, und Leo XIII. hat kein Veto eingelegt, als bei seinem Jubiläum in den Hirtenbriefen der Bischöfe noch andere Ausdrücke erschienen. Der Bischof von Otranto nannte ihn: Il grande adorato, der Erzbischof von Acireale: glorioso, der von Gallipoli: der höchste (sommo), der Bischof von Ferentino: verehrungswürdig (venerabile, Prädicat auf der Anfangsstufe der Heiligsprechung), der Bischof von Anglona: den Unsterblichen (immortale). In seiner am 16. November 1893 gehaltenen Rede sagte Leo XIII., daß die übermenschliche Kraft des Papstthums im Stande sei, die Völker zu regeneriren, sie zur Civilisation und Gerechtigkeit zu bringen, sie groß und glücklich zu machen. Sich selbst bezeichnete er am 17. December öffentlich als die Incarnation des St. Petrus.*) — Neben dem als Schutzgeist betrachteten Genius publicus stand in Rom der Genius des Kaisers Augustus, das Lebensprincip und die Schutzmacht des Reiches. Indem man diese Anschauung auf Leo XIII. übertrug, bezeichnete man letzteren bei Anlaß seines ersten Jubiläums (1888) als den Genius der Kirche und des Christenthums.**)

Wenn bei dieser die gesammte römische Kirche beherrschenden Apotheose des Papstthums und der Person Leos XIII., durch welche die Religion den Charakter einer päpstlichen angenommen hat wie einst den einer kaiserlichen, kein Widerspruch gegen die Kunde von der Inspiration und dem Orakel der Madonna laut wird, so ist dies erklärlich. Was die Bischöfe der römischen Kirche, so scheint es, von dieser Inspiration denken, hat der Bischof von Vercelli mit den Worten ausgesprochen: „Wir wissen nicht, was die allerheiligste Jungfrau uns in Zukunft durch den Mund Leos XIII. sagen wird.“ Kein Bischof hat gegen die neue Lehre von der durch Maria dem Papst zu Theil gewordenen Offenbarung und Inspiration Widerspruch erhoben, kein Mitglied der römischen Kirche hat den Papst aufgefordert, sich als Inhaber solcher Offenbarung auszuweisen. Der Pontifex maximus hat geredet, das Oraculum Vaticanum hat decretirt, vom heutigen Delphi, der „heiligen Erdenmitte“, ging ein Spruch aus: die Hörigen des Pontifex maximus verneigen sich in demuthsvollem Gehorsam.

*) St. Pietro, che in noi vive e governa. Vergl. des Verfassers Schrift: Leo XIII. und sein Jubiläum. Berl. v. F. W. Grunow, Leipzig 1888.

**) Vgl. die Schrift d. Verf. Leo XIII. und sein Jubiläum. Leipzig, Grunow.

II. Was Leo XIII. von Maria hält, sagt uns das Prädicat, welches er derselben in den mehrerwähnten beiden „urbi et orbi“ erlassenen Encycliken beilegt. Er nennt sie Regina coelestis, Himmelskönigin. Diese Bezeichnung ist ebenso alt und ebenso heidnisch, wie der Titel Pontifex maximus. Schon Hera-Juno führte das Prädicat, und ward demgemäß dargestellt. Im säulenumspannten, marmorprächtigen Tempel zu Mykene stand das Meisterwerk des Polyklet, die mit Krone und Scepter gezierte, aus Gold und Elfenbein gebildete Statue der Hera, deren Anblick in den Gläubigen denselben Vorstellungskreis weckte wie der Anblick einer thronenden Madonna; zu deren Füßen dieselben Gebete und Gelübde laut werden, wie einst zu den Füßen der Hera-Juno (cf. Preller, Griech. Mythol. I, 140). Virgil in seiner Aeneis III, 437 begrüßt eine weibliche Gottheit, deren Macht man an erster Stelle mit Gebeten, freudigen Gelübden und demüthigen Gaben verehren müsse. Der Sänger Roms meint nicht die vom Papst und der römischen Kirche mit Gebeten, Gelübden und Gaben verehrte Madonna, sondern die Juno, die als mächtige Himmelsherrin den Namen „Regina“ trug. — Die thronende Maria erhielt unter dem Pontificat Leos XIII. ein monumentales Bekenntniß von ihrer göttlichen Stellung, nämlich an der vollendeten Façade des Domes in Florenz; die Centralstelle an diesem neuesten Monument kirchlicher Baukunst hat die thronende Madonna inne. Ihr hat man die gebietende Stellung eingeräumt, und alle übrigen Statuen, Büsten, Reliefs und Mosaikbilder zu diesem Mittelpunkt in Beziehung gestellt, um vor der Mit- und Nachwelt den Gedanken auszusprechen, daß das alte und neue Testament, die Kirche, die christliche Civilisation, die Wissenschaften und Künste, Italien und Florenz diese goldenthronige Regina preisend verehren. Pius IX. ließ als Pontifex maximus seine Anschauung von Maria auch im Vatican (Galleria pia) darstellen. Wir sehen auf dem Bild ihre Apotheose, — im Centrum die Himmelskönigin, deren Gestalt dieselbe Höhe zeigt, wie Gottvater und Christus, mit denen zusammen sie die neue Trinität bildet. So thronte im capitolinischen Tempel die Dreiheit des Jupiter mit Minerva und Juno. — Am 31. Mai 1897 ward zu Algier ein wunderthätiges Marienbild gekrönt und die Zeitschrift Italia ev. 1897 Nr. 25 berichtet davon aus der Festrede des Padre Berger: „Maria ist die vierte Person der Trinität, sie öffnet und schließt die Pforten des Paradieses, und deshalb müssen wir die Gunst der Mutter Gottes erstreben.“ — Der Papst sagt in seinen erwähnten Encycliken auch, diese von ihm ausgesprochene und enthusiastisch genährte Glaubensanschauung von Maria, der Himmelskönigin, sei di avita fede (urväterlicher Glaube), den er zu erhalten und zu pflegen als Pontifex maximus berufen sei. Er theilt das in der römischen Kirche allgemein hervortrende Bestreben, die

Entstehung solcher Glaubensvorstellungen in die ältesten Zeiten zurückzuverlegen. Im Hinblick auf einen früheren Pontifex maximus, den Caesar Octavianus, genannt Augustus, müssen wir dem jetzigen Pontifex maximus Recht geben, denn von der Zeit des Augustus sagt Ovid:

Tempel erheben sich jetzt allwärts für die mächtige Göttin,
Aber in unserer Stadt hat sie ein höheres Recht.

Unter Berufung auf Aeneas konnte man behaupten, daß dieser mit der Kaiserzeit beginnende und allgemein werdende Cultus nicht eine Neuerung, sondern ein im höchsten Alterthum begründeter sei. Die mit Augustus beginnende Caesarendynastie der Julier war durch die Aeneas-Ueberlieferung mit dem Nimbus göttlichen Ursprungs versehen, verehrte die Venus Urania, die allgebietende Himmelskönigin, als Ahnfrau und Beschützerin, und konnte den Cultus dieser Schutzgöttin dadurch zum Reichscultus machen, daß sie Aeneas, den Schützling derselben, als Bringer dieses Cultus bezeichnete. Von dieser allmächtigen Schutzgöttin Roms sagt Ovid, der Zeitgenosse des ersten der römischen Caesaren:

Sie als die würdigste herrscht ja gebietend im Kreise der Welten,
Ihr Reich weichet an Macht keinem der Göttlichen je. —
Himmel regiert sie und Erd, und die Flut, die einst sie geboren.
Ovid Fasti IV, 91.

Die ursprüngliche Venus, eine Göttin der Flur und der friedlichen Vereinigung, war der orientalisch-hellenischen Aphrodite gewichen, die auf Münzen des Caesar sich mit den Emblemen der Siegerin zeigt und als Venus Victrix bezeichnet wurde. Solcher Cultus erhielt dadurch seine Weihe und Autorisation, daß man den trojanischen Heros, den „frommen" Aeneas, als Urheber von Tempeln dieser seiner allmächtigen Mutter bezeichnete. Der Pontifex maximus Leo XIII. hat dieselbe Anschauung von der Himmelskönigin, und wenn er dieselbe Maria nennt und nicht Urania, so thut dies nichts zur Sache. Die nach Leo's Encycliken mit dem Rosenkranz zu verehrende Maria ist diejenige, welche in der ganzen römischen Kirche Madonna della Victoria, die Siegverleiherin heißt, also eine Victrix, wie die von Augustus zur Reichsgottheit und Reichsbeschützerin erhobene Urania. — Das Zeichen und Mittel der Siege Marias ist nach Leo XIII. der von ihm dringend empfohlene Rosenkranz, der nach seinen erwähnten Encycliken bereits die herrlichsten Siegerungen hat und dessen eifrigster Gebrauch der Himmelskönigin als liebster Cultus gilt. Von dieser göttlichen Victrix sagte jüngst ein Lobredner: „Als Napoleon I. sich die Krone aufsetzte, sprach er: Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie anrührt. Aber eines schönen Tages riß der Allmächtige ihm die Krone

vom Haupt. — Gott war es, der auf das Haupt Marias die Krone der Königin des Universums setzte und mit Donnerstimme vom Himmel rief: Weh dem, der die Krone meiner Mutter verletzt." Ein anderer Redner, gleichfalls bei Anlaß eines Marienfestes, sprach: „Im Jahr 1302 erschien Maria dem St. Domenico in einer Capelle zu Prulliano und befahl ihm den Rosenkranz überall einzuführen. In Folge dessen bekehrte er 100000 Ketzer. Unsere Zeit ist derjenigen des St. Domenico ähnlich, aber Gott schenkte uns Leo XIII., einen wunderbaren Mann (uomo portentaro). Er hofft den Sieg durch Hülfe Marias, und wird ihn erlangen, nämlich durch den Rosenkranz. In ihm besitzen wir die Waffe wahrer Christen." Wie sehr man die Anschauung des jetzigen Pontifex maximus von der göttlichen Siegverleiherin theilt, mag folgender Bericht beweisen, den wir der Zeitschrift Libertà cattolica entnehmen. „In Folge der Encyclika des heiligen Vaters vom 22. September 1893 richtete der Erzbischof von Otranto an alle Parochien seiner Diöcese ein Rundschreiben und befahl in demselben, daß man den ganzen Monat October dem Cultus der Madonna del Rosario (Rosenkranz) weihen und diese Feier möglichst glänzend gestalten möge. Dieser Befehl ward mit Enthusiasmus ausgeführt, und so ward unsere Diöcese zum Echo der Städte Italiens und der ganzen Erde, indem auch bei uns den vollen Monat hindurch das Lob der Mutter Gottes, der Königin des Universums, ertönte."

Indem sich also die in der römischen Kirche herrschende Glaubensvorstellung als „avita fede", will sagen, als heidnisch ausweist, ergibt sich auch die Basis, auf welcher der Thron ihrer Regina coelestis steht, als derselben Art. Nach den auch von der römischen Kirche als inspirirt angesehenen neutestamentlichen Schriften gehört Maria zum Geschlecht der sterblichen Menschen und ist durch Menschenvergötterung, die einen wichtigen Theil antiker Religionsvorstellung und religiöser Praxis ausmachte, zu der göttlichen Würde und Macht gelangt, durch welche sie nach Anschauung des Pontifex maximus diesem als offenbarende Autorität gegenübersteht.

III. Leo XIII. sagt in seinen beiden erwähnten Rundschreiben nicht, in welcher Weise ihm Offenbarungen der Domina (Madonna) zugegangen. Um hier das Wahrscheinliche zu finden, fassen wir die verschiedenen Offenbarungsarten ins Auge, deren sich, nach katholischer Lehre, die Madonna seither bedient hat. Danach gibt es zunächst eine **mittelbare** Offenbarung, welche durch Briefe, durch menschliche Personen, endlich durch Bilder geschehen kann. Es handelt sich hier um einen Einblick in die Gegenwart der dem Pontifex maximus unterstellten römischen Kirche, wobei wir den Leser nicht etwa in das Gebiet volksthümlicher Sage, sondern kirchlich und pontifical approbirter Aussagen führen werden.

A. Im Dom zu Messina wird ein von Maria geschriebener, durch Paulus überbrachter Brief als Palladium dieser Stadt verwahrt. In demselben verheißt sie jener Stadt ihre nie aufhörende Protection. Durch die Liturgie ist jener Brief (Litterio, d. h. der erhabene Brief) als authentisch beglaubigt. Am Festtage jener Stadtbeschützerin lautet in allen Kirchen Messinas das liturgische Gebet: „Gedenke, o Herrin, deiner alten Verheißung, welche du allen Messinesen aussprachst, als du mit eigener Hand einen liebreichen Brief an sie schriebst", u. s. w. — Das hebräische Original ist verloren, die lateinische Uebersetzung aber ist vorhanden. Seitdem Maria indeß zur Madonna (Domina) geworden, die „am Thron zur Rechten sitzt", hat sie nur selten auf brieflichem Wege Offenbarungen ertheilt. St. Alfonso Liguori in seinem von der Kirche gepriesenen Werk: „Le glorie di Maria" erwähnt nur zwei Briefe derselben (S. 403), nämlich an zwei Madonnenverehrer im Kleid der Franziskaner, sowie an eine im Rosenkranzdienst eifrige Nonne. Beiden verhieß sie ihre Protection. Der Pontifex maximus hat dies genannte Buch approbirt, und den Verfasser durch den Ehrentitel Doctor ecclesiae den großen Kirchenlehrern wie Augustinus u. a. gleichgestellt. Athene gab den Einwohnern von Tegea in Griechenland die Zusage, daß diese unter ihrem Schutz stehende Stadt niemals erobert werden solle. Als Unterpfand gab sie ihnen einen Büschel Haare, die sie vom Haupt der Medusa abschnitt, Pausanias VIII, 47. Pius IX. erhielt in der Zeit seiner freiwilligen Verbannung Offenbarungen der Madonna durch den Mund der Catarina de Sezze, die ihm seine baldige Rückkehr meldeten. Aehnlich erzählt Juvenal in seinen Satiren von einer Jüdin, die er „des Waldes große Prophetin, getreu im Verkehr mit dem obersten Himmel" nennt. (Sat. VI, 545.) Sollte Leo XIII. auf ähnliche Weise wie sein Vorgänger Offenbarungen seiner wohlgeneigten Schützerin empfangen haben? Isis, die große, volksthümliche Gottheit der Kaiserzeit, wie Maria aus einer Sterblichen zur Göttin geworden, vermittelte ihre Offenbarungen durch ihre mit der Tonsur versehenen Priester, Apollo durch die Sibyllen, an deren wirklicher Inspiration keiner unter den Kirchenvätern zweifelte, die Auguren waren Dolmetscher des Jupiter. Leo XIII. aber hat die Offenbarung der Madonna nicht durch Vermittelung einer menschlichen Person empfangen, vielmehr ist er selbst nach seiner Aussage ein Vermittler, dessen sich die Madonna bedient, um der gesammten römischen Kirche ihre Gedanken zu offenbaren.

Als Vermittler ihrer Offenbarungen benutzt die Madonna häufig ihre Bilder, und bedient sich dabei der Zeichensprache, indem die Bilder sich

*) Vgl. des Verf. Schrift: Der Wunderbrief. — (H. Klein in Barmen.)

bewegen, die Farbe wechseln, weinen, bluten, oder leuchten. Bisweilen sind die Bilder auch im Stande, sich der Wortsprache zu bedienen. Damit hat sich die römische Kirche denjenigen Kreis religiöser Vorstellungen angeeignet, welcher sich einst mit Götterbildern verband. Augustin de civ. Dei VIII, 23 macht den Heiden seiner Zeit zum Vorwurf, daß sie die Cultusstatuen ihrer Götter als belebte Wesen betrachten. Kaiser Theodosius erklärte solche Bilder für widersinnig, — simulacra sensu carentia — und zur Zeit der Decrete jenes Kaisers war die Kirche von solchen Dingen frei. Wie sehr aber dies verbotene Stück echten Heidenthums in die Kirche eindrang, ist bekannt. Das Concil zu Trident hat in seiner 25. Session als gültige Lehre der römischen Kirche ausgesprochen, daß in den Bildern keine Göttlichkeit (divinitas), keine Wunderkraft wohne; der Catechismus romanus redet S. 208 ebenso. Dieser Lehrbestimmung widerspricht jedoch die factisch vorhandene, öffentlich ausgesprochene, in der Praxis zu Tage tretende Lehre. Erläutern wir die oben erwähnten Arten der Bildersprache durch Beispiele. Die Kirche hat durch ihre Organe zahlreiche Bilderwunder jener Art amtlicher Untersuchung (regolare processo) unterzogen und dieselben als historische Facta beglaubigt. Somit gehören solche zum eisernen Bestand des Kirchenschatzes.

Von der mächtigen, als „Victrix" verehrten, göttlichen Beschützerin Roms sagt Ovid: „Aber in unserer Stadt hat sie ein größeres Recht." — Dies Wort machte die Madonna, die Beschützerin des päpstlichen Rom, zur Wahrheit, als sie durch massenhafte Zeichen dieser von ihr begünstigten Stadt Offenbarung zugehen ließ. Das geschah anno 1796, als drohendes Kriegswetter am Himmel aufzog. Nachdem an verschiedenen Stellen Italiens vereinzelte Bilderwunder dieser Art geschehen waren, begannen dieselben am 6. Juli 1796 in Rom, und wiederholten sich von da an bis Februar 1797. Ein Straßenbild der Madonna öffnete, verdrehte und schloß vor vielen Zeugen die Augen, und diesem Beispiel folgten bald andere Bilder, ein Ereigniß, welches die „Hauptstadt der Christenheit" in ungeheure Aufregung versetzte. Tagtäglich sah man Processionen, und es ward bemerkt, daß manches Bild dann die freundlichen Augen auf das Volk richtete, wenn man das Miserere ertönen ließ, dann aber die Augen nach oben wandte, wenn man flehte: Ora pro nobis! Das „Orakel des Vatican" hat damals bei sechsundzwanzig Bildern den regulare processo zu Ende geführt, und das Wunder durch öffentliche Erklärung amtlich bestätigt, bei achtzig Bildern ward jener processo wegen Mangel an Zeit nicht vollendet. Dem Beispiel der römischen Bilder folgten viele in den umliegenden Städten, und oft funkelten dabei die Augen der Madonna, wie einst bei der Pallas in Troja: „Ihrem gehobenen Blicke entloderte schimmernd die Glut."

(Aen. II, 170.) Im Jahre 1896 hat man mit Zustimmung des Pontifex maximus jene Offenbarung der Madonna durch eine kirchliche Festfeier in Erinnerung gebracht. — Durch einen regolare processo ward ferner festgestellt, daß am 22. Mai 1526 in Brescia und am 30. December 1485 in Mailand ein Madonnenbild Augen und Hände bewegte, wodurch Maria ihre Theilnahme anzeigte. Am 6. Juli 1484 geschah ein solches Wunder in Prato, am 25. Juni 1796 in Ancona, wodurch der Papst bewogen ward, das betreffende Bild (immagine portentosa sagt die amtliche Sprache) zu krönen. Am 5. Juni 1572 öffnete die Madonna in Cosmedin zu Rom, d. h. ein altes Bild, die vor ihm befindlichen Fensterthüren, ein Offenbarungswunder, welches dort jährlich im Fest der „Manifestazione“ gefeiert wird. Einer ähnlichen Zeichensprache bediente sich die in ganz Apulien berühmte Madonna dei sette veli (sieben Schleier) in Foggia. Sie entfernte im Jahre 1731 ihre Umhüllung und zeigte ihr huldreiches Angesicht allem Volk am Tage eines Erdbebens. Am 14. Juli 1837 beim Nahen der Cholera bewegte sie die Augen, zeigte Mienen der Angst und weinte. Das Wunder dieser verständlichen Zeichensprache verschaffte dieser Madonna die Ehre der Krönung. In Osimo am adriatischen Meere hat am 18. August 1892, wie die Libertà cattolica berichtet, eine Madonna die Augen bewegt, weil bei ihrem Fest ein Frevel verübt worden war. In einem im Sommer 1890 zu Neapel publicirten Programm eines Festes las man, daß die zu feiernde Madonna anno 1648 wunderbar den ihr Angesicht verhüllenden Schleier entfernte.

Der Pontifex maximus in Rom darf freilich nicht behaupten, daß nur die römische Kirche durch den Wunderglanz solcher Zeichensprache sich hervorthue. Mancher Pontifex maximus in vorchristlicher Zeit hat Aehnliches, ja genau dasselbe erlebt. Das von Aeneas aus Troja entführte Pallasbild bewegte die Augen und sprang empor.*) Kurz vor dem Sturz des Sejanus in Rom wandte eine Fortuna-Statue das Haupt; vor Neros Ende stürzten Larenbilder zur Erde. Die aus Veji entführte Juno nickte beifällig, als man sie fragte, ob sie nach Rom übersiedeln wolle, die nach Lanuvium gebrachten Penaten gingen auf eigenen Füßen nach Rom zurück. In Antium offenbarten die Götter ihre Gedanken durch Bewegung ihrer Statuen, ebenso machte es Astarte im Tempel zu Hierapolis. Lucian im zweiten Jahrhundert nach Chr. erzählt zahlreiche Wunder dieser Art in seinen Satiren. Hier ein Beispiel. Er erzählt von Apollo: „Will er Orakel ertheilen, so rührt er sich auf seinem Sitz und die Priester heben ihn in die Höhe. Thun sie das nicht, so schwitzt er. Wenn er etwas nicht will, so

*) Aeneis II, 170.

geht er rückwärts; ist er einverstanden, so treibt er die Träger vorwärts.“ In seinem Drama: Iphigenia in Tauris läßt Euripides die Genannte sich an Thoas wenden:

Das Bild der Göttin wandte sich von seinem Sitz
Von selber, und es schloß die beiden Augen zu.

Thoas bezweifelt nicht die Wahrheit dieser Kunde und läßt sich von Iphigenie belehren, daß die Göttin durch solche Bewegung ihren Abscheu habe aussprechen wollen.

Daß Marienstatuen Schweiß vergossen, wird oft und amtlich bezeugt; ebenso, daß ihnen Blut entströmte. Von einer solchen Offenbarung hat eine Madonna in Ravenna das Prädicat: „del Sudore“. In Pistoja geschah das Schwitzen Tage lang vom 14. Juli 1490 an, und ward amtlich als Wunder festgestellt, indem man jener Madonna das Prädicat: Taumaturga (Wunderthäterin) verlieh. Ein blutendes Bild veranlaßte die Gründung des Tempels „Madonna dell Arco“ am Vesuv. Der Steinwurf eines Frevlers traf daselbst anno 1500 ein Bild der Madonna, dem sofort eine „vena di sangue caldo e spumante“ entquoll. Zu Cambrai in Belgien wird das Blut verwahrt, welches 1322 einem Bilde bei ähnlichem Anlaß entströmte, ebenso in Lucca, wo ein Soldat im Jahre 1588 ein Bild freventlich verletzte. Auch in Treviglio, sowie im Kloster auf dem Berge Athos, hat sich jenes Wunderzeichen ereignet. — Der Bischof Leontius auf Cypern, der gegen Ende des sechsten Jahrhunderts den Bilderdienst gegen Angriffe der Juden vertheidigte, berichtet von blutenden Bildern. (Neander II, 2. 630.) Schweiß und Blut dieser Art ist aber nichts Neues. Die Götter weinten, die Laren schwitzten vor der Schlacht bei Pharsalus,**) kalter Schweiß entströmte einer Pallasstatue, aus einer Junostatue floß Blut. Vor Caesars Tode weinten und schwitzten Götterstatuen, vor Scipios Tod weinte eine Apollostatue. Thränen der Marienbilder sind oft amtlich als Thatsache bestätigt, z. B. in Constantinopel vor 1453, zu Potsch in Ungarn am 4. November 1696, sowie in Kessingen, von wo das Wunderbild 1650 nach Freiburg kam. — Virgil Aen. III, 150 erzählt, die aus Troja von ihm entführten Bilder hätten Licht ausgestrahlt. Dasselbe wird von einem Marienbild zu Pozzano (Campanien), sowie von einigen Wunderbildern Polens erzählt. Manche Bilder haben die Farbe geändert, z. B. in Rom 1796. Vor einem Ausbruch des Vesuv 1631

*) Vgl. zum Vorhergehenden: Aeneis II, 171. Juv. Sat. VI, 538. Dio Cassius 587. Sueton Nero 56. Liv. V, 22. Lucian Sat. (Der Lügenfreund) und de Dea Syra.

**) Siehe für d. Folgende: Lucan. Phars. I, 556. Virg. Aen. Liv. XXIII, 31. Virgil Georg. IV. Liv. I, 43.

erbleichte die schon erwähnte Madonna dell' Arco, wie notariell festgestellt wurde. Ein Bild, solcher Offenbarung fähig, ward durch den Pontifex maximus Pius IX. gekrönt.

Weil die Götterstatuen belebte Wesen waren, redeten sie auch (bisweilen) deutliche Worte. Aeneas sagt von seinen Götterbildern, daß er deutlich ihre Stimme hörte, — nec sapor illud erat Aen. III, 173. Eine Statue der Fortuna gab mit deutlichen Worten ihren Beifall zu erkennen: „Nach Vorschrift habt ihr mich geweiht", Liv. II, 40. Auch Aug. de civ. Dei IV, 19 erwähnt dies Ereigniß. Sollte Leo XIII. auf dieselbe Weise eine deutliche Stimme Marias gehört haben? — Eine in der Kirche St. Domenico befindliche Marienstatue gab ihrem Verfertiger, dem Mönch Andrea, mit lauten Worten ihren Beifall kund, ein kirchlich beglaubigtes Wunder. In der Kirche St. Agnello zu Neapel liest man die Inschrift, daß ein dortiges altes Marienbild zur Mutter St. Agnellos redete und ihr einen Sohn verhieß. Noch heute wenden sich Frauen an dies Bild, Kindersegen erflehend. Das von der Madonna begünstigte Rom hat drei Beispiele aufzuweisen. Papst Gregor I. ward in der Kirche St. Cosma e Damiano von einem Bilde angeredet; Durandus de ritibus VII, 5 erzählt von einer solchen Anrede an den Custoden einer Kirche, endlich rief ein in einem Heuschober vergessenes Marienbild am 26. April 1580 deutliche Worte, welche das Hervorziehen desselben veranlaßten, worauf durch dieses Bild zahllose Wunder geschahen. Am 3. September 1632 ward dasselbe, bekannt unter dem Namen St. Maria dei Monti, als „celeberrima per i miracoli" gekrönt.

B. Von großer Bedeutung sind in der Römischen Kirche die **unmittelbaren Offenbarungen** Marias, indem sie bald durch Träume, bald persönlich, also bei Anlaß ihrer Erscheinungen redet.

Eines der wichtigsten Mittel des Verkehrs zwischen Göttern und Menschen waren nach dem Glauben des gesammten Alterthums die Träume, deren Bedeutung für das öffentliche und private Leben wir als bekannt voraussetzen. „Träume kommen vom Zeus", — sagt die Ilias. „Im Schlaf sehen und hören wir Götter", — sagt der Vertreter des Heidenthums im Octavius des M. Felix. cap. VII. Aesculap und Isis ertheilten oft auf diese Weise ihre Offenbarungen. Die Anführer der Spartaner wurden durch den Gott Dionysos im Traum beauftragt, dem Sophokles Todtenehre zu erweisen; dem Aeschylos erschien gleichfalls im Traum derselbe Gott und befahl ihm, ein Trauerspiel zu schreiben, Paus. I, 21. Auch Maria hat dies Mittel eines directen Verkehrs oft benutzt. Kirchenbauten sind auf diese Weise veranlaßt, z. B. die Gründung der berühmten Marienkirche von Piedigrotta in Neapel. Weil Juno auf ähnliche Weise und zu

ähnlichem Zwecke gemahnt hatte, erhielt sie den Titel Moneta, die Mahnerin. Für die Madonna eignet sich derselbe bestens.

Wie leicht man geneigt war, persönliches Erscheinen der Himmlischen anzunehmen, erfuhren Paulus und Barnabas in Lystra, wo das Volk in Aufregung gerieth, die Genannten als Jupiter und Mercur bezeichnete und rief: „Die Götter sind den Menschen gleich geworden!“ Auch Herodot erzählt I, 60 ein merkwürdiges Beispiel hierfür. Um den Peisistratos als Alleinherrscher nach Athen zurückzuführen, benutzte man den erwähnten Volksglauben, stellte neben Peisistratos eine mit glänzender Rüstung versehene Riesin, Phya genannt, fuhr beide in die Stadt und ließ durch Herolde ausrufen, daß Pallas Athene selbst den Peisistratos heimführe. Die Athener glaubten an die Erscheinung ihrer Schutzgöttin, hielten das Riesenweib für Pallas Athene und beteten die Phya als solche Gottheit an. Herodot spricht sein Erstaunen darüber aus, daß die Athener, unter den Hellenen an Klugheit die ersten, sich mit solcher Leichtigkeit täuschen ließen! Wenn wir in Hinsicht des persönlichen Auftretens der Madonna aus einer endlosen Zahl von Beispielen nur wenige erwähnen, so handelt es sich um kirchlich beglaubigte Erscheinungen, die feierlich für Thatsachen erklärt sind. Am 18. Januar 1862 erklärte eine vom Papst eingesetzte Commission nach mehrjähriger Prüfung, daß Erscheinungen der Maria wirklich geschehen seien, und sofort begann der Bau jener gothischen Kirche, die sich oberhalb der Wundergrotte, wo Maria sich gezeigt, befindet. Wir meinen Lourdes, wo eine Hirtin vom 11. Februar 1858 an achtzehn Erscheinungen Marias erlebte. — Erscheinungen von Heroen, von Göttern und Göttinnen waren im Alterthum häufig, und wurden als Thatsachen beglaubigt durch Inschriften, Cultusacte, Tempel, durch Prosaiker und Dichter. Athene Promachos (Vorkämpferin) erschien persönlich dem Alarich; zahlreiche Göttererscheinungen berichtet Pausanias in seiner dem 2. Jahrhundert nach Christo entstammenden Beschreibung Griechenlands. Dabei thut es nichts zur Sache, wenn er im IX. Buch Cap. 30 bemerkt: „Die Griechen glauben vieles, was nicht wahr ist.“ An einer anderen Stelle nimmt er diese Bemerkung zurück, und verspricht (wie heute jeder Katholik thun muß) jede solche Kritik zu meiden; — „Ich will mich an die Ueberlieferung halten.“ Indem wir dieser Mahnung des Pausanias folgen, bemerken wir, daß christliche Heroen ihre früher beglaubigten Erscheinungen längst eingestellt haben, wie St. Georg, St. Costanzo, St. Gennaro u. s. w., daß auch St. Michael sich nicht mehr zeigt; die Madonna nimmt schon lange diese Offenbarungsweise für sich allein in Anspruch. Wiederholt hat sie dabei ihr persönliches Auftreten nicht nur durch Worte, sondern auch durch Gaben, die sie eigenhändig ihren Günstlingen überreichte, beglaubigt, wie solches durch kirchliche Bestätigung aner-

kannt und besiegelt worden ist. Mit Recht haben die Carmeliter sich als Brüder der Maria bezeichnet, weil diese dem General jenes Ordens die Specialgunst zu Theil werden ließ, ihm das berühmte Scapulier persönlich zu überreichen (anno 1250). Nicht geringere Gunst erfuhr St. Nilus, der von ihr einen Ring erhielt, den man noch heute ebenso heilig verwahrt, wie einst den dem Numa in Rom vom Himmel gesandten Schild. St. Ildefonso in Spanien, der angesehene Favorito Marias, erhielt, wie das betreffende Officium der Kirche zu Toledo bestätigt und Benedict XIV. rühmend erwähnt, nicht nur einen persönlichen Besuch Marias, sondern auch aus ihrer Hand ein Meßgewand, „der himmlischen Schatzkammer entnommen." Die Serviten in Florenz, die von Leo XIII. canonisirten Favoriti der Madonna, erhielten von Maria ein Gewand, St. Domenico ward durch ihre persönliche Erscheinung geehrt und empfing aus ihrer Hand den Rosenkranz, nach Leos XIII. Aussage die beste Siegeswaffe der Kirche. Die heilige Brigitta war durch persönliches Erscheinen der Madonna befähigt, ihre von Gregor II. und Urban II. bestätigten Offenbarungen zu hinterlassen; St. Francesco erhielt von ihr auf dieselbe Weise den Portiuncula-Ablaß. St. Rosa von Lima lernte von der Madonna das Lesen, wie ihre Canonisationsacten beweisen. Stanislaus Kotzka, aus edlem polnischen Geschlecht, erhielt einen Besuch Marias, die ihm den göttlichen Bambino in die Hände legte. St. Gaetan empfing in der Kirche St. Maria maggiore zu Rom aus den Händen Marias in der heiligen Nacht den Bambino. Das Kloster Einsiedeln ward durch einen besonders glänzenden Besuch derselben geehrt, und zwar bei Anlaß der Kirchweihe. — Sollte nun die Erscheinung, welche im siebenten Jahrhundert dem St. Ildefonso zu Theil wurde, die erste gewesen sein? Mit nichten. Spanien hat ihre erste Erscheinung erlebt, und zwar dort, wo jetzt Saragossa sich befindet. Dort sah sie der Apostel Jacobus auf einem Pfeiler und baute in Folge ihres Befehls eine Capelle. Jetzt hat sie daselbst eine prächtige Kirche und den Namen: Madonna del Pilar. Jene Erscheinung ward zuletzt von Paul IV. bestätigt und wird in der sechsten Lection ihres Officiums erwähnt. Uebrigens haben 78 Geschichtsforscher jenes Wunder berichtet. Die letzte Erscheinung erlebte 1890 Castelpetroso, ein Städtchen Italiens, wo die Mutter Gottes Hirtenkindern erschien. Den Ort ihrer Erscheinung bezeichnet eine im Bau begriffene Kirche, zu welcher Leo XIII. einen Beitrag gegeben und auf diese Weise seinen Glauben an jenes Erscheinungswunder öffentlich bekannt hat.

Wir haben die verschiedenen Offenbarungsweisen der Himmelskönigin kennen gelernt und möchten, da Leo XIII. sich als „Favorito" derselben bezeichnet, und deutlich ihre Stimme gehört, annehmen, daß eine persönliche

Erscheinung Marias vorliege, von welcher der Genannte in seiner Encyclika dasselbe sagt, was wir bei Ovid in Hinsicht der Urania, der erhabenen Siegesgöttin lesen:

Ihr Reich weichet an Macht keinem der Göttlichen je,
Himmel regiert sie und Erde, — — — — — —
Hab ich, ob krank und gesund, jemals dein Banner verlassen?
Du schwebst immer mir vor. Ovid Fasti IV.

Die weiblichen Gottheiten der Alten hatten ihre Lieblingstempel, wo sie vorzugsweise Huldigungen annahmen und Gnadengaben an ihre Devoti vertheilten. Aphrodite bevorzugte Paphos, Juno Carthago. „Die Königin der Engel hat durch Wunder und Gaben gewisse Orte, gewisse ihrer begünstigten Bilder, gewisse bevorzugte Altäre bezeichnet, um welche sie ihre Kinder versammelt zu sehen wünscht, damit letztere ihr Verehrung bringen, und sie ihnen vergilt mit ausgezeichneten Vergünstigungen." So schreibt von Maria die Zeitschrift: Madonna dell Arco. Nach Weise antiker Göttinnen hat Maria auch unter den Menschen ihre bevorzugten Favoriti. Jason war ein Liebling der Hera, Servius Tullius der Fortuna, Kadmos der Artemis, Aeneas der Aphrodite, Aristides (Rhetor) des Aesculap. Je größer die Hingabe (Devozione sagt man heute), desto größer die Gunst der auf solche Weise geehrten Göttin.

„Den ehr ich hoch, wenn er auch meine Macht verehrt."
Juno bei Virgil.

Medea im gleichnamigen Drama des Euripides spricht eine Grundanschauung Leos XIII. also aus:

„Denn wahrlich bei der Göttin, die vor allen ich verehre."

Leo XIII. verehrt viele Heilige, hat aber nach seinen genannten beiden Encycliken seine Devozione vorzugsweise und mit vollem Enthusiasmus, wie einst Ign. Loyola, wie St. Bernhard, St. Damiani, St. Bonaventura, der Madonna zugewendet, von der er im Rundschreiben vom 8. September 1892 sagt, er habe sich stets zu ihr gehalten und in ihrer Verehrung seien seine erhabensten Empfindungen beschlossen, Sorge und Freude lege er an ihr Herz. Hippolyt im gleichnamigen Drama des Euripides hat seine enthusiastische Verehrung der „heiligen" Artemis, der „Königin", zugewendet, und sagt, daß weder ein Mensch, noch ein Gott allen die gleiche Liebe einflöße. Er wendet seine Liebe der Artemis zu, bringt ihr einen für ihr goldenes Haar bestimmten Kranz, und ist von dem Gefühl beseligt, ihr nah zu sein, und ihre Stimme zu hören. Leo XIII. bringt der „heiligen" Jungfrau, der „Königin" Maria den Rosenkranz, dessen Gebrauch seine Encyclika

empfiehlt, und ist unsagbar froh, ihre Stimme zu hören. Mit gleichem Enthusiasmus redet Ovid zu Anfang des IV. Buches der Fasti von seiner Schützerin, die ihm stets vor Augen steht. Er glaubt ihre Stimme zu hören, sie zu erblicken, und „da, wo die Himmlische stand, heitert der Himmel sich auf.“ —

Alle, welche mit Leo XIII. an persönliche Erscheinungen Marias glauben und die Verdienste kennen, die sich derselbe um ihren Cultus erworben hat, werden ihn für würdig halten, eine persönliche Erscheinung der Madonna empfangen zu haben, deren deutliche Stimme und klare Mahnung er demnach ebenso hörte, wie Numa die Stimme der Egeria.

Als Aphrodite dem Aeneas erschien, war sie ihm nicht nur am Gang, sondern auch an einem göttlichen Duft erkennbar*), Aen. I, 403. Als die Madonna am 18. März 1536 dem Antonio Botta in Savona erschien, bemerkte derselbe einen himmlischen Wohlgeruch.*) Hat Leo XIII. eine persönliche Erscheinung der Madonna erlebt, so ist anzunehmen, daß ihn ein solches oder ein ähnliches Zeichen vor Täuschung bewahrte. Oder bedarf es solcher Zeichen nicht? Minos, der mythische König, gab den Kretern Gesetze, nachdem er sich mit einer Gottheit über dieselben berathen, Paus. III, 2. War bei Minos kein Irrthum möglich, so wird jeder Katholik annehmen müssen, daß auch Leo sich nicht irrte. Persephone erschien dem Pindar, und mahnte ihn, ihr ein Lied zu widmen, Paus. IX, 33. Sicherlich hat auch dieser Dichter sich nicht geirrt.

Zudem hat Leo XIII. die Stimme der Madonna deutlich gehört. Aber kannte er ihre Stimme? Ein gewisser M. Caedicius zeigte den Tribunen Roms an, daß eine übermenschliche Stimme ihm die Ankunft der Gallier (390 v. Chr.) angezeigt habe, Livius V, 32. 50. Leo XIII. hat keine unbestimmte Stimme vernommen, sondern, wie wir glauben annehmen zu müssen, eine Stimme der persönlich erschienenen Himmelskönigin. Er hat mithin dieselbe so klar erkannt, wie man der Isis Stimme erkannte.**)

Auf dem Marsfeld zu Rom befand sich zur römischen Kaiserzeit ein Tempel der Isis und es gab nach Juvenal (Satiren VI, 525) Frauen, welche der genannten Göttin Gunst dadurch zu gewinnen hofften, daß sie mit entblößten Knieen durch das Marsfeld zu jenem Tempel krochen. Juvenal fügt

*) Siehe über dies Wunder und viele andere das von der Kirche approbirte Werk: Riccardi, Santuari della Madonna, ferner den Abschnitt: Olympischer Wohlgeruch, in der Schrift des Unterzeichneten: Heidenthum in der Römischen Kirche.

**) Ein Custode der Kirche St. Maria del Carmine in Neapel hörte anno 1893 eine deutliche Stimme Marias und ertheilte öffentlich den Rath, man solle im Lotto auf Nr. 57 setzen, aber so, daß diese die vierte Stelle unter den fünf zu ziehenden Nummern einnehme. Die Nummer ward gezogen, aber an fünfter Stelle. Der brave Prophet hatte sich geirrt und entging mit Noth der Wuth erregter Volkshaufen.

in betreff einer ſolchen hinzu: „Denn ſie glaubt ſich gemahnt vom Wort der Gebieterin ſelber.“ Jene Verehrer Marias, welche heute die Kirchen Marias durchkriechen*) und ihr zu Ehren die Zunge am Boden blutig lecken, glauben auch, von der Madonna (Domina) gemahnt zu ſein, ſind aber keineswegs ſolche Favoriti derſelben wie der Pontifex maximus. Er war es, der all ſeinen Einfluß geltend machte, die der Madonna willkommenſte Verehrungsweiſe, den Roſenkranz zu verbreiten, und jeder Katholik muß annehmen, daß ihn dafür Maria mit einer beſonders deutlichen Stimme belohnte, ihn alſo vor Irrthum bewahrte. Die Nymphe Egeria war nach Ovid Fasti III, 276 die Beratherin Numas. Maria iſt in demſelben Sinn die Beratherin Leos, der heute den Titel und das Amt Numas beſitzt.

Der Thurmbau des Mariencultus iſt durch Leo XIII., Pontifex maximus, ſeiner Vollendung nahe gekommen. Am 12. September 1896 ward auf der Spitze des Berges Becca de Nona eine Rieſenſtatue der Madonna feierlich geweiht. Dieſelbe mißt acht Meter Höhe, beherrſcht das Thal von Aoſta in Piemont und wird als die am höchſten ſtehende Statue der Erde bezeichnet.

*) Verf. berichtet, was ſeine Augen oft geſehen. Siehe zahlreiche Abſchnitte über Maria in ſeinem Werk: Heidenthum in der Römiſchen Kirche. Perthes, Gotha.

Neapel. Th. Trede.

Die Dissidenz in den Waldenserthälern.

Eine Episode aus der neueren Waldensergeschichte.[1])

I.

Seit die Waldenser in den Tagen der Reformation das calvinistische Bekenntniß angenommen hatten, kannten sie Jahrhunderte lang keinen Feind ihres Glaubens außer dem nie ermüdenden, bald hell auflodernden, bald im Geheimen glimmenden Hasse der römischen Kirche. Durch die Berge ihrer Heimath und durch die Edicte ihrer Herrscher abgeschlossen von den anderen protestantischen Nationen, kamen sie selten genug in Verkehr mit den Glaubensgenossen der französischen Schweiz und kaum in Berührung mit der theologischen und kirchlichen Entwicklung des deutschen Protestantismus. So blieben die weltfernen Thäler in den kottischen Alpen zwar verschont von der Wuth der Theologen des zu Ende gehenden Reformationsjahrhunderts, erfuhren aber auch nichts von dem Segen des Pietismus, unter dessen Einfluß hundert Jahre später in Deutschland die Wunden, die der dreißigjährige Krieg der evangelischen Kirche geschlagen hatte, zu vernarben begannen. Und doch wäre nach der glorieuse rentrée der Waldenser im Jahre 1689 eine Neuweckung und Vertiefung des religiösen Lebens ebenso nöthig gewesen wie in Deutschland nach dem westphälischen Frieden. Wohl blieben sie in dem Verzweiflungskampf um Sein oder Nichtsein gegen die Heere des fromm gewordenen Louis XIV. treu der Weisung ihres greisen Obersten Josué Janavel: redoublez le courage de telle manière, qu'il n'y ait rien de plus ferme que votre foi! aber während der langen Kriegszeiten war das Schwert doch zu nahe bei der Bibel gelegen: viele kehrten mit rohen Kriegersitten in den Frieden ihrer Thäler zurück. Auch das hatte keine religiöse Erhebung im Gefolge, daß die äußerliche politische Bedrückung ungemindert fortdauerte. Zwar unter dem Consulat des ersten Napoleon sah die Waldenserkirche vorübergehend gute Tage. Sie wurde in der Dotation der reformirten Kirche Frankreichs gleichgestellt; ein Mitglied der Geistlichkeit wurde Unterpräfect von Pignerolo. Allein durch den Congreß von Verona kamen die Thäler wieder an Sardinien und damit

1) Hauptquelle für nachstehende Veröffentlichung ist die (im Buchhandel nicht erschienene) Schrift „Le Réveil de 1825“ des Waldenserpastors W. Meille, dem die Tagebücher und Briefe der Betheiligten aus jener Zeit vorlagen.

wieder unter die alten strengen Gesetze. „Saget ihnen", äußerte König Karl Felix (1821—1831) zu einer Waldenserdeputation, die von ihm eine mildere Handhabung der bestehenden Edicte erhoffte — „saget ihnen, daß ihnen gar nichts fehlt als das Katholischsein."

Dem Gesagten entsprechen die Schilderungen von dem religiös-sittlichen Zustand des Waldenservolkes um die Wende des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts. „Die Waldenser", erzählt der Engländer Gilly, der die Thäler besuchte, wie so mancher Andere innerlich ergriffen von der ruhmreichen Geschichte ihrer Bewohner und in der Erwartung, hier vorbildliche evangelische Christen zu finden, „bringen ihre Sonntage mit Unterhaltungen zu, die dem Zweck nicht entsprechen, zu welchem Gott diesen Tag gegeben hat." Der Sonntag gehörte dem Kegelspiel oder dem Scheibenschießen. Letzterem zu Liebe wurden sogar die Vormittagsgottesdienste abgekürzt: tambour battant gings von der Kirche weg zum Schützenstand. Mit ausgelassenen Gesängen und betäubendem Geschrei wurde in später Nachtstunde nach dem Ball, der das Fest beschloß, der „Schützenkönig" nach Hause geleitet. Man sah in diesen Dingen keinen Abfall von der Religion der Väter, die man äußerlich sehr hoch hielt, wie man auf die Heldenthaten der Vorfahren stolz war. Auch die Geistlichen nahmen kaum Anstoß daran. Als die Gedanken der Aufklärung von Frankreich her auch den Weg in die Thäler fanden, fielen sie auf einen wohlvorbereiteten Boden, besonders in den Köpfen der Pfarrer. Hatten doch diese ihre theologischen Studien zumeist in Genf gemacht, und was in jenen Tagen in der Stadt Calvins gelehrt wurde, davon haben wir den Niederschlag in dem berüchtigten Reglement vom 3. Mai 1817, das von der compagnie des pasteurs jedem Candidaten zur Unterschrift vorgelegt wurde und an seiner bedenklichsten Stelle so lautete[1]): „wir versprechen ... weder in einer ganzen Predigt, noch in einem Theile einer Predigt unsere Ueberzeugung über folgende Punkte auszusprechen: 1. über die Weise, wie die göttliche Natur mit der Person Jesu vereinigt ist, 2. über die Erbsünde, 3. über die Weise, wie die Gnade wirkt, 4. über die Prädestination."

Unter den Waldensergeistlichen sind zu Beginn unseres Jahrhunderts die bedeutendsten: Pierre Bert und David Mondon, beide für die Geistesrichtung jener Zeit fast typisch zu nennen. Pierre Bert war Pastor in Torre Pellice und Moderator der Waldenserkirche von 1823—1828, ein warmherziger, wohlmeinender Mann, mit einem offenen Blick für die Schäden seiner Kirche und ernstlich gewillt Abhülfe zu schaffen. Aber gerade die Art, wie er helfen wollte, zeigt, wie sehr er ein Kind seiner Zeit war.

1) von der Goltz, Die reformirte Kirche Genfs im 19. Jahrhundert, S. 116 f.

Er wollte besonders der Unwissenheit und der Verrohung der Jugend zu Leibe gehen und verfaßte zu diesem Zwecke ein Buch, „Familienbuch" genannt, das die Grundzüge der Waldensergeschichte und die Grundwahrheiten der Religion enthalten sollte. An den Schluß stellte er eine Reihe selbstverfaßter Gesänge über die Freuden des Landlebens, von denen er hoffte, sie würden die ausgelassenen Lieder bei der Jugend verdrängen. Zur Charakterisirung des Buches und des ganzen Mannes möge eine Probe aus diesen Gesängen dienen. Ich übersetze möglichst wort- und stilgetreu[1]):

Was will denn die Unruh sagen, die man merkt an unsrer Kuh?
Jedem zeiget ihr Betragen, daß sie nicht mehr liebt die Ruh.
Sieh, ihr Blick so sehnsuchtsvoll sagt dir deutlich, daß man soll
Sie jetzt führen auf die Weiden zu des Futters Süßigkeiten.

Und das denke man sich gesungen nach der Melodie des 42. Psalmes: „Wie nach einer Wasserquelle!"

Eine im Grunde ähnliche Erscheinung war der Mann, in dessen Gemeinde die im Folgenden erzählten Ereignisse ihren Anfang nahmen. Mit siebzig Jahren übernahm David Moudon das Pfarramt von Saint Jean, aber mit der Elasticität und mit dem Temperament eines Jünglings. Seine Predigt war voll Feuer, aber seine Kanzel glich eher einem Lehrstuhl für griechische Philosophie und alte Geschichte. „Die Philosophen des Alterthums haben ebenso gesunde Ideen über Moral wie das Evangelium", das war die Quintessenz seiner Verkündigung. Er gab seinen Kindern Namen wie Cornelia und Columella und im Taufbuch von Prarustin, wo er vorher Pfarrer war, finden wir im Jahre 1802 folgenden Eintrag: „Chelonide Moudon ist geboren am 23. Nivose im Jahre XI, und am 25. Pluviose empfing sie die heilige Taufe, wobei ihr gegeben wurde als Pathe das Vorbild ihrer tugendhaften Vorfahren und als Pathin das Andenken an die römischen Frauen, welche beim Tod des ersten Brutus Trauer anlegten." Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Vernünftigkeit hält er für das Wesen der Religion, und „Gerechtigkeit" definirt er bei Gelegenheit von Matth. 5, 3 als die Achtung vor der Ehre und dem Eigenthum des Nächsten. Das Gleichniß vom verlorenen Sohn gibt ihm das Predigtthema: „daß das Tanzen in der heiligen Schrift, wenn nicht empfohlen, so doch erlaubt ist." Es ist klar, daß die Anforderungen, welche er als Pfarrer und Seelsorger an seine Gemeindeglieder stellte, nicht sehr tief gingen: war es doch sein ausgesprochener Grundsatz, die Saiten nicht zu straff zu spannen und dem Zeitgeist Rechnung zu tragen. Aber ebensogut begreifen wir, daß der alte Mann in den Thälern allgemeine Verehrung genoß, zumal da ihm eine große natürliche Herzensgüte eigen war.

1) E. Comba, Storia de' Valdesi, p. 288.

II.

Der bequeme Friede und das gute Einvernehmen, in dem Pfarrer und Gemeinden ihres Lebens sich freuten, erlitt einen bedenklichen Stoß durch einen Besuch von Félix Neff[1]), der im Juli 1825 von Frankreich her in die Thäler kam. Nachdem er schon vorher durch seine Briefe an Antoine Blanc u. a. den Grund zur Erweckung einzelner Personen gelegt hatte, unternahm er im Sommer 1825 auf das Zureden seiner Freunde eine Evangelisationsreise in die Waldenserthäler. Hören wir, wie er selbst seine Ankunft in den Thälern beschreibt. „Nach zwei Stunden angestrengten Steigens erreichte ich den Col de la Croix. Ich will nicht versuchen, den Eindruck wiederzugeben, welchen das prächtige Bild auf mich machte, das sich plötzlich meinen Blicken darbot. Hinter mir und um mich steile Felsen und die Gletscher der Alpen; zu meinen Füßen die lachenden Thäler Piemonts und in der Ferne die weiten Ebenen Italiens. O Jesu, rief ich aus, o göttliche Sonne, wirst du niemals dieses unglückliche Volk erleuchten? Hast du es ohne Umkehr den Versuchungen des Feindes preisgegeben? Und du, liebliches Thal, getränkt vom Blut so vieler Märtyrer, bist du auch dürre geworden? Brennende Lampe, die du so lange geleuchtet hast inmitten der Finsterniß[2]), bist du erloschen für immer? O Ewiger, hast du diesen schwachen Rest deiner alten Kirche verlassen? Gib ihm deinen Leuchter wieder und begleite deinen schwachen Diener, daß man wieder besitze das verstörte Erbe!“ In St. Jean wurde er von Pfarrer Mondon sehr freundlich aufgenommen und gebeten am kommenden Sonntag die Predigt zu übernehmen. Neffs Predigt machte einen gewaltigen Eindruck: „Das ist das Schwert des Marcellus, meinte Mondon, das die Feinde Roms bis in den letzten Schlupfwinkel verfolgt.“ Trotzdem war Neffs seelenanstürmende, auf persönliche Bekehrung drängende Predigtweise ihm von Grund aus zuwieder. Dagegen stellte sich der alte Pastor Meille sofort in den Dienst der Erweckung; in seinem Haus fanden vorerst die Erbauungsversammlungen der rasch sich bildenden Gemeinschaft der Erweckten statt. Ehe Neff die Thäler wieder verließ, besuchte er auch noch den

1) Félix Neff, der bekannte Genfer Erweckungsprediger, ursprünglich Artilleriesergeant, 1827 im Alter von 30 Jahren gestorben. Näheres über ihn cf. A. Bost, Vie de Félix Neff. In den Jahren 1821 ff. war er Pfarrer in Le Mens in den französischen Hochalpen zusammen mit André Blanc. Dessen Bruder, Antoine Blanc, anfangs zum Theologen bestimmt, wanderte in den Waldenserthälern ein, verbrachte dort sein Leben als Bauer und war der Hauptträger der Erweckungsbewegung. Seinen (nicht herausgegebenen) Tagebüchern verdanken wir zumeist die Kenntniß jener interessanten Tage.

2) Das Waldenserwappen ist ein brennender Leuchter mit der Umschrift: lux lucet in tenebris.

Moderator Bert in La Tour. Die Art, wie Neff von den Waldensern sprach, that dem guten Mann sehr weh, und wie jener nach einem einmaligen kurzen Besuch sich berechtigt wähnte zu der Erklärung, er glaube, daß es in den Thälern nicht eine einzige Seele gebe, welche das Heil und den Frieden in Christo kenne, da konnte Bert sich nicht enthalten zu sagen: „Jeder von uns hat seine eigene Heerde zu hüten, darauf wollen wir uns beschränken." Neff kam nie wieder in die Thäler, setzte aber die Beziehungen zu Antoine Blanc und seinen Freunden durch einen regen Briefwechsel fort, der eine treue Anhänglichkeit und Besorgtheit für das in den Thälern begonnene Werk bekundet und besonders die Erweckten zum Ausharren und Treubleiben allen Anfechtungen gegenüber ermahnt.

Und die Anfechtungen blieben nicht aus. Zwar in der ersten Zeit nach Neffs Besuch ging es noch leidlich. Das Häuflein der Erweckten war noch zu klein und ihre Lebensäußerungen zu geräuschlos, als daß sie sofort die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gezogen hätten. So nahmen ihre Versammlungen längere Zeit ohne wesentliche Störungen ihren Fortgang. Den Spottnamen môbiers[1]), den ein Student von Lausanne mitbrachte, und den Vorwurf, daß sie den Sohn anbeteten und den Vater vergäßen, daß sie ein Kreuz auf ihren Büchern hätten wie die Katholiken u. a., ließen sie sich gerne gefallen. Zum offenen Widerspruch kam es zum erstenmal bei der Hochzeit des Paul Gay, eines Hauptes der môbiers, zu welcher außer den Verwandten auch Mondon geladen war. Gay wollte keine Musik haben; trotzdem ließ sein Vater abends heimlich eine Geige holen und der Ball begann. Mondon bat die Braut um eine Tour; sie tanzte nicht. Einer der Erweckten, Jacques Blanc, Antoines Bruder, machte dem Pfarrer einen Vorhalt. Darob entrüstet, erklärt Mondon, er werde am nächsten Sonntag gegen die môbiers predigen. Er hielt sein Wort und erwirkte noch obendrein vom Bürgermeister ein Verbot der Hausversammlungen. Infolge dessen gab der emeritirte Pastor Meille sein Haus zu den Versammlungen nicht mehr her, so daß die môbiers gezwungen waren, bald in einem Stall, bald in einer Scheune zusammenzukommen, und zwar, um nicht aufzufallen, auf verschiedenen Wegen. So gingen die Versammlungen fort bis in den Winter 1827/1828, in der Ferne begleitet von der herzlichen Theilnahme des auf seinem Sterbebette liegenden Félix Neff.

Aber die Anlässe zu Conflicten häuften sich. Der nächste ergab sich dadurch, daß ein Kirchenältester, Barba David Lantaret und ein Schullehrer,

1) Ueber die Entstehung der Bezeichnung môbiers (eigentlich „Gaukler", vergl. unser „Mucker") s. v. d. Goltz, a. a. O. S. 139.

Daniel Meille, offen für die Erweckungsbewegung Partei nahmen. Dadurch kamen sie in ein mißliches Verhältniß zu ihrer officiellen Stellung in der Kirchengemeinde. In der That bekam Schullehrer Meille gar bald einen Verweis durch das consistoire von St. Jean, daß er seine freie Zeit zum Einüben der Gesänge bei den mômiers verwendete und Vorsänger in den Versammlungen wurde: „er solle lieber die ehrbaren Vergnügungen der jungen Leute besuchen — bei Strafe der Absetzung!“ Lantaret dagegen hatte keineswegs im Sinne, wegen seines Beitritts zu den mômiers auf sein Amt als Aeltester zu verzichten. Im Gegentheil, gerade in dieser Stellung fühlte er sich verpflichtet, auf Heilung für die Schäden der Kirche zu sinnen. So ging er eines Tages mit Antoine Blanc zum Moderator Bert, um ihm die ungeschminkte Wahrheit über den Zustand der Gemeinde St. Jean zu sagen, und zu erklären, daß brüderliche Gemeinschaft mit einem Mann, der den Heiland leugne, für sie ein Ding der Unmöglichkeit sei, daß sie demnach aus den Händen des Pfarrers Mondon nicht mehr das Abendmahl nehmen können. Bert gab ihnen nicht Unrecht und versprach, nächstens einmal in St. Jean zu predigen über den Text: „Ich und der Vater sind eins.“ Allein es blieb beim Vorsatz. So glaubte Lantaret sich berechtigt, von sich aus Schritte zu thun zur Rettung der Gemeinde. Er richtete eine Sonntagsschule ein, die sich eines großen Zulaufs von Jung und Alt erfreute. Aber was geschah? Am Sonntag vor dem Zusammentritt der jährlichen Synode kam Mondon selbst in die Sonntagsschule, um auf der Synode über diese Neuerung berichten zu können. Alles war überrascht. Mondon nahm an den Besprechungen Theil, und wie in beweglichen Worten auch für ihn gebetet wurde, da ward sein Herz weich. Er dankte herzlich. Dann ließ er die Frauen und Mädchen hinausgehen und wandte sich an die Männer: er gebe zu, daß alles gut sei, was er hier gehört habe, vor allem sei er gerührt, daß man auch seiner gedacht habe. Aber er machte keinen Hehl daraus, daß ihm die ganze Einrichtung zuwider sei. „Eure Gebete — schloß er seine Ausführungen — sind zu lang; eure Gesänge wiederholen zu oft den Ausdruck: ‚den Heiland lieben.‘ Die Frauen und Mädchen sollten Abends daheim bleiben und spinnen oder die Kleider ihrer Männer und Kinder flicken. Ihr sollt euer Oel nicht so verschwenden und Abends nicht ebensoviele Lampen anzünden wie die römischen Katholiken. Euer Gesang ist ein Theatergesang und schadet der würdigen Melodie unserer Psalmen.“ Dann nahm er den Kopf zwischen die Hände und in der Schule auf- und abgehend fuhr er fort: „Ihr compromittirt uns bei den Mächten, die für unsere Armen, für unsere Kirchen und Schulen sorgen. Alle protestantischen Nationen verbieten, was ihr thut, der König von Holland hat sogar die Methodisten aus seinen Staaten vertrieben. Ich

sage das zu eurem Besten; ich weiß, daß ihr euch danach sehnt, ins Gefängniß zu kommen und berühmte Märtyrer zu werden, aber seid ruhig, das wird nicht geschehen." Da die Angelegenheit nicht auf der vom königlichen Commissar genehmigten Tagesordnung stand, konnte sie in der Synode von 1828 nicht zur Besprechung kommen. Das consistoire von St. Jean that aber seinerseits den Schritt, dem Aeltesten Lantaret die Benutzung der Schule zu verbieten und ihm einen Verweis zu geben. Als Lantaret trotzdem am kommenden Sonntag wieder Schule halten wollte, trat Mondon mit großer Begleitung ein und nahm ihm die Schlüssel ab.

Ja, sein Hirteneifer und die Sorge um die Einigkeit der Gemeinde trieb ihn noch weiter: er setzte nun den Krieg gegen die mômiers von der Kanzel aus fort. Zwar sah er noch in letzter Stunde davon ab, eine schon ausgearbeitete Predigt über Matth. 18, 6 f., deren Gedankengang er schriftlich dem Paul Gay zugestellt hatte, gegen die Stundenleute zu halten, dagegen forderte er von der Kanzel herab die Häupter der mômiers auf, sie sollten in der Kirche vor versammelter Gemeinde die Gründe für ihren Privatgottesdienst darlegen und sich dabei offen aussprechen 1. über den Pfarrer, seine Fehler und Irrthümer, 2. über seine Lehre und ihren eigenen Glauben, 3. über den öffentlichen und privaten Gottesdienst, 4. über Gebräuche und Ceremonien.

Die unmittelbare Folge von Mondons Vorgehen war eine allgemeine Erbitterung gegen die mômiers. Mit Ungeduld erwartete man den nächsten Sonntag und die Erklärung, die Paul Gay im Namen seiner Freunde verlesen sollte. Allein dieser stellte das Schriftstück dem Pfarrer zu, der es, nachdem er die Widerlegung ausgearbeitet hatte, wirklich von der Kanzel verlas. Die Erklärung der mômiers besagte Folgendes: es liege ihnen völlig fern, ihren Pfarrer zu beleidigen, der sei von Gott der Kirche gegeben, deshalb hätten sie kein Recht, über ihn zu urtheilen. Die heilige Schrift sei die einzige Richtschnur ihres Glaubens; sie lehrten nichts anderes, als was in der Bibel enthalten und von ihren Vorfahren angenommen sei. Der öffentliche Gottesdienst in der Kirche sei im Einklang mit Gottes Wort, was aber den Privatgottesdienst betreffe, so sei es jedem erlaubt, denjenigen zu wählen, der ihm zur Erbauung am geeignetsten scheine und diese private Erbauung auszudehnen auf einige Familien, die erfüllt seien von dem Verlangen, sich über die Gnade des Heilandes zu unterhalten. Zum Schluß versicherten sie ihre friedliche Gesinnung, und ihre Unterwerfung unter die kirchliche Ordnung, sprachen aber auch den festen Entschluß aus, alles leiden zu wollen für das, was sie als Wahrheit erkannt hätten. An die Verlesung dieses Schriftstücks knüpfte Mondon sofort folgende Erwiderung: er sei gerührt und erbaut von der Erklärung, mit der die mômiers

ihre übertriebene Frömmigkeit zu rechtfertigen suchten, aber sein ceterum censeo bleibe: „Kommet zur Kirche, so oft Herkommen und Wohlanständigkeit die Gläubigen rufen! Betet, leset, singet, aber höret um Gotteswillen auf mit eurem separirten Gottesdienst, damit es nicht mehr heiße, wir haben zwei Religionen."

Groß war der Erfolg solcher Ermahnungen jedenfalls nicht: statt die zur Dissidenz neigenden Gemeindeglieder versöhnlich zu stimmen, bestärkte sie Mondon nur in ihrem Widerstand. Statt den Kampf gegen den ehrenwerthen Aeltesten Lantaret aufzugeben, stellte er denselben im Januar 1830 vor die Wahl, entweder sein Amt als Aeltester niederzulegen oder aber von den Versammlungen sich fern zu halten. Er wäre ohne das persönliche Dazwischentreten des Moderator Bert mit Gewalt aus der Kirche gerissen worden. Auf Berts Zureden ließ er sich bewegen, ein Schriftstück zu unterzeichnen, wonach er fernerhin bei Verlust seiner Aeltestenwürde weder Versammlungen besuchen noch halten wolle. Allein kaum hatte er den Schritt gethan, so bekam er Gewissensbisse, so daß er die Brüder und Schwestern um Verzeihung seiner Feigheit bat. Trotzdem hoffte der gute Bert immer noch eine friedliche Beilegung des Zwistes, besonders als am 4. Mai 1830 die Synode wieder zusammentrat. Die Angelegenheit der mômiers stand auf der Tagesordnung: vor dem Eintritt in die Verhandlungen bat Bert den Barba Lantaret noch einmal inständig, zur Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst zurückzukehren. „Wir kommen alle wieder", versetzte der Aelteste, „wenn man das reine Evangelium von Jesu Christo dort predigt." Der Erfolg der Verhandlung in der Synode bedeutete nur eine Stärkung der Position Mondons, sonst hätte er nicht kurz nachher schon wieder in den stärksten Ausdrücken gegen den hartnäckigen Eigensinn und die sträfliche Ueberhebung der Stundenleute donnern können. „Was wollt ihr eigentlich uns vorwerfen? Warum macht ihr soviel Geschrei von eurem Glauben und eurer Buße? Warum zweifelt ihr an der unsrigen? Warum bringet ihr Verwirrung in die Familien? Wenn die Leute sündigen, so predigt ihnen durch euer Beispiel, aber nicht durch hochmüthige Separation und offene Widerspenstigkeit. Mißbilliget den Besuch liederlicher Kneipen, eifert gegen das Tanzen, wenn es mit Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit sich nicht verträgt, aber haltet ein solches Vergnügen nicht für schlecht, wenn es anständig ist. Was aber die Schützenfeste betrifft, die bei uns selbst am Sonntag stattfinden, so wisset, daß man damit in unschuldiger Weise das höchste Wesen ehrt, das die Waffen unserer Vorfahren gesegnet hat. Wisset ihr nicht, daß wir ihren gottgesegneten Waffen unser Vaterland verdanken, das berühmt ist durch Tapferkeit und Frömmigkeit und es fernerhin sein wird trotz eurer bösartigen Verleumdungen!"

Der völlige Bruch ließ sich jetzt nicht mehr vermeiden; es fehlte nur noch der äußere Anstoß dazu. Dieser fand sich für die Person Lantarets, als er zur Taufe seines Kindes einen Pfarrer nach seiner Wahl beanspruchte. Am 2. Januar 1831 wurde Lantaret öffentlich seines Amtes als Aeltester entsetzt wegen seines beständigen Verkehrs mit den Dissidenten. Ein Protest bei der Table vénérable hatte keinen Erfolg.

III.

Wie ist dieses Verhalten des Moderators und der Table zu erklären? Daß Bert persönlich der Erweckungsbewegung keineswegs feindlich gegenüberstand, würde schon die ernst-christliche und freundlich-milde Gesinnung des Mannes verbürgen, wenn wir's nicht aus ganz bestimmten Aeußerungen wüßten. „Mein Herz ist mit euch", sagte er einmal zu Antoine Blanc. Warum kam es bei ihm doch nicht zu einer entscheidenden Parteinahme für die mômiers? War daran nur seine furchtsame, am liebsten vermittelnde Art schuld und dazu vielleicht noch die Thatsache, daß im Schooß der Table vénérable auch Männer saßen, die ausgesprochene Feinde der Erweckung waren? Die Gründe für die schwankende und nie recht offene Haltung der obersten Kirchenbehörde gegenüber der Erweckungsbewegung lagen tiefer. Sie lagen einerseits in der Stellung der Waldenserkirche zum protestantischen Ausland, andererseits in dem Verhältniß der Table vénérable als oberster Kirchenbehörde zur sardinischen Regierung in Turin.

Die Waldenserkirche war damals so wenig selbständig wie heute. Eine evangelische theologische Facultät wie die heutige scuola theologica in Florenz gab es noch nicht. So waren die waldensischen Theologiestudierenden darauf angewiesen, ihre Bildung auf den protestantischen Universitäten Englands, Deutschlands und der Schweiz zu holen, wo sie da und dort Freistellen genossen. Und soviel sich das kleine Völklein der Waldenser jeder Zeit seinen Glauben hat kosten lassen, die beträchtlichen Summen für eigene Schulen, für eigene Kranken- und Armenhäuser hätten die armen Thalgemeinden nie aufgebracht ohne die reiche Beihülfe der evangelischen Glaubensbrüder im Ausland. Wie nun, wenn die bisherigen Wohlthäter der Waldenser von den Zerwürfnissen innerhalb der kleinen Kirche erfuhren? Daß das geschah, war nicht zu vermeiden, seitdem der Kampf sich auch in die kirchliche Presse hinübergespielt hatte. Stand nicht zu befürchten, sie möchten ihre Hand von ihren bisherigen Schützlingen abziehen? Wir haben gesehen, wie Mondon diese Eventualität den mômiers öffentlich vorhielt; besonders bange aber sah der Moderator Bert dieser Gefahr entgegen. Und sie war thatsächlich vorhanden. Von den verschiedensten Seiten wurden ihm ernste Vorstellungen gemacht: die Einen sahen in der Erweckung nur

eine reactionäre Bewegung und fanden das Auftreten der Table vénérable gegen die Neuerer nicht streng genug, die Anderen sympathisirten mit den mômiers, nahmen für die Verfolgten Partei und sahen im Widerstand gegen diese Leute Feindschaft wider Christum. Die Quellen der Wohlthätigkeit, welche bisher im protestantischen Ausland so reichlich geflossen, drohten zu versiegen und so wären es vor allem die Armen und Kranken gewesen, welche die schlimmen Folgen dieser innerkirchlichen Zerwürfnisse hätten tragen müssen.

Der zweite Grund für die reservirte Haltung der Oberkirchenbehörde lag in der Stellung der Table vénérable zur weltlichen Obrigkeit, zur sardinischen Regierung. Sie war der Regierung gegenüber verantwortlich für den Fortbestand der Ordnung in den Thälergemeinden. Die alten strengen Edicte gegen die Waldenser bestanden noch zu Recht, aber im Lauf der Jahre war ihre Handhabung eine laxere geworden: lag nun nicht die Gefahr nahe, die Zügel könnten wieder straffer angezogen werden, sobald die Regierung Kunde bekäme von den gesetzwidrigen Privatversammlungen der Dissidenten? Daß die Bewegung in den Thälern dem Commandanten nicht verborgen blieb, dafür sorgte schon der römische Bischof von Pignerolo, der allezeit sehr eifrig um das Seelenheil der waldensischen Ketzer besorgt war. Schon am 31. Mai 1827 wurde der Moderator Bert durch einen Brief des Commandanten von Pignerolo zur Aeußerung aufgefordert über „die antinomistische Secte und ihre revolutionären Bestrebungen", womöglich unter Vorlegung ihres Katechismus. Obwohl Bert den Commandanten der politischen Harmlosigkeit der Dissidenten versicherte, die, wenn sie auch unschuldigen Vergnügungen gegenüber allzu rigoristisch seien, doch den Vorzug vor allen ihren Gegnern verdienten, war trotzdem der Bescheid der Regierung ein strenges Verbot der Privatzusammenkünfte — rechtlich begründet durch das Gesetz gegen die Carbonari von 1821! Bert brachte den Regierungserlaß von der Kanzel aus zur allgemeinen Kenntniß und der übereifrige Bürgermeister von La Tour begann sofort eine Liste der Schuldigen anzulegen. Denunciation folgte auf Denunciation; manchmal traf sie auch Unschuldige, deren einer sein loyales Verhalten nicht besser glaubte beweisen zu können als mit der Versicherung: „Ich gehöre nicht zu diesen Leuten; wenn Sie wollen, daß ich's Ihnen beweise, so gehe ich noch heute Abend mit Ihnen ins Wirthshaus!"

Indeß die Führer der mômiers ließen sich nicht einschüchtern. Sie wurden wiederholt vor den Commandanten citirt, suchten dort ihre Unschuld darzuthun, gingen mit ernsten Verweisen wieder heim und setzten ihre Versammlungen fort, oft ernstlich gefährdet durch die rohe Gewaltthätigkeit ihrer erbitterten Mitbürger. Am 28. December 1830 kam der Commandant mit

militärischem Gefolge selbst nach La Tour. Antoine Blanc wurde vorgeladen und erhielt Befehl, innerhalb 24 Stunden die sardinischen Staaten zu verlassen. In der letzten Nacht brachten ihm junge Leute noch eine Katzenmusik. Allein ihre Freude war verfrüht: der Ausweisungsbefehl wurde in letzter Stunde zurückgenommen. Während draußen die Menge noch tobte, las man in der Versammlung der mômiers unter Thränen die Erzählung von der Befreiung des Petrus aus dem Gefängniß. Von da an zog die Regierung überhaupt ihre Einmischung zurück, nachdem sie sich von den guten und politisch völlig unverdächtigen Bestrebungen der Angeklagten überzeugt hatte; jedoch mit der Drohung, im Fall von Unordnungen würden die Schuldigen in die Gefängnisse von Turin abgeführt werden.

IV.

So hätten die mômiers von Staatswegen unangefochten ihre Privaterbauung pflegen können. Aber die erbittertste Feindschaft trat ihnen nun aus der Bevölkerung selbst entgegen. Nachdem die legalen Waffen versagt hatten, führte die persönliche Leidenschaft der Einzelnen den Kampf weiter mit Ungezogenheiten und Rohheiten aller Art. Dieselben Vorgänge, welche die Erweckung in Genf und im Waadtlande im Gefolge hatte, dort einen Felix Neff auf die Seite der Verfolgten drängten, und hier ihnen die Sympathie eines Alexandre Vinet verschafften, spielten sich nun auch in den Thälern ab: vor allem in Mondons Gemeinde in St. Jean. Die als mômiers Bekannten oder Verdächtigten wurden von ihren Arbeitsherren entlassen, aus der Miethe verjagt, mit Brandstiftung bedroht; die Versammlungen selbst auf jede Weise gestört, die Leute auf dem Heimweg von rohen Banden mit Stöcken verfolgt, mit Steinen beworfen, aus ihren Verstecken hervorgezogen, ja manche halb todt geschlagen. Mondon bedauerte solche Ausschreitungen, der Bürgermeister that nicht viel dagegen. Als im December 1831 Blancs Mutter, eine fromme, überaus wohlthätige Frau starb, wurde ihr das Begräbniß auf dem Gemeindekirchhof verweigert, „weil sie ihre Religion gewechselt und nicht mehr den öffentlichen Gottesdienst besucht habe." Blanc versuchte alles, um den von consistoire und magistrat gemeinschaftlich gefaßten Beschluß rückgängig zu machen; sogar den Commandanten von Pignerolo bat er um seine Intervention. Es half alles nichts. Bei Einbruch der Nacht wurde seine Mutter am Eingang zum Friedhof unter dem Geleite von vier Gendarmen beerdigt.

Der Vorwurf des Religionswechsels, welchen das consistoire in diesem Fall erhoben hatte, kann sich nur beziehen auf den völligen Bruch der Dissidenten mit der officiellen Kirche, der im Frühjahr 1831 erfolgt war. Den Anlaß dazu hatte wieder eine Reibung mit Pfarrer Mondon gegeben.

Die Führer der môtiers glaubten nämlich schon seit einiger Zeit ein gewisses Schlaffwerden der Seelen in den Reihen der Erweckten zu beobachten, und führten dies zurück auf den Mangel einer genügenden geistlichen Leitung der Versammlungen, vor allem auf den Mangel eines tüchtigen Predigers. Diesem Uebelstand hätte abgeholfen werden können, als ein junger Waldensertheologe mit separatistischen Neigungen in die Thäler zurückkehrte, nachdem er in Lausanne seine Studien beendigt hatte. Er bat Moudon um die Erlaubniß, am Weihnachtsfest 1830 predigen zu dürfen, damit seine Brüder aus seiner Hand das Abendmahl nehmen könnten. Als ihm das verweigert wurde, gab er mit den môtiers das Gesuch ein, in einer anderen Kirche communiciren zu dürfen. Auch das wurde ihnen abgeschlagen mit der Begründung, daß dadurch die Armen der Gemeinde um die Almosen verkürzt würden, welche am Communiontag gegeben würden. Nun wandten sich die Dissidenten an die Table selbst mit der Bitte um einen rechtgläubigen Prediger wenigstens für den Communiontag, anderenfalls um die Erlaubniß, in einer anderen Kirche zum heiligen Abendmahl gehen zu dürfen. Als die Table mit der Antwort zögerte, wiederholten die Bittsteller ihr Gesuch mit der dringenden Mahnung, sie nicht zur Separation zu zwingen. Wie nun die Table trotzdem die Gründe für die Abendmahlsenthaltung für ungenügend erklärte, beschlossen die môtiers „nach einer Woche des Fastens und Betens", sich als unabhängige Kirche zu constituiren. Am Sonntag den 31. Mai wurde der Beschluß vollzogen und von 36 Personen unterzeichnet, auch der Table vénérable und dem consistoire von St. Jean Mittheilung hiervon gemacht. Es ist wahrscheinlich, daß die Trennung der église de Bourg-du Four von der église nationale in Genf nicht ohne Einfluß auf die Separation in den Thälern war; wenigstens verfolgte der Genfer Pfarrer L'huilier die Kämpfe in den Thälern mit großem Interesse und schloß einmal einen Brief an Antoine Blanc mit den Worten: „Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab," 2. Cor. 6, 17.

So war jetzt die Scheidung zwischen der alten Volkskirche und der neugesammelten Gemeinde der Erweckten klar vollzogen. Die nun folgende kurze Geschichte der kleinen église indépendante bietet ein Miniaturbild dessen, was in Genf in dem Jahrzehnt von 1820—1830 geschah. Jean Gay nahm als Pfarrer die Gemeinde in seine Leitung. Bei einem Vetter fand er Wohnung, Antoine Blanc reichte ihm die Kost, die Freigebigkeit englischer Freunde verhalf ihm von Zeit zu Zeit zu einem neuen Gewand; später steuerte jedes Gemeindeglied monatlich 20 Pfennig zu seinem Unterhalt bei. Die Versammlungen trugen den Charakter familiärer Herzlichkeit, zuweilen auch religiöser Ueberspanntheit: die Sprache Kanaans ward zur Umgangssprache. Wer etwa schon einmal bei den heutigen Waldensern einem

jener Gottesdienste im Freien unter den hohen alten Kastanien von La Tour oder dem Fête du 15. août angewohnt hat, dem wird nachstehende Schilderung aus vergangenen Tagen wieder ein liebes Bild in der Seele wecken.*) „Am Abend des 14. August fiel der Regen in Strömen; am Morgen des 15. schien es weiter zu regnen, was viele aufhielt, besonders die vom Thal St. Martin. Trotzdem stellten sich mehrere ein an dem ausgemachten Ort (en plain air sur la montagne), und als eine dichte Wolke das ganze Gebirg einhüllte, begannen sie Lieder anzustimmen, welche den Seelen, die ihren Weg nicht wußten, als Führer dienen sollten. Wenn dann das Gewölk manchmal sich zertheilte, sahen die, welche schon versammelt waren, die Häuflein ihrer Brüder und Schwestern drüben an den nahen Abhängen, bald rastend, um den Körper neue Kraft schöpfen zu lassen, bald vereinzelt an den Hängen, keinen bestimmten Weg einhaltend, mit dem Gesicht sich orientirend, wenn der Nebel zerstob, mit dem Gehör, wenn er wieder dichter fiel. Die Freude und das Glück zu beschreiben, das aller Herzen erfüllte, ist unmöglich. Man muß es gesehen und genossen haben, um es begreifen zu können. Als beinahe alle versammelt waren (80 Brüder und Schwestern und etwa 15 Neugierige), wurden mehrere Dankgebete an den Alleinguten gerichtet in lieblicher Abwechslung mit Gesängen und Worten der Ermahnung und Ermuthigung. Man hatte die Bergpredigt Jesu gewählt und jeder suchte sich die Stellen aus, über die er einige Worte in brüderlicher Liebe sprechen wollte. Gegen Mittag zerstreute sich das Gewölk. Wir sahen im Westen die Waldenserberge. Die Zeiten der einstigen Verfolgungen traten uns wieder vor die Seele, wir priesen den Herrn für die Freiheit, die er uns schenkte, und flehten, er möchte doch auch die Nachkommen dieser Waldenser aus ihrem Todesschlaf erwecken. Im Osten hatten wir die weite Ebene von Piemont; auch über sie erflehten wir Gottes Segen und über den König, der uns regiert. Gegen 2 Uhr schlossen wir unsere erste Andacht. Da kein Wasser in der Nähe war, wurde der Vorschlag gemacht, bis zur nächsten Hütte abzusteigen. Dort vertheilten wir, was ein jeder mitgebracht hatte, Brot und Salzfleisch. Dann unterhielten wir uns wieder über die Gnade des Herrn bis 5 Uhr; mit Lobgesängen auf die Liebe des Heilands ging man auseinander."

Die meiste Förderung verdankte die kleine Gemeinde, die nach ihrer ganzen Zusammensetzung auf die Dauer weder geistig noch pecuniär von der eigenen Kraft hätte zehren können, dem Genfer L'huilier, der selbst zweimal in die Thäler kam und besonders bei der Organisation der Gemeinde seine reiche Erfahrung zur Verfügung stellte. Von Zeit zu Zeit

*) Aus A. Blancs Tagebuch.

kamen auch englische Dissidenten, stärkten die Brüder zum Beharren in der Separation und sorgten wohl auch für materielle Unterstützung. Allein das alles konnte die baldige Auflösung der église indépendante doch nicht hindern. Der schwerste Schlag für sie war der Tod des Pfarrer Mondon im Jahre 1832: nach dem für derartige Bewegungen fast unverbrüchlichen Gesetz der Geschichte, daß mit dem Erlöschen des Widerstands auch ihre Lebenskraft erlahmt. Sein Nachfolger J. P. Bonjour, bisher Caplan der protestantischen Gesandtschaften in Turin, war ein äußerst wohlwollender und versöhnlicher Mann, der für die religiösen Bedürfnisse der Separatisten mehr Verständniß zeigte als Mondon. Nicht als ob er sich auf ihre Seite gestellt hätte; er lehnte das Ansinnen, in ihrer Versammlung eine Abendmahlsfeier zu leiten, ebenso bestimmt ab wie Blancs Zumuthung, sein Kind außerhalb der Kirche zu taufen. Aber er zeigte Hochachtung vor dem religiösen Ernst der Dissidenten und suchte frühere Unbilden z. B. dadurch wieder gut zu machen, daß er das Begräbniß des Kindes von A. Blanc in der Kirchhofecke nicht dulden wollte, wenn auch dieser darauf bestand, daß sein Kind neben seiner Mutter ruhen sollte. Vor allem gab sich Bonjour alle Mühe, durch treue, ächt evangelische Führung seines Hirtenamts die Separatisten wieder zur Kirche zurückzuführen, was ihm um so besser gelang, als die neue Kirche den Mangel eines ordinirten Geistlichen zur Sacramentsverwaltung sehr schmerzlich empfand. Mit der Zeit wuchs auch ein neues Theologengeschlecht heran. Die Pfarrer vom Schlage Mondons verschwanden mit der Herrschaft des Rationalismus auf den protestantischen Universitäten. In Genf hatte die Erweckungsbewegung eine segensreiche Rückwirkung auch auf die Nationalkirche gehabt; der unfruchtbare Formalismus verschwand von Kanzel und Katheder und selbst Antoine Blanc mußte den jungen Waldensertheologen, die in Genf zu den Füßen eines Gaussen und Cellérier saßen und in Lausanne einen Alexandre Vinet hören durften, das Zeugniß ausstellen: „Unsere Candidaten kehren heim mit Waffen, die sie in der Rüstkammer des Allerhöchsten geholt haben; Gott sei gepriesen für diesen Anfang.“

Während in Folge dieser veränderten Sachlage viele aus den Reihen der Separatisten wieder den Anschluß an die alte Kirche suchten, verloren andere, darunter auch einige Häupter der Bewegung vollends jeden kirchlichen Halt und fielen den Methodisten und Baptisten in die Hände. Blanc selbst wurde von vielen Seiten umworben; natürlich machten sich auch die Römischen an ihn: „Der Teufel ist doch gemein!“ hat er darauf gesagt. Er blieb unzugänglich. Waldenser wollte er bleiben. So weh es ihm that, Zeuge der allmählichen Abbröckelung seines Werkes sein zu müssen, es spricht doch für die Reinheit seiner Absichten, daß er schließlich selbst in die

Kirche, die er verlassen hatte, wieder eintrat. Er nahm in späteren Jahren seinen Wohnsitz in La Tour, wo er, einst der bestgehaßte Mann in den Thälern, zum Bürgermeister gewählt wurde. Und nachdem König Karl Albert „il magnanimo“ durch das Decret vom 17. Februar 1848 im Königreich Sardinien Cultusfreiheit gewährt hatte, saß Blanc als Abgeordneter von La Tour in der ersten freien Synode der chiesa Valdese evangelica.

V.

Das ist in Kurzem die Geschichte der durch die Erweckung im Jahre 1825 hervorgerufenen Dissidenz in den Waldenserthälern. Vergleicht man diese Bewegung mit den ähnlichen, zum Theil parallelen Strömungen in den größeren protestantischen Kirchen französischer Zunge, die dort zu dauernden Schöpfungen geführt haben, so möchte sie wie ein Sturm im Wasserglas erscheinen. Aber wie für die deutschen Landeskirchen der Pietismus und für die Genfer Nationalkirche die Gründung des Oratoire und der Église libre von unberechenbarem Segen gewesen ist, so wäre die heutige Waldenserkirche nicht was sie ist, ohne die fruchtbaren Anregungen, die von jenem Separatistenhäuflein ausgegangen sind. Jene vielverspotteten mômiers haben in der Waldenserkirche wieder den Sinn geweckt für das Recht und die Kraft der persönlichen Glaubensüberzeugung und unermüdlich darauf hingewiesen, daß Frömmigkeit etwas anderes sei, als die äußerliche Zugehörigkeit zu der angestammten, ehrwürdigen Kirche und als das hohle Gerede von den Glaubensthaten und vom Ruhm der Väter. Haben sie auch den Individualismus zu weit getrieben und das eigene Glaubensleben zum Maaß aller Dinge gemacht: man ging eben von Seiten der Kirche auch zu weit in unbegreiflicher Verständnißlosigkeit für die religiösen Bedürfnisse tiefer angelegter Naturen. Wieviel ihr eigenes religiöses Leben Kraft hatte, bei anderen Leben zu wecken, entzieht sich menschlicher Messung; wenn es aber auch von jenen mômiers gilt: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, so dürfen sie sich wohl sehen lassen. Sie haben das Werk der Evangelisation in Italien begonnen. Die Angst um die einzelne Menschenseele hat sie dazu getrieben. Durften sie es auch bei Todesgefahr nicht wagen, über die Grenzen ihrer Berge hinauszugehen, so zogen sie wenigstens — zwei und zwei wie einst ihre Ahnen — durch die Thäler und Berge ihrer Heimath von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte, Neue Testamente und christliche Tractate vertheilend und ihre Landsleute auf das Eine, was noth ist, hinweisend. Das sei unvergessen, wenn wir uns heute darüber freuen, daß ganz Italien bis an die Südspitze Siciliens überzogen ist von den Stationen der Waldenser Bibelcolportage und daß ihre Evangelisationsarbeit ihre Oberleitung nicht mehr in den entlege-

nen Thälern Piemonts hat, sondern in Rom selbst ungehindert und unverboten trotz aller Flüche des Vaticans. Und wenn heute neben der Evangelisationspredigt die religiöse Jugendunterweisung die Hauptwaffe der Waldenser im Kampf gegen Rom ist (annähernd 4000 Kinder besuchen gegenwärtig die in allen größeren Städten Italiens eingerichteten Sonntagsschulen), so waren es wiederum jene Dissidenten, die damit den Anfang machten, als sie in ihren Hütten und Ställen Sonntags die Jugend um sich versammelten, nicht zur Freude der officiellen Kirche. Endlich darf nicht vergessen werden, daß wie in Deutschland die Pietisten, so in den Waldenserthälern jene mômiers den Sinn für die Heidenmission weckten. Obgleich das consistoire von St. Jean das Collectiren verbot und das Aufstellen von Opferbüchsen im Tempel für die Zwecke der Heidenmission nicht duldete; obgleich es in La Tour vorkam, daß die Aufschrift einer Gabe: „für die Mission" weggerissen und durch die andere: „für die Armen" ersetzt wurde, konnte die kleine, meist aus armen Leuten bestehende Gemeinschaft der Dissidenten schon im ersten Jahre 175 Frs. an die Pariser Missionsgesellschaft abschicken. Wer kein Geld hatte, opferte seiner Hände Fleiß; in den heute noch blühenden, eben damals im Kreis der Dissidenten entstandenen Spinn- und Strickvereinen regten sich viele emsigen Frauenhände, und die Gaben für die Mission wurden von Jahr zu Jahr größer. Heute arbeiten die Waldenser im Anschluß an die Pariser société des missions évangeliques auf einem eigenen Missionsfeld am Sambesi in Südafrika. 1894 betrug die Beisteuer an Geld 3000 Frcs., eine beträchtliche Summe, wenn wir bedenken, wieviele Opfer die Glieder der Waldenserkirche für die Unterhaltung der eigenen Gemeinden bringen müssen und wie es nicht bloß in den Thälern, sondern in ganz Italien und Sicilien meist arme Leute sind, die sich in den schlichten Tempeln der Waldenser wohler und heimischer fühlen als in den prächtigen, aber von Gottes Wort verlassenen Domen der Römischen Kirche.

* * *

In unseren Tagen geht wieder eine Erweckungsbewegung durch die Thäler. Ich wohnte im September 1894 den Verhandlungen der Synode in La Tour an. Schon der erste Tag brachte eine lebhafte und interessante Debatte über die Erweckungsfrage. „Réveil, risveglio" war das immer wiederkehrende Schlagwort in den Ausführungen der Redner, und obgleich manche Deputirte der Bewegung skeptisch gegenüberstanden oder wenigstens gegen die eingeschlagenen Wege Bedenken hatten, die Thatsache selbst, daß in einigen Gemeinden ein Neues gepflügt wurde, wurde von keiner Seite bestritten. Was aber den tiefgehenden Unterschied dieser heutigen Erweckungs-

bewegung gegenüber jener vor 70 Jahren begründet, ist meines Erachtens das Eine, daß der Ruf der Erweckung nicht ausgeht von auswärtigen Evangelisationspredigern, die kommen und wieder gehen, auch nicht von Laien innerhalb der Gemeinde aber im Gegensatz zum geistlichen Amt, sondern von den Geistlichen selbst. Es sind die Pfarrer, die um die Erweckung ihrer schläfrig gewordenen Gemeindeglieder sich bemühen. Darin sehe ich einen Vorzug der heutigen Bewegung vor jener früheren, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Denn einmal ist dadurch von vornherein jeder Schein der Sectirerei vermieden und jener gehässigen Unterscheidung zwischen Bekehrten und Unbekehrten, Gotteskindern und Weltkindern, auch allem geistlichen Conventikelhochmuth der Boden entzogen, weil ja doch der Pfarrer als Hirte aller Gemeindeglieder sich aller annimmt und in Gottes Haus sein Wort an alle sich wendet. Wenn er seinen Beruf recht versteht, so knüpft sich in seiner Person immer wieder von selbst das Band zwischen den religiös Vorwärtsstrebenden und den in ihrem inneren Leben Zurückgebliebenen. Jene Dissidenten hatten dieses Band zerschnitten; aber man hat die Kirche noch nie gebessert, indem man ihr den Rücken kehrte. Antoine Blanc und seine Freunde hatten vergessen, daß die rechtlich organisirte Kirchengemeinschaft nicht mehr sein kann noch will als ein Bethesda, und mußten später zu ihrer eigenen schweren Demüthigung die Unvollkommenheit aller menschlichen Anstalten, auch der Gemeinschaft der Erweckten erfahren. Und weiter: ist es der Pfarrer selbst, der in Predigt und Seelsorge eine erweckliche Thätigkeit übt, so wird zwar der anfängliche Eindruck nie so groß und der erste Erfolg nie so in die Augen springend sein, wie es bei den wandernden Evangelisationspredigern der Fall zu sein pflegt. Er kann nicht so stark in die Posaune stoßen, weil er nicht bloß ein Signal zu geben hat, sondern auch noch die Kraft haben muß, die Wachgerufenen auf dem beschwerlichen Weg frisch und wacker zu erhalten. Allein er hat dafür auch die Genugthuung, daß bei seiner Arbeit mehr herauskommt als eine augenblickliche Rührung oder eine acute Nervenerschütterung. Sein Amt ist schwerer, unscheinbarer, aber auch gesegneter. Endlich aber steht von dieser modernen Erweckungsbewegung zu hoffen, daß sie auch die Gebildeten erreicht, weil gebildete Männer ihre Träger sind. Die Köpfe der Gebildeten unter den Verächtern der Religion sind heute so voll von Zweifeln und Problemen, daß mehr dazu gehört als persönliche Glaubensüberzeugung im Gewand einer mehr oder minder originellen Redegabe, um sie dem Christenthum wieder zuzuführen. Das gilt von dem bildungssüchtigen Italiener noch mehr als von unseren Landsleuten. Jene Dissidenten haben, wie leider auch bei uns viele in den pietistischen Kreisen, das „Nichtswissen als Christum den Gekreuzigten“ zu wörtlich genommen. Sie

haben zum einzigen Lebensinhalt erheben wollen, was doch nur oberſter Lebensgrundſatz ſein ſoll. So geht dann der Glaube mit der Unbildung, weil man wähnt, die Bildung führe zum Unglauben. Möge es unſeren waldenſiſchen Freunden nie an der Glaubenskraft ihrer Väter fehlen und nie an dem bildungsfreudigen Sinn ihrer italieniſchen Brüder; dann wird's ihnen vielleicht doch gelingen, das befreiende und beſeligende Licht des Evangeliums hineinzutragen in das ſchöne, unglückliche Italien,

il bel paese
che Apennin parte e 'l mar' circonda e l'Alpe.

Kirchberg a/Jagſt. E. Lachenmann.

Der Beruf.

Ansprache an die Abiturienten bei der Entlassungsfeier.

Die Schule hat ihre Arbeit an Ihnen gethan, und Sie sind im Begriff, sich dem gewählten Berufe zuzuwenden. Nachdem wir im Gebet unsere Herzen zu Gott erhoben haben, der unsere Geschicke lenkt, bleibt der Schule, den Lehrern und Erziehern und mir als ihrem verordneten Sprecher nur noch übrig, nach Menschenweise ein Wort des Abschiedes Ihnen zu widmen, ein Wort, in das wir den Wunsch unseres Herzens einkleiden und das der Scheidende mit hinwegnimmt ins Leben hinaus, um es als ein πτερόν ἔπος, wie Homer sagt, zu bewahren.

Dieses Abschiedswort handle vom Beruf, vom Beruf und seinem Werth für uns Menschen.

Durch weite Gebiete menschlichen Wissens und Denkens hat die Schule Sie geführt. Man hat Sie gelehrt zu lesen in dem Buche der Bücher und zu ahnen die Geheimnisse Gottes. Aus dem Reiche der Wissenschaften ist Ihnen das Werthvollste und Wichtigste bekannt gemacht, ein gut Theil der historischen und der Naturwissenschaften. Besonders auch sollten Sie hier verstehen lernen, was die Kunst und was die einzelnen Künste für uns Menschen bedeuten, wie sie das Leben schmücken und den einzelnen veredeln. Sie haben viel gehört und gelesen, wie seit alten Zeiten die Menschen Mühe und Arbeit aufgewendet haben, um sich auf eine immer höhere Stufe des politischen und wirthschaftlichen Lebens emporzuheben. Bei all dieser Arbeit ist aber nur selten einmal gefragt worden: Was willst du werden? Gar wenig bekümmerte sich die Schule um den Beruf, den mancher unter Ihnen sich erwählen wollte, erwählt hatte, für den er wohl gar im Stillen schon erglühte. Immer nur als Mensch, als Christ, als Deutscher ist ein jeder von Ihnen unterrichtet worden, und fast geflissentlich hat es die Schule vermieden, Sie für ein bestimmtes Fach zu bilden. Es war ihr nur darum zu thun, Ihre geistigen Kräfte zu wecken und sie durch Studien zu nähren, die für den Lebensberuf gar wenig unmittelbar abwerfen. Diese Studien sind nun für Sie abgeschlossen und ein jeder eilt, seine ganze Kraft dem erwählten Berufe zuzuwenden, der ihm im Leben Halt, Stellung, Erwerb gewähren soll und für den er doch bisher noch nicht unmittelbar gearbeitet hat. Heißt das nicht vielleicht zu wenig thun für eine wichtige Sache?

Diese Frage vom Berufe ist darum wohl werth, daß wir sie in letzter Stunde bedenken.

Wir nehmen so gern auf allen Gebieten der Lehre und des Lebens die Griechen zu Führern. Sie haben in den Künsten und Wissenschaften den Grund gelegt, und namentlich haben wir von ihnen eine Fülle von Weisheitslehren für die rechte Lebensführung. Was lehren uns die Griechen über den Beruf?

Was dem Hellenen hoch und hehr erschien, was er in der besten Zeit seiner Volksgeschichte für Ziel und Aufgabe des Lebens hielt, für das Glück des einzelnen wie des Volkes, das ist von keinem Griechen vollkommener ausgesprochen worden als von dem atheniſchen Staatsmann Perikles. Er spricht es aus in der großen Rede, die er im Winter nach dem ersten Jahre des peloponnesischen Krieges im Auftrage des atheniſchen Volkes zu Ehren der Gefallenen hielt. Es ist unbezweifelt, daß seinen Worten unter der ungeheueren Volksmenge draußen, vor der Stadt auf wundervoll gelegenem Platze auch Thukydides lauschte, der die Rede uns überliefert hat. Hier zählt Perikles die geistigen Güter des atheniſchen Volkes auf, für die jene Gefallenen ihr Leben gelassen haben, und schildert das, was er und seine helleniſchen Mitbürger für das Glück des Lebens und des Staates hielten. Er entwickelt geradezu das Lebensideal des helleniſchen Volkes und findet es am schönsten verwirklicht in Athen. Denn in diesem Staate ist es einem jeden vergönnt, die Kräfte seines Geistes und seines Körpers vollkommen auszubilden. Hier lernt er frühzeitig und gründlich die politische Bildung, die sich im Gehorsam gegen die Gesetze zeigt und in der Theilnahme am öffentlichen Leben sich kundgibt. In dieser Stadt, die Männer wie Sokrates, Phidias, Sophokles und Euripides zu ihren Bürgern zählt, ist eine Heimstätte der Künste und Wissenschaften. Hier tummeln sich die Knaben und Jünglinge in den Gymnasien, daß ihre Leiber stark und schön werden. Hier besitzt ein jeder Bürger ein freudiges, liebenswürdiges, urbanes Wesen, das die ganze Gesellschaft durchdringt.

Das ist ein herrliches Bildungsideal, das auch in späteren Zeitaltern, denen es um eine rechte allseitige Bildung zu thun war, immer wieder Bewunderung und Nacheiferung geweckt hat. So ist es gewesen im Zeitalter des Humanismus und so auch wieder im Zeitalter unserer Klassiker, denen die Griechen als unerreichte Vorbilder erschienen.

In Wahrheit lebenswerth war einmal nur das Leben:
Als schöne Menschheit war des Menschen höchstes Streben.
An Seel' und Leib gesund sind durchaus nur die Griechen.
Dagegen unsre Welt ein großes Haus der Siechen.

Wie aber haben diese Griechen über den Werth des Berufes geurtheilt? Gehört der bürgerliche Beruf dem Hellenen zum Glücke des Lebens? Perikles rechnet ihn nicht zu den hohen Gütern des Lebens und die übrigen Weisen Griechenlands ebensowenig. Eher war man geneigt, in dem Berufe ein Hemmniß zu sehen, das die harmonische und allseitige Ausbildung der Kräfte hindere, ja unmöglich mache. Derjenige aber, der genöthigt war, von morgens bis abends im Dienste seines Berufes für den Erwerb zu arbeiten, wurde mit ebensoviel Verachtung wie Mitleid als Banausos bezeichnet. Daß jede praktische Thätigkeit im Zusammenhang steht mit dem Gemeinwohl, daß jeder Beruf, auch der niedrigste, im kleinen Kreise treu geübt Nutzen schafft, diese Erkenntniß ist dem hellenischen Volke, ja selbst den meisten Philosophen versagt.

Dieser sittliche Mangel hängt wie so mancher andere Mangel antiker Ethik zusammen mit dem größten Schaden der griechischen Weltanschauung. Sie ist nicht verankert in einem geläuterten tiefen Gottesglauben. Perikles zählt bewundernswerthe Güter hellenischer Cultur auf, aber er kennt nicht und nennt nicht das, was für den Menschen das höchste Gut ist: Gott und Gottesdienst. Als aber nach Jahrhunderten das Heil der Welt erschienen war und als der Apostel Paulus das Evangelium auch nach Europa in die Länder griechischer Zunge brachte, da nahmen viele Griechen schnell und begierig das Wort von Gott dem Vater und Jesus, Gottes Sohn an. Auch in der makedonischen Stadt Thessalonich hatte Paulus als Missionar gewirkt und war nach einigen Monaten weitergezogen nach Athen und Korinth. Da begannen die bekehrten Thessalonicher in schwärmerischer Erregung ihren Beruf zu vernachlässigen und gering zu achten. Paulus mußte in seinem Briefe die Gemeinde mahnen: Seid stille und schaffet das Eure und arbeitet mit euren eignen Händen, wie ich euch geboten habe. Den Korinthern rief er später zu: Jeder bleibe in dem Berufe, in dem er bekehrt ist. Und wie er selbst stets auch als vielbeschäftigter Missionar seinen Beruf als *σκηνοποιός*, als Teppichweber ausübte und sich den Lebensunterhalt erwarb, so ist er in seinen Briefen bemüht, jedem Stande und Lebensalter den besonderen Beruf und die rechte Berufstreue durch förmliche Haustafeln einzuschärfen.

Dennoch ist es ihm nicht gelungen zu verhüten, daß im Laufe der Jahrhunderte in der christlichen Kirche eine Geringschätzung des Berufes um sich griff; daß viele es verschmähten im praktischen Leben zu wirken und ins Kloster flüchteten. Der Mönch aber hat keinen Beruf.

Luthern war es vorbehalten, die wahre Meinung des Christenthums wieder zu entdecken. Um Gott wohlgefällig zu sein, braucht der Christ sein Wirken in der Welt, seinen Beruf in der Gemeinde, im Staate nicht zu

verachten noch aufzugeben; denn gerade durch seinen Beruf, in dem er dem Nächsten zu dienen sucht, dient er auch Gott. In jedem Berufe, so ist Luthers Meinung, vermagst du ein Kind Gottes zu werden, und selbst der niedrigste, unter Menschen gering geachtete Beruf wird geadelt, wenn er als ein Gottesdienst vollführt wird. Ja wir können Gott gar keinen schönern und bessern Dienst weihen, als wenn ein jeder vorerst seine Berufspflichten treu erfüllt. Luther wird nicht müde, diesen hohen sittlichen und religiösen Werth des Berufes zu preisen, er, der selbst durch die Irrlehre des Mittelalters verleitet seinem Berufe untreu geworden war. Wenn ein jeder, so führt er aus, beim Dienst für den Nächsten erkennen wollte, „daß es Gott gedient sei, so würde die ganze Welt voll Gottesdienst sein. Ein Knecht im Stall, eine Magd in der Küche, ein Knabe in der Schule, die wären eitel Gottes Knechte und Gottes Diener, wenn sie solches mit Fleiß thäten, was ihnen zu thun von Vater und Mutter, vom Herrn und von der Frau im Hause auferlegt wird. Also würde ein jegliches Haus voll Gottesdienst, ja ein jegliches Haus würde eine rechte Kirche sein, darin nichts denn lauter Gottesdienst geübt würde."

Und so ist nun auch die Meinung des deutschen Volkes bis auf diesen Tag geblieben, daß der Beruf einen hohen Segen in sich birgt für den einzelnen wie für die Gesamtheit. Zuletzt hat Fürst Bismarck diese Meinung unseres Volkes ausgesprochen, wenn er sagt: In Deutschland gilt niemand für voll, wenn er nicht einen rechtschaffenen Beruf hat. Das ist gut deutsch gesprochen und zugleich gut evangelisch.

So wendet sich auch von Ihnen jetzo ein jeder einem rechtschaffenen Berufe zu. Wir haben für Sie den Wunsch, daß Sie sich vorerst durch Studium und Lehrzeit die rechte Berufstüchtigkeit erwerben und daß Sie dereinst Ihren Beruf selbst ausüben mit Berufstreue, die nicht im Großen allein, sondern gerade auch im Kleinen sich zeigt und hohe Verheißungen hat. Der Schritt aber des heutigen Tages, der Sie von der Bildungsstätte hinweg- und Ihrem Berufe entgegenführt, er soll nicht bedeuten, daß Sie fortan brechen mit den Interessen, die Sie hier gepflegt haben. Gewiß, Sie suchen sich auf den weiten Arbeitsfeldern unseres Volkes eine kleine Stätte aus, auf der Sie arbeiten wollen. Aber Sie werden diese Arbeit immer thun im Gedanken an die größeren Gemeinschaften des Staates und der Kirche. Keiner von Ihnen wird je ganz gleichgültig werden gegen die hohen Güter unseres Volkes, Kirche und Staat, Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe. Die Schule wollte Sie diese Güter verstehen und schätzen lehren, denn ihr hohes Amt ist es, die geistigen Güter der Nation zu verwalten. Sie freut sich darum, wenn ihre Zöglinge diese geistigen Güter schätzen lernen, ja sie jubelt und feiert Feste denen zu Ehren, die

es verſtanden, dieſe geiſtigen Güter zu mehren. Aber ſie trauert über jeden, der untreu wird, der in ungenügender Selbſtſucht zuſammenſchrumpft zu einem Menſchen, der für Kirche und Staat, Volk und Stände kein Herz hat, der gar nichts weiter als das Seine ſucht, den die Griechen einen Banauſen nannten und den wir mit einem Ausdruck, den uns Goethe geprägt hat, einen Philiſter heißen. Die Berufsbildung muß Ihrer Entwickelung noch vieles hinzuthun, aber wenn dann unvergeſſen bleibt, was die Schule gewollt hat, wenn edle Menſchenbildung und Berufsbildung einander durchdringen, dann iſt aus dem wohlgebildeten Jüngling ein ganzer Mann, ein Charakter geworden. Und dann hat auch die Schule erreicht, was ſie ſuchte, ſie hat den ſchönſten Dank für ihre Mühen. Denn jeder einzelne Mann, der ſo im Leben wirkt als ein Fachmann von wahrer Bildung, iſt ein Gewinn für die Nation, die ein Recht hat, auf jeden ihrer Söhne zu rechnen, die auch auf Sie zählen wird:

O glaube nicht, daß du nicht ſeieſt mitgezählt;
Die Weltzahl iſt nicht voll, wenn deine Ziffer fehlt.
Die große Rechnung zwar iſt ohne dich gemacht,
Allein du ſelber biſt in Rechnung mit gebracht.
Ja mitgerechnet iſt auf dich in aller Weiſe;
Dein kleiner Ring greift ein in jene größern Kreiſe.
Zum Guten, Schönen will vom Mangelhaften, Böſen
Die Welt erlöſt ſein, und du ſollſt ſie miterlöſen.
Vom Böſen mache dich, vom Mangelhaften frei;
Zur Güt' und Schöne ſo der Welten trägſt du bei.

Das ſei mein Abſchiedswort vom Berufe. Es ſollte Ihnen noch einmal zeigen, was Sie heute verlaſſen, die Schule; und ſollte Ihnen werth und bedeutend machen, was Sie nunmehr ſuchen, den Beruf. So gehen Sie denn hin und üben Sie dereinſt in dem Sinne Ihren gewählten Beruf, daß Sie immer eingedenk bleiben deſſen, was wahrhaftig iſt, was ehrbar, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was da wohllautet, was eine Tugend, ein Lob iſt. Dem trachten Sie nach, auf daß Sie durch Ihren Beruf Gott dienen, demſelben Gott, deſſen Vatergüte wir Sie heute befehlen. Er geleite Sie auf allen Ihren Wegen. Amen.

Halle. A. Rauſch.

Philipp Spieß.

Wenn wir dem geneigten Leser auf seine Frage: „Wer ist denn der Philipp Spieß", die Antwort geben: „Ein schwäbischer Pfarrherr", so werden wir hierauf neun- unter zehnmal die geistvolle Bemerkung zu hören bekommen: „Natürlich ein Pfarrer." Wer Lust hat, kann diese Bemerkung als ein Zeichen geringschätziger Gesinnung gegenüber unserem schwäbischen Pfarrstande betrachten; uns will's bedünken, als ob in dieser offen bekundeten Selbstverständlichkeit doch auch noch etwas anderes liege, und das ist eine wenn auch widerwillig gegebene Anerkennung, ein wenn auch mit herabgezogenen Mundwinkeln ausgesprochenes Lob, auf das unsere Pfarrherren deshalb nur um so stolzer sein können.

Natürlich — ein Pfarrer. Es müßte meines Erachtens einen ganz interessanten Ueberblick geben, wenn sich einmal jemand daran machen wollte, eine Abhandlung zu schreiben, betitelt: „Die deutsche Literatur und das schwäbische Pfarrhaus." Da bekäme ja dann auch das weltbekannte „Stift" in Tübingen mit seinen „gerathenen" und „mißrathenen" Theologen, sowie das „Stiftsg'schmäckle", diese liebenswürdige Unliebenswürdigkeit unserer geistlichen Herren, sein Theil ab, und es ließe sich wohl mancherlei berichten von der fleißigen Arbeit unserer schwäbischen Seelenhirten, die am besten die Meinung widerlegte, daß dieselben „wenig zu thun haben". S'ist ja wahr, unsere Pfarrer haben manche Gutheit; wie schön ist's nur, daß sie „keinen Hauszins" zahlen müssen, aber wer einem rechten und rechtschaffenen Geistlichen etwa nachsagen wollte, selbiger habe nichts zu thun und könne deswegen ganz gut Geschichten schreiben, dem wäre ruhig zu erwidern, daß er über Dinge rede, die er nicht, aber auch gar nicht verstehe. Und das mit Fug und Recht.

Gewiß, es gibt auch im geistlichen Stande, wie in jedem andern, behäbige und bequeme Naturen, die ihr Theilchen Arbeit in Gottes Namen besorgen, und sich genügen lassen an dem Bewußtsein, wenigstens nichts zu versäumen; es gibt aber andere unter unseren Herren von der Kanzel, die sich nicht genügen lassen an der schablonenhaften Alltagsarbeit, sondern redlich weiterstreben, und wenn's keine wissenschaftlichen Probleme sind, die sie

ergründen, so finden sie in der Geschichte ihrer Heimath Stoff genug, den sie so oder so verarbeiten, um ihren lieben Landsleuten dann im anheimelnden Gewande der Erzählung und Dichtung zu berichten von den Geschicken ihrer engeren und weiteren Heimath. Und wir meinen, das sei ein ebenso ersprießliches Gebiet und eine ebenso lobenswerthe Arbeit wie das seelsorgende Mahnen und Warnen, dieweilen die Liebe zur Heimath auch zu den Tugenden eines Christenmenschen gehört.

Wie's so geht im Leben. So lange ich da draußen jenseits der württembergischen Grenzpfähle hantirte, wußte ich von Philipp Spieß auch nicht viel mehr als seinen Namen. Wie ich aber, als würdiger Genosse des fahrenden Volkes der Zeitungsschreiber, nach etlichen Jahren wieder zurückkehre in meine schwäbische Heimat, und in Heilbronn meinen Sitz aufschlage, da legt mir das Geschick in der Gestalt eines freundlichen Verlegers eines Tages etliche dünne und dicke Büchlein, die sämmtlich den Namen „Philipp Spieß" führen, auf mein Schreibepult, und mir ist's, als hörte ich, wie einst der Kirchenvater Augustin, die Mahnung: „Nimm und lies."

Die Leute glauben's nicht, was unser eins alles lesen muß, oder doch wenigstens soll — Geschichten und Bücher, die so nervös sind, so gallig und pathologisch, daß man's kaum für möglich hält, — Gedichte, Dramen, gelehrte und ungelehrte Abhandlungen, Studien und Charakteristiken, Streiflichter und Essays; es summt einem wie ein Bienenschwarm um den Kopf, wenn man nur dran denkt, was heute alles zusammengeschrieben wird, und es kommt nicht jeder auf den meines bescheidenen Erachtens gar nicht üblen Gedanken, daß er, wie ich es zu thun pflege, nach solchen wochenlangen Literaturhetzen zu seiner Stärkung und Erquickung nach der — Bibel greift, sich zu erlaben an der Lutherſprache und an den gewaltigen Hymnen auf die Macht des Ewigen.

Der geneigte Leser fragt da wohl, was denn das alles mit oben genanntem Philipp Spieß zu thun habe, und seine Frage ist diesmal vollständig berechtigt. Er wird mir aber auch meine Antwort „Wenig und viel" darum nicht allzu übel nehmen. Philipp Spieß hat mit der modernen und modernsten Literatur nichts gemein, nicht etwa weil er ein schwäbischer Pfarrherr ist, dem solche Art von Schriftstellerei schon „von rechtswegen" verboten wäre, sondern weil sein ruhiges und stilles Gemüth, seine persönliche Weltanschauung und seine Freude an harmonischen Charakteren ihn ferne halten von all den mehr oder weniger minderwerthigen Seelen-Analysen unserer „Modernen", deren letzter Schluß entweder der Uebermensch nach Schablone Nietzsche, oder die weiblichen und männlichen Hysteriker

nach Ibsen'scher Methode sind. Denn um das gleich zu sagen, und damit auch die Breite meiner Ausführung einigermaßen zu rechtfertigen, dieser Philipp Spieß ist keiner jener Dutzendmenschen, denen es einmal in einer besonders glücklichen Laune gelungen ist, irgend ein Büchlein zusammenzuschreiben, und die dann im Besitz der nothwendigen Technik weiter drauf losschreiben, weil sie sehen, daß dabei etwas herauskommt. Philipp Spieß ist ein wirkliches und echtes Talent, vor allen Dingen ein Erzählertalent, wie man einem solchen nicht alle Tage begegnet, und sein Talent ist es auch, das ihm in der Wahl seiner Stoffe einen scharfen Blick und eine glückliche Hand gibt. Es gibt der sogenannten patriotischen Schriftsteller nicht wenige in unserem deutschen Reiche und in unserem schönen Schwabenland. Allein wer ihre Thätigkeit unbefangenen Blickes prüft, der wird sich bei vielen derselben des Eindrucks nicht erwehren können, daß ihre Arbeit eine mehr oder weniger mechanische ist, daß ihr schriftstellerisches Streben mehr materiellen als idealen Motiven entspringt, und daß ihre Technik an Originalität gar manches zu wünschen übrig läßt. Es sei nun zugestanden, daß gerade dieser letzte Punkt eine Schwierigkeit ist, über welche die meisten unserer Tagesschriftsteller straucheln; die Schuld dafür liegt aber in der Thatsache, daß sie im Hasten nach Erwerb sich nicht die Zeit nehmen, einen dichterischen Gedanken ausreifen zu lassen, daß zwischen seiner Entstehung und seiner Verarbeitung eine viel zu kurze Zeit liegt, als daß in derselben eine etwaige Vertiefung möglich wäre. Wir glauben Philipp Spieß, oder damit wir seinen echt bürgerlichen und geistlichen Namen nun auch richtig nennen, Stadt- und Garnisonspfarrer Wilhelm Stähle ist dieser Gefahr bis jetzt im Verlauf seines schriftstellerischen Wirkens glücklich entgangen.

Und ich glaube, wir dürfen von einem solchen schriftstellerischen Wirken sprechen, auch wenn wir seiner Feder bis jetzt nur wenige Bände und Bändchen verdanken, und auch wenn der Name Philipp Spieß nicht in dem Kürschner'schen Literaturkalender steht. Er würde in demselben ja auch keinen großen Platz in Anspruch nehmen, denn von den mir vorliegenden sieben Bänden und Bändchen datirt das erste aus dem Jahre 1877 und das neueste aus dem Jahre 1896. Also in beinahe 20 Jahren nicht mehr als sieben Bände! Man sieht schon daraus, daß Philipp Spieß kein „moderner" Schriftsteller ist, dieweil ein solcher unter einem halben Dutzend pro Jahr nicht zu haben ist. Dafür hat dann unser Meister ein Gutes, das wir bei diesen wiederum selten finden; er schreibt nur, wenn ihn, um ein Bibelwort zu gebrauchen, „der Geist treibt". Man merkt aus jeder seiner Zeilen, daß die Gestalten, die er uns schildert, nicht Geschöpfe seiner augenblicklichen Eingebung oder Laune sind, sie haben sich bei ihm und

in seinen Gedanken ausgereift, es sind nicht, um einen Ausdruck aus der künstlerischen Technik zu gebrauchen, Erzeugnisse des Impressionismus, Augenblicks- und Stimmungsbilder, deren Unruhe und Verschwommenheit keinerlei ästhetisches Behagen aufkommen läßt, es sind Bilder mit festen und sicheren Umrissen, voll kräftiger und manchmal auch derber Lebenswahrheit, aber auch entworfen und ausgeführt mit warmem Herzen und verständnißvollem Blick für das echt Menschliche in allen Gestalten und Verhältnissen. Es überkommt einen beim Lesen der Schriften von Philipp Spieß ein ähnliches behagliche Gefühl, wie man es beim Anschauen von Bildern von Ludwig Richter, Oscar Pletsch oder Albert Hendschel verspürt. Das sind ja wohl Meister, mit denen die moderne Kunst durch ein mitleidig-wohlwollendes Achselzucken fertig zu werden glaubt; hätte sie aber auch nur einen Theil von der Gemüthstiefe, von dem Humor und der Poesie dieser Meister, es wäre ihr manche Verirrung und manche unkünstlerische Absonderlichkeit erspart geblieben.

Da haben wir nun freilich sofort auch drei Worte, mit denen in Wort und Schrift gar manchmal Mißbrauch getrieben wird. Gemüth, Poesie und Humor. Ich will mich in keine weitläufigen Erörterungen darüber einlassen; wer dieselben nachdenksam auffaßt, der wird bald selbst herausfinden, daß von diesen drei Begriffen immer einer den anderen ergänzt, und daß einer von ihnen ohne den anderen gar nicht denkbar wäre. Von allen dreien findet man bei Philipp Spieß ein vollgerütteltes Maß, nicht aufdringlich und nicht nach irgend einem berühmten Muster, sondern hervorquellend aus der Tiefe einer reinen und gottesfrohen Menschenseele. Denn das brauche ich ja wohl nicht besonders zu betonen: der Grundton, auf den alle Erzählungen von Philipp Spieß gestimmt sind, ist ein religiöser. Ich sage mit voller Absicht: religiöser, und nicht „frommer“; denn wenn Spieß, namentlich in einer seiner besten Erzählungen: „Der Steinmetz von Sanct Kilian“ auch energisch seiner confessionellen Ueberzeugung Ausdruck gibt, so thut er dies doch ohne jede Einseitigkeit und ohne jenen nicht immer behagenden Ton frommer Didaktik, von dem sich mancher seiner schriftstellernden Collegen nicht frei zu machen vermag.

Es gibt Leute, welche Familien- und Heimathsgeschichten von der Art der Spieß'schen als einen überwundenen Standpunkt oder als Nahrung für die „Armen im Geiste“ betrachten. Mit ihnen über den thatsächlichen Werth dieser Gattung von Literatur zu rechten wäre verlorene Mühe, und für sie hat Philipp Spieß auch seine Bücher nicht geschrieben. Aber er hat sie geschrieben für alle die, welche über der hastenden Gegenwart nicht die Vergangenheit vergessen wollen; welche sich gerne erzählen lassen von den Freuden und Leiden verschwundener Geschlechter und von Krieg und Frieden

im Heimathland. Und dieses Erzählen versteht unser Meister Philipp wie nicht so leicht ein anderer; sein gründliches geschichtliche Wissen, das ihm nicht eine trockene Sammlung von Daten und Zahlen ist, verbunden mit einer lebhaften und freundlichen Phantasie, seine sichere Beherrschung des ruhigen volksthümlichen Tones, der doch auch gegebenen Falles sich zu einem schönen Pathos entwickeln kann, und vor allen Dingen seine überall bekundete Liebe zur Heimath befähigen ihn hierzu in reichem Maße. Im Jahre 1878 erschien sein erstes Bändchen „Bis zum Feierabend, eine Familiengeschichte aus dem Stuttgart des vorigen Jahrhunderts", voll treuen Lebens und kernigen Humors, die geradezu als ein Muster einer Volkserzählung gelten kann. Es ist das Lebensgeschick eines ehrsamen Gürtlermeisters; wenn wir recht unterrichtet sind eines Urahnen des Autors, das hier sich vor unseren Augen bis zum Feierabend abspielt und von Anfang bis zum Ende nicht an Interesse verliert. Diesem Büchlein folgte im Jahre 1879 eine weitere Familiengeschichte „Der Krankenhauspförtner", eine Erzählung vom verlorenen Sohn, ergreifend in ihrem Gange und mildversöhnend in ihrem Schluß. Mit dem weiteren Bändchen „Der Klostervogt von Lichtenstern", das im Jahre 1883 erschien, sucht Spieß von der eigentlichen Familiengeschichte den Uebergang zur historischen Erzählung, den er auch glücklich findet. Zwei Episoden aus der Heilbronner Geschichte sind es, die ihm für solche den Stoff geboten haben. In der Erzählung „Der Steinmetz von St. Kilian" aus dem Jahre 1894 berichtet er von dem Bau der Kilianskirche und den Kämpfen, welche die Reformation in der Reichsstadt Heilbronn hervorrief. Sein neuestes Buch „Der Bürgermeister und sein Sohn" (1896) behandelt die Schicksale der Stadt und ihres Bürgermeisters J. D. Feyerabend im Jahre 1688, wo Heilbronn durch die Franzosen besetzt war und der Bürgermeister sowie etliche andere Herren von ihnen als Geiseln fortgeführt wurden.

Hier gerade, wo die Fäden der Erzählung weiter gesponnen werden, wo dieselbe nach verschiedenen Richtungen ausweicht, zeigt Philipp Spieß sein tüchtiges Talent. Es ist nichts Unnöthiges und Ueberflüssiges in diesen Büchern, es sind auch keine Phantastereien und Reflexionen, die den bewegten Gang der Handlung nur aufhalten würden. Man hat überall den Eindruck, daß das, was hier berichtet wird, auf dem soliden und guten Grunde ernster Forschung aufgebaut ist, daß die Gestalten, die einem da vorüberwandeln, keine flüchtigen Schemen, sondern Menschen von Fleisch und Blut sind, gut und schlecht, wie sie eben unser Herrgott auf der Erde leben läßt. Hätte das Wort „realistisch" in den letzten Jahren nicht einen etwas ominösen Klang bekommen, so dürfte man es füglich auf die Geschichten von Philipp Spieß anwenden. So sagen wir lieber: „Was er

schreibt, trägt den Stempel der Wahrheit, und was er noch schreiben wird, das wird zeigen, daß es in unserem Schwabenlande noch Männer gibt, die das köstliche Gut patriotischen und religiösen Denkens hoch in Ehren halten, und fern von jeder Engherzigkeit, doch seine treuen und erprobten Hüter in Wort und Schrift sind. Unter ihnen nimmt, wie wir des Ausführlicheren dargethan, unser Philipp Spieß einen der ersten Plätze ein. Noch ist das Gebiet, auf dem er arbeitet, reich an allen möglichen Schätzen, und es wäre zu wünschen, daß uns bald einmal wieder von ihm über den Fund eines solchen ausführlich berichtet würde.

Heilbronn. Ebner.

Noch einmal die Pflege der Kirchengeschichte in der amtlichen Kirche.

Es sind mir in Folge meines Aufsatzes im Heft II dieses Jahrganges verschiedene Zuschriften zustimmenden Inhalts zugegangen. Zu meiner Freude habe ich aus diesen Zuschriften ersehen, daß man in weiteren Kreisen der evangelischen Kirche der Frage, die ich da in dem Aufsatze angeregt habe, lebendiges Interesse entgegenbringt. Darf ich der Freude darüber eine Bitte hinzufügen, so ist es die, es möchten die lieben Freunde an ihrem Theile dahin wirken, daß in Bezug auf Weckung des Interesses für kirchengeschichtliche Dinge und Personen in weiten Kreisen unseres evangelischen Volkes mehr geschieht, als es bisher der Fall ist. Gerade in der heutigen Zeit scheint es mir fast mehr als je im Hinblick auf die ultramontane Entwicklung und Entfaltung der grausamen Rüstung „Groß Macht und viele List" die heilige Pflicht der evangelischen Kirche und besonders derer, die darin eine Stimme und maßgebenden Einfluß haben, zu sein, mit vollem Ernst danach zu trachten, daß das evangelische Bewußtsein in weiteren Kreisen des Volkes, besonders unter den Gebildeten, geweckt wird, wo es noch schlummert, und gekräftigt wird, wo es noch schwach und matt ist. Von dem Gelingen dieser hohen Aufgabe — täuschen wir uns darüber nicht — hängt vornehmlich, menschlich angesehen, die Zukunft unserer Kirche ab. Nimmt die Zersplitterung, der Hader der Parteien, das Gezänk der theologischen Meinungen immer noch mehr zu, so daß die Kräfte im wichtigsten Kampfe, dem gegen den Romanismus und den Materialismus, gelähmt werden, und nimmt die Zahl derer immer mehr zu, die, obwohl nicht ohne Interesse, ja auch Liebe für ihre Kirche, doch eben wegen des Parteigetriebes und Gezänkes mit verschränkten Armen und mißvergnügtem Gesichte bei Seite stehen und ihre Mitwirkung bei jeglicher kirchlichen Sache versagen, — ja dann gehen wir schweren Zeiten in unserer Kirche entgegen. Wir denken nicht so pessimistisch, wie es nach diesen Worten scheinen möchte. Wir wissen vielmehr, daß noch genug gesunde Kräfte in den verschiedenen Kreisen unseres evangelischen Volkes vorhanden sind; es fehlt auch Gott sei Dank nicht an Rufern im Streit, Männern, die von hoher Warte aus die Dinge übersehen und immer wieder ihre mahnende, warnende und aufmunternde Stimme erheben; doch das müssen wir beklagen: es liegen noch viele Kräfte brach und unthätig, die sich mit in Reih und Glied stellen könnten, Mitarbeit leisten, auch die Waffe in die Hand

nehmen könnten und an ihrem Theile mitkämpfen in dem großen Geisterkampfe, der uns verordnet ist. Es gilt also, mit allen Mitteln diese Lauen, Gleichgültigen, Lässigen anzufeuern, und zu versuchen, ihnen neues Leben, neue Liebe und womöglich neue Kraft, soweit das Menschen vermögen, einzuhauchen, daß die todten Gebeine lebendig werden, die Schlummernden erwachen, ihre Häupter erheben und sich besinnen, daß auch sie berufen sind, in den Geisterkampf, der da über ihren Häuptern in den Lüften ausgekämpft wird, mit einzutreten und da ihren Mann zu stehen.

Ein Mittel dazu ist, wie ich in dem betreffenden Aufsatze ausgeführt habe, daß auch von Seiten der amtlichen Kirche mehr dafür gesorgt wird, die Kenntniß und damit das Interesse für die Geschichte der Kirche im allgemeinen und besonders unserer evangelischen Kirche zur Zeit der Reformation und auch später bis auf die Gegenwart in weiteren Kreisen unseres Volkes lebendig zu machen. Auf die verschiedenen Wege, wie das bei den Erwachsenen nach unserer Meinung zu geschehen hat, gehe ich hier nicht wieder ein. Hiermit scheinen die Freunde einverstanden zu sein, denn in den erwähnten Zuschriften ist davon gar nicht, oder nur zustimmend die Rede. Dieselben handeln sonst alle davon, wie unserer Jugend diese Dinge nahe zu bringen seien. Da werde ich denn darauf hingewiesen, daß nach dieser Richtung mehr geschehe, als ich zu glauben scheine. Natürlich kann ich mich darüber nur freuen.

Zunächst heißt es da: im Konfirmandenunterricht würden die Hauptpunkte der Kirchengeschichte den Kindern nahe gebracht. Ein Pastor aus der Provinz Posen sagt mir, das thäten alle seine Amtsbrüder, und auch von anderer Seite (hier aus Berlin) habe ich nachträglich erfahren, daß man den Konfirmandenunterricht, wenigstens bei den Töchterschülerinnen, wahrscheinlich auch sonst, mit einer kurzen Uebersicht über die Kirchengeschichte beginnt. Ob das aber so allgemein ist, in allen preußischen Provinzen und den übrigen Ländern Deutschlands, möchte ich vorläufig noch bezweifeln. Es bestehen ja auch, soweit wir wissen, keine einheitlichen Vorschriften, auch nicht einmal in den alten Provinzen Preußens, über die Handhabung und Methode des Konfirmandenunterrichts; jedenfalls ist so gut wie gar keine Controle von Seiten der Behörde darüber vorhanden, wie er gehalten und was darin erreicht wird. Sicher ist, daß in meiner Jugendzeit wir im Konfirmandenunterricht nichts von Kirchengeschichte zu hören bekamen.

Auch in den Elementarschulen, sagt man uns, werde in der obersten Klasse Einiges aus der Kirchengeschichte behandelt, das sei Vorschrift in Preußen. Hoffentlich sorgt denn auch die Schulinspection dafür und wacht darüber, daß der Vorschrift überall Genüge gethan wird. Als Unterlage für diese Besprechung kirchengeschichtlicher Dinge diene, so heißt es in den Zuschriften, theils das Lesebuch, das wohl überall einige hauptsächlich biographisch behandelte Abschnitte aus der Kirchengeschichte enthalte. Diese

würden dann in der Klasse gelesen und besprochen. Vielfach diene aber auch als Grundlage ein kurzer Abriß der Kirchengeschichte, der die wichtigsten Punkte und bedeutendsten Persönlichkeiten der Kirchengeschichte behandele und besonders für Elementarschulen geschrieben sei. Dieser Abriß sei entweder in den Händen der Lehrer und diene diesen zur eigenen Informirung und Anweisung, was und wie der Stoff in der Klasse zu behandeln sei, oder auch in den Händen der Schüler selbst, die dann das Vorgetragene wiederholten und dem Gedächtniß sich einprägten. Es scheint mir also auch nach dieser Seite ein wesentlicher Fortschritt gegen früher vorzuliegen; denn in meiner Jugendzeit stand höchstens ein verlorener, nicht immer geschickt abgefaßter Abschnitt im Lesebuch, der über ein Factum oder eine Person aus der Kirchengeschichte handelte, eigene Abrisse existirten meines Wissens nicht; wir haben wenigstens keine zu Gesicht bekommen.

Im Folgenden führe ich diejenigen kirchengeschichtlichen Anhänge oder Abrisse an, von denen mir Mittheilung gemacht ist, daß sie in den verschiedensten Theilen Deutschlands dem Unterricht zu Grunde gelegt werden:

1. „Biblische Geschichte mit kirchengeschichtlichem Anhang für die vereinte protestantisch-evangelische christliche Kirche der Pfalz." Speier, Verlag der Pfarrwittwenkasse.

Der betreffende Pfarrer schreibt mir, dieser Anhang müsse im Konfirmandenunterricht und in der Christenlehre behandelt werden, ebenso in der VI. und VII. Klasse der Werktagsschule.

2. Zahn-Giebe, Biblische Geschichte, Verlag Düsseldorf, mit kirchengeschichtlichem Anhang.

3. Wentzel, Biblische Geschichte, Breslau, Verlag von Dülfer, mit 24 resp. 22 kirchengeschichtlichen Abschnitten.

Ueber diese beiden Bücher erhielt ich Mittheilung aus der Provinz Schlesien zugleich mit der höchst wunderbaren Bemerkung, „im Regierungsbezirk Liegnitz sei die Durchnahme jetzt in den Landschulen verwehrt." Das bedarf denn doch wohl der Aufklärung.

4. Fiedler, Biblisches Historienbuch mit einem trefflichen kirchengeschichtlichen Anhang von Schulrath Ruete.

Dies ist in der Provinz Pommern im Gebrauch.

5. A. Falke und D. Förster: Biblische Geschichte des alten und neuen Bundes mit Anhang: Bilder aus der Kirchengeschichte. Halle, Verlag von H. Schroedel.

Eingeführt in der Provinz Posen.

6. Bilder aus der Kirchengeschichte von R. Hechtenberg. Gütersloh, Verlag von Bertelsmann.

Dies Büchlein (eingeführt in Westphalen) ist kein Anhang der biblischen Historie, sondern separat gedruckt. Ich habe Gelegenheit gehabt, es genauer

einzusehen. Es gefällt mir sehr wohl und ich empfehle es besonders zur Einführung. Es enthält folgende Abschnitte: 1. Die späteren Schicksale der Apostel des Herrn. 2. Die Christenverfolgungen. 3. Ignatius von Antiochien. 4. Bischof Polykarp von Smyrna. 5. Der Märtyrertod der Frauen Perpetua und Felicitas. 6. Die 40 Märtyrer. 7. Der Sieg des Christenthums. 8. Augustinus, der größte der Kirchenväter. 9. Muhammed. 10. Die Anfänge des Christenthums in Deutschland. 11. Bonifacius, der Apostel der Deutschen. 12. Die Einführung des Christenthums bei den Sachsen, Friesen, Normannen. 13. Die Bekehrung der in Deutschland vorhandenen Slaven. 14. Das Papstthum. 15. Einige Irrthümer und Mißbräuche der römisch-katholischen Kirche. 16. Drei Vorläufer der Reformation. 17. Martin Luther und die Veranlassung der Reformation. 18. Luthers Trennung von der römisch katholischen Kirche. 19. Der Kampf um das Evangelium. 20. Der Sieg der Reformation und Luthers Tod. 21. Luthers Mitarbeiter. 22. Zwingli. 23. Calvin. 24. Die Bedrängnisse der evangelischen Kirche in den ersten beiden Jahrhunderten ihres Bestehens. 25. Paul Gerhard und das evangelische Kirchenlied. 26. Die Neubelebung der evangelischen Kirche durch Spener. 27. A. H. Francke, der Vater der Armen und Waisen. 28. Graf Zinzendorf und der Beginn der evangelischen Mission. 29. Th. Fliedner und die Diakonissen-Anstalten. 30. J. H. Wichern und die innere Mission. 31. Die äußere Mission. 32. Die Hohenzollern und die evangelische Kirche. 33. Die Verfassung der evangelischen Kirche in Preußen.

Man wird mir einräumen, hier ist alles Nothwendige in passender Auswahl vereinigt. Der Lehrer resp. Geistliche hat es also in der Hand, diejenigen Abschnitte zur besonderen Besprechung herauszunehmen, die den örtlichen Verhältnissen nach für die Kinder besonders passen oder für das Verständniß derselben in erster Linie sich eignen.

Wenn dann die Schule im Religionsunterricht, die Geistlichen im Konfirmandenunterricht in Bezug auf diesen Punkt, der uns so sehr am Herzen liegt und der auch gegenüber der römischen Propaganda von so großer Bedeutung ist, überall ihre Schuldigkeit thun, dann bleibt doch noch ein nicht minder wichtiges Desiderium übrig, nämlich dies, daß die amtliche Kirche nun auch ihrerseits eifrig dafür sorge, bei den Erwachsenen das, was ihnen in der Jugend nahe gebracht ist, was sie da gelernt haben, nicht später wieder verloren gehen zu lassen, sondern es neu zu beleben und zu vertiefen. Wie das zu geschehen hat, darüber haben wir uns in dem Aufsatze im Februarheft Vorschläge zu machen erlaubt. Wir geben dieselben noch einmal weiterer Erwägung anheim.

Berlin. Prof. Dr. L. Weber.

Kirchliche Chronik.

Fortschritte und Rückschritte der päpstlichen Weltbeherrschung. Wenn in einem Zeitalter ungöttliche und verderbliche Mächte vorherrschen, so daß die berechtigtsten Gegenbestrebungen nichts wider sie scheinen ausrichten zu können, dann bleibt den darüber Trauernden der Trost, daß nach einem unbeugsamen Gesetz göttlicher Weltordnung das innerlich Unberechtigte, Ueberlebte und Verderbliche sich selbst richten und zu Grabe tragen muß. Der Ansturm der zukunftsvollen germanischen Völker hätte das römische Weltreich mit seiner überlegenen eisernen Organisation nimmermehr überwältigt, wenn nicht die innere Fäulniß desselben ihnen zu Hülfe gekommen wäre. So arbeitet die aller unserer Gegenbemühungen spottende römische Kirche durch immer tieferes innere Verkommen ihrem endlichen Fall unter äußeren Triumphen fortwährend entgegen. Es ist von Werth, die Doppelerscheinung ihrer äußeren Siegesfortschritte und ihrer inneren Niederlagen in unserer Zeit nebeneinander zu beobachten.

Ihr glänzendstes Siegesfeld in unseren Tagen ist unstreitig Deutschland, das Heimathland der Reformation, dank der geistigen Zerfahrenheit unserer Zustände und der Schwäche unserer Regierungen. Der neueste Sieg liegt in den eben vollzogenen Reichstagswahlen vor: so weit haben wir's glücklich gebracht, daß Ultramontanismus und Socialdemokratie die einzigen festen Gestaltungen im deutschen öffentlichen Leben sind. Wie sollte es auch anders sein bei dem Auseinanderfahren des Protestantismus in bodenlosen Scepticismus und eine hinter aller gesunden Zeitbildung zurückgebliebene Orthodoxie, bei einer Verdrängung aller großen idealen Gesichtspunkte durch elende Parteibestrebungen lediglich um materielle Interessen, und bei einer Regierungsweisheit, die nur Einen Feind kennt: die Socialdemokratie, aber demselben gegenüber nur Angst hat, keinen überwindenden Rath, vor dem anderen Todfeinde Deutschlands aber Thür und Thor aufthut; die selbst von allen großen, idealen, ein Volk einigenden und begeisternden Impulsen verlassen ist? So gehen wir einer Periode der Römerherrschaft im Deutschen Reiche entgegen. Nun gibt es allerdings ein paar römisch-katholische Illusionisten in Deutschland, wie den Professor Schell in Würzburg und den Spectator der Münchener Allg. Zeitung, welche von einer

Auferstehung des liberalen Princips im römischen Katholicismus, von der Möglichkeit eines Deutsch-werdens des Centrums träumen;*) dergleichen Träume kann man nur wehmüthig belächeln. Als ob das Vaticanum und der Jesuitenorden nicht wären! Als ob Rom nicht noch mit jeder freieren Regung fertig geworden und das Centrum nicht eben die mit Leib und Seele an Rom verkaufte Partei wäre!

So ist denn auch in den programmatischen Forderungen der Centrumspartei nach wie vor nicht weniger als die Zumuthung des Selbstmords an den aus dem Protestantismus erwachsenen deutschen Staat enthalten. Die allgemeinen Wendungen des Centrumsaufrufs hat ein für „nationalgesinnt" geltender niederrheinischer Pfarrer Giesen in folgende Forderungen concretisirt: 1. Wiederherstellung der aufgehobenen Verfassungsparagraphen, die der Kirche Freiheit und Unabhängigkeit gewähren; 2. Wiederherstellung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium; 3. Aufhebung des Gesetzes über Vorbildung und Bestallung der Geistlichen; 4. Beseitigung des Eides der Bisthumsverweser; 5. Aufhebung des Ordensgesetzes und Rückkehr der Jesuiten; 6. Aenderung des kirchlichen Verwaltungsgesetzes; 7. Ein auf christlicher (d. h. klericalherrschaftlicher) Grundlage ruhendes Volksschulgesetz. Mit anderen Worten: Auslieferung der letzten Schutzwaffen, die der Staat für sich, das Deutschthum und den Protestantismus in Händen hat. Wie — last, not least — das „christliche Volksschulgesetz" gemeint sei, darüber gibt die in der Diöcese Mainz unlängst erschienene Brandschrift „Der Zerstörungsgeist der staatlichen Volksschule" uns Auskunft. „Es ist das Gift des Atheismus, heißt es hier, welches aus der modernen Schule unaufhörlich in den gesellschaftlichen Organismus einsickert ... Der moderne Moloch der staatlichen Zwangsvolksschule zwingt alle christlichen Eltern, ihre Kinder ihm in seine ehernen Arme zu legen, damit dieselben leiblich und geistig

*) Ich will deshalb einem katholischen Theologen meine Hochachtung nicht vorenthalten, der in seinem neuesten Buche schreiben kann: „Ich verstehe unter dem echten Liberalismus nichts Antichristliches, sondern den Kampf für das echt-christliche Princip des unveräußerlichen Rechtes der freien menschlichen Persönlichkeit, für die Gleichheit aller vor dem Gesetz, für den Schutz der persönlichen Gewissensfreiheit gegenüber der äußeren Gewalt, für die innere Selbständigkeit der Religionsgesellschaften, für die Allgemeinheit der Schulbildung u. s. w." Ich wundere mich nur, daß ein Mann, der so protestantisch oder altkatholisch denkt, meinen kann, auf die Dauer von der römischen Kirchengewalt geduldet zu werden. — Was den „Spectator" angeht, so hat derselbe seinen jüngsten Artikel in der Allg. Ztg. durch einen schließlichen Ausfall auf meine Aschersleber Rede verunziert, den ich nur aus Unkenntniß derselben erklären kann. Ein Schriftsteller von solcher Bedeutung sollte doch auf das Stichwort „Protestantische Politik" nicht losstürzen wie auf ein rothes Tuch, sondern anstatt nach Hörensagen zu urtheilen, zusehen, was ich darunter verstehe.

dem liberal-atheistischen Staatsgötzen zum Opfer fallen. . . ." Kann man das katholische Volk an einem empfindlicheren Punkte verhetzen gegen eine Staatseinrichtung, mit der Deutschland innerlich steht und fällt?

Nichtsdestoweniger scheint unsere Regierung am Ende ihres Canossaganges noch immer nicht angelangt. Bisweilen grenzt die staatliche Liebedienerei gegen den Katholicismus ans Komische. So hat ein in der Rheinprovinz veröffentlichter Soldatenbrief aus China zu rühmen gehabt, daß man den dort dienenden katholischen Preußen am Charfreitag Fastenspeise von Staatswegen verabreicht habe. Bekanntlich warten in Preußen die Evangelischen zweier Provinzen trotz jahrelanger Bitten noch immer darauf, daß man ihren Charfreitag — nicht etwa durch staatlich dargereichtes Fischessen auszeichne, sondern nur gegen die muthwilligen Störungen ihrer katholischen Mitbürger schütze. — Was der dankbare Romanismus der Regierung zu bieten wagt, zeigt wieder einmal die soeben vollzogene Limburger Bischofswahl. Ein Cistercienserabt aus dem romanischen Graubünden, der erst in der Schule deutsch gelernt hat und vielleicht noch nicht einmal naturalisirt ist, das gehorsampflichtige Mitglied einer internationalen Ordensgesellschaft, über welche Preußen keinerlei Macht hat, wird zum Lenker einer deutschen und preußischen Diöcese gewählt, und die Regierung läßt sich's gefallen, — sie hat an dem französischen Jesuitenzögling Abbé Korüm in Trier noch nicht genug. — Der Appetit kommt im Essen, und so ist es schon nicht mehr genug, daß der Kaiser auf seiner Jerusalemsfahrt der Papstkirche das Coenaculum Christi verschaffen soll, — es wird jetzt ausgebreitet, der Sultan werde ihm einen großen Grundbesitz bei Jerusalem schenken und der Kaiser werde dasselbe dem Franciscanerorden zur Erbauung eines Klosters überweisen. Der Enkel des großen Kurfürsten, der „Summus episcopus" der größten evangelischen Landeskirche als Klosterstifter, — das wäre allerdings, mit Paulus zu reden, „ein Schauspiel für die Welt, für Engel und Menschen." Man glaubt sich dessen um so mehr versehen zu dürfen, als ja der Kaiser als junger, unerfahrener Prinz in Briefen, die soeben in Rom tendenziös veröffentlicht worden sind, ein geradezu naives Zutrauen ausgesprochen hat nicht nur zu dem Bischof Kopp, sondern auch zu einem Nuntius Galimberti, demselben Galimberti, der in einem 1879 in Rom gehaltenen Vortrag die Hydra des Socialismus und Anarchismus, ja den Dolch Ravaillacs auf Luther und die Reformation zurückzuführen verstand (Kirchl. Corresp. v. 7. Juni c.). — Daß man unter solchen Umständen selbst im Auslande über die deutsch-preußische Kirchenpolitik den Kopf schüttelt, ist zu begreifen. Unter der Ueberschrift „Rom in Deutschland" hat die englische Zeitschrift „Critic" unlängst die folgende Betrachtung über dieselbe gebracht, von der wir lediglich als dem Eindruck eines politisch verständigen und unbefangen

zuschauenden Nachbars Act nehmen. „Deutschland, heißt es darin, ist bisher für uns Engländer im allgemeinen der Inbegriff des correcten Lutherthums gewesen: wir werden uns daran gewöhnen müssen, fortan in der Partei des dem Papste eingeschworenen Ultramontanismus die Regierungspartei des Deutschen Reiches zu erblicken.... Der Flottenentwurf ging, dank der Haltung des Centrums glücklich durch!... Nunmehr erhebt sich die interessante Frage: Was hat Rom dafür bekommen? Man raunt sich zu: nichts Geringeres als das Versprechen, das Centrum zur ministeriellen Partei zu machen, und der Gedanke ist durchaus nicht so lächerlich, als er auf den ersten Augenblick scheinen möchte. Die zweifellose Absicht des Kaisers ist, die Klerikalen als den Kern einer großen antisocialistischen Partei zu benutzen. Der Präsident des Reichstags ist ein Katholik, der Reichskanzler desgleichen; auch ist allbekannt, in welchem Umfang die Berliner Gesellschaft vom Jesuitismus durchzogen ist. Kurzum, was auch immer im Tauschhandel den Römlingen versprochen sein mag: jedenfalls sind die Beziehungen der deutschen Regierung zum Vatican im gegenwärtigen Moment äußerst bedeutsam. Sollte sich die Regierung ernstlich compromittirt haben, so könnte die Situation außerordentlich schwierig werden.... Religiöse Glaubensfragen dürfen gewiß nicht bei der Beurtheilung des Werthes von Staatsmännern mitwirken. Allein wenn die Lehren der Geschichte nicht völlig nutzlos bleiben sollen, so wäre es für die Lenker Deutschlands doch angezeigt, sich wohl zu besinnen, ehe sie die Lenkung der Regierungsmaschine der extremen katholischen Partei ausliefern. Der Klerikalismus als politischer Factor auf dem Continent erweckt am Ende des 19. Jahrhunderts zu trübe Erinnerungen, als daß man mit Gleichmuth auf jeden Versuch blicken könnte, den derselbe, nachdem er einmal gefallen, macht, um den alten Einfluß wieder zu gewinnen. In Deutschland könnte er leicht die Elemente des Zusammenbruchs säen."

Während sich das officielle Deutschland so zur Stütze der weltherrschaftssüchtigen päpstlichen Reaction hergibt, kracht dies innerlich morsche Weltherrschaftsgebäude anderweitig in allen Fugen. Wie der Papismus Spanien an den Rand des Verderbens gebracht, die Revolution in Cuba und auf den Philippinen gesät hat, liegt gegenwärtig vor aller Augen. Dabei charakterisirt den moralischen Werth dieser herrschsüchtigen Hierarchie, was die Allg. Luth. Kirchenztg. von dem Erzbischof von Manila erzählt. Beim Ausbruch des Krieges erließ derselbe einen Hirtenbrief, in dem es hieß: „Häretiker suchen die wahre Religion zu unterdrücken; unsere Söhne werden unter die Hände von Barbaren fallen, die alle Laster und Untugenden aufzuweisen haben, und die einzige Religion, die der Menschheit den grünen Zweig der Hoffnung hinhält, wird auf diesen Inseln dem Untergang geweiht sein. Gott

wird denen, die für die Religion in den Kampf ziehen, mit dem ewigen Leben lohnen." Jetzt, wo es galt, in dem aufs Aeußerste bedrängten Manila als guter Hirte inmitten seiner Heerde auszuhalten, ist dieser Miethling davongelaufen und hat sich auf ein Schiff der von ihm beschriebenen häretischen Barbaren, auf ein deutsches Schiff geflüchtet. — In Italien hat die Papstkirche sich soeben wieder zu der berühmten Losung des Cardinals Meglia bekannt: „Uns kann nur noch die Revolution helfen." Die Regierung hat sich genöthigt gesehen, eine ganze Reihe klerikaler Vereine und Zeitungen zu unterdrücken, und in der Diöcese Mailand ist der priesterliche Herausgeber eines aufrührischen Blattes zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt worden. Die Mitschuld des Erzbischofs von Mailand scheint trotz der Ableugnung Leos XIII. außer Zweifel zu stehen, ja die Mitschuld des Papstes selbst sich der Regierung derart aufgedrängt zu haben, daß König Humbert sich entschloß, dem Papst einen Brief zu schreiben und ihn darauf hinzuweisen, daß, wenn der Quirinal stürze, der Vatican nachstürzen werde. NB., welcher Reflex fällt von diesen italienischen Vorgängen hinterher auf jene Demonstration gegen den Quirinal und für den Vatican, zu der in Rom die letzte Geburtstagsfeier des deutschen Kaisers unter Theilnahme des preußischen Gesandten mißbraucht worden ist! — Daneben schreitet die altkatholische Bewegung in Italien fort. Vor uns liegt ein von dem Mailänder Priester Negroni, einem Bundesgenossen Miraglias, herausgegebenes Blatt la chiesa cattolica nationale d'Italia, das sich offen zum Altkatholicismus bekennt. Ein Titelbild, il trionfo della verita, zeigt die Erscheinung Christi auf Himmelswolken, die Evangelien entfaltend; alles Volk strömt jubelnd auf ihn zu, während der Papst und sein Anhang entsetzt vor ihm flüchtet. — In Frankreich gewinnt die von Bourrier organisirte evangelische Bewegung im Katholicismus immer mehr Raum; ihr „Chrétien français" soll bereits 6000 Abonnenten zählen. Der „Catholique français", ein anderes, der conservativen Seite dieser Richtung angehöriges Blatt, constatirt in einem Aufsatz „l'exode français" den Fortschritt dieses „Auszugs" aus der Kirche und fährt dann fort: „Ist nun die römische Kirche in Frankreich geschwächt, so daß eine demnächstige Zersetzung zu fürchten ist? Die römische Kirche unseres Landes ist eine bizarre Mischung von Stärke und Schwäche. Sie ist stark durch ihre Organisation, ihr Prestige, ihre Reichthümer, ihre politischen Anstrengungen, die in den letzten Zeiten nicht erfolglos gewesen sind. Aber sie ist schwach durch die Unwissenheit ihrer Laien in religiöser Hinsicht, durch die abergläubischen Uebungen, durch ihren schändlichen Handel mit religiösen Dingen, durch den herrschenden antichristlichen Geist ihrer Führer und endlich durch den geistlichen Standpunkt ihres Klerus. Und wir fragen, warum ihre Leiter die Augen nicht öffnen bei den Gefahren

einer Lage, die sie besser als wir kennen. Jedesmal wenn Rom ein neues Dogma verkündet, wie 1854 die unbefleckte Empfängnis und 1870 die Unfehlbarkeit des Papstes, haben wir sagen hören: Ihr werdet jetzt sehen, wie die Frömmigkeit wiederaufblüht, wie die Massen zur Kirche zurückkehren, wie die Religion triumphiren wird. Falsche Prophezeiungen; alle Welt in Frankreich ist Zeuge davon. Nie ist es mit der Religion so sichtlich und so furchtbar bergab gegangen, wie seit jenen verderblichen Tagen. Und die Religion hat noch mehr in der Tiefe verloren als an der Oberfläche. Der „Auszug" des Klerus ist eines der Vorzeichen der großen Erniedrigung dessen, was sich mit Stolz erhoben hat. Daß diese Bewegung ihren Fortgang nimmt, überrascht uns nicht. Wir hatten vor einigen Tagen Gelegenheit einen Priester zu sehen, der unseren alten katholischen Glauben hatte, aber fortgesetzt den geistlichen Dienst in der römischen Kirche ausübte; er sagte, es gebe unter seinen Amtsgenossen eine große Zahl, welche dächten wie wir, aber, fügte er hinzu: Sie wissen, daß der französische Klerus nicht reich ist und daß Sie uns kein Stück Brod anzubieten haben.... Im Ganzen betrachtet, wird die Folge des „Auszugs" die stufenweise Abschwächung der ultramontanen Kirche sein, und wir können uns darüber nicht betrüben...." — Ein katholischer Staatsmann schreibt: „Es vollzieht sich in der katholischen Geistlichkeit unter den guten Priestern, unter denen, welche Glauben haben, eine Bewegung, welche interessant zu beobachten ist. Ich spreche von den guten Priestern: denn es gibt so viele gleichgültige, für die das Priesterthum ein Handwerk ist, das sie nährt, — die werden römisch bleiben." Ein Geistlicher beginnt: „Der Block bröckelt, große Steine haben sich allmählich losgelöst. Was läßt er in der Kirche? Uns Priester und ein paar seltene Gläubige, die uns mit schwankenden Schritten folgen; das ist alles. Das Schiff des heiligen Petrus schöpft Wasser an allen Enden. Meine Freunde, streikt! Keine Soutane, kein Cölibat, kein Gefängniß mehr! Um Mensch zu werden, laßt euch zu Menschen erheben! Hochwürdige Bischöfe, ihr seufzt, ihr beklagt die Bewegung als einen Niedergang, — ich, ein Priester, begrüße sie als ein Morgenroth." Ein anderer Priester bekennt: „Ich kenne eine Kirche, die Mörderin der Gewissen. Aber in meinem Alter thut man was man kann. Ich habe den traurigen römischen Katechismus durch das Evangelium ersetzt; seit sechs Monaten erkläre ich das Evangelium Johannis, anstatt über die falschen Mirakel, die falschen Reliquien oder die Unfehlbarkeit eines Fehlbaren zu predigen." — Was soll man endlich von dem unseligen Oesterreich sagen, das in der römischen Kirche so lange den zusammenhaltenden Kitt gesucht hat, und nun haltlos auseinanderbröckelt? Durch die deutschen Volksstämme, die dort um ihr nationales Menschenrecht kämpfen, geht die Losung „Los von Rom!" in

immer neuen Tonarten. „Wenn der Tschechenhäuptling im Bischofshut, der Bischof Bynich von Königgrätz, so weiter fortfährt, rief neulich der Abgeordnete Wolf im österreichischen Reichsrath aus, wenn er geflissentlich alles thut, um die Erbitterung der Deutschen wach zu rufen, wenn er sich erkühnt, in rein-deutsche Gegenden tschechische Kapläne zu schicken, so werden die Deutschen zum letzten Auskunftsmittel greifen, dem Uebertritt zum Protestantismus." Einstweilen geht die altkatholische Bewegung in Nordböhmen, die man vor einiger Zeit todtsagen wollte, trotz aller Regierungschikanen lebendig fort; allein in Gablonz sind seit Jahresanfang 230 Personen zum Altkatholicismus übergetreten. Aber auch im klerikalsten Lande der Monarchie, in Tyrol, gährt es gegen das Bündniß römischer Hierarchie und deutschenfeindlicher Regierungspolitik. Da die liberale Bozener Zeitung sich des bedrängten Deutschthums annimmt, hat der Fürstbischof von Trient sie in den Bann gethan und verboten sie zu lesen; aber eine Versammlung von mehr als tausend Bürgern dieser deutschen Hauptstadt von Südtyrol hat dagegen protestirt und hält an ihr fest. Das ist derselbe Fürstbischof von Trient, unter dessen Aegide jene unglaublichen Rohheiten bei protestantischen Begräbnissen in Bozen angestrengt werden. Unter seinem Patronat erscheint in Bozen ein „Tiroler Volksblatt", von dem eine mir vorliegende Nummer unter dem Titel „Die Deutsch-nationalen und ihr ‚Gottesmann' Luther im rechten Lichte" den ordinärsten ultramontanen Straßenkehricht gegen Luther zusammenträgt. Und dieses ohnmächtige Gebell des Hundes in der Fabel wider den am Himmel strahlenden Mond beginnt mit dem bemerkenswerthen Eingeständniß: „Deutsch sein heißt lutherisch sein; dieser Spruch liegt den Hauptführern unserer deutsch-nationalen Bewegung in Oesterreich sofort auf den Lippen, und in Wien ist es ihnen gelungen, viele Personen zum Uebertritt ins Lutherthum zu veranlassen."

So sieht es im Innern der römischen Weltherrschaftskirche aus, des Kolosses mit den thönernen Füßen, vor dem das junge Deutsche Reich sein Angesicht bis zur Erde neigt.

Evangelisches und Unevangelisches aus dem Deutschen Reich. In Eisenach hat soeben die deutsch-evangelische Kirchenconferenz, das schwache Einheitsorgan unserer 26 (mit der deutsch-österreichischen 27) Landeskirchen getagt. Soweit ich aus den Zeitungsberichten entnehmen konnte, hat sie sich mit vier Fragen beschäftigt, der Kirchenstuhlvermiethung, dem Kirchenbaustyl, der Feuerbestattung und der Schulbibel. Mancher warme deutsche Protestant ist vielleicht der Meinung, daß ein solcher Senat unserer deutsch-evangelischen Kirche in diesen schweren Zeiten Ursache gehabt hätte, gewichtigere

Fragen zu erörtern; immerhin sind die verhandelten nicht ohne Interesse, wären sie nur mit etwas freierem Geiste behandelt worden. In der Kirchenstuhlfrage fordert unsere sociale Lage und öffentliche Meinung entschieden die Freiheit und Unentgeltlichkeit des Gottesdienstes. Hinsichtlich der Ansicht der Conferenz widersprechen sich die Nachrichten; nach der einen wäre eine allmähliche Einschränkung des Vermiethens empfohlen, nach der anderen die Sache als noch nicht spruchreif dahingestellt worden. Auch der letzten preußischen Generalsynode ist ein auf schonende Beseitigung des weitverbreiteten Mißstandes gerichteter Antrag der sächsischen Provinzialsynode vorenthalten worden; mit welchem Recht, ist mir unverständlich. — Was den Kirchenbaustyl angeht, so dringt bekanntlich eine neuerliche architektonische Schule auf Ausbildung einer specifisch-protestantischen Gestaltung des liturgischen Raumes, wie die principielle Verschiedenheit des katholischen und des evangelischen Cultus sie auch fordert. Wenn demgegenüber die Eisenacher Conferenz, wie es in einem Berichte heißt, sich wesentlich damit begnügt hätte, „das Alte zu registriren und gewissermaßen zu kanonisiren", so wäre das für die reactionäre Grundstimmung unserer Kirchenregierungen ebenso bezeichnend, wie für ihr Ansehen beklagenswerth. — Die Feuerbestattung anlangend, so hat die Conferenz mit Recht betont, daß der Kirche keine positive Förderung und unmittelbare Betheiligung an dieser wider unsere christliche Volkssitte angehenden Neuerung gezieme. Aber wenn sie andererseits anerkannte, daß die Feuerbestattung keinem göttlichen Gebot oder christlichen Glaubensartikel widerstreite, so hätte sie auch das Ihrige thun sollen, daß ein letztwillig zur Feuerbestattung Bestimmter nicht wie ein Excommunicirter behandelt werde, wie durch das preußische Verbot an die Geistlichen, auch nur im Trauerhause eine Trauer- und Trostfeier im liturgischen Kleide zu halten, geschieht. — Endlich die Schulbibel, — auch eine Zeitforderung, die gute christliche Berechtigung hat, der aber möglichst zu widerstehen gegenwärtig für kirchenregimentliche Weisheit oder kirchliche Correctheit gilt. Sind wir recht berichtet, so wurde ein alttestamentliches „Lesebuch" nothdürftig erlaubt, aber die „Schulbibel", d. h. die für die Jugend auswählend behandelte Bibel weit weggewiesen und die Gesammtbibel für die höheren Schulstufen festgehalten. Ich halte das weder für pädagogisch noch für evangelisch. Es ist keine Möglichkeit, auch nur Gymnasiasten in ein allseitiges Verständniß des Alten Testamentes einzuführen, und gewisse Partieen desselben taugen aus sittlichen Gründen ein für allemal nicht für Kinderaugen. Man thue doch nicht so, als ob das Alte Testament in demselben Sinne unsere heilige Schrift wäre wie das Neue: es ist's nur unter Vorbehalt der tiefgreifenden Kritik, die Christus an ihm übt, der den Kleinsten seiner Reichsgenossen höher stellt als den Größten der Propheten

und von einer Nachahmung dessen, was Elias im Namen Gottes gethan, abmahnt mit dem strafenden Wort: „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid?“ Wird das nicht beachtet, dann werden den Kindern aus gewissen Lehren und Erzählungen des A. T. geradezu unchristliche Gedanken über Gott und Gottes Willen beigebracht. — Alles in allem genommen müssen wir einem Leitartikel der Magdeb. Zeitung Recht geben, welcher bedauert, daß in der Eisenacher Conferenz ein so schwachmüthiger und greisenhafter Geist walte, so wenig frischer und freier Muth, berechtigten Zeitforderungen entgegenzukommen, und daß so die gehegte Hoffnung, als werde dieselbe einen frischeren Zug in unser kirchliches Leben bringen, immer mehr aufgegeben werden müsse.

Sehr befremdliche Thatsachen aus dem Bereich des preußischen Kirchenregiments sind unlängst in der „Täglichen Rundschau“ mitgetheilt worden, „von hochangesehener Hand“. Der soeben von Wiesbaden nach Münster versetzte Consistorialpräsident Stockmann, dem in der evangelischen Kirche des Consistorialbezirks Wiesbaden nicht nachgetrauert wird, war nur Consistorialpräsident im Nebenamt, im Hauptamt aber Dirigent der Regierungsabtheilung für Kirchen- und Schulsachen und als solcher der Vorgesetzte sämmtlicher katholischen geistlichen Schulinspectoren, so daß, wenn Conflicte der evangelischen kirchlichen Interessen mit solchen katholischer Geistlichen stattfanden, z. B. über confessionelle Kindererziehung, die kirchliche Instanz gegenüber der politischen so gut wie keine Vertretung hatte. Noch mehr, — während in Nassau die evangelische Union im Vollsinn durchgeführt und lebendig ist, stand der Consistorialpräsident außerhalb derselben; als confessioneller Lutheraner communicirte er nie in der Gemeinde, in der er wohnte, sondern fuhr in solchen Fällen nach Homburg, um ein nicht-unirtes Abendmahl zu finden. Nach welchem Kirchenrecht nun unser Cultusminister einem evangelischen Kirchenkörper einen Dirigenten geben konnte, der gar kein Mitglied derselben sein will, sondern sich demselben gegenüber wie ein Separirter benimmt, ist uns unverständlich, und die einzige Entschuldigung für eine solche Maßregel ist die, daß unser Cultusministerium die confessionelle Stellung des Herrn Stockmann nicht gekannt hat, die es aber bei seiner Ernennung zum Consistorialpräsidenten hätte kennen sollen. Ueberhaupt erweckt die regimentliche Behandlung der nassauischen evangelischen Kirche seit 1866 eigenthümliche Gedanken. Während confessionell lutherische Theilkirchen wie die Hannöver'sche trotz ihres Antipreußenthums mit der äußersten Zartheit und Schonung behandelt worden sind, ist das unirte Nassau, in dem vielleicht am meisten preußische Sympathie war, auch kirchlich als ein erobertes Land behandelt worden. Man hat ihm ein Consistorium von fast lauter Nicht-nassauern gegeben, hat nicht einmal ein Gehalt für einen

selbständigen Consistorialpräsidenten übrig gehabt, es aber um so mehr mit importirter Confessionalität beglückt, als wenn es preußische Staatsaufgabe wäre, die Nassauer von ihrem Unionismus zum Lutherthum zu bekehren. Ein höchst befremdlicher Zug in der preußischen evangelischen Kirchenpolitik, der sich nicht einmal auf Nassau beschränkt. Was soll man dazu sagen, daß unser evangelischer Oberkirchenrath jetzt eben jenen Herrn Stockmann, der sich in Wiesbaden als separirter Lutheraner gerirt hat, zum Consistorialpräsidenten in Münster macht, also an die Spitze einer Provinz unserer unirten Landeskirche stellt? Ueber zweihundert Jahre hat man in Brandenburg-Preußen die Fahne der Union hochgehalten, von Johann Sigismund und dem großen Kurfürsten an bis in die Tage Friedrich Wilhelms III.; es war die Zeit, wo Preußen an der Spitze einer gesunden Fortentwicklung des deutschen Protestantismus sich befand, die ja mit der evangelischen Union steht und fällt. In den beiden letzten Menschenaltern, in welchen in Preußen mit wenigen lichten Intervallen die orthodoxistische Reaction auf evangelischem Kirchengebiete großgepflegt worden ist, was ja auch mit der Pflege freundschaftlicher Beziehungen zu Rom am besten stimmt, erscheint die evangelische Union in die Ecke gestellt. Unter Friedrich Wilhelm IV. war sie nahe daran, in die Luft gesprengt zu werden, und 1866 bei der Annexion der neuen Provinzen hat man sie verleugnet, indem man die Tausende von unirten Evangelischen, welche als Beamte oder sonst in die neuen Landestheile verzogen, dem dort regierenden Confessionalismus rechtlos preisgab. Bei der letzten Volkszählung haben allein in Frankfurt a. M. sich mehr als 41 000 Protestanten als Unirte bekannt, welche sämmtlich in den dortigen Kirchenverhältnissen rechtlos dastehen und daher einem dortigen keineswegs gesunden Freikirchenthum, als der einzigen kirchlichen Heimath, welche sich ihnen öffnet, anheimzufallen im Begriff sind. Wenn nun doch ein solches Verleugnen des evangelischen Unionsprincips und damit des kirchenhistorischen Berufs Preußens auf protestantischem Gebiete den Gesinnungen unserer verantwortlichen kirchenregimentlichen Leiter, wie wir annehmen, nicht entspricht, so muß ihnen um so mehr ein Caveant consules öffentlich zugerufen werden.

Der Alberschweiler Proceß. Wir haben oben die Hoffnung ausgesprochen, daß der Ultramontanismus, wenn der deutsche Staat und der evangelische Protestantismus zu schwach sein sollten, mit ihm fertig zu werden, seinen Ruin schließlich von innen heraus selbst besorgen werde. Eine gute Stütze für diese Hoffnung bietet der unlängst in zweiter Instanz verhandelte Alberschweiler Proceß.

In Alberschweiler, einem deutsch-lothringischen Ort unweit Saarburg, war im Jahre 1893 bei der Fronleichnamsprocession folgende Scene zu sehen. Auf einem mit Blumen geschmückten Altar erhob sich ein Kreuz und an demselben war ein vierzehnjähriger derber Bursche angelehnt, bis auf eine die Scham verhüllende Badehose völlig nackt, die Hände mit Strumpfbändern angebunden, eine Seitenwunde mit Kälberblut aufgemalt, und zu den Seiten dieses fein-sollenden Crucifixus knieten zwei ebenfalls vierzehnjährige Mädchen, anscheinend in Andacht versunken. Als der Ortspfarrer L'Huillier an diese Schaustellung kam, celebrirte er vor derselben; danach ward der Darsteller des Gekreuzigten von einem Metzgerknecht abgeknüpft oder abgeschnitten und in ein Nachbarhaus getragen. Diese scandalöse Schaustellung als Bestandtheil eines religiös-kirchlichen Actes erzählte der evangelische Pfarrer Gerbert nach der Beschreibung von Augenzeugen auf dem vorjährigen Berliner Gustav-Adolfs-Fest als eine charakteristische Probe der Schamlosigkeit und Verkommenheit des Ultramontanismus. Der elsässische ultramontane Reichstagsabgeordnete und Erzpriester Küchly erklärte diese ganze Erzählung für erfunden, und als Pfarrer Gerbert sich hiegegen auf den Veranstalter des lebenden Bildes, den römischen Pfarrer L'Huillier, berief, erhob dieser gegen ihn wegen Beleidigung der katholischen Kirche die gerichtliche Klage. In der That verurtheilte das Saarburger Schöffengericht den Pfarrer Gerbert zu einer Beleidigungsstrafe von 500 Mark. Aber diese genügte dem ultramontanen Uebermuth nicht: der Kläger hatte zwei Jahre Gefängniß und die Zulassung von 108 Priestern und 58 Bürgern, welche sich alle in ihrem allerheiligsten Glauben tiefverletzt fühlen sollten, beantragt, und diese Nebenkläger sammt jenem Strafmaß waren abgelehnt worden. So appellirten beide Theile; die erneute Verhandlung fand am 26. und 27. Mai in Zabern statt, und die 166 Nebenkläger waren zu ihr zugelassen. Das Verhör ergab die wesentliche Wahrheit des anstößigen Vorgangs, namentlich die nahezu völlige Nacktheit des Crucifixus-Darstellers und das Anstößige, ja Entweihende der allerdings in Lothringen, wie es scheint, altherkömmlichen Darstellung wurde selbst von dem katholischen Anwalt des Angeklagten lebhaft hervorgehoben. Bei dem Zeugenverhör kamen noch andere eigenthümliche Dinge zur Sprache. Der Pfarrer L'Huillier hatte seinen Gemeindegliedern den Vorgang so, wie er ihn dargestellt wissen wollte, von der Kanzel erzählt und diejenigen, welche ihn anders gesehen haben wollten, aufgefordert, zu ihm zu kommen. Er hatte seinen Vicar, als dieser in einer Predigt über die Wahrhaftigkeit den Leuten sagte, man müsse immer die Wahrheit reden, auch wenn es einem schwer falle, öffentlich unterbrochen und ihm befohlen die Kanzel zu verlassen. Ein katholischer Gendarm, der das Kreuzigungsschauspiel mit angesehen hatte, war von dem-

ſelben ſo angeeckelt, daß er zu einem proteſtantiſchen Collegen ſagte: Sehen Sie, dieſe Götzendienerei hat mir meine Religion verleidet, und in der Folge zum Proteſtantismus übertrat. Dieſe beiden Gendarmen hatten von der Schauſtellung als einem öffentlichen Unfug eine Anzeige bei der Kreisdirection gemacht, aber dieſe Anzeige war auf der Kreisdirection — wohl aus zarter Rückſicht auf die Eigenthümlichkeiten der katholiſchen Religion —„verſchwunden". Auch kam zur Erwähnung, daß es in der Alberſchweiler katholiſchen Kirche unlängſt „anläßlich eines Gottesdienſtes zwiſchen zwei Prieſtern zu wüſten Scenen, Beſchimpfungen und Handgreiflichkeiten gekommen". — Das Urtheil fiel dahin aus, daß dem Pfarrer Gerbert wegen zweier beleidigenden Ausdrücke der zehnte Theil der in erſter Inſtanz verhängten Geldſtrafe (30 + 20 Mark auferlegt ward, die 166 Nebenkläger dagegen koſtenpflichtig abgewieſen wurden; ein Urtheil, gegen welches ſowohl Gerbert als die Nebenkläger nochmals appellirt haben, das aber bereits wie eine moraliſche Vernrtheilung nicht des Verklagten, ſondern der Kläger gewirkt hat.

Aber das alles, ſo intereſſant es iſt, tritt zurück gegen die Figur des Anwalts, den ſich die Nebenkläger gewählt hatten, des Landgerichtsraths a. D. Stieve, eines ultramontanen Prachtexemplars, welches ſich der Welt vorausverkündigt hatte durch die maſſenhaft verſendete anonyme Denkſchrift „Der gekreuzigte Knabe von Alberſchweiler, von Anti-Guſtav-Adolf". Dieſer Edle begann damit, den Pfarrer Gerbert darauf zu inquiriren, ob er nicht aus einer gemiſchten Ehe ſtamme, um ihn nämlich deſto verdammungswürdiger zu finden. Er beantragte, die für Gerberts Darſtellung auftretenden durchaus glaubwürdigen proteſtantiſchen Zeugen auf den Verdacht des Meineids hin in Haft zu nehmen, weil ſie anders ausſagten wie die von Pfarrer L'Huillier vorbereiteten römiſchen. Er erlaubte ſich dem Angeklagten gegenüber Ausdrücke wie „unverſchämte Schmähungen" und „wider beſſeres Wiſſen ausgeſtoßene Verleumdungen", obwohl demſelben keine Abweichung von der Wahrheit nachgewieſen ward. Noch mehr, er dehnte trotz der fortwährenden Abmahnung des Präſidenten ſeine Schimpfreden auf den Guſtav-Adolfs-Verein aus, weil Gerbert in dieſem die Schauſtellung erzählt hatte, auf Guſtav Adolf, den er einen verbrecheriſchen König, ja den größten Miſſethäter aller Zeiten —, auf Bernhard von Weimar, den er einen ſchurkiſchen Landesverräther nannte, und er leugnete, daß jemals ein Papſt weltliche Macht- und Herrſchaftsanſprüche verfolgt habe. Aber das Intereſſanteſte war ſein kirchenpolitiſcher Rechtsſtandpunkt: er ſprach der evangeliſchen Kirche im Elſaß, ja im Deutſchen Reiche jede Gleichberechtigung und im Grunde jede Exiſtenz ab. „Es iſt ein Irrthum, wenn man von Confeſſionen ſpricht: es gibt in Elſaß-Lothringen nur Eine Confeſſion und Einen Klerus; das iſt der katholiſche. Daher iſt der Angeklagte auch kein Prieſter und Pfarrer;

er hat ja zugegeben, daß er nicht katholisch getauft ist, — wie kann er also sagen, er sei ein evangelischer Mann?" Und wiederum: „Alle diejenigen, welche aus Altdeutschland zu uns kommen, treten, soweit sie nicht katholisch sind, aus ihrer Landeskirche aus, können aber hier in keine neue eintreten, da es nur die katholische gibt, sind also glaubenslos." Ja, er rekatholisirte in seiner Theorie das ganze Deutsche Reich, indem er behauptete, daß in demselben von Parität keine Rede sein könne, vielmehr auf Grund der Versailler Proclamation dem Katholicismus die Vorherrschaft gebühre, insonderheit der deutsche Kaiser „unbedingt ein Katholik sein müsse."

Als ich diese Dinge las, war ich zunächst der Meinung, der Gerichtspräsident hätte Herrn Stieve, anstatt vergeblicher Versuche ihn zu mäßigen, auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen sollen. Ich wußte noch nicht, daß Herr Stieve, der Sohn eines Mitgliedes der ehemaligen „katholischen Abtheilung im preußischen Cultusministerium", eine anerkannte Celebrität der ultramontanen Partei im Reichslande ist, ein Mitarbeiter an dem von der Görresgesellschaft herausgegebenen „Staatslexikon zur Pflege der katholischen Wissenschaft", für welches er elf Artikel verfaßt hat, und an welchem ebenso die Centrumsgrößen Bachem, v. Buol, Groeber, Hertling, v. Huene, Schädler, Spahn mitarbeiten, also ein Gesinnungsgenosse unserer Centrumspartei. Allerdings wird dieselbe durch die von diesem enfant terrible gezogenen letzten Consequenzen ihrer kirchenpolitischen Doctrin einigermaßen bloßgestellt, und es begreift sich die Bemühung der „Germania" und der „Kölnischen Zeitung", die „unglaublichen Declamationen" des Herrn Stieve von den Rockschößen der Partei abzuschütteln. Umsonst: wenn man sich die auf den ersten Blick wahnwitzigen Aufstellungen näher überlegt, so erkennt man in ihnen logisch richtige Folgerungen bekannter und für den römischen Katholiken infallibel feststehender Folgerungen des papistischen Lehrsystems, — nur daß das Centrum es liebt, diese äußersten Folgerungen vor sich selbst oder vor anderen einstweilen zu verhehlen. So ist z. B. das Postulat eines katholischen Kaisers nur die Consequenz des bereits bei der preußischen Königthumsstiftung ausgesprochenen päpstlichen Entscheids, daß ein Ketzer keine Königskrone tragen dürfe, und daß die evangelischen Kirchen, ja das evangelische Bekenntniß überhaupt auf Erden in den Augen des Papstthums rechtlos sind, wissen wir längst. Es verlautet, daß der Kaiserliche Staatsanwalt Herrn Stieve wegen Beleidigung der evangelischen Kirche in Anklagestand versetzt habe: wir wollen erwarten, was dabei herauskommt. Dringender wäre es jedenfalls, wenn die Kaiserliche Regierung sich darüber besänne, ob sie an diesen Blüthen des „Katholisch ist Trumpf" ohne Mitschuld sei, und ob sie es mit ihren Pflichten gegen das evangelische Deutsch-

land länger vereinigen könne, eine Partei, die solche Rechtsansichten hervortreibt, als Regierungspartei zu behandeln.

Die neueste ultramontane Lüge. Die „Tägliche Rundschau" vom 3. Juli druckt mit der Ueberschrift „Unerhört" aus der St. Johann-Saarbrücker Volksztg., die sich als „Organ des Centrums" bezeichnet, folgende bereits am 23. Juni erschienenen Artikel ab. 1) (Großgedruckt). „Auf Allerhöchsten Befehl ist an die Ressortminister die Weisung ergangen, ihre Untergebenen dahin zu belehren, daß bei der Wahl nichts gegen das Centrum zu unternehmen sei. Indem wir dieses zur Kenntniß unserer Leser bringen, bitten wir, nur ruhig bei der Stichwahl für das Centrum zu stimmen; kein Haar wird ihm (sie) gekrümmt werden. Sollte sich trotzdem ein Beamter finden, der gegen den Willen des Kaisers handelt, so werden wir schon Mittel und Wege finden, seine Thaten an passender Stelle anzubringen. Also keine Furcht und muthig zur Wahl." 2) St. Johann, den 23. Juni 1898. „Der Abgeordnete Euler sagte in der Wahlversammlung zu Saarbrücken u. A.: „Viele Beamte glauben durch Wahlbeeinflussungen gegen das Centrum sich bei ihren Behörden eine gute Note zu verdienen. Ich komme nach Berlin, auch wenn ich hier nicht gewählt werde, und da versichere ich Ihnen, meine Herren, daß ich dafür sorgen werde, daß diese Beamten statt der guten Note eine schlechte erhalten, wenn Sie mir die Fälle mit den nöthigen Beweismitteln zur Verfügung stellen." Also, Wähler, bringt uns alles zur Anzeige; wir werden für die Weiterbeförderung schon sorgen."

Wir sind überzeugt, daß diese Veröffentlichung der St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung auf einer Wahllüge beruht, wer dieselbe auch in die Welt gesetzt haben mag; es wird ja bekanntlich nie so viel und so arg gelogen als bei den Wahlen. Aber wir bitten zu beachten, bis wohin die ultramontane Wahllüge sich hier vorwagt. Sr. Maj. dem Kaiser und seiner Regierung wird geradezu eine Conspiration mit dem Centrum, also der offenbare Verrath an dem nicht-ultramontanen Deutschland angedichtet. Es wird vorausgesetzt, daß die Kaiserliche Regierung so schändlich gesinnt sei, um Beamte, welche nach ihrer politischen und kirchlichen Ueberzeugung die ultramontane Partei nicht unterstützen, dies büßen zu lassen. Ja, es wird Sr. Maj. selbst eine unwürdige Wahlbeeinflussung, ein unerhörter Druck auf das patriotische und confessionelle Gewissen seiner Beamten positiv zugeschrieben. Hier dürfte doch ein Dementi der Regierungsblätter nicht genügen: das nicht-ultramontane Deutschland darf erwarten, daß eine mit solchen Mitteln erschlichene Wahl für ungültig erklärt, und daß gegen die Erdichter und Verwerther jenes angeblichen „Allerhöchsten Befehls" seitens der

Reichsregierung gerichtlich eingeschritten werde. Tausende und Tausende werden mit uns hierauf gespannt sein.

Gustav-Adolfsfest in der Provinz Sachsen. Am 21. und 22. Juni hat der Hauptverein der Gustav-Adolfs-Stiftung in der Provinz Sachsen sein vierundfünfzigstes Jahresfest in Gardelegen gefeiert. Er durfte auf ein gesegnetes Jahr zurückblicken. Die Kirchencollecte hatte sich von 6313 auf 6779 Mark gehoben, die Zweigvereine von 83 auf 85 vermehrt; dem Hallischen Zweigverein war ein Legat von 6000 Mark zugefallen. Die Zweigvereine waren fast ohne Ausnahme rührig gewesen und hatten eine Bruttoeinnahme von über 30000 Mark erzielt. Mit Einschluß der Frauenvereinseinnahmen und der auf dem Jahresfest selbst zusammenfließenden Geschenke ergab sich eine Gesammtleistung der Provinz von ungefähr 58000 Mark. Die Aufnahme in Gardelegen und die Theilnahme der dortigen evangelischen Bürgerschaft hätte nicht herzlicher sein können. In einer abendlichen Versammlung wechselten mit schönen Chorgesängen eine ganze Reihe von Ansprachen, welche den Theilnehmern mannigfaltige Bilder aus der Nothgeschichte und den Vorpostenkämpfen der evangelischen Kirche vorführten; unter anderen sprach ein Abgeordneter der belgischen Missionskirche und ein Vertreter der siebenbürgischen Sachsen. Am Haupttag hielt in der schönen großen ganz gefüllten Nicolaikirche D. Haupt aus Halle die mächtige Predigt über Ev. Joh. 1, 23: „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüste: Richtet den Weg des Herrn". Die vom Referenten geleitete öffentliche Festversammlung brachte eine Fülle von edlen Geschenken zusammen, wie niemand sie in einer so kleinen Stadt erwartet hatte. Siebenmal Abendmahlsgefäße, vier Crucifixe, vier Paar Altarleuchter, drei Altardecken, ein Taufgeschirr, vierzehn Altarbibeln, verschiedene Schul-Lehrmittel, Ausstattungsgegenstände für Confirmandenhäuser, neunerlei Geldgeschenke, von Männer- und Frauenvereinen, Schulen, vereinigten und einzelnen Gebern. Die Vertheilungssumme der Abgeordnetenversammlung betrug 15000 Mark. Davon flossen 1500 in die Provinz Sachsen (1000 nach dem Eichsfeld, 500 nach Melchendorf-Dittelstedt bei Erfurt), 5400 in die Diaspora des Deutschen Reiches, der Rest in die außerdeutsche. Die Vorzugsgabe von 1000 Mark wurde dem in Bozen-Gries zu begründenden Filial von Meran zu Theil, da es gilt, in der Hauptstadt von Südtyrol, auf dem Kampfgebiet des fanatischen Erzbischofs von Trient und der deutsch-liberalen Bozener Bürgerschaft einen Leuchter des Evangeliums anzuzünden für mehr als zwölfhundert Protestanten, die von Bozen bis zur italienischen Grenze zerstreut sind.

4. Juli 1898. W. B.

Verlag von **Eugen Strien** in **Halle a. S.**

Die
Christliche Heilsgewißheit.

Eine systematische Darstellung
des Mittelpunkts evangelischen Heilsverständnisses

von

L. Clasen,
Pastor in Eichenbarleben.

gr. 8°. VIII und 240 Seiten. Preis 4,50 ℳ

„Die Schrift ist frei von allem gelehrten Apparat und darum sind auch keine Fußnoten. Die Darstellung ist aus einem Guß, die Sprache edel, dabei einfach, der Ton sehr gemessen, auch da wo Meinungsverschiedenheiten berührt werden, und darum berührt diese Schrift sympathisch und man folgt den Ausführungen des Verfassers sehr gern, die sich folgendermaßen zusammenfassen lassen. Nachdem er in der Einleitung die Bedeutung der Heilsgewißheit nach evangelischer Anschauung dargelegt und gezeigt hat, wie von ihr aus die so nöthige Verständigung zwischen den verschiedenen evangelischen Richtungen gewonnen werden könne, beschreibt er im ersten Abschnitt die christliche Heilsgewißheit nach ihren verschiedenen Momenten, wie sie sich im Verhältniß zu Gott, zu dem christlichen Selbst und zu der Welt darstellt; dann wird der Weg zur Heilsgewißheit aufgewiesen, wie sie nämlich ihre objektive Grundlage im dreieinigen Gott, vornehmlich in Jesus Christus als Versöhner, Offenbarer Gottes und Bringer des Gottesreiches hat, und wie ihre subjektive Bedingung der Glaube ist, der nach der Art seines Entstehens, seinem Wesen und seiner Bethätigung genauer untersucht wird. Im letzten Abschnitt werden die Folgerungen der Heilsgewißheit behandelt, einmal für das Leben der christlichen Persönlichkeit und sodann für die Stellung dieser Persönlichkeit zum Dogma und den christlichen Glaubenslehren. Wohlthuend berührt es, daß dem theologischen Streit möglichst aus dem Wege gegangen wird, daß vielmehr das Ganze eine positive Darbietung ist, von religiösen Motiven beherrscht. Der Verfasser ist Anhänger der modernen Theologie. Wo er jedoch die moderne Orthodoxie kritisirt, da geschieht dies durchaus in entgegenkommender und verständnißvoller, ruhiger Weise, wobei nicht die Absicht, wohl aber die Methode und die wissenschaftlichen Mittel und Resultate in Betracht kommen. Nach dem, was wir in gedrängter Kürze über den Inhalt des Buches mitgetheilt haben, wird der Leser wohl gefühlt haben, daß diese Monographie eine eingehende Beachtung, besonders auch seitens der im Amt stehenden Theologen verdient, zumal in einer Zeit des Zweifels und des Streites über den Glauben. Neben dem Inhalt ist besonders auch die sonstige Ausstattung des Buches hervorzuheben, das wir hiermit unsern Lesern empfehlen möchten."

Mitth. a. d. Gebiete der christl. Litteratur, 98 Nr. 3.

Das Konstanzer Concil in der Darstellung eines Augenzeugen.

Ueber das wichtigste kirchliche Ereigniß des 15. Jahrhunderts besitzen wir eine ganze Reihe zeitgenössischer Quellen. Schon der Helmstädter Professor Hermann v. d. Hardt konnte sechs Bände damit füllen, und seither ist noch die eine und andere neu entdeckt worden; aber neben ihnen allen behauptet die Chronik des Konstanzer Bürgers Ulrich von Richenthal einen selbständigen Werth. Zwar über die Concilsverhandlungen und über die theologischen, kirchlichen und kirchenpolitischen Fragen, die die Väter beschäftigten, erfährt man nicht allzuviel aus ihr; um so eingehender ist die Schilderung der äußeren Vorgänge, des Lebens und Treibens der bunt zusammengesetzten Menge, auch einzelner Ereignisse, die einen Höhepunkt in der Thätigkeit des Concils darstellen. Es ist ein anziehendes Culturbild, das wir von Richenthal erhalten.

Von der Chronik sind vier Handschriften vorhanden, die sich in Aulendorf, Konstanz, Wien und Wolfenbüttel befinden. Jede dieser Handschriften ist mit zahlreichen Abbildungen versehen, deren hoher culturhistorischer Werth anerkannt ist. Im Text weichen sie theilweise stark von einander ab. Die Specialforscher auf diesem Gebiet stimmen darin überein, daß keine dieser Handschriften den Anspruch darauf machen darf, das Original zu sein; daß aber die Aulendorfer, im Besitz der Grafen Königsegg befindliche, die erste Abschrift, bezw. Uebersetzung des Originals sein dürfte. Schon im Jahre 1483, also in einer Zeit, wo der Buchdruck erst in seinen Anfängen stand, wurde in Augsburg eine gedruckte Ausgabe der Chronik veranstaltet, ein Beweis ihres hohen Ansehens. Nach dem Zeugniß der Kenner hat diese Ausgabe freilich weniger Werth gelegt auf den Text, als auf die Abbildungen. Den geschichtlichen Werth der Chronik hat man erst in unserem Jahrhundert schätzen gelernt. Im Jahr 1882 hat der schwäbische Gelehrte Dr. Buck im Auftrag des literarischen Vereins in Stuttgart eine schöne Ausgabe der Aulendorfer Handschrift veranstaltet, die auch den folgenden Ausführungen zu Grunde liegt.

Man hat lange Zeit Ulrich Richenthal für einen Konstanzer Kanonikus gehalten, da ein solcher in den Archiven vorkommt. Diese Annahme ist

unmöglich. Auch wenn man die völlige Unbekanntschaft mit theologischen und kirchlichen Fragen jener Zeit mit der Zugehörigkeit zum Klerus nicht unvereinbar finden möchte, so geht doch aus dem ganzen Ton der Chronik hervor, daß sie von einem Laien verfaßt ist. Er schildert Gottesdienste und kirchliche Festlichkeiten in der Art eines Mannes, der nicht activ daran betheiligt ist; er steht der „pfaffhait“ und den „gelerten lüt“ gegenüber als einer, der sich unter ihre Autorität beugt, manchmal aber auch eine eigene Meinung zu haben wagt; und vor allem hat er nach seiner eigenen Erzählung Aufträge auszuführen gehabt, die dem Träger eines geistlichen Amtes kaum ertheilt worden wären. Er war der erste, der vom Grafen von Nellenburg hörte, daß das Concil nach Konstanz berufen werde, und zugleich die Anweisung erhielt, für die Verproviantirung zu sorgen. Als Herzog Friedrich von Oesterreich entwichen war, hat Richenthal im Auftrag des Rathes etwa fünfzig Absagebriefe an ihn geschrieben. Auch sittenpolizeiliche Maßregeln sind ihm anvertraut worden. Ob er im städtischen Dienst gestanden hat, läßt sich freilich nicht sicher ausmachen. Jedenfalls war er ein begüterter und angesehener Bürger, in dessen Haus ein Bischof seine Herberge hatte und auf dessen Landgut der König Sigismund mit seinem ganzen Hofstaat das Johannisfest feierte. Häufig läßt er durchblicken, daß er größere Reisen gemacht habe; mit unverkennbarem Stolz erwähnt er, daß er nach dem Concil die Heimat des Ketzers Hus besucht habe. Für Geographisches legt er ein entschiedenes Interesse an den Tag; seine Kenntnisse in dieser Richtung geben uns ein merkwürdiges Bild von den Vorstellungen, die man sich vor Anbruch des großen Entdeckungszeitalters auch in gebildeten Kreisen über ferne Länder machte. Von Afrika versichert er frank und frei: Affrica ist Kriechenland und hett zween Kaiserthumb under im, Constantinopel und Athen. Und fahet an gegen diesem tail in der Walachy und Türggy und gat an das mer gen Jerusalem und die Tunow (Donau) abhin, als verr die rinnet, und gat besit uss bis gen Idumea und zu der andern siten bis zu dem wasser Gyon, das da flüsset us dem Paradies, und wider umbher in die hinteren Rüten und zu der grossen Nonagrott (Nowgorod).*) Von der Tartarei weiß er zu erzählen, sie umfasse sieben Kaiserthümer; der oberste Kaiser heiße „magnus canis“, das ist der gross Kan oder hund! Auch der fabelhafte Priesterkönig Johannes von Indien, der in der mittelalterlichen Literatur hin und wieder wie eine Spukgestalt auftaucht, wird von Richenthal erwähnt; er will sogar seine Gesandten gesehen haben. In Konstanz wurde bekanntlich nach Nationen abgestimmt, um der Ueberzahl der italienischen Prälaten ein Gegengewicht zu geben.

*) Ich schließe mich in der Schreibweise an die Buckesche Ausgabe an.

Richenthal schildert nun, welche Länder zu den einzelnen Nationen gehören. Bei der französischen Nation wundert er sich, daß dort nur ein König sei, und meint, das mache die hohe Schule zu Paris — eine bezeichnende Bemerkung für den an die Zersplitterung gewöhnten Deutschen! Seine Ausführungen über die englische Nation klingen wie eine Prophezeiung. Er rechnet zu England „das Küngrich zu Arabia enend (jenseits) dem mer; das Küngrich Medorum, das Küngrich Persarum, die zway India; das Küngrich von Ethyopia, da die moren inn sitzend; das Küngrich von Egypten, das Küngrich von Ninefe.“ Selbst ein Cecil Rhodes könnte sich diese Zukunftsmusik gefallen lassen!

Richenthal hat es sich etwas kosten lassen, um seine Notizen zu bekommen. Eine Bulle Johanns XXIII., in der dieser seine Abdankung verkündigte, verschaffte er sich von einem päpstlichen Höfling um einen Gulden; Herolde aus fremden Ländern lud er zum Essen ein, um sie gesprächiger zu machen; mit dem Notar eines Erzbischofs setzte er sich in Verbindung, um über die innere Einrichtung des Conclave Näheres zu erfahren; vor allem aber suchte er überall selbst dabei zu sein, und so verdanken wir ihm manchen werthvollen Bericht, wie den über Hus' Verbrennung.

Die Sprache der Chronik erinnert sehr an den heutigen schweizerischen Dialekt; die Darstellung ist ziemlich fließend, doch nicht frei von Wiederholungen und hie und da unterbrochen durch einen frommen Stoßseufzer: allmächtiger Gott, bis min wegwiser! — da mihi intellectum — sancta trinitas — u. ähnl.

Wir wollen uns nun zuerst von unserem Gewährsmann das Leben und Treiben auf dem Concil schildern lassen und sodann in Erfahrung bringen, was er über den Hergang bei einzelnen wichtigen Ereignissen zu sagen weiß.

Die Vorgeschichte und die Ursachen des Concils dürfen wir als bekannt voraussetzen. Auf einer Zusammenkunft in Lodi gelang es dem König Sigismund, den Papst Johann XXIII. zur Abhaltung eines Concils auf deutschem Boden zu bewegen. Diese Verhandlungen schildert uns R. in naiver Weise: sie komend zesammen in ainem witen saal, und sauss (saß) der bapst mit siner infel an ainem Ort, und der römisch küng in dem andern ort, und da wurden se dies ze raut (zu Rath). Der Papst meinte, er werde seine Cardinäle und Erzbischöfe schwerlich über das Gebirge bringen. Der König erwiderte: er hett dry erweller des römischen richs, die da gross mächtig fürsten wären, die er och komerlich über das birg (Gebirg) bringen möcht. Von einem Grafen von Teck wurde nun Kempten vorgeschlagen. Graf Eberhard von Nellenburg aber meinte, Konstanz wäre besser gelegen; es sei eine reiche Stadt, auch die Umgegend sei wohlhabend, und auf dem

Bodensee ließe sich die Zufuhr der Lebensmittel leicht bewerkstelligen. Der Beschluß wurde gefaßt, und sofort erging an Richenthal der Befehl, sich nach Futter, Heu und Stallungen umzusehen. Es war Weihnachten 1413. In den folgenden Monaten kamen exploratores, um auch in den umliegenden Dörfern Quartiere vorzubereiten. Im Laufe des Sommers und Herbstes 1414 trafen die ersten Gäste ein. Von der Reise des Papstes weiß unser Chronist nicht viel Gutes zu berichten. Auf dem Arlberg fiel sein Wagen um, und der heilige Vater lag im Schnee. „da komend zu im all herren und courtisan und sprachend zu im: hailger vatter, gebrest euer hailigkeit ünt (etwas)? da antwurtt er: ich lieg hie in dem namen des tüfels! Beim Abstieg nach Bludenz rief er aus: sic capiuntur vulpes! Die Ankunft des Papstes war für die guten Reichsstädter natürlich ein ungeheures Ereigniß; ganz Konstanz lief ihm entgegen. Der Rath ließ sich nicht schlecht finden und stellte sich mit einer glänzenden Spende ein, die freilich nicht sehr geistlich ausfiel: sie bestand in einem silbernen Trinkgefäß, 4 Legel mit wälschem Wein, 4 große Faß Elsässer Wein, 8 Faß Landwein und 40 Malter Hafer. Auch sonst scheint man in hohen kirchlichen Kreisen auf gutes Getränk etwas gehalten zu haben; einer der Bischöfe brachte sogar ein Faß Bier mit, dessen Inhalt auch unserem Richenthal gemundet hat.

König Sigismund ersah sich eine besonders weihevolle Stunde der Ankunft. Am heiligen Abend verbreitete sich plötzlich das Gerücht, er sei in Ueberlingen. Sofort sandte man ein Schiff hin und ließ in Konstanz die Rathsstube wärmen. In der Christnacht um zwei Uhr traf er ein mit seiner Gemahlin. Die hohen Herrschaften wärmten sich in der Rathsstube und erhielten zum Geschenk zwei werthvolle Tücher. Um drei Uhr begab man sich ins Münster, wo eine Messe die andere ablöste: das verzog sich bis zur zwölften stund. Gewiß eine respectable Leistung für den Hof!

Inzwischen war die Zahl der Fremden ins Ungeheure angewachsen. Fast jeder weltliche und geistliche Herr brachte ein mehr oder minder zahlreiches Gefolge mit. Das Personenverzeichniß am Schluß der Chronik umfaßt über 72000 Personen. Die ganze abendländische Christenheit gab sich ein Stelldichein; aber auch die griechische Kirche war vertreten. Richenthal hat für ihre Abgesandten ein besonderes Interesse; er meint, wenn man ihnen entgegengekommen wäre, so hätten sie die Hand zum Frieden geboten. Natürlich fehlte es auch nicht an allerlei Gesindel, das aber, wenn man dem Chronisten glauben darf, fest unter dem Daumen gehalten wurde. Die Unterbringung der Gäste wurde dadurch bewirkt, daß in und bei der Stadt eine neue Stadt erstand. Jeder Hof und jeder Winkel wurde ausgenützt. Eine Menge fremder Handwerker fand Verdienst bei dieser Gelegenheit. Die sociale Frage tauchte auch schon auf; denn die einheimischen

Handwerker sahen die fremden mit scheelen Augen an. Zur Vermeidung und Schlichtung von Streitigkeiten wurde ein päpstliches und ein städtisches Schiedsgericht eingesetzt: wer dann ain sach gewonnen hett, der furt dann sin procuratores, schriber und büttel zu dem wälschen win und schank inn.

Ein gewisser Staatssocialismus machte sich auch bemerkbar in der Festsetzung der Quartierpreise; man wollte eine Uebervortheilung der Fremden verhüten. Es wurde bestimmt, dass man geben soll von ainem bett mit siner zugehör, daruff zween mit eren wol liegen möchten, je zu dem monat zween rinisch gulden, und von aim pferd von jeder nacht 3 d; und sollte der huswirt sinen gästen geben: tisch, tischlachen, linlachen (Laken), küssi, pfulwen, kessi, kanten, häfen und alle sölliche bruchige (brauchbare) ding; und die linlachen und tischlachen zu je 14 tagen nüw gewäschen geben. Nach kurzer Zeit wurden diese Bedingungen um die Hälfte herabgesetzt.

Auch die Lebensmittelpreise suchte man auf einer erträglichen Höhe zu halten. Die günstige Lage der Stadt trug dazu wesentlich bei. Holz, Heu, Getreide und Fleisch bekam man aus der näheren und weiteren Umgebung; der Bodensee lieferte die Fische. Bäcker und Metzger hatten eine schöne Zeit. Besonderes Wohlgefallen hat Richenthal an den fremden Bäckern gefunden, die eine in Konstanz noch unbekannte Kunst ausübten, nämlich die Zubereitung von Pasteten: „och komend dozemol beken, die basteten buchen, mit hüner, mit fischen, mit aiern, und wie jeglicher die haben wollt, und buchend och ring und brätschelen, und hattend wägelin mit ainem rad, als man gewonlich mist oder stain in die garten oder uss den garten fürt. Daruff hattend sie gemacht bachöfelin, darin sie die basteten buchen. Die wägelin mit den öfen, die allweg warm waren, fürtend sie durch die statt, da sie dann maintend, das ir zu verkoufen."

Zur Beschäftigung arbeitsloser Leute ließ der Rath, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, Nothstandsarbeiten ausführen. R. versichert, er habe sogar Priester und „gelerte lüt" in Gärten, Weinbergen und Häusern um Taglohn arbeiten sehen. Es waren das „ainfaltig pfaffen und priester, die nit verpfründet waren mit grossen pfründen, und dem hof nachluffend und das almosen namend von ainem hof zu dem andern." In die socialen Verhältnisse der Klerisei läßt das einen merkwürdigen Blick thun!

Eine so riesige Volksmenge, von der ja nur ein kleiner Theil an den Concilsverhandlungen betheiligt war, brauchte aber nicht blos Unterhalt, sondern auch Unterhaltung. Daran fehlte es nun in Konstanz nicht, weder in

weltlicher noch in geistlicher Form. Oefters wurden Turniere gehalten. Richenthal berichtet darüber in der bezeichnenden Formel: die ritter hattend ein gross gestäch. Manchmal fanden auch große Umzüge statt, so als Sigismund die goldene Rose erhielt. Eine glänzende Feier war die historisch denkwürdige Belehnung des Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, mit dem brandenburgischen Kurhut. Die fremden Gesandten mit ihren Sitten und Gebräuchen erregten große Aufmerksamkeit. Etwas nie Dagewesenes war es auch, als ein polnischer Fürst dem König Sigismund zum Geschenk einen Auerochsen aus den lithauischen Wäldern sandte. Unter dem Vorantritt von „prusunern“ (Posaunern) wurde das Thier durch die Stadt geführt und gebührend angestaunt.

Dazwischen hinein vertrieb man sich die Zeit mit Spazierengehen in der Umgebung. Wirthschaften genug standen bereit, um die leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Die geistlichen Herren durften auch in den Gärten der Konstanzer Bürger sich ergehen; „es wert inn niemand, sie tetten och kainen schaden“ lautet die tröstliche Versicherung. „Söllich schön leben zerging allweg mit lieby und fründschaft; es geschach niemand kain laid, weder mit roben, noch mit niederlegen, noch mit diebstahl.“ Von den fremden Kriegsleuten seien im ganzen „nur 22“ hingerichtet worden. Am unruhigsten und händelsüchtigsten waren die Ungarn; sie wurden mit Stadtverbot belegt und mußten in Petershausen campiren.

Großartig waren die kirchlichen Feste; sie erhielten durch die Anwesenheit des Papstes und so vieler Kirchenfürsten einen besonderen Glanz. Die Schilderungen Richenthals lassen erkennen, wie meisterhaft es die Kirche verstand, die Massen mit tiefer Ehrfurcht zu erfüllen und zugleich den Bedürfnissen der Schaulust und Lachlust Rechnung zu tragen. An Lichtmeß (2. Februar) wurde vom Papst die Kerzenweihe im Münster vorgenommen. Nachher ging er in seine Wohnung, stellte sich mit den Kardinälen am Fenster auf und eröffnete mit langen Kerzen ein wahres Bombardement auf die untenstehende Volksmenge: „und ward von dem volk ain gross krepfen, und überfielend einander, dass ein gross gelächter ward.“ 60 Pfund Wachs seien im Ganzen aufgelesen worden.

Auch einer Heiligsprechung durften die Konstanzer anwohnen. Die schwedischen Gesandten kamen mit der Bitte, es möchte Birgitta, eine Angehörige ihres Fürstenhauses, um ihrer Offenbarungen und Wunder willen canonisirt werden. Das war zwar schon 1391 geschehen, aber zur Zeit des Schismas von einem nicht allgemein anerkannten Papst; sie fürchteten, dessen Spruch sei nicht gültig. Es wurde ihnen die Auflage gemacht, nachzuweisen, daß die erforderlichen Zeichen und Wunder geschehen seien. Sie sollten daher neun Doctoren der Theologie aufstellen, oder, falls sie nicht soviel

aufbringen könnten, „licentiatos, das sind die, die da doctores wol möchtind werden," die sollten die Thatsächlichkeit der Wunder und Visionen beschwören. Die Neun fanden sich und leisteten den verlangten Eid. In der darauf folgenden Messe wurde ihr Bild — die Chronik sagt: töcklibild — auf den Altar gesetzt, womit die Canonisirung vollzogen war. Die arme Birgitta hatte aber noch nicht Ruhe. Einige Jahre später wurde sie von Martin V. noch einmal canonisirt und, da inzwischen Zweifel gegen die Wirklichkeit ihrer Visionen aufgetaucht waren, wurde auf dem Baseler Concil 1431 eine dritte Bestätigung des ersten Spruchs herbeigeführt.

Die geistlichen Schauspiele, deren Vorhandensein in Deutschland seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts nachgewiesen ist, scheinen doch nicht so häufig gewesen zu sein, wie man vielfach annimmt. Wenigstens erwähnt unsere Chronik ein solches Schauspiel als eine große Neuigkeit. Am 24. Januar, dem Timotheustag luden die Engländer alle „erber (ehrbare) lüt" zu einem großen Gastmahl ein. Während des Mahls „machtend sie söllich bild und gebärd, als unser frow ir kind, gott unsern herrn, gebar, mit fast köstlichen tüchern und gewand. und Josefen stallten sie zu ir und die hailigen dry küng, als sie dann inn ir opfer brachtend. Und hattend gemacht ain luter güldin sternen, der ging vor im an einem klainen isentrat (Eisendraht), und machtend den küng Herodes, wie er den dryen küngen nachsandt und wie er die kindlin tötet." Zum Schluß wird versichert, das sei gemacht worden mit grosser gezierd und mit demuot.

Sehr zahlreich waren die Processionen; solange Sigismund abwesend war, um die zu Papst Benedict XIII. haltenden Herren von ihm abwendig zu machen, wurde alle acht Tage eine gehalten. Die Leichenbegängnisse von Bischöfen und Cardinälen, die während des Concils starben, wurden mit großem Pomp gefeiert: eines soll 1300 Ducaten gekostet haben. Oefter als man denken sollte, werden in der Chronik Predigten erwähnt; über ihren Inhalt hat sie uns freilich nichts verrathen. Der englische Erzbischof von Salisbury wird am häufigsten als Prediger genannt. Selbst ein polnischer Bischof wagte sich auf die Kanzel: der konnt bös tütsch, doch tett er dry predyen zu St. Stefan, der was aine von der passion, und hett allweg ainen tütschen priester neben im ston; wenn er ain wort nit wol in tütsch mocht sprechen, so fragt er in.

Nachdem wir uns von Richenthal das so bewegte Leben und Treiben in Konstanz haben schildern lassen, wollen wir nun auch noch seine Darstellung einzelner wichtiger Ereignisse ins Auge fassen.

Das Concil hatte einen sehr reichen Stoff zu bewältigen. Es sollte der Spaltung der Christenheit ein Ende machen, die böhmische Sache zur

Entscheidung bringen und die vielgewünschte Reformation, die wesentlich die päpstlichen Einkünfte und die moralische Hebung des Klerus betraf, durchführen. Die Art, wie sich Richenthal zu diesen Aufgaben stellt, ist sehr bezeichnend. Populär war offenbar eigentlich nur die Herstellung der Einigkeit; sie ist auch dem Chronisten Herzenssache. Was Hus wollte, verstand er nicht; er redet nur im allgemeinen von seinem Unglauben. Die sogenannte Reformation scheint ihn auch nicht näher berührt zu haben, da er eben kein Kleriker war. Auch was den ersten Punkt betrifft, so ist ihm die große Principienfrage, Papst oder Concil, offenbar nicht klar geworden. Johann Gerson und Peter d'Ailly, die wir als die geistigen Leiter des Concils und als die Begründer der Theorie von der Obergewalt der Concilien über den Papst kennen, werden von ihm nicht einmal erwähnt. Wahrscheinlich machte es die sehr minderwerthige Persönlichkeit Johanns XXIII. dem einfachen Manne leicht, der Absetzung des Papstes zuzustimmen, ohne darin eine Degradation des Papstthums zu sehen.

Johann war, wie Richenthal bemerkt, vast geneigt uff zitlich er und guot, und nicht gesonnen, seine Versprechungen zu erfüllen, die er nur ungern gegeben hatte. Noch in Konstanz hoffte er einer Abdankung entgehen zu können; als aber — so schreibt R. — von den andern Päpsten Nachrichten einliefen, wonach sie dazu bereit seien, gab er nach. Die Abdankungsscene muß sehr rührend gewesen sein: und do er nun geschwur, do weinet er und sin diener und viel kardinäl, erzbischöf, bischöf, och unser herr der Küng und vil fürsten, gaistlich und weltlich herren. Zu seiner Stärkung wurde dann am folgenden Sonntag ein großer Imbiß gehalten, zu dem die höchste Aristokratie geladen war. Der Papst sei an einem besonderen Tisch gesessen und es sei ihm soviel aufgetragen worden, „dass zehen gnug hätten gehaben."

Auch jetzt noch trug er sich mit der Hoffnung, wieder gewählt zu werden, denn er hatte einflußreiche Freunde. Aber schon in der nächsten Sitzung zeigte es sich, daß sie in der Minderheit waren. Als der Erzbischof von Mainz die Wahl Johanns vorschlug, erhob sich der Patriarch von Antiochien und rief nicht gerade in klassischem Latein: Quis est iste ipse? Dignus est conburendus! Der Erzbischof „luff uss der session" und fuhr nach Schaffhausen.

Mit Wissen und Hülfe Herzog Friedrichs von Oesterreich, der ein Turnier veranstaltete, entwich der Papst einige Tage später ebenfalls nach Schaffhausen. Der Schrecken in Konstanz war groß; die päpstlichen Parteigänger machten sich ebenfalls auf den Weg; die Kaufleute schlossen die Läden, und alle meinten, das Concil sei gesprengt. Aber der König zeigte

sich thatkräftig; er ritt in den Straßen umher und beruhigte die Leute, that den Herzog Friedrich in die Reichsacht und ergriff sofort auch Maßregeln, um des Papstes wieder habhaft zu werden. Die Acht that ihre Wirkung; der Habsburger hatte viele Feinde, die sofort in sein Gebiet einfielen, und nach wenigen Wochen erschien er gedemüthigt in Konstanz. Auch der Papst wurde wieder beigebracht, ins Kloster Gottlieben gesteckt und zu ewigem Kerker verurtheilt. In einer Sitzung wurden alle Päpste „vernüntet und verfluocht". Der Kaiser trat eine Reise nach Frankreich an, um diese Verfluchung praktisch zu machen, was endlich auch gelang.

Schon vor Johann XXIII. hatte das Kloster Gottlieben einen anderen Gefangenen beherbergt, seinen ihm sehr unähnlichen Namensbruder Johann Hus. Was weiß unser Gewährsmann über Hus zu berichten? Ganz unvermittelt, mitten in der Erzählung von jenem päpstlichen Imbiß, berichtet er, der Magister Hus von Böhmen habe sich in seiner Herberge in einen Wagen gelegt, ein Fläschlein Wein und ein Weißbrot zu sich genommen, um auf diesem Wagen, der außerhalb der Stadt Heu und Stroh holen sollte, zu entrinnen. Er sei aber entdeckt worden, und der Ritter, dem er zur Bewachung übergeben war, habe ihn gefragt: Meister Hus, warum habt Ihr Euer Geleit selbst gebrochen? Daraufhin sei er dem Papst Johann übergeben worden, der ihn ins Gefängniß gelegt habe. Dieselbe Geschichte von Hussens Fluchtversuch erzählt Richenthal an einer anderen Stelle in noch ausführlicherer Weise. Man habe auf das Gerücht hin sofort die Stadtthore geschlossen und dem vermeintlich Entronnenen Reiter nachgeschickt, ihn aber dann noch in seiner Herberge in jenem Wagen versteckt gefunden.

Die Thatsächlichkeit dieses Fluchtversuchs wird von verschiedenen Seiten, u. a. auch von Hefele,*) bestritten; es sei eben nur ein Gerücht gewesen. Und man muß es immerhin auffallend finden, daß dieser Fluchtversuch dem Verhafteten später niemals vorgehalten worden ist. Indessen — mag jenes Gerücht auf einem Mißverständniß beruht haben oder nicht — die Hauptsache ist jedenfalls, daß Richenthal den Ritter sagen läßt: Warum habt Ihr Euer Geleit selbst gebrochen? Denn daraus geht deutlich hervor, daß man in der Bürgerschaft Gefangenschaft und freies Geleit an sich für unvereinbar hielt. Wenn bei Hus eine Ausnahme gemacht wurde, so erklärte man sich das einerseits aus jenem Fluchtversuch, andererseits aus der Thatsache, daß Hus als Ketzer galt: denn Richenthal erzählt an anderer Stelle: „und do er da lag, do hett im unser herr der Küng gern geholfen und gemaint, es wär im ain grosse schand, solt sin fry gelait an im gebrochen werden. Da antwurttend im die gelerten: es könd und

*) Conciliengeschichte VII[1], pag. 70.

möcht in kainen rechten nit sin, dass ain kätzer gelait haben sollt. Und do er iren ernst hertt, do liess er es gut sin."

So spiegelten sich die Dinge in den Köpfen der Zeitgenossen, und keineswegs derjenigen, die Hus günstig gesinnt waren. Die Vertheidiger Sigismunds und des Concils machen nun geltend, man müsse zwischen politischem und gerichtlichem Geleite unterscheiden; jenes sei ein bloßer Reisepaß, ein Schutz gegen unrechtmäßige Gewalt, dieses eine Art Beweglichmachung des Asyls. Hus habe nur politisches Geleite gehabt, ja, er habe kein anderes haben können; denn nicht der König, sondern das Concil sei sein rechtmäßiger Richter gewesen und Sigismund habe in die Jurisdiction des Concils nicht eingreifen können. Zuerst ist diese Anschauung in einem Aufsatz der Historisch-politischen Blätter im Jahr 1839 aufgetaucht und hat zahlreiche Vertreter auch unter nichtultramontanen Geschichtsschreibern gefunden.*) Allein selbst ein so eifriger Verfechter dieser Ansicht wie Berger**) gibt zu, daß man im gemeinen Leben beide Arten des Geleites nicht streng auseinander zu halten pflegte, und es will fast scheinen, als ob erst nach dem Fall Hus diese Unterscheidung sich eingebürgert habe; dem Papst Johann XXIII. und dem Freunde von Hus, Hieronymus, gegenüber, wurde sie ausdrücklich geltend gemacht. Und warum hat denn das Concil in seiner Antwort auf die Beschwerde des böhmischen Adels am 16. Mai 1415***) sich darauf hinausgeredet, der Geleitsbrief sei zu spät ausgestellt worden? Warum hat es denn nicht die Gründe angeführt, die nach der Ansicht seiner Vertheidiger so gewichtig und so klar waren? Jener Vorwurf war lediglich auf den Umstand gegründet, daß Hus ohne den Geleitsbrief selbst in Konstanz angekommen war, während er schon einige Wochen zuvor in der kaiserlichen Kanzlei ausgestellt war. Wenn das Concil in diesem einen Falle wirklich leichtfertig vorgegangen ist, nur auf ein Gerücht sich berufend, so erweckt das auch für seine sonstige Handlungsweise gegen Hus kein günstiges Vorurtheil. Und wenn man sagt, Sigismund habe bei der Ausstellung des Geleitsbriefs nicht daran denken können, in die Jurisdiction des Concils einzugreifen, so ist zu erwidern: Hus war nicht als Angeklagter nach Konstanz vorgeladen; der Bann, der im Jahr 1411 über ihn verhängt war, hatte ihn nicht wegen häretischer Meinungen, sondern wegen Ungehorsams getroffen; Hus ging freiwillig zum Concil, dem König und seinem Vaterland Böhmen zulieb. Seine und Sigismunds Voraussetzung

*) Vergl. besonders Dr. Wilhelm Berger: Johannes Hus und König Sigismund, Augsburg 1871.

**) a. a. O. p. 106.

***) Hefele, a. a. O. p. 132.

war, daß durch eine öffentliche Disputation die strittige Sache zum Austrag gebracht werden sollte. Das freie Geleite hatte ganz im allgemeinen den Sinn, für die Sicherheit des vielangefochtenen Mannes zu sorgen; ob es mit der jurisdictionellen Gewalt des Concils vereinbar sei, darüber hat vielleicht keiner der Betheiligten nachgedacht; daß aber Sigismund seinen Schutzbefohlenen nicht blos auf der Reise, sondern auch in Konstanz selbst schützen wollte, geht daraus hervor, daß Hus nicht blos einen schriftlichen Geleitsbrief, sondern ein lebendiges Geleite erhielt: zwei böhmische Ritter, Johann von Chlum und Heinrich von Latzenbock waren ihm für die ganze Zeit beigegeben, und sie empfanden es mit Recht als einen Eingriff in die kaiserliche Gewalt, als der ihrer Obhut Anvertraute — nicht einmal auf Beschluß des Concils, sondern auf Drängen einiger Cardinäle — verhaftet wurde. Wenn nun auch das Concil, indem es die Anklage gegen Hus annahm und ihn verhaften ließ, sich an jene Voraussetzungen nicht hielt, so war der König um so mehr daran gebunden. Er fühlte das selbst, sonst wäre er nicht so erregt gewesen über Hussens Verhaftung; allein wie er im Dienst der Politik sich des Magisters angenommen hatte, so ließ er ihn auch im Dienst der Politik fallen: do er iren ernst hertt, liess er es guot sin — bemerkt treffend unser Chronist. Mit welcher Voreingenommenheit die Vertheidiger Sigismunds diesen Gegenstand behandeln, davon ein kleines Beispiel. In einer böhmischen Ausgabe der von Hussens Schüler Peter von Mladenowicz verfaßten Aufzeichnungen findet sich die bekannte Erzählung, der König sei erröthet, als Hus ihn bei seiner Verurtheilung scharf angesehen habe. Hefele sucht die Ungeschichtlichkeit dieser Erzählung nachzuweisen, da sie in der ersten Relation noch nicht erwähnt sei, fügt aber den bedenklichen Satz hinzu: Ja, selbst wenn Sigismund erröthet wäre, würde das sein Schuldbewußtsein noch nicht beweisen; denn man kann aus verschiedenen Gründen erröthen!!*)

Richenthals Bericht über Hus' Hinrichtung ist eingehend, lebendig und anschaulich. Für die in der Sitzung vollzogene Degradirung gebraucht er den bezeichnenden Ausdruck: sie wuschen im sin karakteres ab. Er habe daraus ein „Gespött" gemacht, während er nach dem Bericht des Mladenowicz jeden der einzelnen Akte mit treffenden und weihevollen Worten begleitete. Richenthal mischte sich unter die Menge, die den traurigen Zug zum Thor hinaus begleitete und hörte den haeresiarcha rufen: Jesu Christe, fili Dei vivi, miserere mei! Am Richtplatz angekommen, wurde Hus gefragt, ob er beichten wolle, was er mit: „Ja, gern!" erwiderte. Richenthal holte einen Priester herbei; der aber verlangte als Bedingung für die Beichte

*) a. a. O. p. 223.

den Widerruf, worauf Hus geantwortet habe: es ist nit not, ich bin kain todsünder nit! Der Schluß des Berichts lautet: do gehub er sich mit schryen vast übel und was bald verbrunnen. Mladenowicz erwähnt, er habe noch in den Flammen gesungen: Christo fili Dei, miserere nobis!

Dasselbe Schicksal erlitt im folgenden Jahr Hieronymus von Prag. Von ihm versichert Richenthal, man habe ihn noch für gelehrter gehalten als Hus, und die Gelehrten haben geweint, daß er verderben mußte.

Die dritte Aufgabe konnte das Concil nicht so rasch lösen, wie die beiden ersten. Die Nationen wurden uneins über der Frage, ob man zuerst die „Reformation" vornehmen oder einen Papst wählen solle. Die reformfreundlichen Deutschen und Engländer waren in der Minderheit gegen die Italiener, Spanier und Franzosen. Es kam zu scharfen Auseinandersetzungen: es ward also hert unter inn (ihnen), dass man forcht, es wurd alles zerschlahen. Da übernahmen die „gelerten schulpfaffen", die Doctoren und Professoren der Theologie die Rolle einer Vermittlungspartei. Das Resultat ihrer Bemühungen war, daß die Deutschen und Engländer nachgaben und die Wahl eines neuen Papstes vorgenommen wurde.

Das war nun auch wieder ein Ereigniß, das auf deutschem Boden unerhört war. Kein Wunder, daß es Richenthal mit liebevoller Ausführlichkeit beschreibt. Das Kaufhaus, heute fälschlich Conciliumssaal genannt — die Sitzungen waren vielmehr im Münster — wurde zu diesem Zweck hergerichtet. Die 23 anwesenden Cardinäle und 30 geistliche Abgeordnete der Nationen sollten an dem Conclave theilnehmen. Für jeden wurde ein besonderes Gemach gebaut, und zwar wurden sie so gelegt, daß kein Cardinal neben den anderen kam. Alle Thüren außer einer einzigen und alle Fensteröffnungen wurden vermauert. Tag und Nacht brannten Lichter. Auf der Landseite wurde um das Gebäude herum ein Bretterzaun errichtet, der durch eine einzige Thür unterbrochen war; von der Seeseite her durfte kein Fahrzeug näher als auf Schußweite herankommen. An einem Montag früh — es war der 9. November 1417 — stärkte sich das Wahlcollegium durch Anhören der Messe und einen kräftigen Imbiß und begab sich sodann ins Kaufhaus. Die Thüren, sowohl die innere als die äußere, wurden geschlossen. Die Wachen ließen nur die Leute durch, die für das Essen und Trinken zu sorgen hatten. Dabei waltete eine besonders scharfe Controle. Jeder der Herren hatte „ain geltlin, als da man junge kind inn badet." Diese Gelten, geschnitzt und bemalt und mit dem Wappenschild des betreffenden Herrn versehen, wurden mit Speisen gefüllt und sammt den Trinkgefäßen durch ein Schiebfensterchen in die Gemächer geschoben. Eine Commission hatte den Auftrag, diese Gefäße zu visitiren und selbst Brot, Fische und Fleisch zu zerschneiden, um etwa geschmuggelte Briefe zu entdecken. Die

Wahlhandlung dauerte zwei Tage, da sich die Stimmen zersplitterten. Die Deutschen waren wieder die Gutmütigen und erklärten, sie wollen keinen ihrer Landsleute wählen. Die Engländer schlossen sich dieser Erklärung an, die romanischen Nationen dagegen waren selbstsüchtig. Schließlich wurden auch die Spanier und Franzosen zum Verzicht gebracht. Draußen stand eine riesige Volksmenge, die mit Spannung das Resultat erwartete. Am 11. November, Vormittags 11 Uhr wurde es verkündet: der Italiener Otto von Colonna war gewählt und nahm zu Ehren des Tagesheiligen den Namen Martin V. an. Genau hundert Jahre später wurde ein anderer Martin vom deutschen Volke mit Jubel begrüßt!

Ein Vogelzeichen schien dafür zu sprechen, daß die Wahl eine glückliche sei. Ehe das Conclave zusammentrat, war das Kaufhaus mit allerhand Unglücksvögeln besetzt, mit Raben, Krähen und Dohlen. Während die Herren drin waren, entfernten sie sich — ob aus Respect, sagt uns Richenthal nicht. Sobald aber die Wahl vollzogen war, hob sich der Nebel, der über dem See gelagert war, und eine Menge lieblicher Singvögel, wie Meisen, Finken, Zeisige flogen herbei, sodaß männiglich „gross wunder darob nam."

Der neugewählte Papst hielt an einem der folgenden Tage einen glänzenden Umzug; Sigismund führte seinen Zelter, obwohl es in den Gassen sehr „tüf" (tief) war. Während des Umzugs ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Die Konstanzer Juden ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, um sich in Erinnerung zu bringen: sie trugend ire 10 gebott under ainem gülden tuch mit 4 stangen an ainem steken in ainem küssi, das war rot samoti, und hett 4 Zipfel und an jeglichem Zipfel 4 schellen, und sungen vast hebräisch. Und do sie zu dem baupst kamend, do knüwotend sie nieder und bottend im die 10 gebott, und batend in, dass er inn ir fryhait bestätigott. Do wollt er dero gebott nit. Aber unser herr der küng empfing sie und sprach: moses gebott sind guot und recht, aber sie wölltind die nit halten, noch recht verston. Der Papst redete nun leise mit dem König, was der Zuschauer nicht verstehen konnte, kehrte sich dann gegen die Juden mit den Worten: Omnipotens Deus avertat velamen ab oculis vestris, ut possitis videre lumen aeternae vitae, und gab ihnen den Segen.

Die Papstwahl war der Anfang vom Ende. Martin V. sorgte dafür, daß die vielbegehrte Reformation nicht zu Stande kam. Den Schluß des Concils bildete — echtrömisch — eine Generalverdammung und ein Generalablaß. Verdammt wurden: alle Heiden, Ketzer und Schismatiker, alle Juden und Muhammedaner, alle „so dem stul ze Rom üntz abbrechend, all felscher der bullen von Rom, alle die so die münz felschend, all Begarden

und Beginen, die ir selbs ordnung wöllend haben, all die, so sin gebott nit gnugtun. Es ist doch bezeichnend für die römische Ethik und für die Verwirrung, die sie anrichtet, wenn der Chronist Beguinen und Begharden in einem Athem nennt mit Münz- und Bullenfälschern! — Der Generalablaß kam allen denen zu gute, die in Konstanz anwesend waren. Sie sollten aber ein Jahr lang jeden Freitag fasten; „möcht er es aber nit getun, so söllt er ain armen menschen setzen, ob er sin statt hett, oder ainen pfennig durch gottes willen geben!“

So waren die Sündenschulden vergeben; aber die Geldschulden drückten manchen noch härter. Der königliche Hof war in dieser Hinsicht stark belastet. Die Konstanzer wollten die Herren nicht fortziehen lassen, ehe sie bezahlten. Sigismund aber strebte hinaus und wollte doch sein Gefolge mitnehmen. Er lud deshalb die Bürgerschaft auf das Rathhaus ein, machte ihr große Lobsprüche über ihr vorzügliches Verhalten und bewog sie, Pfänder von ihm anzunehmen, hauptsächlich werthvolle Tücher und Schmuckgegenstände. Eingelöst sind diese Pfänder nicht worden; 1431 wurden sie um einen Spottpreis versilbert.

Das Concil nahm ein unrühmliches Ende und hatte ein trauriges Nachspiel. Im April 1418 brach die Pest aus, sehr begreiflich nach einer solchen Menschenansammlung. Im Sommer trat sie so heftig auf, daß täglich 8—10 Beerdigungen stattfanden.

Wenn Richenthal bei Besprechung der Reformverhandlungen schreibt: Und die reformatores saussend all tag und hattend allweg gelerter lüt raut, und gingen von ainem zu dem andern, und suchtend raut, aber es wollt je nit gan — dann hat er ohne Wissen und Wollen dem Concil die treffendste Charakteristik mit auf den Weg gegeben. Für den evangelischen Standpunkt aber gibt es kaum etwas Tröstlicheres als einen Vergleich zwischen der Reformation von 1417 und der von 1517: dort der ungeheure Apparat an geistlicher und weltlicher Macht, der doch die Kirche kaum einen Schritt vorwärts schiebt; hier ein einzelner Mann, zur rechten Zeit von Gott gesendet, der eine Welt aus den Angeln hebt!

Stuttgart. Stadtvikar Wurm.

Johannes Hus.

Ein Beitrag zu seiner Charakteristik.

In immer wachsendem Maße ist die Aufmerksamkeit und die Theilnahme deutsch-evangelischer Leser auf die politischen Kämpfe gelenkt worden, deren Schauplatz jetzt das Königreich Böhmen ist. Sie bilden in Wahrheit nur einen neuen Abschnitt in der Geschichte einer Jahrhunderte langen an Gegensätzen und Kämpfen reichen Entwicklung. Wie auf dem Boden des böhmischen Landes der dreißigjährige Krieg seinen Anfang genommen und seinen Ausgang gefunden hat, so ist für die Entwicklung des von der Natur so reich gesegneten Landes nichts so verhängnißvoll gewesen, als die gewaltsame Ausrottung des Protestantismus. Sie begann nach der Schlacht am weißen Berge mit der Hinrichtung von 24 angesehenen Männern Prags am 21. Juni 1621. Die evangelische Predigt wurde bei den strengsten Strafen verboten, Kirche, Schule und Erziehung kamen vollständig in die Hand der Jesuiten. Alle evangelischen Prediger und Lehrer erhielten den Befehl, bei Gefahr ihres Lebens das Land zu verlassen. Wer bis zu Ostern 1626 nicht katholisch war, mußte der Heimath den Rücken kehren. Ueber 36 000 böhmische Familien, darunter 500 Edelleute, gingen in die Verbannung. Gegen die Zurückbleibenden wurde durch militärische Einquartierung die gewaltsame Bekehrung ins Werk gesetzt. Ein weiterer verhängnißvoller Schritt auf diesem Wege war das Restitutionsedict vom Jahre 1629. Es verordnete: Alle seit dem Passauer Vertrage, 1552, eingezogenen mittelbaren Stifter, Klöster und Kirchengüter werden den Katholiken zurückgegeben. Die in protestantische Hände übergegangenen reichsunmittelbaren Stifter werden mit katholischen Prälaten besetzt; die Anhänger des reformirten Bekenntnisses sind von dem Religionsfrieden ausgeschlossen. Und doch erreichten diese furchtbaren Maßregeln ihren Zweck nicht. Eine äußerliche Unterwerfung freilich konnte man erzwingen, aber die Blüthe des Landes war auf viele Menschenalter hinaus zerstört, und als Kaiser Josef II. im Oktober 1781 das Toleranzedict erließ, da zeigte sich, daß auch in Böhmen das Evangelium noch Tausende von Bekennern hatte.

Gegenüber diesen geschichtlichen Thatsachen wird nun von katholischer Seite geltend gemacht, daß das Unglück Böhmens nicht in der Gegenrefor-

mation seinen Grund habe, — die sei nur eine berechtigte Reaction gewesen, sondern in der hussitischen Bewegung des fünfzehnten Jahrhunderts. Wie Luther durch sein Werk die kirchliche Spaltung und die politische Ohnmacht Deutschlands verschuldet habe, so Johannes Hus den Niedergang Böhmens. Gewiß, die Gewaltthaten und Greuel der Hussitenkriege gehören zu den traurigsten Ereignissen, von denen unsere Geschichte zu erzählen weiß. Aber in ihnen vollzog sich doch nur das historische Gesetz, daß die Stürme der Revolution desto furchtbarer losbrechen, je länger die Gedanken einer berechtigten Reform unterdrückt worden sind. Da aber Hus der Bewegung dieser verwüstenden und zerstörenden Mächte nun doch einmal den Namen gegeben hat, so mag eine kurze Charakteristik seiner Persönlichkeit und seines geschichtlichen Wirkens dazu beitragen, die gegen sein Andenken erhobene schwere Anschuldigung auf ihren Werth hin zu prüfen, zumal Luther selbst freudig und dankbar anerkannt hat, was er diesem Vorgänger und Vorstreiter verdanke.

Der äußere Lebensgang des böhmischen Reformators darf bei den freundlichen Lesern als bekannt vorausgesetzt werden. Seine Hauptabschnitte werden durch die Jahre 1402, 1409 und 1413 bezeichnet. Mit dem ersten beginnt Hussens reformatorische Wirksamkeit: er hoffte, eine Reform der Kirche im Einverständnisse mit seinen kirchlichen Oberen und durch sie bewirken zu können. Im Jahre 1409 tritt der Wendepunkt ein; er erkannte, daß ihm, um seine Aufgabe zu lösen, ein schwerer Kampf beschieden sei, dem er sich nicht entziehen dürfe. Im Jahre 1413 schied er für immer aus Prag, der Stätte seines geschichtlichen Wirkens, das auf dem Scheiterhaufen in Konstanz am 6. Juli 1415 seinen tragischen Abschluß fand.

Es sind im Ganzen nur wenige Zeugnisse, die uns über die innere Entwicklung Hussens bis zum Anfange seiner geschichtlichen Wirksamkeit Aufschluß geben. Im Jahre 1369 in einfachen ländlichen Verhältnissen geboren, hatte er in seiner Jugend wie Luther mit äußeren Entbehrungen und Hemmnissen zu kämpfen. Der ernste, auf die Erkenntniß der christlichen Wahrheit gerichtete Sinn, den schon der Jüngling bekundete, erinnert in gleicher Weise an die Jugend Melanchthons. Wie dieser, so machte auch er sich das Bekenntniß zu eigen: Weise mir, Herr, Deinen Weg, daß ich wandle in Deiner Wahrheit; erhalte mein Herz bei dem einigen, daß ich Deinen Namen fürchte (Psalm 86, 11). Seine theologische Bildung erhielt er auf der Universität in Prag. Vor sittlichen Verirrungen ist er bewahrt geblieben, aber doch spricht er von einem Zeitpunkte, da er durch die Gnade Gottes auf den schmalen Weg des Lebens erst hingeführt worden sei: „Ich betete zu Gott, dem Vater meines Herrn Jesu Christi, indem ich die Bibel zu ihm emporhob: Ueberlaß mich nicht den Rathschlägen des Bösen, gib mir nicht

das, was meinen Augen gefällt.“ Die sittliche Strenge gegen sich selbst bekundet er noch in der Klage, die er kurz vor seinem Tode in dem an einen jüngeren Freund gerichteten Briefe ausspricht, daß er an schönen Kleidern Wohlgefallen gefunden und durch seine Neigung zum Schachspiel manche Stunde verloren, auch sich und andere zum Zorn gereizt habe. In seinen Studien machte er es sich zur Regel, so oft er in einem Punkte eine richtigere Ansicht vernahm, seine frühere Ueberzeugung demütig und mit Freuden aufzugeben. Wohl hat er eifrig und mit großem Erfolge die scholastische Theologie studiert, so daß seine Kunst im Disputiren allgemein anerkannt wurde, aber die reichste und tiefste Nahrung für Geist und Herz gewann er aus der heiligen Schrift. Jede Seite seiner Schriften und sein ganzes Leben bekunden, daß er aus ihr nicht ein todtes Wissen geschöpft hatte, sondern daß sie in ihm ein Brunnen des Wassers geworden war, das in das ewige Leben quillt (Joh. 4, 14). Seit dem Jahre 1398 wirkte Hus selbst als theologischer Lehrer an der Universität in Prag. Diese stand um die Wende zum 15. Jahrhundert in einer Periode gesegneten Wachsthums. Sie war damals, was sie nach der Absicht ihres Stifters Kaiser Karls IV. sein sollte, eine universitas litterarum, die namentlich auch zahlreiche Deutsche zu ihren Besuchern zählte. Auch die Ideen einer Reform der Kirche hatten dort einen fruchtbaren Boden gefunden. Der Deutsche Konrad Waldhausen und der durch Naturwahrheit und Phantasie ausgezeichnete Böhme Militsch hatten als Volksprediger nachhaltig dafür gewirkt. Matthias v. Janow († 1394) ging noch tiefer. Er predigte Jesum vor allem als den Gekreuzigten; die heilige Schrift nannte er seine Freundin und Braut, deren Tröstungen seine Seele erquickten. Er forderte eine Betheiligung der Laien am kirchlichen Leben, auch der Frauen. Die Kennzeichen des wahren Christenthums waren ihm Demuth, geistliche Armuth und Selbstverleugnung. Neben diesen Männern und in theologischer Hinsicht mehr noch als sie ist Wycliffe auf Hus von Einfluß gewesen; allerdings mehr auf die zunächst hervortretende Entwicklung seines reformatorischen Wirkens, als auf ihren äußeren Anlaß und auf ihren tieferen Grund. Wohl tritt Hus an speculativer Begabung und an schöpferischer Kraft des Geistes hinter Wycliffe zurück, aber die Grundgedanken seiner Lehre hat er sich selbständig zu eigen gemacht, und er übertrifft ihn durch die Stärke seines Charakters und durch die Bedeutung seines geschichtlichen Wirkens.

Den Anfang desselben bezeichnet das Jahr 1402, in dem Hus als Prediger an die Bethlehemscapelle in Prag berufen wurde. Dieses Kirchlein war von zwei frommen Bürgern Prags zu dem Zwecke gestiftet worden, „auf daß in diesem Brothause die Gläubigen mit dem Brote der heiligen Predigt erquickt werden sollten.“ Die Predigt sollte sonntäglich in der Landessprache

gehalten werden, der Prediger aber war verpflichtet, nahe bei der Capelle zu wohnen, um sich ganz seinem Amte widmen zu können. Für dieses Amt brachte Hus reiche Gaben des Geistes mit, vor allem aber ein von der Liebe Christi erfülltes Herz und ein hohes Pflichtgefühl. Er sah in dem Predigtamte den Samen, womit der Prediger das Volk Gottes erzeugen und gebären soll. Zugleich lernte er die geistliche Noth des Volkes kennen, dem er ja durch seine Herkunft nahe stand, während er von den Vornehmen um seiner ausgezeichneten Bildung und um seiner akademischen Wirksamkeit willen geschätzt wurde. So kam der rechte Mann an die rechte Stelle.

Das erste Kennzeichen in der Predigtweise unseres Hus ist biblische Einfalt und Tiefe. Er wollte nicht über den Text predigen, sondern er suchte den Zuhörer in diesen selbst einzuführen, den Reichthum seines Inhalts aufzuschließen und für das christliche Glauben und Leben fruchtbar zu machen. So ist ihm der Blinde am Wege nach Jericho (Luc. 18, 35) ein Bild des Menschen, der geistlich elend ist. Er ist blind, weil er Gott nicht recht erkennt; ohnmächtig, weil er sich selbst nicht helfen kann; voll Irrthum, weil er nicht nach den heiligen Geboten Gottes wandelt; arm, weil er alles verloren hat, was er besaß. Aber er fragt nach Jesu und ruft um Erbarmen. Also kann man durch Fragen nach dem Herrn und durch Hören von ihm zur Erkenntniß des Glaubens und zum ewigen Leben gelangen (Röm. 10, 14). Und tief ergriffen von der Barmherzigkeit des Heilandes ruft der Redner aus: „O gnadenreicher Jesu! Der Blinde kann nicht zu dir hingehen, und du erwartest ihn; man bedroht ihn, daß er nicht zu dir rufe, und du lässest ihn zu dir führen! Du achtest mehr die Stimme eines Blinden, denn das Bedrohen des großen Haufens!" Auf Grund des Textes Joh. 10, 12—16 entwickelt Hus die Aufgabe des guten Hirten: er soll die Schafe auf eine heilsame und gesunde Weide führen, sie vor jeder Gewaltthat beschützen und für die Genesung der kranken Schafe Sorge tragen. Der Miethling dagegen nimmt zwar ein Hirtenamt an, bekümmert sich aber um die Schafe nicht, und wenn Noth und Widerwärtigkeit kommen, so entflieht er. In einer Predigt vom Sonntage Rogate geht der Prediger von der Gewißheit aus, daß unsere Gebete erhört werden sollen, wenn wir recht bitten. Er knüpft daran die Fragen: Wer soll bitten? Wer sagen darf, daß er ein Jünger Christi ist, weil er ihm nachzufolgen sich bemüht in Demuth, Geduld und sonstigen Tugenden (Joh. 15, 14). Anders die, deren Herz ferne von Gott ist (Matth. 15, 8). Wie soll man bitten? In der rechten Weise, das heißt mit dem Zusatze: nicht mein, sondern dein Wille geschehe (Matth. 26, 39). Was soll man bitten? Um das, was zur Seligkeit förderlich ist. Wen soll man bitten? Gott den Vater im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Fragen wir aber, warum so viele Gebete nicht erhört werden, so lautet die

Antwort: Weil die Böſen der Erhörung nicht würdig ſind, und weil auch die Guten oft um Dinge bitten, die mit der Seligkeit nichts zu thun haben. Das hat ſelbſt der Apoſtel Paulus an ſich erfahren (2. Kor. 12, 7).

Ein zweites Merkmal der Predigten Huſſens iſt die lebendige perſönliche Glaubensüberzeugung, die ſich in ihnen ausdrückt. Was er ſprach, war nichts Herkömmliches, nichts Angelerntes, ſondern die Frucht eines ernſten geiſtigen Strebens und Ringens, etwas innerlich Erarbeitetes und Erlebtes. Er war von der hohen Verantwortlichkeit des Predigers im innerſten Herzen durchdrungen. Darum beginnt eine Predigt aus dem Jahre 1405 mit den Worten: „Zittern und Zagen ergreift mich, wenn ich mit meinen unreinen Lippen das Geſetz des Herrn verkündigen ſoll, wodurch die Gnade des heiligen Geiſtes die Herzen mit ſeinem gnadenreichen Lichte erleuchten möchte. Denn ich finde mich in allem gar ſchwach und mangelhaft, und ſpricht nicht Gott zu dem Gottloſen: Warum verkündigeſt du meine Rechte und nimmſt meine Worte in deinen Mund? (Pſalm 50, 16). Wehe uns Prieſtern, wenn wir im Weinberge des Herrn nicht eifrig Hand anlegen, und wenn die Klage des Hausvaters uns trifft: was ſtehet ihr hier den ganzen Tag müßig? (Matth. 20, 6)“ Bibliſche Citate und Wendungen fließen dem ſchriftkundigen Manne ganz von ſelbſt in die Rede. Er weiß, daß Paulus ſagt: ich ſuche nicht das Eure, ſondern euch (2. Kor. 12, 14), während andere das Ihre ſuchen, nicht was Chriſti Jeſu iſt (Phil. 2, 21); er verweiſt die Armen in der Gemeinde auf die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde, für die der himmliſche Vater ſorge (Matth. 6, 25—33); aber er beklagt auch das kirchliche Verderben mit den Worten des Jeremia: Es iſt von der Tochter Zion aller Schmuck dahin; die vorhin im Scharlach erzogen ſind, die müſſen jetzt im Koth liegen (Klagel. 1, 6; 4, 5).

Daß dieſe Entartung der Kirche weſentlich mit durch den Klerus verſchuldet war, iſt Huſſens größter Schmerz und bitterſte Klage. Ihr hat er namentlich in den von ihm gehaltenen Synodalpredigten einen ebenſo furchtloſen als ſcharfen Ausdruck gegeben. Auf Grund des Textes Joh. 15, 27: Ihr werdet auch zeugen, denn ihr ſeid von Anfang an bei mir geweſen, führt er aus: den Klerikern ziemt es, in Erniedrigung, Keuſchheit und Armuth dem Herrn nachzufolgen. Das erſte Kennzeichen des Prieſters iſt daher die Demuth. Statt deſſen gehen ihrer viele mit dem ſcharfen Schwerte der geiſtlichen Gewalt gegen die Laien vor. Sie ſind blinde Wächter, ſtumme Herolde, Aerzte, die die Krankheit nicht kennen. Und da ſie in ihrem zügelloſen Leben der Mahnung des Herrn nicht folgen: laſſet eure Lenden umgürtet ſein und eure Lichter brennen (Luc. 12, 35), — wird es ihnen nicht gehen wie Uſia, der eines plötzlichen Todes ſtarb, weil er die Lade des Herrn berührt hatte (2. Sam. 6, 6 f.)? Beſonders ernſt rügt Hus die

unter dem Klerus heimischen Laster des Geizes und der Erbschleicherei. Wohl hat schon der fromme Bernhard v. Clairvaux geseufzt: Wer ist unter den Vorgesetzten, der nicht mehr auf die Plünderung der Beutel als auf die Ausrottung der Laster bedacht wäre? Wo sind, die durch Beten den Zorn abwenden und das angenehme Jahr verkündigen? Die Diener Christi dienen dem Antichrist. Ihre Sporen glänzen mehr als ihre Altäre, daher ihre reichbesetzten Tafeln, ihre Zithern, Leiern und Flöten, ihre vollen Fässer, Vorrathskammern und Beutel. Mit den Spenden der Dürftigen dient man den Augen der Reichen, die Neugierde wissen sie zu befriedigen, aber dem Elend nicht zu steuern. In der Synodalpredigt über Matth. 22, 37 entwickelt Hus den Gedanken: Gott lieben, heißt das Gute aus gutem Herzen wollen, um Gottes willen. Das kann aber nur, wer in Jesu bleibt (Joh. 15, 4); niemand steht in der Liebe Gottes, der nicht seine Gebote hält (1. Joh. 2, 4). Besonders eindringlich ist endlich die Synodalrede von der dreifachen Waffenrüstung über Eph. 6, 14. 15. Hart ist der Kampf, der in erster Linie den Geistlichen obliegt, ruhmvoll der Sieg, aber auch schwer die Niederlage; und gilt nun nicht gerade von den Klerikern die Klage des Herrn: Ich habe Kinder aufgezogen und erhöhet, und sie sind von mir abgefallen? (Jes. 1, 2) Klagt nicht wiederum schon der heilige Bernhard: Sie versagen den Vorgesetzten den schuldigen Gehorsam, den Gleichgestellten wahrhaft brüderliche Gesinnung, den Untergebenen Schutz, Hülfe und Zurechtweisung? In anderen Predigten behandelt Hus Fragen des christlichen Lebens, wie Fasten und Almosen, in einer Predigt über die Hochzeit von Cana den christlichen Hausstand. Die Form seiner Rede ist meist die Homilie, die Ausdrucksweise ist schlicht, kräftig und volksthümlich. Mächtig war die Wirkung seiner Predigten. Er selbst sagt darüber am Schlusse einer Rede über das Gleichniß vom großen Abendmahl: Von allen Seiten kommen sie herbei, um das Evangelium Jesu Christi zu hören." — Aber mit der Zahl der Freunde wuchs auch die der Gegner; der begeisterten Liebe gegenüber entwickelte sich bittere Feindschaft, tödtlicher Haß. Das trat immer deutlicher zu Tage, als der Prediger zum Reformator wurde.

Schon bald nach der Uebernahme seines hohen Amtes hatte Erzbischof Zbynek, der zwar selbst ohne tiefere evangelische Erkenntniß war, aber für die Uebelstände des damaligen kirchlichen Lebens doch ein offenes Auge hatte, unsern Hus beauftragt: „wenn er einen kirchlichen Mißbrauch in Erfahrung bringe, ihm dies sofort anzuzeigen oder sich schriftlich an ihn zu wenden, falls er in Prag nicht anwesend wäre." Im Jahre 1403 oder 1404 machte er ihn sodann zum Mitgliede der Commission, die sich mit dem angeblichen Wunder der blutigen Hostien in Wilsnack beschäftigen sollte, zu dem auch viele Böhmen wallfahrteten. Dies wurde für Hus die Veranlassung, die Frage

dieses Wunders in der Schrift De omni sanguine Christi glorificato zu erörtern. Die theologische Beweisführung steht hier zwar noch ganz auf dem Boden der Scholastik, zeigt aber durchaus reformatorische Gedanken. Indem Hus von dem Satze ausgeht, daß mit der Auferstehung auch alles Blut Christi verklärt sei, zieht er daraus die Folgerung, „die Gläubigen dürfen nichts auf Erden räumlich oder sichtbar Vorhandenes verehren, als wenn es Blut oder ein Körpertheil Christi wäre." Nur im Sacrament des Altars sei Christi Leib und Blut wahrhaft gegenwärtig, aber unsichtbar. Kein wahrer Christ sollte in seinem Glauben Zeichen suchen, sondern fest und beständig bei der heiligen Schrift verharren (Matth. 12, 39). Solche angebliche Wunder wie das in Wilsnack würden durch Dämonen oder böse Menschen hervorgebracht, um die Christen zu täuschen und zu verführen. Wer dem nicht Widerstand leiste, werde dann auch in der Noth mehr dieses angebliche Blut Christi um Hülfe anrufen und seine Hoffnung mehr auf etwas Creatürliches setzen, als auf den Schöpfer. In der That wurden die ferneren Wallfahrten nach Wilsnack durch den Erzbischof unter Androhung kirchlicher Strafen untersagt.

Hatte Hus sich bisher der Gunst seines höchsten Vorgesetzten zu erfreuen gehabt, so trat im Jahre 1408 hierin ein Umschlag ein. Hus war nicht bloß in seiner theologischen Erkenntniß fortgeschritten, sondern wurde bei seinem Bestreben für eine Besserung des kirchlichen Lebens auch von rein religiösen Beweggründen geleitet, während der Erzbischof die Grenze nicht überschritt, die ihm die Rücksicht auf seine amtliche Stellung innezuhalten gebot. Neben seiner offen bekundeten Neigung zur Richtung Wycliffes machten es die Geistlichen dem kühnen Prediger besonders zum Vorwurf, daß er die Sünden des Klerus auf der Kanzel in der schärfsten Weise angegriffen hatte. Hus antwortete darauf in der Abhandlung de arguendo clero pro concione, von der Bestrafung des Klerus in öffentlicher Predigt. Es sagt darin: „Der Prediger, der gegen die offenkundigen Laster der Geistlichen nicht predigt, wird durch sein Schweigen Mitschuldner an ihren Sünden. Von diesen sagen ja die Laien insgemein: Was für sie nicht Sünde ist, wird doch auch für uns nicht Sünde sein, da sie doch in allen Stücken heiliger sein sollten. Niemand aber ist zu solchem Strafamte geschickt, als wer von Gott mit dem Lichte der Liebe erleuchtet ist." Die positive Ergänzung enthält der kleine Tractat de quinque officiis sacerdotis, in dem Hus die fünf Hauptpflichten des Priesters darlegt: 1) daß er das Evangelium Jesu Christi nach der Wahrheit predige (Marc. 16, 15; 1. Kor. 9, 16); 2) daß er unablässig für das Volk bete (Luc. 18, 1; Röm. 1, 9); 3) daß er die Sacramente umsonst darreiche (Matth. 10, 8; 1. Petri 5, 2); 4) daß er in der heiligen Schrift fleißig studiere (Psalm 1, 2); 5) daß er

andern ein gutes Beispiel gebe (Matth. 5, 13—16). Die Klage der Geistlichen hatte zunächst den Erfolg, daß Hus seiner Stellung als Synodalprediger enthoben wurde, aber schon im Jahre 1409 führten bedeutsame Vorgänge auf dem Gebiete der Kirchenpolitik und des Universitätslebens den vollständigen Bruch herbei. In der Frage des päpstlichen Schisma hatte sich der Erzbischof erst nach längerem Schwanken entschlossen, den vom Concil in Pisa neugewählten Papst Alexander V. anzuerkennen, während König Wenzel und Hus dies schon früher gethan hatten. Im Jahre 1409 erfolgte sodann die bekannte Auswanderung der deutschen Magister und Studenten aus Prag nach Leipzig, nachdem der König die Verfassung der Universität zu Gunsten der Böhmen abgeändert hatte. An dem Erlaß dieser Verordnung hat Hus wesentlichen Antheil gehabt, und darauf gründet sich die Anklage, daß er Haß zwischen Deutschen und Böhmen gesät und daß ihn sein tschechisches Nationalbewußtsein zu der antideutschen und kirchenfeindlichen Haltung hingetrieben habe. Also nicht der Eifer für die Reinigung der Kirche, sondern nationale Impulse hätten sein Wirken vorzugsweise bestimmt. Was ist an diesen Vorwürfen wahr? Hören wir darüber das unverdächtige Zeugniß eines katholischen Schriftstellers. Helfert sagt von Hus: „Innige, aufopfernde Liebe für sein Land und sein Volk durchglühte sein ganzes Wesen, beseelte sein Wirken und Streben von Anfang bis zu Ende. Seine eifrige Sorge um die Ausbildung der Schriftsprache, seine Bemühung, die böhmische Sprache von den in dieselbe eingedrungenen Fremdartigkeiten, namentlich Germanismen, zu reinigen, die Herstellung einer Rechtschreibung, welche durch Einfachheit, Folgerichtigkeit und Bestimmtheit gleich ausgezeichnet, erst in der neuesten Zeit einige erhebliche Verbesserungen nöthig erscheinen ließ — diese unleugbaren Verdienste stellen Johann Hus mit vollem Rechte an die Spitze eines neuen Abschnittes in der böhmischen Litteratur, und zeigen ihn ebenso sehr als heilsamen Reformator auf dem Felde der vaterländischen Sprache, wie er im Gegentheil als unheilvoller Reformator auf dem kirchlichen Gebiete sich erwiesen hat.“ Aber er setzt doch auch hinzu: „Wir finden keinen Grund, an der Aufrichtigkeit seines Ausspruchs zu zweifeln: Ein rechter Deutscher ist mir lieber als ein schlechter Böhme, und wenn es mein leiblicher Bruder wäre.“ Insbesondere die Anklage, den Auszug der Deutschen verschuldet zu haben, hat er mit der größten Entschiedenheit abgelehnt; ihr eigener Eid habe die Deutschen zur Auswanderung genöthigt. Hiernach steht auf der einen Seite fest, daß Hus bei seinen Reformbestrebungen wesentlich von religiösen Impulsen geleitet worden ist, und daß er in seinen tschechischen Schriften keinen Haß gegen die Deutschen bekundet. Ebenso gewiß bleibt aber auf der andern Seite, daß Hussens lebendiges Nationalbewußtsein und die Stellung der Böhmen auf Seiten der kirchlichen Reform ihn zu einem

entschiedenen Gegner des Deutschthums gemacht und zu dem öffentlichen Ausdruck seiner Freude über den Auszug der Deutschen auch auf der Kanzel veranlaßt hat. Wir können das wohl geschichtlich verstehen, aber wir müssen es doch auch tief und schmerzlich empfinden; denn wir haben die Folgen davon heute noch zu tragen.

Auch für Hus selbst und für seine Sache wurden die Folgen seines Verhaltens verhängnißvoll. Die Universität, jetzt ganz in den Händen der Böhmen, war in ihrer Blüthe geknickt, und aller Haß der Deutschen sammelte sich auf sein Haupt. Aber auch seine böhmischen Gegner rührten sich mit neuem Eifer. Der Erzbischof ließ an 200 Bände confiscirter Schriften Wycliffes gegen den Protest der Universität verbrennen und untersagte das Predigen in Privatcapellen. Infolge dessen verfaßte Hus die Schrift: De libris haereticorum legendis, 1410. Unter Berufung auf die hervorragendsten Kirchenväter fragt er: „Wie soll man den Irrthum der Häretiker widerlegen, wenn man ihre Schriften verbrennt? Erst durch den Gegensatz wird die Wahrheit recht erkannt. Die Magister und Studenten müssen auch den Aristoteles lesen, obgleich er die Schöpfung der Welt, und den Averroes, obgleich er die Trinität leugnet. Die Schriften der Häretiker enthalten doch auch manches Wahre und Nützliche; das Nützliche aber wird durch das Unnütze nicht verschlechtert (utile per inutile non vitiatur)." Zum vollen Begriff der Häresie endlich gehöre nach Augustin dreierlei: Irrthum in der Erkenntniß, Widerspruch gegen den Inhalt der heiligen Schrift und Hartnäckigkeit in der Gesinnung. Gegen das Verbot des Predigens schrieb Hus die Rede: Von der freien Predigt des Wortes Gottes und die Vertheidigung einiger Artikel Wycliffes. Er beruft sich nicht nur auf die rechtlich verbriefte Stiftung der Bethlehemscapelle, sondern mehr noch auf das Gebot des Herrn (Marc. 16, 15; Luc. 14, 21). Er selbst, unser Erlöser, habe unabläßig bis zu seinem Tode in Synagogen, in Dörfern, auf Straßen, auf dem Meer, auf Feldern, auf Bergen und in der Wüste gepredigt. „Denn wenn er uns nicht den Samen seines Wortes und der heiligen Predigt hinterlassen hätte, so würden wir wie Sodom und Gomorrha geworden sein." In einer Predigt sagt er über denselben Gegenstand unter Berufung auf den Spruch Matth. 5, 10: Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden: „Solches erwägend sind die Apostel, als Hohepriester, Schriftgelehrte und Pharisäer ihnen geboten nicht zu reden von dem Namen Jesu, mithin die Wahrheit zu verbergen und so zu verlassen, von dem heiligen Geiste angetrieben worden, zu antworten: Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben" (Ap.-Gesch. 4, 20). Da Hus sich dem Verbote des Erzbischofs nicht fügte, so wurde er selbst ex-

kommunicirt und die Stadt Prag mit dem Interdict belegt. Aber die Aufregung der Gemüther nahm so zu, daß der Erzbischof selbst es für gerathen fand, einzulenken. Ehe indessen die Verhandlungen durch einen gütlichen Ausgleich abgeschlossen waren, starb er.

Die zweite Periode in Hussens reformatorischem Wirken, die in die Jahre 1412 und 1413 fällt, knüpft an den Ablaß an, den Papst Johann XXIII. zur Ausführung eines Kreuzzuges gegen König Ladislaus von Neapel auch in Prag verkündigen ließ. In Wort und Schrift erhob Hus seine warnende und strafende Stimme. Neben einigen Predigten kommt hierfür der Sermon in Betracht: de remissione peccatorum et stultis indulgentiis Papae. Weiterhin eine am 7. Juni 1412 abgehaltene öffentliche Disputation über die Frage: „ob es nach dem Gesetz Jesu Christi erlaubt sei und förderlich zur Ehre Gottes, zum Wohle des Volkes und zum Nutzen des Königreichs, den Christgläubigen die päpstlichen Bullen über die Aufrichtung des Kreuzes gegen den König Ladislaus von Apulien und seine Genossen zu empfehlen." Die Antwort fällt durchweg verneinend aus. Der Papst verdamme den König Ladislaus bis ins vierte Glied, Hesekiel 18, 20 aber heiße es: Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters. Der rechte Weg zur Befreiung von der Sünde sei der der Gerechtigkeit und Buße (Joel 2, 12. 13; Ap.-Gesch. 8, 22). In der Predigt über Joh. 20, 19—31 führt er aus, daß nur Gott und Christus auf zuverlässige Weise Sünden vergeben, daß Menschen dies nur bedingungsweise thun können. „Aus alledem ersiehst du, lieber Christ, daß der Mensch nur durch Gottes Macht und Christi Verdienst Vergebung der Sünden empfangen kann (Joh. 15, 5). So rufe denn, wer da wolle, Papst, Bischof oder sonst ein Priester, Mensch, ich vergebe dir deine Sünden, ich befreie dich von deinen Sünden und von den höllischen Qualen: es ist eitel Geschrei und geschieht vergebens und hilft nichts, wofern Gott selbst nicht vergibt dem Menschen, der seine Sünden ernstlich bereut." In der Disputation betont er sodann, daß es dem Befehl und Vorbild Christi widerstreite, mit weltlichen Waffen seinen Feind zu bekämpfen (Luc. 9, 54; 23, 34). Auch ein Blinder könne mit Händen greifen, daß dieser Ablaß nur eine Besteuerung sei. „Darum muß ein Christ die päpstlichen Bullen wohl prüfen, und wenn sie mit dem Gesetz Christi übereinstimmen, ihnen in keiner Weise entgegentreten; wenn sie aber dem entgegen sind, so muß er mit Christo selbst dem entgegentreten. Denn jenes Wort Hiob 9, 12: Wer will zu ihm sagen: was machst du? geht nicht auf den Papst, sondern auf Gott, der keinen Höheren über sich hat und nicht irren kann".

Die gewaltsamen Störungen der öffentlichen Ordnung, die diese Disputation zur Folge hatte, sollten für Hus selbst am schwersten fühlbar

werden. Der Papst belegte ihn von neuem mit dem Banne, und den Ort seines Aufenthalts mit dem Interdict. Da gab er die feierliche Erklärung ab: „Ich appellire von der schweren Unterdrückung, von dem ungerechten Spruch und der vorgeblichen Excommunication der Priester, Schriftgelehrten, Pharisäer und Richter, die auf Mosis Stuhle sitzen, an Gott und übergebe ihm meine Sache und meinem Herrn Jesu Christo, dem gerechtesten Richter, der die gerechte Sache eines jeden Menschen kennt, schützt und richtet". Zugleich aber entschloß er sich, dem Wunsche des Königs nachzugeben und Prag zu verlassen. Freilich geschah dies erst nach schwerem Seelenkampfe. Aber dem Worte: Der Miethling, des die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen, und verlässet die Schafe, und fleucht (Joh. 10, 12) stand doch das andere gegenüber: Und wo euch jemand nicht anhören wird, noch eure Rede hören, so gehet heraus von demselben Hause oder Stadt, und schüttelt den Staub von euren Füßen (Matth. 10, 14). Und hatte nicht Paulus aus Damaskus sich geflüchtet (Ap.-Gesch. 9, 25) und der große Kirchenlehrer Athanasius sich wiederholt seinen Verfolgern entzogen? So zog sich denn auch Hus im December 1412 auf die Burgen seiner Freunde zurück, damit die Gläubigen in Prag nicht um seinetwillen des Genusses der kirchlichen Gnadenmittel beraubt würden. In seinem Exil hat er sein bedeutendstes theologische Werk verfaßt, die Schrift de ecclesia. Dies führt auch uns von seiner reformatischen Wirksamkeit weiter zu einer kurzen Darstellung des inhaltreichen Themas: Hus als Theologe.

Von der Schrift de ecclesia sagt Neander: „Aus der unmittelbaren Beziehung des christlichen Bewußtseins zum Erlöser geht hier schon ein neuer verinnerlichter Begriff der Kirche hervor, ein anderer Begriff von der Nothwendigkeit der Einheit der Kirche, der Gegensatz gegen die Annahme eines nothwendigen sichtbaren Hauptes. Schon finden wir im Keim die Unterscheidung der sichtbaren und unsichtbaren Kirche".

Im Keim, aber noch nicht mit diesem Ausdrucke. Der erste Haupttheil handelt von dem Begriff der Kirche, von deren Haupte und den Gliedern, von dem Papste und von der Schlüsselgewalt. Die katholische, das heißt die allgemeine Kirche ist die Gemeinschaft aller Prädestinirten. Kein Ort und keine menschliche Wahl macht einen zum Gliede der allgemeinen Kirche, sondern allein die göttliche Prädestination über einen jeden, der bis ans Ende Christo in der Liebe nachfolgt. Die Kirche umfaßt drei Theile: die streitende, die schlafende und die triumphirende. Die streitende ist die Gemeinschaft der Prädestinirten, die hienieden noch zum Vaterlande wandern; die schlafende ist die Zahl der im Purgatorium Prädestinirten; die triumphirende umfaßt die im Vaterlande zur Ruhe Gekommenen. Diese Kirche ist die eine, die heilige, die christliche, die apostolische,

von der wir im Apostolicum bekennen: Credo sanctam ecclesiam catholicam (Epheser 4, 4—6). Welches aber ist das Verhältniß dieser idealen zu der realen Kirche? Hus antwortet: „Es ist zweierlei, von der Kirche sein und in der Kirche sein — aliud est esse de ecclesia, aliud est esse in ecclesia. Denn wir wissen, daß auch Unkraut unter dem Weizen wächst, daß der Rabe auf Einer Tenne frißt mit der Taube, daß der Weizen mit der Spreu in die Scheuern gesammelt wird (1. Joh. 2, 19)." Dagegen kann kein wirkliches Glied endgiltig von der Kirche ausgeschlossen werden, (Röm. 8, 28—39). Christus allein ist der Grund und Eckstein des Heiles, (Joh. 15, 1 f; 1. Kor. 3, 11; 1. Petr. 2, 4; Eph. 2, 19, 20). Daraus folgt:

1. Christus allein ist das Haupt der Kirche (Eph. 1, 22 f.). Aber Petrus wird doch Matth. 16, 18 der Fels genannt, auf den der Herr seine Gemeine bauen wolle? Dieser Fels, sagt Hus, ist das Bekenntniß Petri: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn (Matth. 16, 16). Auf diesen Glauben hat der Herr seine Kirche gegründet. Petrus selbst nennt sich einen Mitältesten (1. Petr. 5, 1); Paulus weiß gar nichts von einem Primat Petri und hätte einem solchen sich am wenigsten untergeordnet (Gal. 2, 7 flgd.). Der Geist des Herrn allein ist es, der die Jünger in alle Wahrheit leitet (Joh. 16, 13).

2. Der Papst ist nur dann Christi Stellvertreter, wenn er in Christi Fußstapfen einhergeht, nach Christi Gesetz wandelt, apostolisch lehrt und lebt, sonst ist er der Widerchrist (1. Joh. 2, 18), und der Greuel der Verwüstung steht an der heiligen Stätte (Matth. 24, 15).

3. Päpstliche Gebote sind nur dann zu befolgen, wenn sie in dem Gesetze Christi begründet sind, sonst muß man sich ihnen widersetzen.

4. Die Schlüsselgewalt zerfällt in eine allgemeine und in eine besondere. Die erstere steht jedem Christen zu: er hat das Recht, an anderen gute geistliche Werke zu üben, zu lehren, zu mahnen, zu strafen, zu trösten. Die andere besteht vornehmlich in der Predigt des göttlichen Wortes und in der Verwaltung der Sacramente. Aber diese ministeriale Vollmacht kommt allen Priestern in gleicher Weise zu, wie denn auch in der apostolischen Kirche zwischen Bischöfen und Presbytern kein Unterschied war.

Hinsichtlich der Verfassung der Kirche stellt Hus die Regel auf, daß die tauglichsten Personen zur Ausübung des geistlichen Amtes bestellt und darin nicht behindert werden sollten. Noch wichtiger ist die zweite Forderung, „daß die Rechte ebenso wie die Pflichten in der Kirche unter die verschiedenen Bestandtheile derselben gemäß ihrer verschiedenen Stellung in dem kirchlichen Organismus vertheilt werden müssen". Denn die streitende Kirche besteht aus den drei von dem Herrn geordneten Ständen, nämlich aus den Priestern, die das Gesetz Christi treu erfüllen, aus den weltlichen

Herren, deren Pflicht es ist, das Gesetz Gottes zu vertheidigen und die Diener Christi zu beschützen, und aus dem Volke, das die Aufgabe hat, der erlaubten Arbeit treu obzuliegen und den beiden andern über ihm stehenden Ständen Gehorsam zu leisten.

Wie wenig das römische Papstthum der Idee der Kirchenleitung entspreche, das beweist Hus aus der Geschichte. Er sieht den Anfang des Verderbens in der Schenkung des Kaisers Constantin, die er nach der damals allgemein herrschenden Ansicht für historisch hielt. Daß alle Creatur dem päpstlichen Stuhle unterthan sei, erscheint ihm als eine gotteslästerliche Behauptung. Wer sei denn jetzt das Haupt der Kirche, wo drei Päpste diesen Anspruch erheben? Gott könne gar wohl das vom Kaiser verliehene Vorrecht wieder aufheben und die Kirche zu der ursprünglichen Gleichheit zwischen den Bischöfen zurückführen.

Der zweite Theil der Schrift von der Kirche behandelt die Glaubensregel, den Glaubensinhalt und den Glaubensgehorsam.

1. Die Glaubensregel. Die heilige Schrift und keine menschliche Autorität ist die alleinige, vollkommene und untrügliche Richterin in allen Fragen des Glaubens und des kirchlichen Lebens. „Das bekenne ich", erklärt Hus, „daß ich nichts als zum Heile nothwendig glauben, festhalten, predigen und behaupten will, wofür ich nicht den theologischen Beweisgrund habe: das sagt die heilige Schrift direct oder indirect — hoc dicit scriptura sacra explicite vel implicite — denn nur dies ist als Glaubensgegenstand anzunehmen, festzuhalten und zu behaupten. Diesen demüthigen Glauben aber an die heilige Schrift und was in ihr gelehrt wird, will ich festhalten, so lange ich noch Athem in mir habe". Denn die heilige Schrift ist nicht, wie die Gegner meinen, eine todte Sache, sondern ein Buch des Lebens, das durch sich selbst spricht und richtet (Hebr. 4, 12). Gleichwohl ist auch die Entwicklung der vom heiligen Geiste geleiteten Kirche berechtigt. Aber die kirchlichen Lehren und die Aussprüche der Concilien sind an dem Maßstabe der heiligen Schrift zu prüfen.

2. Der Glaubensinhalt. Wenn Hus hinsichtlich der Lehre von der heiligen Schrift, von der Kirche und vom Glaubensgehorsam sich die Grundsätze Wycliffes angeeignet hat, so ist er in Beziehung auf den Glaubensinhalt der römischen Auffassung in vielen Stücken treu geblieben. So in den Lehren von Gott, von der Trinität, von der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt und in den Grundfragen der Christologie. Selbst in der Lehre von der Rechtfertigung steht er der römischen Auffassung näher als der evangelisch-reformatorischen. Er denkt sich die Rechtfertigung nicht als einen bloß richterlichen Act Gottes, sondern zugleich auch als einen subjectiven Vorgang im Menschen. Wohl muß der Sünder durch Gottes Gnade

bekehrt sein, dann aber vermag er durch die Hülfe des heiligen Geistes so zu handeln, daß er Gottes Gnade und das ewige Leben wirklich verdient. „Wenn zwar keine Zeit mehr vorhanden ist, gute Werke zu thun, so genügt der Glaube allein, wie wir an dem Schächer am Kreuze ersehen. Wenn solche Zeit aber vorhanden ist, dann ist nicht der Glaube allein noch die Werke allein ohne den Glauben, sondern beides zum Heil und zur Gerechtigkeit nothwendig". Auch die Unterscheidung zwischen Geboten, mandata, deren Erfüllung zur Erlangung des Heils nothwendig sei, und zwischen Rathschlägen, consilia evangelica, deren Befolgung ein besonderes Verdienst einschließe, hat er festgehalten. In Beziehung auf das heilige Abendmahl hat er die von Wycliffe ausgehende Bekämpfung der Transsubstantiationslehre sich nicht angeeignet. Die Forderung des Laienkelchs ist erst von seinen Anhängern ausgegangen, wohl aber hat Hus die gute biblische Begründung des Satzes, daß das heilige Mahl unter beiderlei Gestalten auch von den Laien empfangen werden dürfe, anerkannt. Noch am 21. Juni 1415 schreibt er aus dem Kerker an seinen Nachfolger im Predigtamte zu Prag: „Widersetze dich nicht dem Sacramente des Kelches des Herrn, den Christus durch sich und seine Apostel eingesetzt hat. Denn es ist keine Schriftstelle dagegen, sondern nur die Gewohnheit, die meines Erachtens aus Nachlässigkeit eingerissen ist. Nun aber sollen wir nicht der Gewohnheit folgen, sondern Christi Beispiel und der Wahrheit".

3. Der Glaubensgehorsam. Keine Anklage haben die Gegner mit solchem Nachdruck und mit solcher Erbitterung gegen Hus geltend gemacht als die, daß er und seine Anhänger das gläubige Volk zum Ungehorsam gegen seine geistlichen Vorgesetzten und zur Unehrerbietigkeit gegen die priesterliche, bischöfliche und päpstliche Würde verleiteten. Er antwortet: „Nichts gehört freilich mehr zur wahren Religion als der Gehorsam, den man Gott schuldig ist, wie Samuel sagt: Gehorsam ist besser denn Opfer (1. Sam. 15, 22). Man muß aber wohl zwischen einem falschen und einem wahren Gehorsam unterscheiden. Der Gehorsam Jesu Christi besteht allein darin, dem zu gehorchen, was Gottes Befehl an uns ist". Auch der Papst und seine Curie kann irren, sei es aus Gewinnsucht, sei es aus Unwissenheit. Die Geschichte beweist unwiderleglich, daß gar viele ketzerisch gesinnte und notorisch schlechte Menschen auf dem Stuhle Petri gesessen haben. „Wir sind aber deshalb, weil wir nur im Erlaubten und Ehrbaren den kirchlichen Vorgesetzten gehorchen dürfen, ins Angesicht ihnen zu widerstehen gehalten, wenn sie den göttlichen Befehlen und Geboten zuwider wandeln". Für die Verhängung der Excommunication verlangt Hus die Anwendung folgender Grundsätze: Nach Matth. 18, 15—17 ist der Betreffende zunächst allein, sodann vor Zeugen und endlich vor der Gemeinde zu vermahnen.

Die Ausschließung darf nur wegen einer Todsünde erfolgen. Sie muß in Liebe geschehen, denn sie soll nicht eine todbringende, mortalis, sondern eine heilbringende, medicinalis, sein, das heißt sie muß den Zweck haben, den Irrenden zur Heerde Christi zurückzuführen. Noch schärfer spricht er sich gegen das Interdict aus. Er sieht in ihm eine Erfindung Satans, die erst aufgekommen sei, als sich der Klerus in die Lüste und Reichthümer der Welt verstrickt habe. Wie aber stehe es mit der kirchlichen Praxis? Da werde die Seele des Gebannten dem Teufel übergeben, und das Interdict werde oft um der selbstsüchtigsten Gründe willen verhängt, etwa wenn ein Volk den Zehnten nicht ordentlich entrichte, oder wenn ein Fürst die Einkünfte des Klerus mit Beschlag belege. Seine eigene Excommunication hat Hus mit christlicher Ergebung getragen. Er sagte, sie sei für ihn dasselbe, was das Eisen für die Säge, das Feuer für das Gold sei: sie diene dazu, ihn zu reinigen und den Lohn seiner Seligkeit zu vermehren (Luc. 6, 36).

In den vorstehend entwickelten theologischen Grundsätzen unseres Hus liegt nun zugleich die Antwort auf die Frage, die sich bei jeder Betrachtung seines Geschickes uns aufdrängt: Wie kam es doch, daß ein zur Reform der Kirche berufenes Concil, in dem so manche erleuchtete und christliche Männer saßen, die das Verderben der Kirche so klar erkannten und so schmerzlich beklagten als Hus selbst — wir erinnern nur an den Kanzler Gerson — den treuen Zeugen der christlichen Wahrheit zum Feuertode verdammte? Die Antwort ist eine zwiefache. Je nachdrücklicher das Concil gegen die entarteten Päpste selbst eingeschritten war, desto mehr mußte ihm daran liegen, in den Augen der gesammten abendländischen Christenheit sein Festhalten an der katholischen Lehre und Lebensordnung zu erweisen. Sodann aber ist weder ihm noch Hus selbst zum klaren Bewußtsein gekommen, daß in der Persönlichkeit des schlichten böhmischen Magisters ein neues religiöse Princip in die Erscheinung trat, das Princip des Protestantismus. Denn so war es in der That. Hus war überzeugt, ein treuer Sohn der römischen Kirche zu sein, und auch der hervorragendste katholische Kirchenhistoriker, Bischof Hefele, stellt ihm das Zeugniß aus, daß er in vielen Stücken den Altgläubigsten beigezählt werden dürfe. Und doch war er ein Vorläufer des Größeren, der nach ihm kommen sollte, ein Vorläufer Luthers. Das zeigt sich vor allem in seiner Ansicht von der heiligen Schrift und in seiner Auffassung der Kirche und des kirchlichen Gehorsams. Die Gegner erkannten klar, daß sein Schriftprincip mit dem Grundsatz der kirchlichen Autorität, wie ihn Papst und Concilien repräsentirten, unvereinbar sei. Das Gleiche gilt von seiner Lehre über die Stellung des Einzelnen zur Kirche und über die Verpflichtung zum kirchlichen Gehorsam. Nach katholischer Anschauung decken sich in der Kirche, und zwar eben in der römisch-katholischen, Idee

und Erscheinung — extra ecclesiam nulla salus — und auch das Verhältniß des Einzelnen zu Gott ist durchaus abhängig von seinem Verhältniß zur Kirche — habere non potest Deum patrem qui ecclesiam non habet matrem. — Hus dagegen findet eine große Kluft befestigt zwischen der Kirche, wie sie ist, und zwischen der Kirche, wie sie sein sollte. Er sieht in der wahren Kirche die Gemeinschaft der durch den Rathschluß der ewigen Gnade zur Seligkeit Erwählten. Nur der gehört zu ihr, der ein Glied ist am Leibe des Herrn, eine Rebe am himmlischen Weinstock. Danach bestimmt sich auch die Pflicht des kirchlichen Gehorsams ganz verschieden. Der Katholicismus fordert die unbedingte Unterwerfung des Einzelnen unter die Autorität der Kirche, der Protestantismus erkennt, daß der Einzelne mit seinem Gewissen steht und fällt und sich nur seinem Gott und dessen innerlich erkannter Wahrheit unterordnen darf. So auch Johann Hus. Er hat noch wenige Tage vor seinem Tode der Commission des Concils, die ihn zum Widerruf bewegen wollte, erklärt: „Wisset, daß wenn ich mir bewußt wäre, etwas gegen das Gesetz Gottes oder gegen die heilige Mutter Kirche geschrieben oder gepredigt zu haben, was irrig wäre, ich das, Gott ist mein Zeuge, in aller Demuth widerrufen wollte. Ich verlange nur immer, daß man mir bessere und annehmbarere Zeugnisse aus der Schrift zeige, als die sind, die ich geschrieben und gelehrt habe, und dann will ich aufs bereitwilligste widerrufen". Gerade dies konnte ihm das Concil von seinem Standpunkte aus nicht gewähren. Es war doch eine neue Wahrheit, die Hus verkündete, und es gehört zu den Gesetzen der sittlichen Weltordnung, daß die höchsten Siege nur sterbend erkämpft werden. „Das Martyrium ist die große Läuterung und Bewährung, durch welche die Menschheit die neuen Wahrheiten auf ihre Echtheit prüft; es ist die enge Pforte, durch welche die Heroen zur Unsterblichkeit eingehen". So geschah es schon unserm Herrn selbst. Die Hohenpriester und Schriftgelehrten meinten in ihm nicht die Wahrheit, sondern den Irrthum zu tödten, Jesus aber sprach: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun (Luc. 23, 34). Sie waren unbewußt Werkzeuge der göttlichen Vorsehung: mußte nicht Christus solches leiden, und zu seiner Herrlichkeit eingehen? (Luc. 24, 26). Die Art aber, wie Hus den Märtyrertod erduldet hat, ist auch bei ihm, wie bei dem Herrn selbst, doch nur das Resultat seines ganzen Lebens, die entscheidende That seiner Persönlichkeit gewesen. Der letzte Theil unserer Darstellung muß daher überschrieben werden: Hus als christlicher Charakter.

Der erste und durch sein ganzes Leben hindurchgehende Charakterzug, den wir an Joh. Hus wahrnehmen, ist derselbe, den, wie wir sahen, schon der Jüngling bekundete: ein ernster Sinn für die Wahrheit, ein unermüdliches Wahrheitsstreben. Er war jederzeit bereit, einen erkannten Irrthum auf-

zugeben. So war er schon in früher Zeit von der unbedingten Verehrung des Papstes zurückgekommen. Er sagt darüber: „O die betrügen sich selbst, die alles für gut halten, was der Papst thut, wie ich es für gut hielt, als ich die heilige Schrift und das Leben meines theuren Heilandes noch nicht kannte“. Aber die Wahrheit war ihm nicht bloß eine Sache der Erkenntniß, sondern auch eine Pflicht des Gewissens. Darum vermochten ihn auch Freunde nicht bei einer Ansicht festzuhalten, die er als irrthümlich erkannt hatte. „Mein Freund, erklärte er, ist Palec, meine Freundin die Wahrheit, und da beide meine Freunde sind, so erfordert es die Frömmigkeit, der Wahrheit den Vorzug zu geben“. Deshalb konnte er aber auch den Widerruf, zu dem er selbst von ernstgesinnten christlichen Freunden aufgefordert wurde, nicht leisten. Er schreibt darüber aus dem Kerker in Konstanz: „Es waren bei mir mannigfache Ermahner, viele Zuchtmeister, aber wenige Väter, wie der Apostel sagt. Sie riethen mir mit vielen Worten, ich sollte und könnte ohne Schuld abschwören, sobald ich meinen Willen nur der heiligen Kirche, die das Concil repräsentirt, unterwerfe. Aber keiner von allen weiß einen rechten Ausweg, wenn ich ihn in meinen Fall setze: wie er nämlich, wenn es ihm feststünde, daß er eine ihm aufgebürdete Häresie niemals bekannt oder behauptet hätte, und er sie doch abschwören, das heißt bekennen solle, daß er sie gelehrt habe, dann sein Gewissen wahren wolle“. Die Kraft zu dieser Ueberzeugungstreue schöpfte er aus dem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott. Als ihm daher ein Freund vorhielt, daß er sich durch den Widerruf doch auch dem Reiche Gottes erhalten werde, antwortete er: „Wahrlich es ist mir viel besser zu sterben, als, indem ich vor einer augenblicklichen Gefahr flöhe, in die Hände Gottes zu fallen, und dann vielleicht in das ewige Feuer und in die ewige Schmach“.

Der zweite Grundzug in Hussens Wesen ist die priesterliche und seelsorgerliche Treue. Sie wurzelte in seinem tiefen Gemüth und in der hohen Auffassung des ihm befohlenen Hirtenamtes. Die Briefe, die er aus dem Exil und aus dem Gefängniß an die böhmischen Freunde und an seine Gemeinde schrieb, enthalten dafür eine Fülle der herrlichsten Zeugnisse. Wie die Briefe des Apostels Paulus immer mit dem Ausdruck des Lobes und Dankes beginnen für das gute Werk, das der Geist Gottes in den Lesern angefangen habe, so schreibt auch Hus: „Da ich, Geliebteste, euer Verlangen nach dem Worte Gottes und euer Wachsthum in demselben vernehme, so sage ich Gott Dank und bitte ihn, daß er euch immer vollkommeneres Verständniß verleihe, damit ihr die List und den Trug des Widerchrists und seiner Diener erkennet und nicht zulasset, daß ihr von der göttlichen Wahrheit abgelenkt werdet“. Konnte er seiner Gemeinde das Wort Gottes nicht mehr mündlich predigen, so sollten seine Briefe dafür einen Ersatz

bieten. Darum schreibt er ihr in der Adventszeit 1413: „Sehet, Theuerste, und erwäget beides: die Wohlthat Christi bei seinem ersten Kommen, und sein Gericht bei dem zweiten". — „Der Tag des Sohnes Gottes ist nahe, darum reiniget euer Haus, daß es rein werde von Sünden". Herrlich ist sodann die Ausführung der Weihnachtsbotschaft selbst, in der er Jesum als den Mittler, den Arzt, den König, den liebsten Bruder und rechten Führer feiert. Er schließt mit den Worten: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren (Luc. 11, 28). Diese Seligkeit und dieses Hören des göttlichen Wortes mehre uns Jesus Christus, welcher hochgelobet sei in Ewigkeit!" In ernsten Worten warnt er die Gläubigen vor Spaltung und Zwietracht, eindringlich mahnt er sie zur Ausdauer in der Anfechtung und im Kreuz. Die Krone seiner Briefe ist wohl das Abschiedsschreiben, das er vor seinem Tode an die Gemeinde in Prag gerichtet hat. Sein reicher Inhalt faßt sich zusammen in die Mahnungen: Gehorchet Gott und haltet sein Wort hoch; folget nicht dem, was ihr an mir selbst als menschlich und sündhaft erkannt haben möget; wandelt würdiglich eures Berufes: Herren, Knechte, Lehrer, Bürger, Studierende; betet für eure Feinde. In demselben Sinne schreibt er an seinen Schüler und Freund Martinus: „Lebe dem Worte des Herrn gemäß. Sei fleißig, Gottes Wort zu predigen, forsche gerne in der Schrift, vornehmlich im Neuen Testament. Was Du Gutes von mir gelernt hast, das halte fest; hast du Verkehrtes an mir wahrgenommen, so fliehe das und bitte Gott, daß er meiner schone. Was du gewesen bist, was du bist und was du sein wirst, das bedenke. Beklage die begangenen Sünden, bessere die gegenwärtigen und hüte dich vor den zukünftigen!"

Der treue Priester und Seelsorger war aber zugleich ein unermüdlicher Beter. Das Wort des Apostels: Betet ohn Unterlaß (1. Thess. 5, 17) war tief in seine Seele geschrieben. In der Schrift de ecclesia bricht er selbst mitten in der Gedankenentwicklung in das Gebet aus: „Allmächtiger Herr, der du bist der Weg, die Wahrheit und das Leben, du weißt, wie wenige in dir wandeln und dir als ihrem Haupte in Demuth, Armuth, Keuschheit, Arbeit und Geduld nachfolgen. Frei offen ist der Weg des Satans und viele sind, die darauf wandeln; hilf deiner kleinen Heerde, daß sie dich nicht verlasse, sondern auf dem schmalen Wege dich endlich finden möge". Ueber das Gebet des Herrn, das ihm besonders werth war, hat er noch in Konstanz einen eigenen Traktat geschrieben. Und doch sagt er einmal von sich selbst, er wisse nicht, ob er in seinem ganzen Leben auch nur ein Vaterunser so ernst und innig gebetet habe, als es sich gehöre. So hat ihn denn auch das Gebet aufrecht erhalten in dem letzten Kampf und Strauß. Ein Augenzeuge seiner Hinrichtung erzählt uns, manche von den dabei Anwesenden hätten

geäußert: „Was dieser Mann früher begangen hat, wissen wir nicht; jetzt aber sehen und hören wir, daß er heiligen Sinnes betet und redet".

Ein auch von den Gegnern bezeugter Zug in Hussens Charakter war ferner die Reinheit seiner sittlichen Gesinnung, die Uneigennützigkeit und Lauterkeit seines Wandels. „Niemals", so hören wir, „ist jemand mit leerer Hand von ihm weggegangen. Kam ein Reicher, so ertheilte er ihm Rath, kam ein Armer, Unterstützung, und niemals suchte er, was sein war". Sein persönlicher Gegner, Stephan von Dola, sagt von ihm: „Es war bei ihm ein strenges Leben, ein reiner und ehrbarer Wandel, voll Gebet, Nachtwachen, Fasten, Nüchternheit und Mäßigkeit in Nahrung und Kleidung, und eine Uneigennützigkeit, die nie geistliche Beneficien oder Präbenden irgend welcher Art angenommen hat". Auch Helfert beginnt seine Charakteristik mit dem Satze: „Uebereinstimmende Ueberlieferungen schildern uns Hus als einen Mann, ausgestattet mit jenen Eigenschaften, welche im Stande sind, Zuneigung und Vertrauen bei den Einzelnen, Theilnahme und Verehrung bei der Menge zu erwecken. Sein edles Aeußere trug den Wiederschein tiefen Ernstes; das allgemeine Zugeständniß einer tiefen und vielseitigen Gelehrsamkeit paarte sich mit dem durch keinen Verdacht befleckten Ruf strenger Sittenreinheit; mit einer ungeheuchelten Frömmigkeit verband er den feurigen Eifer gegen Mißbräuche und Ungehörigkeiten jeder Art". Aber er besaß auch den bei so starken und eigenartigen Naturen seltenen Zug der Versöhnlichkeit gegen persönliche Widersacher. Sein früherer Freund Palec, später sein bitterster Gegner, wurde dadurch bei einer Unterredung, die er mit ihm im Gefängnisse hatte, bis zu Thränen gerührt. Hus selbst empfand jeden Beweis theilnehmender Liebe mit der innigsten Dankbarkeit: noch auf dem Richtplatze hat er von seinen Gefangenwärtern als von seinen christlichen Brüdern Abschied genommen.

In einem aus dem Kerker an die Prager Gemeinde gerichteten Briefe spricht Hus die Bitte aus: „O treuester Christe, zeuch uns Schwache dir nach, denn wenn du uns nicht zieheſt, vermögen wir dir nicht zu folgen". Dieses Gebet wurde erhört. Die ewige Liebe hat ihn selbst an ihr Herz gezogen, indem sie ihm die Kraft gab, standhaft auszuharren auch in dem schwersten Leide und in dem furchtbarsten Tode. Das ist denn auch der letzte und herrlichste Zug in seinem christlichen Charakter. In der langen und qualvollen Kerkerhaft ist kein Wort des Murrens und der Bitterkeit über seine Lippen gekommen. Schwere Stunden der Anfechtung konnten freilich nicht ausbleiben, aber die Grundstimmung seiner Seele blieb doch demüthiges Vertrauen und freudige Zuversicht. So schreibt er an seinen treuen Begleiter, den Ritter von Chlum: „Noch ist der Herr mit mir als ein starker Krieger. Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem

sollte ich mich fürchten? Sehr bin ich erfreut über Eure treue Beharrlichkeit in der Arbeit, die Ihr für mich Armen habt, und für Eure Standhaftigkeit, die Euch Gott vor anderen geschenkt hat. Euch hat er mir zur Hülfe gegeben, ich hoffe, zu Eurem zeitlichen und ewigen Heil. Und nun bitte ich Euch um der Barmherzigkeit Gottes willen, daß Ihr als ein Krieger Jesu Christi auch das Ende der Geschichte abwartet". Damit stimmt überein die Erklärung in einem Briefe an die böhmischen Freunde: „Ich hoffe, daß das, was ich unter dem Dache gesprochen habe, von den Dächern herab noch werde verkündigt werden. Mag der Antichrist wüthen, so viel er will, doch wird er nichts vermögen gegen Christus, der ihn, wie der Apostel sagt, mit dem Hauche seines Mundes tödten wird. Und dann wird die Creatur von der Knechtschaft der Vergänglichkeit befreit werden zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes".

Mit diesem Ausblick scheiden auch wir von dem treuen Zeugen Jesu Christi. Er gehört zu der Wolke von Bekennern, von denen der Seher der Offenbarung sagt: Diese sind's, die gekommen sind aus großer Trübsal, und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes (Apok. 7, 14). Und darum möge auch uns in den Kämpfen und Nöthen, die der Kirche unsrer Tage verordnet sind, allezeit als Mahnung und Trost das Wort des Herrn vor Augen stehen, das sich an Johannes Hus erfüllt zeigt: Darum wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater (Matth. 10, 32).

Weimar. Prof. Dr. Reinthaler.

Religion und Sittlichkeit.*)

Luthers Erklärung der zehn Gebote im Kleinen Katechismus ist bekanntlich darum so genial, weil er einmal mit kühnem Griffe den Verboten im Text als besseren Theil in seinen Erklärungen überall die Gebote hinzugefügt hat. Das ist keine Erklärung, sondern eine Erweiterung des Textes; eine Erweiterung von höchster Bedeutung, die es klar darlegt, daß es für den Menschen und die Sittlichkeit nicht ausreicht, in erster Linie zu wissen, was man alles lassen soll, sondern in erster Linie zu wissen, was man thun soll. Und Luthers Erklärung der zehn Gebote ist weiter so genial, weil er insbesondere zweitens mit noch kühnerem Griffe die gesammte Welt der Sittlichkeit wieder zurückführt, wieder gründet auf den Glauben, auf die Religion. Wir werden gerecht allein — allein! — durch den Glauben! Es war das letztere eine That ohne gleichen, einzigartig für die Zeit, die sie geboren hat, und nicht überboten, ja auch nur zum Gemeingut geworden bis in die Gegenwart hinein! Wie oft vielmehr bis jetzt unbeachtet, ja unverstanden! Ist nicht immer wieder davon die Rede, daß des Menschen Leben zwei Mittelpunkte habe, einen sittlichen und einen religiösen? Man denke sich zur Probe einmal unbefangen in den Fall hinein, die zehn Gebote würden heutzutage irgend jemandem, einem großen Theoretiker oder einem großen Praktiker, zur erstmaligen Erklärung überantwortet. Wie viele würden da erklären: Du sollst nicht tödten. Was ist das? Wir sollen unserm Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid thun, sondern sollen ihm helfen und fördern in allen Leibesnöthen. Sie würden so erklären, nicht den Worten, aber der Sache nach, und würden es nicht merken, daß der Lutherschen Erklärung damit das Herz ausgebrochen wäre, daß man so schon hätte schreiben können vor Christus, ohne Christus. Die Eigenart der Lutherschen Erklärung des ersten Hauptstückes würde ein solches Experiment — wenn es möglich wäre! — klar machen.

Denn Luther sagt eben nicht: Was ist das? Erstens, sollen wir Gott fürchten und lieben, d. h. wir sollen Glauben haben, Religion haben, das

*) Ohne den nachstehenden Aufsatz in allem unterschreiben zu wollen, glaube ich doch, ihn selbständigen Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Der Herausgeber.

würde dasselbe sein; und zweitens, wir sollen unserm Nächsten nichts Böses, sondern Gutes thun! sondern er spricht: Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, wir sollen Glauben, Religion haben, auf daß wir so und so gegen unsern Nächsten handeln. Er spricht: Du Mensch, ich sage dir das eine, sage es dir zehnmal, bei jedem Gebot von neuem, habe Glauben, bloß Glauben, den Glauben allein laß deine Sorge sein; alles andere findet sich dann von selbst. Luther coordinirt nicht beides, sondern subordinirt die Sittlichkeit dem Glauben.

Dieser Gedanke, daß der Glaube das einzige Gut sei und der Unglaube die einzige Sünde, daß der Mensch bloß auf den Glauben sehen und dem nachtrachten solle und aufhören solle, auf seine Thaten zu sehen, auf diese zu schielen, und darüber die Einheit und Sicherheit und Kraft seiner Seele einzubüßen, dieser damals wieder neu ausgegrabene, so kühne, so verwegen richtige Gedanke ist der Inhalt des ganzen Katechismus, zieht sich durch Luthers ganze Schriften, durch sein ganzes Leben hin. Der Mensch soll nicht in zwei Welten leben, in der des Glaubens und in der der Sittlichkeit, des guten Handelns, sondern die ganze Welt des guten Handelns soll eine Blüthe sein, die niemand pflanzt und niemand pflegt, sondern die sich von selbst entfaltet, sich erst dann zur rechten Pracht entfaltet, wenn kein argwöhnisches Auge mehr sie auf Schritt und Tritt verfolgt und wägt. Wie Luther sich gelegentlich aufs klarste ausdrückt: „Wer den Glauben hat, hat alles, wer den Glauben nicht hat, hat nichts!“ Oder wie das neue Testament es uns vorhält: Pflanzet einen guten Baum; ein guter Baum bringt gute Früchte.

Das heißt, des Menschen Leben soll nicht in zwei Angeln hängen und sich bewegen, sondern in einer, soll nicht eine Ellipse sein mit zwei Mittelpunkten, sondern ein Kreis mit einem. Es soll die Welt der Sittlichkeit nur ein Appendix sein zur Welt der Religion!

Das ist Luthers Weisheit gewesen, ist an allen Enden die Weisheit des so großen Kleinen Katechismus. — —

Was dort als Ziel, als Vorbild allen Menschen vorgezeichnet ist, jener richtige und gesunde Seelenzustand, der Glaube, als die Quelle alles Weiteren, das ist in einzigartiger Weise erreicht und dargestellt gewesen in Jesu Christo, bei dem im Glauben, in der Religion sein Alles beschlossen lag.

Es ist nicht ganz leicht, dieses aus seinen Biographen, den Evangelisten, herauszulesen. Es würde selbst heutzutage immer noch eine mißliche und schwere Sache sein, so jemandes Glauben, Religion in Worte festzubannen; wie hätte es das damals in der Zeit der beginnenden Geschichtschreibung des Christenthums nicht weit mehr sein sollen! Wir müssen mehr zwischen den

Zeilen lesen, als in denselben, müssen auf das achten lernen, was die Schreiber verschweigen, um hinter der sichtbaren Welt, die sie bei ihrem großen Zeitgenossen festhielten und begriffen, uns die unsichtbare Welt von Christi Seelenleben aufzubauen, über die sie nicht mit Worten hätten Rechenschaft geben können, von der sie sich nur umweht fühlten wie von geheimnißvollem, gewaltigem Flügelschlage.

Wie sollen wir uns Jesu Glauben denken, seine Religion?

Die Antwort des Zwölfjährigen im Tempel zu Jerusalem gibt uns die erste Antwort darauf, sie könnte auch seine letzte sein: Wußtet ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist? Was bis dahin nur halb bewußt, halb dunkel in aufkeimender Schöne in ihm lag, als Liebe zu seinem himmlischen Vater, als jugendlich warme Hingabe an den Gott seines Volkes und seines Hauses, das gewann damals im Tempel auf einmal Form und Gestalt, ward auf einmal durchleuchtet mit Himmelsklarheit. In wenig Stunden ward die Arbeit von Jahren gethan, ein vorher nicht gekanntes gebieterisches Gefühl ergriff den Jugendlichen und zwang ihn in die Nähe seines Gottes hin, von dem er seit dem Augenblicke wußte, er sei nicht mehr bloß seines Hauses, seines Volkes Gott, sondern in besonderem Sinne noch der seine. Nicht jene, die im Tempel mit ihren Fragen ihn bestürmten, ihn mit ihrer Weisheit zu vergewaltigen suchten, standen diesem Gotte nahe, näher als er selbst.

Und dann kommt die große Lücke, die zwanzig Jahre Schweigen in den Evangelien. Eine lange Zeit; und doch nicht zu lang, solch neuen großen Gedanken zu begründen, zu prüfen, auszubauen, zu bewähren! Wie manchmal vorher und nachher ist er aufgetreten, der Gedanke solcher Gottesnähe, und ist Schwärmerei gewesen. Der Täufer erkannte am Schluß jener Zeit auf den ersten Blick, was in ihnen geworden war: die sonnige Ruhe, die Lammesnatur dieser Seele, wie er selbst sie sich ersehnte und wie sie ihm doch versagt war! Er war kein Lamm Gottes! Die zwanzig Jahre einer täglichen schönen Berufsarbeit, Leib und Seele gesund erhaltend, wie es Dürer im Marienleben uns so prächtig geschildert hat: wahrlich, die Engel Gottes halfen auch dem Sohne dabei; diese zwanzig Jahre Hülfe für den Vater und Fürsorge für die Mutter; zwanzig Jahre Welterfahrung und Menschenerfahrung, vom Firmament herab bis zu den Lilien und dem Gras auf dem Felde als Gottes Werken, vom römischen Statthalter herab bis zu den Zöllnern und Fischern als Gottes Ebenbildern; und die zwanzig Jahre Schriftforschung! Er nahm die Schriften der Vorzeit anders zur Hand als die Schriftgelehrten. Seine Stärke war nicht menschliche Gelehrsamkeit, sondern eine große Seele. Ungelehrt zu sein, unangekränkelt zu sein von menschlichem Wissen, aber Natur in sich zu

tragen, große ungebrochene Natur, das war seine Stärke! Er las anderes aus den Schriften heraus, wie sie. Ihm waren andere Sprüche stark gedruckt, wie den anderen. Das große Urbild des Erfurter Mönches vor der angeschlossenen Bibel, so sehen wir ihn vor uns! Die großen Männer der Vergangenheit, deren Sonnenflug eine klein gewordene Gegenwart nicht mehr zu folgen vermochte, die verstand er vom ersten Tage an, deren Worte waren Speise für seine junge Seele! Was Anderen Ballast schien an ihrem Leben, das waren ihm goldene Schätze; mit Verwunderung sah er, wie über so manches, was ihnen dunkel, ungelöstes Räthsel blieb, bei ihm sich Klarheit ergoß; mit demüthigem Staunen erkannte er, daß, wenn jene Gott nahe standen, so er näher; schauten jene ihn nur wie aus der Ferne, so kannte er ihn so, wie er selbst von ihm erkannt war. So floß sein Leben hin im geheimnißvollen Zusammenhange und Umgange mit seinem Gott, den er vor Augen und im Herzen trug, der je länger je mehr zur einzigen, alles bestimmenden Macht in ihm wurde. In dem, was seines Vaters war, brachte er sein Leben zu, keiner anderen Macht Rechenschaft gebend als ihm, dem Unsichtbaren, nach keines anderen Wohlgefallen strebend als nach dem dieses Einen. Sein Vater war der Mittelpunkt, um den sein ganzes Leben kreiste und sich bewegte, war der, der in seiner Seele sich erhöht hatte zum unumschränkten König seines Lebens, zu dem seine Seele aufflog wie der Adler der Morgenröthe entgegen, vor dem alle seine Gedanken anbetend knieten und Kraft und Leben empfingen. Solange seine Hand in dieser Vaterhand ruhen würde, das fühlte er, würde ihm Kraft zu jedem Werke daraus strömen. Sein ganzes Leben war eine stete Einheit, eine uneingeschränkte Gemeinschaft, ein stetes Zwiegespräch mit Gott: das war sein Glaube. Wenn er so manches Mal, so oft allein war in der Wüste, sich losgemacht, sich losgerissen hatte von den Seinen, allein mit seinem Gott, umrauscht nur von dem Schilf der Jordanufer, umschweift nur von dem scheuen Wüstenschakal, gesehen nur von den Sternen und von seinem Gott, dann flammte seine Seele auf im heißesten Gebete. Wenn er sein ganzes Selbst in solcher Stunde als Opfer in seines Gottes Hand legte, und es geheiligt und verklärt aus ihr zurückempfing, dann trieb sein Glaube seine keuschen, lichtscheuen, starken Wunderblumen.

Das war Christi Glaube, seine Religion.

Und denken wir uns auch ein Seelenleben noch so reich und vielbegabt, — zwanzig Jahre „verborgenen Reifens" sind nicht zu lange, um es auf diese Stufe der Entwickelung zu bringen; auch Luther war schon ein Vierunddreißiger, als er 1517 das Reformationswerk begann. —

Solcher Glaube aber war nicht todt, vielmehr gab er der Seele dessen, der ihn hegte, großen Reichthum! Welches waren seine Früchte?

Vor allem Frieden, Seelenruhe, innere Harmonie: das war die erste Frucht des Glaubens. Jener Friede, den der Orientale von alters her bis auf die heutige Stunde dem anderen wünscht mit seinem Gruße: Friede sei mit dir! Jener Himmel, der überall ist und in den es doch so wenigen gelingt einzutreten, dem wir alle nachstreben und dessen Entbehren unser Leben uns manchmal als verfehltes erscheinen lassen kann. Verhilft es dem Menschen schon jedesmal zur inneren Ruhe, wenn ein günstiges Geschick ihm in das Chaos seines Lebens einen Mittelpunkt wirft, für den er lebt und athmet, und ist es auch nur ein vergänglicher, einer, der nur auf kurze Zeit hinaus ihn vor Zerfahrenheit beschützt, wieviel mehr mußten in Christi Seele die seligen Ströme solchen Friedens fluten, der sein Leben an einen so felsengleichen, über allen Wechsel erhabenen Mittelpunkt, seinen Gott, gebunden fühlte. „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch!“ so konnte er sprechen, weil er in ungemessener Fülle selbst ihn in sich trug. Der Täufer scheute nicht zurück, als die Massen des Volkes zu ihm hinauspilgerten, daß die Städte leer und die Wüsten voll wurden, und scheute sich nicht, die Großen seines Volks hart anzufahren. Aber als das Lamm Gottes kam mit seinem Frieden, da verstummte er. Vor dieser Seele, vor der sich die Wege wie von selbst anfrollten, und die wie mit Naturnothwendigkeit unentwegt auf ihnen richtig wallte, vor dieser Seele versagte ihm der Muth, wurde es ihm schmerzlich klar, er mit seinem hartdurchkämpften Leben war nicht das Ziel der Hoffnung seines Volkes, war kein Heiland, er mit seiner narbenvollen Seele, seinem selbst oft noch so friedelosen Herzen stehe unter ihm, weit unter ihm. —

Friede floß aus Jesu Glauben; aber mehr, weit mehr: sein ganzes Leben, seine Sittlichkeit, sein ganzes Thun und Wirken floß daraus, — die andere Frucht seines Glaubens; jene für ihn, diese für andere! Welches war sein Leben, dieses einzigartige Leben?

Es ist wiederum nicht leicht für einen von heute, es unbefangen zu betrachten, von den Weihrauchwolken abzusehen und durch sie hindurchzuschauen, die die Jahrhunderte davor gespendet haben, von der Last der Commentare abzusehen, die über seine ersten Biographieen geschrieben sind, den Urtext erdrückend. „Von der Parteien Gunst und Haß entstellt schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“

Wenn wir versuchen, uns in die Zeit und in den Kreis der Jünger einzumischen, so fällt uns eins an dem Meister auf den ersten Blick auf: Er war unendlich vieles nicht von alledem, was der Menschengeist zu aller Zeit schnell zu bewundern bereit gewesen ist. Christus war kein Gelehrter, kein großer Organisator, kein Asket, kein Fanatiker, kein „begeisterter Reformator“, was man so zu nennen pflegt, kein begeisterter Märtyrer, der

mit dem Jubel eines Festen-Burg-Liedes in den Tod gegangen wäre, kein socialer „Wohlthäter der Menschheit“! Das alles und viel sonst noch „Großes“ war er nicht. Wäre er's gewesen, er hätte mehr Verständniß gefunden als er fand, andere Jünger als die zwölf, die im letzten Grunde mehr noch er halten mußte, als daß sie sich an ihm hielten; wäre er's gewesen, man würde sich mehr beeilt haben, ihm Kränze zu winden, würde ihm andere Palmen gestreut haben, als die paar elenden damals in Jerusalem! Er war das alles nicht. So mancher Superlativ, den die Menschen jederzeit zu vergöttern bereit waren, lebte nicht in ihm! —

Am ersten möchte man noch Züge von Askese in ihm finden, so daß Askese seine Sittlichkeit gewesen wäre. Gewiß, Christus hat vielem entsagt, unendlich vielem, maßlos vielem, so unendlich vielem, weil so unendlich viele Wege ihm offenstanden, die anderen überhaupt nicht offenstehen und die er alle nicht ging, auf die er alle verzichtete. Was ist die Entsagung aller Asketen in Wäldern, Wüsten, hinter Klostermauern gegen die seine gewesen? Die meisten, die jene geübt haben, sind reich entschädigt worden durch die Bewunderung der Menschen, haben ihren Lohn bald dahingenommen. Christus hat entsagt, unaussprechlich vielem entsagt; wer aber hat bei ihm zur Seite gestanden, Beifall klatschend und die Kniee beugend? Zu Abraham sprach Gott: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will!“ Hat er nicht ebenso gleichsam zu Christo gesprochen? Aus wie manchem Vaterlande, das ihm lieb geworden, das ihm hätte lieb werden können, ist er fortgegangen! Schon als Jüngling, als Knabe aus dem Vaterhause, als er die harten Worte in Jerusalem zu seiner liebenden, suchenden Mutter sprach, sprechen mußte; als im Verständniß zwischen Beiden eine Kluft riß. War es nicht eine Auswanderung des Sohnes, die nicht zu ändern war? Von den Jüngern verlangt er, sie müßten alles verlassen, und die Evangelisten erzählen, wie sie es thaten. Verlangt es der Meister nicht bloß deshalb, weil er es selbst gethan? Bei seinem Gebete in Gethsemane wird berichtet: „Er riß sich von ihnen, dort von seinen Jüngern, bei eines Steinwurfs Weite.“ Aber ließe sich das Wort nicht als Motto über sein ganzes Leben schreiben: „Er riß sich von so Vielen bei eines Steinwurfs Weite?!“ Von so manchem Menschen, der ihm nahe stand, von so manchem Plan, der in seinen einen großen Plan nicht paßte, von so mancher Hoffnung, ehe sie ihm fest wuchs ans Herz. „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder? Wer den Willen Gottes thut, der ist mein Alles!“ Sind das nicht Worte solchen Sichlosreißens, hören wir nicht den Schmerz heraus, mit dem sie von des Meisters Lippen kamen? Er war ein Fremdling und Pilgrim und Gast auf Erden,

freundlich mit jedem, mit niemandem vertraut. Gewiß! sein Leben war Entsagung.

Er hat selbst davon erzählt, wie er auf einsamem Wüstenberge daran war, als die Versuchung zum Gegentheil ihm bis in die innerste Seele drang, so lockend, in so freundlichem Lichte. In jener Zeit, als das Bewußtsein in ihm lebendig wurde von den gewaltigen einzigartigen Kräften, die in seine Hand gelegt waren, da breiteten sich, gewaltig und lieblich, so viel tausend Möglichkeiten und Ziele vor ihm aus, alle mit der Bürgschaft der Erreichbarkeit; so viel Lorbeerkränze sah sein Auge, nur darauf wartend, ihm zuzufliegen und von ihm aufs Haupt gedrückt zu werden; so viel Throne in Reichen des Schwertes, Reichen des Geistes, leer, bereit, von ihm bestiegen zu werden; so viel Throne, die an ihren Stufen schon so manchen Verwegenen hatten zerschellen lassen, die aber ihm freundlich winkten und ihn widerstandslos getragen hätten. Roms Legionen, die Weisheitsschätze Griechenlands, Arabiens Gold sah er sich zur Verfügung stehen und zum Schluß ein Reich gegründet, über alles das hinaus, über Bitten und Verstehen, in dem die Unterthanen sich gedrängt hätten, ihm, dem Bringer solches Unerhörten ihren Dank, ihre Demuth zu bezeugen, in dem das eigene Volk mit Stolz auf ihn als seinen größten Sohn gewiesen hätte! Was für eine Welt lag vor ihm, was für eine Versuchung! Er, der einen größeren Bau aufgeführt hat, hätte unter diesen kleinen Zielen wählen können, ihrer viele auf einmal wählen können! — Aber mit dem Auge immerfort des tranten Sohnes, der in des Vaters Schooße sitzt, sah er das alles vor sich liegen, wog es in der Hand, befand es zu leicht und sah davon ab; legte es bei Seite, weil es in den einen Plan nicht paßt, den er von seinem Vater sich übertragen wußte. Er hatte keinen Ehrgeiz. Liegt nicht eine Welt in diesen Worten? eine Welt von Entsagung?

Menschliche Vergleichung lehrt uns erst die Größe der Entsagung, die Christus übte. Man gebe unter Menschen jemandem eine außergewöhnliche Kraft oder Vollmacht in die Hand, wie viele sind nur kurze Zeit im stande, sie nicht aufs entschiedenste zu mißbrauchen?! Wissen, daß man auf irgend einem Felde Triumphe und Beifall davontragen kann, und sie nicht davontragen, auf sie verzichten, wer kann das! Etwa ein Bonaparte sein können, d. h. selbst es wissen, daß man es sein kann, und es dann nicht sein, dann darauf verzichten, und nicht bloß darauf verzichten, sondern statt Ruhmes vollständige Verkennung, für einen Purpurmantel ein Bettlergewand eintauschen, und das eben nicht um des größeren Beifalls willen, das überschreitet Menschenfähigkeit und Menschenkraft! An solchen menschlichen Verhältnissen mißt sich erst die Größe von Christi That. Er hat auf mehr verzichtet, als auf das, worauf der Korse nicht verzichtete. Dieser selbst hat

Recht mit dem ihm zugeschriebenen Worte: „Ich kenne die Menschen, dieser war kein Mensch!“ Er war schon um seiner Entsagung willen kein Mensch.

Gewiß, sein Leben, seine Sittlichkeit war Entsagung, sein ganzes Leben war Sterben. Wir sagen, sein Tod ist unsere Erlösung, unser Heil geworden. Aber gewiß! nicht bloß sein Tod, das Sterben seines Leibes auf Golgatha! Was war das gegen das Sterben seiner Seele in seinem ganzen Leben! Dieser Tod, den der Zwölfjährige zu sterben anfing, und den er dann weiter starb, Tag um Tag, dieser unsichtbare Seelentod ist Christi großer Tod gewesen. Soviel die Seele höher ist als der Leib, soviel war dieser Seelentod größer als der Leibestod. Der hat uns erlöst; sein unsichtbarer Seelentod hat uns erlöst, nicht bloß der Purpur seines Leibesblutes.

Also wenn man will, Christi Leben war Entsagung. Aber wenn seine Entsagung auch größer war als die eines Asketen von Beruf, so würde es doch weit gefehlt sein, ihn deshab selbst einen solchen zu nennen. Seine Entsagung war eine Erscheinung, die uns überwältigt, je mehr wir uns in sie vertiefen, aber es war doch immer nur eine Nebensache in seinem Leben, nur eine Begleiterscheinung, nur die Rückseite der Medaille.

Ja, wie manche Momente, ganze Scenen finden sich, wo sie gar nicht vorhanden ist. Werfen nicht seine Feinde mehr wie einmal ihm allerlei Genußsucht, Weintrinken und solche Dinge vor; finden wir ihn nicht oft in der unbefangensten Weise bei kleinen und großen Gastmählern? Wie viele seiner Reden waren solche Gastmahlsreden! Stoischer Grundsatz war es: Macht euch von allen Bedürfnissen los! Christus sprach: Ihr bedürfet das alles.

Entsagung war das Wenigste, wozu sein Glaube ihn trieb und stärkte; das war nicht die Hauptsache seines Lebens und Handelns. Nun, was war diese denn? Welches war die eigentliche zweite Frucht seines Glaubens, der Haupttheil seiner Sittlichkeit? Welches war der Münze Vorderseite?

Nun, bauen, das war Christi ganze Liebe, Seelen bilden seine ganze Leidenschaft; Gottes Ebenbild, dem in jedem Menschen vorhandenen, aber so oft zurückgehaltenen, so oft verschütteten, dem zum Durchbruch zu verhelfen, das war sein Leben; oder wie wir uns ausdrücken, Liebe üben, das war sein Wirken, seine Sittlichkeit, sein Leben. Er hatte abermals keinen Ehrgeiz, hatte keine eigenen Pläne. Er hatte zu den Menschen ein uns Selbstsüchtigen fast unverständliches brüderliches Gefühl. Brüderlich an Brüdern hangend kam ihm der Gedanke niemals, sich in irgend welcher Weise über sie zu erheben. Ihm, dem so Reichen, kam dieser Gedanke niemals! Ist es nicht unbegreiflich, eine einzigartige Thatsache? Ja, wenn er selbst ein Armer und Elender wie sie gewesen wäre, dann wäre es zu verstehen gewesen, daß er sich heruntergehalten hätte zu den Niedrigen! Aber so, als doch nur dem Gewande nach arm, in Wahrheit als der Reichen Reichster es zu thun, als

solcher so demüthig, so von Herzen demüthig, nicht hochmüthig und auch ohne Berechnung demüthig zu sein, das ist das größte Schauspiel gewesen, das die Welt gesehen hat. Könige und Propheten mochten sich darnach sehnen, dabei zu sein! Mit dem Geringsten ging er um, als wäre er seinesgleichen, nie behandelte er einen verächtlich. Er hat überhaupt nie danach gefragt, wie liebenswerth ein Mensch sei, wie vollkommen oder unvollkommen, sondern in jedem gleicherweise das Gottesebenbild geliebt, das in ihm lag, wenn auch verkümmert und verkommen. Der Königssohn zu sein, der um Gottes willen und von Gott getrieben es zum Leben auferweckte, daß war seine Menschenliebe, war seines Glaubens edelste Frucht.

Das aber war, nicht zu übersehen! in beiden Fällen das Wesentliche, daß in beiden Fällen Christi Leben, Christi Sittlichkeit lediglich eine Folge war seines Glaubens, ins Leben gerufen, in die Bahn gewiesen, normirt, gehalten und getragen wurde lediglich von seinem Glauben, lediglich eine Frucht war am Baume dieses seines Glaubens, seiner Einheit mit Gott. In seinem ganzen Thun und Wirken fühlte er sich mit nichten unabhängig, „der Sohn kann nichts von ihm selber thun!“ sondern in allen Dingen ausgeliefert an seinen Gott. Jedes Werk seiner Hände ging aus dieser seiner Abhängigkeit hervor. Auch Christi ganze Sittlichkeit war unselbständig; nur sein Verhältniß zu Gott war selbständig. Auch Christus ist gerecht, selig und sündlos geworden nur durch den Glauben. — —

Gott aber schuf den Menschen ihm zum Bilde, nach seinem Bilde schuf er ihn. —

Um es zu verstehen, um es recht zu würdigen, wie Christus bei solcher Bildung des Menschen vorging, auf welchem Wege und mit welchem Erfolge, ist es angebracht, sein Unternehmen mit anderen zu vergleichen, die zu demselben Zwecke gemacht sind. Erst der Vergleich zeigt jedes Ding in seinem wahren Lichte.

Das Unternehmen, die Menschen zu bessern und zu bekehren, ist ja uralt. Insonderheit die Weltweisheit, die Philosophie hat sich von jeher gerühmt, die Mittel hierzu in Händen zu haben; ja, hat sich ihrer so weit gerühmt, daß mehr als einmal behauptet und umständlich nachgewiesen ist, was das Christenthum auf diesem Gebiete an Erfolgen aufzuweisen habe, das danke es im letzten Grunde den in ihm liegenden philosophischen Elementen. Man muß ja zugeben, das Ziel, welches zu erreichen war, nämlich den Menschen gut zu machen, dieses Ziel am Ende des Weges war der Philosophie bekannt schon vor und außer Christus, war bekannt, seit Sokrates zum ersten Male eine Sittenlehre aufgestellt, die Ethik zu einer philosophischen Disciplin ausgebildet hatte; über dieses Ziel, über die Begriffe Gut und Böse wußten die Menschen schon vor Christus mancherlei.

Der Gedanke, der rein theoretische Gedanke etwa von der Gleichheit aller Menschen, findet sich schon bei Sokrates, der sich einem Weltbürger nannte, und war ein Gemeinplatz der stoischen Philosophie. Man lese Epictet, man lese Marc Aurel, kurz nach Christo lebend, aber nicht von Christo gelehrt, mit so viel schönen Reden von Nächstenliebe, Feindesliebe, Barmherzigkeit, Vergebung, und man wird das Neue bei Christo auf sittlichem Gebiete nicht in einem neuen, höchstens in einem höheren Ziele sehen. Also, das Ziel, das hatte man schon vorher, was gut und böse war, in den Hauptzügen und auch in vielen Einzelheiten, das wußte man schon vorher! Aber nun die große Probe! Wo blieb die Wirklichkeit?! Da schieden sich die Geister! Zuweilen schien in dem großen römischen Weltreich die Kluft zwischen Volksgenossen und Barbaren anzufangen sich zu überbrücken. Neue Provinzen, alt geworden, wurden den alten, wurden Latium gleichgerechnet. Trajan, ein Spanier, wurde Kaiser; Marc Aurel, desgleichen, auch. Severus war ein Afrikaner. Angesehene Dichter waren Ausländer, der Orient gab bedeutende Juristen. Doch das war alles Schein, Ausnahme, Unnatur. In Wahrheit klagt Juvenal, das Leben sei werthlos, jetzt, wo der Römer die Via sacra nicht mehr durchschreiten könne, ohne vom Griechen und Syrer gestoßen zu werden! Was frommt es dann, in seiner Jugend die Luft des Aventin eingesogen zu haben und mit der sabinischen Beere genährt zu sein?! Die Worte der Stoiker sprachen von einer Stadt Gottes, in der alle Menschen gleich seien; aber wo war sie, wo blieb sie? Da versagte die Weltweisheit! Man begnügte sich, zum Schlusse den für gut zu halten, der seinen Freunden Gutes und seinen Feinden Böses that, der Vergeltung übte, nicht Liebe, und klatschte ihm Beifall, wenn er starb. Es erwies sich, Moral zu begründen, die Erkenntniß des Guten, war leicht; Moralität zu begründen, die Verwirklichung des Guten, war unendlich schwer. An dem Punkte, wo die Theorie in die Praxis überführt werden soll, ist stets alle Philosophie, alle selbständige Sittenlehre gescheitert. Der Verstand wurde gebildet, aber das Leben blieb roh. —

Mit diesen Bestrebungen, damals nicht minder wie stets vorhanden, aber in Palästina fehlend, ist Christus nicht unmittelbar zusammengetroffen. Er traf zusammen mit anderen von ähnlicher Richtung, mit denen des Pharisäerthums, Schriftgelehrtenthums. Es haben die Bestrebungen des Pharisäerthums mit den philosophischen eine nicht zu verkennende Verwandtschaft. Denn jedesmal, wenn so die Zeiten klein werden, und der fromme Gebrauch den Glauben überwuchert, wenn die Religion zum Ritus wird und die Besten die Reinheit der Schüsseln für das Symbol der Herzensreinheit halten und die Geringen in den reinen Schüsseln alles sehen, kurz, wenn die großen Principien im religiösen Leben einmal verloren gehen,

erniedrigt werden, versteinert werden in kleine Regeln, dann wird auch jedesmal der Menschengeist, ganz ähnlich wie bei der Philosophie, in eine Casuistik, ein Gesetz gezwängt, das eine Mal nur von mehr weltlicher, das andere Mal von mehr kirchlicher Färbung; dann wird das Leben auch hier eingespannt in ein tausendfaches „du sollst", „du sollst nicht". Und der Mensch, der sich von Natur lieber dem härtesten Frohndienst, insbesondere religiöser äußerer Sitten und Gebräuche unterwirft, als daß er sich einer freien, von innen heraus, aus einem rechtgestimmten Herzen herausfließenden Sittlichkeit hingibt, wird immer von neuem dazu überredet, sein Glück auf solchen Wegen zu versuchen, die ihn doch nie ans Ziel bringen. —

Weil sie ihn nicht ans Ziel bringen können! Beide Wege, der philosophische wie der pharisäische, die sich beide in der Menschheit oft wiederholt haben, die man beide der Menschheit unendlich oft angepriesen hat als angeblich erfolgreich, beide bringen den Menschen nicht ans Ziel, können ihn nicht ans Ziel bringen.

Das lehrt folgende Betrachtung.

Alle Sittlichkeit umfaßt ein Doppeltes, einen negativen Theil, das Lassen des Bösen, die Beherrschung unserer Leidenschaften, und einen positiven Theil, das Thun des Guten; wie Gottfried Keller sich einmal scherzhaft aber sehr richtig ausdrückt: Es handelt sich im Leben nicht bloß darum, keine Laternen einzuwerfen, man muß auch welche anzünden! Und wie Luther jedesmal die Erklärung seiner Gebote eintheilt, vor dem „sondern" die negative Sittlichkeit, das Lassen des Bösen, hinter dem „sondern" die positive Sittlichkeit, das Thun des Guten; das „sondern" ist die Wasserscheide. Nun ist es aber einerseits klar, zum Lassen des Bösen, zur Beherrschung böser Leidenschaften reicht niemals aus ein Gedanke, eine Erkenntniß, ein Gesetz, sondern nur eine andere größere Leidenschaft. Jede böse Leidenschaft ist etwas Starkes! Soll sie beherrscht werden, so muß über diesen Starken ein Stärkerer kommen, über den Tiger ein Löwe; wird, möchte man sagen, gegen den Tiger nur ein Hund ausgesandt, so ist das Ergebniß klar, ehe es vorliegt! — Und andererseits, für das Thun des Guten war der älteste Satz aller Ethik, in Athen wie in Jerusalem: Erkennen ist Tugend! Erkenne das Gute nur recht genau, so, wie man es dich lehrt, und du wirst es thun können. Aber die Wirklichkeit hat diesen Satz stets rundweg Lügen gestraft und straft ihn bis zum heutigen Tage Lügen. Die Erkenntniß des Guten trägt nicht die Kraft zu seinem Thun in sich; ja sogar die am meisten über solche Dinge nachdenken, sie sich und anderen am klarsten legen wollen, die erschrecken uns oft durch einen plötzlichen grauenhaften Fehltritt, in den der Einfältige nicht geräth; die sich in Jerusalem um die kleinsten Dinge abmühten, ob ein am Sabbath gelegtes Ei

zu essen sei oder nicht, die fraßen der Wittwen Häuser, die sprachen: Was sollen deine alternden Eltern mit deinem Gelde! Korban! Mache an uns Priester ein Tempelgeschenk daraus! Zuverlässiges richtiges Handeln setzt nicht zu viel Gedankenarbeit voraus. Von des Gedankens Bläße angekränkelt ist die kleine Moral die Feindin der großen! La petite morale est l'ennemie de la grande! Beide Unternehmungen, philosophischer wie pharisäischer Richtung, wie sie vor und nach Christus gemacht sind, den Menschen zu bessern, sehen wir jedes neue Mal vor unsern Augen scheitern; eben weil sie scheitern müssen. Die Menschheit war zu Christi Zeit zu gleicher Zeit bei einer hohen Geistesblüthe und bei einem sittlichen Bankerott angelangt. —

Da hatte Christus wohl Grund, von solcher Praxis abzuweichen und die Menschen einen neuen Weg zu lehren. Freilich, daß er es konnte, daß er einen neuen Weg kannte, das war eben seine Größe. Seine eigene Seele, wie gesagt, war ihm das Vorbild, aus der er ihn nahm.

Eine richtige, genaue Beobachtung schon der alltäglichen Erfahrung hilft uns, diesen seinen neuen Weg verstehen. Denn was lehrt uns diese alltägliche Erfahrung? Das lehrt sie uns: Nicht der klare Kopf, nicht die Macht der Logik machen den Menschen gut und rein, sondern die Macht der Persönlichkeit. Beispiele, denen zu folgen uns eine Lust ist, um derer willen, die sie gaben, die machen uns dazu. Nicht um des Guten, um des abstracten Guten willen handeln wir gut — das Gute thun um des Guten willen ist ein Unding! — sondern um guter Menschen willen handelt einer gut. Todte fahren fort um ihn zu sein und ihn zu bestimmen. Ein Mensch, von dem er auf Nimmerwiedersehen getrennt ist, bleibt der Regent seines Lebens. Ungesehen weiß er sich von ihm gesehen. In der Einsamkeit erröthet er vor ihm. So lehrt die Erfahrung.

Das aber war derselbe Weg, den Christus für die Seinen wollte, durch den er sich unterschieden hat von der ganzen Welt der Gesetzgeber, Casuisten, Moralisten, Sittenlehrer. Er hat nie den Ehrgeiz gehabt, in ihre Reihen einzutreten, sondern ist mit Wissen und Willen ihnen allen gegenübergestanden. Auf der einen Seite Einer, auf der andern Legion. Christus hat nicht von neuem einen Codex von Einzelpflichten aufgestellt, eine selbständige Sittenlehre für den einzelnen Fall. Gewiß, er redet hier und dort derartig aussehende Worte, gibt derartige Befehle, in der Bergpredigt und anderswo, aber alles zusammengenommen war das kein neues Gesetz, wie das Gesetz Mosis den damaligen Juden vorlag. Man darf nicht von einer Lehre Jesu sprechen, wenigstens war eine Lehre, was man gewöhnlich Lehre nennt, bei weitem nicht das Wesentliche an ihm. Liebe deinen Freund! Liebe deinen Feind! Wie oft war das schon vorher ge-

ſagt, und beide waren ungeliebt geblieben. Erſt als Chriſtus dieſe Worte ſprach, als ſeine Perſönlichkeit dahinterſtand, da ſchlugen ſie Wurzel. Erſt als er ſprach: Vergebt! da ward vergeben. Er gab den Worten ein neues Gewicht. Wenn zwei dasſelbe thun, ſo iſt es nicht dasſelbe: wenn das Wort je klar geworden iſt, ſo bei ihm auf der einen Seite und den Phariſäern und Philoſophen auf der anderen. „Er ging umher!“ das war die neue Offenbarung; ſeine Perſon, das war die neue Offenbarung.

An die aber wollte er Anhänglichkeit, unbedingte Anhänglichkeit: das ſollte der Seinen Religion ſein! Zu ſeinen Füßen ſollten ſeine Jünger ihren angewieſenen Platz ſehen, ihm ſollte der erſte Platz eingeräumt werden im Herzen der Seinen, über Vater und Mutter, Mann und Weib; um ſeinetwillen ſollten dieſe gering geachtet werden. Sie könnten zu nichts kommen, hat er den Seinen nach Joh. 6 geſagt, außer durch das Eſſen ſeines Fleiſches und Trinken ſeines Blutes, d. h. durch gänzliche Aufnahme ſeiner Perſon in ihre Seelen; es war noch ſein letztes Vermächtniß an ſie bei ihrem letzten Mahle. Von allen Bedingungen konnte er abſehen, aber nicht von einer warm an ihm hängenden Seele. Alle anderen Verbrechen verzieh er, aber nicht eine kalte Seele. Von einem Menſchen, der ſolcher Hingabe, ſolchen Glaubens an ihn nicht fähig war, wollte er nichts wiſſen. Daß Einer zu ihm kommen wollte, aber erſt noch einen Abſchied machen mit den Seinen, daß Einer die Hand an den Pflug legte, aber dabei zurückſah, daß Einer ihm wohl nachfolgen wollte, aber erſt einen lieben Todten begraben, das war für ihn nicht zu brauchen; die entließ er gleich ganz. Ihn über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen, möchte man ſagen, das war ſein erſtes Gebot, war ſein neuer Weg, genommen aus eigener Erfahrung und angewandt auf die Menſchen! —

Stellen wir ſie zum Vergleich nochmals einander gegenüber: Chriſtus auf der einen Seite und das Heer der Moraliſten auf der andern.

Der Moraliſt, der Philoſoph verdankt ſeine Stellung ſeiner Lehre und nicht ſeiner Perſon; Chriſtus verdankt ſeine Stellung ſeiner Perſon und nicht ſeiner Theorie. Immer wieder ſtellt Sokrates bei ſeinen Schülern ſich in den Hintergrund, daß ſie nicht an ihm hängen ſollen, ſondern an ſeinen Worten. Immer wieder ſtellt Chriſtus bei den Seinen ſich in den Vordergrund, daß ſie um ſeinetwillen, weil er es wolle, weil er daran Wohlgefallen habe, alles thun ſollen: Niemand hat ſo oft das Wort „Ich“ gebraucht. Dem Philoſophen gilt der Beweis alles und ſeine Perſon nichts; Chriſtus ſtellt ſeine Perſon über alles und Beweiſe werden nicht gegeben. Er ſagt einfach: „Ich aber ſage euch!“ ebenſo ruhig wie kategoriſch! Es trägt dieſem Unterſchied entſprechend auch die um den Meiſter verſammelte Gemeinde einen anderen Charakter. Sokrates und Chriſtus hatten Jünger:

Auf den ersten Blick dasselbe Bild; auf den zweiten aber zwei grundverschiedene. Des Sokrates Gemeinde war nur zufällig, nur ein Ersatz der Buchdruckerkunst; seit die erfunden ist, hat kein Philosoph mehr einen derartigen Kreis von Jüngern um sich; Bücher verbreiten hinlänglich sein System. Christus aber, der nicht durch ein System, sondern durch seine Persönlichkeit wirken wollte, ist ohne eine ihn äußerlich umgebende Jüngergemeinde undenkbar, denn eine Persönlichkeit, die eben als Persönlichkeit wirken will, muß von dem betrachtenden Auge studiert werden. Ohne Zweifel, zwei grundverschiedene Bilder! Daß Sittlichkeit aus Glauben fließen sollte, war dem Philosophen ein Greuel, und daß Sittlichkeit aus Erkenntniß fließen sollte, war Christo ein Greuel!*) —

Christi Forderung solcher unbedingten Hingabe, solcher absoluten Anhänglichkeit, solchen Sich-Ergebens, man möchte sagen auf Gnade und Ungnade, war eine ungeheuere. Wie stellte er sie her? fragen wir. Wie setzte er sie durch? Nun, er setzte sie durch, nicht indem er sie aussprach und von den Menschen verwirklicht werden ließ: das würde ausgeblieben sein; sondern wie eine derartig große Forderung überhaupt nur durchgesetzt werden kann, man möchte sagen mit Gewalt, indem seine ganze machtvolle Persönlichkeit mit der ganzen Wucht ihres Wesens, jener ganzen Welt von Imponderabilien, die das Eigentliche einer jeden Person ausmachen, die dem Worte und der Feder vollständig entzogen sind, — indem das alles unangekündigt, ungefragt den Menschen überfiel, stumm, unwiderstehlich, mit zehnfacher Uebermacht und ihn gefangen nahm, ihn vergewaltigte, ihn sich zu Füßen zwang; ihn, der sich nur zu gern davon gefangen nehmen, davon zu Füßen zwingen ließ. So war Christi Ueberredung, so verschaffte, so erzwang er sich die von ihm gewollte Anhänglichkeit. Die Seinen sahen ihn hungrig, arm, ärmer wie den Fuchs in seiner Höhle und den Vogel im Neste, obwohl sie wußten, wenn er wollte, was kostete es ihn, sich Brot und mehr als Brot zu verschaffen? Sie sahen ihn verachtet, obwohl sie wußten, niemand war mehr werth, königliche Ansprüche zu machen, und niemand war mehr fähig, sie zu verwirklichen, sahen ihn am Kreuze hangen und wußten, auch jetzt noch nur ein paar Worte, nur ein einziges Wort aus seinem Munde, und zehntausend Schwerter flogen noch jetzt für ihn aus der Scheide. Was niedrige Seelen ihn verspotten ließ als Thoren, als Narren, was selbst ein Judas nicht begreifen konnte, daß er es ihm nicht vergab, die großen Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt, nicht verwirklicht zu haben, das riß die Edlen, die gelernt hatten, in seiner Seele zu

*) Der H. Verf. meint pure Verstandeserkenntniß, nicht die Erkenntniß, von der Joh. 8, 3 und 17, 3 die Rede ist. Der Herausgeber.

leſen, zu unausſprechlicher, unſäglicher Bewunderung hin. Ein Wogen von Erſtaunen und Begeiſterung durchflutete ſie, mit unausſprechlicher Verehrung wurde der Gekreuzigte, der Verachtete ins Herz geſchloſſen, ihr Leben, ihr ganzes Selbſt war ihm verfallen, gehörte ihm, ihm ganz allein, und ihr Herz brach auf in freudigen Gehorſam. Die für alle ſolche Dinge keinen Sinn, gar kein Organ beſaßen, an denen ging das größte Schauſpiel, das die Welt geſehen, ſpurlos vorüber; die für ſolche Vorgänge Verſtändniß hatten, in deren Seelen wurden damals Furchen geriſſen, die nie wieder vernarbten. Das war die Art, wie Chriſtus überredete, wie er Feuer anlegte, die Menſchen ſich zu Füßen zwang und dafür von ihnen vergöttert wurde. Man könnte ſagen, er war ein geiſtiger Tyrann, ein Deſpot, aber er wußte, nach dieſer Tyrannei, dieſer Deſpotie ſehnt ſich das Menſchengeſchlecht im tiefſten Grunde ſeines Herzens, und hat es ſie einmal gekoſtet, unterwirft es ſich ihr blind.

Das war, das ſollte ſein des Chriſten Religion. —

Es iſt ja werth, ſich einen Augenblick zu fragen, wie Chriſtus bei den Seinen ſich ihr Verhältniß zu ihm und zu Gott für die Zukunft dachte. Sollten ſie in Zukunft um Gottes oder um Chriſti willen alles thun? Sollten ſie zwiſchen beiden Fällen wechſeln? Bekanntlich ſind die chriſtlichen Miſſionserfolge unter den Juden ſo gering zum großen Theil deswegen, weil der Jude jedesmal es als eine ſchwere Zumuthung empfindet, den bis dahin ihn regierenden einen religiöſen Lebensmittelpunkt, ſeinen Gott, ſich in zwei zerſpalten zu laſſen! Es iſt nicht leicht, über dieſen Punkt Endgültiges zu ſagen. Im Ganzen ſcheint Chriſti Abſicht mit den Menſchen doch darauf hinausgegangen zu ſein, daß auch hier für die Seelen der Seinigen gelten ſollte: Gott muß darin wachſen, ich muß abnehmen, daß zum Schluß Gott alles in allem werden ſollte, daß der Glaube an Gott das vornehmſte Gebot bleiben ſollte, in dem alles andere hange. Auch jedenfalls, woran ſich das begeiſterte Menſchenherz mehr hängen würde, ob an den Vater oder den Sohn (die Jünger hingen in der That eine Zeitlang ſcheinbar mehr an Chriſto!), das iſt nicht die Hauptſache. Die Hauptſache iſt, daß dies Hangen daran wirklich ein volles und ganzes, ein begeiſtertes, ein Darauhängen, ein Sichhingeben der ganzen Seele war. Im übrigen auch: Vater und Sohn ſind eins. —

Nun alſo, daß Chriſtus ſich ſolche Begeiſterung zu ſchaffen unternehmen konnte und mit Erfolg unternehmen konnte, iſt klar.

Aber weiter, wie kann nun ſolche Begeiſterung, ſolche Anhänglichkeit wirken; wie kommt ſolche Religion, ſolcher Glaube bis zur Stunde zur Verwendung? Wie ſchafft im Menſchen bis zur Stunde die Religion die Sittlichkeit? Erinnern wir uns, wir ſahen oben, Sittlichkeit war zu einem Theile, in

ihrer negativen Hälfte, das Lassen des Bösen! Alles, was bisher gegen die bösen Leidenschaften ins Feld geführt war, war stets nur ein kühler Gedanke gewesen, irgend eine Thätigkeit des Denkvermögens, ein mitleidloses, lebloses Verbot oder einige Hunderte von Verboten: Du sollst dieses oder jenes lassen! Da war der Erfolg klar vor dem Kampfe. Ein Gedanke gegen eine Leidenschaft, ein Gedanke gegen ein Gefühl, das ist ein ungleicher Kampf, wie wenn sich ein Philosoph mit einem Officier schlagen soll. Die von ihm geforderte begeisterte Hingabe, solche neue große Leidenschaft im Menschenherzen, die Religion, den Glauben an ihn hatte Christus nöthig, um damit endlich mit Erfolg der anderweitig leidenschaft-durchwühlten Seele Herr zu werden. Erwägen wir hier nochmals das alltägliche Leben. Schon jede alltägliche Begeisterung, jede alltägliche gute Leidenschaft macht im Menschen gewisse Sünden unmöglich, erhebt nicht bloß über gewisse Vergehen, sondern über die Versuchungen dazu: das ist das Große daran! Wer ein leidenschaftlicher Patriot ist, d. h. sein Vaterland nicht bloß mit Worten, sondern in der That liebt, dem ist ein Verrath desselben nicht ein Gedanke, dessen er sich erwehren muß, sondern es ist ihm ein Gedanke, der ihm überhaupt nicht kommt, der muß nicht an sich halten, das angebotene Verräthergold nicht anzunehmen, sondern es zieht ihn dasselbe überhaupt nicht. Oder wer sein Weib leidenschaftlich liebt, dem ist in anderer Weise eine ganze Welt von Möglichkeiten und Gedanken von vornherein vollständig fremd. Menschen in solchen Situationen sind in glücklichster Lage, erhaben über Versuchung, erhaben über Beherrschung einer Versuchung; sie brauchen bestimmte Gedanken und Gedankenreihen nicht erst zu bekämpfen, sondern haben sie überhaupt nicht: das ist das Große! Wie sollte das nun nicht in ähnlicher Weise sich wiederholen, d. h. in viel höherer, umfangreicherer, wenn Seelen mit entsprechender Begeisterung für Christus, für Gott angefüllt werden. Mußte es so nicht gelingen, in ganz anderem Maße noch ganz andere Welten von Gedanken, Leidenschaften und Versuchungen von der Menschenseele auszuschließen? Mußte es nicht wie ein neu geöffnetes Paradies vor dem Auge einer erlösten Menschheit liegen, eines uralten, ewig neuen, ewig aussichtslosen Kampfes in Zukunft überhoben zu sein? Das war die Grausamkeit aller Moralisten gewesen, dem Menschen diesen Kampf in seiner ganzen Größe und Klarheit zu weisen, und dann ihm wie dem Gladiator gegen den Löwen ein zu kurzes, schartiges Schwert in die Hand zu drücken, mit dem er nicht bestehen konnte; und das war die Barmherzigkeit Christi, die Tröstung der Religion, von diesem ganzen Elend ihn zu befreien. Daher bei Christus das rigoros scheinende Wort, alle böse Lust sei schon Sünde, nicht erst eine böse That; sein für den Fremden, Uneingeweihten übermenschliches Gebot, solche böse Lust nicht

bloß zu bekämpfen, sondern sie überhaupt nicht zu haben, solch dunkles Gethier nicht bloß daran zu hindern, im Kopf sich festzusetzen und Nester zu bauen, sondern überhaupt nicht am Himmel seiner Seele hinstreichen zu lassen! Wer jene Begeisterung für Christus, solche volle Hingabe an ihn kannte, dem war daran nichts Rigoroses und Uebermenschliches, der erfüllte es spielend; man möchte sagen, in dem erfüllte es sich von selbst, gar nicht als ein ethischer Proceß, fast als eine Art Naturproceß. — So wirkte solche Begeisterung, Glaube, Religion erstlich die Reinigung der Menschenseelen, daß sie das Böse ließen.

Aber der Glaube ist ein lebendig, schäftig, thätig, mächtig Ding; er wirkt weiter zweitens zu dem besseren Theile der Sittlichkeit, zu dem nun positiv sittlichen Leben, zum Thun des Guten. Denn zum zweiten Male gab Christus den Menschen nicht ein neues Gesetz, einen neuen Codex nur von Geboten: Du sollst dieses, jenes thun! machte nicht der Menschen Sittlichkeit von neuem von einer Thätigkeit des Denkvermögens abhängig, sondern füllte wieder ihre Seelen mit Anhänglichkeit an sich, daß sie in großen und kleinen Dingen es wie eine Hand an ihrer Schulter fühlten, wie eine Stimme hörten hinter sich: „Dies ist der rechte Weg, den sollst du gehen, so freut's den Meister!" Solche innere Erleuchtung wies den Meister richtig: sollte er nicht die Seinen nach demselben Muster schneiden, nach dem er selbst gebildet war? Nicht Berechnung sollte sie leiten, sondern ein augenblicklicher Impuls sie auf den richtigen Weg drängen: Casuistik und Inspiration standen einander gegenüber! Nicht ein Gesetz, dem Menschen bei jeder Gelegenheit wohlzuthun, sollte vor ihnen stehen, sondern ein brennender, verzehrender Eifer des Wohlthuns, ein Eifer der Liebe um Christi willen sollte sie durchglühen. Es war klar, von solchem Instinct für das Gute getrieben, mußten sie das Rechte thun, ehe sie darüber nachdachten, mußten sie mehr thun als verlangt war, mußten sie das Ziel erreichen deshalb, weil sie es überholten, weil sie darüber hinausschossen. Spielend mußten sie thun, was ihnen auferlegt war; die auferlegte Last, in den Augen anderer, Draußenstehender wieder riesengroß, war in ihren eigenen, um Christi willen, leicht und klein. Sie erfuhren es, sein Joch war sanft! Jeder Einzelne hätte darin eingestimmt und es bestätigt: Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein! Spielend wurde es in das Menschendasein gebracht, dem Nächsten nicht bloß nicht mehr zu schaden, sondern ihm zu dienen, seinem Leibe, und was mehr war, seiner Seele. Spielend mußte die ganze bisherige Gesetzgebung: Sich der Beleidigungen anderer enthalten! ergänzt, vervollkommnet, erst ans Ziel geführt werden durch die großartige Neuerung, durch den Zusatz, der das Vorhandene überbot: Und ihm außerdem wohlthun! Es ist der räthselhafte tertius usus legis unserer Dogmatiker,

der gar kein usus im strengen Sinne ist, sondern bei dem das Gesetz erfüllt ist, ehe es studiert wird. Die Stoiker sprachen von einer Stadt Gottes, in der alle Menschen gleich wären, aber erst das Christenthum ist im stande gewesen, sie aufzurichten.

Das war, das sollte sein des Christen Sittlichkeit. —

Zweimal, sehen wir, steckte Christus dem Menschen sein Ziel höher als irgend ein Sittenlehrer und bestand trotzdem dringender darauf, daß es erreicht würde. Zweimal forderte er eine Sittlichkeit von unendlich Viel und wollte dies unendlich Viele erfüllt sehen. Der bisherige Mensch glaubte wenig an den Sieg des Guten über das Böse, weil er täglich dessen Niederlage vor Augen sah. Mit fester, freudiger Zuversicht aber schritt Christus daher, eine unbesiegbare Kraft in sich fühlend. Mit zuversichtlicher Hand griff er das Laster da an, wo es am tiefsten eingewurzelt war, mit einer Zuversicht, die den Sieg schon in sich trug. Und den Seinen half er nicht minder zum Erfolg; das machte, er stellte hinter sein Gebot zugleich die Kraft zu dessen Ausführung. Er forderte Dinge, denen nur eine Begeisterung nachkommen konnte, aber diese Begeisterung gab er. Darum konnten die ersten Christen philosophische Phrasen entbehren und darum schrieb einer unter ihnen ganz richtig: Lasset euch nicht berauben durch die Philosophie, und darum hat Holbein in seiner bekannten Kalender-Vignette ganz richtig Christus als das lux mundi dargestellt und Plato und Aristoteles die Menschen zu einem Abgrund hinführend. Das Himmelreich leidet Gewalt, drückt Christus sich aus, und die in dasselbe eindringen, dringen mit Gewalt hinein: im Reiche theoretischer Sittenlehre gab es kein solches Gewaltanthun und Gewaltleiden! Es mag endlich auch die Behauptung richtig sein, Christus habe durch seine Behauptung des Glaubens die Menschen gleichgültig gemacht gegen das sittliche Handeln. Die Behauptung ist in gewissem Sinne ganz richtig! Aber indem er die Sittlichkeit aus einem äußeren Gebot in einen inneren Trieb verwandelt hat, ist eben wunderbarerweise mit der Gleichgültigkeit dagegen zugleich die praktische Leistungsfähigkeit gewachsen. —

Es sind dem Menschen, wie er von Natur ist, Unbegreiflichkeiten. Es sind Offenbarungen vom Himmel: Menschen können sich nicht rühmen, auf diese Zusammenhänge verfallen zu sein. Das hat Christus gewußt und hat die Kirche empfunden.

Christus hat es gewußt, darum nennt er, wo die Seinen einen solchen neuen Geist der Begeisterung, des Glaubens an ihn in sich trugen, diesen rundweg „heiligen Geist“. Wer ihn hat, was ihm sonst auch fehlen mag, der ist in seinen Augen ein Glied der christlichen Kirche, und wer ihn nicht hat, was er sonst auch besitzen mag, der gehört nicht dazu. Und seine Jünger sandte er aus, wohl um zu predigen, mehr aber noch, um zu

taufen, auf dieſen heiligen Geiſt zu taufen, die gleiche Gottes- und Chriſtusliebe und damit Menſchenliebe in ihnen zu wecken. Darum war Petrus damals, in jener Stunde ein Fels, den damals, ſo wie er war, keine Höllenpforten überwinden konnten, weil er von dieſem Geiſte in ſich trug, dieſes Geiſtes einen Hauch verſpürte. Deshalb nannte Chriſtus ſich Seelenarzt und wollte in erſter Linie ſtets als ſolcher angeſehen werden, nicht als Leibesarzt. Deshalb ſtellte er den geſunden Zuſtand einer Seele, ſo wie er ihn wollte, ſo hoch, daß gegen einen Schaden daran der Gewinn der ganzen Welt nicht in Betracht käme. Was nicht aus ſolchem Geiſte ging, das war Sünde.

Und die Kirche hat es empfunden, daß hier heiliges Land war, und hat das aus ſolchem Geiſte fließende Handeln, wenn auch äußerlich der allbekannten, vielgenannten Tugend ähnlich, innerlich doch als etwas Grundverſchiedenes, als etwas Neues erkannt. Darum hat ſie ſich von Anfang an entſchloſſen, einen anderen Namen dafür zu wählen, hat die Sittlichkeit, die aus dem Glauben kommt, als auch etwas Heiliges, als „Heiligung“ bezeichnet. Menſchen haben wir ja in beiden Fällen vor uns, in dem Tugendhaften und im Heiligen, aber die Kirche hat eben richtig erkannt, was für verſchiedene! Der Tugendhafte bekämpft und beherrſcht ſeine Leidenſchaften, ſeine ungeſetzlichen Wünſche, aber er fühlt ſie ebenſo lebhaft, als verbotene doppelt lebhaft; der Heilige hat deren keine, ſeine ganze Seele iſt voll von Gott, von Chriſto. Der Tugendhafte iſt eines Verbrechens unfähig — vielleicht! — der Heilige der Verſuchung dazu: Welch ein Unterſchied! Der Tugendhafte kennt als höchſtes Gut eine geſunde Seelenſtimmung, ſeine Seele iſt von Wankelmuth frei, ſteht, und geräth vielleicht nicht ins Fallen. Der Heilige kennt auch als höchſtes Gut eine geſunde Seelenſtimmung, aber ſeine Seele ſtrebt heftig nach einer Richtung, wird mächtig nach vorwärts gezogen und fällt ſicher nicht. Der eine, um ein ganz modernes Gleichniß zu gebrauchen, gleicht dem geübten Zweiradfahrer, der ſich bemüht, ſtille haltend aufrecht zu bleiben, der andere dem fahrenden: der fällt ſicher nicht. Der Tugendhafte lernt ſeine Kunſt wie aus einem Buche, dem Buche der Erkenntniß und Weisheit; was für eine Qual aber iſt es, eine Kunſt, eine Fertigkeit aus einem Buche zu lernen. Der Heilige lernt wie an der Hand eines Lehrers, der nicht mit Aufklärung beginnt, ſondern der vorangeht, der von der eigenen Begeiſterung dem Jünger in die Seele ſenkt. Ein ſolches Lernen iſt Genuß. Die Menſchheit hat in Chriſto an Stelle eines Buches einen Lehrer gewonnen; iſt das nicht allein ſchon viel gewonnen?! Der bisherige Weiſe hat ſeine ganze Weisheit in das melancholiſche Wort zuſammengefaßt: Die Götter haben vor die Tugend den Schweiß geſetzt. Der Chriſt aller Zeit hat erfahren: Vor dem Thun ſteht Freude und Selig-

keit. Der Gläubige ist selig in seiner That. „Wenn du das Glück willst finden, geh's nicht zu suchen aus!“ oder wie man variiren könnte: „Willst du das Gute finden, geh's nicht zu suchen aus; es kommt den stillen Blinden von selber in das Haus!“ Was bewahrheitet diese paradoxen Worte E. M. Arndts mehr als das Christenthum! Oder allerdings wohl umgekehrt; sie mögen aus dem Christenthum abgeschrieben sein. — Was aus dem Glauben, aus der Religion, aus dem heiligen Geiste als Sittlichkeit folgt, ist nicht Tugend, sondern Heiligung, wird gefunden ohne gesucht zu sein. Wie unser Schatten vor uns flieht, solange wir hinter ihm herjagen; aber wenn wir den Rücken kehren, dann heftet er sich an uns an! —

Und, was nun allerdings zum Schluß nicht das Geringste ist, alles dies, diese ganzen neuen Zusammenhänge sind brauchbar, können verwirklicht werden von jedermann. Die Weisheit, die Tugendlehre, in welchem Gewande sie auch auftrat, ist brauchbar gewesen, ist von vornherein berechnet gewesen immer nur für Wenige, nur für die Großen im Reiche des Geistes; ein Verständniß hingegen für Christi Wesen, Christi Größe haben, das stand jedem offen, dem umfassenden, vielgebildeten Geiste, wie dem Mann des kleinen Horizontes; ein Paulus beweist es auf der einen Seite, die Jünger, die ehemaligen Fischer auf der anderen. Daß Christus eine Unmenge herrlicher Dinge, die er leicht hätte erreichen können, und nach denen jedermann anders die Hand würde ausgestreckt haben, liegen ließ, ja fast gar nicht von ihnen berührt wurde, daß er einen großen Lebensplan hatte, den er eben so einfach entwarf, wie sicher und unbeirrt durchführte, daß er mit diesem Plane nirgends eigene Ziele verfolgte, sondern stets nur an andere dachte, daß er endlich eine Unerschrockenheit, einen Muth besaß, in der That, sondergleichen, und daß dies alles nur immer von neuem bestätigt wurde, je länger man ihn betrachtete: das waren Dinge, die jedem, der nur einen offenen Kopf und klaren Verstand hatte, verständlich waren, die er aber, man könnte den Ausdruck wählen, auf die Länge nicht ungestraft betrachtete, sondern denen er sich ergeben mußte; und dann war er gewonnen! —

Offensichtlich wurde, wie gesagt, Christi Gegensatz zu dem Bestehenden nicht gegenüber der philosophischen Richtung in der Moral. Mit der traf er in Jerusalem nicht zusammen; mit der, die das Christenthum zum neuen Gesetz machen wollte, hatte seine Gemeinde einen Kampf, einen Jahrhunderte langen, einen bis heute währenden Kampf zu kämpfen erst nach seinem Tode. Offensichtlich wurde des Meisters Gegensatz gegen die pharisäische Richtung. Wie viele mochten Frieden und Eintracht darin sehen, daß beide übereinkamen in demselben Hauptziele, der Verehrung der alten Offenbarung, mochten es als naheliegende Hoffnung empfinden, daß Christus sich an die Spitze der vorhandenen Partei stellen würde! Und statt dessen stellte er sich ihr gegen-

über; und wie gegenüber! Wie sah er unüberbrückbar eine Kluft sich zwischen ihm und jenen dehnen. Sie besaßen alles, nur nicht den Glauben, besaßen Kirchlichkeit und Ritus, nur nicht Religion. Ihr ganzes Wesen waren Werke. Sie entbehrten selber das innere Licht und waren nicht fähig, anderen dazu zu verhelfen. Sie mochten die Propheten verehren; in Wahrheit waren sie doch ihre Mörder. Sie ahmten die großen Männer der Vorzeit in allem nach, nur nicht in dem Geiste, den jene in sich trugen. Sie konnten, als ein Größerer kam und ihnen verkündigte, solcher Geist, solcher heilige Geist, solche innere Inspiration, die den Geist hell und zielbewußt mache, die den Menschen spielend auf den rechten Weg hinreiße, die sei nicht vorbei, sondern hebe jetzt erst am größten an! sie konnten den, der solches redete, nicht fassen, nannten ihn einen Lügner. Und das alles thaten eben die, die im Lande die ersten waren, die sozusagen vier Stände in sich vereinigten, Priester, Gelehrte, Schriftsteller und Juristen zu gleicher Zeit waren! Christus sah früh voraus, wie dieser Streit enden würde. Durch seine königlichen Ansprüche, seine in ihren Augen maßlosen Ansprüche, durch sein dictatorisches Auftreten ihnen gegenüber mußte es ein Kampf auf Tod und Leben werden, versetzte er seine Feinde in die Nothwendigkeit, ihn zu vernichten. Er hätte seinen Zorn mildern können, aber er wollte nicht, er that es nicht; er wollte keine Aussöhnung mit seinen Feinden. Er kannte Nachsicht gegen Sünder und Gefallene, aber nicht gegen Pharisäer; er hielt sie nicht für schlechter, aber für unverbesserlicher. Sein Zorn schäumte über, er wollte keine Aussöhnung. „Doch jene meine Feinde, die nicht wollen, daß ich über sie herrsche, bringet sie her und erwürget sie vor mir!“ Das war der Zorn des Lammes. Keine Spur von jener kraftlosen Sentimentalität, die um des lieben Friedens willen sich alles gefallen läßt. Güte und Gutmüthigkeit sind zwei verschiedene Dinge: Christus hat es bewiesen.

Dies war der Kampf, das Schlachtfeld, auf dem der Meister kämpfte; den Jüngern war ein anderes vorbehalten! —

Indeß, ob Philosophen oder Pharisäer seine Gegner waren, wir können Christi Werk an den Menschen dahin zusammenfassen: Vor seinen Augen lagen zwei Möglichkeiten: Er war ein Herkules am Scheidewege! Entweder den Menschen ein neues Tausend von Gesetzen zu geben, mit Blut geschrieben oder mit Milde, entweder die Arbeit da wieder aufzunehmen, wo alle Erzieher des Menschengeschlechtes sie bisher niedergelegt hatten, oder aber sich selbst in die Seelen der Seinigen hineinzudrängen und sie sich selbst zu einem Gesetz zu machen. Alle jene Pläne sind zum Schluß stets erfolglos gewesen; der seine hat Erfolg gehabt, bei ihm selbst und bei den Seinen. Aber daß er solch einen neuen, noch nicht dagewesenen Plan in seiner Seele trug, und daß er ihn auszuführen vermochte, daß er durch

seinen Erfolg die Erfolglosigkeit aller bisher Größten unter den Menschen überholte, daß er mit einem Schlage die ganze Sittlichkeit zur Nebensache machte für sich und die Seinen, und doch dadurch, daß er sie auf den Fels der Religion, auf den Fels des Glaubens als die Hauptsache gründete, sie erst zur Vollendung führte, daß sie dem Menschen, als er sich nicht mehr um sie sorgte, als reife Frucht in den Schooß fiel: — so wird euch solches alles zufallen! —; kurz, daß er diesen Glauben, von dem hier und da ein Prophet gestammelt hatte, in das Wörterbuch der Menschheit neu einführte, daß er ihn zur neuen Großmacht erhob, zum neuen Centrum eines neuen Daseins, für sich und die Seinen: Ist diese eine große That, der Glaube, mit ihrer großen Folge, einer neuen Sittlichkeit, ist diese eine That nicht werth, daß nicht über sie zur Tagesordnung übergegangen werde, und daß der sie vollbrachte, mit den größten Namen belegt wurde, die der Menschheit zur Verfügung standen?!

Eine neue Welt war auf dem Globus des Menschendaseins entdeckt.

Heiligenrode b. Bremen. Pastor Dr. Borée.

Religiöse Bekenntnisse des verstorbenen preußischen Generals August v. Goeben.*)

Gerhard Zernin hat „Das Leben des königlich preußischen Generals der Infanterie August v. Goeben“ in zwei Bänden herausgegeben, wovon der zweite Band im Jahre 1897 erschienen ist. Ein vortreffliches Buch; denn es zeigt uns einen Menschen, der nicht bloß ein Held, sondern an dem alles so ächt und menschlich gut war, daß man ihn schon um seiner bloßen Existenz willen lieben und verehren mußte. „Alles war ächt und gediegen an diesem großen Mann.“ Wenn Zernin ihn einen „großen Mann“ nennt, so spricht er nur das Urtheil aller bedeutenden Militärs aus, die Goeben genau kannten und das dahin geht, daß in ihm die Verwegenheit eines Blücher mit der Besonnenheit eines Gneisenau sich verband.

*) Hat auch der Herr Vers., wie mir scheint, das „Undogmatische“ in den folgenden frommen Aeußerungen zu sehr gelobt, so werden dieselben doch im Munde eines so bedeutenden Mannes den Leser interessiren. Der Herausgeber.

Unter den Führern ersten Ranges, die den alten Heldenkönig umgaben, ist der besten einer „jener edle Ritter ohne Furcht und Tadel, welcher schon von Jugend auf (durch seine Kämpfe in Spanien) sich geschickt gemacht hatte, eine Führerstelle in der preußischen Armee einzunehmen."

Das Interessanteste in dem Zernin'schen Buche sind die Feldzugsbriefe, die Goeben an seine Frau Marianne, geb. v. Frese geschrieben hat, eine Frau von hohem Seelenadel, die einen ausgeprägten Sinn für alles Edle, Schöne und Gute hatte und ihrem Mann durchaus geistig ebenbürtig war. Aber auch eine Anzahl anderer Briefe an Angehörige und Bekannte zeigen uns den Mann von Charakter, der im Kampfe mit dem Wirrsal des Lebens seine natürliche Güte und Eigenartigkeit bewahrt. Wenn seine Feldzugs-Correspondenz für die Kriegsgeschichte von dem hohen Interesse ist, wie er selbst es in einem Briefe an seine Frau vom 20. April 1871 erwartete, so sind eine Anzahl anderer Briefe deshalb für uns so bedeutungsvoll, weil sie den Menschen, der so selten sein innerstes Gedankenleben aufdeckt, uns zeigen in seiner Demüthigkeit vor seinem Gott, in seiner Treue gegen die ihm Anvertrauten und in aller der Wahrhaftigkeit, die er gegen sich selbst besessen.

Und das ist es, weshalb wir seiner in diesem Blatte gedenken. Denn mit diesen Eigenschaften hängt es zusammen, daß wir bei ihm in seinen religiösen Aeußerungen keine Spur von dogmatischer Beschränkung und confessionell angesäuertem Wesen finden. In den schwersten Augenblicken seines Lebens giebt sich wohl ein inniges, religiöses Gemüth zu erkennen, ein Hinausgehobensein über das Irdische und Vergängliche, eine Dankbarkeit für alles Gute und eine Ergebenheit bei allem Schweren, das ihm sein Gott auferlegt, aber keine Spur von dogmatisch-kirchlicher Befangenheit und Getrübtheit. Seine Religion ist die Gelassenheit und das Vertrauen der Gotteskindschaft, die Religion der Liebe, die mit dem ernstesten Pflichtgefühl gepaart ist und thatkräftig das Leben anfaßt, eine Religion, die auch für's Leben etwas werth ist, weil sie im Glücke Demuth, im Unglücke Halt und Stütze und dem ganzen Sein Kraft und Gleichmaß giebt. Welcher Zartheit dieser gotteskindliche Sinn fähig ist, das sehen wir aus einer Menge Stellen seiner Briefe. So schreibt er an seine schwer kranke Frau, die während des französischen Krieges bei seinem alten Vater in Lauenstein lebte, unterm 2. Mai 1871 von Amiens aus: „Einen Abendgruß meinem lieben Herzensfreund! Wie es wohl aussieht drüben im Krankenstübchen? Ach, der liebe, kleine Raum umschließt ja mein Lebensglück. — Der Mond blickt mir ins Fenster herein und indem ich auf ihn und auf die Sterne sehe, ... denke ich, daß auch mein Lieb ... jetzt wohl zum schönen Mondhimmel emporblickt. Dann ist mir's, als träfen sich dort oben unsere Blicke und durch

sie winke ich Dir zu, o Lieb, mein Lieb!“ Er denkt daran, seinen letzten Willen aufzusetzen, damit, wenn etwa sie beide schnell hintereinander stürben, doch nichts vernachlässigt wäre, besonders gegen ihre (zwei adoptirten) Kinder, und schreibt darüber in denselben Briefe an seine Frau: „Denke mal . . ., wenn wir beide drüben traurig hierher zurückdächten wegen solcher Vernachlässigung. Denn wer weiß, wie es dann ist. Daß ich mit Dir vereinigt bin, dessen bin ich ganz gewiß, und es wäre doch sehr gut möglich, ja, ich wünsche es selbst, daß wir dann hierher auf diese schöne, liebe Erde zurückblicken können.“

Das sind gewiß keine dogmatischen Gedanken aus der Lehre von den letzten Dingen, aber das Gesagte ist trostreich und ernst gedacht; es sind die Wünsche eines guten Menschen, über die wir in der Eschatologie überhaupt nicht hinauskommen. — Weiter heißt es in dem schönen Briefe, den wir citirt haben: „Jetzt gute Nacht, mein Lieb, liebe Seele; ja man sagt das wohl so hin, aber Du bist meine Seele; denn in Dir ist mein ganzes Leben hier auf Erden und in aller Ewigkeit. Das ist meine Religion, in der ich freudig lebe und freudig sterbe, die Religion der Liebe!“ So fern das alles von der dogmatischen Schablone und so wenig hier von der Gluthitze des Eiferers zu spüren ist, es ist doch der mystische, sanfte Hauch des Johannesevangeliums, der hier aus jedem Worte Einen anweht. Goeben glaubt an eine Verbindung der Geister, wie er an ein Hinüberspielen der Geisterwelt ins irdische Leben glaubte, Bd. II, p. 175. Er hält die Seelenwanderung nach dem Tode für möglich und glaubt an Ahnungen. Er behauptete, Soldaten und Seeleute hätten feinere Spürnasen für das, was man nicht sehen und betasten kann. Der tägliche Umgang mit der Gefahr mache sie feinfühlig. So habe er seine beiden schweren Verwundungen in Spanien Tags vorher gespürt, das letzte Mal an der Stelle, wo er Tags darauf fast tödtlich verwundet wurde.

Aber dieser Glaube, der manchmal das Gebiet des Aberglaubens streift, ist ganz frei von allem verwirrenden Einfluß auf sein Denken und Thun und beeinträchtigt in keiner Weise die Klarheit seines Geistes und die Reinheit seines Empfindungslebens. Er ist Christ und überzeugter Protestant; aber „sein Interesse gehört mehr der ethischen, als der dogmatischen Seite des Christenthums. Ein regelmäßiger Kirchenbesucher war er nicht. An den kirchlichen Fragen nahm er aber lebhaften Antheil und las regelmäßig kirchliche Zeitschriften.“ Bd. I, p. 174. Daß er mit seiner großen Verstandesschärfe und seiner wunderbaren Empfindungswärme einen tiefen Wahrheitssinn verband, macht ihn zum Protestanten, der vom Papste nicht viel wissen will, wie er in einem Briefe aus Rom vom 17. Februar 1867 an eine Freundin schreibt.

Wie ein Christ über die Sünde denkt, das gibt seinem ganzen religiösen Erkennen und Empfinden Inhalt und Färbung. Wir geben darum das Bekenntniß des 28jährigen Goeben, welches er in einem Briefe an seine und seiner Braut Freundin, Fräulein Dorette Unruh niedergelegt hat und welches ein Beleg seiner schonungslosen Wahrheitsliebe ist, die er gegen sich selbst anwendet. Er spricht von seiner Braut, die er bald heimzuführen gedenkt, und sagt, daß er in ihrer Gegenwart stets besser sei, als er sonst wäre. Das Weib würde stets diesen Einfluß auf den Mann haben, „wenn sie das, was wir Weiblichkeit nennen, sich ächt und rein erhielte." Und nun kommt er auf sich und sein Innerstes zu sprechen mit jener staunenswerthen Offenheit, die den bedeutenden Mann verräth, weil sie nur groß angelegten Naturen eigen zu sein pflegt. „Ich denke manches Mal, ob ich nicht eigentlich ein ungeheurer Heuchler bin. Sie können nicht denken, was für schlechte Gedanken oft in mir auftauchen, und nicht bloß auftauchen, nein, ich durchdenke sie auch, Beweis, daß ich dazu fähig bin. Ich möchte wissen, ob mich Umstände dahin bringen könnten, das, wozu ich fähig bin und was ich jetzt mit dem Bewußtsein, daß es schlecht ist, durchdacht habe, aber von mir werfe und (zwar) ohne Schwierigkeit; denn es genügt mir zu sagen: ich will anders denken — ob Umstände mich dahin bringen könnten, es zu thun." Bd. I, p. 200. Also Goeben bekennt hier, daß er oft sündige Gedanken hege; da diese von selber kommen, ohne sein Zuthun, so sind sie etwas Angeerbtes, Erbsünde. Damit fühlt er auch die Fähigkeit in sich, Böses zu thun, d. h. den sündigen Gedanken zur bösen That, die Erbsünde zur Eigensünde werden zu lassen. Er sagt weiter: „er habe aber („bis jetzt" muß man dem Sinne der Worte gemäß hinzusetzen) immer die Kraft in sich gefunden, zu sagen: ich will anders denken! — und damit habe er das Böse in seiner Natur überwunden." Also die Erbsünde gibt er zu und die Kraft, ihr zu widerstehen, schreibt er sich auch zu. Was er nicht weiß, ist das: ob es nicht Umstände geben könne, wo diese Kraft versagt und der böse Gedanke sich in die That umsetzt, d. h. ob der Wille unbedingt oder bedingt ist. Das ist also die Frage nach der Freiheit des Willens, die er für sich nicht entscheiden könne. Die Frage steht auch in der Wissenschaft als unentschieden da. Wir sind in der Beantwortung dieser Frage nicht über Kant hinausgekommen, der die Freiheit des Willens theoretisch als eine Antinomie hinstellt, für die und gegen die sich gleich schwerwiegende Gründe darbieten. Ihre Lösung kann nur praktisch erfolgen durch Aufstellung einer Maxime, nach Kant der Maxime: Du sollst, also kannst du!

Wenn nun Goeben fortfährt: „Ich möchte wissen, ob das (das Hegen schlechter Gedanken) auch bei andern Menschen so ist, ob es auch bei edlen, guten Menschen so ist, oder ob denen solche Gedanken gar nicht auftauchen"

— wenn Goeben so fragt, so würde wohl ein jeder, den er selbst für einen guten und edeln Mann ansah, ihm antworten: Es ist so, und würde mit Goeben selbst bekennen, was dieser p. 201 von sich bekennt: „In mir sind zwei widerstreitende Elemente, aber schroff nebeneinander stehend, beide mächtig, beide schwach. Oft fühle ich, wie etwas Teuflisches in mir spricht; ich denke: das gibt mein Teufel mir ein — und ich horche doch weiter, horche mit Lust, mit der Lust der zusammengebissenen Zähne, bis ich denke: genug! und es wegwerfe. Und oft auch fühle ich, daß ein Gott in mir wohnt, — dann ist alles Klarheit."

Das ist das Bekenntniß Goebens von den zwei Seelen in seiner Brust, wie es Faust von sich ablegt, wohl als Goethe's eigenes Bekenntniß. Neu ist ja das für den Christen nicht. Im 7. u. 8. Capitel des Römerbriefs ist derselbe Kampf geschildert und dieselbe Frage behandelt nach dem Verhältniß der bösen Natur im Menschen zur guten und nach der Erlösung vom Bösen und dem Siege des Guten. Wenn aber diese Kapitel eine sehr verschiedene Auslegung bei den Erklärern gefunden haben, so ist auch für die theologische Wissenschaft die Frage nach der Lösung des Kampfes zwischen dem Teuflischen und dem Göttlichen in der Menschenbrust noch immer eine offene und wird es auch bleiben. Diese Unsicherheit in der Theorie will aber für das christliche Leben nicht viel bedeuten. Für das Leben genügt es, daß das Wort über allen Zweifel fest steht, was Römer 8, 8 gesagt ist: „Die fleischlich sind, können Gott nicht gefallen" und die Versicherung V. 9: „Ihr aber seid im Geiste, wenn anders der Geist Gottes in euch wohnet." Es ist derselbe Gedanke, der im Goeben'schen Worte sich ausspricht, daß bei ihm alles Klarheit sei, wenn der Gott in ihm wohne. Und dieser Geist Gottes ist der Geist Christi, weshalb der Apostel nach dem obigen Worte vom Geiste Gottes, der in uns wohnen soll, fortfahren kann: „wenn aber einer den Geist Christi nicht hat, der ist nicht sein."

Loschwitz bei Dresden. Prof. Dr. L. Paul.

Kirchliche Chronik.

Der Evangelisch-kirchliche Hülfsverein, welcher seit zehn Jahren unter dem Protectorat Ihrer Maj. der Kaiserin besteht, hat soeben seinen neuesten Jahresbericht ausgegeben. Zweck des Vereins ist, „die Bestrebungen zur Bekämpfung der religiös-sittlichen Nothstände in Berlin und anderen größeren Städten, sowie in den Industriebezirken des preußischen Vaterlandes zu unterstützen, zu dem Behufe Sammlungen anzuregen und zu veranstalten, sowie Hülfskräfte zu gewinnen." Der Ev. Kirchbauverein besteht neben ihm selbständig, wenn auch in personellem Zusammenhang. Der Verein findet seine besondere Aufgabe in der Unterstützung von Stadtmissionen und ähnlichen Veranstaltungen, in der Hülfe zur Anstellung von Vereinsgeistlichen, Hülfspredigern, Stadtdiaconen und Diaconissen. Seine Zweigvereine treiben neben der Unterstützung des Centralvereins selbständige Werke der inneren Mission. So hat die „Berliner Frauenhülfe" zur Versorgung der Hauptstadt mit Armen- und Krankenpflegerinnen 14 Stationen mit 101 Diaconissen eingerichtet und für dieselben im letzten Jahre allein 50000 Mk. aufgebracht. Der Centralverein hat im letzten Jahre außer der Unterstützung bestehender Arbeiten an 43 Orten die Neubegründung von solchen, die Anstellung von 3 Vereinsgeistlichen, 23 Hülfspredigern, 18 Stadtmissionaren ermöglicht. Die Jahreseinnahme übertraf mit 101499 Mk. (darunter 20000 von Mitgliedern der Kaiserlichen Familie) alle früheren Jahre, — aber in dieser Summe ist nur $^1/_3$ der eingesammelten Hauscollecte enthalten, von der zwei Drittel den Zweigvereinen verblieben; diese Collecte selbst ertrug 136362 Mark. — In den zehn Jahren des Bestehens sind 2340000 Mk. vereinnahmt und nahezu ebensoviel verwendet worden, wovon allein die Berliner Stadtmission 456000 Mk. erhalten hat. — Der Vorstand gibt periodische „Nachrichten aus der Arbeit des Evangelisch-kirchlichen Hülfsvereins" heraus (Berlin W., Matthäi-Kirchstraße 20/21).

Von den letzten Wahlen. Dem Centrum ist in den überfließenden Siegesbecher der letzten Reichstagswahlen ein bitterer Tropfen gefallen: es ist ihm im Wahlkreis Bochum-Gelsenkirchen-Hattingen ein besessenes Mandat

entrissen worden unter ausschlaggebender Einwirkung der dortigen evangelischen Pastoren. Die Stichwahl hatte zwischen dem Centrumsmann und einem Nationalliberalen, der zugleich ein guter Protestant und ein Arbeiterfreund ist, zu entscheiden. Die Pastoren appellirten in einem Flugblatt an die protestantische Bevölkerung und an deren evangelisches Bewußtsein, und mit Erfolg. Hierüber Wuthausbrüche der dortigen Kaplanspresse, aus denen wenigstens Einiges hier mitgetheilt werden mag. Unter dem Titel „Ehrenvoll gefallen" schreibt die „Gelsenkirchener Zeitung" u. a. wie folgt: „Die ruhmvolle Fahne, die uns in so manchem heißen Kampfe vorangeflattert, ist von den Zinnen unseres Wahlkreises herabgesunken und an ihrer Statt das Banner einer Partei aufgepflanzt worden, die sich Jahrzehnte lang nur durch grobe Beeinflussung und Fälschung des Volkswillens behaupten konnte . . . Die Waffen ihres politischen Programms waren stumpf und unbrauchbar, mit ihnen ließ sich kein Sieg erfechten, deshalb warfen sie alles politische Rüstzeug über Bord, gaben die Losung aus: „Hie Welf, hie Waibling", „Kampf gegen Rom" u. s. w. und mit wehendem Talar, das Barett in die von Lutherzorn geröthete Stirn gedrückt, zogen die evangelischen Pfarrer thümmelhaft im Kampfe voran, mit fanatischen Worten die Menge verhetzend. Der Wahlkampf glich in seinen letzten Stadien nicht mehr einem politischen Geisterkampfe, er hatte den Charakter eines Religionskrieges und Formen angenommen, welche an die schlimmste Zeit des Culturkampfs erinnerten. Es handelte sich am Freitag nicht mehr um die Candidaten des Centrums und der Nationalliberalen, sondern um den katholischen und den protestantischen Mann. Dies ist die beklagenswerthe Erscheinung, die der ganze Wahlkampf gezeitigt hat, eine Erscheinung, die nicht ohne Folgen für die weitere Zukunft bleiben kann. Den evangelischen Pfarrern unseres Wahlkreises bleibt der traurige Ruhm, den Zankapfel religiöser Zwietracht in die Volksmasse des Industriebezirkes getragen zu haben, und wir werden es diesen Herren nun und nimmer vergessen, daß sie, die immer goldene Worte vom Frieden und von Liebe zum Vaterlande im Munde führen, ihr Amt dazu benutzten, frevelhaft den confessionellen Frieden zu stören und dadurch das Vaterland ernstlich zu schädigen." — Kann man die Heuchelei und die Selbstverurtheilung höher treiben? Was die Ultramontanen und insonderheit ihre Priester in hundert Wahlbezirken thun, an das confessionelle Bewußtsein appelliren, — das haben einmal auch evangelische Pfarrer gethan, und sofort sind sie Fanatiker, Zwietracht-entzünder, Vaterlandsschädiger. Ja was sind denn hiernach die römischen Priester alle, die für Centrumscandidaten gearbeitet und geworben haben? Quis tulerit Grachos de seditione querentes?

Klerikale Gefährdung der preußischen Volksschule. Bekanntlich gibt es für die Centrumspartei kein dringenderes Anliegen, als die katholische Volksschule in die Gewalt zu bekommen: man würde damit den letzten Herd einer nicht-ultramontanen Bildung und Denkart im katholischen Volkstheil auslöschen und mittelst Beugung des Lehrerstandes unter den Klerikalismus den letzten Bundesgenossen des Staates gegenüber der Hierarchie beseitigen. Es ist ja vom ultramontanen Standpunkt aus begreiflich, daß man solche Tendenzen verfolgt: unbegreiflich bleibt nur, daß die preußische Unterrichtsverwaltung denselben in die Hände arbeitet. Der gegenwärtige Herr Cultusminister hat sich in den Landtagsverhandlungen der ultramontanen Zumuthungen wiederholt mit kräftigen Worten erwehrt, aber nach den Thatsachen, welche die „Rheinische Correspondenz“ am 16. Juli zusammenstellt, entsprechen diesen Worten die stillen Thaten unserer Unterrichtsverwaltung nicht. Schon daß man den Religionsunterricht der Volksschule an so vielen Orten nicht staatlich wie kirchlich geprüften Schullehrern, sondern den Geistlichen überläßt, welche dem Staat weder den Beweis ihrer Lehrtüchtigkeit abgelegt haben, noch sich seinen Schulordnungen unterwerfen, ist eine politische wie pädagogische Ungeheuerlichkeit. Aber man vertraut auch die Leitung der Lehrerseminare, welche in den siebziger Jahren meist in weltliche Hände gelegt war, mehr und mehr wieder Geistlichen an, d. h. Männern beschränktester undeutscher Bildung und eines im Gegensatz zur Staatsgewalt an unbedingten Papstgehorsam gebundenen Gewissens; was für ein Lehrergeschlecht können und werden dieselben großziehen! Dazu kommt, daß Herr D. Bosse die Zahl der geistlichen Localschulinspectoren fortwährend vermehrt; es sollen jetzt über 1400 sein, — unter ihnen prangt bekanntlich auch Herr D. Majunke, Mitverfasser der „Geschichtslügen“, in denen die Hohenzollern des Reichsverraths geziehen werden, und Erfinder der Mähr von Luthers Selbstmord. Unabhängig vom Klerus ist so nur das Schulwesen der größeren Städte geblieben, in denen neben einem weltlichen Stadtschulrath eine Schuldeputation fungirt, welche neben der Fürsorge für äußere Bedürfnisse auch ein Vorschlagsrecht bei Lehrerberufungen wahrnimmt und bisher nicht genöthigt ist, Geistliche in sich aufzunehmen. Im vorigen Februar hat laut der Rhein. Correspondenz das Unterrichtsministerium die Bezirksregierungen ermächtigt, die Befugnisse dieser städtischen Schuldeputationen zu erweitern unter der Bedingung, daß dieselben geistliche Mitglieder in sich aufnehmen. Wer da weiß, in welcher Weise ein römischer Geistlicher in einem überwiegend aus katholischen Bürgern bestehenden Collegium sich geltend zu machen versteht, kann nicht zweifeln, daß diese Maßregel das Lehrervorschlagsrecht in den meisten Fällen factisch in die Hände der Geistlichen bringen würde: also abermals ein wichtiger Schritt zur Aus-

lieferung des Lehrerstands an die Hierarchie. Wird in dieser Weise weiterregiert, dann wird es keines Zedlitzschen Schulgesetzes bedürfen, um die katholische Volksschule an das Windthorstsche „condominium“ der Hierarchie auszuliefern!

Jesuitenlobredner. Der neue Reichstag wird ohne Zweifel wieder einen Anlauf zur Abschaffung des Jesuitengesetzes nehmen; wie manche meinen, wird das die Rechnung sein, welche das Centrum für die Bewilligung der Flottenvorlage präsentiren wird. Unter solchen Umständen gewinnen selbst die Bemühungen unserer edlen „Eichsfeldia“ ein Interesse, Zeugen für die Unschuld und Vortrefflichkeit der Jesuiten aus den höchsten Kreisen des preußischen Staates anzuführen und so den dummen deutschen Michel, der noch immer die Jesuiten für „wahre Jesuiten“ hält, endlich davon zu überzeugen, daß er nichts Besseres thun könne, als diesen erprobten Wohlthätern der Menschheit Thür und Thor wieder aufzuthun. Als erster Lobredner muß unsere deutsche Gesandtschaft in Paris auftreten. Unterm 19. Juli wird nach dem „Nassauischen Boten“ ein Lichtbild der Seel- und Leibessorge gezeichnet, welches vier deutsche Patres in der Rue de Lafayette 214 an ihren Landsleuten üben. „An jedem Sonntag wird in der schönen Église St. Joseph des Allemands Hochamt mit deutscher Predigt gehalten; allwöchentlich versammeln sich dort in dem mit der Kirche verbundenen Kloster die Mitglieder des Vincenzvereins, um die Nöth ihrer deutschen Mitbrüder zu lindern; an jedem Abend tagt dort der deutsche katholische Gesellenverein unter Leitung des hochwürdigen Pater Nix. Dieser Ordensmann war schon im deutsch-französischen Kriege als Feldgeistlicher thätig und hat unzähligen Verwundeten auf den Schlachtfeldern und in den Spitälern die letzten Tröstungen der heiligen Religion gespendet. Die deutsche Gesandtschaft in Paris erkennt dankbar die wahrhaft edle Fürsorge der Jesuitenpatres für die Deutschen an, und gar nicht selten wird einem hülfesuchenden Deutschen in dem Gesandtschaftshause die Auskunft ertheilt: „Wir wissen Ihnen keinen Rath; wenden Sie sich doch an die Jesuiten in der Rue Lafayette, dort wird Ihnen sicher geholfen.“ — Wenn das wahr ist, wofür wir der „Eichsfeldia“ die Verantwortung überlassen, so ist das ja recht nett, daß die deutsche Gesandtschaft in Paris einer Ordensthätigkeit in die Hände arbeitet, die in Deutschland als eine volksverderbliche durch Reichsgesetz verboten ist; auf französischem Boden braucht ja wohl eine deutsche Gesandtschaft den Reichsgesetzen nichts nachzufragen? Und wenn die Jesuiten in Paris so viel geschickter sind, sich der hülfsbedürftigen Deutschen anzunehmen als die Gesandtschaft, so wäre es ja zu überlegen, ob man nicht überhaupt diese kost-

spielige Gesandtschaft aufgeben und die Vertretung der deutschen Interessen in Paris in die Rue Lafayette 214 verlegen könnte?

Die „Eichsfeldia“ hat aber noch einen höheren Entlastungszeugen für die Jesuiten, — unsern Prinzen Heinrich in China, der eine Jesuitenniederlassung daselbst besucht und „die guten, vortrefflichen Jesuitenpatres“ wiederholt gerühmt haben soll. Selbstverständlich weiß ich nicht, ob und in welchem Sinne Prinz Heinrich das gethan hat. Wäre es geschehen in dem Sinne, den die „Eichsfeldia“ darin findet, daß damit eine Lobrede auf die Jesuiten insgemein gehalten und die Schlußfolgerung berechtigt worden wäre: „Warum hält nun Deutschland die Männer fern, die sich die größten Verdienste um die wissenschaftliche Erschließung Chinas erworben haben?“ — dann müßte man die kindliche Naivetät eines Urtheils anstaunen, das den Eindruck einer flüchtigen Besuchsstunde, bei der sich der Jesuit selbstverständlich charmant zeigt, in die Wagschaale legte gegen das moralisch vernichtende Urtheil, das die Weltgeschichte Jahrhunderte hindurch über den Charakter des Jesuitenordens gefällt hat. Gerade in China muß doch dem geschichtlich Gebildeten ad vocem Jesuiten nicht nur das Verdienst einfallen, China „wissenschaftlich erschlossen“ zu haben, sondern auch das ungeheure Betrugswerk, welches die Jesuiten dort verübt haben, das Christenthum für die fortgebildete Confucinsreligion auszugeben und diese Verrätherei an der Religion des Kreuzes bis zur Einsperrung des als Untersuchungsrichter nach China geschickten päpstlichen Legaten zu treiben. Aber auch wenn Prinz Heinrich, wie wir vermuthen, jene Worte sehr harmlos gemeint hat, hätte er besser gethan, eine Ordensniederlassung nicht zu betreten, welche in seinem Vaterlande gesetzlich verpönt ist, und Worte zu vermeiden, deren Mißbrauch in der Heimath mit Sicherheit vorauszusehen war.

Ultramontanes. Aus dem Werke eines angesehenen und patriotischen Franzosen, Alfred Fouillée, der die merkwürdige Abnahme der französischen Bevölkerung beklagt und deren Ursachen untersucht, führt die „Tägliche Rundschau“ folgende statistischen Behauptungen an. „In den meisten europäischen Ländern nimmt die Zahl der katholischen Bewohner in weit geringerem Maße zu als die der protestantischen. In Frankreich vermehren sich die letzteren im Vergleich zu den ersteren nach dem Verhältniß von 1,10 : 0,33 %. Was ganz Europa betrifft, so hat die Zahl der Katholiken in dem Zeitraume von 1851—1864 nur um 48 % zugenommen, die der Protestanten um 98. In Preußen gab es im Jahre 1871 auf 1000 Bewohner noch 362 Katholiken, im Jahre 1890 nur 357.“ Ich bin nicht in der Lage, diese Zahlen

zu prüfen; in einigen preußischen Provinzen, Schlesien, Ost- und Westpreußen, verhält es sich umgekehrt. Jedenfalls erklären sich um so besser die krampfhaften Versuche, die Protestanten auf dem Wege der Propaganda zu vermindern.

Dieselbe „Tägliche Rundschau" bringt in Nr. 167 die eingehende Geschichte eines zwiefachen Kinderdiebstahls aus Westpreußen, dessen Opfer zwei evangelische Waisenkinder geworden sind, trotz treuer Bemühungen der evangelischen Seelsorger und Vormundschaft. Die Kinder sind verschwunden und werden verschwunden bleiben, wie in dem vor einigen Jahren Aufsehen erregenden Trierer Kinderdiebstahlsproceß, in welchem der schuldige Geistliche gerichtlich zu Gefängniß verurtheilt, aber sehr unverdienterweise begnadigt worden ist. — Andererseits bemüht man sich, in rein-evangelischen Gegenden römisch zu colonisiren. Solch ein Beispiel aus dem confessionell ohne Zweifel sehr harmlosen Fürstenthum Rudolstadt erzählt die „Kirchliche Correspondenz für die deutsche Tagespresse" Nr. 17. „Schon seit längerer Zeit hat die römische Propaganda ihr Auge auf Frankenhausen gerichtet. Der vor einigen Jahren gemachte Vorstoß, die nicht mehr benutzte Gottesackerkirche zu erwerben und für die damals — aus einer alten Frau bestehende — „katholische" Gemeinde umzugestalten, ist noch rechtzeitig abgeschlagen worden. Nun wurde in Frankenhausen ein Technikum errichtet, — gewiß ein unverfängliches Unternehmen. Merkwürdig aber war dabei der Umstand, daß sowohl der Director als die Mehrheit der Lehrkräfte katholisch war, und daß unter 95 Hörern sich 42 katholische befanden. Und als dem Director ehrenrührige Handlungen vorgeworfen werden, so daß er sich in Frankenhausen nicht mehr halten kann, sondern nach einem anderen protestantischen Orte zieht, um daselbst wieder ein Technikum zu gründen, findet sich für die evangelische Stadt kein anderer neuer Director, als wiederum ein Katholik." — Wie man dann für solche römische Colonisten, etwa mit Hülfe evangelischer Landräthe, auf Kosten evangelischer Bevölkerungen einen römischen Kirchenbau herausschlagen und zugleich einen evangelischen „paritätisch" hindern kann, dafür bringt die „Tägliche Rundschau" in Nr. 164, vgl. 173 und 175, eine neueste Erfahrung aus Tondern in Schleswig-Holstein, die man lesen muß, um sie für möglich zu halten, und die denn doch unter den dortigen Evangelischen, Einheimischen und Gästen, eine thatkräftige Empörung hervorgerufen hat.

Für den nächsten in Crefeld zu haltenden Katholikentag wird ein Aufruf verbreitet, in welchem im Rückblick auf das Jahr 1848 behauptet wird, daß „die Katholiken aller deutschen Gaue in jener Zeit die Auflösung jeglicher Ordnung ausnahmslos als die treuesten Unterthanen und als die unerschütterlichen Stützen der bedrohten Throne sich bewährten". Die

Kirchliche Korrespondenz erinnert demgegenüber an die damalige Revolution in Paris, in Wien, in Baden u. s. w. und ich möchte dem Verfasser des Aufrufs dazu meine „Vaterländisch-kirchlichen Erinnerungen an Trier" und die dort erzählte Friedensfeier- und Barrikadengeschichte empfehlen. Einstweilen liegt uns das Jahr 1898 näher als das Jahr 1848, und in diesem laufenden Jahr hat das berühmte Dictum des Cardinals Meglin „Uns kann nur noch die Revolution helfen" aus dem Heimathlande des Papstthums eigenthümliche Illustrationen erhalten. Unlängst brachte die Mailänder Zeitung Perseveranza einige Stellen aus Predigten, welche Priester des Erzbischofs Ferrari kurz vor dem Ausbruch des dortigen Revolutionsversuchs gehalten. „Die Stunde der Revolution ist nahe; die Bauern sind Soldaten Christi und als solche haben sie kein anderes Oberhaupt als den Papst. Seid bereit, denn binnen kurzem wird man euch bewaffnen und ihr werdet nach Rom marschiren um es dem zurückzugeben, dem es gehört." Wiederum: „Das Jahr 1848 wird bald zurückkehren; Könige und Fürsten müssen verschwinden. Was ist übrigens der Thron des Königs von Italien? Eine elende Bude, welche Bajonette aufrecht erhalten." Wiederum: „Wenn euch der Papst gebieten würde, geht hin und steckt die Häuser der Reichen an, so müßtet ihr es thun; der Gehorsam gegen den Papst befreit euch von aller Verantwortlichkeit." So also predigten unter Verantwortung des vom Papste in Schutz genommenen Erzbischofs — zu eben der Zeit als Herr von Bülow in Rom seinen berühmten Doppeltoast auf Kaiser und Papst ausbrachte — die dem letzteren ergebenen Priester gegen den Bundesgenossen des Kaisers. — Nach einer anderen conservativen Zeitung, der Nazione, wurde den Bauern bei Lucca von ihren Geistlichen die Nothwendigkeit der weltlichen Papstherrschaft geradezu als unfehlbarer Glaubensartikel verkündigt, mit dem Hinzufügen: Und wenn ein Engel vom Himmel käme und euch das Gegentheil lehrte, der sei verflucht (Kirchl. Corr. 25. Juli). — Daß man mit dem vaticanischen Dogma in der Hand gläubigen Katholiken den Aufruhr zur Gewissenspflicht machen kann, haben schon seit fünfundzwanzig Jahren altkatholische und evangelische Theologen unseren Staatsmännern auseinandergesetzt, aber nur taube Ohren gefunden.

Aus Oestreich, wo wir den Existenzkampf unserer deutschen Stammesgenossen mit schmerzlicher Theilnahme begleiten, wird die Thatsache, daß in weiten Kreisen der Bevölkerung ein Ekel am römischen Kirchenwesen und ebendarum eine wenn auch vorerst unklare Hinneigung zum Protestantismus eingetreten ist, immer von neuem bestätigt. In Wien sind in den letzten Jahren, wie ich aus guter Quelle erfahre, alljährlich ungefähr zweihundert

Katholiken zur protestantischen Gemeinde übergetreten; im Neograder Comitat in Ungarn sind unlängst siebzig katholische Familien evangelisch geworden u. s. w. Selbst die römischen Bischöfe bestätigen diese protestantische Strömung. Aus dem Hirtenbriefe des Bischofs Brynych von Königgrätz sind mir folgende charakteristischen Stellen mitgetheilt. In multis parochiis nostris rapere et mactare oviculas studet iste lupus, qui saeculo quinto et sexto decimo depopulavit ovile Petri in patria nostra. Novo quodam conatu, non solum oratoria condendo, sed praeprimis ephemeridibus — calumniis et contumeliis plenis — studet haeresis ista pervertere nostros. Et scitis, quomodo multi praesertim, qui „intelligentes“ vocantur, suam religionem vilipendentes aurem et cor praebent doctrinis istis „variis et peregrinis“ (Ebr. 13, 9), putantes protestantismum esse quandam puriorem et libertati magis faventem religionem. — Ast habemus sacerdotes, qui in talibus parochiis laborantes non solum verbo, sed etiam libellis et foliis preclare rem nostram defendentes lupos istos in pelle ovina arcent.“ Der Bischof hätte für diese Bekenntnisse kein schöneres Bild wählen können als das von Wolf und Schaf, zumal wenn in Oestreich der römische Wolf im Schafskleide über das wölfisch-protestantische Schaf klagt. Und der Trost mit den literärisch eifrigen Priestern reicht ihm selbst nicht weit, denn es folgt das fragwürdige Geständniß Quasi modo geniti infantes adhuc sumus. Und in der Hoffnung, daß die Leser seines Hirtenbriefes „noch wie neugeborene Kinder“ seien, versucht er sich vor allem an ihrem Geldbeutel behufs Unterstützung der klerikalen Presse: „Non parcamus pecuniae ad ista peragenda necessariae. Res nostra agitur, dixit quidam. Qui parce seminat, parce et metet“ (2. Kor. 9, 6).

Vermuthlich als Commentar zu letzterem erneuten Versuche, die bischöfliche Hirtentreue vor allem durch materielle Schafschur zu beweisen, theilt die Bozener Zeitung folgende Zahlen über das Vermögen der römischen Kirche im diesseitigen Oestreich (ohne Ungarn) mit:

Grundstücke im Anschlagswerthe von	133,168,268 fl.
Oeffentliche Obligationen	132,958,522 „
Kapitalvermögen	30,446,980 „
Dazu aber kommen, da der Grundbesitz nur zu 28 % des wirklichen Werthes veranschlagt ist, noch weiter	314,196,120 „
Also in der todten Hand überhaupt	609,769,890 fl.

d. h. über eine Milliarde Mark. „Und trotzdem“, fügt die Bozener Ztg. hinzu, „wird fortgejammert und geklagt, und man scheut sich nicht, armen Bauern, Arbeitern und Tagelöhnern auf alle mögliche Weise und unter den verschie-

denſten Vorwänden (ſiehe die verſchiedenen Opferſtockaufſchriften in den Kirchen) die ſchwer erworbenen Kreuzer abzunehmen. Und das zu einer Zeit, wo die Noth an allen Ecken und Enden iſt, wo durch die Schläge der unabänderlichen Naturgewalten ganze Länderſtriche verwüſtet worden und das Elend Tauſende von armen braven Menſchen in den Hungertod treibt." — Man begreift, daß der Fürſtbiſchof von Trient dieſe Bozener Zeitung in den Bann gethan hat und, nachdem dieſer Bann bei der deutſch-liberalen Bürgerſchaft von Bozen nicht verfangen hat, Bauernverſammlungen von Zehntauſenden einberuft, damit ſie das gefährdete Heiligthum mit Dreſchflegeln ſchützen.

Mittheilungen und Aufrufe. 1. Der Allg. ev.-prot. Miſſionsverein (Präſ. Prediger Arndt in Berlin) erſucht uns um Mittheilung des Programms ſeiner in Frankfurt a. M. vom 19.—22. Sept. zu haltenden Jahresverſammlung. 19. Sept.: Abendliche Zuſammenkunft im „Taunus". 20. Sept.: 9 Uhr Conferenz des Centralvorſtandes. 6 Uhr Feſtgottesdienſt (Pred. Prof. Dr. Köſtlin aus Gießen). 8 Uhr Geſellige Vereinigung in der „Alemannia". 21. Sept.: 9 Uhr Generalverſammlung, von 10 Uhr an öffentlich. 2 Uhr Mittagsmahl. Abends 7 Uhr Volksverſammlung auf dem Forſthaus, mit Anſprachen. 22. Sept.: Ausflug nach Wiesbaden und abendliche Volksverſammlung daſelbſt mit Anſprachen. Auskunft ertheilt der Vorſtand des Frankfurter Zweigvereins (Vorſitzender Conſ.-R. D. Ehlers, Wohnungscomitee: Director Weydt, Neue Mainzerſtraße 49).

Der Allg. ev.-prot. Miſſionsverein hat es für ſeine Pflicht gehalten, in der neugewonnenen deutſch-chineſiſchen Colonie Kiautſchou mit der Errichtung einer Miſſionsſtation vorzugehen, damit der deutſche Proteſtantismus dort, wo bereits römiſche, engliſche und amerikaniſche Geſellſchaften arbeiten, ſein Hausrecht wahrnehme. Es gilt zunächſt Erwerbung eines größeren Grundſtückes, Errichtung einer Schule und eines Hospitals, Anſtellung von Lehrern und Aerzten. Die hiezu erforderlichen großen Aufwendungen werden in einem Aufruf, den wir gern unterſtützen, erbeten zu Händen des Schatzmeiſters E. Stoltze in Berlin W., Bayreuther Straße, oder des Verlags der „Evangeliſchen Warte" (Kötſchenbroda und Dresden).

2. Die evangeliſch-reformirte Unitätsgemeinde zu Liſſa in Poſen iſt ſeit längerer Zeit daran, dem letzten Biſchof der alten böhmiſchen Brüder, dem Amos Comenius, welcher einen großen Theil ſeines Flüchtlingslebens dort verbracht hat, ein Denkmal zu errichten. Da indeſſen die in Liſſa geſammelten Mittel zu einer der Bedeutung des Mannes entſprechenden Ausführung nicht hinreichen, ſo hat ein weiter Kreis hervorragender Proteſtanten

aus allen Theilen Deutschlands sich vereinigt, zur Ehrung des hohen Mannes, der als genialer Bahnbrecher der neueren Pädagogik Wohlthäter der ganzen gebildeten Welt geworden ist, weitere Gaben zu erbitten. Zur Empfangnahme bereit sind die Pastoren Bickerich und Kiehl in Lissa und das Bankhaus Molenaar & Comp., Berlin O., Burgstraße.

Persönliches. 1. Im Maiheft dieser Blätter habe ich in einem Chronikartikel „Der Krebsschaden Spaniens" folgenden Satz geschrieben: „Ohne Zweifel ist es nicht die von den Vereinsstaaten vorgegebene Humanität, sondern die brutalste, über fremdes Recht wegschreitende Selbstsucht, was die Nordamerikaner zum Kriege treibt. Aber das Gefühl der Sympathie, das die Lage des schwächeren und vergewaltigten Theils vielleicht momentan erzeugt, darf darüber nicht täuschen, daß Spanien ... nur empfängt, was seine Thaten werth sind." Gegen den ersteren Theil dieses Satzes, der die in Deutschland fast durchweg herrschende Meinung ausdrückt, um ihr einen anderen, vielfach übersehenen Gesichtspunkt an die Seite zu stellen, hat in deutsch-amerikanischen christlichen Blättern eine lebhafte Beschwerde Ausdruck gefunden. Ein Aufsatz, der die Unionsstaaten gegen mein „schrecklich ungerechtes Urtheil" verwahrt, ist mir nicht einmal, sondern viermal in verschiedenen Ausgaben zugeschickt worden, und so will ich demselben gern Rede stehen. Ich bin kein berufsmäßiger Beobachter der nordamerikanischen Politik, sondern habe nur den Eindruck wiedergegeben, den ich als deutscher Zeitungsleser von derselben seit vielen Jahren habe, nämlich daß sie Interessenpolitik ist, wie die andrer Staaten, und daß in ihr Geld und Geldeswerth eine Hauptrolle spielt. Hiegegen sich auf Liebeswerke zu berufen, welche amerikanische Christen an Nothständen fremder Völker geübt, ist unzutreffend: es ist in aller Welt ein großer Unterschied zwischen dem, was christlich gesinnte Privatleute thun, und dem, was die Staatsgewalt als solche thut. Auch in Deutschland ist man privatim barmherzig und hat z. B. für die barbarisch mißhandelten Armenier gern und reichlich gegeben: gleichwohl ist die officielle deutsche Politik in der armenischen Sache herzlos und unchristlich gewesen. Und was Amerika angeht, — war die unlängst erfolgte Annexion von Hawai sammt der vorausgegangenen Vertreibung der dortigen friedfertigen Königin etwa auch ein Act christlicher Humanität und Barmherzigkeit? So bin ich zu meinem Urtheil gekommen, das aber, wie gesagt, nur das Zugeständniß bildet gegen das, was mir am Herzen lag, die Verurtheilung der spanischen Mißwirthschaft. Ich will nicht verschweigen, daß der Herausgeber der Preußischen Jahrbücher, Prof. Dr. Delbrück, einigermaßen auf die Seite

der Amerikaner tritt und nach Privatberichten bezeugt, es sei eine tiefe und ächte moralische Entrüstung über die dauernde Mißregierung auf Kuba und die greuelvolle Bekämpfung des Aufstandes durch die amerikanischen Bürgerkreise gegangen und auf den Kanzeln des Westens laut geworden. Aber das ist das erste solche Urtheil, welches mir — eben heute — zu Gesicht gekommen ist, und auch dieser Zeuge fügt hinzu: „Solche Motive beherrschen nicht die Politik, aber sie können in einem Lande, wo die öffentliche Meinung den Ausschlag gibt, viel dazu beitragen, daß, wenn die Wage schwankt, die Kriegspolitiker das Uebergewicht erlangen.“ Seit ich jenes Urtheil schrieb und die Beschwerde darüber empfing, habe ich Gelegenheit gehabt, zwei gebildete und christliche Nordamerikaner über die Sache zu befragen. Sie haben mir beide gesagt: die gebildeten Kreise des Ostens seien gegen den ganzen Krieg gewesen, aber im Westen sei eine kriegerische Stimmung, eine Art von Großmachtsgefühl herrschend, und das habe den Ausschlag gegeben. Solchen amerikanischen Urtheilen gegenüber wolle man mir mein deutsches nicht verdenken, welches ich übrigens gern verbessern werde, wenn der Ausgang des Krieges die behauptete Uneigennützigkeit der Vereinsstaaten herausstellen sollte.

2. Gegen meine Aschersleber Rede über „Die gegenwärtige deutsch-preußische Kirchenpolitik und den Evangelischen Bund“ ist mir eine römisch-katholische Reclamation zugegangen. Eine katholische „Frau“ in Saarbrücken beschwerte sich bitter über Dinge, die in meiner Rede stehen sollten und nicht standen, über eine von mir angeblich verlangte Unterdrückung der katholischen Religion im Deutschen Reich. Da die Briefschreiberin nicht nur ihren Namen, sondern auch ihre Wohnung angab, mit der ausdrücklichen Motivirung, sie thue das, um nicht als feige zu erscheinen, so glaubte ich diesmal wirklich eine ehrliche Seele vor mir zu haben, und schickte an die angegebene Adresse mit ein paar freundlichen Zeilen ein Exemplar meines Vortrags, damit die Schreiberin sich selbst überzeuge, wie darin das gerade Gegentheil von dem stehe, was man ihr darüber gesagt. Nach wenigen Tagen kam Brief und Vortrag als unbestellbar zurück, indem Post und Polizei bezeugten, daß eine solche Frau weder in dem angegebenen Hause wohne, noch überhaupt in Saarbrücken-St. Johann existire. Das war also der römische Bekennermuth. Ich erzähle den an sich unbedeutenden Vorgang als einen neuen Beleg, wie grundverlogen unsere ultramontane Gegnerschaft selbst da ist, wo es gar keine Gefahr hätte, ehrlich zu sein.

31. Juli 1898. B.

Fürst Bismarck †.

In dem Moment, in welchem ich diese Monatschronik schließe, verbreitet sich die Nachricht, daß Fürst Bismarck am gestrigen Abend unerwartet verschieden ist. Der Mann, welchem Deutschland in der Krise auf Leben und Tod, in welcher es sich seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten befand, die Entscheidung zum Leben verdankt. Jede menschliche Größe hat ihre Schranken, und diese Blätter haben nach ihrer besonderen Aufgabe mehr als einmal an die Schranke, welche dem Altreichskanzler namentlich nach der Seite der kirchlichen Fragen anhaftete, zu erinnern gehabt. Aber heute ist für diese Erinnerung kein Raum, sondern nur für die dankbare Verehrung, welche jeder des deutschen Namens Werthe dem heroischen Begründer unserer nationalen Einigung schuldet. An ihm vor allen hat das deutsche Volk bis heute gezeigt, daß ihm der Sinn für wahrhafte Größe nicht abhanden gekommen ist, und das Verschwinden dieser monumentalen Gestalt wird eine große Lücke in seinem Lebensgefühl hervorrufen. Wenn irgend etwas im natürlichen Verlauf der Dinge auch diesem naturalistischen Zeitalter die Schöpfermacht des lebendigen Gottes fühlbar vor Augen stellt, so ist es das Auftreten solcher weltbewegenden Persönlichkeiten in dem Moment, in welchem die Weltgeschichte sie erheischt. Möge das unauslöschliche Andenken dieses gewaltigen Gotteswerkzeugs sich im deutschen Volke vertiefen zu einer lebendigeren Besinnung auf das, was der Sinn und Wille Gottes mit uns war, als er uns die errettende Einigung vom Himmel fallen ließ.

W. B.

Jacqueline Pascal.

Jacqueline Pascal, welcher die folgenden Zeilen gewidmet sind, ist wohl den meisten der Leser bis dahin unbekannt geblieben. Ihr Name wird in der Geschichte nicht genannt; sie hat sich durch keinerlei Werke des Geistes, auch nicht durch große Leistungen des praktischen Christenthums hervorgethan. Ganz in der Stille ist ihr Leben dahingeflossen. Aber wieviel Großes von Christen auch in der Stille geleistet wird, wieviel Seelengröße, wieviel Heldenthum aufopfernder tragender Liebe, wieviel ächte Nachfolge Christi eben im Verborgenen bleibt, wem wäre es unbekannt! Es wird sicherlich von vornherein günstig für Jacqueline Pascal stimmen, daß sie zu denen gehört, die mit Lavater singen und beten: „Unbekannte Wege wandeln, Wege, die dein Aug' nur kennt, Stille dulden, schweigend handeln, Wo kein Menschenmund mich nennt, Das, du freundlicher Gewährer, Aller Demuth Quell und Lehrer, Jesus Christus, lehre mich, Still und schweigend sehn auf dich."

Eher wird es der Erklärung bedürfen, daß von einer Katholikin, ja von einer Nonne die Rede sein soll. Der Gegensatz zwischen evangelisch und katholisch ist uns heute wieder lebhaft zum Bewußtsein gekommen. Es ist uns ein Kampf aufgedrängt, den wir nicht anders können als mit aller Entschiedenheit führen; unsere christliche Ueberzeugung zwingt uns dazu. Und durch den Kampf selber ist es uns wieder klar geworden, daß wir die christliche Wahrheit vertreten gegen ihre Verdunkelung und Verzerrung, daß wir Christum auf unsrer Seite haben, und daß es kaum eine Erscheinung auf katholischem Gebiete gibt, die nicht etwas Krankhaftes, von der gesunden Lehre und dem gesunden Geiste des Christenthums Abweichendes an sich trüge. — Aber ist es nicht gerade darum Christenpflicht, dasjenige auf katholischem Gebiete anzuerkennen, das alle Merkmale einer ächten Wirkung des Geistes Christi trägt? Ist es nicht Pflicht, vor der Schärfe und Ungerechtigkeit des Kampfes dadurch uns zu bewahren, daß wir liebend festhalten, liebend uns versenken in das, worin wir mit den Katholiken als Brüder und Schwestern vor demselben Herrn stehen? Darin liegt kein falscher Optimismus, kein verblendetes Idealisiren und Verherrlichen; gerade die Beschäftigung mit Jacqueline Pascal wird uns lehren, welche Größe

und Gediegenheit christlicher Gesinnung wenigstens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf dem Boden der katholischen Kirche gewachsen ist.

Jacqueline Pascal steht in den allernächsten Beziehungen zu den Jansenisten; war sie doch eine Nonne in Port Royal, der klösterlichen Niederlassung in Paris und in dessen Nähe, wo ernste christliche Frömmigkeit nach dem Geiste Augustins erstrebt und gepflegt wurde. Sie ist die Schwester des berühmten Mathematikers Blaise Pascal, der durch seine Provinzialbriefe so mannhaft für jansenistische Frömmigkeit und gegen die jesuitische Verzerrung christlichen Geistes eingetreten ist, jenes Pascal, der in seinen Gedanken über das Christenthum eine leider nur begonnene, aber auch in ihrer jetzigen unzusammenhängenden, zerrissenen Gestalt tief eindringende, großartige Vertheidigung des christlichen Glaubens hinterlassen hat. Und sie ist nicht etwa die bewundernde, zu dem Bruder emporblickende Schwester; sie ist dem Bruder, abgesehen von dessen Gelehrsamkeit, ebenbürtig, ja sie überragt ihn an christlichem Eindringen und an christlicher Treue. Wiederholt hat sie ihm den rechten Weg gewiesen, und er hat sich von ihr leiten lassen. Sie ist ein christlicher Charakter, sie ist eine Märtyrerin geworden in dem erbitterten Kampfe, den die Jesuiten zur Vernichtung des verhaßten Jansenismus führten; eine Verleugnung ihrer christlichen Ueberzeugung, die ihr zugemuthet wurde, hat ihr das Herz gebrochen.

Wen Gott so stellt und führt, daß er sich verwickelt sieht in die öffentliche Entscheidung wichtiger großer Fragen, dessen Leben fließt nicht glatt dahin, mag es auch nicht hervortreten aus der Umschließung der Klostermauern; aber gerade darum lernen wir auch geistige Kämpfe vergangener Zeit am besten kennen aus ihrem Nachzittern in dem Leben der Einzelnen. Die Geschichte berichtet uns vielfach nur die leitenden Gedanken, um die es sich in den Kämpfen handelte, die Hauptwendepunkte, in denen der Kampf sich entschied. Und gerade bei dem Jansenismus sind wir infolge dessen zuerst sehr geneigt, in demselben vorherrschend ein Festhalten an dogmatischen Lehrsätzen zu erblicken, noch dazu in einer Frage, welche als die schwierigste der christlichen Glaubenslehre bezeichnet werden darf, in der Frage der Prädestination, der göttlichen Vorherbestimmung. Und doch, verfolgen wir bei Jacqueline Pascal die Wirkungen dieses Kampfes, wie klar wird es uns da, daß es sich um ächte christliche Frömmigkeit handelte, daß der Geist christlicher Strenge, die Heiligkeit christlichen Wandels bedroht war!

Bevor wir jedoch an diese großen Bewegungen herantreten, ist es nöthig, Jacqueline als Kind kennen zu lernen. Kaum gibt es ja für Christen ein anziehenderes Studium als dies, wie die Menschen zu christlicher Ueberzeugung kommen, wie mancherlei Art die Fehler sind, die über-

wunden werden müssen, wie mannigfach die Wege der göttlichen Weisheit sind, die einen jeden nach seiner besonderen Art zu behandeln und zu gewinnen weiß. Jacqueline Pascal ist am 4. October 1625 zu Clermont in der Auvergne geboren. Ihr Vater war Jurist und bekleidete die Stellung eines Gerichtsrathes; ihre Mutter, von der es heißt, daß sie eine fromme und hochbegabte Frau gewesen, starb zwei oder drei Jahre nach Jacquelines Geburt; der besondere Segen mütterlicher Fürsorge ist ihr nicht zu Theil geworden. Sie war das jüngste Kind; von ihren Geschwistern werden zwei viel genannt, die fünf Jahre ältere Schwester Gilberte und vor allem der zwei Jahre ältere Blaise, welcher den Namen Pascal berühmt gemacht hat. — Der Vater verlegte nach dem Tode seiner Frau den Wohnsitz nach Paris, theils um zur Erziehung seiner Kinder alle Hülfsmittel zur Hand zu haben, theils um seiner eigenen Vorliebe für gelehrte Studien besser nachgehen zu können.

Schon in früher Kindheit bewies Jacqueline eine auffallende Vorliebe für Verse. Ihre ältere Schwester war vom Vater beauftragt, sie lesen zu lehren; die siebenjährige Schülerin zeigte zuerst wenig Lust dazu, aber als ihr eines Tages die Schwester Verse vorlas, hatte die Kleine an dem Tonfall und Rhythmus solche Freude, daß sie sagte: „Wenn du willst, daß ich lesen soll, so laß mich in einem Versbuche lesen; dann will ich meine Lection sagen, so oft du willst.“ Bald begann sie auch selber, Reime zu machen, und diese Begabung gewann für sie eine gewisse Bedeutung. Als zwölfjähriges Kind hatte sie ein Gedicht gemacht auf ein glückliches Familienereigniß am Hofe; die Königin hörte davon, und wollte die kleine Dichterin sehen. Man führte sie nach St. Germain, und als sie im Vorzimmer einige Zeit wartete, sah sie sich umringt von den Gliedern der königlichen Familie, die sie als ein kleines Wunder anstaunten. Die Nichte des Königs, selber ein Kind, sagte zu ihr: „Du kannst ja so gut Verse machen; mach mir auch ein Gedichtchen.“ Da setzte sie sich ganz ruhig in eine Ecke allein und kam nach einigen Augenblicken mit folgenden Versen zurück: „Du willst, o hohe Fürstin, ich soll singen, Und deine holde Schönheit möcht' ich preisen. Doch beim Versuch verstummen meine Weisen. Wie sollte mir so hohes Werk gelingen? Drum sag' ich nur: so holde Pracht Wird nicht erreicht von schwacher Worte Macht.“ Die Verse sind schlecht auch im Original; immerhin beweisen sie die Leichtigkeit, mit der dem zwölfjährigen Mädchen die Reime zu Gebote standen, sowie die Geistesgegenwart, durch einen hübschen Gedanken sich aus der Schwierigkeit zu helfen.

Man kann sich denken, daß nun erst recht das Kind von der Königin freundlich empfangen wurde; man lud sie nun öfter in die königliche Familie ein und sagte ihr viele Artigkeiten. Freilich lag darin für ihren Charakter

eine große Gefahr, und man muß es als eine wenn auch noch so ernste, doch liebevolle Fügung Gottes ansehen, daß sie bald nachher an den Blattern schwer erkrankte, und daß ihre Züge, die sehr schön zu werden versprachen, durch die Krankheit entstellt wurden. Aber bei dieser Gelegenheit trat auch der Zug hervor, den Gott als das köstlichste Geschenk in ihre Seele gelegt hatte: nach ihrer Genesung dankte sie Gott in einem Gedichte, daß er ihr das Leben gelassen, aber die Schönheit genommen habe. Eine große Gefahr, in die der Vater gerathen war, mochte dazu beigetragen haben, des Kindes Gemüth so früh zum Ernste zu stimmen. Derselbe hatte, als er sein Amt aufgab, sein Vermögen zum größten Theil in Renten der Stadt Paris angelegt, die durch eine Entscheidung des Cardinals Richelieu plötzlich ohne weiteres gekürzt wurden. Als die Besitzer sich etwas zu lebhaft über die Willkür beschwerten, ließ der Cardinal die lautesten Schreier einfach in die Bastille werfen. Auch der Vater Pascal war ihm angegeben und entging dem gleichen Schicksale nur dadurch, daß er sich lange verborgen hielt. Doch trotzte er der Gefahr, als Jacqueline erkrankte; er kam in seine Wohnung zurück und ließ sein liebes Kind nicht aus den Augen, bis es völlig genesen war.

Nun erlebte bald darauf Jacqueline die große Freude, daß sie durch ihre Leichtigkeit im Reimen und ihre Beziehungen zum Hofe den Vater aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte. Es begab sich nämlich im darauffolgenden Winter, daß der Cardinal auf den Einfall kam, sich von Kindern ein Schauspiel aufführen zu lassen. Als Jacqueline dazu aufgefordert wurde, lehnte es die ältere Schwester zuerst mit den Worten ab: „Der Herr Cardinal macht uns wenig Vergnügen; warum sollten wir es ihm machen;“ indeß sie erkannten bald, welche günstige Gelegenheit sich hier bot, dem Vater zu nützen, und sagten zu. Der Abend kam. Die Kleine hatte ihre Rolle gut einstudiert und spielte mit großer Gewandtheit; und als man nach der Aufführung in der allgemeinen Aufregung nicht daran dachte, sie dem Cardinal vorzustellen, ging sie aus sich selbst auf die gefürchtete Persönlichkeit zu. Richelieu nahm das Kind, das viel jünger aussah, als es wirklich war, auf den Schooß, und nicht ohne Thränen sagte sie ihm die Verse her, die sie verfaßt hatte: „Sei nicht verwundert, großer Cardinal, Daß meine Rolle mir so schlecht gelungen. Gebärde, Stimme, Leib und Geist zumal War hülflos mir von schwerer Furcht bezwungen. Doch um mein Spiel gleich besser zu gestalten, Laß, großer Fürst, mir deine Güte walten, Den Vater ruf' zurück zu seinem Herde! Unschuldig muß er in Gefahren schweben; Gib ihn zurück, und gleich wird sich beleben Mein Leib und Geist, die Stimme, die Gebärde.“ — Wir Deutschen finden dies Auftreten vielleicht nicht ganz kindlich; die kleinen Französinnen haben eine

Sicherheit des Auftretens und eine Geschicklichkeit, durch Erregung von Gefühlen ihre Zwecke zu erreichen, um die wir sie nicht beneiden wollen. Aber diese Umgebung stieß sich nicht daran; sie fand das alles reizend; und sicher empfangen auch wir den Eindruck von der innigen Liebe, welche die Glieder der Familie Pascal verband, sowie von dem Eifer, mit dem das Kind die Gelegenheit ergriff, dem Vater zu helfen. Jedenfalls konnte der Cardinal der Rührung nicht widerstehen, welche die so geschickt vorgetragene Bitte in ihm erweckt hatte; er sagte zu Jacqueline: „Nun gut, mein Kind, schreibe deinem Vater, er solle nur ganz ruhig zurückkommen; ich sei wirklich froh, ihn seinen Kindern zurückzugeben.“ Die Kleine antwortete, sie habe seine Eminenz noch um eine andere Gnade zu bitten, und da der Cardinal ihr Muth machte, bat sie um die Erlaubniß, daß ihr Vater ihm persönlich seinen Dank darbringe. Es wurde sofort gewährt; nur solle er nicht allein kommen, sondern alle seine Kinder mitbringen. — Der Cardinal hielt Wort; Jacquelines Vater durfte zurückkommen und wurde mit seinen Kindern von dem mächtigen Staatsmanne auf das freundlichste empfangen. Und das nicht allein, sondern kurze Zeit darauf betraute er ihn mit einem bedeutenden, verantwortungsvollen Amte in Rouen.

Auch an dem neuen Wohnsitze machte Jacqueline sich bald durch ihre poetische Ader bekannt; sie gewann durch ein Gedicht auf die Jungfrau Maria den Preis, den die Stadt alljährlich ausschrieb. Daß die Preisgekrönte erst vierzehn Jahre alt war, trug ihr einige Verse der Beglückwünschung von seiten des großen Dramatikers Corneille ein, und die ganze Stadt feierte sie als Dichterin, der eine große Zukunft bevorstehe. Es ist schwer zu sagen, ob die Erwartungen in Erfüllung gegangen wären, wenn sie das Dichten zu ihrem Lebensberufe gemacht hätte. Wir finden in ihren Versen, soweit sie uns bekannt sind, kein wirklich poetisches Empfinden, nicht einmal die anmuthige Form, in welche ein Dichter sein Empfinden zu kleiden vermag. Vielleicht hätte sie beides als Erwachsene erlangt; wie es ja wohl geschieht, daß schwere Geschicke, ernst empfunden, der Begabung einen höheren Flug, der Sprache mehr Kraft und Leichtigkeit verleihen. Es ist nicht dazu gekommen; Gott hat ihr etwas Besseres gegeben, er hat sie zu einer ernsten Christin gemacht.

Der Vater hatte seine Kinder mit Ernst in dem christlichen Leben erzogen, wie es in der katholischen Kirche Gestalt gewonnen hatte, das heißt zu gewissenhaftem Beobachten der kirchlichen Gebräuche und zur Ehrfurcht vor dem Heiligen. Der von der Kirche gelehrte Glaube galt ihm als etwas, woran der prüfende Verstand sich nicht wagen dürfe; durch diesen Grundsatz war auch sein Sohn, der sonst auf allen Gebieten nach den Ursachen und Gründen der Dinge forschte, vor religiösen Zweifeln bewahrt worden.

— Nun geschah es, daß der Vater im Januar 1646 den Fuß brach und zu seiner Herstellung sich zwei Landedelleuten anvertraute, welche in dieser Art von Kuren sich großen Ruf erworben hatten. Beide wohnten drei Monate lang in seinem Hause und machten die Familie bekannt mit der religiösen Erweckung, welche in Port Royal stattgefunden hatte, und die wir unter dem Namen Jansenismus kennen. Um die Bedeutung derselben zu verstehen, bedarf es eines kurzen Hinblicks auf die religiösen Zustände des damaligen Frankreichs.

Wie Deutschland das Durchdringen der Reformation zum Theile wenigstens seiner politischen Zerrissenheit verdankte, so führte in Frankreich die geschlossene Monarchie, die Allmacht eines Willens das Niederwerfen der religiösen Neuerung mit sich. Es ist bekannt, wie das hoffnungsvolle Aufblühen des reformirten Glaubens von Anfang an von fast allen Herrschern Frankreichs gestört wurde, zu welchen blutigen Bürgerkriegen der Haß gegen die Neuerung geführt hat, welchen Verfolgungen ihre Bekenner ausgesetzt gewesen sind. Man hat mit Recht gesagt, Frankreich habe seine besten, fleißigsten Bewohner in den Reformirten verfolgt und verjagt, habe seine eignen Gewerbe, seinen Kunstfleiß zum großen Theile zerstört durch Unterdrückung der Reformirten. Einen noch viel schlimmeren Schaden hat es sich dadurch zugefügt: es hat sein Gewissen vergiftet. Denn naturgemäß sind es die besten, gewissenhaftesten Elemente des Volkes, die sich der Vertiefung des religiösen Glaubens zuwenden. Die großen Massen sind zunächst gleichgültig; die nähere Hinführung zu Gott wird natürlich von solchen angenommen, in denen das Bedürfniß danach schon erwacht, oder doch leicht zu wecken ist. So wird es immer der tiefer angelegte, edlere Theil eines Volkes gewesen sein, welcher die Reformation angenommen hat. Wird nun gerade dieser Theil verfolgt oder vertrieben, wie kann da eine Schwächung der Frömmigkeit und Sittlichkeit im ganzen Volke ausbleiben! Die Gleichgültigen, die Leichtfertigen, die Spötter und Sittenverächter werden dann erst recht zur herrschenden Partei des Landes, und nur zu begreiflich kommt es zu der unheilvollen Erscheinung, daß die leitenden Kreise des Volkes sittlich verdorben, kirchlich correct sind. So gestalteten sich die Zustände auch in Frankreich; kaum irgendwo ist so wie in Paris Sittenverderbniß des Hofes und der höchsten Kreise zusammengegangen mit streng kirchlicher Haltung, mit ungestörten Beziehungen zum Papst und zu den kirchlichen Würdenträgern.

Und — wie es heißt: eine Hand wäscht die andere, — leistete man von seiten des Hofes dem Papst und der Kirche treue Gefolgschaft, so sah die Kirche wiederum so treuen Anhängern ihre Sittenlosigkeit nach. Bossuet, Bourdalone, Massillon, die Vertreter christlicher Beredtsamkeit am Hofe Ludwigs XIV., — es kann kaum ein traurigeres Zerrbild geben. Die

Folge davon war unausbleiblich ein sittlicher Niedergang der katholischen Kirche selbst. Man wollte die Vornehmen und Mächtigen um jeden Preis bei der Kirche festhalten; der Preis, den man zahlte, war die Anbequemung der christlichen Grundsätze an das herrschende Sittenverderben, das Preisgeben der Heiligkeit der Gebote Gottes. Schon lange ging dieser Zug durch die katholische Kirche, aber der Jesuitenorden ist's gewesen, der ihn zu seinem Princip erhoben hat.

Man kann zwar nicht behaupten, dieser Orden habe es auf eine Schwächung der christlichen Sittlichkeit geradezu abgesehen; auch Pascal, sein entrüsteter Bekämpfer, erklärt offen, derselbe zähle auch fromme Mitglieder. Sein Hauptzweck geht bekanntlich dahin, der katholischen Kirche ihre durch die Reformation eingebüßte Macht wieder zu erobern. Die Jesuiten wollen zu diesem Zwecke womöglich Einfluß bei allen gewinnen und bequemen sich darum allen an. Bei ernsten Gemüthern zeigen sie vollen christlichen Ernst, Leichtfertigen gegenüber lassen sie von sittlicher Strenge nach; da rechnen sie mit der Macht, welche die Sünde über das menschliche Herz ausübt. Weil eben die meisten Menschen mit der Sünde nicht brechen wollen, so vergeben sie die Sünde, die nicht bereut wird und von der man auch nicht lassen will. Die Provinzialbriefe Pascals entwerfen von dieser Praxis ein erschreckendes, überall durch die Quellen bestätigtes Bild.

Nun war aber — Gott sei Dank! — auch auf katholischem Gebiete in Frankreich der christliche Ernst noch nicht ausgestorben, und er empörte sich gegen diese Entweihung des Heiligsten: das ist der Grund der Entstehung des Jansenismus gewesen. Der edle Baum ist aus zwei Wurzeln gewachsen; denn nicht weniger wichtig für sein Entstehen und Bestehen, als das Werk des Jansen über Augustin, ist die Stätte, welche die in diesem Werke dargelegte ernste Frömmigkeit pflegte und so die Trägerin des Jansenismus wurde, das Cistercienser-Frauenkloster zu Port Royal in einiger Entfernung von Paris, später auch nach Paris verlegt. Eine ausgezeichnete Frau von großer Sittenstrenge und fester Willenskraft, die Mutter Angelika, hatte als Aebtissin dieses Klosters der auch dort herrschenden Sittenlosigkeit ein gründliches Ende bereitet, hatte das Kloster zu einer Wohnstätte aufrichtiger Frömmigkeit und dienender Liebe umgeschaffen, und zwar das alles lange bevor sie mit einem Freunde Jansens, dem Abte von St. Cyran, bekannt wurde. In eigner Entwicklung war sie, die schon als siebenjähriges Kind die Anwartschaft auf die Stellung der Aebtissin erhalten hatte, allmählich durch die schwersten Kämpfe, in ihrem Innern wie nach außen, zu christlicher Entschiedenheit durchgedrungen. Freilich, erst St. Cyran hat Port Royal zu dem gemacht, was es später war, hat ihm seinen Geist eingehaucht, als er directeur, d. h. Seelsorger des Klosters wurde. Es ist wohl nicht

überflüssig, seines Geistes Wehen ein wenig zu spüren; die folgenden Worte hat er meist an Beichtkinder gerichtet.

„Sich demüthigen, leiden und von Gott abhängen, das ist das ganze christliche Leben, wenn man diese drei beständig und mit freudiger und stiller Seele übt." — „Deine Reue sei verbunden mit Stille, Geduld und Enthaltsamkeit; ich meine die geistige Enthaltsamkeit, welche die Trennung von allen Dingen bedeutet. Ich mag den Schmerz nicht, der sich auf die Sinne ausdehnt; habe Acht auf deine Thränen; ich mag das Seufzen, die traurigen Mienen und Gebärden nicht; ich wünsche geistige Stille; bete zu Gott und diene ihm ohne Ziererei." — „Es ist gegen die Demuth, etwas Außergewöhnliches zu thun; man muß demüthig beim Mittelmäßigen bleiben und gleichsam in einer Verkleidung leben, so daß andere in uns nur etwas Gewöhnliches sehen." — „Man muß die Vergangenheit vergessen. Müßte man an die früher begangenen Sünden denken, — kein Mensch wäre glücklich. Ich begnüge mich keineswegs mit einer Hoffnung, die nur die Verzweiflung nicht aufkommen läßt; wir dürfen fest und beständig auf Gott hoffen, denn er ist unendlich gütig gegen die Seelen, die auf dem rechten Wege wandeln. Er, der uns geboten hat, nicht zurückzusehen, wenn wir die Hand an den Pflug gelegt haben, er sieht selber nicht zurück; er sieht die früheren Sünden nicht an, wenn nur die Seele sein Reich sucht." — Und noch ein Wort über Gottes Wirken in der Seele. „Wenn der weiseste Mensch von der Welt es unternähme, ein Kind für Gott zu erziehen, es würde ihm nicht gelingen, wenn nicht Gott vorher in dem Kinde den Grund des Herzens vorbereitet hätte. Die Maler untermalen den Grund, um schöne Farben herzustellen; so ist es Gottes und nicht unsere Sache, den Grund der Seelen zu bilden und die ersten Vorbereitungen zu treffen." — Stellen wir diesen Worten St. Cyrans eine Aeußerung seines Freundes Jansenius an die Seite, aus der wir erkennen, wie sie desselben Geistes waren. „Wenn unser Geist sich durch Ueberwindung der beiden ersten Leidenschaften, der Sinnlichkeit und der Neugier (des Fleisches Lust und der Augen Lust) gereinigt hat, so erhebt sich eben aus der Ueberwindung derselben eine dritte, die der Apostel hoffärtiges Wesen nennt, trügerischer und furchtbarer als irgend eine andere; denn in dem Augenblick, da der Mensch die beiden ersten Feinde der Tugend, oder auch die dritte Leidenschaft selbst glaubt überwunden zu haben, — erhebt sie sich eben durch die Freude, die er über den Sieg empfindet und spricht zu ihm: Warum triumphirst du? ich lebe noch, und gerade weil du triumphirst. Das kommt daher, daß der Mensch sich darin gefällt, vor der Zeit über sie zu triumphiren, wie wenn er sie schon ganz besiegt hätte; während doch allein die volle Mittagssonne der Ewigkeit im stande ist, ihre letzten Nebel zu zerstreuen."

Solcher Art war der Geist, der die Jansenisten beseelte, der in Port Royal heimisch war; solcher Art war der Geist, mit dem die Familie Pascal durch jene Landedelleute in unmittelbare Berührung trat. Es war in Port Royal Gebrauch, daß die von St. Cyran oder seinen Geistesgenossen Bekehrten unter seiner geistlichen Leitung in der Nähe des Klosters als Laien lebten. So drang der neue Geist über die Mauern des Klosters hinaus. — Auch die Familie Pascal wurde davon ergriffen, namentlich der begabte Sohn Blaise. Auf ihn, dessen geistige Anlage dazu trieb, den Dingen rücksichtslos auf den Grund zu gehen, mußte das Studium der Schriften St. Cyrans und Jansens einen mächtigen Eindruck machen, und ihn dazu treiben, daß er nun auch den sittlichen und religiösen Zustand des Menschen erforschte. Er war es auch, der seine Schwester Jacqueline drängte, im Geiste der Welt zu entsagen. Sie war damals zwanzig Jahre alt; man hatte gerade beim Vater um ihre Hand angehalten; aber sie brachte die Aussicht auf eine glückliche Heirath ihrer religiösen Ueberzeugung zum Opfer. Beide Geschwister gingen bald darauf nach Paris; der Bruder suchte dort ärztliche Hülfe gegen ein altes Leiden, das mit erneuter Heftigkeit aufgetreten war. Sie benutzten die Gelegenheit, um in Port Royal von Paris den Beichtvater des Klosters, Singlin, predigen zu hören; das Bild christlicher Reinheit, das ihnen dort vorgehalten wurde, brachte Jacqueline zu dem Entschluß, in Port Royal den Schleier zu nehmen. Singlin, der ihr Vorhaben prüfte, fand, daß sie alle Merkmale ernster inneren Berufung besitze; der Vater aber widersetzte sich mit aller Entschiedenheit. In seinem Hause, so erklärte er, könne die Tochter ganz nach ihrem Sinne leben, aber er wolle sich nicht von ihr trennen, so lange er lebe. — So blieb es denn für die nächsten Jahre; Jacqueline lebte bei ihrem Vater in aller Zurückgezogenheit und christlichen Liebesthätigkeit, blieb aber brieflich mit der Aebtissin und dem Seelsorger des Klosters in Beziehung. Ein Zug, der uns von diesem Verkehre mitgetheilt wird, ist in hohem Maße bezeichnend. Man hatte sie aufgefordert, die lateinischen Kirchenlieder in französischen Versen wiederzugeben; sie setzte sich sofort ans Werk, fragte aber zugleich in Port Royal um Rath. Man antwortete ihr: „Das ist ein Pfund, von dem Gott nicht Rechenschaft fordern wird; unserem Geschlechte kommt Demuth und Stille zu; dies Pfund müssen Sie vergraben.“ Und noch deutlicher: „Man braucht um einen Menschen nicht besorgt zu sein, der von der Welt nichts verlangt; höchstens nur dann, wenn er zu sehr nach dem trachtet, was seinem Geiste Genugthuung gewährt.“ Die Anerkennung, die Jacqueline als Dichterin gefunden hatte, bildete ohne Frage eine Gefahr für ihren Charakter; und die Leitung, unter der sie stand, erwies sich als die ächt christliche, wenn sie hier zu heilen suchte.

Jacquelines Vater starb im September 1651; beinahe 26 Jahre alt sah sie sich am Ziel ihrer Wünsche; doch nun stellte sich ein neues, unerwartetes Hinderniß entgegen. Der Bruder war seiner Bekehrung nicht treu geblieben; auf den Rath der Aerzte, welche ihm jede anstrengende Geistesarbeit untersagten, war er zu Zerstreuungen und Vergnügungen zurückgekehrt und hatte allmählich großen Geschmack daran gefunden. Es war ihm nicht lieb, die Schwester zu verlieren; er bat sie, ihren Eintritt ins Kloster um ein Jahr zu verschieben und schien es für selbstverständlich zu halten, daß sie seinen Wunsch erfülle. Sobald indeß die Erbschaftstheilung geordnet war, führte sie ihren Entschluß aus und begab sich eines Morgens in aller Frühe ins Kloster. Sie hatte abends vorher den Bruder von ihrem Vorhaben in Kenntniß setzen lassen, aber er hatte sie nicht sehen wollen. — Für unser evangelisches Bewußtsein liegt darin etwas Befremdendes; wir haben durch Luther gelernt, daß jeder Beruf des Menschen in der Welt reichlich Gelegenheit bietet zum Trachten nach christlicher Heiligkeit, daß es das Richtige ist, in der Welt der Welt zu entfliehen. Wir haben gelernt, daß die Weltentsagung, welche mit allen Beziehungen zur Welt bricht, unausbleiblich dazu führt, nicht bloß der Sünde abzusterben, sondern auch geistige Anlagen zu tödten, die, von Gott verliehen, unter der Leitung seines heiligen Geistes zur Förderung seines Reiches auf Erden verwendet werden, können und sollen. Aber Jacqueline wußte davon nichts; nach dieser Seite theilte der Jansenismus völlig die Anschauungen der katholischen Kirche. Und vollends ihrem Bruder gegenüber hatte sie Recht mit ihrer Entschiedenheit. Er war es, der sie bewogen hatte, der Welt zu entsagen; er hatte es entschieden gebilligt, daß sie dies that in der Form, in der sie es nun ausführte. Wenn er jetzt dagegen war, so hatte das seinen Grund in der Unächtheit seiner Bekehrung, in seiner Rückkehr nicht bloß zur Welt, sondern auch zu der alten Selbstsucht.

In dieser ganzen Angelegenheit hat der Bruder sich nicht schön benommen und leider bewiesen, daß der Lebensgenuß, dem er sich hingab, so harmlos er sein mochte, ihm doch den Geist christlicher Selbstzucht geraubt hatte. Nach zwei Monaten bat sie ihn vom Kloster aus, sich endgültig zu entscheiden. „Ich bedarf deiner Einwilligung", schrieb sie ihm, „und ich bitte dich darum in herzlicher Liebe; nicht daß ich derselben bedürfte, um überhaupt meinen Entschluß auszuführen, wohl aber um es mit Freuden, mit ruhigem Gemüthe zu thun. Ich habe mir vier Jahre lang Gewalt angethan; es ist billig, daß andere sich auch ein wenig Gewalt anthun." Er gab wohl die Einwilligung, aber unfreundlich; und als nach einem Jahre ihr Noviziat zu Ende war, und es sich darum handelte, die Frage ihrer Aussteuer zu erledigen, machte er Schwierigkeiten, und zwar aus kleinlicher

Habsucht. Die ganze Angelegenheit läßt uns zu genau in den Charakter der handelnden Personen sowie in den Geist von Port Royal hineinblicken, als daß wir nicht einen Augenblick dabei verweilen sollten.

Jacqueline hatte ihren Geschwistern geschrieben, sie wolle über ihr Vermögen zu Gunsten des Klosters und der Armen verfügen. Man antwortete ihr, das Vermögen des Vaters sei festgelegt, und die verschiedenen Erben hafteten eine Reihe von Jahren für einander gegen mögliche Verluste. Aber der wahre Grund lag offenbar in dem, was man hinzufügte; sie fühlten sich beleidigt, daß die Schwester sie enterben wolle zu Gunsten anderer Personen, während sie ihr doch nie etwas zu Leide gethan hätten. Man theilte ihr mit, man werde ihr das Verfügungsrecht über ihr Vermögen gerichtlich absprechen lassen, stellte sie also vor die Wahl, entweder den Eintritt ins Kloster auf vier Jahre zu verschieben, oder sich ohne Mitgift aufnehmen zu lassen. Und doch hatte Jacqueline dem Bruder schon bei der Theilung einen großen Theil ihres Erbes abgetreten, damit derselbe das Leben auf großem Fuße fortsetzen könnte, an das er sich gewöhnt hatte.

Jacqueline war tief verletzt; ihre edelmüthige, wirklich liebende Natur hatte es für ganz selbstverständlich gehalten, daß sie dieselbe Gesinnung auch bei den Geschwistern, namentlich bei dem Bruder finden würde. Auch war es ihr sehr schwer, sich als eine Arme, aus Erbarmen aufnehmen zu lassen; dazu schämte sie sich des Benehmens ihrer Geschwister vor den leitenden Persönlichkeiten von Port Royal, die sich so ganz anders verhielten. Denn die Aebtissin war sofort dafür, auf jede Mitgift zu verzichten und das Vermögen den Verwandten zu lassen. Auch der Beichtvater Singlin entschied in diesem Sinne, und Jacqueline mußte sich schweren Herzens fügen. Selbst ihre Bitte, unter diesen Umständen als Arbeitsschwester eintreten zu dürfen, wurde abgeschlagen; Singlin erkannte den Stolz, der sich darin verbarg; sie mußte eintreten, wie wenn sie eine Mitgift gebracht hätte. — Und wie lernte sie bei dieser Gelegenheit die zartfühlende Liebe ihrer Oberen kennen! Namentlich die Mutter Angelika nahm sich ihrer auf das liebevollste an. „Sie ließ mich zu sich kommen", erzählt Jacqueline selber, „hielt eine Stunde lang meinen Kopf an ihre Brust gelehnt und umarmte mich mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit. Ich sagte ihr, — wie ich wirklich glaubte —, ich sei nur wegen der Ungerechtigkeit gegen das Kloster so traurig, nicht wegen ihres Benehmens gegen mich. Du irrst dich, mein Kind, antwortete sie; nichts thut uns so wohl, aber nichts kann uns auch so wehe thun, wie wahre Zuneigung. Du fühlst wahre Zuneigung zu ihnen, und du siehst, daß es bei ihnen nicht so ist. Mögen sie dich auch sehr lieb haben, sie gehören doch noch der Welt an, und alle Erfahrung der göttlichen Gnade, die sie gemacht haben, hindert sie nicht, zu handeln, wie man eben in der

Welt handelt, so nämlich, daß die eigenen Interessen immer die ersten sind. Sowie jemand nicht mehr der Welt angehört, hält man es für eine Verschwendung, ihm zu Liebe etwas auszugeben. Zwei Gründe hätten deine Verwandten bewegen können, deinem Vorhaben zuzustimmen; entweder christliche Liebe, denn dann hätten sie deine Handlungsweise verstanden; oder Liebe zu dir, der Wunsch, dir eine Freude zu machen. Nun weißt du aber wohl, daß der, dessen Interessen in dieser Sache am meisten in Frage stehen, noch zu sehr der Welt angehört und von ihrer Eitelkeit und ihren Freuden beherrscht wird, um sein bequemes Leben zurücktreten zu lassen gegen deine Liebe zu den Armen. Und daß er aus Liebe zu dir deinem Wunsche nachgegeben hätte, das wäre etwas Unerhörtes, ja Unmögliches gewesen. Was man Nonnen gibt, das hält man für verloren, weil damit weder Ehre noch zeitlicher Vortheil verbunden ist, die als Entgelt dienen könnten. Das ist eben die Welt und ihre Handlungsweise. Sie ist immer so gewesen und wird immer so sein; wäre sie anders, so wäre sie eben nicht mehr die Welt."

Die Worte der Mutter Angelika ruhen auf dem Vorurtheil, daß das klösterliche Leben das vollkommene sei, und daß außerhalb des Klosters keine christliche Gesinnung aufkomme. Es ist merkwürdig, wie selbst bei einer so hervorragenden Frau ein Vorurtheil die richtige Verwerthung der eignen Lebenserfahrung hindert. Gerade diese Frau hatte im Anfang ihres Wirkens, als sie in Port Royal strengere Sitten einführte, doch auch darin reiche Erfahrung gemacht, wie wenig die Klostermauern vor sittlicher Versunkenheit aller Art schützen. — Ob sie in der Welt außerhalb des Klosters, z. B. bei ihrem jüngsten Bruder, dem später zu nennenden Doctor Arnauld, nie Liebesthätigkeit gesehen hatte, die im Verborgenen bleiben will, vermögen wir freilich nicht festzustellen. Heute aber würde ihr Urtheil, wenigstens auf evangelischem Boden, ungerecht sein; da hat der Geist Christi sicherlich Macht gewonnen auf den Geist des Volkes; da beobachten wir gewiß nicht selten, daß auch solche, die den Glauben ablehnen, dennoch unbewußt unter dem Einflusse christlicher Anregungen stehen, die sie in der Jugend empfangen haben, und es auch beweisen durch Wohlthätigkeit in der Stille. — Aber wie dem auch sei, — das Urtheil über Jacquelines Verwandte war berechtigt, und in jedem Falle war dies liebreiche Zureden geeignet, Jacqueline zu beruhigen, so daß sie das Benehmen ihrer Verwandten besser verstand und mit mehr Gleichmuth hinnahm; erkannte sie doch nun auch, welche ganz andere Liebe ihr diejenigen entgegenbrachten, die von dem Geiste Christi durchdrungen waren.

Uebrigens wurde schließlich die Angelegenheit zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt. Wenige Tage nach der Absendung seiner brieflichen

Weigerung kam der Bruder in das Sprechzimmer des Klosters. Er wollte zuerst den Beleidigten spielen; aber die Züge seiner Schwester verriethen ihm trotz der anscheinenden Fröhlichkeit, wie sehr sie gelitten hatte. Das ergriff ihn und zeigte ihm plötzlich sein Benehmen im wahren Lichte; er erklärte sich sofort bereit, die Sache nach dem Wunsche seiner Schwester zu regeln und hielt Wort. Auch wirkte diese Erfahrung in ihm nach. Edelmuth, Uneigennützigkeit, vornehme Gesinnung waren so völlig und ausschließlich auf Seiten Jacquelines und ihrer Oberen gewesen, daß er tiefe Beschämung empfand. Und in der That, wie viel bedeutender und reiner zeigt sich uns doch hier der Charakter der Schwester! Er wird bekehrt, drängt sofort andere zur Bekehrung, wird dann aber selber wieder völlig lau. Sie bringt bei ihrer Bekehrung ein schweres persönliches Opfer, bleibt dann der Bekehrung Jahre lang treu auch unter schwierigen Verhältnissen, und sowie die Hindernisse gefallen sind, thut sie den Schritt, der nach ihrer Anschauung die völlige Hingabe an Gott wie die völlige Aufgebung des Ich bedeutete. Hier bewies sie zum ersten Male ihre Ueberlegenheit als Charakter, bewies, daß sie mit dem Gemüthe und dem Willen den Dingen auf den Grund ging, nichts Halbes that, während er diese Entschiedenheit nur im Erkennen und Forschen zeigte. Im Stillen hat sicher der Bruder schon jetzt ihre Ueberlegenheit anerkannt; die Zeit sollte bald kommen, da er sie auch durch die That anerkannte.

Zwar äußerlich setzte der Bruder sein Leben auf großem Fuße fort; ja er ging mit dem Gedanken um, nach damaliger Sitte ein Amt zu kaufen und sich zu verheirathen, und das hätte in seinem Sinne ein völliges Brechen mit den in der Bekehrung empfangenen Anregungen bedeutet. Aber es war in ihm noch eine andere Strömung; etwa ein Jahr nach Jacquelines Einkleidung begann er, seine Schwester häufiger zu besuchen; er suchte etwas Besseres, als sein Leben ihm bot, und Gott ließ es ihn finden. Um diese Zeit geschah es, daß er aus großer Lebensgefahr wunderbar errettet wurde. Auf einem Ausfluge hatte er mit dem vierspännigen Wagen die Brücke von Neuilly zu überfahren; gerade an einer Stelle, wo kein Geländer war, scheute das Vordergespann und stürzte hinunter; noch eben zur rechten Zeit zerrissen die Riemen, sonst wäre Pascal mit allen, die im Wagen saßen, verloren gewesen. Bei der Stimmung, die den Grund seiner Seele beherrschte, machte dies Ereigniß auf ihn den tiefsten Eindruck, und kurz darauf erlebte er in einer Nacht den Durchbruch der Gnade Gottes in seinem Herzen. Er selbst hat den seligen Frieden, das Verständniß des Todes Christi, den festen Entschluß unbedingter Unterwerfung und Nachfolge, kurz alles, was mit einem Schlage ihm gegeben wurde, in kurzen Worten auf ein Pergamentblatt verzeichnet, das man nach seinem Tode in

seine Kleider eingenäht fand, und das durch sein Datum diese seine Bekehrung als eine Wirkung jener wunderbaren Errettung erweist.

Wenn er nun erst recht seine Schwester aufsuchte, so ist das wohl verständlich; aber von seiner Bekehrung sprach er ihr nicht, und das beweist deren Aechtheit; erst nach seinem Tode hat man eben durch jene Aufzeichnungen davon erfahren. Offenbar hat er selber es schwer empfunden, daß er das erste Mal so viel Wesens davon gemacht hatte und dann doch abgefallen war. Bald wurde ihm nun auch klar, was er zu thun hatte. Als er am 8. December bei seiner Schwester war, wurde zur Predigt geläutet. Er nahm an dem Gottesdienste Theil und hörte Singlin über die Leichtfertigkeit reden, mit der die Weltmenschen ein Amt annehmen und sich verheirathen; das paßte so ganz auf ihn, daß er auch darin einen Wink Gottes erblickte und gleich nachher seiner Schwester das Herz ausschüttete. Noch an demselben Tage theilt Jacqueline ihrer Schwester die Aenderung mit, die sich in ihm vorbereitet; sie schreibt: „Schon seit länger als einem Jahre verachtet er die Welt, und die Menschen, die ihr angehören, ekeln ihn an; aber obgleich man bei seinem aufbrausenden Naturell Ausbrüche der Heftigkeit fürchten dürfte, zeigt er eine Mäßigung, die mir große Hoffnung einflößt. Ich bemerke in ihm eine Demuth und Neigung, sich unterzuordnen, selbst mir gegenüber, die mich überraschen." Und in einem späteren Briefe: „Schon gegen Ende September kam er zu mir und gestand mir, wie sein Gewissen ihm beständig Vorwürfe mache, wie er aber auf der anderen Seite sich von Gott völlig verlassen fühle. Seit der Zeit wurden seine Besuche so häufig und dauerten so lange, daß ich oft kaum Zeit zu anderen Dingen hatte. Ich brauchte nur seinem eignen Wachsen zu folgen und sah ihn allmählich so zunehmen an Demuth und Hingebung, an Mißtrauen gegen sich selbst, daß ich ihn gar nicht wiedererkannte."

Es ist ergreifend, zu beobachten, wie dieser hervorragende Geist, der schon damals als Mathematiker und Physiker berühmt war, in der Erkenntniß seiner sittlichen Verirrung und Schwachheit bei der Schwester Halt und Rath sucht; und ebenso ergreifend ist der Anblick der tiefen Freude, mit der die Schwester die Bekehrung des geliebten Bruders begrüßt, auf den sie sichtlich noch immer stolz ist. Auf ihren Rath bat er den Beichtvater des Klosters, Singlin, ihn unter seine geistige Leitung zu nehmen; dieser aber, der in solchem Beginnen äußerst vorsichtig war, stellte ihn, zunächst wenigstens, unter die Leitung der eigenen Schwester, — ein Beweis, in wie hohem Grade Jacquelines christliche Erfahrung und Gediegenheit von ihren Oberen erkannt und gewürdigt wurde. — Pascal zog sich bald darauf nach dem Kloster Port Royal auf dem Lande zurück und lebte dort eine Zeit lang in tiefer Stille und großer Enthaltsamkeit. Die Strenge, die er sich auf-

erlegte, schien zuerst seinem schwachen Körper wohlzuthun. Die Schwester schreibt ihm darüber: „Auch ich habe es erfahren, daß die Gesundheit mehr von Jesus Christus als von den Aerzten abhängt, und daß die Sorge für die Seele auch den Leib gesund macht, es sei denn, daß Gott uns durch Krankheit prüfen und innerlich stärken will." Dem Bruder galt es seit dieser Zeit als feststehend, was er später in seinen „Gedanken" ausgesprochen hat, daß die Krankheit der naturgemäße Zustand des Christen sei; daher man sich glücklich schätzen müsse, krank zu sein, weil man dadurch gezwungen werde, in dem richtigen Zustande zu leben.

Der Einfluß, den die Schwester auf ihn ausübte, die leitende Stellung, die sie ihm gegenüber einnahm, dauerte auch dann noch fort, als man ihm einen besonderen Beichtvater anwies. Er hatte eben in ihr die Erfahrenere und Festere erkannt, und sie war es. Bezeichnend dafür ist auch ein Urtheil, das sie einige Zeit später über gewisse Auswüchse seines christlichen Eifers fällte. Sein Streben, aller Bequemlichkeit der Welt zu entsagen, brachte ihn dazu, die Reinlichkeit zu unterschätzen und die darauf verwandte Zeit und Mühe für verloren zu halten. Jacqueline schreibt ihm darüber halb scherzhaft: „Es scheint, ich darf auch dies Verdienst in Anspruch nehmen, daß du jetzt den Besen als ein überflüssiges Möbel betrachtest. Uebrigens solltest du wenigstens einige Monate lang alle Sorge auf Reinlichkeit verwenden. Erst dann wird es dir zum Ruhm und anderen zur Erbauung gereichen, daß du um Christi willen auch der Reinlichkeit entbehren kannst. Wenn darin überhaupt die Vollkommenheit besteht, woran ich sehr zweifle; der heilige Bernhard wenigstens ist dieser Ansicht nicht." — Pascal zeigt hier auch in seiner Art, die Frömmigkeit im Leben zu bewähren, jene Neigung zum Uebertriebenen, die auch seine „Pensées", diese großartigen Vorarbeiten zu einer Vertheidigung des Christenthums, so sehr dieselben in die Tiefe gehen und Herrliches enthalten, doch in ihrer Wirkung sehr beeinträchtigt. Und wie diese übertriebene Richtung auf Abtödtung seiner selbst wohl immer auf der Voraussetzung ruht, daß man seine Seligkeit sich verdienen müsse, also auch könne, so wird man von Jacquelines großem Bruder urtheilen dürfen, daß er zu der Freudigkeit des durch Christum Erlösten nicht völlig durchgedrungen ist oder sie doch nicht festgehalten hat. Jacqueline ist viel besonnener; obgleich ebenfalls in der Meinung befangen, daß ernstes Christenthum die völlige Zurückgezogenheit von der Welt erfordere, legt sie doch offenbar das Hauptgewicht auf die Gesinnung, auf das innere Freiwerden von der Welt.

Wie entschieden sie zum wahren Wesen des Christenthums durchgedrungen und von äußeren Formen innerlich frei geworden war, sollte sie auch am Ende ihres Lebens, ja durch den Tod selbst bewähren. Um Port

Royal, diesen Sitz und Hort des Jansenismus, hatten sich nämlich mittlerweile drohende Gewitterwolken zusammengezogen. Schon im Jahre 1640, zwei Jahre nach Jansenius' Tode, war sein großes Werk über Augustinus veröffentlicht worden, trotz des entschiedenen Widerstandes der Jesuiten. Es war ein schwerer Schlag für Port Royal und die Vertreter ernster Frömmigkeit, daß auch der große Freund des Verfassers, St. Cyran, drei Jahre nach dem Erscheinen des Augustinus starb; doch erlebte derselbe noch die Freude, vor seinem Tode einen neuen Kämpen auf den Plan treten zu sehen, den jüngsten Bruder der Mutter Angelika, Arnauld.

Den Jesuiten waren Jansens Anhänger mit ihrer ernsten Frömmigkeit, ihrem strengen Ringen nach Heiligung ein Dorn im Auge, und sie verstanden es, in geschickter Weise aus den Anschauungen der Gegner ihre Waffen zu schmieden. Nämlich aus der Betonung des völligen sündigen Verderbens unserer Natur, welche den Grundzug der jansenistischen Frömmigkeit bildet, ergibt sich sofort, daß nur durch Gottes Kraft uns kann geholfen werden, daß der reuige Sünder in seiner Bekehrung völlig von Gottes Gnade abhängt. Aber in Gottes Gnade wurde weniger nach Luthers Art die vergebende Liebe gesehen, die das Herz mit Frieden und Freude erfüllt, als vielmehr ähnlich wie bei Calvin die Kraft, welche den Menschen fähig macht, die Sünde zu überwinden. Da man also bei der Heiligung sich völlig abhängig erkannte von Gottes Gnade, so kam man begreiflicherweise ähnlich wie Calvin zu dem Glaubenssatze, daß Gott die Menschen zur Seligkeit oder Unseligkeit vorher bestimme. Dies letztere war es nun, worin die Jesuiten eine Abweichung von dem katholischen Lehrbegriffe zu finden glaubten, und was sie benutzten, um die verhaßten Gegner zu vernichten. Nicht als ob sie so besorgt gewesen wären um die Reinheit der katholischen Lehre; sie waren erbittert über das grelle Licht, welches von der heiligen Reinheit dieses christlichen Strebens auf die eigene Unreinheit gefallen war.

Der Kampf entbrannte infolge der Schrift Arnaulds über den häufigen Genuß des Abendmahls, eine Schrift, deren Bedeutung darin lag, daß sie die in dem Werke des Jansenius mehr auf dem Gebiete der Wissenschaft sich bewegende christliche Entschiedenheit in das praktische Leben des Christen übertrug. Arnauld erneuerte in seinem Buche einfach den entschiedenen Ernst, mit dem die alte christliche Kirche die Buße des Menschen und seine ganze Frömmigkeit auffaßte. Höchst bezeichnend ist auch die äußere Veranlassung derselben. Eine vornehme Dame, die eine Zeit lang unter dem Einflusse St. Cyrans gestanden hatte, lehnte die Einladung einer Freundin zum Ball ab mit dem Begründen, sie sei an dem Tage zum Abendmahl gegangen. Die Freundin theilte ihrem Beichtvater, einem Jesuiten, dies Bedenken mit, worauf derselbe sich veranlaßt sah, in einer besonderen Schrift

diese Strenge zu widerlegen. Sie enthielt unter anderem den Satz: je mehr man von Gottes Gnade verlassen sei, um so kühner dürfe man sich Christo im Abendmahle nahen. Das war's, was Arnauld empört und zu seiner Schrift veranlaßt hatte. Er bewies darin ganz im Geiste St. Cyrans, daß ein Mensch, bevor er zum Abendmahl gehe, sich von Herzen bekehren, und bevor er im Beichtstuhle seine Sünden bekenne und Vergebung der Sünden empfange, aufrichtig seine Sünden bereuen müsse. Dagegen bezeichnete er es als eine gottlose Entweihung des Heiligen, wenn man das Sacrament in abergläubischer Weise als ein äußeres mechanisches Mittel gebrauchen wolle, um durch dasselbe ohne innere Umwandlung mit Gott versöhnt zu werden. — Die Schrift wurde viel gelesen und machte tiefen Eindruck; um so erbitterter war der Widerstand der Jesuiten, die nun all ihren Zorn auf Arnauld entluden und gegen ihn alle Ränke richteten. — Der Kampf wogte eine Zeit lang unentschieden hin und her, bis es endlich den Jesuiten gelang, im Jahre 1653 bei dem Papste die Verdammung von fünf Sätzen durchzusetzen, die sich angeblich im Buche des Jansenius fanden. Arnauld schwieg nicht; in einem öffentlichen Briefe stellte er die Behauptung auf, durch die Verdammung jener fünf Sätze sei nicht bewiesen, daß dieselben auch wirklich in Jansenius' Buche sich fänden.

Leider müssen wir hier urtheilen, daß sich damit die Jansenisten auf den Weg der Zweideutigkeit begaben. Was in jenen fünf Sätzen verdammt wurde, das war wenigstens dem Geiste nach in Jansens Buche enthalten; es war die alte christliche Auffassung von dem menschlichen Sündenverderben und der Erlösung einzig und allein durch Gottes Gnade. Und andrerseits war sowohl die äußerliche mechanische Auffassung der Sacramente, wie auch der Mangel an Ernst in der Forderung der Bekehrung lange vor den Jesuiten in der katholischen Kirche herrschend geworden. Es blieb also den Jansenisten hier nur die Wahl, entweder die Wahrheit voll zu bekennen, dann aber dem römischen Stuhl entgegenzutreten, oder ihr Gewissen der Kirche zu unterwerfen, dann aber ihre christliche Ueberzeugung preiszugeben. Sie haben den nöthigen Bekennermuth nicht besessen, — oder vielleicht ist es gerechter zu sagen: — das Ansehen der Kirche wirkte zu mächtig bei ihnen, als daß sie die Wahrheit hätten erkennen können. Sie haben ja auch die Verwandschaft ihrer Anschauungen mit denen der Reformirten, so klar dieselbe am Tage liegt, nie anerkennen wollen, sondern die Reformirten als Ketzer immer von sich fern gehalten. Daß sie dabei in innere Unwahrheit, in Widerspruch mit sich selbst geriethen, kann nicht zweifelhaft sein, aber wir müssen uns hüten, zu hart darüber zu urtheilen. Gerade Wahrheiten dieser Art erkennt man nie mit dem Verstande allein, sondern auf Grund innerer Entwickelung; von solchen Irrthümern kann man nur los-

kommen durch Hineinwachsen in den Geist Christi; „welchen der Sohn frei macht, der ist recht frei.“

Aber wie so manche geschichtliche Erscheinung es zeigt, von Segen war das Betreten dieses zweideutigen Weges nicht; die Gegner waren zu schlau und zu erbittert; man wurde zu immer traurigeren Zweideutigkeiten gedrängt, und schließlich half alle Zweideutigkeit doch nichts. Der erste leise Anfang des Abfalls von der Wahrheit war auch der Anfang des äußeren Untergangs. Was die Jansenisten in dieser Lage zu thun gehabt hätten, das hat eigentlich nur eine Einzige unter ihnen klar erkannt und ausgesprochen, und zwar Jacqueline Pascal. Zunächst zwar trat die Frage nicht an sie heran. Die glänzenden Provinzialbriefe ihres Bruders gewannen den Jansenisten eine Zeit lang die öffentliche Gunst und machten die Jesuiten zum Gegenstand des allgemeinen Spottes. Eine ganz merkwürdige Heilung, die in der Kirche von Port Royal an einer Nichte Jacquelines geschah, und die auch von den Aerzten als völlig unerklärlich bezeichnet wurde, zog dieser Stätte jansenistischer Frömmigkeit die Gunst und den Schutz des Hofes zu. Indeß die Jesuiten warteten ihre Zeit ab; im October 1656 setzten sie ein neues Decret des Papstes durch; es erklärte alle diejenigen für Störer der Ruhe und Kinder der Ungerechtigkeit, welche die Dreistigkeit hätten zu behaupten, daß sich die fünf verdammten Sätze nicht im Buche Jansens fänden. Es gelang Arnauld eine Zeit lang, die Ausführung zu verhindern; aber im December 1660 beschied der König alle Prälaten zu sich, um über die Ausrottung des Jansenismus zu berathen, und man beschloß, daß alle Bischöfe von sämtlichen Ordensangehörigen die schriftliche Unterwerfung unter die Entscheidung des Papstes sofort verlangen sollten. Auch jetzt noch fügten sich die kirchlichen Behörden von Paris nur ungern. Unter den dortigen Geistlichen waren zu viele, in denen der Eindruck der Provinzialbriefe nachwirkte, und denen es widerstrebte, sich mit den Jesuiten gegen den christlichen Ernst der Jansenisten zu erklären. Darum wies der Erlaß, in welchem die Unterschrift des Unterwerfungs-Formulars geboten wurde, selber darauf hin, daß es sich bei der Unterschrift um die bloße Anerkennung der kirchlichen Lehre handle, nicht aber um die Entscheidung der Frage, ob die verdammten fünf Sätze wirklich die Lehre des Jansenius enthielten. Aber dieser Vorbehalt war wieder so vorsichtig ausgedrückt, daß es einiger Aufmerksamkeit bedurfte, um ihn zu erkennen. Es handelte sich also wieder um einen höchst zweideutigen Schritt; der Erlaß schien die Unterschrift unbedenklich zu machen, hütete sich aber, diesen Schein zu erregen.

Die Nonnen von Port Royal in Paris unterschrieben nur schweren Herzens; sie fanden den begleitenden Erlaß zu dunkel, das zu unterschreibende Formular zu klar. Noch schwerer wurde es den Nonnen, die in dem

Kloster auf dem Lande wohnten, unter anderen der Schwester Pascals. Sie wußte genau, welchen Antheil ihr Bruder an dieser Zweideutigkeit hatte. Es wurde nämlich erzählt, daß die erzbischöfliche Behörde diesen Erlaß gemeinsam mit den Jansenisten entworfen und daß Pascal selber ihn aufgesetzt habe. Jacqueline erkannte die gute Absicht an, die den Bruder dabei geleitet hatte, aber um so unumwundener spricht sie ihr Urheil aus. Der herrliche Brief ist an eine Nonne in Port Royal von Paris gerichtet; Jacqueline wußte aber, daß ihr Bruder ihn zu lesen bekäme. „Die meisten Nonnen", so schreibt sie, „wünschen von ganzem Herzen, der Erlaß wäre schlimmer, weil man ihn dann klar zurückweisen könnte. Statt dessen werden mehrere ihn aus falscher Vorsicht oder aus wirklicher Feigheit annehmen als ein Mittel, um ihre Person und ihr Gewissen in Sicherheit zu bringen. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß ihnen weder das eine noch das andere gelingt. Nur die Wahrheit macht wahrhaftig frei, und es ist gar keine Frage, daß sie nur die frei macht, die sie bekennen. Ich kann es nicht mehr in mir verschließen, wie es mich schmerzt bis in die Seele hinein, daß die einzigen Menschen, denen Gott die Wahrheit anvertraut hat, ihr so untreu sind und nicht den Muth haben, wenn es sein müßte, selbst den Tod zu leiden, um sie zu bekennen. Was haben wir denn zu fürchten? Verbannung und Zerstreuung der Nonnen, Einziehung der Güter, Gefängniß, und wenn man will, den Tod. Aber ist das nicht unser Ruhm? soll das nicht unsere Freude sein? Eins von beiden, entweder das Evangelium ganz aufgeben, oder nach seinen Grundsätzen leben und um der Gerechtigkeit willen leiden!"

Es leuchtet uns aus diesen Worten ganz der kühne Glaubensmuth und die Bekenntnißtreue Luthers entgegen, die ihn auf dem Reichstage zu Worms seine endgültige Erklärung mit den Worten schließen ließ: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen!" So wundert es uns denn nicht, wenn wir in den folgenden Worten des Briefes die völlig reformatorische Auffassung von der Stellung des Einzelnen gegenüber der Kirche finden. Sie schreibt: „Aber vielleicht wird man uns aus der Kirche ausstoßen. Indeß, man kann niemanden ausstoßen gegen seinen Willen; der Geist Christi ist das Band, das Christum mit seinen Gliedern und die Glieder untereinander verbindet; und so lange wir in der Liebe bleiben, können wohl die äußeren Zeichen, aber nie die Wirkung dieser Verbindung fehlen." Das ist durchaus der evangelische Begriff von der Kirche als der Gemeinde der Gläubigen, die mit Christo und unter sich in dem Geiste Christi verbunden sind. Das ist ebenso klar ein Brechen mit dem katholischen Kirchenbegriff, denn sie erklärt, daß man in der wahren Kirche bleibe, wenn man auch von der römischen ausgeschlossen werde. Von dieser

klaren, tiefen Erfassung des Christenthumes aus erscheinen ihr nun auch alle krummen Wege als verächtlich. „Was bedeutet denn", so schreibt sie, „der Erlaß anderes, als die Zustimmung zur Lüge, in der Absicht, die Wahrheit nicht zu verleugnen? Daß Gläubige, Menschen, die die Wahrheit kennen und für sie eintreten, sich so verstellen und zweideutig werden, — ich glaube nicht, daß das in früheren Jahrhunderten je geschehen ist, und ich bitte Gott, daß Er uns lieber gleich heute alle sterben lasse, als daß etwas so Verabscheuungswürdiges in die Kirche eindringt. Es wird mir sehr schwer zu glauben, daß eine solche Weisheit vom Vater des Lichtes kommt; ich halte sie vielmehr für etwas, das von Fleisch und Blut offenbart ist. Verzeihen Sie mir! ich spreche im Uebermaß eines Schmerzes, dem ich, wie ich fühle, erliegen muß, wenn ich nicht den Trost habe, daß wenigstens einige freiwillig sich für die Wahrheit opfern." Diese ernsten, fast bitteren Worte sind offenbar besonders für ihren Bruder bestimmt. — Zum Schluß rechtfertigt sie sich noch, daß sie, die geringe Nonne, sich so äußere: „Der heilige Bernhard sagt, wer kann es tadeln, daß ich, der ich nur ein Lämmlein bin, schreie, um den Hirten zu wecken, der in Gefahr steht, von einem wilden Thiere zerrissen zu werden! Wäre ich undankbar genug, um es nicht aus dankbarer Liebe zu dem Hirten zu thun, so thäte ich es doch um der eigenen Gefahr willen. — Ich weiß wohl, es ist nicht Mädchensache, die Wahrheit zu vertheidigen; aber man kann auch sagen, wenn Bischöfe den Muth von Mädchen haben, so sollen Mädchen den Muth von Bischöfen haben. Wenn es uns nicht zukommt, die Wahrheit zu vertheidigen, — das kommt uns zu, für die Wahrheit zu sterben."

Diese Worte von wahrer Seelengröße sind nicht etwa Aeußerungen einer vorübergehenden Erregung gewesen; sie sind der Ausdruck ihres innersten Empfindens, ihrer Ueberzeugung. Jacqueline ist um der Wahrheit willen gestorben. Den Brief hat sie am 22. Juni geschrieben; am 4. October starb sie; die Erschütterung, der Schmerz um die Untreue aller derer, zu denen sie emporgesehen, hatte ihr das Herz gebrochen. — Als der Bruder ihren Tod erfuhr, sagte er nur die Worte: „Gott gebe uns die Gnade, ebenso zu sterben." Die Schwester hatte ihm hier in der heiligsten Sache den Weg gezeigt, hatte sich in christlicher Treue und christlichem Muthe ihm als weit überlegen erwiesen. Er folgte ihr auf dem rechten Wege nach; von da an war es für ihn mit aller Zweideutigkeit vorbei; von da an beginnt eine entschiedene Uneinigkeit zwischen ihm und den Leitern von Port Royal; er wollte die Wahrheit nicht mehr verleugnen, nicht mehr verschleiern.

Aber nicht den Bruder allein überragt hier Jacqueline; sie gibt in den mitgetheilten Worten den einzigen Weg an, der allen ziemte; sie beschämt ihre Oberen, nicht bloß durch ihre tiefe, christliche Erkenntniß, sondern auch

durch ihren freudigen Glauben und ihren Heldenmuth. Man kann ja fragen: was würde die Folge gewesen sein, wenn alle Jansenisten gewesen wären wie Jacqueline? Frankreich hat so viele Märtyrer des christlichen Glaubens gesehen; die Jansenisten würden eben auch Märtyrer geworden sein. Was hätte die Jesuiten, was hätte den König abhalten sollten, an ihnen dasselbe zu thun, wie früher an Tausenden! Aber wenigstens hätten sie dann durch ihren Tod lautes Zeugniß abgelegt für ihren Glauben; und nicht bloß das; auch für das ganze Volk sind solche Beweise christlichen Muthes nicht verloren. Wohl bietet uns die Geschichte manches Beispiel der Unterdrückung christlichen Glaubens durch rohe Gewalt; aber die Geschichte gibt uns auch die Lehre, daß nichts so mächtig wirkt, wie christlicher Bekennermuth. Aus dem Tode erblüht neues Leben, auch irdisch; dem Volke ist noch eine große Zukunft beschieden, dessen Angehörige für Christum zu sterben wissen.

Noch eine Bemerkung drängt sich uns vor dem Bilde Jacqueline Pascals auf. Sie war eine Nonne; vieles an ihr muthet uns katholisch an; aber im Gewande katholischer Formen besitzt sie ächtes Christenthum, innere Gemeinschaft mit Christo und durch ihn mit Gott; und wo es darauf ankommt, sich zu entscheiden entweder für Christus oder für die katholische Kirche, da zerbrechen ihr die Formen unter den Händen, da ringt sie sich von der katholischen Kirche los. So dürfen wir in Jacqueline ein neues Beispiel für die Erfahrung erblicken, daß alle aufrichtig frommen Katholiken unbewußt mit ihrer Kirche gebrochen haben, daß die Gemeinschaft durch Christum mit Gott sie unabhängig gemacht hat von der geistigen Bevormundung und Vermittelung der Priester. Die römische Kirche kann eben ihrem Wesen nach innige, wahre Frömmigkeit in ihrem Schooße nicht dulden. In tausend Fällen mag es geschehen, daß die unversöhnlichen Gegensätze, die ein frommer Katholik in sich birgt, ihm selber verborgen bleiben; wie ja überhaupt die Menschen selten sind, die sich durchringen zu völliger Uebereinstimmung mit ihrem innersten Wesen, die alles ihrer eigentlichen Natur Fremdartige von sich ausstoßen. Auch Geibel sagt einmal: „Wo ist ein reich Gemüth, das nicht den Gegensatz noch in sich trüge.“ — Aber jedem frommen Katholiken droht derselbe Kampf, den Jacqueline durchkämpfte, und ein jeder wird sicherlich zu derselben Entscheidung kommen, wenn er so fest in Christo gegründet ist wie sie. — Um so mehr aber dürfen wir dieser Frau als einer ächten Christin uns freuen, mag auch ihr Leben und Kämpfen hinter Klostermauern sich abgespielt haben.

Vallendar. Pf. Hasenclever.

Der Zweckbegriff bei Kant und Ed. von Hartmann und seine Bedeutung für die Theologie.

1.

Der Zweckbegriff oder der Gedanke, daß es im Welt-, Natur- und Menschenleben ein Handeln und Geschehen nach Zwecken und Zielen gebe und der gesammte Welt- und Menschheitsproceß nicht auf einem bloßen blinden Spiel des Zufalles beruhe, ist in der Geschichte der Philosophie ein heiß umstrittener. Schon zwischen Aristoteles und seinen Gegnern bildet er nicht den unwichtigsten Scheidepunkt. Was wäre Spinozas stolz geschlossener Bau ohne die radikale Leugnung jedes Zweckgedankens? Was die „Philosophie des Unbewußten" ohne seine energische Hervorkehrung? An mehr als einer Stelle in der Geschichte der Philosophie scheiden sich am Zweckgedanken die Geister. Und „könnte man daraus, daß diese Lehre immer wieder in Zweifel gezogen wird", meint Enken[1]), „auf ihren problematischen Charakter schließen, so ist doch der Umstand, daß immer wieder Männer ersten Ranges sich des Bestrittenen angenommen haben, ein Zeichen dafür, daß es sich hier nicht um einfache Verirrungen handelt und daß der Kampf nicht so sehr zwischen Wissenschaft und gemeinem Verstande, als zwischen gleichbedeutenden wissenschaftlichen Richtungen selbst geführt wird."

Für eine klar geschlossene Weltanschauung ist der Begriff entscheidend. Was wird aus dem Gottesbegriff, wenn man den Zweck leugnet? Was aus dem Willen? Wille ist Ziel- oder Zwecksetzung. Ist eine geschlossene Ethik möglich ohne Zuhülfenahme der Zweckbeziehungen? Wer den Zweck leugnet, muß auch die Liebe leugnen; man müßte sich denn mit der Definition Spinozas begnügen: „Liebe ist Freude, verbunden mit der Vorstellung ihrer äußeren Ursache." Die Leugnung des Zweckes führt weiter consequent zur Verleugnung der eigenen Persönlichkeit. Ritschl hat[2]) in seiner Polemik gegen Strauß mit Recht darauf hingewiesen, daß, da der erwartete Erfolg der Selbstvernichtung bei den Leugnern des Zweckgedankens in der Regel nicht eintritt, das ein Beweis für die Unhaltbarkeit dieses Standpunktes sei.

1) Geschichte u. Kritik d. Grundbegr. d. Gegenw. 1878. 1. Aufl.
2) Rechtf. u. Vers. III, 175.

Ist es hiernach gewiß, daß der teleologische Gedanke sich so leicht nicht austilgen läßt, sowie daß er für die Theologie eine hervorragende Bedeutung hat, so ist er doch so verschieden gefaßt worden, daß eine eingehendere teleologische Untersuchung um so unumgänglicher erscheint, je weniger sie bisher von theologischer Seite unternommen worden ist.

Die positive philosophische Behandlung der Teleologie bewegt sich wesentlich in zwei Richtungen, als deren am meisten charakteristische Vertreter wir Kant und Hartmann ansehen können. Bevor wir deren Aufstellungen kurz zur Darstellung bringen und uns fragen, welche von beiden die haltbarere und für die Theologie fruchtbarere sei, mögen einige Bemerkungen über Spinoza und die Zeit der deutschen Aufklärung Platz finden.

Spinoza leugnet den Zweckgedanken völlig und erklärt ihn für eine verderbliche und irrthümliche Fiction; er hindert nach ihm die Menschen, daß sie die Verkettung der Dinge richtig auffassen und von dem „Cardinalvorurtheile der Zweckannahme" hängen alle anderen Vorurtheile ab[1]). Der tiefste Grund hierfür ist die gewöhnliche Unkenntniß der wahren Ursache der Dinge. Ohne Kenntniß derselben kommen die Menschen auf die Welt, sie kennen nur ihren Trieb, halten sich für frei und thun alles um eines Nutzens, oder wie sie sagen, „um eines Zweckes willen." Da sie nun ferner in sich und um sich viele Mittel finden, die zur Erreichung ihres Nutzens erheblich beitragen, wie das Auge zum Sehen u. s. w., so sehen sie alles Natürliche gleichsam als Mittel für ihren Zweck an, und so entstand, da sie diese Mittel vorgefunden und nicht selbst eingerichtet hatten, der Glaube, daß eine überirdische, mit menschlicher Freiheit ausgestattete Macht alles zu ihrem Nutzen eingerichtet habe und leite. Aus diesem Ursprunge des Zweckgedankens folgt schon von selbst, daß wir es nur mit einer Einbildung zu thun haben.

Dies ergibt sich für Spinoza weiter in enger Verbindung mit dem starren Substanzbegriff aus seiner Auffassung von dem Wesen Gottes und seiner Vollkommenheit, die keine — außer ihm liegenden — Ziele zuläßt. Vor allem aber gilt es ihm, auf die schädlichen Folgen hinzuweisen, die dieser „Aberglaube an Zwecke" gerade für das sittliche Gebiet nach sich ziehe. Denn aus ihm entspringen „alle Vorurtheile über Gut und Böse, über Verdienst und Sünde, über Lob und Tadel u. s. w." Da die Zweckanschauung auf unserer mangelhaften Kenntniß der Ursachen der Dinge und unserer Selbstsucht beruht, führt sie die Menschen dazu, das für gut zu halten, was

1) Ethik I, 42 f. IV., Vorr. (nach d. Ausg. von Kirchmann).

ihnen am nützlichsten ist, und das für schlecht, was ihnen schadet. Zu richtigen sittlichen Urtheilen, zu Tugend und Macht kommen wir aber nur durch klare Erkenntniß, dadurch daß wir klare Vorstellungen gewinnen von den Objecten nicht als einzelnen Dingen, sondern in ihrem Zusammenhange als Gliedern der einen Causalkette, in ihrer Nothwendigkeit und ihrer Relation zu Gott als modi dei.

Wir brauchen diese zwecknegirende Gedankenreihe nicht bis in alle Consequenzen zu verfolgen; darauf aber möchten wir hinweisen, daß es von höchstem Interesse ist, das ganze System von dem Gesichtspunkte der Zweckleugnung aus zu betrachten; man wird finden, wie schon Trendelenburg durchaus treffend bemerkt hat[1]), daß „die Vernichtung des Zweckes, die Alleinherrschaft der wirkenden Ursachen das bedeutendste Kennzeichen des Spinozischen Systems" ist. Die Einfügung eines irgendwie gearteten Zweckgedankens würde den ganzen starren Bau zertrümmern.

Verlassen wir Spinoza, so finden wir schon bei Leibnitz den Versuch, eine Versöhnung von Mechanismus und Teleologie durchzuführen. Die wahre Philosophie, erklärt L. nachdrücklich, muß in ihrer Welterklärung das Princip der Zwecke mit dem der wirkenden Ursachen vereinigen. Diese Vereinigung ergibt sich ihm zunächst in dem Begriff der Monade als einer thätigen Kraft. Das Verhältniß beider ist dies, daß der Gesichtspunkt der Teleologie der übergeordnete und der auf die ganze Weltordnung gerichtete ist und in ihm entdeckt L. zugleich den Coincidenzpunkt der natürlichen und der moralischen Welt, eine Entdeckung, die, an sich nicht ohne Berechtigung, wie Kant zeigt, doch für die Folgezeit der deutschen Aufklärung verhängnißvoll wurde. Der Zweck war nach Leibnitz ein Naturbegriff; darum ließen sich aus natürlichen Begriffen das Reich der Zwecke, also Moral und Religion erklären. So war eine natürliche Moral, eine natürliche Theologie zu begründen möglich und damit war die Grundlage geschaffen für die äußerliche Teleologie der Wolff'schen Philosophie, die jetzt zur Erhärtung der speculativen Theologie an den Thatsachen der Erfahrung eine „experimentelle Gotteslehre" oder Teleologie aufführte. So entstanden aus einer nicht genügend und richtig erfaßten Zwecklehre jene bekannten Physiko-Ichthyo-Insekto-Litho- und Testaceotheologien „nebst mancherlei Augen- und Gemüthsergötzungen" und „Anweisungen zum irdischen Vergnügen in Gott" — sonderbare Blüthen[2]), deren craß anthropomorphistische Vorstellungsweise nur zu geeignet war, die Zweckbetrachtung bald in ihr extremes Gegentheil umschlagen zu lassen.

1) Log. Unters. II, 39 ff.

2) Vgl. die Beispiele bei C. E. von Bär, Studien II, 61 ff., 183. f.

2. Kant.[1])

Das war der Boden, den Kant vorfand, als er an seine „Kritik der Urtheilskraft" herantrat.

Wie kommt nun Kant zum Zweckbegriff? Was ist dessen Bedeutung für ihn?

Zwischen der theoretischen und der praktischen Philosophie war für Kant noch eine Lücke geblieben: das ist die zwischen theoretischer und praktischer Vernunft, sinnlicher und sittlicher Welt, Naturbegriffen (den sinnlichen Begriffen, nach dem Gesetze der mechanischen Causalität erklärbar durch die theoretische Gesetzgebung des Verstandes) und Freiheitsbegriffen (den übersinnlichen, nach dem Gesetz der moralischen Causalität erklärbar durch die praktische Gesetzgebung der Vernunft). Ob nun zwar, führt Kant aus[2]), zwischen beiden Gebieten ein Uebergang nicht möglich erscheint, so soll doch dieses auf jenes einen Einfluß haben, „nämlich der Freiheitsbegriff den durch seine Gesetze aufgegebenen Zweck in der Sinnenwelt wirklich machen, und die Natur muß folglich so gedacht werden können, daß die Gesetzmäßigkeit ihrer Formen wenigstens zur Möglichkeit der in ihr zu bewirkenden Zwecke nach Freiheitsgesetzen zusammenstimme."

Damit scheint uns der Zweckgedanke sofort in seinem innersten, wahrsten Ursprunge erfaßt zu sein. Er entspringt nicht aus der Betrachtung zweckvoller, den Menschen nützlicher Einrichtungen, wie vor und nach Kant vielfach angenommen und behauptet worden ist[3]). Sein Grund liegt einfach in dem Freiheitsbedürfnisse des Menschen, das sich ein seinem Wesen nach nothwendiges Ziel setzt: Herrschaft über die Natur. Und sofern dieses etwas im Menschen Unausrottbares ist, will er anders sich in seiner Persönlichkeit behaupten, insofern und soweit hat auch zunächst der Zweckbegriff einen unaustilgbaren und somit aprioriſchen Bestand.

Wie nun der Uebergang von der Denkungsart nach den Principien der einen zu der nach den Principien der anderen möglich und zu bewerkstelligen ist, das kritisch-empirisch zu untersuchen und nach seinen Grenzen zu bestimmen, ist das eigentliche Thema der Kritik der Urtheilskraft.

---

1) Ich citire nach Rosenkranz. Vgl. Stadler, Kants Teleologie 1874, dessen eingehende Untersuchung freilich durch eine irrige Auffassung von dem Verhältnisse d. Abhdlg. „Ueber Philosophie überhaupt" zur „Kritik der Urtheilskraft" stark beeinträchtigt wird. Vgl. K. Fischer, Gesch. d. Phil. IV, 410 f.

2) Kritik der Urtheilskraft. Vorr. 4. Einl. II u. III.

3) Das ist auch der Irrthum in Trendelenburgs Zweckuntersuchung. [Es scheint mir hier ein Sowohl-Als-auch zu einem Entweder-Oder gemacht zu werden. Die subjective Begründetheit schließt doch die objective nicht aus. Anm. des Herausgebers.]

Die moralische Ursache ist Endursache (Absicht) oder Zweck; daher ist die einzig mögliche Art, Natur und Freiheit zu vereinigen, die Verknüpfung zwischen dem Natur- und dem Zweckbegriff, und dies geschieht durch den Begriff der natürlichen Zweckmäßigkeit. — Erkenntniß der Natur durch den Verstand — Verwirklichung der Freiheit durch die praktische Vernunft: Unterordnung der Natur unter die Freiheit durch den Begriff des Zweckes vermittelst der Urtheilskraft — das ist der durchaus klare Kant'sche Gedankengang.

Die Urtheilskraft nun als das Vermögen, das Besondere als unter dem Allgemeinen enthalten zu denken, kann eine bestimmende sein, wenn ihr das Allgemeine (die Regel, das Princip, das Gesetz) gegeben ist und sie das Besondere darunter subsumirt, oder eine reflectirende, wenn sie zu dem angegebenen Besonderen das Allgemeine finden soll. Letztere, mit der wir es allein hier zu thun haben, bedarf ein Princip a priori, und dies Princip, das allen zu stellenden Anforderungen genügt, ist das der formalen Zweckmäßigkeit, d. h. wir sehen die Natur so an, als ob sie für unsere Erkenntniß geeignet sei, als ob ein Verstand den Grund der Einheit der Mannigfaltigkeit ihrer empirischen Gesetze enthalte. Die formale Zweckmäßigkeit der Natur ist also ganz unterschieden von dem Begriffe der praktischen Zweckmäßigkeit; es ist keine Zweckmäßigkeit der Natur für sich, sondern nur eine solche für unser Erkenntnißvermögen, ein Geeignetsein der Natur für unsere Erkenntniß.

Es ist das nothwendige Verlangen nach Einheit in der Naturbetrachtung, dem durch dieses transscendentale Princip der reflectirenden Urtheilskraft Genüge geleistet werden soll.

Spinoza hatte für die nothwendige Einheit und den Zusammenhang der Naturbetrachtung Sorge getragen durch seinen Substanzbegriff, dadurch daß er alles Einzelne von der einen Substanz umschlossen dachte. Sein Princip ist ein transscendentes, trägt eine objective Beschaffenheit in die Natur hinein, läßt streng genommen nur noch Raum für analytische Urtheile; ein deductives Verfahren der reflectirenden Urtheilskraft im Sinne Kants ist unmöglich gemacht. Denn in seinem Princip ist bereits alles Besondere von dem einen Allgemeinen, der Substanz, aufgesogen, absorbirt (Zweck- und andere Allgemeinbegriffe).[1] Durch das Princip der formalen Zweckmäßigkeit dagegen wird ein selbständiger aprioriischer Ausgangspunkt, ein völlig freies, noch unbesetztes Forschungsfeld für die Erkenntniß gewonnen, das nicht die geringste Allgemeinbestimmung in die Natur hineinträgt, vielmehr ein rein deductives Verfahren erst ermöglicht. Durch sie wird „die Möglichkeit des

1) Kr. d. U. S. 315.

Endzwecks, der allein in der Natur und mit Uebereinstimmung ihrer Gesetze wirklich werden kann, erkannt."

Mit der formalen Zweckmäßigkeit haben wir nur die erste Stufe, die allgemeine Vorbedingung in der Entwicklung des teleologischen Gedankens erreicht. Bevor wir zur eigentlichen „materialen Zweckmäßigkeit innerer Art" kommen, müssen wir von der teleologischen Betrachtung noch ausschließen die objectiv-formale (mathematische) Zweckmäßigkeit, sodann die materiale des nützlichen Gebrauches oder die „relative Zweckmäßigkeit der Natur im Unterschiede von der inneren."

Zirkel, Parabel und andere mathematische Größen und Figuren sind ohne Zweifel zweckmäßig zur Lösung gewisser Aufgaben; aber Teleologie im eigentlichen Sinne ist zu ihrem Begriffe nicht nöthig. Denn „auf den Begriff einer objectiven und materialen Zweckmäßigkeit, d. h. auf den Begriff eines inneren Zweckes der Natur" leitet die Erfahrung unsere Urtheilskraft „nur dann, wenn ein Verhältniß der Ursache zur Wirkung zu beurtheilen ist." In der reinen Mathematik kann aber gar nicht von Ursache und Wirkung die Rede sein.

Aber auch bei Beurtheilung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung ist nicht immer ein absolut teleologisches Urtheil gerechtfertigt. Denn die Nutzbarkeit oder Zuträglichkeit eines Dinges für andere (die äußere Zweckmäßigkeit) können wir nur unter der Bedingung für einen Naturzweck ansehen, daß die Existenz dessen, dem es zunächst oder auf entferntere Weise dienen soll, für sich selbst Zweck der Natur sei. Dafür haben wir aber, betont Kant, an sich gar keinen Grund, und dies ist überhaupt durch bloße Naturbetrachtung nimmermehr auszumachen. Denn es wäre ein „sehr gewagtes und willkürliches Urtheil, wenn wir z. B. annehmen wollten, daß darum Dünste aus der Luft in Form des Schnees (der in kalten Ländern die Saaten gegen den Frost schützt, den Lappländern den Verkehr durch Schlitten erleichtert u. s. w.) herunterfalle, daß darum thranerfüllte Seethiere u. s. w. in den Eiszonen leben, damit der Lappländer, Samojede u. s. w. dort die nöthigen Existenzbedingungen finde", oder „weil der Ursache, die alle diese Dinge herbeischafft, die Idee eines Vortheils für gewisse armselige Geschöpfe zu Grunde läge." Denn man sieht durch bloße Naturbetrachtung nicht ein, „warum überhaupt dort Menschen leben müssen."

Zur materialen Zweckmäßigkeit innerer Art, zu Dingen als Naturzwecken und damit zum eigentlichen Object der Teleologie gelangen wir erst in Ansehung organischer Wesen, d. h. organisirter und sich selbst organisirender Wesen, die sich „in sich wechselseitig als Ursache und Wirkung verhalten", die nicht lediglich bewegende Kraft, sondern in sich bildende Kraft besitzen und zwar eine solche, die sie den Materien mittheilen, welche

sie nicht haben." Die organischen Wesen sind also die einzigen in der Natur, die nur nach dem Princip der Zwecke möglich gedacht werden können, die zuerst dem Begriff eines Zweckes der Natur objective Realität geben und „dadurch für die Naturwissenschaft den Grund zu einer Teleologie d. h. einer Beurtheilungsart ihrer Objecte nach einem besonderen Principe verschaffen."

Damit haben wir jedoch noch nicht die Erkenntniß des Endzwecks der Natur; diese erfordert eine Beziehung auf etwas Uebersinnliches, die alle unsere Naturerkenntniß weit übersteigt. Die innere Form eines Grashalmes z. B. können wir ihrem Ursprunge nach als bloß nach der Regel der Zwecke möglich erweisen, verlassen wir aber die Betrachtung der inneren Organisation und sehen nur auf die äußere zweckmäßige Beziehung, wie das Gras dem Vieh, dieses dem Menschen als Mittel zu seiner Existenz dient, so kommen wir zu der Frage, warum es denn nöthig sei, daß Menschen existiren. Wir gelangen so zu einer immer weiter hinauszusetzenden Bedingung, die aber als unbedingt als „Endzweck" ganz außerhalb der teleologischen Naturbetrachtung liegt. Die teleologische Naturbetrachtung aber hat sich lediglich an die bloße Natur d. h. an die Erfahrung zu halten und im Gebiete der Erscheinungen zu bleiben; was darüber hinausliegt, die Frage nach dem Endzweck und der Beschaffenheit der zweckthätigen Kräfte, ob es materielle oder göttliche, absichtliche oder unabsichtliche sind, läßt sie völlig offen, entscheidet sie weder nach der einen noch nach der anderen Seite. Aber diese Frage existirt, und so ist das Ergebniß: „die Teleologie findet keine Vollendung des Aufschlusses für ihre Nachforschung als in der Theologie."

Die Untersuchung war ausgegangen von dem Conflicte der Freiheitsbegriffe mit den Naturbegriffen und dem Verlangen der ersteren nach Herrschaft über die letzteren. Können wir jetzt den durch dieses Verlangen geforderten anthropocentrischen Standpunkt rechtfertigen? Kant bejaht die Frage: „Der Mensch ist der letzte Zweck der Schöpfung auf Erden, weil er das einzige Wesen auf derselben ist, welches sich einen Begriff von Zwecken machen und aus einem Aggregat von zweckmäßig gebildeten Dingen durch seine Vernunft ein System der Zwecke machen kann." Freilich nicht, als ob wir constitutiv oder dogmatisch aus der Betrachtung des Naturlaufs den Menschen als Endzweck „herausklauben" könnten, sondern sofern er, wenn auch nur vermöge der reflectirenden Urtheilskraft, so doch factisch und mit Berechtigung das Ganze des Naturlaufs als eine gewisse Organisation und als System von Zwecken zu postuliren und zu gebrauchen vermag, m. a. W. nicht als Glied des Naturzusammenhanges, sondern als moralisches Wesen, das sich über den Naturzusammenhang in gewisser

Weise zu erheben und so als Gipfelpunkt der Natur sich hinzustellen die Fähigkeit hat, ist er als Endzweck mit Recht zu betrachten. Der Mensch muß also etwas vermöge seiner Freiheit thun, um Endzweck zu sein.

So endet die Teleologie bei Kant in die „moralische Culturlehre". Leibnitz und die Folgezeit hatten versucht, aus Naturbegriffen das Reich der Zwecke und der Moral zu entwickeln und war damit zu einer craß anthropomorphen Teleologie ohne sittliche Triebfedern gekommen. Kant erweist eine Moralität und eine ihr untergeordnete Causalität nach Zwecken als durch Naturursachen schlechterdings unmöglich und eröffnet uns von einer von allen Anthropomorphismen gereinigten Teleologie aus einen weiten praktischen Blick in das Reich sittlicher Zweckthätigkeit.

Der hiemit kurz skizzirte principielle Standpunkt Kants in der Zweckfrage ist wissenschaftlich nach allen Seiten hin noch heute unanfechtbar, sowohl nach der naturwissenschaftlichen wie nach der theologischen. Er führt seine philosophische Teleologie genau bis zu dem Punkte, wo die theologische mit ihren Operationen vom religiös-ethischen Bewußtsein aus einzusetzen hat. Und einen weiteren Dienst sollte die Theologie um ihrer selbst willen von der Philosophie schlechterdings nicht verlangen.

Einwendungen gegen Kant sind namentlich gegen die angebliche „Subjectivität" seines Zweckprincips erhoben worden, und zwar von zwei Seiten. Auf der einen hat man erklärt, daß der Kant'sche Zweckbegriff, da er nicht zu einer objectiven Grundlage in der Natur komme, praktisch und wissenschaftlich unbrauchbar sei und wegen seiner Subjectivität (die hier offenbar = Zweifelhaftigkeit gesetzt wird) die Forschung nur auf Abwege führen werde; man verlangt eine Ergänzung nach Seiten der Objectivität des Gedankens.[1]) Auf der anderen zeiht man Kant der Inconsequenz, da er die Objectivität des Begriffs zwar aufgebe, aber doch „auf Umwegen" den Zweckgedanken als subjective Maxime wieder einführe, wozu dann jede Berechtigung fehle (so E. Häckel, Nat. Schöpf.).

Beide Einwendungen beruhen auf einem Mißverständniß. Denn die Grenze, die Kant nach Seiten der Objectivität zieht, ist nicht eine negirende, sondern eine kritische, und durch die unverbrüchliche Gültigkeit des moralischen Freiheitsgesetzes und das darauf basirte Reich der Zwecke erhält der Begriff letzlich diejenige sichere Stütze, die man ihm von anderer Seite — durch bloße Naturbetrachtung vergebens zu geben oder

1) So Trendelenburg, Log. Unters. II, 45 ff. Gegen ihn treffend Stadler, K.'s Teleol. S. 51 f., 129. — In etwas anderer Weise auch: Fr. v. Bärenbach, Ged. üb. d. Tel. in der Natur. Berlin 1878.

zu nehmen versucht und die — das ergibt sich durchaus aus der Kant'schen Zwecklehre — ihre Vollendung durch die Gewißheit des religiösen christlichen Bewußtseins, und nur durch sie findet.

3. Ed. von Hartmann.

Hartmann braucht zur Darlegung der Aeußerungsformen des „Unbewußten" den Zweckbegriff. Er stellt deshalb seiner „Philosophie des Unbewußten" die Frage voraus: „Wie kommen wir zur Annahme von Zwecken in der Natur?"[1] Wir finden in dieser Darlegung das überall wiederkehrende psychologische Motiv aus der Analogie unserer eigenen Geistesthätigkeit wie auch jenes, daß bei der Erforschung der Ursachen einer Erscheinung uns in unzähligen Fällen die bloße Causalreihe in der Erklärung im Stich läßt, wir also eine andere (finale) Begründung der Möglichkeit einer Erscheinung zu Hülfe nehmen müssen. Letzteres, das für Hartmann wesentlichere, wird in geistreicher Weise mit Benutzung der Wahrscheinlichkeitsrechnung klargemacht. Da Hartmann aber auf diese Demonstration selbst keinen entscheidenden Werth legt[2], glauben wir auf dieselbe nicht näher eingehen zu sollen.

Ebensowenig können wir die Entwicklung des Zweckgedankens bei H. völlig verfolgen; denn dieser Begriff ist es, der sich wie ein rother Faden durch die gesammte Ausführung hindurchzieht. In allen Erscheinungen der Welt weist Hartmann die stets zweckthätige und zweckvolle Arbeit des „Unbewußten", des An-sich der empirischen Welt nach. Es genügt, aus der Hartmann'schen Darlegung einige Beispiele herauszuheben, um daran zu zeigen, welcher Art seine Teleologie ist.

Besonders deutlich tritt nach H. jenes zweckvolle Handeln des Unbewußten hervor im Instinct: „Instinct ist zweckmäßiges Handeln ohne Bewußtsein des Zweckes", „bewußtes Wollen des Mittels zu einem unbewußt gewollten Zweck". Hier, wo das unbewußte Handeln noch nicht durch bewußte Vorstellungen und Willensstrebungen durchkreuzt wird, zeigt sich sein teleologischer Charakter am evidentesten: hier herrscht absolute Sicherheit und Selbstgewißheit, und es kommt bei Instinctthandlungen nie wie bei bewußten Entschließungen ein Zaudern, Zweifeln oder Schwanken vor. Angesichts dieser Erscheinungen des Instincts kommen wir ohne die Annahme eines zweckvollen Eingreifens des obersten Grundes einfach nicht aus. Denn der Instinct ist, wie durch zahlreiche Beispiele belegt wird, von der körperlichen

1) 10. Aufl. S. 37 ff.

2) Vgl. den Schluß der Einleitung: „Wie kommen wir . . .?" und Hartmann, „Wahrheit u. Irrthum im Darwinismus" (Ergänzungsbd.) S. 466 und Lange, Gesch. d. Materialismus II, 277 ff.

Beschaffenheit in hohem Grade unabhängig und ist auch kein „von der Natur eingepflanzter Gehirn- oder Geistesmechanismus", indem etwa der Zweck ein- für allemal von der Natur gedacht und das Individuum psychisch so organisirt wäre, daß es nur mechanisch das Mittel ausführte. Noch viel weniger kann hier von einer bewußten Ueberlegung die Rede sein; denn man stelle sich nur einmal die Ueberlegung einer Raupe vor, die in den Puppenzustand übergeht und nun nach der Theorie des Gewölbes durch federnde Borsten dem künftigen Schmetterling den Ausgang bahnt. — Daß übrigens diese Auffassung des Instinctes trotz des gewaltigen naturwissenschaftlichen Beweismaterials, das H. beibringt, durchaus nicht einwandfrei ist, dürfte namentlich Wundt's Ausführung über die allmähliche Mechanisirung der Zweckhandlungen gezeigt haben[1]).

So liegt, wird weiter ausgeführt, auch beim menschlichen Handeln, Wollen und Denken die eigentliche Werkstatt des Geschehens, das eigentliche Agens der Zweckthätigkeit im Unbewußten. Auch in der Geschichte thut letztlich alles der unbewußte Zweck und schafft eine „sozusagen prästabilirte Harmonie zwischen historischer Aufgabe und Individuum." „Zur rechten Zeit hat es noch nie am rechten Manne gefehlt, und das mitunter gehörte Geschrei, daß es an Männern für gewisse dringende Aufgaben fehle, beweist eben nur, daß diese Aufgaben vom menschlichen Bewußtsein irrthümlich gestellt sind."

Alle diese Beobachtungen führen H. mit unwiderstehlicher Gewalt zur Ueberzeugung von einer individuellen bis ins Kleinste gehenden Vorsehung des zweckthätigen Unbewußten, die mit „unmittelbarer intellectueller Anschauung" und ohne die zweifelnde, abwägende und unsichere Beschränktheit unseres discursiven Denkens handelt, so daß „das Christenthum mit der Vorstellung der Vorsehung Recht hat, denn alles, was geschieht, geschieht mit absoluter Weisheit absolut zweckmäßig d. h. als Mittel zu dem vorgesehenen Zwecke von dem nie irrenden Unbewußten, welches das absolut Logische selbst ist."

Uns erscheint es freilich zum mindesten fraglich, ob dieser Gedanke vom Walten der Vorsehung im absolut teleologischen Sinne, den H. hier dem Christenthum unterschiebt, mit irgend einer Form der christlichen Auffassung, abgesehen vielleicht vom Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, im Grunde vereinbar sei. Das christliche Bewußtsein muß schon viel zu sehr mit einer Desorganisation der Welt durch die Sünde, mit einem gewissen Sich-selbst-Ueberlassensein des Menschen und der Welt rechnen, um sich mit dieser Art absoluter Zweckmäßigkeit befreunden zu können[2]).

1) System d. Philos. S. 340 ff.

2) Vgl. 1. Mose 3, 17—19.

Worin findet nun diese Zweckmäßigkeit, die das gesammte Geschehen regiert, ihren Maßstab? Nicht in dem Menschen — jeder anthropocentrische Zweckbegriff wird durch die gegenüber der Forderung absoluter Glückseligkeit nothwendig pessimistische Antwort ausgeschlossen — auch nicht in dem Menschen als moralischem Wesen, nicht in dem erfaßten göttlichen Zweck, sondern in dem unbekannten, auf ein letztes Ziel hinstrebenden Reiche des Unbewußten, und dieses letzte Ziel, der Gesammt- und Endzweck des Weltprocesses, ist die Glückseligkeit des Absoluten selbst.

Fassen wir jetzt das Ergebniß der Hartmann'schen Teleologie zusammen, so läßt sich dies auf folgende drei Punkte formuliren: 1. es besteht im Weltconex eine bis ins kleinste gehende zweckvolle Verknüpfung, die auf ein Endziel hinstrebt; 2. das eigentliche Agens dieses teleologischen Processes liegt im Absoluten, das im „Unbewußten" erfaßt wird; 3. aus der Erkenntniß dieses Weltprocesses ergibt sich für das Individuum die sittliche Pflicht, durch „Hingebung des Eigenwillens in den Dienst des absoluten Processes als der absoluten Teleologie", durch Hingabe an das qualvolle Leben d. h. durch Förderung des Culturfortschritts an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsprocesses oder an der Förderung der absoluten Eudämonie d. i. der Erlösung des Absoluten von seiner transscendenten Unseligkeit durch die immanente Wahl des Weltprocesses mitzuarbeiten.

Damit ist das naturwissenschaftliche, metaphysische und ethische Problem der Teleologie beantwortet. Welcher Punkt ist nun der bestimmende? Kants Zweckelehre konnten wir im Grunde als eine *ethische* bezeichnen, die der deutschen Aufklärung als eine theologische auf dem Grunde der Naturbetrachtung, Hartmanns Lehre wird am besten als eine metaphysische auf naturwissenschaftlicher Grundlage gekennzeichnet. Aber der bestimmende Punkt ist der metaphysische: im absoluten Unbewußten findet Hartmann die Einheit des Grundes, wie Spinoza in der Substanz. Aber „Spinoza verblendete sich vollständig gegen die Thatsache der Naturzwecke, weil er die Finalität im Widerspruch mit der logischen Nothwendigkeit glaubte, während sie doch mit ihr identisch ist."[1] Indem Hartmann diese Identität durch eine eingehende Demonstration[2] erweist, gelangt er zu einer *absoluten metaphysischen Teleologie*, während Spinoza beim absoluten metaphysischen Mechanismus landete. Trotzdem leuchtet die innere Verwandtschaft beider sofort ein: „Die absolute Weltmechanik ist eo ipso die absolute Weltteleologie und von ihr nicht mehr zu unterscheiden." Und auch darin berühren sich beide, daß sie es zu einem *positiven* Moralprincip nicht zu

1) Phil. d. Unb. S. 36.

2) „Wahrh. u. Irrth. im D." Abschn. VII.

bringen vermögen. Das ethische Ergebniß der Hartmann'schen Zwecklehre ist das negative absolut-eudämonistische Moralprincip und steht zur ethischen Teleologie Kants ausgesprochenermaßen im schärfsten Gegensatz. Auch die „moralische Culturlehre", zu der Hartmann anscheinend wie Kant kommt, fällt hierunter und wird außerdem nur durch einen logischen Gewaltsprung gewonnen. Denn man sieht wirklich nicht ein, wie anders aus der pessimistischen Teleologie zur moralischen Culturlehre zu gelangen ist.

In anderer Weise berührt sich Hartmann eng mit der Zwecklehre der deutschen Aufklärung. Setzt man nämlich an Stelle des „Unbewußten", des Hartmann'schen An-sich der Dinge, Gott oder die göttliche Vorsehung ein, was ohne der Untersuchung den geringsten Abbruch zu thun geschehen kann, so haben wir bei Hartmann nur in geistreicherer Form, schärferer Begründung und Durchführung dieselbe Teleologie vor uns, welche die deutsche Aufklärung pflegte, indem sie selbst in den kleinsten Dingen der Natur die absolut zweckvolle Thätigkeit des Schöpfers erkennen zu müssen glaubte. Ja, genau betrachtet, steigert sich die craß anthropomorph-eudämonistische Auffassungsweise der Aufklärung bei Hartmann zur absolut eudämonistischen Anforderung an das Leben und dadurch, daß diese teleologische Anforderung an das Leben in den Pessimismus umschlägt, wird der anthropomorphe Standpunkt nur scheinbar überwunden, das ethisch Berechtigte dieses Standpunktes aber vernichtet. Beide Methoden klauben nach Kants Ausdruck die Zweckthätigkeit des Absoluten aus der Natur heraus und verfehlen eine rein ethische und religiös brauchbare Fassung derselben.

4. Welche Stellung nimmt die Theologie zu diesen teleologischen Richtungen?

Zwei scharf ausgeprägte, aber auch principiell scharf getrennte teleologische Richtungen, denen sich leicht alle anderen positiven teleologischen Darstellungen in der neueren Philosophie unterordnen lassen, stehen sich in Kant und Hartmann gegenüber. Welcher von beiden wird sich die Theologie, soweit sie den Zweckbegriff gebraucht, anschließen? Es ist für uns kein Zweifel, daß allein der Ausbau der Kant'schen für die Theologie sich dauernd förderlich erweisen wird. Aber im allgemeinen scheint sich die theologische Dogmatik noch nicht von der anderen, die ihr noch von alten Zeiten her anhängt, trennen zu können.

So erklärt z. B. Frank[1]), an dessen teleologische Erörterungen wir anknüpfen wollen: wenn man auch die Schwächen der utilitarischen Teleologie, wie sie von der früheren Apologetik geübt wurde, preisgebe und hinzu-

1) System d. chr. Gewißh. II, 405—414.

füge, daß der Rest des teleologisch nicht Erklärbaren, oder „bis jetzt noch nicht in seiner Zweckmäßigkeit Erkannten" keineswegs ein unbedeutender oder verschwindender sei, — ein Rest, in Bezug auf den aber — wie bei Hartmann — „die Beschränktheit menschlicher Forschung und Erkenntniß gegenüber jenem unermeßlichen Gebiete mit in Rechnung gestellt werden" müsse, so leuchte doch die Idee des Zweckes aus den natürlichen Dingen, insbesondere aus den Organismen, je genauer sie erforscht werden, mit um so überwältigenderer Klarheit hervor, und hieran vor allem scheitere, wie neuerdings insbesondere Hartmanns Philosophie des Unbewußten zeige, die mechanische materialistische Naturauffassung. „Selbstverständlich — fügt er hinzu — lassen wir . . . hierbei die Kant'sche rein apriorische Auffassung des Zweckes bei Seite." Weiter wird darauf hingewiesen, daß „es neuerdings insbesondere der Instinct gewesen ist, durch dessen Beobachtung man genöthigt wurde, den Zweckbegriff in seine Rechte wiederum einzusetzen", und so dürfe man nach dem bisherigen Gange der Dinge — sc. in der Zweckfrage der Natur — getrost erwarten, „daß gerade je mehr die Dinge erforscht und genommen werden »wie sie sind«, desto mehr die Erkenntniß ihrer Zweckmäßigkeit sich vermehren und der Teleologie neues Material zuführen" werde.

Frank bezieht sich nun in ausgiebiger Weise auf die Hartmann'sche Zweckauffassung im natürlichen Geschehen. Selbstverständlich wird die pessimistische Spitze und die Berufung Hartmanns auf das infallible „Unbewußte" abgelehnt bezw. abgeändert; „aber soviel scheint mir sicher, daß es dem Materialismus sauer werden wird, die Teleologie aus diesem Gebiete des physischen Lebens zu entfernen, überhaupt jene Thatsachen — die von Hartmann beigebrachten — von materialistischen Principien zu erklären."

So acceptirt Frank in weitestem Umfange jene natürlich-metaphysische Zwecklehre. Freilich wird ihr — in wenigen kurzen Schlußsätzen — eine andere Teleologie übergeordnet, die aber nur da eingreift, „wo nicht bloß scheinbare, sondern wirkliche Widersprüche gegen den bisher betrachteten Thatbestand vorliegen." Hier „hat der Christ in jener früher gemachten und mit seiner christlichen Gewißheit in Beziehung gesetzten Beobachtung, daß die falsche Egoität, die Disharmonie, der Widerstreit wie in der menschlichen, so auch in der außermenschlichen Natur sich findet, einen besseren Schlüssel zur Erklärung jener widerstreitenden Erscheinungen, als ihm, sei es der Materialismus, sei es die Philosophie des „Unbewußten" darbieten kann.

Aus allem ist klar, daß Frank sich durchaus in den Bahnen der durch Hartmann charakterisirten Zwecklehre bewegt, daß es ihm vor allem um die erkenntnißmäßige, natürlich-metaphysische Seite der Sache zu thun

ist, und daß jede ethische Beziehung der Teleologie bei ihm fortfällt. Letzterer Punkt ist charakteristisch für alle derartigen Teleologien. Zu einem befriedigenden Resultat gelangt bei Frank keine Seite des teleologischen Problems und die nachträgliche Berufung auf die christliche Gewißheit macht in dieser Form nur zu sehr den Eindruck eines Nothbehelfs. Der Punkt, der die Erörterung Franks für die christliche Weltanschauung unbrauchbar macht, scheint uns der zu sein, daß er im Anschluß an Hartmann durch sein Verfahren den Zweckgedanken abhängig macht von den Schwankungen der Zweckerkenntniß in der Natur. Das ist nicht der Fall bei Kant, dessen Teleologie wie ein Fels, unberührt von den Wechseln der Naturbetrachtung, dasteht; er verschmäht die Begründung auf die natürliche Teleologie, baut sich sichrere Fundamente auf und braucht in Folge dessen auch die Angriffe der Naturwissenschaften nicht zu fürchten.

Daß letzteres der allein richtige Weg ist, erhellt sehr klar aus einer kritischen Vergleichung der aufgestellten Teleologie in Bezug auf ihr Endergebniß. Wir haben bereits angedeutet, daß sich die Zweckfrage in drei von einander mehr oder weniger unabhängige Probleme zerlegt: a) ein naturwissenschaftliches, b) ein ethisch-religiöses, c) ein metaphysisches. Die Ergebnisse aus den drei unabhängig von einander angestellten Untersuchungen können so ausfallen, daß sie mit einander in Widerstreit gerathen und das Ergebniß aus der einen wird dann so sehr das Uebergewicht erhalten, daß die beiden anderen ganz oder theilweise vernichtet werden. Im Allgemeinen zieht das Verhältniß eine doppelte Lösung nach sich: eine monistische und eine dualistische. Die monistische und zugleich absolutistische stützt sich entweder auf die Vorherrschaft der natürlichen oder der metaphysischen, nie der ethischen Kategorieen, endet aber stets mit der Vergewaltigung einer der beiden anderen oder beider anderen, läßt somit eine befriedigende Lösung nicht zu. Dies Verfahren weist außerdem die Eigenthümlichkeit auf, daß es die Zweckfrage eigentlich nur oder ausschließlich nur im Gebiete der Natur im engeren Sinne erörtert (so auch Frank), während sie in Wirklichkeit weit darüber hinausgreift.

Die dualistische läßt die drei Kategorien in ihrer selbständigen Geltung bestehen; sie nimmt ihren Ausgangspunkt in der Gegenüberstellung der Natur- und Freiheitsbegriffe oder eines Reiches der ungeordneten und der zu ordnenden Zwecke oder der mechanischen Erklärung und der idealen Deutung der Natur (so Lotze, Mikrok. II). Die Verknüpfung ergibt sich stets im Ethisch-religiösen. Nur sie hat befriedigende Lösungen des teleologischen Gesammtproblems aufzuweisen und vermeidet Uebergriffe aus dem einen in das andere Gebiet.

Skizziren wir kurz, wie sich danach der teleologische Aufriß gestaltet.

1. Der Zweck in der Natur. Vor allem ist hier endlich einmal damit aufzuräumen, die Zweckfrage sofort und ausschlaggebend auf die der eudämonistischen Zweckmäßigkeit, überhaupt der Zweckmäßigkeit hinauszuspielen. Dies ist ein Begriff, den der Mensch sich selbst entwirft und zwar, wie schon Kant bemerkt, „auf so verschiedene Art durch seinen mit der Einbildungskraft und den Sinnen verwickelten Verstand; er ändert diesen so oft, daß die Natur, wenn sie auch seiner Willkür gänzlich unterworfen wäre, doch schlechterdings kein bestimmtes, allgemeines und festes Gesetz annehmen könnte, um diesen schwankenden Begriffen und somit den Zwecken, die jeder sich willkürlicherweise vorsetzt, übereinzustimmen." So ist der Darwin'sche struggle of life mit völlig dem gleichen Rechte — je nach der Art der Auffassung — zum Beweise[1]) und zur Widerlegung[2]) der Zweckmäßigkeit in der Natur verwendet worden.

Ist es also schon aus diesem Grunde unthunlich, die Frage so anzugreifen, als ob es sich nur oder vorwiegend um die Zweckmäßigkeit oder Zweckwidrigkeit der Dinge handle, so hat auch die Theologie vor der Hand gar kein Interesse an dieser Frage.[3]) Das, was sie vielmehr in Wirklichkeit zur Zweckfrage hintreibt, ist treffend von Lotze so ausgedrückt:[4]) „In die Mitte eines mannigfaltigen Wirbels geworfen, dem nur die nothwendige Nachwirkung des Vorganges, aber kein Plan der Zukunft seine Richtung gäbe, würden wir befürchten, auch die festen Zielpunkte unseres eigenen Strebens schwanken zu sehen; die Sicherheit unseres Hoffens und alle Freude an unserem Dasein ruht auf dem Glauben an die vorbedachte Einheit des Weltbaues, die uns unsere Stätte bereitete und schon in den blinden Wirkungen der Natur den Keim der Entwicklung anlegte, welche das geistige Leben aufnehmen und fortführen soll."

Was also der menschliche Geist verlangt, ist eine teleologische Abstufung und innere Einheit des Weltbaues und als Grundlage hierzu in der Natur ein Geeignetsein des Erscheinungscomplexes für ein dem Wesen des Menschen und seiner Bestimmung entsprechendes Handeln. Diese Grundlage bietet uns die Natur in doppelter Abstufung: ein Reich empirisch als rein strebig anzusetzender Materie, und dem übergeordnet das Reich der zielstrebigen organischen Kräfte, das Reich der Keimzellen, des Protoplasma. Und wie dessen innere Natur auch sein mag, so viel steht fest: „Protoplasma ist eine lebende, mit hoher functioneller Thätigkeit begabte Substanz. Es

1) So von Darwin selbst: Entst. der Arten. 4. Ausg. S. 97. Hartmann a. a. O. u. a.

2) So Häckel, Nat. Schöpf. S. 17 f. Gener. Morphologie d. Org. II, 261 f. u. a.

3) 1. Mose 3, 17—19.

4) Mikrok. II, 3.

besitzt die Fähigkeit, zu assimiliren und kann aus der passenden Nahrung das Material ausziehen, welches nothwendig ist für Ernährung, Absonderung und Wachsthum.“[1]) Ueber diese Thatsache, die für das Organische die hervorragende Fähigkeit statuirt, die im gesammten Gebiete des Materiellen vorliegenden Kräfte und Gesetze für das in ihm liegende Ziel der Entwicklung — möglichste quantitative und qualitative Vervollkommnung der Species — auszunutzen, und somit die teleologische Ueberordnung des Reiches der organischen Bildungskräfte über das des Materiellen empirisch begründet, geht das teleologische Interesse der Theologie an sich nicht hinaus. Mehr vermag ihr bloße Naturbetrachtung auch nicht zu bieten.

2. Der ethische Zweck in der Menschheit. Dieser Abstufung vermögen wir, zunächst ohne alle absoluten und metaphysischen Bestimmungen, auf dem von Kant gezeigten Wege ein sittlich gedachtes Reich der Zwecke überzuordnen.

Aber läßt sich für dieses Reich der Zwecke ein klares, keinen willkürlich-subjektiven Schwankungen ausgesetztes Endziel der menschheitlichen Entwicklung auf Erden aufstellen? Wir meinen ja. Wenn wir das der Menschheit vorschwebende Ideal, wie es uns in Utopieen, in philosophischen und religiösen Systemen entgegentritt, durch die Geschichte verfolgen, so läßt sich dies auf eine durch verschiedene Nüancirung und Betonung zwar abweichende, aber im Grunde feststehende Formel bringen: 1. Erforschung und Beherrschung der im Naturleben wirksamen Kräfte und Gesetze; 2. Erforschung und Beherrschung der im Menschen liegenden Kräfte und Gesetze in Verstand, Vernunft, Wille, Gemüth und Moral (Erziehung des Menschengeschlechts), oder zusammengefaßt: Machet euch die Erde unterthan!

Damit haben wir ein durchaus klar bestimmtes und unanfechtbares relatives Endziel der menschheitlichen Entwicklung auf Erden, das auch allein der für unsere Frage wohl in erster Linie maßgebenden Schriftstelle 1. Mose 1, 26—28 entspricht. Soll nun aber in Richtung auf dieses eine durchgängige gesetzmäßige Uebereinstimmung nicht bloß der Zwecke des einzelnen Subjects, sondern aller in einem „Reiche“[2]) der Zwecke vereinigt gedachter, willensfähiger Individuen herbeigeführt werden, also eine Unterordnung des Einzelzwecks unter den Gesammtzweck stattfinden, so kann dies nur durch eine Entwicklung und Entfaltung der im Menschen schlummernden altruistischen Gefühle geschehen. Und hier ist der Punkt, wo die so gewonnene teleologische Weltbetrachtung nicht umhin

1) J. Baumann, die grundlegenden Thatsachen S. 31.

2) Vgl. hierzu die interessante Discussion zwischen F. Staudinger u. P. Natorp: Archiv. f. Philos. II. Abth. II. Bd. Heft 2.

kann, die Hülfe des supranatural begründeten religiösen Bewußtseins des Christen als des eigentlich vollendenden Moments herbeizurufen.

Jetzt gelangen wir auch zum Begriff der Zweckmäßigkeit im vollen Sinne; er bildet sich nur durch die wechselseitige thätige Berührung zweier Pole: Geeignetsein der Erscheinungswelt für eine sieghafte Culturarbeit der Menschheit — angestrengte und ununterbrochene Zweckarbeit des Menschen an dem gezeigten Reich der Zwecke, getragen und vollendet durch den beistehenden Imperativ: erkenne deine Sünden, glaube, bete und arbeite!

Wenn wir so den teleologischen Aufbau vollziehen, gewinnen wir den Vortheil, daß die christliche Gewißheit nicht mehr in der Rolle des Lückenbüßers erscheint, der da auftritt, wo die natürliche Zweckmäßigkeitsbetrachtung, mit der man es, soweit es ging, bisher versucht hatte, in Verlegenheit kommt, sondern als das den ganzen Bau erst zusammenschließende, zusammenfassende und in sieghaften Glauben vollführende Moment.

Von hier aus gewinnen wir dann auch aus der nothwendig sich ergebenden Einsicht in die Unvollkommenheit dieses relativen immanenten Endziels, das keine bleibende Statt für uns bietet, das nicht die Sehnsucht unserer Seele nach dem Absoluten, Vollkommenen zu befriedigen vermag, den Weg zu dem absoluten Endziel, das nur in der Ewigkeit liegen und nicht auf dem Wege erkenntnißmäßiger Betrachtung, sondern allein durch den seiner Erlösung durch Christum gewissen Glauben gewonnen werden kann.

Gartz (Oder). Dr. A. Pfannkuche.

Eduard von Gebhardt.

Ein Deutsch-Protestantischer Maler.

Am 13. Juni 1898 feierte ein Künstler den 60. Geburtstag, der wie sonst kaum ein andrer der lebenden Künstler seine hohe Kunst fast ausschließlich in den Dienst der religiösen Malerei gestellt hat: der Düsseldorfer Altmeister Eduard von Gebhardt.

Von seinen Freunden wird Gebhardt allezeit für den Repräsentanten der ganzen religiösen Malerei gehalten werden, und manche wollen dem, der kunstgeschichtlich betrachtet zweifellos der erste religiöse Maler ist — Fritz von Uhde — diesen Platz nicht einräumen; denn mit derselben Virtuosität wie die Himmelfahrt Christi, malt uns Uhde ein Heideprinzeßchen, oder einen Schauspieler, oder noch überraschendere Dinge, die nichts mit religiöser Malerei zu thun haben. Und wenn auch die großen Maler der Gegenwart: Böcklin, Stuck, Klinger der religiösen Malerei nicht abhold sind, so machen ihre religiösen Werke doch immer wieder den Eindruck, als seien sie nicht sowohl der Ausfluß einer starken religiösen Persönlichkeit, sondern das Product eines alles beherrschenden Könnens.

Von den Werken Gebhardts müssen wir anders denken.

Eduard von Gebhardt ist heute kein alter und kein moderner Meister. Einmal freilich ist seine Kunst neu, epochemachend gewesen, nicht sowohl auf dem Gebiet des allgemeinen Kunstschaffens, als gerade innerhalb der Grenzen der religiösen Malerei.

Die beiden Kunstrichtungen, die Gebhardt seinerzeit in der Kunststadt Düsseldorf antraf, mußten seinem ganzen Wesen im Innersten widerstreben. Verleugneten doch beide Richtungen — das katholisirende Nazarenerthum und die eben aufstrebende bramarbasirende Kostümmalerei — das Wesen echten protestantischen und wahren deutschen Geistes.

Das Volk der Reformation hatte wohl durch seinen Luther gelernt, die biblische Geschichte nicht als pompöse Heiligengeschichte und monströse Abenteuer zu betrachten, sondern sie nachzudenken und nachzufühlen als schlichte, einfache Geschichte, mitten aus dem Treiben des Tages heraus, Geschichte von lebenswahrer Dramatik. Ein Meister, seine Jünger, das Volk, Menschen von Fleisch und Blut, an Gebärden als Menschen erfunden.

Dürer, Rembrandt, Holbein hatten diesen protestantischen lebenswahren Geist, dieses urwüchsige, naturalistische Princip der Reformation verstanden und insonderheit ein Dürer seinem deutschen Volke die heilige Geschichte bildlich verdeutscht, nachdem es Luther durch die Macht der Sprache gethan.

Aber die große, deutsche, protestantische Kunst war wieder versunken, wie der große deutsche Geist der Reformation. Und freilich — zu den Zeiten des kalten Rationalismus, wie sollte da die religiöse Malerei, die Domäne des Gefühls und der Inspiration, befruchtet werden von rationalistischen Gedanken, Predigten, Gotteshäusern! — Und die Zeit der Romantik? Sie befruchtete wohl die religiöse Kunst, aber nicht in deutscher Kraft und protestantischem Geiste, sondern in italienischem Schwulst und katholisirender Sentimentalität.

Und gerade diese Richtung der Romantik, als deren Vertreter wir das Nazarenerthum betrachten müssen, hatte die Oberhand in der berühmten Rheinstadt Düsseldorf, wohin Meister Gebhardt anno 1860 seine Schritte von ungefähr lenkte.

Nachahmung der Italiener und Accommodation an die Bedürfnisse der katholischen Kirche, das waren die Grundsätze des Nazarenerthums und diesem Bedürfnisse kam die eben aufstrebende Historienmalerei noch weiter entgegen, indem sie die sentimentale Leblosigkeit mit der theatralischen Hohlheit vertauschte.

Und was vermochte diese Scheinkunst zu bieten? Goethe gibt eine treffende Kritik: „Es sind die biblischen Stücke alle durch kalte Veredlung und gesteifte Kirchenschicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entrissen worden. Durch stattliche, gefaltete Schleppmäntel sucht man über den markleeren Adel der überirdischen Wesen hinwegzutäuschen."

Es ist von entscheidender Bedeutung für Eduard von Gebhardt gewesen, daß er der Sohn eines lutherischen Pfarrers war, aufgewachsen im Geiste des Pfarrhauses der deutschen Gemeinde zu St. Johannis in Esthland. Bis zum 12. Lebensjahre vom Vaterhause im streng orthodox-protestantischen Glauben erzogen, ging er auf das Gymnasium zu Reval, und 1856, als die Engländer Reval blockirten und die Schulen geschlossen wurden, auf die Academie zu St. Petersburg. Schlichtes, einfaches Naturstudium stand im Mittelpunkt der ersten Lehrzeit. 1857 wanderte Gebhardt nach Düsseldorf, zweifellsohne durch dessen Kunstruhm gelockt; von dort wurde mit dem jungen Freunde Petzold Belgien und Holland bereist, wo Gebhardt mit den alten großen Meistern der Niederländer jene seelenverwandte Freundschaft schloß, die des Künstlers Bilder noch heute wiederspiegeln. 1858 nahm Gebhardt in Karlsruhe seinen Sitz, wo er mit Schirmer, dem großen

Landſchafter und mit Leſſing, dem großen Hiſtorienmaler in engere Beziehung trat. Dann aber führte den Unſtäten, der ſich unentſchloſſen, ob er nach Rom oder München oder Karlsruhe gehen ſolle, auf die Wanderſchaft gemacht hatte, das Schickſal abermals nach Düſſeldorf, das ſeine dauernde Heimath werden ſollte.

Wenn wir bedenken, daß damals das katholiſirende Nazarenerthum in Düſſeldorf unter Schadow, Bendemann und Sohn ſeine Blüthe hatte, ſo ſollten wir glauben, daß Gebhardt, der gute Proteſtant, dort nicht auf den rechten Boden verpflanzt worden ſei. Denn Rethel, der einzige bekenntnißfreudige Proteſtant in jenem Kunſtkreiſe, hatte für ſeine allerdings noch etwas ſtarre, aber urgermaniſche Kunſt keine fühlende Seele gefunden und war ein Jahr vor Gebhardts Eintreffen in Geiſtesſtörung elend zu Grund gegangen. Aber Gebhardt war eine ſtärkere Natur als Rethel. Gerade dieſes katholiſirende undeutſche Element war es, was Gebhardt zum lebhafteſten Widerſpruch reizte und zu ſelbſtſtändiger Schaffensluſt antrieb. Und das iſt doch immer wieder der Beweis des Geiſtes und der Kraft, den das Genie gibt, das den Muth hat, gegen eine Welt ſich zu erheben und eigene Bahnen zu ſuchen. Gebhardt ſelbſt ſpricht ſich darüber aus.

„Man hat oft die Frage an mich gerichtet, warum ich denn die Bilder in altdeutſchem Coſtüm male. Ja wie denn? Sollte ich etwa weiter malen wie die Nazarener? Anfangs dachte ich auch nicht anders, aber meinen hausbackenen Menſchen wollten die conventionellen Gewänder partout nicht paſſen. Ja, ſagten die klugen Menſchen, ich ſollte es doch ſo malen, wie es geweſen iſt, es iſt doch im Orient paſſirt, das iſt doch ein Anachronismus, den ich begehe! Merkwürdig! noch nie hat ein Menſch es zuſtande gebracht, in der Form des Orientbildes ein andächtiges Bild zu malen; warum verlangt man denn das von mir? Malen wir denn nicht als Deutſche für Deutſche?“

Mit dieſem Selbſtbekenntniß haben wir Gebhardts Größe und Gebhardts Grenze ſeines maleriſchen Könnens. — Er will deutſch malen und das iſt ein großes Wort und ein großes Wagniß! Und wie das Große machen? Durch deutſche Coſtüme. Und welche? Die mittelalterlichen!

Der Vorläufer der Hiſtorienmalerei war das Orientſtück, das ſeine Entſtehung dem Franzoſen Horace Vernet zu danken hat, der auf einer Orientreiſe mit Land und Leuten der heiligen Geſchichte bekannt geworden war und nun dafür zu ſchwärmen anhub, daß die ganze bibliſche Geſchichte in das hiſtoriſch und landſchaftlich getreue Element des Orients zu verſetzen ſei. So ſehr nun auch Gebhardt dieſe archaiſtiſche Forderung im Kampf gegen alle Veräußerlichung der Kunſt ablehnte, ſo hat er doch auf derſelben Idee weitergebaut, die heilige Geſchichte in das Gewand einer beſtimmten Zeit

zu hüllen, um durch diese Costümirung ihrem Wesen gerechter und dem Volke verständlicher, anschaulicher zu werden.

Man kann über die Richtigkeit dieser Idee streiten; jedenfalls war es eine epochemachende That Gebhardts, die biblische Geschichte fürs deutsche Volk auf deutschen Grund und Boden zu versetzen und die internationale Sprache der Menschengefühle und den Ewigkeitsgehalt der Geschichte Christi einem besonderen Volke verständlich und gegenständlich zu machen in deutschen Bildern, deutschen Gesichtern, deutschen Burgen, Häusern, Stuben und deutscher Landschaft.

Die große Gefahr bestand freilich für den Neuerer E. v. Gebhardt, in seiner Polemik gegen Orientbild und Nazarenerthum ins Extrem zu verfallen und das Formelle, Anmuthige der mittelalterlich-deutschen Gewandung in den Vordergrund zu stellen. Aber vor dieser Gefahr behüteten den Meister zwei Dinge.

Einmal war der stärkste Hüter und Wächter Gebhardts guter Wille, als Deutscher für Deutsche zu malen, also nicht sowohl für Deutsche des Mittelalters, sondern für Deutsche der Gegenwart — und wollte er diesen sich fühlbar und verständlich machen, so mußte er in diese theilweise abenteuerlichen Gewandungen Menschen stecken mit deutschem Fleisch und Blut, mit deutschen, ehrlichen, groben und doch geistigen Gesichtern — denn ein Mann, der deutsch malen will, will auch von seinem deutschen Volk so hoch denken, als dieses es verdient. Und an innerer Wahrheit gewinnt gerade die mittelalterliche Gewandung noch mehr, wenn wir daran festhalten, daß das Volk in den Blüthetagen der Reformation nicht so stupid war, wie es vielfach karikirt wird, sondern daß in nicht Wenigen bis hinab ins gemeine Volk die belebende Geisteskraft der Reformation drängte und stürmte, eine Art, die unter dem ungeheuren Eindruck der Wende, die sich vor den Augen aller vollzog, zum Denken, Reden, Kämpfen, Glauben und Bekennen geradezu gezwungen ward.

Von dieser Erwägung aus könnte sich mit Gebhardts mittelalterlicher Costümirung mancher mehr befreunden, der sich immer noch ob dieser formellen Sache in seinen Werken nicht recht heimisch fühlen will; wie es auch offen gestanden mir immer wieder gehen will, wenn ich ein neues Werk Gebhardts zu sehen bekomme.

Aber den Worten Gebhardts fühlen wir es an, er ist ein Mann, mit dem sich reden läßt und der seine Grundsätze hat, Grundsätze, die, wenn es auch noch so sehr den Anschein hat, doch keine absurden Marotten sind.

Zu Eingang habe ich gesagt, daß Gebhardt kein alter und kein moderner Meister sei. Die Frage, was wir vom modernen Kunstprincip aus zu seinen Bildern zu sagen haben, wollen wir am Schlusse kurz erörtern und seine

eigene Behauptung von seinen „hausbackenen" Menschen der Analyse einzelner seiner Werke überlassen. Auf diese führt es uns, wenn wir nach dem zweiten Grunde fragen, der Gebhardt der Gefahr enthob, das Loos seiner Gegner zu theilen und im Formalismus unterzugehen.

Der erste Grund war sein deutscher Sinn und der andere Grund ist sein religiöses, frei protestantisches Denken.

Was will er malen? „Menschen", wenn auch „hausbackene". Aber Menschen aus seiner protestantischen Heimath und aus seiner evangelischen Lebensanschauung heraus sind es, hausbackene Menschen aus dem Alltagsleben, das aber immer interessant ist, wo man es anpackt, — und „andächtige" Menschen d. h. doch nicht Madonnenbilder, vor denen man die Kniee beugen muß und Weihrauch zu riechen vermeint, auch keine hysterisch Verzückten oder mystisch Entrückten oder in stupider Bigotterie Verzwickten, sondern Andächtige nach dem Liede Tersteegens: „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten." Also Gesichter, in der Andacht des Gebets vergeistigt — und das hat Meister Gebhardt in der That mit seiner Kunst zu Wege gebracht.

Nicht bei allen, aber bei vielen neueren Malern scheint durch ihre Bilder nach Colorit, Zeichnung und Composition das Transparent der alten Meister durch, durch deren Studium sie dauernd zur Anwendung besonderer Kunstmittel bestimmt worden sind. Wenn wir Gebhardts Bilder betrachten, so erinnert uns sein Colorit, jener braune Grundton an die alten Niederländer, die peinliche, oft harte, rigorose Linienführung an deutsche Meister, Dürer und Holbein. In der Composition dramatisch bewegter Gruppen hat er sich beeinflussen lassen durch van Dyck und noch mehr durch Roger von der Weyden, aber natürlich nicht so, daß Gebhardts Kunst ein Extract aus der Palette dieser Altmeister zu nennen wäre.

Ueberschauen wir die Reihe seiner Schöpfungen von den sechziger Jahren an bis heute, so müssen wir sagen, daß von einem eigentlich stufenmäßig in die Augen fallenden Fortschritt kaum die Rede sein kann. Von Anfang an zeigt sich in den Bildern das, was Gebhardt in dem oben citirten Wort als sein Ziel ausgesprochen hat: deutsche Gestalten, deutsche Scenerie, hausbackene, markige, ernste, fast zu ernste, stille, vielfach verschlossene Gesichter, voll Andacht und Ergriffenheit von der Geschichte, deren Zeugen oder Mittelpunkt die Einzelnen sind. Mit ernst geschlossenem Mund, hoch aufgerichtet, schlank und feierlich einherschreitend, hart ascetisch und traumverloren, mystisch in Gesichtsausdruck und Haltung, immer in Schaaren um den Heiland versammelt. Fast könnte man glauben, Gebhardt habe sich in der Wahl seiner Stoffe beherrschen lassen von der Gelegenheit, uns den Heiland mitten in großen Volksgruppen zu zeigen. Und diese Tendenz wäre nur zu billigen,

denn es ist noch keinem Meister gelungen, in Person und Antlitz Christi die ganze ungeheure geistige Kraft zu legen, die er ausgeübt haben muß, wenn er seine Wundermacht über Menschenherzen und seine Gottesnatur entfaltete. Das hundertfache Licht, das auf die Umgebung Christi ausstrahlt, das in mannigfach gearteten Gesichtern sich wiederspiegelt, kann den Eindruck und die Vorstellung von der Wundermacht des Gottessohnes noch am besten wecken und heben. Und so ist mir an den Bildern Gebhardts immer wieder das Studium der vielerlei Menschengesichter, die er in bunter Kette um den Meister gruppirt, das Liebste und Anregendste gewesen.

Das Vielerlei berührt oft fast unkünstlerisch, so z. B. auf dem Bilde der „Bergpredigt", wo auf kleiner Leinwand eine Unzahl der prächtigsten Portraits vereinigt ist. Die Betonung der Umgebung mag in der That auch manchmal auf Kosten des Mittelpunktes gehen.

Der Typus Christi hat nichts Besonderes. Er ist kaum losgelöst von der traditionellen Auffassung. In engem Unterkleid und darüber den faltigen Mantel, das wallende Haupthaar gescheitelt, der typische Vollbart; ein ausgesprochener Nasiräer mit fast zu starker Betonung der Askese. Aufgefallen ist mir, daß auf dem Bilde von der „Heilung des Gichtbrüchigen" Christi Hauptform und Gesichtsausdruck eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Christus in der Himmelfahrt Uhdes aufweist. Es dürfte Zufall sein, aber nicht uninteressant, daß zwei religiöse Maler, die sonst wenig mit einander gemein haben, auf einen solch geistesverwandten Typus Christi geführt wurden.

So belebt und abwechselnd die Volksgruppen erscheinen, so ist doch wieder eine merkwürdige, fast zu feierliche Ruhe über das Ganze ausgebreitet. Woher das kommt? Jeder Einzelne lebt doch und hat seine besondere Haltung. Ich kann mir diese Ruhe nur erklären durch das instinctive Bestreben des Künstlers, alles Theatralische zu vermeiden, durch die Meisterschaft, mit der die Antheilnahme des Individuums am ganzen Vorgang mehr ins Gebiet der geistigen, als der körperlichen Sphäre gerückt ist. So geben z. B. beim „Einzuge Christi in Jerusalem" unter den vielen Menschen nur ein halb Dutzend ihrer frohen Erregung durch Action der Hände Ausdruck, während wir uns den Einzug Christi doch als einen Act dramatisch leidenschaftlicher Volkserregung denken müssen.

Bei der Liebe, mit der die kleinen Beiwerke, oft nicht ohne Humor, gemalt sind, werden wir gerne an Ludwig Richters liebliche Kleinwelt erinnert. Die großen Landschafter Schirmer und Lessing und die Romantiker verleugnen sich auch nicht ganz in Gebhardts Kunst, und das Colorit, das manchmal nach zu gedämpften Tönen hinneigt, ist freundlich belebt — gewiß durch den Einfluß des Freundes Sohn, dessen Lebhaftigkeit der Meister ohne Zweifel manche Anregung zu danken hat.

Um den Meister in seinem unermüdlichen Schaffen noch concreter vor uns zu schauen, führen wir uns noch einige seiner Bilder vor Augen.

1861 entstand als erstes selbständiges Werk eine Farbenskizze: Auferweckung des Lazarus, ein Vorwurf, den er erst 1896 zur Ausführung brachte. Das erste Gemälde stammt aus dem Jahre 1863: Christi Einzug in Jerusalem.

Das hohe, alte Stadtthor, Mauer und Wallgraben, Eckthurm, Ritter und Roß, der Blick in die Ferne durchs Wiesenthal, das Kirchlein mit dem Pfarrhof im Baumschatten versteckt, der stille Weg am Gartenzaun hinab — und droben aus dem rebenumrankten Fenster die Mutter und das winkende Töchterlein — das alles muthet uns an wie ein Stück guter Romantik, als hätte es uns ein Moritz Schwind erdacht und ein Ludwig Uhland gesungen. Und fast will der feierliche Zug nicht recht in die Landschaft hineinpassen. Man spürt den Kampf mit der Tradition aus dem Werke wohl heraus und die mittelalterliche Gewandung will noch nicht so recht gelingen. Da geht noch ein Jünger neben dem Herrn einher, überladen mit einem tuchreichen, faltenreichen Mantel, der aus dem Atelier eines Historienmalers sich hierher verirrt hat. Der Ausdruck der Beweglichkeit des Zuges und der Menschen ist noch nicht recht erreicht. Zur Linken Christi ein andrer Jünger, ein hausbackener Kopf — ein frommer Stundenhalter. — Ansprechend aber ist die Gruppe zur Rechten: droben das winkende Mädchen, unter dem Fenster zwei junge Burschen, der eine mit gefstvollem Antlitz, ein junger Nicodemus — jubelnde Knaben, zwei kräftige Männergestalten, den Messias erwartend, der mit ausgebreiteten Händen des Weges einherreitet. Hinten in der Ecke das Hündlein, stillvergnügt in die Welt schauend.

Bezeichnend ist, daß in den folgenden Jahren Gebhardt auch einige Scenen aus der Reformation malte, z. B. ein Gespräch der Reformatoren.

Hatte uns das erste Bild in die freie mittelalterliche Landschaft mit gemüthvoller Idylle versetzt, so werden wir in dem anmuthigen Bilde „Jairi Töchterlein" in ein echt mittelalterliches Gemach geführt, in eine Bauernstube. Das Bild zeichnet sich im Gegensatz zu dem Erstlingswerk durch eine ruhige Klarheit der Composition aus. Drei Gruppen: zur Rechten Jairus, der die theilnehmenden Nachbarn beschwichtigend zur Thüre hinaus bittet, in der Mitte des Gemachs drei Jünger, etwas staffagemäßig postirt — Johannes noch mit dem luxuriösen Comfort eines schweren Faltenmantels ausgestattet, Jacobus vertraulich die Hand auf der Schulter des Bruders, und Petrus — ein ausgezeichneter Kopf; freundlicher als sonst die Gebhardtschen Typen, schaut er, die Hände biederb gefaltet, mit einem seelenguten Lächeln auf das erwachende Mädchen. Dieses liegt hingestreckt auf dem Todtenbette, schaut den fremden Mann verwundert an mit großen, fragenden Augen. Und der

Meister, ohne Pose, beugt sich wie ein Vater über das Todtenbett, dem Kinde segnend die Hand aufs Haupt legend. — Neben diesem in seiner Einfachheit großen, weihevollen Vorgang stehen echt Richtersche Stücke gemüthvoller Behaglichkeit. Am Fenster im Sonnenschein schläft die Katze, des Töchterleins Liebling; zur Thür drängt der kleine Bruder, des Mägdleins Spielgefährte, den Finger im Mund, mit der andern Hand die Augen reibend.

Es ist naturgemäß, daß Gebhardt im Laufe seines künstlerischen Schaffens alle die Motive behandelt, die dem religiösen Maler sich von selbst darbieten. 1866 malte er eine Kreuzigung für die Domkirche in Reval und dasselbe Motiv 1873 für die Hamburger Galerie und 1884 für die Kirche in Narva. — Das Bild erinnert stark an Dürer, der Leib des Crucifixes ist in der naturalistischen Härte von Donatellos Formgebung gehalten. Die Mater dolorosa in gefaßtem, edlem Schmerze, getröstet von Johannes, der sich zu ihr niederbeugt. In der Ferne geht Petrus in den Abend hinein, schuldgedrückt; eine ergreifende Gestalt. Ein gut evangelisches Bild. Natürlich alles ohne Heiligenschein, ohne exaltirte Martern und Schmerzensausbrüche.

Neben diesem Stoffe wagte sich Gebhardt 1871 an den Vorwurf, der immer das äußerste Probestück der Meisterschaft in religiöser Kunst sein wird — an das heilige Abendmahl. Das Bild, das in der Nationalgalerie in Berlin hängt, dürfte zu dem Hervorragendsten gehören und hat seinerzeit Gebhardts Ruhm begründet. Auf keinem Bild wird uns so klar entgegengetreten, daß sich Gebhardt deutsche Typen zu Vorbildern für seine Jünger genommen.

Während Lionardo da Vinci die Jünger in dramatischer Bewegung und romanisch-lebhaftem Austausch der wogenden Gedanken zeigt, sitzen hier im gewölbten Saale stille, grübelnde Germanen, verschlossen — jeder muß selbst die ungeheure Tiefe und den Schmerz des gesprochenen Wortes durchdenken und durchkämpfen. In dieser grübelnden Ruhe ist Gebhardts „Abendmahl" mit dem Werke Uhdes aufs engste verwandt — zwei wahrhaft deutsche Meister religiöser Kunst!

1874 erhielt Gebhardt den wohlverdienten Ruf an die Düsseldorfer Akademie, empfohlen von seinem Lehrer W. Sohn. Er hat seitdem eine reiche Lehr- und Schaffensthätigkeit entfaltet. Eine dankbare und anregende Aufgabe übertrug ihm die Regierung 1884 mit dem Auftrag, einen Saal in dem einstigen Kloster zu Loccum mit Wandgemälden aus der Geschichte Christi auszuschmücken, eine Arbeit, die ihn bis 1891 beschäftigte.

Eines der interessantesten Bilder aus diesem Cyclus ist die „Heilung des Gichtbrüchigen." Die Scene spielt sich auf dem überdachten Vorplatz eines vornehmen Hauses ab. Christus ist im Mittelpunkt des Ganzen. Er hat dem Gichtbrüchigen, der ihn gläubig anblickt, die Hand gereicht und sich zu

ihm herabgebückt. Aufs äußerste gespannt sieht die vielköpfige Menge dem Heiland zu. Lauter Leute frisch von der Arbeit weg; sie sind herbeigekommen, um dem wunderbaren Mann zuzuhören. Der Küfer hat noch seinen Kübel am Arm; unten steht das hartschaffende Bauernvolk mit Heugabeln, Rechen, Sensen, Dreschflegeln und Grasbündeln. — Andächtiges Erfassen des Wunders, das hier geschieht. Stupides Staunen. Ungläubiges Kritisiren. Halbgläubiges Zuwarten. Aber keine sich vordrängenden Affekte. Alles in einer gewissen behaglichen Ruhe. Ob das Ganze psychologisch richtig erfaßt ist, darüber ließe sich immerhin streiten. Ob das Volk derartige Wundereregnisse zur Zeit Christi oder zur Zeit der Reformation so ruhig und gelassen angeschaut hätte? —

Einen andern Ton schlägt Gebhardt an in einer merkwürdigen Skizze: „Darstellung Christi vor dem Volk“ (1892), wo das Volk bis zur häßlichsten Verzerrung gesteigert ist. In einer ähnlichen bizarren Erinnerung steht mir noch das Bild „der ungläubige Thomas“, das ich in München gesehen zu haben glaube. Ebenso dürfte wohl auch das Maaß der Aesthetik und des erlaubten Naturalismus jene Pietà (1883) überschreiten, die neben prächtigen Gestalten zwei Frauen zeigt mit Kübel und Waschbecken in den Händen, den Frauen assistirend, die den Leichnam Christi pflegen! Ueberhaupt bringt gerade diese „Pietà“ das immerhin Gewagte in Gebhardts Theorie zum Ausdruck: das große Himmelbett und all die breite, mittelalterliche häusliche Behaglichkeit will uns nicht recht passen zu dem großen, erhabenen Ernst der Passion und zu den zweifellosen Thatsachen von dem entbehrungsvollen Leben Christi und der Seinigen.

Das lieblichste Bild Gebhardts dürfte wohl die „Bergpredigt Christi“ sein. Er hat hier das geistige Wesen der Bergpredigt in die engste Verbindung mit einer lieblichen deutschen Landschaft hineingestellt und wir verstehen es hier am Waldesrand, auf der grünen, blumigen Wiese, wo die Schafe in traulicher Nähe weiden und der freie, große Himmel über die Erde sich spannt — wir verstehen es, wie hier auf Christi Lippen ein Gleichniß ums andere aus dem herrlichen Vaterreiche der Gottesnatur schwebt und wie die Natur in ihrer Herrlichkeit und stillen Zufriedenheit den horchenden, sorgenden, bangenden Menschenkindern unter den Worten des großen Predigers ein sprechendes Bild kindlichen Vatervertrauens werden muß. Ein protestantisches Bild, ein Hymnus auf die unsichtbare Macht der Rede über denkende Häupter und fühlende Herzen, die gefesselten Blicke unverwandt auf den Einen Mann gerichtet — lauter klare Gesichter, Jung und Alt, Hoch und Nieder, keine Bigotterie, keine Bornirtheit, keine knechtische, Fegfeuerschwefel einsaugende Gewissenspein. Hörende, reuige, glaubende, liebende, hoffende Menschen.

Zum Schluß möchte ich noch zwei Bilder Gebhardts aus neuerer Zeit berühren, die wirkliche Zeugen seiner Meisterschaft sind. „Lazarus Auferweckung“ von 1896 und „Die Jünger in Emmaus“ von 1897.

Beide Bilder zeigen ein auffallendes Zurückweichen der ascetisch starren, theilweise rigorosen Gesichtsbildung. Die „Auferweckung des Lazarus“ zeigt auch eine viel freiere und leichtere Behandlung in der Composition größerer Gruppen und die Häufung der Körper, die uns an altdeutsche Meister erinnerte, ist überwunden.

„Die Auferweckung des Lazarus“ geschieht auf einem eher modern als mittelalterlich aussehenden Friedhof, in dessen Hintergrund prächtige Baumgruppen stehen. Die Maria mit ihrem frohverklärten Gesichte ist das Beste, was ich von Gebhardt gesehen habe. Gleicherweise berührt auch der milde Gesichtsausdruck Christi, der frohe Freude über die Auferweckung des Lazarus kündet, durchaus sympathisch.

Während durch dieses Bild Gebhardts fast ein moderner Zug geht, führt uns das Bild von 1897: „Die Jünger in Emmaus“ wieder mitten hinein ins echteste Mittelalter. Das Bild will die Worte Lucas 24, 31 illustriren: „Da wurden ihre Augen geöffnet und erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen.“ Am sauber gedeckten Tisch in der Ecke sitzen die beiden Jünger und bei ihnen hat Christus der Auferstandene gesessen. Der Künstler hält den Augenblick fest, wo die beiden Jünger in gläubigen Schrecken nach der Höhe blicken — dorthin ist der Meister entschwunden. Der leere Stuhl steht noch da. Das Visionäre des Augenblicks ist in den zwei Angesichtern meisterhaft wiedergegeben. Der Jüngere schmiegt sich in seinem fast kindlichen Schrecken an den Aelteren, der von dem Stuhle aufgesprungen ist und noch das gebrochene Brot in der Hand hält, an dem er seinen Meister erkannt hat. Die Wirthin, ein flackerndes Licht in der Hand haltend, tritt eben zur Thüre herein.

Aber auch bei diesem edlen Bilde kann ich den Eindruck nicht los werden: zu behaglich in der Scenerie! Der reichbesetzte Tisch, der breite Kachelofen!

Wir müssen von unserm modernen Denken viel, sehr viel abstrahiren, wenn wir uns in dieser mittelalterlichen Welt mit unsern modernen Anschauungen von Christi Leben und Weben zurecht finden und zu Hause fühlen wollen. Und zu einem „andächtigen“ Bilde gehört doch auch die Eigenschaft, daß es sich an die Sphäre des Beschauers anschmiegt.

Und doch erreicht gerade bei den beiden letzten Bildern der geistige Gehalt der Personen eine solche künstlerische Wahrheit, daß wir Gebhardt ohne Bedenken mit Fritz von Uhde in eine Linie stellen möchten.

Wir könnten das ja auch um so leichter, als es auch von Uhde kaum ein Bild geben dürfte, das unsre religiös-historischen Anschauungen von der Person und Zeit Christi entsprechend dargestellt hätte, eine Anforderung, die überhaupt in dieser Fassung nie ein Meister wird erfüllen können, da alle Kunst und alle Meisterschaft immer ebenso individuell bleiben wird, wie das religiöse Denken und Vorstellen. Aber Uhde steht unserm modernen Bewußtsein doch bedeutend näher, besonders auf seinen neueren Bildern, auf denen er immer mehr, wenigstens für seine Christus- und seine Jüngergestalten einer zeitlosen, durchaus einfachen und natürlichen Einkleidung und Scenerie zuzustreben scheint.

Und so müssen wir unser Wort vom Eingang wiederholen: Eduard von Gebhardt ist kein alter und kein moderner Meister. Er hat mit den alten Vorurtheilen eines hohlen Formalismus gebrochen, und hat neues Leben in die religiöse Kunst gebracht. Aber auf diesem ersten Standpunkt ist er geblieben. Er ist mit der Moderne nicht weitergegangen zu der letzten Consequenz seines richtigen Kunstprincips: den Deutschen deutsch zu malen. Denn diese Consequenz, die andere gezogen haben, muß lauten: den Deutschen so deutsch, wie sie heute deutsch geworden sind und so protestantisch, wie wir als Deutsche bleiben wollen*) — und gottlob! Wir sind nicht mehr in den Schuhen des Mittelalters. Wir haben in unsrer deutsch-evangelischen Denkungsart, so theuer uns das Vatererbe der Reformation ist, doch manchen mittelalterlichen Rest der Reformation überwunden und wenn die mittelalterliche Färbung uns auch an die größten Tage Deutschlands, an das heilige Werk der Reformation mahnt, so hat ebendiese doch den Beigeschmack der Erinnerung an die Schranken, welche gerade das noch nicht ausgelebte Mittelalter den großen Geistern der Reformation gesteckt hat.

---

*) Ich muß mir hier einen principiellen Widerspruch oder wenigstens eine Verwahrung gegen den verehrten Verfasser erlauben. Die Verdeutschung dessen, was einem fremden Volksthum entsprossen, wohl einen menschlich-universalen, aber keineswegs einen specifisch deutschen Charakter an sich trägt, darf nie bis zur fühlbaren Unwahrheit getrieben werden. Luther hat uns die Bibel verdeutscht; ja, aber er hat ihr ihr hebraisirendes Colorit nicht genommen und hat sie nicht modernisirt. Das darf auch die Malerei mit der Geschichte Christi nicht; historische Unwahrheit kann nie Gesetz der Kunst sein. Wenn frühere Zeiten eine Verkleidung der evangelischen Geschichte ins Abendländische und Mittelalterliche vertrugen, so geschah das aus dem waltenden naiven Mangel an historischem Sinn; heutzutage aber gehört historischer Sinn zur allgemeinen Bildung und darum berühren uns diese heutigen, nicht mehr naiven, sondern reflectirt unwahren Verkleidungen wie Travestieen. Nur soweit sie einigermaßen auf Kunsttradition beruhen, mildert sich das für unser Gefühl. Dagegen würde ein modernisirtes Gewand der heiligen Geschichte, wie der Herr Verfasser es zu fordern scheint, geradezu unerträglich sein.

Der Herausgeber.

So mag es denn sein, daß vielleicht nur die protestantische Kunst eine nächste Zukunft haben wird, die losgelöst von allem Zusammenhang mit der idyllischen Enge vergangener Romantik, allen historischen Formalismus in den Hintergrund stellt und die große geistige Kraft der Person und der Zeit Christi in hellen Farben, nicht ascetisch und nicht flitterbunt, sondern lebenswahr und farbengesund zur Darstellung bringen wird.

Und haben wir diese moderne, diese deutsch-protestantische Kunst? Ich habe sie auf den Kunstausstellungen schon seit Jahren gesucht — Vorläufer, Vorreformatoren hätten wir. Gebhardt ist der erste; Fritz von Uhde ist der zweite. Böcklin und Max Klinger und am Ende auch Stuck mögen auch dazu gehören. — Sonst aber allüberall gut katholische Kunst mit prunkenden Kirchen, celebrirenden Priestern, wallfahrenden Tirolern, angebeteten Madonnen und schmunzelnden Mönchen.

Wer die Kraft und das Wesen der Religion und der Kunst nur in Aesthetik und Gefühle auflöst, muß die religiöse Kunst dem Katholicismus auf ewig verschreiben. Wer aber in Kunst und Religion die bewußten Regungen von Geist und Willen findet, der muß den Glauben bewahren an die große Zukunft einer deutsch-protestantischen Kunst.

Aber liegt die Schuld allein an den Künstlern, daß noch so wenige um eine protestantische Kunst sich mühen? Ich glaube nicht. — Auch die Laien und die Kirche sind schuld. Noth thut: viel mehr Arbeit, viel mehr Interesse und viel mehr Anregung für eine deutsch-protestantische Kunst. —

Unterbalzheim. David Koch.

Die Schloßkirche zu Weißenfels.

Mit nicht geringem Kostenaufwande ist die Kirche zu Schloß Weißenfels seitens des Kriegsministeriums wieder in baulichen und brauchbaren Stand gesetzt worden, um am 4. Juli d. J. durch einen Festgottesdienst, bei welchem der Unterzeichnete die Weiherede, der Stadtsuperintendent Dr. Lorenz die Predigt hielt, ihrem gottesdienstlichen Zwecke zurückgegeben zu werden. Das Schloß und seine Geschichte, die Kirche und ihre Gruft sind wohl werth, daß man einen Augenblick dabei verweilt; eine kleine, eben erschienene Schrift von Pastor Friedrich Gerhardt, welcher zeitweise die Militärseelsorge in Weißenfels wahrgenommen: „Schloß und Schloßkirche zu Weißenfels“ (ebendas., Verlag von Max Lehmstedt, — der Reinertrag für die Schloßkirche bestimmt) leistet dabei willkommene Dienste, wenngleich dem Berichterstatter auch anderes Material zur Verfügung steht.

1. Das Schloß und seine Geschichte.

„Die Höhe an der Saale bei der heutigen Stadt Weißenfels war schon den Alten ein militärisch-wichtiger Punkt.... Sie sah Karl d. Gr. mit den Sachsen ringen, Ungarn und Deutsche kämpfen bis aufs Blut, Hussiten hausen und furchtbare Greuel verüben. Der weiße Felsen kennt Wallenstein und Gustav Adolf, den großen Friedrich und Napoleon.“ Karl d. Gr. soll auf dem Felsen eine Grafschaft mit festem Schlosse gegründet haben, Otto d. Gr. theilte die Grafschaft dem Bisthum Merseburg zu, unterstellte sie dem Erzbisthum Magdeburg. Markgraf Otto der Reiche erhob die Ansiedlung in der Tiefe zur befestigten Stadt und gab ihr wie dem Schlosse den heutigen Namen. Schon damals war das Schloß nicht allein mit allen zu einem Hofstaat damaliger Zeit nöthigen Gebäuden versehen, sondern auch so befestigt durch Mauern, Thürme und Bastionen, daß es zu einer Zeit, wo das Schießpulver noch nicht erfunden war, leicht vertheidigt werden konnte. 1539 unter Heinrich dem Frommen ward die Reformation eingeführt; Moritz von Sachsen ließ das verfallende Schloß wieder herstellen. Eine gottesdienstliche Stätte hatte das Schloß damals auch, die St. Margarethen-Capelle. Der dreißigjährige Krieg verwandelte das Schloß in eine Ruine, welche die Schweden völlig in Trümmer legten, 1644. 16 Jahre später — 1660 — ward der Grundstein zu dem jetzigen Schlosse

— Neu-Augustusburg, im Unterschied von Augustusburg zwischen Chemnitz und Frankenberg — gelegt.

Bis 1656 war die Ernestinische Hauptlinie des Wettiner Hauses eine einheitliche geblieben. Aber Kurfürst Johann Georg I. hatte in seinem Testament vom 20. Juli 1652 eine Theilung seines Besitzes an vier Linien vorgeschrieben, nämlich an das Kurhaus und die Nebenlinien Weißenfels-Querfurt, Merseburg und Zeitz. Als Johann Georg am 8. October 1656 seine Augen schloß, traten diese Bestimmungen in Kraft.

Erbe zu Sachsen-Weißenfels und -Querfurt wurde sein zweiter Sohn, Herzog August. Pastor Gerhardt gibt ein reich ausgeführtes Bild von den Festlichkeiten bei der Taufe dieses am 13. August 1614 zu Dresden geborenen Herrn, auch von der ebenso langen wie unglaublich geschmacklosen Taufrede des Oberhofpredigers D. Hoë v. Hoënegg. Das Geschick des jungen Prinzen wurde mannigfach in die Wirren des großen Krieges, „der Saatzeit des Erbfeindes", verschlungen. Sein Vater, bekanntlich immer geneigt, persönliche Interessen denjenigen des Protestantismus vorzusetzen, hatte es verstanden, mit Rücksicht auf die Gunst Kaiser Ferdinands II. das Magdeburger Domcapitel zur Wahl des Prinzen August erst zum Coadjutor des Administrators, dann zum Erzbischof von Magdeburg zu vermögen. Kaiser Ferdinands Absichten entsprach dies nun freilich nicht, und er erreichte, daß sein siebenter damals vierzehnjähriger Sohn Leopold Wilhelm, welcher zugleich Inhaber der Bisthümer Passau, Straßburg, Halberstadt und der Abtei Hersfeld und so fromm war, daß er kein weibliches Wesen, auch nicht seine Schwester, in seiner Nähe litt, vom Papste zum Erzbischof von Magdeburg erhoben wurde. Wesentlich mit auf Betreiben Augusts standen bei Breitenfeld die Sachsen Schulter an Schulter mit den Schweden. Im Prager Frieden (1635) überließ der Kaiser Magdeburg an August, aber — das Erzstift befand sich in Händen der Schweden. Gelang es dem Prinzen nun auch später wieder Besitz zu nehmen, so mußte er doch im westfälischen Frieden auf den erzbischöflichen Titel verzichten und nach seinem Tode fiel das Erzbisthum an Kurbrandenburg.

Am 18. November 1656 ward das Testament eröffnet, das zu einer Fülle von Erbstreitigkeiten Anlaß gab und August zum Herzog von Weißenfels machte. Neunzig Jahre hat sein Haus dort regiert, nicht mediatisirt, nicht voll „souverän", doch mit dem Anspruch darauf.

Gerhardt erzählt uns von des Herzogs Sorge um Kirche und Schule, von der Rechtspflege, auch von dem unerquicklichen Hader mit seinen Städten und Ständen um das „Gevatterpräsent".

An dem mächtigen Bau des Schlosses wurde 21 Jahre gearbeitet und darüber hinaus noch verziert; über die Einzelheiten des Baues, der Kosten-

anschläge, der Leistung der Unterthanen, der Löhne der Handwerker gibt Gerhardt reichliche Einzelheiten. Zur Kirche ward der Grundstein am 10. Juli 1663 gelegt. Als Herzog August am 4. Juni 1680 starb, war das Gotteshaus noch nicht vollendet. Doch ward seine Hülle in der unter demselben angelegten Fürstengruft beigesetzt, nachdem im Dom zu Halle ihm sein Oberhofprediger D. Johann Olearius, der Liederdichter und Freund Speners, die Leichenrede gehalten.

Der älteste Sohn, Johann Adolf I., trat die Regierung unter nicht geringen Schwierigkeiten an. Nicht soviel hatte der Vater hinterlassen, um den Sarg und die Trauertücher zu bezahlen. Erst lange nachher hat der Nachfolger „solches richtig gemacht, im übrigen aber von den vielen Schulden seines Vaters wenig oder nichts bezahlt.“ Sonst war er ein freundlicher und insonderheit auch der Kirche wohlgesinnter Herr. Aber wie einer von seinen Brüdern, so ist auch von seinen Töchtern eine römisch geworden. Drei Söhne folgten ihm nach einander in der Regierung: Johann Georg 1697—1712, Christian 1712—1736 und Johann Adolf II. 1736 bis 1746.

Johann Georg war ein vielseitig veranlagter Mann, Verehrer der schönen Wissenschaften, ein guter Familienvater.

Während der sächsische Kurprinz Friedrich August seinen bereits fünf Jahre zuvor gethanen Uebertritt zur römischen Kirche öffentlich macht, feiert Herzog Christian in guten Treuen 1717 die zweite Reformationssäcularfeier, nicht minder 1730 die zweite Centenarfeier des Augsburger Bekenntnisses, über die er schon im November 1729 zum neuen Advent an den Superintendenten D. Löscher in Dresden schreibt: „Es ist gewiß ein solch Jubiläum von Nöthen, da meine theuern Vorfahren Gut und Blut, ja wohl gar Land und Leute daran gewaget hatten und haben, daß sie die Freiheit der allein wahren evangelischen Religion wiederum durch den Dienst des seligen Herrn D. Martini Lutheri so freidigst vor Kaiser und König wiederum hergestellet und standhaftigst frei bekannt, davor wir Gott billig rechtschaffen zu danken hohe Ursach haben, daß er solch seliges Licht nicht gar verdunkeln lassen!“

Daß diese kirchlichen Feiern allerdings mit einem uns heute schier unleidlich scheinenden Gepränge begangen wurden und wie überhaupt das Hofleben mit seinem Prunk bei Freud und Leid, in Fest und Jagd die Finanzen und vieles andere ruinirten, davon kann man bei Gerhardt sattsam Proben finden. Um so lieber nimmt man Kenntniß von der gütigen Aufnahme der Salzburger Emigranten.

In den letzten Jahren verfiel Herzog Christian der Erblindung und einer Lähmung, die ihn an den Rollstuhl fesselte. Er starb kinderlos.

Der letzte Herzog von Weißenfels, Johann Adolf II., war ebenfalls ein kirchlicher Herr, zugleich aber ein soldatischer Mann, der in den Kriegen gegen Friedrich II. als Feldherr genannt wird. Mit ihm erlosch die Weißenfelser Linie, deren Lande nun, ebenso wie schon vorher Sachsen-Zeitz und Sachsen-Merseburg an Kursachsen zurückfielen. Die Theilung war gewiß eine durchaus nicht staatskluge Handlung gewesen, ein Stück jener Zersplitterung Deutschlands, das dadurch nur immer mehr in nationale Schwäche und Ohnmacht versinken konnte. Aber nun übernahmen die Leitung des evangelischen Kirchenwesens im Herzogthum Weißenfels „königlich polnische und kurfürstlich sächsische zum Consistorio zu Leipzig verordnete Director und Assessores."

Der siebenjährige Krieg hatte unbeschreibliche Wunden geschlagen. Von Weißenfels sieht man nach Roßbach hinüber. Wieder hat durch die französischen Kriege Weißenfels mehr gelitten als die meisten übrigen Städte Sachsens. Aber in der Nacht vom 15./16. Dec. 1812 jagten vier Schlitten durch die Thore von Weißenfels: der Corse eilte nach Paris; ihm nach wälzten sich die Reste der großen Armee. 1815 ward Weißenfels durch die Wiener Friedensacte preußisch. Seitdem ist Neu-Augustusburg eine Friedrich-Wilhelms-Kaserne, dann (seit 1869) Unterofficierschule geworden. Die Kirche des Schlosses hat bis 1875 der Garnison gedient; von da ab, weil die Emporen baufällig waren, nur noch zu Abendmahlsgottesdiensten und Rekrutenvereidigungen. Wir treten in dieselbe ein.

2. Die Schloßkirche und Fürstengruft.

Die Einweihung der Schloßkirche begann am 31. October 1682. So lange hatte man an ihr gebaut. Der eigentliche Tag der Einweihung war der 1. November. In den der Feier gewidmeten Tagen vom 31. October bis 5. November fand sechsmal Gottesdienst statt; am 1. November nämlich zweimal und ebenso am folgenden Tage, welcher der Geburtstag des Herzogs (Joh. Adolfs I.) war.

Die in den Schloßbau eingegliederte Kirche, deren Decke in das Dachgeschoß hineinreicht, ist ein edler Bau, dem Uebergang der Renaissance zum Barockstil angehörig. „Dem Altar gegenüber zieht sich längs der gegen den (Schloß-) Hof gerichteten Wand eine doppelte Empore hin, welche in zwei Reihen Arkaden über einander bildend, sich seitlich bis etwa zur Hälfte der Längewand erweitert . . . Das Altarblatt wird durch ein sinnreich durchbrochenes Ornament ersetzt, hoch über der (zur Seite stehenden) Kanzel schwebt das Bild des Gekreuzigten." So Gurlitt, der im allgemeinen nicht sehr günstig urtheilt, den ganzen Entwurf von sehr bescheidenem, künstlerischem Rang nennt und daran erinnert, daß der Bau in den Tagen der Pegnitzschäfer erfunden

und ausgeführt sei. Gerhardt gibt dies zu, doch scheint ihm die Kreuzigungsgruppe für sich, der Höhe des Gotteshauses angepaßt, in ihrer bewegten Darstellung ein Meisterstück. „Das colossale Crucifix steht im Mittelpunkt der Gruppe, so auch unseres Interesses. Unter ihm stehen Maria und Johannes. Auf ihren Angesichtern spiegelt sich der sie bewegende Schmerz ausdrucksvoll wieder. Herrlich ist der Faltenwurf der Gewänder dem Marmor abgerungen. Die gewaltigen Dimensionen nehmen der Darstellung nichts; sie sind auf die Betrachtung aus der Ferne berechnet und wirken mächtig auf den Beschauer." Ohne den ganzen Schmuck der Kirche, dessen vollbefriedigende Schilderung mir noch auszustehen scheint, hier aufzuführen, sei aus Gurlitt's Geschichte des Barockstils in Deutschland nur noch Folgendes wiedergegeben: „Die Farben der Wände sind rosa und apfelgrün, die reichlich auf denselben angebrachte Stuccatur ist weiß. Den die Renaissance-Empfindung anstrebenden süßlichen Tönen entspricht der Gedankeninhalt des Ornaments. Die Kirche erscheint wie ein festlich geschmückter Tanzsaal [?]: in allen Füllungen hängen naturalistische Blumengewinde, über allen architektonischen Formen geschopptes Rankenwerk, in den Rahmungen der tonnenartig gewölbten Decke schweben Engelsgestalten in meist trefflich dargestellten Bewegungen", — wobei Gerhardt die Frage offen hält, wie viel von der grünen Wandmalerei der ersten Bauzeit entstamme.

Man staunt, wenn man liest, wie viel die Herzöge der Kirche auch an Altarumhängen und Paramenten zugewandt, wie viel Inventar anderwärts unterzubringen war, als mit dem Uebergang an Kursachsen die Kirche aufhörte, evangelisch zu sein. —

Als die Kapelle für den Militärgottesdienst 1895 wieder hergerichtet werden sollte, zeigte sich, wie viel dazu nöthig war. Schwere Constructionsmängel traten zu Tage; es bedurfte umfassender Verankerungen, besonders auch kostspieliger Aenderungen der Dachconstruction, vor allem andern schon eines kostspieligen und schwer aufzustellenden Gerüstes. Der Geheime Ober-Regierungsrath Persius, Conservator der Kunstdenkmäler, gab Gutachten; wegen der Behandlung der Farben an Wand- und Deckenflächen auch der kgl. sächsische Hofrath und Professor Donadini in Dresden. Den Bildern mit allegorischen und biblischen Darstellungen that vor allem Reinigung noth; „schwieriger war die Erneuerung der Deckenflächen in den eben nur auf hohem Gerüst noch zu erkennenden Farbentönen vom stumpfen Rosa, melancholischen Grau in Grau zum blassen Grün."

Das Werk, sagt Gerhardt, lobt den Meister. Nun ruft er noch edler Frauen Gunst und Kunst auf, sich zu rühren, um zum Nothwendigen das Schöne hinzuzufügen, Altar und Kanzel zu schmücken. Auch sein Schriftchen will dazu dienen, dessen Reinertrag der Schloßkirche zu gute kommen soll.

Man sollte dasselbe besonders auch in die Volksbibliotheken unserer Provinz aufnehmen, in welchen nach dem Urtheil eines hervorragenden Kenners gerade an solchen Darstellungen großer Mangel ist. Solche Bücher, schreibt mir derselbe, sind sehr geeignet in den Volkskreisen, in welchen der kirchliche Gedanke erkaltet ist, das Interesse für die Kirche zu wecken. —

Vom Hauptgange des Mittelschiffes, nahe dem Altarraum, führen bequeme Stufen hinunter in das fürstliche Erbbegräbniß, und das Tageslicht erhellt dasselbe — dies ergreifende Erbbegräbniß!

In ihm schlummert die Weißenfelser Linie: der erste Herzog mit zwei Gemahlinnen und neun Kindern, Herzog Johann Adolf I. mit seiner ersten Gattin und fünf Kindern, Johann Georg mit der Gattin und sieben Kindern, Herzog Christian neben der Gattin, Johann Adolf II. mit zwei Frauen und sieben Kindern, sie alle auf zwei bronzenen Tafeln verzeichnet.

Es war ein mustergiltiges Familienleben, welches Johann Georg mit der Prinzessin Friederike Elisabeth von Sachsen-Eisenach führte — aber die fürstlichen Eltern sahen alle ihre Kinder in die Gruft sinken! Und nun vollends die Tragik im Hause des letzten dieser Herzöge. Ein blühend junges Kind um's andere, aufs zärtlichste bewacht von treuem Mutterherzen, wird demselben entrissen — was Wunder, daß im Blick auf die langen, bittern Erbhändel und den Streit um die Landeshoheit mit Kursachsen, angesichts des kursächsischen Ministers Brühl, dem man Gewissensbedenken nicht zutraut, beim plötzlichen Tode der Kinder, endlich beim Tode Johann Adolfs II. selbst die Muthmaßung auftaucht, man habe es nicht mehr abwarten können, habe den Heimfall beschleunigen zu sollen gemeint, Menschenhände hätten nachgeholfen, daß dies Fürstengeschlecht aussterbe. Gerhardt hält diese Vermuthungen für grundlos. Sie sind aber der Gegenstand des Romans einer begabten und trefflichen Dichterin, A. von der Elbe — eigentlich Auguste [nicht Anna] von der Decken — geworden: „Souverän", eines hübschen und lesenswerthen, auch für Familienlectüre geeigneten Buches, das — wie nun auch der geschichtliche Verlauf der Dinge gewesen sein mag — jedenfalls geeignet ist, der Tragik Ausdruck zu geben, welchen diese Fürstengruft mit ihren 43 Särgen umgiebt. —

Freuen wir uns, daß die Schloßkapelle, mit welcher so trübe und doch nicht unheilsame Erinnerungen an Deutschlands schwerste Zeiten verknüpft sind, zu baulichem Stand und Würden wieder hergestellt ihrem ernsten und hohen Zwecke der Gottesverehrung im Geist und Wahrheit zurückgegeben ist, und in der Hoffnung, daß die junge Mannschaft unseres Volkes, die sich sonntäglich dort sammeln wird, erfüllt werde mit dem Geiste, der nicht ein Geist der Furcht, sondern der Kraft, des Glaubens, der Liebe und der Zucht ist.

Magdeburg. Dr. Hermens.

Kirchliche Chronik.

Zum Ehrengedächtniß des Fürsten Bismarck. Unter den zahlreichen Gedenkblättern an den Fürsten Bismarck, welche gegenwärtig die Zeitungen füllen, finden sich auch Erinnerungen an religiöse Bekenntnisse. Mit Recht haben die nichtultramontanen Blätter gewisse ultramontane Achselzuckereien über den Seelenzustand des Sterbenden zurückgewiesen: nicht nur dürften die Herren Papisten solche Untersuchungen dem alleinigen Herzenskündiger und Ewigkeitsrichter überlassen, sondern es steht auch außer Frage, daß Bismarck ein im Innersten gottesfürchtiger Mensch war, der sich in den heldenhaftesten Momenten seines Lebens vertrauend in einer höheren Hand wußte; noch mehr, daß er im Herzensgrund ein gläubiger evangelischer Christ war, der den einigen Trost im Leben und im Sterben wohl kannte. Wenn er gleichwohl die Anliegen des evangelischen Protestantismus in seine politischen Berechnungen so wenig aufgenommen und in mancher Hinsicht sich mehr um die Sache des Papstthums als um die der eigenen Confession verdient gemacht hat, so steht das auf einem ganz anderen Blatt. Es hängt damit zusammen, daß ihm nach seiner ganzen Vorgeschichte — wie unseren Staatsmännern insgemein — eine gründliche kirchengeschichtliche Bildung fehlte, und daß er nach seiner realistischen Art, die so meisterhaft die greifbaren Factoren zu handhaben wußte, außer Stande war, Imponderabilien, wie die religiösen Mächte im Guten und im Bösen sind, hinreichend in Anschlag zu bringen. So wird es dabei bleiben, daß er ein durchdachtes, folgerechtes Programm für die kirchenpolitischen Fragen der Zeit nie gehabt hat, und daher nach dieser Seite hin großer Mißgriffe und Versäumnisse, auch großer Schwankungen und Widersprüche fähig war. Aber sein heller Verstand und sein gesundes Gefühl haben ihn oft im Moment das Richtige und Nothwendige aussprechen lassen, nur daß dasselbe über anderen andringenden Gesichtspunkten und Momentbedürfnissen nicht zur praktischen Durchführung kam. In dieser Beziehung ist ein altes Gedenkblatt interessant, welches ich mir seiner Zeit aus dem (altkatholischen) „Deutschen Merkur" von 1881 ausgeschrieben habe, und ich reproducire es heute um so lieber, als die centnerschweren Wahrheiten, die darin ausgesprochen

sind, für unsere Staatsmänner und Politiker von heute mindestens noch ebenso beherzigungswerth und -bedürftig sind wie dazumal.

Als im Jahre 1875 am 15. April Herr v. Kleist-Retzow als Vertheidiger des Papstes und der angeblich von Preußen und dem Fürsten Bismarck bedrängten „katholischen Kirche" auftrat und demgegenüber Frhr. v. Maltzahn die protestantische Kirche als Bollwerk gegen Rom bezeichnete, und daran die Folgerung knüpfte, es müsse im Culturkampf einer, je conservativer er sei, um so entschiedener für die Regierung eintreten, erklärte Fürst Bismarck: „Ich kann es mir nicht versagen, den Ausdruck herzlicher Freude darüber laut werden zu lassen, daß ich endlich einmal von der conservativen Seite dieses Hauses ein freies freudiges Bekenntniß zu unserem Evangelium der Reformation gehört habe.... Das Bekenntniß zum Evangelium hat uns gefehlt; ich danke dem Vorredner, daß er demselben einen so beredten Ausdruck gegeben hat; es hat mich das mit herzlicher Freude erfüllt.... Ich kann denjenigen nicht als Bundesgenossen betrachten, der sein evangelisches Bekenntniß der Politik unterordnet. Wo es sich um die Gesetzgebung handelt, da ist es doch etwas sehr Gefährliches, so zu verfahren wie Herr v. Kleist, der nur immer von „der Kirche" hier sprach, die durch die gegenwärtige Gesetzgebung schwer geschädigt sein soll.... Herr v. Kleist, der die Institutionen der katholischen Kirche fortwährend als „die Kirche" in diesem schweren Augenblicke des Kampfes hier vertheidigt, sagt sich, insofern er dies thut, von seiner sonst so bewährten Treue gegen König und Vaterland los; er sagt sich von unserm Evangelium los.... Die Thatsache wird mir doch auch der Herr Graf Brühl nicht bestreiten können, daß der Papst ein Feind des Evangeliums und nothwendig auch ein Feind des preußischen Staates ist. Wenn die päpstlichen Glaubensartikel Geltung bekommen, ... würden wir Ketzer ausgerottet werden. Die katholische Kirche hat noch ganz andere Mittel; sie confiscirt das Vermögen des Ketzers; sie findet es nicht strafbar, wenn er gelegentlich meuchlings erstochen wird. Wenn ich einen solchen Vertreter der Christenheit, der sich für einen Vertreter der Religion der Liebe ausgibt, als einen Feind des Evangeliums und des preußischen Staates bezeichne, so ist das trotz aller Reden des Herrn Grafen Brühl richtig." — Das sind Betrachtungen, deren Wahrheit unabhängig war von der Phase des Culturkampfs, welche sie provocirte; nur daß es seitdem Mode geworden ist, sich gegen dieselbe die Augen zu verschließen.

Die Evangelisationsbewegung. „Evangelisation" ist das neueste Losungswort, das durch die frommen Kreise der deutsch-evangelischen Kirche

geht. Man versteht darunter eine Missionirung der getauften und confirmirten Christen, welche die innere Nichtigkeit des Christenstandes derselben voraussetzt, eine Erweckungspredigt, welche neben der unzulänglichen und unfruchtbaren liturgischen Predigt hergehen, von besonders dazu begabten Predigern, studierten oder unstudierten, betrieben werden, und geistliches Leben in die todten Massen bringen soll. Die Sache ist nicht gerade neu, auch nicht specifisch deutsch; sie glimmt längst im Stillen, hat aber neuerdings eine allgemeinere Bedeutung und Beachtung gewonnen, so daß man die letzte preußische Generalsynode damit befaßt hat, daß Pastoralconferenzen über sie verhandeln und selbst Studentenkreise sich in ihren Dienst stellen wollen. Die Urtheile der Confessionellen, der katexochen-Kirchlichen lauten ungefähr ebenso wie vor zweihundert Jahren die Urtheile der Altorthodoxen über den jungen Pietismus: diese Leute sind immer zufrieden, wenn sie „Wort und Sakrament“ als getrocknete Blumen richtig im Album haben; sie haben für den Nothschrei der Zeit keine Ohren. Aber die neue Bewegung hat auch keinen Spener noch A. H. Francke aufzuweisen; sie geht wesentlich in den Gleisen des englischen Methodismus, der nun auch bereits fast zwei Jahrhunderte an der Christenheit „evangelisirt“, ohne die volkskirchlichen Verhältnisse im Großen und Ganzen gebessert zu haben. So hat sie für uns vor allem als Krankheitssymptom und Eingeständniß der Rathlosigkeit ihre Bedeutung, nicht als Heilmittel der kranken Zeit. Man hat die große freievangelische Erweckung zur Zeit der Freiheitskriege, welche Hand in Hand mit einer verjüngten Theologie eine kirchliche Reform, auch Lehrreform anstrebte, in der das biblische Evangelium von Scholastik befreit sich für die geistigen und praktischen Bedürfnisse der Zeit neu erschließen sollte, wie man meint „verkirchlicht“, d. h. man hat den jungen Wein wieder in die alten Schläuche traditioneller Orthodoxie gefaßt, die Verachtung der lebendigen Theologie zum Kriterium der Kirchlichkeit gemacht, und findet nun naturgemäß, daß der Kirche der Geist entweicht, die Predigt vielfach lodern geworden ist und das Volksleben sich gelangweilt der ewigen Repetition dieser Auszüge aus der traditionellen Dogmatik entzieht. Aber das lichtlose Feuer einer lediglich auf das Gefühlsleben des Menschen drastische Angriffe machenden Erweckungspredigt thut's auch nicht. Selbst wenn es gelänge, ein methodistisches Flackerfeuer in weiteren Kreisen anzuzünden, es würde so rasch wieder verlöschen wie das Feuer der amerikanischen Revivals vor vierzig Jahren. Denn nicht bloß das Gefühl will mit den zwei Gedanken „Sünde und Gnade“ erschüttert, sondern der ganze Mensch, der auch Vernunft und Wille ist, von dem ganzen Evangelium, das unendlich reicher ist als der dürftige Auszug, den Orthodoxie oder Methodismus machen, angefaßt, durchleuchtet und befriedigt werden. Am wenigsten wird ein großes

Volk, das ein reiches weltliche Bildungsleben führt und eine Fülle praktisch-sittlicher Aufgaben zu lösen hat, durch eine Verkündigung gewonnen werden, welche sich zu alledem wie Oel zum Wasser fremd verhält; durch eine Predigt, welche ihm nicht den Einklang der Wege Gottes in Bibel und Natur aufschließt und den Christenglauben nicht als das Princip gesunder Lösung aller Lebensaufgaben zu entfalten weiß. Darum nicht künstliche Reproduction abgeblühter einseitiger Geschichtserscheinungen wie Pietismus und Methodismus, sondern muthige Wiederaufnahme der Arbeit an einer biblisch-theologischen und zugleich weltoffenen Lehrreform, und Ablegung der orthodoxistischen Zwangsjacke, welche unserer Gemeindepredigt seit einem halben Jahrhundert angethan worden ist! Am seltsamsten berührt es, wenn Studenten der Theologie, ihres nächsten Berufes uneingedenk, in verblendeter Verachtung von Vernunft und Wissenschaft, sich auf den neuen Fehlweg drängen und sich noch darüber beklagen, daß ihre Professoren demselben ablehnend gegenüberstehen. Sie sollten doch bedenken, daß sie sich nicht auf Luthers, sondern aufs Karlstadts Wegen befinden.

Zur Charakteristik des Ultramontanismus. 1. Nachdem die italienische Regierung in bitterer Nothwehr die klerikalen Vereine aufgelöst und die klerikalen Blätter unterdrückt hat, welche im vergangenen Mai den bekannten Revolutionsversuch vorbereitet hatten, hat der greise Papst eine Encyklica erlassen, welche die revolutionären Tendenzen dieser Vereine und Blätter leugnet und denselben lediglich religiöse und sittliche Zwecke zuschreibt. Man sieht daraus, was von der Aufrichtigkeit Leos XIII. zu halten ist: Si fecisti, nega. Die conservativen, liberalen und radikalen Blätter Italiens sind einmüthig in der Zurückweisung dieser päpstlichen Lüge. Sie halten dem Unfehlbaren die Gegenbeweise vor: 1) Der Bischof von Cremona hat sich im vorigen Winter wiederholt veranlaßt gesehen, klerikale Blätter wegen ihrer politischen Aufwiegeleien zu verwarnen. 2) Der „Congreß italienischer Katholiken" hat einer Resolution zugestimmt, welche für Italien die föderalistische Republik als geeignetste Staatsform empfahl. 3) Die päpstliche Encyklica selbst verbietet den Leuten, welche sie als gute, ruhige und getreue Staatsbürger in Schutz nimmt, „positive Beihülfe zur Aufrechterhaltung der Dinge zu leisten", d. h. sich als gute und treue Staatsbürger zu erweisen; sie begründet dies damit, daß sie sich durch positive Erfüllung ihrer Bürgerpflicht der Aufrechterhaltung des bestehenden Staates in Widerspruch setzen würden mit den Lehren und Vorschriften des h. Stuhls und von der Richtschnur abweichen würden, welche die Katholiken aller anderen Nationen angenommen (!). Ein socialdemokratisches italienisches Blatt

sagt: „Die Encyclika ist ein Kriegsaufruf gegen den italienischen Staat. Aber dieser Krieg ist dem Staat gefahrlos, da er von einer Kirche erklärt wird, die durch Jahrhunderte der Verderbniß allzusehr heruntergekommen ist.“ Aber auch die Augsb. Abendzeitung urtheilt: „Der Sache des Vaticans wird diese Encyclika schwerlich nützen. Sie hat keinen anderen sichtbaren Erfolg gehabt, als die Italiener nachdrücklich auf die Gefahr hinzuweisen, die ihnen vom Papstthum droht und sie in der Abwehr dieser Gefahr zu einigen.“

2. In Bayern wie in Tyrol liegt der römische Klerus mit katholischen Bevölkerungen in bitterem Krieg lediglich um der Politik willen. Die Mitglieder des Bayrischen Bauernbundes sind correcte römische Katholiken, welche ihre kirchlichen Pflichten erfüllen und lediglich fordern, daß die Geistlichen sich aufs geistliche Gebiet beschränken und ihre Hände aus der Politik lassen. Hiefür werden sie von der Kanzel u. a. in folgender Weise vorgenommen. „Das alte Evangelium wird verachtet und alles hängt einem neuen Evangelium an: dem Bauernbund. Die Anhänger des Bauernbundes sind Hetzer gegen Kirche und Staat, Scheinchristen, die lieber der Kirche fernbleiben sollten. Viel eher können Protestanten, Juden und Freimaurer in den Himmel kommen. Der Besuch der Bauernbundsversammlungen ist eine Todsünde. Wer dieselbe nicht beichtet, begeht eine zweite Todsünde und macht sich einer unwürdigen Communion und der Verdammniß schuldig.“ Man sieht, diese Kirche bleibt sich immer gleich: sie kennt kein Verbrechen, das so schlimm wäre als Auflehnung gegen die Pfaffenherrschaft. — In Südtyrol ist bekanntlich die liberale Bozener Zeitung wegen ihrer Vertretung des Deutschthums von dem Fürstbischof von Trient in Bann gethan worden. Sie hat hierauf wegen Ehrenkränkung und materieller Schädigung geklagt. Die erste Instanz hat diese Klage abgewiesen, indem der Fürstbischof innerhalb des ihm staatlich gewährleisteten Wirkungskreises und in pflichtmäßiger Wahrung berechtigter Interessen gehandelt habe; aber das Oberlandesgericht in Innsbruck hat hiegegen Appellation angenommen und die Einleitung der Untersuchung gegen den Fürstbischof angeordnet. Interessant sind die Mittel, welche die klerikale Partei zur Niederhaltung dieses in Tyrol ungewohnten Geistes laicaler Insubordination aufbietet. Sie hat einen Aufruf an die Tyroler Gastwirthe erlassen zur Gründung eines Andreas-Hofer-Bundes, der ein Bollwerk gegen die umstürzlerischen, die bestehende Ordnung schwer bedrohenden, einseitig nationalen, den alttyrolischen Ueberlieferungen untilgbar zum Schaden gereichenden Elemente im Lande bilden soll. Der Andreas-Hofer-Bund soll ferner die Abhaltung socialistischer und nationaler (!) Versammlungen in den Tyroler Gasthäusern verhindern, wobei er auch mit dem erprobten klerikalen Mittel der Boycottirung der gegnerischen Blätter und Gasthäuser arbeiten soll. (Tägliche Rundschau Nr. 187.)

3. In Bayern, welches bekanntlich eine zu gleichen Rechten anerkannte evangelische Kirche hat, die ein Drittel der Bevölkerung umfaßt, hat die Regierung den Protestanten in Neumarkt, welche keinerlei gottesdienstliches Local besitzen und den Gemeindesaal nicht erlangen konnten, den Gebrauch des Gerichtssaals zu ihren Gottesdiensten eingeräumt. Man sollte denken, nichts sei in einem paritätischen Lande selbstverständlicher, zumal einer Confession gegenüber, die sich zur römischen Kirche so vorsichtig und friedfertig verhält wie die bayrischen Lutheraner und im umgekehrten Falle den Katholiken sogar ihre Kirchen zum Mitgebrauch einräumt. Aber der „Mühldorfer Stadt- und Landbote" findet in jener Gewährung einen Fortschritt „der Protestantisirung Bayerns", eine „Zweckentfremdung" des Gerichtsgebäudes, durch welches das Richteramt zugleich zum protestantischen Meßnerdienst werde, und versteigt sich zu folgendem, wohl nicht weiter zu überbietendem Aufruf: „Katholiken Neumarkts! Am Samstag feiern wir das Fest der ewigen Anbetung; am Sonntag hält die Häresie hier ihren Einzug! Euch Gesellen Ischarioths aber (gemeint sind offenbar diejenigen, welche jene Einräumung an die Protestanten gewährten oder befürworteten) möchten wir, wenn nicht die christliche Liebe (!) uns hinderte, am liebsten zurufen: Verlasset die Kirche, wie Judas den Abendmahlssaal." (Münchener Neueste Nachrichten vom 20. August.)

4. Ueber die Mönchswirthschaft auf den Philippinen theilt das Augustheft der Broschürensammlung „Spanien" folgende Erzählung eines mönchsfreundlichen spanischen Officiers mit. Die Mönche hatten eine Gruppe von Eingeborenen um sich versammelt und redeten ihnen von der Weisheit und Gerechtigkeit Gottes. Um den Zuhörern diese zu veranschaulichen, redete der Padre aufs Gerathewohl zwei derselben an, zeigte ihnen zwei geladene Gewehre und versicherte ihnen, dem Guten könnten dieselben nichts anhaben, da St. Franciskus ihn schütze, dem Bösen aber brächten sie durch ein Wunder Gottes Verderben. Darauf schoß er die eine blindgeladene Flinte auf den einen ab, und die Unversehrtheit des Mannes erschien der Menge als Wunder. Mit der anderen scharfgeladenen schoß er den „aufs Gerathewohl" ausgewählten Anderen nieder, mit der Erklärung, das sei ein Bösewicht gewesen, den ein Wunder Gottes getödtet habe. Die Betrachtung des spanischen Officiers über diesen Vorgang lautet: „Unsere Mönche haben die Philippinen vollständig civilisirt und den Tagalen Begriffe von Cultur und Moral beigebracht. Sie verstanden es, mit den Leuten umzugehen und sie in Respect zu halten, und nie wäre es zu diesem unglückseligen Kriege gekommen, wenn man die Mönchsorden nicht in ihrer Autorität angegriffen hätte." Man sieht, die spanischen Mönche und die klerikalen Officiere waren einander werth. Nach Christi Lehre Joh. 8 sind Lüge und Mord die Charakteristika

Satans: nach diesen „christlichen" Mönchen und Officieren sind sie die richtigen Mittel christlicher „Cultur und Moral".

Protestantische Mithülfe zur Romanisirung Deutschlands. Wir haben in unsrer vorigen Nummer den von der „Täglichen Rundschau" ans Licht gezogenen unglaublichen Vorgang in Westerland bei Tondern gestreift, ohne ihn näher zu berichten. Der Badeort Westerland hat sich vom Bischof von Osnabrück zwingen lassen, den Gehalt eines römischen Badepublikumpfarrers und den Bau einer Kapelle für katholische Badegäste aus communalen Mitteln zu bewilligen und der Landrath Hansen in Tondern, selbst Protestant, hat diesen Beschluß bestätigt, dagegen dem Gemeindebeschluß, die ganz unzulängliche evangelische Kirche aus communalen Mitteln umzubauen, hat er die Genehmigung versagt. Eine angebliche Berichtigung dieser Mittheilungen, welche der Herr Landrath in die „Tägliche Rundschau" einschickte, war nur eine Verschleierung des Thatbestandes und ist in demselben Blatte als eine solche überführt worden. So geschehen in den Jahren 1895 und 97 im Staate des Suum cuique und der berühmten Parität. Eine öffentliche Versammlung protestantischer Badegäste, an der auch der Präsident des brandenburgischen Consistoriums theilnahm, hat die Thatsachen constatirt und durch eine gewählte Commission den Minister um Schutz gegen den Landrath angerufen. Ein an derselben Versammlung theilnehmender hochgestellter Jurist hat den Vorgang als „cause célèbre erster Qualität für Deutschland" bezeichnet, — er hätte auch noch einen anderen Ausdruck wählen können.

Kann man es unter solchen Umständen der römisch-katholischen Propaganda verargen, wenn sie die protestantischen Bevölkerungen für so gedanken- oder gewissenlos nimmt, um ihnen die Einrichtung von römischen Propagandaanstalten in protestantischen Gegenden zuzumuthen? So ergeht gegenwärtig auf privaten Wegen ein Aufruf zu Beiträgen „für ein in Stettin für die Provinz Pommern zu errichtendes Krankenhaus", das den „barmherzigen Schwestern" anvertraut werden und in bekannter Weise für Kranke aller Confessionen dienen soll. Der Aufruf ist unterzeichnet von einer Reihe bekannter ultramontaner Größen, auch von einer Tochter des Reichskanzlers, Fürsten Hohenlohe, und wird mit dem Vermerk „Das Comité zum Bau eines Hospitals für Kranke aller Confessionen auf dem sog. „Stadtberge" bei Stettin bittet um eine Gabe von drei Mark, wofür eine Postanweisung beiliegt", an protestantische Adressen verschickt. Die Provinz Pommern, der das Krankenhaus dienen soll, zählt 1 465 977 Protestanten und 22 390 Katholiken, und es ist bisher nicht bekannt geworden, daß die Ersteren einen solchen Mangel an Krankenhäusern hätten aufkommen lassen, um römisch-

katholischer Barmherzigkeit zu bedürfen. Es handelt sich also wieder um eine römische Propagandaanstalt in evangelischen Landen. Werden sich wirklich pommersche Protestanten finden, welche dieselbe errichten helfen?

In dieselbe Kategorie der protestantischen Gedanken- oder Gewissenlosigkeit, auf welche hier speculirt wird, müssen wir es rechnen, wenn protestantische Zeitungen neuerdings mit dem Vorschlag herausrücken, die Einwilligung des Centrums zu einer Veränderung des Reichswahlgesetzes durch Preisgebung des Jesuitengesetzes zu erkaufen. Der Name der Staatsmänner, welche Deutschland der Ordensthätigkeit der Jesuiten amtlich wieder aufschließen werden, wird in der deutschen Geschichte gebrandmarkt sein für alle Zeit. Aber wenn es etwas gibt, was einen solchen Verrath am deutschen Volke und Vaterland noch verächtlicher machen kann, so ist es die Behandlung der geistigen und sittlichen Wohlfahrt unseres Volkes, um derentwillen der Jesuitenorden auszuschließen ist, als eines Handelsartikels, als einer Tauschwaare für technisch-politische Werthe. Das Aequivalent für eine eventuelle Veränderung des Reichswahlgesetzes liegt nach der Intention seines Urhebers, des Fürsten Bismarck, in der Aufhebung der Diäteulosigkeit, nicht in der Einlassung berufsmäßiger Verschwörer gegen deutsch-christliche Religion und Moral. Eine praktische Bedeutung, glaube ich, haben indeß jene Gesinnungslosigkeiten einiger Zeitungen nicht. Soweit haben wir Freunde des deutschen Protestantismus es denn doch im letzten Jahrzehnt gebracht, daß die bessere öffentliche Meinung und Presse dergleichen mit Entrüstung zurückweist.

Französisches gegen und für den Protestantismus. Niemand, der die ungeheuren Fortschritte der Gegenreformationstendenz in unsrer Zeit beachtet, wird sich darüber wundern, daß in Frankreich der Gedanke einer Protestantenverfolgung wieder erwacht. Wie die „Chronik der chr. Welt“ anführt, hat im Jahre 1897 ein Abbé Garnier in Valence öffentlich erklärt, die französischen Protestanten seien im Bunde mit ihren englischen und deutschen Brüdern gegen Frankreich, und folglich verdienten sie „den Henkerstrick, zum mindesten Verbannung“. Antisemiten, Juden und Protestanten werden zusammengestellt als „fremde Elemente ohne Heimath und ohne Patriotismus“, als „eine ansteckende Bakterie, die durch ein kräftiges Serum aus der Gesellschaft ausgetrieben werden müsse“. Bezeugt Präsident Faure den Protestanten auch gelegentlich, daß sie gute Patrioten seien, so gesteht er doch gleichzeitig, daß sie „vielen ungerechten Angriffen ausgesetzt sind“. Die demagogische Politik Leos XIII. in Bezug auf Frankreich bringt ihre Früchte; Voltairianismus und Bigotterie, sittlicher Bankerott und klerikaler Fanatismus reichen sich unter dem Segen des Jesuitenordens dort wieder einmal die

Hände. Daß die unsägliche moralische Verkommenheit in den regierenden Kreisen, welche der Dreyfushandel an den Tag gebracht hat, der richtige Sumpf ist, in welchem der Klerikalismus emporwächst und eine ultramontane politische Reaction sich vorbereitet, ist eine Beobachtung, die nicht erst wir machen. — Andererseits währt die merkwürdige Gewissensreaction in den edleren Kreisen des französischen Klerus fort. Der frühere Abbé Bourrier hat in Sevres eine maison hospitalière, ein Zufluchtshaus für austretende römische Priester gegründet, welches hoffentlich auch in Deutschland bald Nachahmung finden wird. Die „Tägliche Rundschau" vom 20. August nennt aus dem Chrétien français, dem Organ der Bewegung, wiederum drei Priester, welche ihrem Bischof den Absagebrief geschrieben haben, darunter der Ordensgeistliche und Seminarprofessor Père Patel; er schreibt seinem „Generaloberſten": „Mein Austritt aus der römischen Kirche bedeutet für mein Gewissen den Zugang aus der Knechtschaft zur Freiheit, die den Menschen und Christen ausmacht. Die Mönchsgelübde sind widernatürlich; eine Mönchsregel überdies, die sich in kleinlicher Weise in die Einzelheiten jedes Moments eindrängt, bricht die Spannkraft des Geistes und zerstört jede persönliche Initiative." — Der ausgetretene Abbé Charbonell hatte sich nach Belgien gewendet und dort den Arbeitermassen Missionsvorträge gehalten; er redete zuweilen vor 6—7000 Zuhörern. Aber es müßte nicht Belgien gewesen sein, wenn das lange gewährt hätte, — auf Betreiben römischer Priester hat die Polizei ihn ausgewiesen, denn Belgien ist ja — ein freies Land. — Interessant ist die auch von der „Chronik der christl. Welt" notirte verschiedene Beurtheilung, welche diese französische Bewegung seitens der zwei liberal angehauchten Wortführer des römischen Katholicismus, Prof. Schell und dem „Spectator" der Allg. Zeitung findet. Schell ist wahrheitliebend und warmherzig genug, um eine Sympathie mit den in Frankreich austretenden römischen Priestern zu bekennen: den „Spectator" „berührt dieselbe peinlich", denn nach ihm „kann es niemals einen legitimen Grund zum freiwilligen Bruch mit der Kirche, zum Uebertritt vom kirchlichen Boden auf den der Revolution geben". Der „Spectator" ist gewiß ein weitschauender Beobachter, aber um auch ein Charakter zu sein, muß man etwas kennen, das einem eventuell über „die Kirche" geht, nämlich die Wahrheit und das Gewissen. Es gibt keinen hülf- und hoffnungsloseren Standpunkt, als innerhalb der vaticanisirten Kirche vorvaticanische Freiheitsregungen vertreten zu wollen.

Altkatholisches. Wir entnehmen dem Amtlichen Altkath. Kirchenblatt vom 1. August die nachfolgenden für die still fortschreitende Entwicklung der

altkatholischen Sache in Deutschland zeugenden thatsächlichen Notizen. Im Jahre 1896 fanden in Preußen 139 altkatholische Taufen, 46 Trauungen, 94 Erstcommunionen statt, gegen 120 Taufen, 52 Trauungen, 71 Erstcommunionen im Jahre 1895; in Baden 171 Taufen, 59 Trauungen, 200 Erstcommunionen, gegen 146 — 57 — 149 im Jahre 1895; in Bayern 30 Taufen, 17 Trauungen, 20 Erstcommunionen, gegen 34 — 11 — 19 im Jahre 1895; in Hessen 23 Taufen, 7 Trauungen, 22 Erstcommunionen, gegen 20 — 7 — 11 im Jahre 1895. Zahlen, welche also eine nicht unerhebliche Vermehrung der Seelenzahlen beweisen. In Ostpreußen hat die Gemeinde Königsberg, welche zugleich die Diaspora von 42 Orten umfaßt, am 14. Mai die staatliche Anerkennung als Parochie erlangt. Neben ihr bestehen in Ost- und Westpreußen noch Gemeinden in Insterburg, Konitz und Braunsberg. Die Gemeinden zu Offenbach und Konstanz haben ihren 25jährigen Bestand gefeiert. In das am 20. April in Bonn eröffnete „Paulinum“ (Knabenpensionat als Vorstufe zum academischen Convikt) sind sechs Zöglinge aufgenommen worden. Der zum Andenken an den verewigten Bischof gesammelte Reinkensfonds hat 26 889 Mk. ergeben: so daß, nachdem der nächste Zweck, ein Grabdenkmal, mit 3632 Mk. befriedigt war, noch über 23 000 Mk. den allgemeinen kirchlichen Bedürfnissen gewidmet werden konnten. Das Amtsblatt gibt eine Uebersicht der Firmungs- und Visitationsreisen, welche der gegenwärtige Bischof D. Weber seit Jahresanfang in der Rheinprovinz, Hessen, Baden, sowie nach Berlin, Schlesien, West- und Ostpreußen gemacht hat, und von der unermüdlichen Thätigkeit, welche er dabei durch Predigten und Vorträge — überall unter lebhafter und zahlreicher Betheiligung — als ächter Missionsbischof geübt hat. „In allen, selbst den kleinsten Gemeinden“, schließt dieser Reisebericht, „fand der Bischof große Begeisterung und Zuversicht für unsre heilige Sache. Die religiösen Motive, welche den Altkatholicismus im Jahre 1870 gegen die jesuitische Verunstaltung der Religion geboren werden ließen, fangen allenthalben an, ihre Lebenskraft mehr und mehr zu entfalten. Schreitet die Bewegung stetig in diesem Geiste fort, so bietet sie dadurch die sicherste Gewähr auf die endliche Erreichung ihres hohen Zieles, — der Befreiung der katholischen Kirche von dem das deutsche Volksleben in den wesentlichsten und unaufgeblichsten Beziehungen verwüstenden Ultramontanismus.“

Jahresversammlung des Evangelischen Bundes. Der Evangelische Bund wird seine diesmalige Jahresversammlung vom 3. bis 6. October in Magdeburg halten. Indem wir nachfolgend die Einladung und Tagesordnung mittheilen, hoffen wir auf die ausgiebigste Betheiligung unserer Leser.

„Nach Magdeburg laden wir diesmal in Gemeinschaft mit dem Hauptverein der Provinz Sachsen und dem Zweigverein der Stadt unsere Freunde zur elften Generalversammlung des Evangelischen Bundes ein.

Es sind geweihte Erinnerungen, welche der Name Magdeburg in uns wachruft. Die Märtyrerstadt aus dem dreißigjährigen Kriege, deren weltgeschichtlicher Brand, wie auch immer entstanden, ein flammendes Zeugniß von Glaubenstreue und Opferwilligkeit bis in den Tod ablegt, ist mit der Geschichte der Reformation von Anfang an aufs innigste verknüpft gewesen. Obwohl der Sitz eines erzbischöflichen Domcapitels, hat sich Magdeburg doch als die erste der norddeutschen Städte dem Evangelium geöffnet. Wiederum als die erste hat sie sich zur Vertheidigung ihres Glaubens als selbständiges Glied einem Bunde evangelischer Fürsten angeschlossen. Endlich hat sie so gut wie allein dem siegreichen Kaiser, der die überwundenen fürstlichen Vorkämpfer des Protestantismus in hartem Gewahrsam hielt, den zähesten Widerstand entgegengestellt und dreizehn Monate hindurch eine furchtbare Belagerung ausgehalten. Magdeburg wollte nicht, und kostete es der Stadt das Leben, der vom Kaiser geforderten verschleierten Annahme römisch-katholischen Gottesdienstes und päpstlicher Lehre sich unterwerfen. Das „Interim", so hieß es in einem Ausschreiben des Rathes, als schon die kaiserlichen Truppen die Stadt umringten, sei ein dem göttlichen Worte zuwiderlaufendes Gebot, weshalb man denen nicht gehorchen könne, die solches aufdringen, damit die Papisterei wieder aufrichten und die Seelen ins Verderben stürzen wollten. „Darum schreien, rufen und bitten wir zu unserem lieben Gott, daß er uns durch seinen heiligen Geist bei der reinen Lehre und dem klaren, hellen Licht seines heiligen Evangelii beständiglichen wolle erhalten und uns vor des Papstes Greuel, Abgöttereien, falscher Lehre, Lügen und Irrthümern, auch vor Menschengutdünken und allen Satzungen, die wider sein heiliges Wort sind, gnädiglichen bewahren."

Wer könnte sich der Erkenntniß verschließen, daß ähnliche Gefahren wie damals das deutsche Volk und die evangelische Christenheit auch gegenwärtig bedrohen!

Auf allen Gebieten des geistigen, des staatlichen, des gesellschaftlichen Lebens schreitet der Einfluß des neugestärkten Ultramontanismus unaufhaltsam vorwärts. Die vom „Weltherrscher" in Rom ihre Weisungen empfangende staatliche Partei ist aus den Reichstagswahlen in ungebrochener Stärke hervorgegangen; sie beansprucht „die regierende Partei" im deutschen Reiche zu heißen. Und religiöse Gleichgültigkeit auf der einen, politische Kurzsichtigkeit auf der anderen Seite lassen sich diese Nothlage der Nation gefallen und schelten in vermeintlicher Friedensliebe und Duldsamkeit auf alle warnende Stimmen, die jenen Zustand als eine Todesgefahr Deutschlands bezeichnen und zur Umkehr mahnen.

Lassen wir uns in Magdeburg, der treuen Bekennerin mit ihrer glorreichen Geschichte, zu neuer Festigkeit und Ausdauer ermuntern!

Der Evangelische Bund muß seine Stimme erheben in einer Zeit, in welcher die Wahrheit Noth leidet; er darf nicht ermüden, wie oft auch sein Ruf vergeblich erscheint. Wir wissen, daß wir für eine gute Sache streiten: für die Wahrheit des Evangeliums, die Zukunft des Vaterlandes, den Frieden der Familien, die Freiheit der in Gottes Wort gebundenen Gewissen.

Auf denn zur Sammlung — in der Stadt des Zeugnisses, zu treuer Zeugenschaft für Recht und Wahrheit, für Kirche und Haus, für Kaiser und Reich! Und Gottes Segen geleite uns und schaffe eine Frucht, die Tausenden zu gute komme.

Merseburg und Magdeburg, den 1. August 1898.

Der Centralvorstand des Evangelischen Bundes.
Graf von Wintzingerode-Bodenstein,
Vorsitzender.

Der Festausschuß.
Pastor Storch,
Vorsitzender.

Aus der Tagesordnung.

Montag, 3. October, 3—7½ Uhr nachmittags: Verhandlungen. — 8 Uhr abends: zwanglose Abendversammlung mit Ansprachen und Chören der Sudenburger Musikalischen Vereinigung.

Dienstag, 4. October, vormittags: Verhandlungen. — Versammlung im Rathhause. Begrüßung durch Magistrat und Magdeburger Geistlichkeit. — Festzug zum Festgottesdienst in der Johanniskirche. Festpredigt: Gen.-Sup. D. Döblin-Danzig. — Abends 8 Uhr: erste öffentliche Abendversammlung: Begrüßungen; Vorträge: Pastor Herdieckerhoff-Mülheim a. Rh.: „Die Stellung der ultramontanen Presse zu Kaiser und Reich"; Pfarrer Müller Groppendorf: „Die deutsche Colonisation und die römische Propaganda."

Mittwoch, 5. October, vormittags 8—10 Uhr: Specialconferenzen. — 10 Uhr: öffentliche Hauptversammlung: Begrüßung durch Graf von Wintzingerode-Bodenstein, Vorsitzenden des Centralvorstandes; Constituirung der Versammlung; Begrüßungen; Vortrag von Superintendent Meyer-Zwickau: „Die Sammlung der Evangelischen." — 2 Uhr: Festessen. — Nachmittags 5 Uhr: Verhandlungen. — Abends 8 Uhr: zweite öffentliche Abendversammlung: 1. Vortrag von Professor D. Mirbt-Marburg: „Der preußische Staat und die römische Curie im 19. Jahrhundert." 2. Schlußansprache von Professor Dr. Hieber-Stuttgart.

Donnerstag, 6. October, vormittags 8½—11 Uhr: geschlossene Mitgliederversammlung: Jahresbericht erstattet vom Schriftführer des Centralvorstandes D. Witte; Besprechungen über die Presse u. s. w. — 12—2½ Uhr: Verhandlung des Gesammtvorstandes mit den Abgeordneten der Zweigvereine. — Nachmittags 3 Uhr: Mittagessen. — In Aussicht genommen ist bei guter Witterung eine Dampfschiffahrt nach dem „Herrenkrug".

Alle diese Versammlungen sind ausschließlich für Evangelische bestimmt. Gesuche um Wohnungen (Hotel- oder Privatwohnungen) sind bis zum 20. September an Herrn R. Pipo, Magdeburg, Wilhelmstraße 1, zu richten."

Berchtesgaden, 25. August 1898. B.

Sittlichkeit und Religion.*)

Eine Beleuchtung des modernen religionslosen Moralismus.

Es ist eine moderne Betrachtung, welche die Frage so stellt, wie wir sie heute aufnehmen: Ist wahre Sittlichkeit, ist die Sittlichkeit, in welcher das Menschliche sich vollendet, möglich ohne Religion? Als eine Denkweise, die das Christliche nicht als Vollendung des Menschlichen gelten lassen will, Menschenthum, Humanität auch im edelsten Sinn losgelöst vom Christenthum preist, ist sie längst in der modernen Gesellschaft vorhanden und wird in der Literatur, in modernen Journalen, Zeitungen aller Art mit Zuversichtlichkeit und dem Bewußtsein vertreten, daß ein ungeheurer Culturfortschritt in der Loslösung der sittlichen Werthe von religiöser und gar confessioneller Beeinflussung sich vollzogen habe. Ein Fortschritt zur Selbständigkeit des sittlichen Subjects, wie der Menschheit, ein Fortschritt zur Freiheit durch eine menschlich-vernünftige Selbstbestimmung, ein Fortschritt zur Wahrheit und Klarheit weg von dem Unbegreiflichen alles religiösen Glaubens, besonders auch des Christenthums. Die Wortführer dieser Anschauung wenden sich ihre Ideale predigend gegen uns. Sie preisen das Wahre, das Gute, das Schöne.

„Es gilt", sagte vor Jahren ein vielgelesenes politisches Witzblatt, „Altäre bauen dem Wissen, der Kunst und den neu geheiligten Sitten!" Der moderne Altar — es ist charakteristisch — keinem Gotte, nur menschlichen Idealen errichtet! Ein Heiligthum ohne Gottheit! Mit Lebhaftigkeit wenden sich die Vertreter solcher Gedanken gegen uns. Ihr, die ihr noch in der dumpfen Luft von Vorstellungen athmet, welche der Fortschritt moderner Wissenschaft und Cultur weggeschwemmt hat und immer mehr auflöst, begreift doch endlich, daß ihr euch in die veränderte Lage finden müßt, welche aus einem weltgeschichtlich gewordenen Umschwung des Geisteslebens herrührt. Erkennt an, daß die Wahrheit jenen Thron verlassen hat, welchen

*) Einen über dies Thema am 7. Juni d. J. in der Frühjahrsversammlung der Evangelischen Vereinigung gehaltenen Vortrag konnte ich nach meinen Notizen und der Nachschrift, die einige Studierende freundlich besorgten, zwar zu Grunde legen, aber nicht bloß reproduciren. Die Abhandlung erweitert ihn und manche Abschnitte sind ganz neu eingefügt.

der Dogmenglaube ihr einst erbaute und der — leugnet ihr es? — recht morsch geworden ist. Dafür herrscht Wahrheit, durch die exacte Forschung unbedingt, der Gegenwart sicher und auch der Zukunft. Ihre Vorkämpfer und Diener haben Bescheidenheit genug, um die Grenzen ihres Herrschaftsgebietes zu kennen und zur rechten Zeit das Ignorabimus zu sprechen; aber doch ist ihre Macht so stark, daß sie, wenn es gilt, am Reich des Guten zu bauen, der alten Mittel entrathen kann, und für Menschen nicht Ewigkeits-, sondern Menschheitsbeziehungen allein gelten läßt. Sie vertraut, daß aus ihrem Eigensten die Menschheit Wahrheit, Gerechtigkeit, Wohlwollen und Liebe hervorbringt und erhält sowohl als Stütze der Gesellschaft, wie als das edelste Gut jedes Einzelnen, das ihn erhebt auch ohne Religion, ihm Halt gibt und ihn völlig befriedigt, so daß er anderer Seligkeit im Himmel nicht bedarf. In seiner Brust trägt er den Himmel. Und wie groß ist der Chor der Edlen, die dieser Behauptung zu leuchtender Bestätigung dienen! Wollt ihr in der anmaßlichen Bornirtheit, die den Glaubenshelden, welche Menschliches befehdeten, anzuhaften pflegt, und ihren Einfluß uns Modernen noch unleidlicher macht, jenen Besten, die nicht den Frommen zugehörten, den Ehrenplatz weigern, vom Haupt unserer großen Dichter und Denker, die nicht gläubig waren, die Ehrenkrone reißen, die großen Staatsmänner, die fürs Ganze Unsterbliches geleistet, sittlich unbedeutenden Menschen nachordnen, welche sich vor den Satzungen der Religion gebeugt? Und wenn ihr's nicht wollt, weil ihr's nicht könnt, weil der Versuch dazu schon unter allgemeine Verurtheilung fiele, so gesteht jedem, auch dem minder Bedeutenden, das Recht des Anspruches zu, dem die Großen der Menschheit die Bahn frei gemacht haben. Gesteht zu, daß wir alle, der Handarbeiter wie der große Denker, der zwischen engen Wänden wie der im Sonnenschein des Glückes Aufgewachsene, darin gleich sind: Wir können einer Sittlichkeit theilhaftig werden ohne Frömmigkeit. Hat das Christenthum einst die Mission gehabt, Reinheit des Lebens, Barmherzigkeit, Liebe, Gerechtigkeit unter ungebildeten Nationen zu pflanzen: die Aufgabe ist ihm jetzt aus der Hand genommen. Ja gerade wenn die beiden recht auseinandergekettet sind, Frömmigkeit und Sittlichkeit, dann wird das Sittliche, befreit von erdrückender Furcht vor Strafe, von verunreinigendem Hoffen auf Lohn im Jenseits, das, was es seinem Wesen nach sein soll, des freien Menschen eigne freie That!

Absichtlich habe ich mit der Lebhaftigkeit und Zuversichtlichkeit, die ihr eigen ist, jene Anschauung zu Worte kommen lassen, ohne ihr mit Einwendungen in die Rede zu fallen. Ich wende mich auch jetzt noch nicht zu kritischer Betrachtung. Geschichtlich-gesellschaftliche Erscheinungen, welche im modernen Leben und der Pflege dieses Neuen ihre besondere Aufgabe und

dafür Propaganda machen, mögen uns, sofern sie die Form von Vereinen tragen und dadurch faßbarer sind, zunächst beschäftigen. Aber sie treten da, wo es sich nicht um umfassende Geschichtsdarstellung, sondern um eine zusammenfassende, prüfende Auseinandersetzung handelt, leichter, übersichtlicher, lichtvoller in unser Gesichtsfeld, wenn der Geist, aus dem sie her sind, der sie trägt, und der weit über ihre Vereinsgrenzen gleich einer Atmosphäre unsere Zeit erfüllt, wie in einem Präludium sein Lieblings- und Leitmotiv uns vernehmen läßt.

2.

Was als Strömung infolge der Entwicklung der neueren Philosophie und ihrer Einwirkung auf das kirchliche und das Volksleben weithin wahrnehmbar und mächtig war, hat seit einem halben Jahrhundert versucht, sich in besonderen Gemeinschaften zusammenzufassen und Herde, zur Propaganda zu schaffen.[1]) Bei uns in Deutschland mit einer Richtung aufs Volksthümliche, wenn auch nicht mit dem Erfolg, Volksmassen zu gewinnen. Die Anfänge gingen hier vom kirchlichen Leben aus. Unzufriedenheit mit einer Maßregel des Kirchenregiments, der Absetzung des Pfarrers Uhlich in Magdeburg, führte zu einer Gemeindebildung, deren Anhänger sich anfänglich noch zur Bibel als der Urkunde des Christenthums bekannten. Schon vorher aber war auch in Hamburg eine freie Gemeinde entstanden, die ihre Aufgabe darin fand, als „ein Verein geistig befreiter Menschen" das rein Menschliche und Natürliche im Gegensatz gegen das Christenthum ins Volksbewußtsein einzuführen. Politisches und Pädagogisches krystallisirte sich bald aus diesem Grundsatz heraus.[2]) Ich darf aus meinen Jugenderinnerungen hinzufügen, daß auch Uhlich, den ich als Student vor 40 Jahren hier in einem Local der Leipziger Straße gehört und in dessen freigemeindliches Blatt ich Einblicke gethan habe, damals nichts war als ein wohlmeinender moralisirender Idealist. Er konnte über das Befriedigende des Rechtthuns mit großem Nachdruck, aber auch mit erstaunlich naiver Selbstgenügsamkeit sich aussprechen. Wenn er aufs Berufsleben einging, in dem sich für ihn der Mensch auslebt, trat sogar ein philiströser Zug hervor, der allein schon hinreichte, angeregte junge Männer gegen den Einfluß seiner Lehre zu sichern. Im übrigen war er mit einer beträchtlichen Gabe ruhiger, einnehmender, leidenschaftsloser, volksthümlicher Rede ausgerüstet; auch klangen durch sie Laute einer pantheistisch frommen Naturempfindung. Sittlichkeit bildete ihm

1) Einen Ueberblick gewährt die auf sorgfältigem und umfassendem Studium beruhende Broschüre von Dr. M. Keibel, Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus. Halle 1891.

2) Keibel, S. 32.

den Kern der Religion. Es war jedenfalls der Kern seiner Ueberzeugung, wenn er 1868 eine Kundgebung der freien Gemeinde unterschrieb: die Religion ist nichts weiter, als das Gewissensleben im Menschen. Andere redeten zu Gunsten einer von der Offenbarung losgelösten Religiosität und von einer Beziehung auf ein Ewiges, Unbedingtes, von Hingabe an gewußte Ideale. Hatte die Religion in der Herrschaft der Verstandesaufklärung noch eine schwächliche Stellung als Tugendmittel behauptet, so wurde das Religiöse auf diesem Standpunkt eines fortgeschrittenen Rationalismus vom Sittlichen verdrängt. Die Sittlichkeit wurde selbst zur Religion erhoben. In manchen Kreisen dieser Richtung hat sich später der Einblick in den Selbstwerth des Religiösen wieder vertieft;[1]) auf das in der Sudenburg erscheinende Sonntagsblatt Uhlichs sollen solche Wandlungen keinen Einfluß gewonnen haben.

Eine spätere verwandte Bestrebung ist der deutsche Freidenkerbund, der im April 1881 in Frankfurt a. M. gegründet wurde, um die zerstreuten Kräfte der Freidenker zu sammeln und alle zu vereinen, welche die Menschheit von religiösen und wissenschaftlichen Irrthümern zu befreien und die volle Freiheit der Gewissen herzustellen wünschen. Einer der Führer ist Büchner, der Verfasser von „Kraft und Stoff." Diese Bildungen sind heute für die Bewegung, welche mit Eifer sich um sittliche Aufgaben sammelt, kaum von erheblicher Bedeutung. Es sind radicale Ausläufer des alten Rationalismus, denen zum Theil der moderne Materialismus seinen Haß gegen das Christenthum aufgeimpft hat.

3.

Aber es sind Samenkörner dieser Geistesart über den Ocean geflogen und haben in Nordamerika Wurzel geschlagen. Die Gründe analoger moralischer Bemühungen, welche drüben entstanden, weisen indeß eine beträchtliche Weiterbildung auf, die in ihren glänzenderen Erscheinungen die deutschen „freien Gemeinden" weit überflügelt und in dem Streben nach Säcularisation der Moral zum Theil noch überboten hat. Wo noch vom Vertrauen auf Uebersinnliches geredet wird, ist es Zuversicht zum Siege einer moralischen Weltordnung, die der Unterstützung durch ein Vertrauen zu Gott gänzlich und bewußt enträtb.[2])

Wenden wir uns der einen Gruppe zu, die unser Interesse hauptsächlich in Anspruch nimmt, den „ethischen Gesellschaften". Sie gingen aus vom Verband der Unitarier (gegründet 1825), gingen hinaus über den

1) Keibel, S. 36.
2) Keibel gibt eine Uebersicht S. 42.

Standpunkt, den im Unitarismus Ralph Emerson, der geistreichste Essayist Nordamerikas, vertrat, und kennzeichnen sich von Anfang durch den Zug zur Abstoßung des Religiösen, um unabhängig von ihm moralische Cultur zu fördern. Zwar begrüßt in seiner Constitution der ethische Verband alle die Personen als Genossen, welche das gleiche Ziel — Hebung des sittlichen Lebens — verfolgen, welches auch immer ihre theologischen oder philosophischen Überzeugungen seien; aber über die Möglichkeit und den Werth einer solchen Zusammenschaarung kann man sich ein Urtheil erst bilden, wenn man auf die Gedankengänge wenigstens Eines der hervorragenden leitenden Männer eingegangen ist. Der Professor Felix Adler in New York, William Mackintire Salter in Chikago und Stanton Coit, zweiter Sprecher der ethischen Gesellschaft in New York, später in London thätig, müßten bei einer eingehenden Darstellung charakterisirt werden. Wir beschränken uns auf die Vorträge, die Salter in der Gesellschaft für ethische Cultur in Chicago gehalten hat. Sie geben einen zulänglichen Einblick in seine Ideen und sind auch von einem der ersten Führer der deutschen Gruppe, Professor von Gizycki, oft citirt worden. Was ist ihr Kern?

Schon seinen ersten Vortrag, „Die Religion der Moral“,[1]) beginnt Salter mit Worten, die Cavour kurz vor seinem Tode gesagt haben soll: Ich beneide die Menschen der jüngeren Generation, da sie vor dem Schlusse des Jahrhunderts Zeugen des großartigsten aller historischen Ereignisse sein werden: der Geburt einer neuen Religion. Ein Anklang an diese Erwartung durchzieht alle folgenden Ausführungen. Und zwar ist es die Gesellschaft für ethische Cultur, mit der diese Geburt einer neuen Religion anhebt. Kein Zweifel auch, daß Salter sich als einer der Geburtshelfer fühlt. Mit einer für unseren deutschen Geschmack etwas zu wortreichen, immer aber doch sehr anziehenden, oft geistreichen, zuweilen fortreißenden Beredsamkeit, welche die Reden der Väter unserer freien Gemeinden in tiefen Schatten stellt, entwickelt er seine Gedanken; und was einen nicht bibelgläubigen, aber durchs Christenthum zu ernstem sittlichen Streben erzogenen Menschen besonders anziehen kann, das ist die starke Zuversicht zu dem absoluten Werth und der Unbedingtheit des sittlichen Handelns. Hier wird man des Einflusses inne, den der größte deutsche Moralist, Kant, auf den Anglo-Amerikaner ausgeübt hat. Zwar verzichtet Salter — und es zeigt eben dies charakteristisch, daß er mehr Redner als Denker ist — auf eine philosophische Grundlegung; und deutsche Leser werden, wenn sie diese Selbstdispensation nicht sofort als Freibrief für Principlosigkeit hinnehmen, oft genug zur

1) G. von Gizycki hat eine Uebersetzung veranstaltet. Leipzig und Berlin (Verlag von W. Friedrich) 1885. Der Titel: „Die Religion der Moral“.

Kritik manches gelassen ausgesprochenen großen Wortes sich angeregt fühlen; aber in der That, mit sittlichem Ernst und einer nicht zu bezweifelnden persönlichen Zuversichtlichkeit wird es immer wieder ausgesprochen, daß die Idee des moralisch Guten uns die höchsten Zwecke unseres Daseins vorhält; daß wir diesen Zwecken vor allen anderen nachtrachten, alles ihnen unterordnen sollen. Es ist unser ideales Selbst, das die Moral uns vorhält. Und dies Höchste ist nicht etwa Product des menschlichen Geistes. So wenig die Gesetze der Gravitation davon herrühren, daß Menschen sie entdeckt haben, so wenig darf man die moralische Verpflichtung auf menschliche Erkenntniß oder Anordnung begründen. Nur ist sie allmählich ins Bewußtsein der Menschen eingetreten. Auch das Organ fürs Innewerden moralischer Forderungen, das Gewissen, hat ganzen Generationen von Menschen, ganzen Völkern noch gefehlt. Aber eine wie lange und schmerzliche Geschichte sittlicher Irrungen und Greuel in der Völkergeschichte das Noch-nicht-vorhandensein einer sittlichen Cultur beweist, dennoch darf eine Skepsis gegen die Allgemeinheit und Absolutheit des Sittlichen sich hierauf nicht gründen. Die unbedingte Auctorität des Sittlichen war da, aber noch nicht wahrgenommen; sie wird überhaupt erst im Verlauf der Menschheitsgeschichte tiefer und reiner aufgedeckt. So wie in der Naturerkenntniß, so vollzieht sich auch auf dem Gebiet des Sittlichen und in der Wissenschaft von ihm, der Moral, der Fortschritt nur allmählich und unter Irrgängen; und auch jetzt dürfen wir uns erst in den Anfängen fühlen. „Die Zeit soll noch kommen, wo die Menschen, sich, so sehr sie es vermögen, von persönlichen Erwägungen frei machend, sich bestreben werden, in ihren Gedanken die reinen Ideale der Moralität abzuspiegeln. Die moralische Cultur, die uninteressirte Bestrebung, das menschliche Leben nach den Idealen der Moral zu gestalten, ist noch in ihrer ersten Kindheit.“ [1])

Man möchte nun glauben: Wer das Unbedingte, das durch Freiheit wirkt und daher ungeheuren Abirrungen die Möglichkeit offen läßt, in seiner königlichen Souveränetät behauptet, der müsse auch ein Auge haben für seine Zusammenhänge mit einem Ueberirdischen, wenigstens mit einem letzten Urgrund alles Lebens, der selbst das Sittliche in seinem Schooße tragen und, da das Sittliche durchaus am Persönlichen erscheint, auch selbst persönlich sein müsse. Aber weit gefehlt! Wie tief unser amerikanischer Moral- und Religionsreformer von Kant angeregt sei, die Versuche dieses Denkers, vom Moralischen zum Religiösen zu gelangen, haben ihm augenscheinlich nicht einmal einen Anstoß gegeben, diesem Problem gegenüber eine andere als voreingenommene Stellung einzunehmen. Es ändert an diesem Urtheil

1) S. 89.

nichts, wenn er über die Sittenlehre Jesu günstiger, verständnißvoller urtheilt als viele unter unseren Fortgeschrittenen in Deutschland, wenn er sie gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, sie sei lohnsüchtig, überspannt und unausführbar, von Geringschätzung gegen das Familienleben erfüllt; wenn er anerkennt, daß Jesus nicht nur manchen Worten des Moses oder Jesaias eine auffallende neue Form gegeben habe, daß er nicht ein bloßer Schriftgelehrter mit den übrigen gewesen sei; wenn er im besonderen hervorhebt, daß Jesus dem Sittengesetz mit mehr Bestimmtheit eine innerliche Anwendung gegeben, daß er mit seinen Geboten „einen furchtbaren moralischen Ernst geoffenbart" (Matth. 18, 9), die brüderliche Liebe, von der ein Schimmer auch früher schon erfaßt worden sei, zur gegenwärtigen und beständigen Regel des Lebens gemacht habe.[1]) Aber wie kurzsichtig und schief ist dann die Untersuchung der Frage: Befriedigt die Sittenlehre Jesu die Bedürfnisse unserer Zeit? Hier findet Salter, daß Jesus die intellectuellen Tugenden nicht berücksichtigt habe;[2]) als ob Jesus um der intellectuellen Redlichkeit willen die Aufgabe gehabt hätte, über Probleme des Welt-, des Naturerkennens Licht zu verbreiten! Salter vermißt in Jesu Worten die rechte Schätzung des Staates, die Erkenntniß seiner positiv sittlichen Aufgabe; und doch erkennt er bald darauf an: „Wir können unseren Sinn für Gerechtigkeit durch nichts mehr erfrischen, als wenn wir seine Worte in uns einsaugen; nirgends hat sich die Liebe für die Niedrigsten unter den Menschen stärker gezeigt als in seinem geheiligten Leben, wie es in den uns überlieferten Urkunden geschildert ist."[3]) Das eben ist ja, so behaupten wir Offenbarungsgläubigen, Einstiftung eines für das Staats- und das sociale Leben fruchtbaren sittlichen Princips, und sein Werth unabhängig davon, daß der Einzige, welcher diesen Keim in die Menschheit einpflanzte, kein Solon, kein Gesetzgeber und Staats- oder Socialreformer war! Wie fällt so völlig aus dem zulässigen Gesichtswinkel heraus die Ausführung, daß eine „neue Moral der Industrie entstehen müsse",[4]) sofern mit ihr eine fast entrüstete Verwahrung dagegen sich verbindet, die Armen unter Hinweis auf die Vögel des Himmels und die Lilien des Feldes der Sorge des himmlischen Vaters zu empfehlen.[5])

Genug! Die moderne bornirte Superklugheit, die aus diesen Erinnerungen Vorwürfe auf Unzulänglichkeit der Moral Jesu drechselt, ist doch nur der Schatten, den eine lebhafte Empfindung für die moralische Größe Jesu um deswillen wirft, weil unberechtigte Ansprüche an ihn gestellt werden. Aber viel tiefer ist der Schattenwurf, mit dem die Reflexionen über das Religiöse überhaupt diese innerlichste Macht unseres Lebens wie mit einer

1) Vgl. den höchst lesenswerthen VII. Vortrag: Die Sittenlehre Jesu, S. 139 ff.
2) S. 170. 3) S. 173. 4) S. 177. 5) S. 180.

einzigen großen Verfinsterung überziehen! „Vieles in der Religion unserer Tage, der orthodoxen wie der anderen,[1]) so läßt sich Salter gleich in seinem ersten Vortrag über die Religion der Moral vernehmen, ist nur eine Art geistigen Schwärmens, in welcher man sich alle Arten von schönen Gefühlen und Phrasen gestattet, wonach aber das Leben so schal ist, wie nur je; ein unpraktischer und darum falscher Idealismus. Denn — und damit spricht der Reformer eins seiner individualistischen Axiome aus — Ideen sind nur Vorbilder, nach denen wir unser Leben zu gestalten haben.[2]) Sie sind nur ein Soll. Die Religion aber macht aus dem Soll ein Ist, indem sie alle Gedanken von einem Höheren und Besseren, dem Moralischen vornehmlich, in der Gestalt eines persönlichen Wesens begreift, um diesem die Vollkommenheit zu leihen.[3]) Aber was die Menschen zur Gestalt eines Gottes zusammengefaßt haben, ist nur das Abbild unseres möglichen Selbst.“[4]) Diese Gotteserfindung — Salter braucht diesen Ausdruck nicht, aber dieser trifft durchaus die Sache, — ist zwar die edle Seite der Theologie; bedeutet sie doch eine der Idee des Guten, Vollkommenen angethane Ehre; aber die unedle Seite der Theologie — richtiger hieße es: der Religion, — tritt darin hervor, daß sie über der Zusammenfassung göttlicher Eigenschaften zu einer außer- und übermenschlichen Gestalt die große Hauptsache vergessen läßt, daß jene Eigenschaften uns als ein Soll ganz in Anspruch nehmen, daß sie uns eine heilige Last auflegen, die gehoben wird, wenn man handelt. Aber das Element der Achtung vor dem sittlichen Anspruch jener Eigenschaften, das ist es, was der Religion fehlt. Sie entnervt daher sittlich. Liebe und Gerechtigkeit werden durch sie aus einer Aufgabe in eine Mythe verwandelt. Daher ist eine neue Religion nöthig, wie sie Cavours Geist prophetisch erschaute. *Diese neue Religion ist selbst nichts als Moral.* Die Hingebung an das sittliche Ideal ist selbst religiöse That, ja die höchste. *Das Ideal der alten Religionen ist* — das Eingeständniß Salters ist höchst bemerkenswerth! — *von dem der neuen nicht wesentlich verschieden.* Aber die alten sagen: Das Ideal herrscht wirklich; die neue wird sagen: Laßt es herrschen! Die alten Religionen lassen uns auf unseren Knieen in verzückter Betrachtung und Anbetung: die neue heißt uns aufstehen und glauben, daß alles, was die Menschen angebetet haben, alles, was sie geträumt haben, alles, was so hoch über ihnen und ihrer Macht entrückt schien, die Menschen in Zukunft *werden* und daß sie es verwirklichen werden.[5])

---

1) Er meint mit dieser Hindeutung auf die liberalen Formen wohl besonders die Unitarier.

2) S. 4. 3) S. 7. 4) S. 8. 5) S. 9.

Eine neueste anglo-amerikanische Einlösung des alten Eritis sicut deus; eine auf dem langsamen, aber — wer zweifelt daran? — sicheren moralischen Vervollkommnungswege herzustellende Vergottung des Menschen. Das ist die neueste Weisheit, welche mit allen anderen alten Religionen auch das Christenthum wegfegt und dem Wort eine neue Erfüllung gibt: Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!

Wenn nur nicht gar zu deutlich, und zwar dem schlichten Laien nicht minder als dem Theologen, die Beobachtung sich aufdrängte, daß die wirklichen Goldfäden in dem Purpurmantel dieser neuen Religion aus dem alten der Christenheit ausgezupft sind! Nie macht Salter auch nur den Versuch, sich mit der Thatsache auseinanderzusetzen, daß sein ethisches Ideal der Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, des brüderlichen uninteressirten Wohlwollens, der vergebenden Barmherzigkeit, der Bruderliebe nichts als ein Widerschein der Wirkungen ist, die von Christo auf die Menschheit ausgegangen sind; daß die Christenheit trotz aller Sünden, aller Verfehlungen, welche ihr Geschichtslauf aufweist, aus Einem reinen Lichtherd diese Ideale empfangen hat und daß sie bis heute trotz aller Schatten doch den Lichtkreis bildet, innerhalb dessen man Ideale verwirklicht und nicht nur „in verzückter Andacht“ anstaunt und in einem hypostasirten Vollkommenheits-Gedankending anbetet. Das ist — man darf ihm den Ausdruck „unedel“ zurückgeben, — die eine unedle Seite seiner Moralwissenschaft, daß sie preisend mit viel schönen Reden hohe über der Menschheit schwebende, sie zu sich emporziehende Ideale so hinstellt, als wenn sie sich ganz durch ihre eingeborene Majestät allmählich die Anerkennung und Achtung trotz der Opinmlähmung durch Religion verschafft hätten; und siehe, diese Ideale sind in keines Menschen Herz gekommen und wären auch in Salters Herz nicht gekommen, hätte sie nicht der von der Cultur allzu sehr überholte Rabbi von Nazareth vorgelebt, verkündigt und in die Menschheit eingesenkt kraft des neuen Verhältnisses zu dem lebendigen heiligen Gott. Alle eure Ideale, geehrte und sehr kluge Herren, so sagen wir Salter und seinen Freunden, sind Spolien, dem Christenthum abgebeutet, das ihr für erstorben haltet, während sein Licht und Leben euch umgibt und umleuchtet!

Es gesellt sich zu diesem kaum begreiflichen Mißverstande, zu der undankbaren Umdeutung des specifisch Christlichen in allgemein Menschliches, noch eine ebenso unbegreifliche Verkennung der Bedeutung der Religion für das Moralische. Kann, so darf man fragen, ungerechter über ihren Einfluß geurtheilt werden? Der Glaube an einen heiligen Gott, einen Vater im Himmel, der vollkommen und aller Liebe Ursprung und Vorbild ist, nährt er wirklich die Vorstellung, daß das Gute, weil es in Gott urbildlich vorhanden ist, darum für uns kein Strebeziel, kein Ideal sei? Vielmehr er-

hebt sich gerade auf Grund des Verhältnisses zwischen dem heiligen Gott und uns, das in der Religion seinen Ausdruck findet, die höchste, aber nicht äußerliche, uns innerlich wesensverwandte Auctorität des Sittlichen in der Form des göttlichen Gesetzes; und die offenbarende Thätigkeit Gottes, durch welche jenes Verhältniß entsteht und unterhalten wird, schafft die stärksten Motive des sittlichen Handelns. Das sind jedem bewußten Christen bekannte, durch persönliche Erfahrung unzweifelhaft gewiß gewordene Dinge. Sie sind auch der Wahrnehmung aller zugänglich, die unbestochenen Urtheils sittliche Handlungen auf ihren Zusammenhang mit Frömmigkeit prüfen. Niemand wird erwarten, da, wo intensive Frömmigkeit ist, eine laxe Sittlichkeit, ein Nachlassen des Gefühls sittlicher Nöthigung zu finden. Alle Welt urtheilt, wenn ein Frommer unsittlich handelt, mit besonderer Schärfe: Er will fromm sein und ist doch unkeusch, ungerecht, lieblos. Salter redet hier wie der Blinde von der Farbe, in eigensinnigster Verkennung des Einfachsten.

Ebenso tief steht seine Erklärung von der Entstehung der Religion. Sie beruht ihm letztlich auf der Schöpfung eines Vollkommenheitsphantoms jenseits der Welt, einer Schöpfung, die der träumerische menschliche Geist vollführt hat. Ihr Ursprung ist von der Moral gänzlich verschieden. Dem Erforscher der Urgeschichte der Menschheit ist nach Salter nichts klarer, als daß sie „lediglich eine Veranstaltung war, Gefahr abzuwehren und Vortheil für sich oder seinen Stamm zu gewinnen.“ [1]) Und neben diesen banalen Sätzen, die ja im Einklang mit der abgestandenen Thorheit sind, welche eine oberflächliche Aufklärung zu verschiedenen Zeiten über den Ursprung der Religion als Weisheit auf den Markt geworfen hat, folgt nun auch ein Hinweis auf Paulus! Wohlgemerkt, nicht auf den Apostel Jesu Christi, dessen Evangelium die neue freie Sittlichkeit begründet und damit den religiösen Inhalt zu beglaubigen mitgeholfen hat, sondern auf den Paulus, der aus Treue gegen den alten Stammesgott die Anhänger Jesu verfolgte. Und von diesem Beispiel einer religiösen Befangenheit, aus der er in seiner Bekehrung vielleicht durch ein sich erhebendes Gefühl des Rechten — einen rein moralischen Vorgang also — herausgehoben wurde, schweift Salters Phantasie zu einem König Chlodwig und zu den Vertretern der Inquisition weiter, die da wußten, daß sie, wenn sie nicht verfolgten, ihren Gott beleidigen würden, und daß, wenn sie ihren Gott beleidigten, für sie wahrlich keine Rettung sein würde, weder im Diesseits, noch im Jenseits. So fürchterlich also bannt die Macht des Religiösen hinein in Fanatismus, so ferne bringt sie in ihrem Streben, die Gunst Gottes zu gewinnen, von dem unerschütterlichen

1) S. 125.

Geisteszustande, bei dem man nur fragt: Was ist recht und was ist unrecht?[1])

Wie merkwürdig ist es doch, daß ein belesener, gebildeter und scharfsichtiger Mann einen so groben Fehler und mit ihm eine ebenso große Ungerechtigkeit gegen die Religion begehen kann! Eben derselbe Mann hat da, wo es ihm darauf ankam, das Wesen der Moral in seiner unbedingten Hoheit und Reinheit gegen die Schlüsse sicher zu stellen, die man aus der Geschichte sittlicher Trübungen im Handeln wie im Urtheil ziehen möchte, sich darauf — und mit vollem Recht — zurückgezogen, daß unter der Moral, dem Moralischen nicht das zu verstehen sei, was die Menschen thun und gern thun, sondern was, wie sie fühlen, sie thun sollten,[2]) und er nimmt an, daß die Greuel barbarischer Eroberer von ihnen ohne Gefühl des Rechten und Einsicht in das Unrechte lediglich aus dem Trieb ihrer barbarischen Natur verübt worden seien;[3]) er möchte sogar in manchen nach erbrachtem Urtheil unsittlichen Handlungen, wie der Seeräuberei, mit denen einst die alten Skandinavier Ruhm verbanden, Zeichen sehen, daß dergleichen als Probe der Tapferkeit die erste Form der Tugend war.[4]) Dürfen nun Erscheinungen der „vormoralischen Zeiten", Trübungen und vorläufige Irrungen des Urtheils über das was Tugend sei, nicht rütteln an der Absolutheit der Moral: warum, so fragen wir, werden die getrübten Erscheinungen vorchristlicher, und die Entartungen christlicher Frömmigkeit, welche die Geschichte der Christenheit begleiten, nicht von dem Evangelium aus betrachtet, welches die Darstellung des Verhältnisses Gottes zu uns in seiner Reinheit enthält und auf das die reinigenden und reformirenden Bewegungen der Geschichte der Christenheit immer wieder als unversiegliche Quelle des Lebens zurückgegangen sind? Es ist doch Pflicht, alle geschichtlichen Bewegungen, die etwas Urbildliches haben, an diesem, und nicht das Urbild an getrübten Wirklichkeiten zu messen. So soll man verfahren in der Religionsgeschichte nicht minder als in der Geschichte der sittlichen Cultur, und auch für die Entwicklung der Kunst. Wird diese Pflicht vernachlässigt, so haben Vornirtheit und Bosheit die Thüren offen. Die socialdemokratische Literatur, sofern sie sich darauf verlegt, alle Sünden der Vergangenheit der christlichen Gesellschaft, der Kirche und zuletzt dem Christenthum und der Religion zur Last zu legen, befindet sich in innerer Uebereinstimmung mit jener schlechten ungerechten Methode.

Es bleibt uns noch übrig zu fragen, wie denn nun dieser grundsätzlich religionsfeindliche Eifer um die Erfüllung der höchsten sittlichen Ideale in der Menschheit zum Ziel zu kommen gedenkt. Der Weg ist ja noch so

1) S. 127. 2) S. 117. 3) S. 118. 4) S. 131.

weit! Wir befinden uns ja doch erst in den Anfängen der ethischen Cultur! — Glauben die Gesellschaften der ethischen Cultur in jenem Optimismus, mit dem einst Rousseau verkündete: der Mensch ist von Natur gut! daß nur eine häßliche, der christlichen Religion entstammende Weltanschauung die Ueberzeugung von der Macht des Bösen hervorgebracht habe? Aber nein! Wer mit Kant von der Absolutheit des Sittlichen überzeugt ist, kann kaum sein „radicales Böse" ignoriren. Und in der That gesteht auch Salter, eben da, wo er sich anschickt, die Frage: Gibt es etwas Absolutes in der Moral? mit Ja zu beantworten: Wenn von den Menschen irgend ein Gesetz befolgt worden ist, so ist es eher ein solches, welches der Moral entgegengesetzt ist, als ein solches, welches sie zur Darstellung bringt, nämlich das Gesetz, nach welchem ein jeder sein eigenes selbstisches Interesse, seine eigene selbstische Lust erstrebt.[1]) Wie nun? Auf Gott kann und soll nicht zurückgegangen werden; so muß „die Natur der Dinge" dafür einstehen, daß die Moral sich gegen jene unmoralischen Triebe durchsetze. Salter warnt, nicht zu tief von Menschen zu denken, wie wir gewöhnlich thun; er erinnert: die höhere Natur liegt in uns allen, sie wird nicht oft angerufen, und vielleicht bleibt das menschliche Leben deshalb auf einem so niedrigen Stande, wie es in der That ist. Laßt eine neue Religion erstehen, welche es wagt, den Menschen bei seiner besten Seite zu fassen, welche ihn zur Gerechtigkeit, Großmuth und allem Edlen auffordert, bloß weil sie sein wahres und eigentliches Leben sind: und ich glaube, die Welt wird erstaunen über die Antwort.[2]) — Salter glaubt es. Andere werden lächelnd sagen: Tiraden eines optimistischen Idealisten! Jedenfalls weiß man bis jetzt nur innerhalb Eines Gemeinschaftskreises von einer Macht, die das genuß- und selbstsüchtige, schwer lenkbare und fürs Gute schwer zu gewinnende Menschenherz dennoch gewinnt. Und während die ethische Cultur diese Macht zu den Träumen rechnet, plant und verheißt sie selbst der Menschheit was zerrinnen muß wie ein Traum. Und vollends da ist dieser Enthusiasmus kaum noch ernsthaft zu nehmen, wo er auch von einer Endvollendung der Menschheit und der Welt fabelt, die sich aus dieser Sieghaftigkeit seiner Moralprincipien ergeben soll: „O, ruft Salter einmal, ich denke zuweilen, wenn einmal eine vollkommene gerechte Gesellschaft existiren sollte, könnte sie niemals untergehen. Die Elemente würden liebreich gegen sie werden, die Erde würde ihre schließliche Zerstörung hinausschieben, um sie zu ehren; und wenn das schreckliche Ereigniß jemals eintreten sollte, so würde jene göttliche Gesellschaft nach einer glücklichen Insel, die ewig fruchtbar ist, voll reiner Lebenslust und nicht beunruhigt durch Stürme, entrückt und mit Unsterblichkeit begnadet

1) S. 117. 2) S. 11.

werden."[1]) Ich lege auf solche Ausschweifungen der Phantasie kein großes Gewicht. Sie zeigen aber symptomatisch, wie gern — ich erinnere an E. von Hartmanns Gedanken vom Weltende — Aftergestalten des Religiösen, zerplatzenden Seifenblasen ähnlich, in solchen Geistern sich bilden, die mit dem Christenthum fertig sind. Solche Ausstrahlungen der durch moralischen Enthusiasmus erhitzten Einbildungskraft bestätigen wenigstens die Hohlheit eines Optimismus, der etwas so ganz anderes ist als Glaube und Hoffnung.

4.

Der moralische Enthusiasmus Salters bewahrte etwas vom Genius Kants. Auch der Professor Felix Adler, welcher 1876 die ethische Gesellschaft in New York gestiftet und im März 1892 durch einen Vortrag zur Gründung der Gesellschaft für ethische Cultur in Berlin mit beigetragen hat, steht mit seinen Gedanken unter dem Einfluß des großen Deutschen. In amerikanisirter Gestalt schien Kants Moral plötzlich nach einem Jahrhundert einen neuen Zauber im deutschen Heimathlande zu gewinnen.

Aber es ist schon darauf hingewiesen, daß die stahlharte Form, die Kant den sittlichen Principien gegeben, sich schon bei Salter nicht original wiederfindet. Der Rigorismus wird durch einen optimistischen Enthusiasmus abgelöst. Das ist das Eine. Dann aber ist auf englischem Boden ein völlig anderes Moralprincip erwachsen, das dem Geistesleben der Gegenwart, besonders dem der Engländer congenial, in sich ebenfalls die Kraft zur Propaganda für eine religionslose Sittlichkeit besitzt: der Utilitarismus. Wir haben einen Blick wenigstens auf seine Grundlagen zu werfen.

Unter dem Einfluß des französischen Philosophen Comte hat der Engländer John Stuart Mill den Grundsatz aufgestellt: Handlungen sind recht in dem Grade, in dem sie auf Förderung der Glückseligkeit abzielen, und unrecht, wenn sie das Gegentheil bezwecken. Damit ist die Richtlinie des sittlichen Verhaltens völlig anders orientirt als bei Kant. Die Frage lautet für den, der wissen will, wie er sittlich handeln soll, nicht mehr: Was ist Pflicht? sondern: Was fördert die Glückseligkeit, die des Ganzen und deine eigene? wobei durch eine Erschleichung angenommen wird, der Einzelne werde seine Glückseligkeit in der des Ganzen finden; er werde sie in ihr auch dann finden, wenn die Herstellung dieser Glückseligkeit ihm Verzicht auf sein eigenes Glück abverlangt. Jedenfalls bedarf man, um den egoistischen sinnlichen Trieb nach Glück mit der selbstlosen Befriedigung in der Hingabe an das Ganze in Einklang zu bringen und den Widerstreit zwischen beiden zu lösen, einer Größe, die mit überwältigender Majestät den egoisti-

1) Der Antisemitismus und die ethische Bewegung, S. 9.

schen Willen niederzwingt. Diese Majestät hatte das Sittliche bei Kant. Es hat sie in höherer Weise im Christenthum. Aber der Utilitarismus, welcher das Sittliche nicht als höchsten Grundwerth des persönlichen Lebens, nicht als unbedingten Lebenszweck, daher auch nicht als unbedingte Forderung, sondern als Mittel zur Erreichung einer Glückseligkeit auffaßt, kennt weder die Majestät der autonomen Vernunft, noch die Gottes; weder das unbedingte Soll des kategorischen Imperativ, noch das königliche Gebot der Liebe; er kennt als Abwerthungsgröße nur die Lust. Es ist schon ganz gut, wenn sich's Mill verbittet, die Nützlichkeit banal, das Vergnügen gemein zu denken, und wenn er gern auf „die höflichen Vergleichungen" verzichtet, mit denen einst Epikur von seinen Gegnern bedacht worden sei. Es ist schon richtig, auch witzig gesagt, wenn er, um seine „Glückseligkeit" von irgendwelcher Befriedigung zu unterscheiden, erinnert: Es ist besser, ein unbefriedigtes menschliche Wesen zu sein, als ein befriedigtes Schwein; besser ein unbefriedigter Sokrates, als ein befriedigter Thor.[1]) Aber wenn nun doch keine untrügliche Instanz da ist, die uns sagt: diese Befriedigung ist gemein, jene ist edel und fördert Aller wahres Glück; wenn keine Magnetnadel hinweist auf den festruhenden und doch so mächtig anziehenden Pol des höchsten unbedingten Lebenszweckes, den der Christ in der Liebe zu Gott und der Befriedigung in seiner Gemeinschaft erkennt und erfährt, wer stellt das Urtheil vor den schlimmsten Irrungen und Wirrungen sicher? Die Lust? Aber sie ist das Alleruntauglichste, um auch nur im eigenen Herzen und vollends im Labyrinth der Urtheile der Gesellschaft sich zurechtzufinden, es sei denn, daß jene Majestät einer höchsten unbedingten Forderung da sei, die am Gewissen jedes Einzelnen, auch des Irrenden, einen Zeugen für ihre Auctorität und Würde hat. Mögen da eine Zeitlang die Gedanken hin- und herschwanken, endlich stellt sich das Urtheil doch fest: die Stimme des unverbrüchlichen Soll, die dir Selbstverleugnung, Bezwingung wilder Triebe, Verzicht auf sündliche Lust und süße Rache aufnöthigt, sie behält Recht.

Dagegen ist die Scala der eigenen Lustempfindung wie die Schätzung dessen, was geeignet sei, anderen Lust zu bereiten, ganz und gar trüglich. Nicht einmal in der Sphäre lassen sich nach dem Maß der Lust objective Urtheile gewinnen, in welcher sie viel mehr bedeutet, als in der Moral: nämlich in der Kunst. Dem einen mag der höchste Kunstgenuß in Bach und Beethoven liegen, dem anderen in Offenbach oder im Leierkastenlied. Mit einem Metronom der Lustempfindung werden wir den Streit nicht schlichten, sondern sind stets auf ein Vermögen der Beurtheilung hingewiesen,

1) Mill, Werke; übers. von Gomperz, Bd. I, S. 137.

das im einzelnen sich nie ohne den erziehenden, bildenden Antheil der Gemeinschaft zur Klarheit und Sicherheit instinctmäßiger Schätzung entwickelt. Und wenn Mill die Entscheidung sowohl in Rücksicht auf die Qualität wie der Quantität der Genußfülle und Leidensfreiheit in der That von einem Kreise Erfahrener abschätzen lassen will,[1]) so stehen wir hier abermals vor einer Utopie. Welcher ethische Senioren-Convent wird, wenn er keine anderen objectiven Maßstäbe anlegen darf, im Stande sein, die Grade und Werthunterschiede der Lust und dann den Inbegriff der Regeln und Vorschriften für das menschliche Verhalten festzustellen, durch deren Befolgung die rechte Glückseligkeit aller Menschen, ja aller empfindenden Wesen gesichert wird![2])

Diese Theorie ist daher so sehr auf schwankende Grundlagen gestellt, daß sie nie leisten kann, was sie doch leisten will. Sie ist weder mit den Forderungen einer objectiven Vernünftigkeit, noch mit denen einer auf objective Offenbarung gegründeten, aber innerlich sich beglaubigenden Sittlichkeit vereinbar. Deutlich spiegelt sich in ihr eine Werthung des Gesellschaftlichen für die Sittlichkeit ab. Jenes wird nicht zuerst durch ewige sittliche Normen geregelt: es bringt selbst das Regulativ dieser Normen hervor. Das ist eine tiefe Schädigung des Sittlichen, ausgehend von der Ueberschätzung des Socialen; eine Betrachtung, die in gährender Zeit auch die Behandlung der socialen Frage verwirren, die festen sittlichen Gesichtspunkte zurück- und dafür die der Diesseitigkeitsbeglückung in den Vordergrund stellen kann. Und noch weiter abwärts gelangen wir dann, wenn Feuerbachsche Reminiscenzen und die Macht der Entwicklungstheorie Darwins sich mit diesen Reflexionen verschlingen und die Reihe der sittlichen Acte, wie es Herbert Spencer thut, bis ins Thierleben zurückverfolgen. Da tauchen als wissenschaftliche Gespinnste, die aus Naturbeobachtung, Ethnologie und Glauben an die Alles beherrschende Geltung des Entwicklungsgesetzes im Sinne Darwins zusammengezwirnten, für ethische Skepsis so sehr verwendbaren Gedanken auf, deren Ausnutzung man in den Räsonnements unserer Socialdemokratie weiter verfolgen kann. Ich darf nur auf das Blatt „Die neue Zeit" verweisen, wenn es mit tiefsinniger Gebärde untersucht, ob Polyandrie oder Polygamie das Prius in dem Proceß sei, der zur heutigen Gestalt der Ehe, der Monogamie geführt habe.

Wenden wir uns zum Schluß wieder Deutschland zu; denn aus Amerika und England hat sich die Bewegung wieder zu uns in der Gestalt, zu der sie dort sich auswuchs, zurückgefunden. Es handelt sich auch jetzt

1) Werke, Bd. I, S. 139f.
2) S. 140.

nicht um eine Geschichtsdarstellung, sondern um eine Prüfung der leitenden Gedanken und speciell des Verhältnisses zum Religiösen, zum Christenthum.

Da treten uns die Gedanken des amerikanischen Idealismus in einer Verschmelzung mit denen des Utilitarismus bei dem Manne entgegen, der einer der ersten und bedeutendsten Wortführer der Gesellschaft für ethische Cultur in Deutschland wurde und die Wochenschrift herausgab, die, obschon nicht eigentlich ihr Organ, doch ihre Interessen fördern sollte,[1]) bei Professor Georg von Gizycki. Er hat seine Anschauungen zweimal zusammenhängend dargestellt,[2]) dem Sittlichen die Zweckbeziehung auf die allgemeine Wohlfahrt oder Glückseligkeit gegeben, und zugleich betont, daß das sittliche Handeln einen befriedigten Bewußtseinszustand und in dieser Glückseligkeit das sittliche Gute herstelle. Aber während Mill doch immer noch der Religion für ihren Mitantheil an der sittlichen Cultur die Thür offen halten möchte, ist Gizyckis Denkweise begleitet von einer oft leidenschaftlichen Ablehnung ihres sittlichen Werthes. Die Abschnitte seiner Moralphilosophie, die sich auf die Bedeutung der Religion einlassen, überbieten die Ungerechtigkeit, die wir Salter begehen sahen. Der Abschnitt, welcher überschrieben ist „Die Theologie und die Menschenliebe" durchtränkt gleich zu Anfang die Phantasie der Leser mit Erinnerungen an all das Blut der Menschenopfer in barbarischen Culten! Zwar hat Gizycki dem Christenthum noch zugestanden, daß es der Menschheit auch Segnungen gebracht; aber dann bringt er die Wage doch zu seinen Ungunsten ins Schwanken wegen der Hexenprocesse und anderer Greuel. Nirgends eine Erinnerung, daß geschichtliche Processe nicht Naturprocesse sind, daß die Freiheit Irrwege in Tiefen des Verderbens offen läßt. Wir stehen betroffen vor maßloser Verkennung und erkennen hier eine „Vorfrucht der Socialdemokratie".

Nun wäre es ungerecht, wenn man für die persönliche Stellung eines einzigen Führers eine Bewegung, in der sich mannigfache Elemente zusammengefunden haben, verantwortlich machen und sie durchaus nach jenen Ausfällen gegen die Religion beurtheilen wollte. Aber wenn die ethische Bewegung in Deutschland in ihren officiellen Kundgebungen sich solcher Angriffe gegen die Religion enthalten hat, das erkennt man doch: ihre Stellung zu ihr ist kühl bis ans Herz hinan. Wer die freisinnige Berliner „Intelligenz", die ja nie blöde war, auch nur aus gewissen Zeitungen der Hauptstadt kennt, hört lächelnd ihre Stimme in dem Schlußwort der vorbereitenden Mittheilungen, welche unter dem Titel: „Die ethische Bewegung in Deutsch-

1) Ethische Cultur, Wochenschrift zur Verbreitung ethischer Bestrebungen; seit Januar 1893. Berlin, Fr. Dümmler.

2) Grundzüge der Moral. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1883. — Moralphilosophie, gemeinverständlich dargestellt. Leipzig 1888.

land" 1892 veröffentlicht worden sind.[1]) Hier folgt auf eine sehr anerkennende Erwähnung der Freimaurerei auch ein Absatz über das Verhältniß der ethischen Bewegung zur Religion. „Diese ethische Volkserziehung, heißt es da, wird sicherlich an die mächtigste ethische Bewegung anknüpfen, welche die Welt bis jetzt gesehen hat, an jene Bewegung, an welcher die reifsten und sittlich beseligendsten Ergebnisse heidnischen und jüdischen Denkens auf ethischem Gebiete zusammengefaßt wurden. Aber die ethische Bewegung unserer Tage wird auf die erhabene Mystik und die Glorification verzichten, durch welche jene große Bewegung zwar ihre ergreifendsten Wirkungen auf das Volksgemüth ausübte, durch welche sie aber zugleich die verkündete Entwicklung reiner Menschlichkeit aufs neue allen hierarchischen Gefahren preisgab."[2]) — Damit ist natürlich das Christenthum gemeint. So würdigen es die Freunde ethischer Cultur; so großartig umschreiben sie, ohne seinen Namen auszusprechen, seine Entstehungsgeschichte; so vornehm schauen sie auf einen nun verblichenen Theil seiner Herrlichkeit herab! Eine Stylblüthe, die allein hinreicht, uns auf den Boden an der Spree versetzt zu fühlen, dem sie entsprosßte: pretiös und taub.

Daß unter solchen Vorzeichen entstehend die Gesellschaft, die in Berlin sich bildete, auch viel jüdische Namen in ihr Mitgliederverzeichniß einzutragen hatte, kann nicht befremden. Die scharfen Augen der Antisemiten haben sich das natürlich nicht entgehen lassen und haben es in ihrer Weise beleuchtet. Auch wer hiermit nichts zu schaffen hat, kann sich der Beobachtung nicht verschließen, daß jenen jüdischen Kreisen die Zurückhaltung fehlt, die für sie einfachste Pflicht wäre, wenn am Christenthum, das sie nur äußerlich und darum ungenügend kennen, öffentliche Kritik geübt wird. Man darf bezweifeln, ob hier die rechten Hände zu finden sind, der elementaren Tugend, der Bescheidenheit, in dem ethischen Pflanzgarten der Gesellschaft Pflege zu widmen. Und zugleich fällt durch diese Beimischung jüdischer Elemente auf den ganzen Anspruch, religionslose Sittlichkeit zu begründen, ein grelles Licht. Die Zumuthung an Christen, sich diesem Panier, auf das mit Großmuth der Grundsatz „der Duldung aller religiösen Vorstellungen" geschrieben ist, anzuschließen, ist mehr als naiv. Die ausgesprochene Tendenz, auf die Jugenderziehung im Sinne des Programms Einfluß zu gewinnen, würde, wenn das ganze unfruchtbare Unternehmen mehr wäre als eine Wolke ohne Wasser, eine ernste Gefahr bedeuten. Ein Christ wird dieser neuen Gründung gegenüber sich um so fester auf den Grund stellen, der bewährt ist und allen Bezweifelungen gegenüber fest bleibt. Hier ist nicht nur das

1) Berlin, F. Dümmler, S. 27 ff.
2) Ebenda S. 29.

höchste Ideal, sondern durch die in Christo geoffenbarte Vaterliebe Gottes mit dem Frieden und der Freiheit der Gotteskindschaft die Bürgschaft für die Verwirklichung jenes Ideals gegeben. Dieser Grund nöthigt keineswegs dazu, einem ernsten sittlichen Streben, das nicht aus dem Glauben stammt, seinen Werth abzusprechen. Er läßt Raum für unbefangen gerechte Würdigung alles Guten; er läßt gern alle, die irgend Gutes wollen, zur Mitarbeit an den Werken der Rettung und brüderlichen Hülfsleistung zu, welche christliche Liebe begründet hat. Aber die Gewißheit ist von ihm unabtrennbar, daß in Christo der Welt, jedem einzelnen das Leben im einzigen und höchsten Sinn erschienen ist; und die Erfahrung bestätigt es, daß die innerlichste Vertiefung und höchste Vollendung im Guten durch ihn gewirkt wird. Die Art, wie das geschieht, schließt allen Selbstruhm aus. Aber es gehört zu der Ehre des Erlösers, die niemand ihm verkleinern darf, daß die Vergebungsgnade Gottes ihre Empfänger zu dem Besten großzieht, das die Welt, auch die der „guten Menschen", so nicht kennt, — zu innerlichster Behütung des Herzens, zu selbstverleugnender dienender Liebe, zu alles vergebender Großmuth und alles duldender Sanftmuth; zur Vollendung des Sittlichen im Christlichen. Daß das allen zugänglich ist, die an ihn glauben und in seine Nachfolge sich einleben, das ist die große erhebende Thatsache, in der wir einen der tiefsten Beweise für die Wahrheit des Evangeliums besitzen. Wenn solche, welche diesem nie versiegenden Quell des Lebens sich entfremdeten oder ihn überhaupt nicht kennen, für sich was gut, gerecht, liebreich, keusch ist, ernstlich pflegen: niemand hindert sie oder sieht scheel dazu. Aber daß man sich gebärdet, als vollbrächte man mit solchem Versuch eine die Zukunft der Menschheit rettende That, daß man Führern folgt, die ungerecht, kurzsichtig, gehässig über das Christenthum urtheilen, verbietet uns gegenüber dieser Erscheinung des geistigen Lebens unserer Zeit das Wort des Erlösers anzuwenden: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns (Mark. 9, 40); es drängt uns das andere abwehrende auf: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammlet, der zerstreuet (Luk. 11, 23).

Halle. D. Hermann Hering.

Die Aufgabe des Confirmandenunterrichts.

Daß unsre Jugend vielfach sehr wenig religiös gefestet aus der Schule und aus dem Confirmandenunterricht ins Leben tritt, ist eine oft gehörte Klage. Ist diese Klage Wahrheit? Das ist unleugbar. Wenn dies aber nicht zu bestreiten ist, liegt dann nicht in dieser Klage eine Anklage gegen den Betrieb des religiösen Schulunterrichts und des Confirmandenunterrichts? Auch das erscheint unleugbar. Denn die vereinzelten Stimmen haben sicher nicht recht, die sagen, daß es gar nicht die Aufgabe des Religionsunterrichts sei, religiös-sittlich gefestete Charaktere heranzubilden und ins Leben zu entlassen; er solle den Schülern nur ein bestimmtes Maß religiöser Kenntnisse mitgeben. Aber vielleicht treffen die das Richtige, die, wenn sie auch die Aufgabe einer sittlichen Charakterbildung als ideales Ziel gelten lassen, doch behaupten, daß es im großen und ganzen für die Schule überhaupt unmöglich sei, schon Charaktere zu bilden; denn ein Charakter bilde sich immer nur im Strome der Welt, also erst dann, wenn das Kind heraus aus der Schule und ihrer Bewahrung selbständig in den Kampf des Lebens eingetreten sei. Oder man wehrt die obige Anklage dadurch ab, daß man darauf hinweist, wie dem Kinde schon während der Schulzeit aus den üblen sittlichen Verhältnissen des Hauses und der Gesellschaft so viele Verführungsmächte entgegentreten, daß es auch der treuesten Arbeit und Sorgfalt der Schulerziehung unmöglich gemacht werde, das zu erreichen, was man eine bewußte sittliche Persönlichkeit nennen könnte. Und weiter, selbst wenn die Fähigkeit zu einem richtigen sittlichen Urtheil bei dem Kinde annähernd, soweit dies im jugendlichen Alter überhaupt möglich sei, erzielt sei, so werde doch später sehr bald dieser Besitz aus der Schule durch das Leben, in welches das Kind einträte, geraubt und vernichtet.

Man wird diesen Einwänden gegen die genannte Anklage eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können. Doch gewinnt man hieraus nicht das Recht, sich über die Prüfung der Anklage selbst leichthin hinwegzusetzen und zu wähnen, sie sei damit schon entkräftet. Ich meine, daß hier immerhin ein Anlaß vorliegt, ernstlich zu untersuchen, ob nicht doch der Betrieb des religiösen Schulunterrichts und der Confirmandenunterweisung einen Theil, und zwar vielleicht einen großen Theil der Mitschuld trägt. Man wird die

Aufgabe des erziehenden Unterrichts, trotzdem es nach dieser Seite viel besser geworden sein mag, und die Art, wie er am zweckmäßigsten ertheilt wird, doch noch entschiedener und innerlicher fassen können und müssen. Dann wird man mehr Erfolg auch nach Seiten der sittlichen Charakterbildung haben und nicht, wie es doch immer noch stattfindet, damit zufrieden sein, wenn man den Kindern ein gutes und sicheres Wissen der christlichen Lehre beigebracht hat.

Denn es kann doch keiner die Thatsache leugnen, daß auch Kindern, die mit einem sichern und umfangreichen religiösen Wissen und einem genügenden Verständniß des Erlernten ausgerüstet den selbständigen Gang ins Leben antreten, dies ihr Wissen nicht zu einer Kraft wird, aus der sie ihr Leben christlich-sittlich gestalten. Unzweifelhaft wird ja der Erfolg des Religionsunterrichts dadurch sehr erschwert, daß die modernen socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse weniger als je dazu mithelfen und anleiten, das noch unversuchte und mehr theoretische Wissen der Kinder zur sittlichen Triebkraft werden zu lassen. Die ganze Gesinnungsatmosphäre des modernen Lebens, das ruhelose Hasten und Rennen des derzeitigen Erwerbslebens, die durch die modernen Arbeitsverhältnisse für viele Kinder, selbst wenn sie nach der Confirmation noch im Elternhause bleiben, gegebene Möglichkeit sofortiger wirthschaftlichen Selbständigkeit, dies und manches andere ist dem wenig günstig, daß die zarte Pflanze der religiösen Erkenntniß bestehen bleibt und wächst und zur christlichen Sitte sich ausreift. Dazu kommen die mannigfachen Versuchungen und Verführungen, denen die jungen Christen ausgesetzt sind, für sie um so gefährlicher und verderblicher, da für viele der schirmende Schutz eines christlichen Hauses gänzlich fehlt und ein Zwang zur Theilnahme an den Veranstaltungen, die das im Religionsunterricht Erlernte vertiefen und zu einer Waffe im Kampf mit den Verlockungen dieser gefährdeten Jahre machen könnten, wie Unterredungen mit den Confirmirten, Fortbildungsschulen auch mit religiösen Besprechungen, Jünglingsvereine u. s. w., leider nicht besteht. So gehen denn oft die Kinder, aus der Schule entlassen, ganz unbeschützt, fast unerinnert dahin; Gottes Wort lesen sie nicht mehr, in Gottes Haus kommen sie nicht oder doch nur sehr selten, ein Leben aus christlicher Gesinnung heraus sehen sie kaum je, — da entschwindet ihnen bald und in stetig steigender Schnelligkeit, was sie aus dem christlichen Religionsunterricht mitgebracht hatten, und das, was ihnen eine Mitgabe fürs Leben sein und ihr Leben beherrschen und gestalten sollte, damit es ein Leben in christlichem Geiste sei, geht bald verloren und hat sich als zu schwach erwiesen, um sie sittlich zu bewahren.

Gewiß, das ist der traurige Thatbestand, den wir alle kennen, und auf die Verhältnisse, die ihn verursachen, können Schule und Confirmanden-

unterricht hinweisen, um damit den Beschuldigungen, daß sie die Kinder nicht genügend für ein christlich-sittliches Leben ausgerüstet und gefestigt hätten, zu begegnen. Aber ob beide berechtigt sind, sich völlig von einer Mitschuld daran freizusprechen, daß thatsächlich die religiöse Unterweisung in den Schuljahren oft sich als ganz fruchtlos im Leben erweist oder doch nur so weniges, oft nicht mehr als nur eine sehr dünne christliche Uebermalung gewirkt hat? Wie weit der Schulbetrieb eine Schuld daran trägt, davon will ich hier nicht handeln. Man könnte vielleicht zu der Meinung kommen, daß zur Zeit, bei fast allseitiger Anerkennung der Erziehungsschule, doch hier und da eine Ueberschätzung der Methode sich eingeschlichen hat, bei der die Innerlichkeit des religiösen Unterrichts gefährdet wird oder doch zu viel Werth aufs erkenntnißmäßige methodische Aneignen zum Schaden des religiösen Erfahrens gelegt wird. Es scheint in der That heute, vielleicht weniger unter den eigentlichen pädagogischen Führern, aber unter den fleißigen Schülern und Nachfolgern derselben, Fanatiker der Methode zu geben. Doch ich lasse das beiseite und bescheide mich. Denn die Volksschule hat gewissermaßen ein Recht dazu, die Hauptarbeit für die eigentliche sittliche Charakterbildung und zur Gewinnung dessen, was man eine christliche Weltanschauung nennt — soweit hiervon bei vierzehnjährigen Kindern die Rede sein kann — dem Confirmandenunterricht zuzuweisen. Für den Schulunterricht ist die Uebermittelung eines positiven religiösen Wissens sicher ein Hauptstück seiner Thätigkeit. Nur muß es freilich in der rechten Weise geschehen, damit der Confirmandenunterricht wirklich darauf weiter bauen kann; es darf nicht so geschehen, daß den Kindern dabei die Empfänglichkeit und das Verständniß dafür verloren geht, daß die Religion kein bloßes Wissen ist.

Ich möchte den Blick hier auf den Confirmandenunterricht lenken und kurz darzustellen versuchen, wie derselbe nach meiner Meinung sich seine Aufgabe stellen muß, wenn er die Kinder so ausrüsten will, daß sie eine wirkliche Mitgabe für das Leben erhalten und befähigt werden, alles, was ihnen im Leben entgegentritt, vom religiösen Standpunkt aus zu beurtheilen und für ihr inneres Leben heilsam zu verwerthen.

Ueberflüssig kann ein solcher Versuch ja nicht sein. Wir Geistlichen müssen einer an den Erfahrungen des andern lernen. Auch ist der Schaden, um den es sich hier handelt, groß genug, so daß, wer da meint, ein Scherflein beitragen zu können, diesen Schaden zu heilen, getrost reden und nicht schweigen soll. Dazu wird mit mir mancher, wenn er einzelne Katechismuserklärungen, die dem Schul- und Confirmandenunterricht dienen wollen, in die Hand nimmt, die Empfindung haben, daß es allerdings nicht verwunderlich erscheint, wenn die Kinder, die nach einem derartigen Schema und in solcher Art den religiösen Unterricht empfangen haben, damit nichts er-

halten haben, was geeignet wäre, sie zu gefesteten sittlichen Charakteren zu machen und in den Versuchungen des Lebens zu bewahren.

Diese Katechismuserklärungen und vielleicht ebenso die persönlichen Erfahrungen, die man gemacht, zeigen, daß der Confirmandenunterricht vielfach noch in dreifacher Art ertheilt wird. Einmal ist er im Grunde nur eine Wiederholung des Katechismusunterrichts in der Schule. Wohl wird die Ausführung hier und da erweitert, einzelne kirchengeschichtliche, dogmatische und ethische Notizen werden hinzugefügt, aber im übrigen ist er nach Geist und Art, in Stoffvertheilung und Stofffolge ganz so wie der Schulunterricht: er will ein religiöses Wissen überliefern, Kenntnisse beibringen. Er ist nur ein vom Geistlichen wiederholter Katechismusunterricht. Der Unterschied vom Schulunterricht liegt oft nur in der etwas verschiedenen äußeren Form; was der katechetisch gebildete Lehrer in strengerer katechetischer Methode gibt, wird hier in mehr erbaulicher Weise gegeben. Es ist sehr zweifelhaft, ob für den Zweck, ein religiöses Wissen mitzutheilen, diese erbaulichere, aber losere Form geeigneter ist als die strengere, methodische Art des Lehrers. Hier möchte der Lehrer das bessere Theil erwählt haben und sein Ziel sicherer erreichen.

Für andere tritt die Erbaulichkeit bei dem Confirmandenunterricht ganz in den Vordergrund. Sie ist nicht eine nur begleitende Form, sondern die eigentliche Hauptsache. Die Confirmandenstunden werden geradezu oder doch vorwiegend zu Erbauungsstunden; sie sind wie eine Art Predigt, dem kindlichen Standpunkt angemessen. Hier geht häufig der doch auch berechtigte Standpunkt des Unterrichtens und des Uebermittelns von religiösen Kenntnissen verloren, und dazu werden die Kinder des Predigens sehr bald müde. Das Erbauliche, in diesem vulgären Sinn, sollte Kindern gegenüber nur sehr sparsam, nur auf den Höhepunkten des Unterrichts angewendet werden. Ein solcher erbauliche Confirmandenunterricht, der meist nicht wirklich religiös-sittlich auferbaut, sondern in bloßes fromme Gerede ausartet, hat ungefähr den Werth und die Bedeutung wie das Zungenreden in der korinthischen Gemeinde, 1. Kor. 14, 9, 14. Er ist ein ziemlich unfruchtbares Thun. Ein wirkliches Verständniß des Heilsplans Gottes wird hierdurch bei den Kindern nicht erreicht.

Eine dritte Form ist, im Confirmandenunterricht eine abgekürzte Dogmatik zu geben. Man meint, das, was die Schule im Anschluß an biblische Geschichte, Katechismus u. s. w. vom religiösen Wissen mehr vereinzelt, unsystematisch mitgetheilt hat, nun im Confirmandenunterricht systematisch zusammenfassen und ordnen zu sollen, und dabei werden dann Lehren, die durch den Katechismuswortlaut nicht direct gegeben sind, hinzugefügt, damit nur ja nichts, was die confessionelle Dog-

matik herausgearbeitet hat, übergangen werde. Allerdings wird die Vollständigkeit des Wissens und des Verständnisses der dogmatischen Lehre nur selten und nur bei sehr wenigen oder auch garnicht erreicht; aber das thut der Methode und der Absicht des Unterrichts keinen Eintrag. Denn als der eigentliche Zweck des Confirmandenunterrichts erscheint dies, die ganze Lehre der Confessionskirche mitzutheilen. Es soll confessionelle Dogmatik, nicht Religion gelehrt und gelernt werden.

Gegenüber diesen drei Formen des Confirmandenunterrichts erscheint jene pietistische Art, wo man die Kinder nur zur Erkenntniß ihrer Sünde und des Weges, wie man von der Sünde frei und los wird, bringen will, oder jenes methodistische Drängen auf Entscheidung für den Herrn, wo fast jede Stunde damit endigt, daß die Kinder vor die Gewissensfrage gestellt werden, ob sie die Sünde hassen und lassen und den Herrn lieben, ihm dienen und nachfolgen, ob sie sich bekehren wollen, fast noch besser und geeigneter. Denn hier ist doch immerhin die Aussicht, daß wenigstens bei Einzelnen erreicht wird, was man erreichen will: den Kindern einen Willen für den Herrn beizubringen. Hier wird dann auch nicht selten der eigentliche Zweck des Confirmandenunterrichts sich erfüllen. Wo nämlich einer wirklich in dem Herrn und für den Herrn leben will, da wird sich schließlich mit ziemlicher Gewißheit eine christliche Welt- und Lebensanschauung herausarbeiten. Auf diesem Wege können wirklich christlich-sittliche Charaktere zu Stande kommen, die dann im Sturm des Lebens nicht abfallen, sondern gegen die Versuchungen dem Herrn Treue halten.

Diese methodistische Form der Unterweisung kann wirklich Gutes leisten, wenn der Mann, der sich ihrer bedient, danach ist; es kann da wirklich das Ziel erreicht werden, das erreicht werden soll. Und selbst wenn dabei dogmatische Irrthümer mit unterlaufen, wenn das religiöse Wissen ein sehr mangelhaftes ist, — der, welcher erweckt ist, hat und besitzt doch die Hauptsache, und auch die, die im Unterricht nicht zur Entscheidung gekommen sind, können doch etwas mitbekommen haben, was ihnen später im Leben, wenn die göttliche Führung sie in bestimmte Lebenslagen bringt, möglichenfalls zum Anlaß der Belehrung wird. Es kann dann die Umkehr, die ihnen einst vergeblich — weil sie ihre Nothwendigkeit und Unerläßlichkeit nicht verstanden hatten — zugemuthet wurde, wirklich eintreten, und die Erinnerung daran, was ihnen ihr geistlicher Lehrer einst mit hohem sittlichen Ernst vorhielt, ist ihnen dann in Verbindung mit dem göttlichen Gnadenzuge in ihren Lebensschicksalen ein Wegweiser zum rechten Ziel geworden. Jedenfalls ist dies viel wahrscheinlicher, als wenn ihnen bei ihren Lebensschicksalen nur die dürre Dogmatik ins Gedächtniß kommt, die sie einst sicher

sich angeeignet hatten, die aber als unnützer Ballast sehr bald für sie in den Hintergrund trat, oder die erbauliche Predigt, bei der sie sich einst gelangweilt.

Aber freilich diese Art des Unterrichts hat doch auch die sehr große Gefahr, daß dabei die Empfänglichkeit vollends verloren gehen kann und die Herzen verhärtet werden. Das beständige Drängen auf Entscheidung hat manchen so gefühllos gemacht, daß er dann auch später, wenn der Herr durch Thatsachen seines Lebens ihn zur Entscheidung auffordert, sich das Herz nicht weich machen läßt, weil er sich früher an die Abwehr der Entscheidung gewöhnt hat. Vollends wenn der Mann, der so im Unterricht verfahren wollte, nicht eine gewaltige, überwältigende Persönlichkeit ist, so ist diese Form des Unterrichts schädlich und aussichtslos; und die Gefahr des Künstlichen, des Gemachten wird immer bleiben; ganz abgesehen davon, daß doch hier der Mensch immer in etwas das machen will durch seine Treiberei, was Gott allein machen kann, nämlich ein Menschenherz zum Glauben zu gewinnen. Wirkliche Dauer, bleibende Frucht verspricht diese methodistische Art des Unterrichts im ganzen nicht; es ist nicht selten mit diesem Unterricht gerade so wie mit jenen Confirmationsreden, die auch durch allerlei Rühr- und Drohmittel noch eine Entscheidung in letzter Stunde, ein Gelübde hervorrufen wollen. Es mag da wohl eine augenblickliche Gefühlsbewegung, auch unter vielen Thränen, erzielt werden. Aber wir alle wissen, wie wenig Werth diese Thränen bei der Confirmation durchschnittlich haben.

Was bisher von der Art des Betriebes des Confirmandenunterrichts gesagt ist, kann also der Aufgabe desselben nicht gerecht werden. Gewiß haben alle drei oder, wenn man will, vier Formen ein Moment der Wahrheit in sich, aber jede vertritt doch nur ein berechtigtes Moment, ist gleichsam ein Mittel, um das eigentliche Ziel zu erreichen. Sobald man eins dieser Mittel als den eigentlichen Zweck hinstellt, wird die Aufgabe des Confirmandenunterrichts verkannt. Und dann geschieht es leicht, daß — was ja eben die Klage und Anklage ist — die Kinder aus dem Unterricht nichts fürs Leben mitbringen, was ihnen Halt geben und als Leitstern dienen könnte. Aber der Confirmandenunterricht hat wirklich weder den Zweck, nur ein erweitertes religiöses Wissen zu übermitteln, noch auch nur erbaulich anzuregen, noch auch den Kindern eine abgekürzte Dogmatik der Confessionskirche zu geben, noch auch sie zur Bekehrung zu drängen, — sein Ziel ist ein viel umfassenderes, tieferes, innerlicheres. Die eben genannten Zwecke sind nur vereinzelte Mittel, sein eigentliches Ziel zu erreichen und seine wirkliche Aufgabe zu erfüllen.

Welches ist nun die wirkliche Aufgabe des Confirmandenunterrichts? Er soll das Christenthum als ein Ganzes begreifen lehren, und

zeigen, wie mit dem Christenthum ein Neues in die Welt gekommen ist, wodurch das menschliche Leben umgewandelt wird und eine ganz neue Welt-, Selbst- und Gottesbeurtheilung herbeigeführt ist. Er soll den Kindern zum Bewußtsein bringen, daß ein Christ sein durchaus nicht, wie es jetzt, wo man in die Christenheit hineingeboren wird und den christlichen Namen als etwas Selbstverständliches trägt, vielen scheint, etwas Natürliches und Selbstverständliches ist, sondern daß dies ein ganz neues, aus Gottes Gnade geschenktes und gewirktes Leben ist und daß daher dem Christen die Aufgabe gestellt ist, ein solches dem Herrn gewidmete neue Leben auch thatsächlich zu leben. Und er soll die Fähigkeit mittheilen, alle Erscheinungen des Lebens von einem bestimmten Punkt aus zu beurtheilen und dadurch in das Gewirr und die Räthsel des Lebens Ordnung und Harmonie zu bringen, und daher den Kindern die Gewißheit geben, daß der Christ im Besitz einer ganz neuen Weltanschauung ist.

Zunächst soll also der Confirmandenunterricht das Christenthum als ein Ganzes verstehen lehren. Das wird dadurch erreicht, daß alles, was dargeboten und gelehrt wird, unter einen ganz bestimmten Gesichtspunkt gestellt wird, nämlich den, daß das Christenthum die Religion der Erlösung im absoluten Sinn ist. Kommt im Christenthum nun alles auf die Erlösung an, so muß bei allem Einzelnen des christlichen Wahrheitsbesitzes, wie es auch heiße, ob Gesetz oder Glaube, ob Lehre oder Geschichte, ob Gebet oder Sacrament, gezeigt werden, daß es der Erlösung dient und von ihr aus seine Bedeutung gewinnt. So wird das Christenthum als ein einheitliches Ganze verstanden. Für den Einzelnen aber stellt sich dies so dar, daß die Mannigfaltigkeit der christlichen Glaubenslehren und Thatsachen nur dann für ihn von Werth und Bedeutung ist, wenn er sie für seine persönliche Erlösung, für sein eignes Heil verwerthet. Mit anderen Worten heißt dies, daß alles im Christenthum der Erlangung der Heilsgewißheit dienen muß. Für die Aufgabe des Confirmandenunterrichts ergibt sich also, daß er mit einem Verständniß der christlichen Heilsgewißheit ausrüsten soll und will. Was Heilsgewißheit für den Christen bedeutet, und wie sie gewonnen wird, das zu zeigen ist demnach Aufgabe des Confirmandenunterrichts. Unter diesen beherrschenden Mittelpunkt wird daher die ganze Unterweisung zu stellen, von hier aus werden die einzelnen religiösen Unterrichtsgegenstände, die Theile der christlichen Lehre zu betrachten sein.

Hieraus ergibt sich die Art, wie der Stoff der überlieferten Lehre zur Darstellung kommt und was man damit erreichen will. Denn das ist ja freilich richtig — und hier zeigt sich das berechtigte Moment in jener Ab-

ſicht, die den Kindern ein beſtimmtes religiöſe Wiſſen mittheilen will, — daß die Glaubenswahrheit das, was Gott zum Heil gethan hat und was zur Glaubenslehre in der Kirche geworden iſt, auch lehrhaft mitgetheilt werden muß. Aber die eigentliche Abſicht hierbei iſt nun doch nicht die, daß die religiöſe oder kirchliche Lehre nur äußerlich verſtändlich gemacht und gedächtnißmäßig angeeignet wird und wiedergegeben werden kann, ſondern ſie ſoll zum inneren Verſtändniß kommen und es ſoll, was ſie ausdrücken will, zum perſönlichen Beſitzthum werden; es ſoll innerlich erfahren werden, was der Einzelne an dem in ihr zum Ausdruck kommenden Gottesgedanken zu unſerem Heil hat und für ſein perſönliches Leben gewinnt. Das iſt aber nichts anderes, als ein Verſtändniß der Heilsgewißheit gewinnen. Hierfür iſt die Ueberlieferung, das Darbieten der Glaubenswahrheit immer das Mittel, aber auch nur das Mittel. Darum wird wohl den Kindern das als fertiges Reſultat d. h. ohne lange Entwicklung und ohne Beweisführung gegeben, was für die Kirche das Reſultat erfahrungsmäßig gewonnener Erkenntniß geworden iſt, alſo die Heilswahrheit, die Heilslehre, wie ſie von der Heilsgewißheit aus ſich darſtellt; aber es geſchieht dies ſo, daß ſie einen Einblick darein gewinnen, wie dieſe in der Heilsgewißheit erlebte Glaubenswahrheit der Troſt, der Halt im Leben iſt, wie ſie für die, welche ſie glauben, das Heil thatſächlich iſt, und wie ſie den, der ſie ihnen darbietet, ſelbſt innerlich beſeligt hat. Hierdurch wird jener Mißverſtand abgewehrt, daß die Kinder meinen könnten, der chriſtliche Heilsglaube ſei nur ein Wiſſen, und ihre Aufgabe ſei ſchon erfüllt, wenn ſie das Dargebotene als eine Lehre ſich angeeignet hätten. Vielmehr gerade an der Abſicht, in der ihnen die chriſtliche Lehre geboten wird, nämlich daß ſie nicht Selbſtzweck iſt, ſondern ihnen zur Gewinnung perſönlicher Heilsgewißheit dienen ſoll, und an der Art, wie das ſeitens des Lehrers vermittelt wird, nämlich ſo, daß er ſie ſehen läßt, wie er ſelbſt in dem Heil, von dem er ihnen zeugt, ſeine Seligkeit gefunden hat, wird, ſofern nur das Verhältniß des Lehrenden zu den Lernenden ein annähernd geſundes und richtiges iſt, nämlich das des Vertrauens, bei den Kindern das Doppelte erreicht: einmal, daß ſie wirklich verſtehen, was Heilsgewißheit bedeutet, und ſodann, daß ſie den Weg geführt werden, auf dem man ſie wirklich erlangt. Denn Heilsgewißheit entſteht immer nur im perſönlichen Anſchluß und in der Nachfolge eines, der ſelbſt in der Heilsgewißheit ſteht. Darum will ja auch der Confirmandenunterricht alle Unterweiſung an das Verſtändniß der Perſon Jeſu Chriſti anſchließen, der ja, wo der Lehrer in der Heilsgewißheit ſteht, in dieſem eine Geſtalt gewonnen hat. Gerade indem die Kinder an der Perſon deſſen, von dem ſie die Heilswahrheit vertrauend empfangen, anſchauen, daß er ſelbſt in der Heilsgewißheit ſteht, iſt das Mittel gewieſen, wie ſie über ein bloßes Nachſprechen des

Erlernten hinaus und in ein wirklich innerliches Verständniß dessen, was ihnen geboten wird, hineinkommen, d. h. wie sie selbst zur persönlichen Heilsgewißheit gelangen.

So kommt der Confirmandenunterricht darüber hinaus, ein bloßes Wissensquantum zu übermitteln und einzuprägen und wird seiner Aufgabe gerecht, ein inneres Verständniß dessen zu gewähren, was man an seinem Glauben fürs Leben hat, was er für ein großer, unausschöpfbarer Schatz ist; mit andern Worten, er kommt dahin, zur Heilsgewißheit zu erziehen. Der Erfolg der Heilsgewißheit ist dann die sichere Erkenntniß, ein neuer Mensch geworden zu sein, Gott und Welt in ganz neuer Weise gegenüber zu stehen und über sich selbst ein neues, aber nun richtiges Urtheil zu haben.

Hieran reiht sich der zweite Punkt in der Aufgabe des Confirmandenunterrichts. Soll er zuerst ein rechtes Verständniß der christlichen Heilsgewißheit vermitteln, so soll er weiter zu dem Entschluß anleiten, das ganze Leben aus der Heilsgewißheit heraus, d. h. aus dem Glauben zu führen. Er muß dahin streben, daß die Kinder nicht in jenen Aberglauben gerathen oder aus ihm herauskommen, der leider in der Christenheit weit verbreitet ist und praktisch vielfach geübt wird, als ob das Christenthum eigentlich nichts als bloße Firma, ein Name sei, der aber zu nichts weiter verpflichte. Ueber dem Christenthum aber steht: Das Alte ist vergangen; ich mache alles neu! Doch wie wenig kommt das oft zur Erscheinung im Leben auch solcher, die sich mit Betonung Christen nennen! Da soll der Confirmandenunterricht diese Wahrheit, daß ein Christ sein ein neuer Mensch sein heißt, einprägen und zu dem Entschluß, diese Wahrheit zu bethätigen, anleiten. Er muß den Kindern zum Bewußtsein bringen, ein wie Großes es ist, ein Christ zu sein, und daß keiner sich der Verpflichtung entziehen darf, wahrhaft als ein Christ zu leben. Das heißt aber, sein Leben aus der Heilsgewißheit heraus gestalten. Hier kommt jenes andere, nicht selten überspannte Moment zu seinem Recht, wo man im Confirmandenunterricht vorwiegend erwecklich, erbaulich wirken und zur Entscheidung drängen will. Das wirklich Erbauliche ist doch aber nicht das, was eine gewisse Rührung erzeugt; es besteht auch nicht darin, daß man sich in der „Sprache Kanaans“ ausdrückt; sondern was wirklich auferbaut, das ist was Herz, Gemüth und Wille dazu erfaßt, die erkannte Wahrheit im Leben zu bethätigen und zu bewähren. Nun ist es ja selbstverständlich, daß jeder Religionsunterricht in ausgesprochener Weise auf dieses Ziel hinarbeiten wird. Aber es ist doch ein großer Unterschied, wie das geschieht, und es ist nicht von vornherein klar, daß und wie das Ziel erreicht wird. Es gibt eine Art, und sie war früher noch viel mehr in Uebung, wo man bei jedem

einzelnen Stück der Heilslehre, das eingeprägt und erklärt war, nun eine bestimmte Nutzanwendung zog, die Moral heraustreten ließ. Hierbei kommt kein Christenleben heraus, das ein wirkliches Ganze ist, keine christliche Persönlichkeit. Da gibt es wohl einzelne sittliche Anweisungen, aber das Leben bleibt ein gesetzlich gebundenes, es wird kein sittlich freies. Und weil die einzelnen sittlichen Bethätigungen, wo sie sind, doch eben nur vereinzelte sind, gleichsam nur äußerlich angelernte und aufgepfropfte, nicht aber Früchte aus einer triebkräftigen Wurzel, Ausstrahlungen aus einem inneren Kraftcentrum, so kommen sie unter den Versuchungen und Verlockungen, die im Leben machtvoll entgegentreten, bald in Wegfall. Die bloße gesetzlich moralische Anweisung hält nicht Stich im Lebenskampf. Wo der Confirmandenunterricht die sittlichen Bethätigungen nur als den Gehorsam gegen solche gesetzlichen Einzelanweisungen begreifen läßt, da wird das Kind später im Leben sich sehr bald damit abfinden; es wird bald hier bald dort etwas abhandeln und sich abhandeln lassen, und zuletzt bleibt nichts von wirklich sittlichem Leben als Frucht des Unterrichts übrig. Ganz anders ist es, wenn jede sittliche Bethätigung nicht als ein Einzelthun, als die Befolgung eines bestimmten Gebotes, dessen, was man im bestimmten Fall soll, aufgefaßt wird, sondern nur als die Darstellung des inneren Lebens, als die Bethätigung dessen, was man ist. Das wird aber nur erreicht, wenn man sein Leben aus der christlichen Heilsgewißheit führt. Aus der Heilsgewißheit kommt mit innerer Nothwendigkeit und doch in sittlicher Freiheit der Entschluß, sein Leben aus dem Glauben und als Bewährung des Glaubens zu führen.

Dies zu erreichen, darauf muß der Confirmandenunterricht ausgehen. Er wird es erreichen, oder besser gesagt, da das Erreichen des Ziels immer eine Wirkung der göttlichen Gnade und des göttlichen Geistes ist, — der aussichtsreiche und principiell richtige Weg es zu erreichen ist, wenn er an der Person Jesu Christi, der uns des Heils gewiß macht, aufzeigt, wie dessen ganzes Leben nichts anderes war als Erfüllung des Willens Gottes, ein einheitliches Thun in Erfüllung des Gebotes der Liebe. Denn so wird sich der Entschluß des Christen, sein Leben wirklich als ein neues zu führen, auf einen concreten Ausdruck gebracht, darstellen: wie er seines Heils gewiß geworden ist durch die Liebesthat Gottes in Christus, dessen ganzes Leben selbstverleugnende Liebe war, so wird auch er sein Leben führen wollen in selbstverleugnender Liebe. Dann wird es wirklich ein Leben aus einem Guß. Wo dieser Entschluß auf Grund der Heilsgewißheit in einem Confirmanden geweckt ist, da wird man die Hoffnung hegen dürfen, daß sein Leben ein frommes Christenleben sein wird und daß es nicht haltlos, wenn auch freilich nie ohne Sünden und Verfehlungen, verlaufen wird.

Zugleich ist damit das Dritte erreicht, was der Confirmandenunterricht erreichen soll: es ist dem Kinde damit ein Maßstab und Werthmesser in die Hand gegeben, wonach es sein Leben und seine Lebensschicksale recht beurtheilen kann und wird. Hat der Confirmandenunterricht es als seine Aufgabe angesehen, die Kinder mit einem Verständniß der Heilsgewißheit auszurüsten, hat er den rechten Weg dahin gezeigt, ist auch in dem Kinde der Entschluß geweckt, sein Leben aus Glauben und Heilsgewißheit zu führen, so besitzt es darin eine ganz neue Welt- und Lebensanschauung, eben die christliche. Hierin hat es die Fähigkeit gewonnen, alles, was ihm begegnet, in rechter Weise zu beurtheilen. Denn es kann nun an alle Dinge und Geschehnisse den christlichen Maßstab legen. Nicht nur das, was ihm persönlich widerfährt, sein Glück und sein Leid, seine guten und seine bösen Tage, das, was in seinem irdischen Leben ihm förderlich oder hinderlich ist, und was für sein inneres Leben Bedeutung hat, versteht es und weiß es in sein Heilsverständniß einzuordnen und für sein Heilsleben und sein ewiges Ziel zu verwerthen, — es hat ebenso auch für die Vorgänge der Weltgeschichte und der Weltentwicklung einen festen und sicheren Maßstab. Es erkennt in ihnen den Gang Gottes durch die Welt, wodurch er die Zwecke des Reiches Gottes fördern und durchsetzen will. Diese christliche Weltanschauung ist der eigentliche Ertrag dessen, was der Glaube für das irdische Leben bedeutet. Denn erst von hier aus gewinnt man die Anschauung, wie sie dem evangelischen Christen gegenüber der Welt eigen ist, durch welche er sich ebenso von der katholischen Verachtung und Entwerthung des Irdischen wie von der materialistischen Ueberschätzung und Verherrlichung des Irdischen unterscheidet. Hier kommt nun auch zu einem Theil jenes Bestreben zur richtigen Geltung, welches sich darin ausdrückte, daß man im Confirmandenunterricht eine confessionelle Dogmatik zu geben sich bemühte. Denn die Weltanschauung, die den Kindern aufgethan wird, ist eine evangelische, sie ist der Ertrag des systematisirenden Geistes der evangelischen Kirche. Nur daß eben nicht die Dogmatik selbst, wenn auch verkürzt und populärisirt, gegeben wird, sondern das, was die Consequenz der dogmatischen Bildung ist, eben die feste, klare, bestimmte evangelische Grund- und Lebensanschauung, als das Mittel, durch welches man die Welt und ihre Erscheinungen versteht und beherrscht, und durch welches man die auf den Menschen eindringenden Gestaltungen und Kräfte des irdischen Lebens in rechter Weise verwerthet, nicht aber durch sie sich überwältigen und unheilvoll beeinflussen läßt. Hierdurch entsteht jener weltoffene und doch in Gott gebundene Sinn, der einerseits, als Kennzeichen wirklich evangelischen Christenthums, die Bedeutung des irdischen Berufs und der treuen Berufserfüllung auch für das Christenleben kennt, und der anderer-

seits die Bürgschaft gibt, daß man nicht von der Welt überwunden und in ihre verderblichen Netze gezogen wird. Auch hier, wie überall, wird dies aufgezeigt an der Stellung Jesu Christi in der Welt und zu der Welt, und nachgewiesen, daß nur in der Nachfolge Jesu diese evangelisch-christliche Weltanschauung gewonnen und bethätigt werden kann. Sie kann eben nur durch die Heilsgewißheit, die im Glauben an Jesus Christus erlebt wird, aufrecht erhalten werden.

So, nach diesen drei Seiten stellt sich, wie ich meine, die Aufgabe des Confirmandenunterrichts dar. Ein Ideal! unerreichbar — eine Aufgabe, die man an Kindern niemals erreichen kann — so höre ich sagen. Nun, wenn's wirklich ein unerreichbares Ideal wäre, wenn man dies Ziel mit unseren vierzehnjährigen Kindern niemals erreichen könnte, sollte man sich nicht wenigstens sein Ziel so hoch stecken dürfen? Sollte hier das alte Wort nicht gelten: Bei den höchsten Dingen das Höchste gewollt zu haben, ist schon genug, wenigstens am meisten werth? Denn ich bin nicht der Meinung, daß man hier dadurch, daß man sich das Ziel zu hoch steckt, sich die Erreichung des Ziels erschwere oder überhaupt unmöglich mache. Ist die Aufgabe annähernd richtig bestimmt, so wird die Durchführung derselben nicht dadurch von vornherein unmöglich gemacht, daß man das Ziel, welches man bei ihr erreichen will, vielleicht auch etwas hoch gesteckt hat. Aber ich glaube auch, daß das Ziel, selbst bei dem vielfach sehr unzulänglichen Material, an dem man besonders auf dem Lande zu arbeiten hat, annähernd erreicht werden kann. Denn, mag der Anschauungskreis der Kinder auf dem Lande ein noch so beschränkter sein, mag ihre Denkfähigkeit oft eine noch so geringe, ihre geistige Beweglichkeit und ihre Empfänglichkeit für eine zusammenfassende Gedankenbildung noch so unbedeutend sein, es gibt hier ein großes Unterstützungsmittel.

In der That müßte man darauf verzichten, die Aufgabe des Confirmandenunterrichts darin zu sehen, eine einheitliche Gesammtanschauung vom Christenthum zu geben, und man müßte sich daran genügen lassen, die christlichen Glaubenslehren in ihrer Vereinzelung möglichst fest einzuprägen, wenn die Heilsgewißheit eine philosophische und nicht eine christliche Gewißheit, wenn die Weltanschauung, zu der die Confirmanden erzogen werden sollen, eine wissenschaftliche und nicht eine evangelische Anschauung wäre.

Aber es handelt sich hier ja um die christliche Heilsgewißheit, die das Ergebniß einer praktisch-sittlichen Erkenntniß ist, zu der nicht so sehr intellectuelle Fassungskraft als kindliche Einfalt und guter Wille nöthig ist. Dazu wird diese Heilsgewißheit den Kindern nicht bloß anschaulich durch den dargeboten, der sie dieselbe lehren will, sondern vor allem wird sie ihnen thatsächlich in vollkommenstem Maße in dem vor die Augen geführt, der

der letzte Grund und der vornehmste Inhalt der Heilsgewißheit ist, in Jesus Christus, dem Heiland und Erlöser. Diese Heilsgewißheit ist die centrale Darstellung dessen, was das Christenthum aus einem Menschen machen und wozu es ihn wiedergebären will. Darum gehört dazu, um sie zu verstehen, nur die geistige Kraft, die nöthig ist, um die Liebe Gottes zu den Menschen und den Heilsplan Gottes mit den Menschen zu verstehen. Und diese ist auch bei vierzehnjährigen Kindern schon zu finden, ja vielleicht sind gerade sie, wenn sie und je mehr sie noch unverdorben sind durch die verhärtenden Einflüsse des Weltlebens, dafür am befähigtsten. Sagt doch der Herr, daß man werden muß wie die Kinder, um sein Heil recht zu verstehen und zu ergreifen. Demnach erscheint das Ziel und die Aufgabe des Confirmandenunterrichts nicht zu hoch gegriffen, wenn man es ihm zuweist, den Kindern ein Verständniß der Heilsgewißheit zu vermitteln. Nicht minder wird es möglich sein, in Kindern den Entschluß zu wecken, ihr Leben aus der Heilsgewißheit heraus zu führen. Denn dies ist die einfache Consequenz daraus, daß sie die Heilsgewißheit verstanden und als ihr höchstes Gut hier in der Welt begriffen haben.

Aber nun das Dritte, die christliche Weltanschauung! Auch das ist nicht zu hoch und zu viel verlangt. Denn sie ist eben keine wissenschaftliche Erkenntniß, sondern die Weltanschauung des Evangeliums. Es handelt sich hier ja nicht um eine wissenschaftliche Erklärung der Weltvorgänge und Zusammenhänge, es handelt sich vielmehr um die religiöse Schätzung und die religiös-sittliche Verwerthung dessen, was das Leben dem Einzelnen bringt, und wie man die Weltereignisse auffassen und beurtheilen soll. Am letzten Ende ist diese christliche Weltanschauung nichts anderes als das Vermögen, überall in seinem eignen Leben und in den einzelnen Weltbegebenheiten den Finger Gottes zu sehen und dabei dessen gewiß zu sein, daß dem Christen nichts geschehen kann, als was Gott, unser Vater, seinen Kindern zum Heil versehen hat, und daß schließlich alles in der Welt den Zwecken und Zielen Gottes dienen muß. Dazu aber gehört keine große Wissenschaft; dazu gehört nur ein kindlich-frommer Glaube, ein auf Gott vertrauendes Herz und ein Sinn, der in Geduld und Demuth und betend den Dingen in der Welt und allem Geschehen gegenübersteht.

Dazu ist es doch gerade diese christliche Weltanschauung und deren Bewährung, innerhalb deren die Kinder sonderlich noch stehen. Denn mag immerhin wahr sein, daß jetzt in der Christenheit diese christliche Grund- und Gesammtanschauung recht sehr zurücktritt, gerade die Kinder, so lange sie noch in der Schule sind und an dem kirchlichen Leben noch mit einem gewissen Zwange theilnehmen, spüren sich doch noch von ihr umfaßt, wenn immerhin auch das Haus, in das sie aus der Schule und Kirche zurück-

kehren, wenig davon merken läßt und oft alles thut, sie den christlichen Geist vergessen zu machen. Es ist ihnen das, wozu der Confirmandenunterricht sie erziehen und was er in ihnen zum lebendigen Besitz und zur Kraft ihres Lebens machen will, doch nichts durchaus Fremdes. Ich glaube daher, daß die Aufgabe des Confirmandenunterrichts, wie ich sie beschrieben habe, richtig gefaßt ist, und daß es auch unberechtigt ist, sie als zu ideal zu bezeichnen, als etwas, das wohl so gedacht und theoretisch bestimmt, aber nicht praktisch verwirklicht werden könnte. Das ist ja in der That richtig, daß es bei weitem leichter ist, derartige Grundsätze aufzustellen, als sie nun auch thatsächlich praktisch durchzuführen. Ich werde mich also dem nicht entziehen können, wenigstens andeutungsweise zu zeigen, wie ich mir in der Praxis einen Unterricht nach diesen Grundsätzen denke, oder wie ich ihn durchzuführen bestrebt bin. Einen kurzen Versuch nach dieser Seite anzustellen, sei mir in einem weiteren Aufsatz gestattet.

Eichenbarleben. L. Clasen.

Kloſter Hirſchau.

Es iſt ein wehmüthiger Anblick, wenn unſer Auge über das Ruinenfeld des ehemaligen Kloſters Hirſchau ſchweift. Wie vor Zeiten führt der Fluß ſeine murmelnden Wellen ins Thal hinunter und ſchlängelt ſich durch die ſaftigen Wieſen dahin; wie vor Jahrhunderten ſäumen heute noch grüne Tannenwälder das liebliche Thal mit ſeinem unvergleichlichen Reiz und baden die ſchroffen Berge ihren Fuß im kühlenden Strom. Aber der Sonne früheſter Strahl weckt nicht mehr das helle Glöcklein, das die Brüder zur Mette rief, er ſpiegelt ſich nicht mehr in den farbigen Fenſtern der Kirche und bringt hinein in die verſchloſſenen Zellen, als wollt' er drinnen erzählen von einer anderen Welt mit ihrer Herrlichkeit, und im Herzen der Weltabgeſchiedenen ein heimlich Sehnen nach ihrer Luſt und Süße erwecken. Wo einſt ein gewaltiges hehres Gotteshaus ſich erhob, ſchreitet heute der Fuß über Steingeröll und Moder; ein Thurm, der Nachtvögel Behauſung, reckt ſich noch wie ein trutziges Todtenmal in die Luft. Tiefe Stille umfängt uns, wo einſt fröhliches Leben und Treiben von Einheimiſchen und Fremden, von Gäſten, die da kamen und gingen, von Armen und Bettlern, hörigen Bauern und ſtolzen freien Rittern war. Kaum finden wir noch den Weg zu den engen Zellen der Mönche, in denen ſo manches Herz ſich für immer begrub, manches ſtolze Haupt demüthig und ſtill ſich beugen lernte, mancher weltmüde Kämpe den Frieden ſich erkämpfte; aber das Glöcklein iſt verſtummt, das ſie zum Gebet oder ins Capitel rief, und alle jene ernſten, ſchweigſamen Männer ſind längſt ſchlafen gegangen. Abtei und Herrenhaus, von dem einſt Württembergs Herzoge auszogen zum fröhlichen Jagen im Tannenforſt, liegen öde — und nur mit trägem Schwung kreiſt die Erinnerung um den Todtenhügel. Was in langen Jahrhunderten Generation um Generation erſchaffen, ihre Gedanken, die ſie in Stein geformt, daß ſie für die Ewigkeit dauern; was ſie erſtrebt, gearbeitet, gelitten und geſündigt, iſt alles verſunken im Meer der Zeit, wie Vineta, die Meeresſtadt, im Schooß der Wellen ruht, und geblieben iſt allein um die Trümmer und in den Trümmern das ewige, ſchöne Leben der Natur, in ſeinem Schooß auch über Gräbern Ewigkeitsahnung und Lebenshoffnung.

Ja, wen zieht's nicht mit ſtiller Gewalt in ſolch liebliches Thal, zu einem ſo erinnerungsreichen Ort? Was einſt ein Hirſchauer Mönch in die

Klostergeschichte geschrieben: me sola Hirsaugia gaudet, Hirschau ist allein meine Freude, das haben ihm schon viele aufrichtig nachgesprochen. Sucht doch mancher, der Gegenwart müde, seine Erholung in der Versenkung in die ferne Vergangenheit, und aus dem Lärm und Getriebe des heutigen Lebens flüchtet man sich gerne in die Stille einer hehren Erinnerung. Wie scharf hebt sich da die Vergangenheit ab von der Gegenwart! Im Kloster — all dem mühseligen Ringen ums Leben enthoben, frei von den kleinlichen Sorgen, los von der zu Boden drückenden Schwere, dem Himmel näher als der Erde, mit einem Kreis gleich strebender Genossen verbunden, der Pflege der Armen und Kranken sich widmend, und darob hoch geehrt und geachtet vom Volk: es war doch ein großartiger Gedanke, der hier ins Leben gesetzt ward. Stätten des Friedens, der Menschenliebe, der inneren Selbstveredelung, so stehen die Klöster vor unserem Auge, und gewiß, sie sind es auch nicht selten in Wahrheit gewesen, und wo sie es nicht waren, da war doch ursprünglich redlich darum gerungen worden. Wie wär's, — denkt mancher — wenn sie in anderen Gewändern wiederkämen, aber mit der alten feurigen Seele, diese Männer, die um der Seele willen dahingaben, was ihnen lieb und werth war, die Leib und Leben in den Dienst eines zauberhaft sie bestrickenden Ideals stellen konnten? Um sie her in aller Welt Rohheit und Aberglauben, unlautere Frömmigkeit, der es kein Ernst war; sie dienten Gott um Gottes willen, ließen sich's sauer werden und weithin leuchtet ihr Licht in die Nacht. Um sie her Streit und Krieg der Großen und Kleinen gegen einander, ein wogendes Meer; hier hielt man Frieden, hier fand jeder ein gastlich Dach und eine milde Hand, keiner ging ungesegnet von dannen. In schroffem, ungelöstem Widerspruch lag die ganze Zeit, darum war sie so unerquicklich; aber es waren starke Kräfte, es waren tiefe Gedanken, welche sie bewegten. Und der Dichter hat nicht so unrecht, der im Schatten der Hirschauer Ulme ausruft:

Sprich! ist des Lebens vergangene Schöne,
Sprich! sind der Vorzeit verhallende Töne
Geistiger nicht als der heutige Laut?
Tiefer nicht, als was der Gegenwart Hände
Bieten als offene lachende Spende,
Die auch der Gaffer und Lüstling durchschaut?

Wie wär's, wir gingen ein Stündlein diesen verhallenden Tönen nach und ließen sie voll und rein in unser Ohr fallen, wir blickten den Gestalten der Vorzeit einmal ins Gesicht, es sind ja auch Menschen von Fleisch und Blut, mit denen wir's zu thun haben. Und es lohnt sich, sie näher kennen zu lernen.

Da heißt es aber um 800 Jahre rückwärts gehen, in die Zeit der Mitte des 11. Jahrhunderts. Der gewaltige Kaiser Heinrich III. war da-

hin, das Scepter des Deutschen Reiches in den Händen eines Kindes, die Zügel der Regierung führte ein Weib. Die Erinnerung an die Kaisermacht schwand schnell dahin wie ein Abendschatten, die Reichsfürsten benutzten die Gelegenheit, ihre Macht zu stärken und die besten Edelsteine aus Deutschlands Königskrone zu brechen.

Tief im Westen, in Frankreich, im Kloster Cluny, waren neue Ideen von der Reformation der Kirche erwacht und in flammender religiösen Begeisterung hatten sie sich durch die ganze Kirche verbreitet. Kaiser Heinrich III. hatte mit staatsmännischer Klugheit und Kraft sie ergriffen und durchgeführt, und seit das Kaiserthum sich diese leitende Idee der Zeit zu eigen gemacht hatte, war sein eigener Glanz um so größer geworden; es ward das Haupt der ganzen christlichen Welt. Aber die ganze Bewegung endigte damit, es von so beherrschender Höhe herunterzustoßen.

Denn dieselben Ideen lebten auch in dem gewaltigsten Geist der Zeit, dem Mönch Hildebrand, der auf dem Stuhl Petri Gregor VII. ward. In seinem Haupt spiegelten sich jene Ideen, aber anders. Nicht mehr der Kaiser sollte der oberste Herr der Kirche sein, vielmehr sollte sich des Papstes Herrschaft über alle Reiche der Erde erstrecken. Er die Sonne, der Kaiser der Mond, er der Herr, jener der Vasall. Das war sein Gedanke und Ziel. Und der Inhaber der kaiserlichen Gewalt war nach Heinrichs frühem Tode ein Knabe; so durchdrangen Hildebrands Gedanken die Welt, alle Schichten; denn er war ein demagogisches Genie, das vielleicht nur noch von Oliver Cromwell übertroffen worden ist. Als aber jener Knabe zum Manne wurde, nahm er den Kampf auf und führte ihn ein ganzes Leben lang, bis er zusammenbrach. Auf seine Fürsten war darin kein Verlaß; der eigene Vortheil stand der ganzen Reichsaristokratie höher als das Kaiserthum und die Ehre der Nation; gern ließ sie vom Papst ihre Eide lösen. Die Erblichkeit der Lehen zu erkämpfen, war ihr jedes Mittel recht. Die Bischöfe und ihre Macht waren die Grundlage der königlichen; auf den Bischofsstühlen saßen meist Männer, die nach den Grundsätzen der königlichen Politik gebildet waren. Als Gregor die Laieninvestitur verbot, legte er die Axt an die Wurzeln der königlichen Macht. Aber das Volk, die Städte und die Bauern glaubten noch an den Kaiser; bei ihnen hatten die neuen Lehren wenig Eingang gefunden; dieser Boden mußte noch unterwühlt werden. Die Klöster, und allen voran unser Hirschau, bewegten Deutschlands Geschicke. Was Cluny für die christliche Welt, das wurde Hirschau fürs deutsche Land; als hier die Cluniacenser-Regel eingeführt wurde, begann die weltgeschichtliche Bedeutung des Klosters.

Die Gründung des Klosters selbst fällt in diese Zeit, ins Jahr 1059. Was uns die Klostergeschichte von der ersten Stiftung einer Zelle durch die

Gräfin Helizena 645 erzählt und später von der Gründung des Klosters durch Graf Erlefrid von Calw und den Bischof Noting von Vercellae 830, der die Gebeine des heiligen Aurelius hierher brachte, entbehrt alles geschichtlichen Bodens und ist nun auch allgemein als dichtende Sage erkannt; erfunden und geschickt verwendet, um im Kampf mit den weltlichen Vögten des Klosters, eben den Calwer Grafen, „ältere" Rechte und Ansprüche Hirschaus zu begründen. Thatsache ist, daß 1059 Graf Adalbert von Calw, gedrängt von seiner Gemahlin Wieldrud und wahrscheinlich auch deren Oheim, dem Papst Leo IX., den Bau des Klosters begann. 1065 zogen die Mönche ein, 1071 war auch die Kirche vollendet und erhielt ihre Weihe; der Heilige, dem das Ganze geweiht wurde, war St. Aurelius. Dieses ganze Bauwesen haben wir aber nicht auf dem großen Trümmerfeld zu suchen, es liegt auf dem rechten Nagoldufer, jetzt meist mit modernen Gebäuden überbaut und unkenntlich geworden; nur von der Aureliuskirche haben sich stattliche Reste erhalten, noch stehen die sechs Steinsäulen des Mittelschiffs mit ihren Arcadenbögen, aus gewaltigen Findlingen gehauen, und der alte Thurm bis zur Höhe von 8 Metern, das Ganze aber dient jetzt der Cultur der Neuzeit, nämlich einer Fabrik als Magazin. Da wo das alte Kloster selbst gestanden, wo der Abt Wilhelm gewohnt und ein- und ausgegangen, der in die Geschicke Deutschlands selbst eingegriffen hat, ist grüner Rasen.

Damit habe ich nun schon den Namen des Mannes genannt, der von hier aus in Schwaben einen Brand entzünden sollte, den kein König und Kaiser mehr löschen konnte, den Abt Wilhelm, in der Erinnerung seines Klosters stets Wilhelm der Selige genannt. Er war von Geburt ein Bayer, aus vornehmem Geschlecht, schon als Kind dem Kloster übergeben; in St. Emmeram zu Regensburg verbrachte er seine Jugend. Er ging nicht auf in der mönchischen Askese, ein reges wissenschaftliche Streben erfüllte ihn. Schon war auch in St. Emmeram der Geist der Fanatiker eingedrungen, welche die Beschäftigung mit aller nichtkirchlichen Literatur, mit den Erzeugnissen des klassischen wie des deutschen Alterthums, als Teufelsdienst verwarf; Wilhelm schloß sich ihnen nicht an. Vor allem legte er sich auf die Naturwissenschaft; heute noch ist von ihm ein Werk über Astronomie erhalten, das seine Zeitgenossen nicht genug bewundern konnten, ja selbst in der Verfertigung astronomischer Instrumente war er Meister. Ferner schrieb er hier ein Werk über Musik, die er auch später in Hirschau aufs regste pflegen ließ; kein geringes wissenschaftliche Selbstbewußtsein spricht aus diesen seinen Werken.

Da ward er aus der Klosterstille auf den Schauplatz seiner Thätigkeit geführt, nach Hirschau. Nach der Vertreibung des ersten Abtes Friedrich wurde er von den Mönchen zum Abt berufen 1069.

Nun war es aus mit den wissenschaftlichen Studien; nur noch ein Werk kam aus seiner Feder, die Constitutiones, die neue Regel für seine Mönche. Es waren andere Ziele, denen er sich von jetzt an zuwendete. Aus dem Jünger der Wissenschaft wurde bald ein Verächter und Hasser derselben; weder in Hirschau, noch in einem Kloster Hirschauer Observanz wurden Studien getrieben oder Bücher geschrieben; keines derselben hat für die theologische Disciplin oder für die Geschichtschreibung Nennenswerthes geleistet. Es scheint, als hätte Wilhelm selbst in Hirschau eine Art von Bekehrung durchgemacht, natürlich verstanden im Sinne jener Zeit; alsbald war er hier für die päpstlichen Ideen gewonnen, mit fanatischem Eifer trat er in den Kampf für sie ein.

Schon äußerlich war er eine Erscheinung, wie sie jene Zeit brauchte. Eine hohe, hagere Gestalt, das Haupt kahl geschoren, nur am Hinterkopf einen schwachen Kranz von Haaren; ein langes, farbloses, gelbes Gesicht, das die Spuren harter Entsagung trug, eine gewaltige Stimme; er war ein Meister der Rede, der zu begeistern, hinzureißen verstand; dabei mild gegen andere, wie hart gegen sich, freigebig, den Armen vor allen andern zugethan, furchtlos vor den Menschen, eine kampfesfrohe Natur, das war der Mann, der Schwaben päpstlich gemacht hat. Dabei steht er hoch über Zeitgenossen und Mitkämpfern: kein Diplomat, sondern eine einfältige Natur; keine Bigotterie, sondern lautere glühende Frömmigkeit; kein Politiker, sondern rein nur für kirchliche Ziele erwärmt, hat er nicht bloß gegen den König Heinrich gekämpft, sondern gelegentlich auch seine eigenen Genossen, wie die sächsischen Geistlichen, scharf zurecht gewiesen. Eine solche Persönlichkeit war gefährlicher als ein Heer Rebellen; sie verlieh der aufständischen Bewegung die religiöse Begeisterung, den religiösen Fanatismus.

Zielbewußt beschritt er seinen Weg. Hirschau stand noch unter der Vogtei des Calwer Grafen, der die Aufsicht über die Verwaltung der Klostergüter führte. Aber wie durfte ein Laie Einfluß auf eine geistliche Stiftung oder Gewalt über sie haben? Das Kloster mußte von ihm unabhängig werden. Vier Jahre lang rang Wilhelm mit dem Grafen, mit falschen Urkunden suchte jeder den andern zu täuschen, bis endlich der Graf, dem seine Frau fast noch mehr als der Abt in den Ohren lag, nachgab und auf alle Rechte verzichtete. Wilhelm selbst setzte die vom Kaiser gezeichnete Urkunde auf und scheute den gefährlichen Weg nach Rom nicht, um sich vom Papst selbst noch die Freiheit seines Klosters versichern zu lassen. An Gütern erhielt Hirschau damals die Ortschaft Hirschau selbst, Lützenhardt, Altburg, Nagolthardt, Oberhaugstett, Deckenpfronn, ferner Giltstein, Stammheim, Möttlingen, Meichingen, Grötzingen, Münklingen, Merklingen, Ottenbronn, Weil, Greckenbach, Blanda, Biberbach, Botnang, Wahlheim und Malsch:

wahrlich ein schöner Anfang, mit dem sich vorderhand schon auskommen ließ.

In Rom erkrankte Wilhelm auf den Tod, genas aber wieder. Was sich weiter dort mit ihm begeben, entzieht sich unsrer Kenntniß; aber jedenfalls trat er mit Gregor selbst in nähere Beziehung und ward ganz für ihn gewonnen. In Mailand hatte Gregor erst durch seine Mönche die Revolution der Pataria aufgerufen und dadurch die Macht des Adels und hohen Klerus, der kaiserlich gesinnt war, gebrochen; in Wilhelm sah er den Mann für eine deutsche Pataria, und fortan blieben Papst und Abt in brieflichem Verkehr mit einander; Wilhelm hat die Lage der Dinge in Deutschland zur Kenntniß des Papstes gebracht und seine Verhaltungsmaßregeln vom Papste sich geben lassen.

Der Kampf zwischen Kaiser und Papst entbrannte jetzt auf der ganzen Linie und mit unerhörter Heftigkeit. Das Jahr 1076 brachte die Absetzung des Papstes zu Worms und den Bann und die Absetzung des Königs, die Verhandlungen von Tribur und Oppenheim; 1077 Canossa und die Wahl Rudolfs zu Forchheim. Als Heinrich 1077 wiederkehrte, wurde er von den schwäbischen Bischöfen von Augsburg, Constanz, Straßburg, Basel mit offenen Armen empfangen, der Anhang Rudolfs schwand zusammen, er konnte sich nicht mehr halten. 1077 feierte dieser das Pfingstfest bei den Mönchen in Hirschau, dann zog er sich nach Sachsen zurück. Fürchterlich hauste im Schwabenland der Krieg. Die edelsten Adelshäuser spalteten sich, Brüder zogen gegen einander zu Felde. Graf Eberhard von Nellenburg war des Königs treuester Rathgeber, sein Bruder Eckehard, Abt von Reichenau, war päpstlich; im Hans derer von Achalm standen vier Brüder zum Kaiser, drei zum Papste. Die Kirchen wurden niedergebrannt, die Priester verjagt oder getödtet, die Bauern niedergemacht; der alte Herzog Berthold von Zähringen wurde wahnsinnig, als er von seiner Lintburg aus den Jammer sah, und starb hier 1078. — Es war eine böse, böse Zeit; die Kirche zu reinigen, hatte man den Kampf unternommen, unseres Volkes beste Kraft verzehrte sich darin, unsägliches Elend kam über unser Land. Den Gegenkönigen, den rebellischen Herren und Grafen war's nicht um die Kirche zu thun, sie hielten sie ebenso unter der Faust wie der König; sie wollten nur des Königs Macht brechen und das Erbe unter sich theilen. Im Namen Gottes bekämpfte man Priesterehe und Simonie, erschlug die Priester, die ihre Weiber nicht verstießen, verjagte die Bischöfe, die vom Kaiser Ring und Stab empfangen hatten; aber in Sachsen selbst, wo der Kampf begonnen, fiel es niemandem ein, sich an Cölibat und Investiturverbot zu halten. Man verfluchte Heinrich wegen der Laster, die man ihm angedichtet; daran, daß Rudolf von Rheinfelden mit drei Weibern im Ehe-

bruch lebte, nahm kein Papst und kein Mönch Anstoß. Ja in entscheidenden Augenblicken verweigerten auch dem Papst seine Getreuen den Gehorsam, und er mußte es an sich selbst erfahren, wie gefährlich es sei, Gehorsam und Treue zu lösen und den Eidbruch für Gott wohlgefällig zu erklären. Und der Papst und die deutschen Rebellen wären doch nicht im Stand gewesen, des Königs Macht zu brechen; ihre Heere schlug der Kriegsgeübte eins ums andere aus dem Felde. Da erschuf ihnen Abt Wilhelm ein Heer, das nie versagte, gegen welches der König keine Waffen führte.

Im Jahr 1077 hatte Gregor den Abt Bernhard von Marseille als Legaten nach Deutschland gesandt, ein schwäbischer Graf hatte ihn in Ketten gelegt, Heinrichs Befehl öffnete sein Gefängniß; eiligst floh er ins Kloster Hirschau. Von da aus suchte er das Land gegen seinen Befreier in Waffen zu bringen. Und zugleich bestimmte er Wilhelm, die Cluniacenser-Regel bei sich einzuführen. Sechs Mönche wurden nach Cluny entsandt, um das dortige Klosterleben zu studieren, bald brachten sie die Regel von Cluny mit sich. So ging Wilhelm mit der Reformation vor. Bisher hatte er die einfache Benediktiner-Regel beobachtet, aber diese konnte nun weit nicht mehr genügen, sie war viel zu mild, sie schloß den Mönch viel zu wenig von der Welt ab und trieb nicht genug zum Streben nach der mönchischen Vollkommenheit.

St. Benedikt hatte seine Mönche angehalten, zu arbeiten und zu studieren, so waren sie überall die Träger höherer Cultur, größeren Wissens geworden. Was war das in den Augen der Neuerer anders als Weltdienst, dem man entsagen muß, als Abkehr von dem letzten und einzigen Zweck mönchischen Lebens und Strebens, der Beschaulichkeit, der religiösen Versenkung? Und wollte man aus den Mönchen ein kirchliches Hülfsheer haben, so mußte man sie zum willenlosen Werkzeug in der Hand ihrer Oberen erziehen, wie der Papst die gesammte Weltgeistlichkeit willenlos in seiner Hand hielt.

Wilhelm begann die Reformation schon am Aeußern. Das alte Mönchsgewand, die Cuculla, wurde durch den Froccus ersetzt, ein wallendes Kleid mit weiten Aermeln, die fast bis auf den Boden hingen. Darunter kam das alte Scapulare, das Arbeitskleid. Im Winter war ein Schafspelz gestattet; am Froccus saß oben die Kapuze aus Pelz. An der Seite trug der Mönch das Messer, sowie Nadel und Faden. Fast das ganze Haupt war zur Tonsur geschoren. „Wie der Scheitel unseres Hauptes durch die Tonsur entblößt wird", schreibt ein Hirschauer Mönch, „so soll auch unser Sinn durch Nachdenken von irdischem Trachten frei werden und lauter und rein vor Gott erscheinen." Er fügt aber bezeichnend genug hinzu: „Aber weil es unmöglich ist, daß der Mensch in diesem vergänglichen Fleisch immer

vollständig in das Nachdenken sich versenkt, wird ein kleiner Ring von Haaren übrig gelassen, wodurch angedeutet wird, daß der Mensch immer, wenn auch durch noch so wenige weltliche Gedanken beunruhigt wird."

Und nun lohnt es sich, auf die Vorschriften des Klosterlebens etwas näher einzugehen. Es ist fast unglaublich, wie das ganze Leben bis in seine kleinsten Verrichtungen durch sie bestimmt war.

Wer eintreten wollte, mußte ein ganzes Jahr lang Novize sein, Geistliche und auswärtige Mönche nicht ausgenommen. Das Jahr war durch unaufhörlichen Unterricht ausgefüllt; aber keine Bibel, kein Schriftsteller, keine Kunst wurde getrieben; die Klosterregel und nichts als diese war der einzige Gegenstand. Wer sie nicht mit dem größten Eifer erlernte, wurde unbarmherzig geschlagen und geplagt, sie war das einzige, was der Mönch wissen sollte.

Einige Beispiele aus diesen Vorschriften. Ein ausführliches Kapitel wurde den Verbeugungen gewidmet; vorwärts und rückwärts hatte der Mönch sich zu verbeugen, bis der Rücken tiefer war als die Schenkel und höher als das Haupt. Keiner durfte den andern mit den Ellenbogen berühren; beim Sitzen mußte darauf geachtet werden, daß die Aermel nicht den Boden berührten; beim Stehen durfte keiner die Füße spreizen, beim Gehen nie über etwas hinübersteigen. Genau vorgeschrieben war, wie man in der Kirche sich zu benehmen habe, wie beim Nasenbluten und Aderlaß und in Krankheitsfällen, ja selbst wie man die Nägel schneiden solle. Wollte jemand das, so bat er einen Bruder darum; dieser sprach: ja, mit dem Segen Gottes. Darauf jener: Benedicite, dieser antwortete: Dominus; so begann das Schneiden. Ritt ein Mönch über Land, so war genau geregelt, wie er zu Pferd sitzen solle; er durfte nur im Schritt reiten, nur mit Einem Sporn. Zu den Gebetszeiten stieg er ab, aber nie hörte und hielt er außer seinem Kloster eine Messe, aus Furcht, er könnte mit einem Gebannten zusammen sein. Nie durfte ihn ein Fußgänger länger als zwei Meilen begleiten; nur der Diener durfte ihm die Speisen weisen; wollte er aus einem Quell mit der Hand trinken, so durfte kein Bartloser d. h. Geistlicher in seiner Nähe sein. Begegnete er einer Frau, so wandte er das Haupt ab. Auch eine Zeichensprache mußte erlernt werden; denn den größten Theil des Tages durfte kein Laut über die Lippen kommen. Und welche Zeichen begegnen uns da! Zeichen für neunzehn verschiedene Arten von Fischen, für allerlei Hülsenfrüchte und Gemüse, Gewürze, Getränke und Gefäße; wer jene essen mochte, konnte wohl leicht das Zeichen dafür behalten! Hatte ein Novize Profeß gethan, so wurde er feierlich in die Zahl der Brüder aufgenommen; jeder Aufgenommene erhielt aus diesen einen Aufseher, der ihn bei Tag und Nacht nicht verlassen durfte: neben ihm schlief

er, mit ihm aß er, kaum je konnte er mit einem andern sprechen. Dieses System der Ueberwachung, des Seelenraths hat also Ignaz von Loyola nicht erst erfunden, es ist auf deutschem Boden gewachsen! Ueberhaupt zeigt die Hirschauer Regel mehr als Eine Berührung mit der späteren der Jesuiten; waren doch deren Ziele auch die Ziele dieser Männer.

Ein Blick auf den Verlauf eines Tages im Kloster kann dies bestätigen. Schon um Mitternacht rief die Glocke zu den religiösen Uebungen in der Kirche. Auf der Erde liegend beteten die Mönche, bis alle versammelt waren. Gemeinsam wurden dann Gebete gesungen und Psalmen vorgetragen, bei Festlichkeiten kamen noch besondere Processionen.

Währenddem musterte ein Aufseher das dormitorium und weckte die Brüder, die in der Kirche eingeschlafen waren; keiner, der lesen konnte, durfte bei einem Ungebildeten stehen, jeder mußte an seinem Platze sein. Alles blieb in der Kirche versammelt, bis der Tag anbrach. Mit dem Tage begannen neue Gottesdienste. Kurz darauf wurde Capitel gehalten, das mit einer Predigt begann, dann wurden Fehler gerügt, Strafen ausgetheilt, Anklagen verhandelt. Nach diesem erst durfte man im Kloster sprechen, aber nicht im Stehen, nicht ohne ein Buch aufgeschlagen zu haben. Klang die Glocke zur nächsten Hora, so durfte das angefangene Wort nicht mehr vollendet werden. Nach der Mahlzeit legte sich alles nieder, lesend, im tiefsten Schweigen, keiner durfte den andern ansehen. Nachmittags wieder eine Reihe von Gottesdiensten; nach dem Abendessen solches Schweigen, daß der Schreiber nicht einmal mit der Feder kratzen durfte.

So ging gleichförmig ertödtend ein Tag um den andern herum. Jede Verfehlung wurde mit strenger Buße bestraft, täglich mußte auch das Kleinste gebeichtet und gesühnt werden. Keine Handarbeit mit ihrer erquickenden Anstrengung war gestattet, nur das Heil der Seele war das Ziel, das erstrebt wurde; kein weltliches Buch durfte gelesen werden, nur erbauliche Legenden, Lebensbeschreibungen u. s. w. Visionen, Träume, Weissagungen waren nicht selten, ja bei Bedürfniß standen sie den Hirschauern reichlich zu Gebote. Mit unumschränkter Gewalt herrschte der Abt, bei seinem Namen mußte sich alles verneigen; redete er mit jemandem, so warf dieser sich demüthig zur Erde.

Was fehlt hier noch zum Jesuitismus? Die Ertödtung aller und jeder Individualität, die Gewöhnung zum blinden, todten Gehorsam, die Aufbrauchung aller Kräfte in den Formen des vorgeschriebenen Lebens, des Kirchendienstes; Beten und Schweigen und Ersticken aller Weltlust, aller eigenen Regungen: hier ist dies alles erreicht, hier ist das Menschenmögliche geleistet.[1])

1) Es ist doch nur Eine Seite des Jesuitenordens, die hier getroffen ist; nach anderen Seiten ist ein großer Unterschied. Anm. des Herausgebers.

Und nun denke man sich, dieses Heer sandte der Abt hinaus, um zum Kampf gegen den ketzerischen Kaiser und die häretischen Bischöfe aufzubieten. Dem Volk erschienen die bleichen, abgelebten Gestalten gebückt und demüthig, willenlos und weltrein, wie Heilige und Engel. Gewaltig zündete ihr begeistertes Wort, wenn sie gegen die Bischöfe aufriefen, welche Simonie getrieben, oder gegen die Geistlichen, die in der Ehe lebten, oder gegen die Klöster, die nicht reformirt waren. Für verflucht und ewig verloren erklärten sie alle, welche die Ketzer mit Geld, Rath oder Waffen unterstützten oder ein Amt von ihnen annahmen; für unrein jeden, der mit einem Gebannten in Berührung kam durch Rede und Gruß; sie selbst lasen unterwegs und hörten keine Messe, um rein zu bleiben. Da ward das Volk auch in seinen innersten Tiefen erregt, es entstand eine Bewegung, wie nie zuvor. Die Schrecken der Zeit, der Kampf von König und Gegenkönig, Papst und Gegenpapst, Bischof und Gegenbischof, Herzog und Gegenherzog, Mißwachs und Pest, der Gedanke des nahen Weltuntergangs, alles das zusammen erzeugte eine förmliche Flucht ins Kloster; nirgends reichten die Räume mehr aus. Die Bauern verließen ihre Frauen, die Mädchen weigerten sich in ganzen Dörfern in die Ehe zu treten, Grafen und Herren drängten sich in die Klöster. Die beweibten Priester wurden verjagt; kaum hielten sich noch ein paar Getreue des Königs im Lande, er selbst aber schien alles verloren zu haben. Heinrich erkannte bei alledem seinen stärksten Gegner gar nicht; wohl machte sich zweimal ein Bischof auf, Hirschau zu zerstören, aber nie gelang's; den Zeitgenossen erschien ihr rascher Tod als verdiente göttliche Strafe. Im südlichen Schwarzwald, im Elsaß erhoben sich Gleichgesinnte, immer weiter und weiter zogen sich die Kreise der Bewegung. Der völlige Sieg des Papstthums schien gesichert.

Um den mönchischen Geist in den Gemüthern noch mehr zu befestigen, gab Wilhelm seinem Kloster außer den Mönchen noch die sogen. Bärtlinge, laici oder barbati, die Laienbrüder. Es war nicht mehr möglich, alle aufzunehmen, die herbeikamen; so begnügte man sich, sie in ein freieres Verhältniß zum Kloster treten zu lassen. Sie lebten vereinigt unter einem Meister nach besonderer Regel; sie trugen die abgelegten Kleider der Mönche, zum Unterschied von diesen ließen sie Bart und Haupthaar stehen. Man verlangte von ihnen nicht die endlosen Gottesdienste und Uebungen, nur kurze Messen wurden ihnen gehalten. Ihre Hauptaufgabe ist die Arbeit, im Backhaus, Armen-, Krankenhaus, auf dem Felde; Eigenthum haben sie nicht, alle das Ihrige gehört dem Kloster. Wunder der Demuth werden von diesen Bärtlingen erzählt: Grafen, Herzogskinder sah man die Säue hüten und die Mönche als ihre Herren bedienen. Und durchs ganze Land bildeten sich religiöse Bruderschaften unter der Leitung von Mönchen. Auch die Frauen

blieben nicht zurück: es hätte damals wenig gefehlt, und ganz Schwaben wäre zu einem Kloster geworden.

Und das scheint in der That auch das Ziel gewesen zu sein, das Abt Wilhelm erstrebte. Ein Netz von Hirschauer Tochterklöstern sollte sich über das ganze Land erstrecken, sollte den Hirschauer Geist verewigen. Nach dem Vorbild Clunys sollte in Süddeutschland eine Hirschauer Congregation gegründet werden. Weilheim, die Stiftung der Zähringer am Fuße der Teck, war das erste Priorat, das unter Hirschau gestellt wurde; Schaffhausen, von den Nellenburgern gegründet, folgte nach und wetteiferte bald an Ruhm mit Hirschau. Hasungen bei Kassel war einige Jahre von den Hirschauern besetzt, bis sie König Heinrich hinauswarf; Kloster Reichenbach auf dem Schwarzwald ließ Wilhelm erbauen. Von besonderer Bedeutung war St. Georgen, das später zu hoher Blüthe gelangte; anfangs unter Hirschau stehend, wurde es diesem von einem Hirschauer Mönch, dem Bischof Gebhard von Constanz entrissen. Petershausen am Bodensee kam unter Wilhelm; seine Lieblingsgründung aber war Zwifalten, die Stiftung der Grafen von Achalm; er entwarf selbst den Bauriß; großartige Schenkungen wurden der neuen Schöpfung vom oberschwäbischen Adel zugewendet. Auch Blaubeuren erhielt die Hirschauer Ordnung. Selbst in den Osten, nach Kärnthen und in den Passauer Sprengel, wo die päpstliche Partei gar schwach war, rief man die Vorkämpfer des Papstthums. Ebenso drangen sie in den Norden; Sachsen ward ihnen eine zweite Heimath. Ilsenburg am Harz, von Burchard von Halberstadt reformirt, Reinhardtsbrunn, bald auch Corvey gaben den Nährboden für die gregorianischen Ideen, wenn es auch dabei blieb, daß der sächsische Klerus trotz seiner rebellischen Gesinnung gegen den Kaiser nicht viel von der neuen Ordnung der Dinge wissen wollte.

Nicht mit den glimpflichsten Mitteln setzten die Hirschauer ihre Absichten durch. Ungerufen, meist von zelotischen Bischöfen unterstützt, drangen sie in die Klöster, mit Gewalt und Chikane brachten sie die alten Benediktiner Mönche zum Weichen und richteten sich in den behaglichen Nestern ein. Mehr als einmal kam es zum Kampfe. In der alten Reichsabtei Lorsch rief man die Hülfe des Königs gegen die Eindringlinge an, der sie entfernen ließ, nicht ohne daß sie den Klosterschatz und die Bücherei beraubten.

Und merkwürdig, so sehr den Hirschauern sonst Erfolg auf Erfolg zufiel, die Gründung einer Congregation mißlang vollständig. Wer sie zum Scheitern brachte, war niemand anders als die Bischöfe selbst, und zwar gerade die entschiedensten Parteigänger der päpstlichen Sache. Ein scharfes Licht fällt auf diese Verhältnisse durch die oben berührten Vorgänge in

St. Georgen. Dort wollte Wilhelm von sich aus einen Abt einsetzen, ohne den Bischof von Constanz zu fragen. Dieser war Mönch in Hirschau gewesen; aber nun war es mit dem Gehorsam gegen seinen alten Abt vorbei; in der Kirche selbst verhinderte er die Weihe des neuen Abtes, es kam zu scharfen Auseinandersetzungen mit Wilhelm, aber der Bischof blieb Sieger. Ebenso erging's in Petershausen und Sindelfingen; ähnlich wahrte Bischof Rudhard von Mainz die Rechte in seiner Diöcese. Und hätten sich wirklich die Bischöfe des Aufsichtsrechtes über die Klöster begeben, wie die Hirschauer wollten, so hätten auch sie es mit einer permanenten Rebellion und Revolution zu thun gehabt, mit ihrer kirchlichen Stellung wäre es zu einem guten Theil vorbei gewesen. Nicht minder aber strebten die Tochterklöster selbst, von Hirschau frei zu werden und zu eigenem Besitz zu gelangen; denn ihnen war's bald wieder mehr um die Erde, als den Himmel zu thun. Und nach Wilhelms Tod fand sich in Hirschau keiner, der ihm an Geist und Kraft ebenbürtig die Zügel eines so weiten Reiches hätte führen können.

Ueppig genug ging freilich die Saat der Hirschauer auf, in der Heimath, wie im Norden und Süden. Im Jahr 1080 hatte Gregor zum zweitenmale den Bannfluch gegen Heinrich geschleudert. Die Herzoge Berthold und Welf stürzten sich auf den Bannerträger des Königs, den Herzog Friedrich von Schwaben, den ersten Staufer. Päpstliche Legaten durchzogen mit Hirschauer Mönchen das Land und hetzten zum Kampf. Bischof Otto von Constanz wurde nach hartem Streit entsetzt, ein Hirschauer kam an seine Stelle; St. Gallen ging siebenmal in Flammen auf; Augsburg wurde niedergebrannt, der kaiserliche Bischof verjagt und dann eingesperrt; selbst ins Elsaß fielen die Aufständischen ein, aber der Straßburger Bischof warf sie kräftig zurück. Die Sympathieen für den Kaiser schwanden mehr und mehr zusammen, beim Volk war er fast schon vergessen, er war nicht mehr im Stande, auch nur ein kleines Heer zusammenzubringen. Die gewaltige religiöse Erregung jener Zeiten schaffte sich endlich Luft in den Kreuzzügen, in deren ersten mißlungenen Versuchen. Indeß die Führer, Mönche und Abenteurer Hunderttausende zusammenbrachten, die dem Ruf der Päpste gehorsam ihre Waffen gegen die Heiden trugen, saß der König Jahre lang als ein Verbannter in einem Winkel Oberitaliens unter dem Schutz der Eppensteiner Markgrafen — das Schwert war ihm aus der Hand gesunken. Wie tief lag die königliche Gewalt darnieder! — Fest gefügt stand die gregorianische Partei. Die Seele des Ganzen aber war und blieb Wilhelm von Hirschau. In seiner Hand liefen die Fäden der Politik zusammen. Noch ist ein Brief von ihm erhalten, den er an Anselm von Canterbury über das Metzer Bisthum schrieb; das Interessanteste aber ist ein Brief des Papstes an den großen Abt. Da liegt das verborgene Gewebe päpstlicher

Politik zu Tage; zugleich iſt auch erſichtlich, wie Gregor den Mann ſchätzte und kannte. Er ſchreibt ihm da, wie er den Herzog Welf zum Zug nach Italien bewegen ſolle, wenn Heinrich dort gegen Rom vorſtoßen wolle; ja, er überträgt ihm, nach einem neuen König zu ſuchen. Eben war König Rudolf gefallen —; wir ſtaunen, wenn wir dort den Eid leſen, den der neue König gehalten werden ſollte dem Papſt zu leiſten. Wilhelm und ſeine Genoſſen ſollten Deutſchland ein neues Haupt geben; wir können uns darüber nicht wundern, war doch ſchon Rudolf eine Creatur der Hirſchauer geweſen, und die Mönche von Ebersheimmünſter im Elſaß hatten ihm eigenhändig ſeine Krone geſchmiedet, — nichts zeichnet die ganze Lage der Dinge ſchärfer, als dieſe Nachricht. Vielleicht auf Gregors Verlangen mußte Wilhelm ſich an die ſächſiſche Geiſtlichkeit wenden, bei der die Widerſtandskraft gegen den König zu erlahmen drohte. Mit ſcharfen Worten rügte er den weltlichen Sinn, die Trägheit und Lauheit der Prälaten, klar und rein zeigte er ihnen das Ideal der Kirche, nach dem ſie zu trachten hätten. Aber er kam ſchlimm damit an; den Sachſen war es nicht um eine heilige Kirche, um mönchiſches Leben und ähnliche Dinge zu thun, und ſie antworteten in gereiztem Ton, der Vorwurf des Phariſäismus war noch der leichteſte, den ſie gegen Wilhelm erhoben; wie einen thörichten Idealiſten, der die Welt nicht kenne, ſtellten ſie ihn hin.

Dieſer Mißklang blieb nicht der einzige; noch zu Lebzeiten Wilhelms zeigte ſich, wie bald ſich eine gemachte religiöſe Bewegung ausgewirkt hat. Oben hatte ſie ſo wenig Beſtand wie unten. Die alten Rebellen ſtarben weg. Berthold von Zähringen ſtarb; die Welfen machten, ſeit ſich der Sohn des Alten mit der vierzig Jahre älteren Markgräfin Mathilde verheirathet hatte, aber doch von ihr um ihre Güter betrogen worden war, ihren Frieden mit dem Kaiſer, ein thatkräftiger Patriarch von Aquileja hielt den Conſtanzer Biſchof nieder.

Und „wer Wind ſät, muß Sturm ernten“, das mußten Wilhelm und ſeine Leute ſelbſt noch erleben. Sie hatten dem Volk die Achtung vor den Biſchöfen und dem geiſtlichen Amte geraubt; da war auch die Furcht vor Gott und ſeinen Dienern hingeſchwunden. Meineid, Diebſtahl, Aufruhr, Ehebruch, Mord, das war die Saat, die aus dem zerwühlten Boden aufging. Sie hatten Ehe und Familie als Sündenleben heruntergeſetzt, aber die Mönchere war von kurzer Dauer, der Umſchlag ins Gegentheil folgte mit gewohnter Gründlichkeit.

Von mehr als Einer Seite mußten die Hirſchauer hören: das habt ihr gethan! Sie waren unſerem Land wahrlich nicht zum Segen geworden. — Ein Blick in die nächſtfolgende Zeit zeigt den Umſchwung der Dinge. Der Nachfolger Wilhelms, Abt Gebhard, war es, der die Leiche des alten Kaiſers

Heinrich aus der Marienkirche zu Speier ausgraben und an ungeweihtem Ort beisetzen ließ; fast hätte ihn das Volk zu Tode geschlagen. Der neue König machte ihn zum Bischof von Speier; aus seiner Hand nahm er Ring und Stab! Das Volk von Speier aber nahm ihn gefangen, in einer feuchten Burg am Rhein ließ es ihn sterben; der Kaiser war gerächt!

Und hiermit lassen wir den Vorhang fallen. Es ist eine traurige Zeit, der wir eben gefolgt sind, vielleicht die traurigste, welche unser Vaterland gesehen hat. Papst und Mönche hatten im Namen der Religion Elend auf Elend gehäuft, Deutschland dem Untergang nahe gebracht. Für ein kirchliches Ideal stritten sie, aber dem Vaterland haben sie nach dem Herzen gestoßen. Es war der Fluch des Mönchthums, daß es vaterlandslos war! Heute, wo man unser Württemberg mit der Wiederkehr der Mönche, diesen vaterlandslosen Gesellen, bedroht, freut's uns doch, daß jenes Hirschauer Kloster in Trümmern liegt und die Kuttenträger verschwunden sind. Möchten wir sie nie anders sehen, als in der Erinnerung!

Schorndorf. Lic. theol. E. Schott.

Luther in Eisenach vor 400 Jahren.

(1498—1898.)

Bekanntlich werfen wir gern beim Lesen von Lebensbeschreibungen berühmter Persönlichkeiten einen fragenden Blick auf die für spätere Verhältnisse mit maßgebenden Umstände der Jugendjahre. Bei sogenannten „großen Männern" ist es meistens die grundlegende Schulbildung, welche den bestimmenden Ausschlag gegeben hat, obgleich auch hier die Regel durch Ausnahmen zuweilen bestätigt wird. „Was sind Schulen anders als Pflanzstätten, darinnen man die jungen Leute aus dem Kern ziehet, daß man hernach sie in allen Ständen zu fruchtreicher Benutzung versetzen könne?" — schreibt mit Recht der fromme Scriver, Verfasser des „Seelenschatzes". Eine solch wichtige Vorbedeutung für das spätere Leben hatte auch die Schulbildung bei unserem Reformator Dr. Martin Luther, weshalb in nachstehenden Zeilen dieselbe, wenigstens soweit er sie sich vor 400 Jahren in Eisenach aneignete, einer kurzen Betrachtung unterzogen werden soll.

Als der hoffnungsvolle Sohn des ehemaligen Möhraer Bergmanns Hans Luther ein Jahr lang die lateinische Schule zu Magdeburg besucht hatte, schickten ihn seine fürsorglichen Eltern im Jahre 1498 auf die in gleichem Range stehende Schule nach Eisenach, denn dieser Ort empfahl sich ihnen durch die hier wohnenden Verwandten, sowie auch wegen der Nähe ihrer alten Heimath Möhra. Nach Matthesius lebten in Eisenach besonders die Verwandten von Martins Mutter (geb. Lindemann), und der Reformator selbst bemerkt ums Jahr 1520, daß er in Eisenach Angehörige habe, welche in ihm theils einen Neffen, theils einen Onkel erblickten, ja fast seine ganze Verwandtschaft sei dort zu finden. Die nahen familiären Beziehungen versprachen ihm denn auch einen freundlicheren Aufenthalt in der landgräflich thüringischen Residenz als in der fremden und großen Stadt Magdeburg. Nicht minder wurde aber auch die Eisenacher Schule mit zum Anziehungspunkte, denn nach Luthers eigenem späteren Geständnisse zeichnete sie sich neben den Schwesteranstalten in Wittenberg, Zwickau, Torgau und Gotha sehr vortheilhaft aus, weshalb er sie nachmals den zeitgenössischen Hochschulen Deutschlands fast ebenbürtig zur Seite stellte. Eisenach hatte

drei Parochialkirchen, und mit jeder derselben war eine Unterrichtsanstalt verbunden; so die lateinische Schule, in welcher Luther vorgebildet wurde, mit der St. Georgskirche. Diese Schule hatte nur zwei oder drei Klassen und nicht mehr als drei Lehrer aufzuweisen. Der eigentliche „Schulmeister" und Rector hieß nach der Angabe Ratzebergers, eines Freundes und Zeitgenossen Luthers, der als Leibarzt des Kurfürsten Johann Friedrich mit dem Reformator in Wittenberg befreundet war — Johann Trebonius. Er wird als ein angesehener Gelehrter und „Poet" geschildert, war also vom neuen Humanismus, dessen Anhänger Poeten hießen, mindestens berührt und lehrte die sogenannte „Grammatik", d. h. die lateinische Sprache, methodisch besser als es damals gemeinhin geschah. Ratzeberger weiß von dem einsichtsvollen Manne rühmend zu vermelden, daß er nie das Klassenzimmer betreten habe ohne das Haupt zu entblößen und seine versammelten Schüler mit einem gewissen Anstand liebreich und würdevoll zu begrüßen; ja er sei bei der Wahrnehmung, daß einer seiner „Schulgehülfen" diese äußeren Zeichen der Achtung und Höflichkeit gegen eine so vielversprechende Jugend vernachlässigt oder gar unterlassen habe, ganz aufgebracht gewesen. Gewöhnlich habe er dann einen solch groben Verstoß gegen den „feinen Ton" mit folgenden Worten gerügt: „Es sitzen unter diesen Knaben Leute, aus welchen Gott Bürgermeister, Kanzler, Doctoren und Obrigkeitspersonen macht, ob Ihr es jetzo noch nicht sehet; diese sollt Ihr billig ehren!" (Vgl. Seckendorf, Historie des Lutherthums. I. 20.) Jedenfalls ist diese bessere Meinung, welche der gelehrte Mann von der Erziehung und Belehrung der Jugend hatte, seiner humanistischen Richtung zuzuschreiben. Die ihm beigelegte Bezeichnung eines „Poeten" läßt in Ermangelung urkundlicher Zeugnisse auf seine Verehrung des Humanismus einigermaßen schließen, denn es gehörte zur methodischen und praktischen Unterrichtsgeschicklichkeit der Anhänger des letzteren, lateinische Verse zu schmieden. Seinen lateinischen Namen, welcher hin und wieder zur Annahme verleitete, daß sein Träger aus Italien stamme, scheint Trebonius, unter dem man den Franziskaner Bernhardi erkennen will, der damaligen Schülersitte, sich lateinisch zu benennen, zu verdanken.

Daß Luther in Eisenach auch Griechisch getrieben habe, wie man hier und da liest, wird neueren Forschungen gemäß für unrichtig erachtet. „In Deutschland fingen zu jener Zeit kaum einzelne Gelehrte an, Griechisch zu lernen; nur an sehr wenigen Orten wurde es Schülern gelehrt, und zwar privatim. Luther machte damit erst in Wittenberg den Anfang. Nicht einmal auf den Universitäten hatte man überall Gelegenheit dazu. Ja nicht einmal die besseren römischen Schriftsteller, Cicero, Virgil, Livius u. s. w., wurden in Eisenach gelesen. Von keinem einzigen derselben wird erwähnt, daß er dort erklärt worden wäre. Luther lernte sie erst in Erfurt kennen,

und dies scheint zu beweisen, daß Trebonius den Humanisten, den neuernden vorgeschrittenen Pädagogen doch nur von fern angehörte und daß seine Schule eine vom herkömmlichen Zuschnitt, und wenn auch eine bessere, doch eine der gewöhnlichen lateinischen Schulen war. Ob in einer solchen die Klassiker getrieben wurden oder nicht, darin liegt der Gradmesser für sie. Nirgends findet sich eine Nachricht, daß Luther bei Trebonius mehr gelernt hätte als nach einer etwas besseren grammatischen Methode ein etwas besseres Latein, lateinisch sprechen, lateinische Aufsätze und allenfalls Verse schreiben. Wie man in den Trivialschulen wenig mehr lernte als lesen, beten und singen, so wurden die Schüler der lateinischen Schulen in wenig mehr unterrichtet, als im Lateinischen, worauf man so großen Werth legte, daß man den Schülern wohl gar den Gebrauch der Muttersprache untersagte." (Vgl. Jürgens, Luthers Leben. 1846. I. S. 274, 275.) Allem Anschein nach denkt dieser Biograph Luthers indeß etwas zu gering von der lateinischen Schule Eisenachs.

Aber nach einer anderen Seite hin, die bei dem Möhraer Jünglinge jetzt vielleicht die wichtigste war, wirkten Trebonius, die Georgenschule und ihre freiere Erziehung desto günstiger auf Martinus ein. Die Humanität der Lehrer wußte nämlich in den Schülern das Verlangen, durch Anstand und feinere Sitte sich derselben würdig zu zeigen, vor allem aber das Selbstgefühl und mit ihm einen edlen Stolz, eine willigere und darum segensreiche Aufmerksamkeit, einen freudigen, lebendigen Trieb zum Wissen zu erwecken und zu fördern. Luther erkannte jetzt schon, „welch ein lieblich Ding es wäre um die Lehre", und die eifrigste Lernbegier entzündete sich in ihm und erregte die Lust zur hohen Schule, die er nach Melanchthons Mittheilung als den lebendigen Brunnquell aller Künste, als den hauptsächlichsten Factor alles Studierens und Wissens erachtete. Von den eigentlichen „Schulgehülfen", soweit sie auf den jungen Luther mit einzuwirken hatten, wissen wir nichts Bestimmtes. Der Reformator selbst erwähnt jedoch später einmal einen um ihn verdienten Lehrer Namens Wigand, der nachmals eine Pfarrstelle in Waltershausen übernommen. Zu diesem unterhielt er auch lange hindurch freundschaftliche Beziehungen, sandte ihm im Jahre 1512 eine seiner Predigten nach Waltershausen und verwandte sich anno 1522, als Wigand in den Ruhestand zu treten beabsichtigte, für ihn als seinen „alten Schulmeister" bei Hofe, damit ihm ein auskömmliches Gehalt gesichert werde.

Luthers geistige Begabung entfaltete sich gerade in Eisenach recht kräftig. Kein Wunder darum, wenn ihm sein Freund Melanchthon, mit dem er viel über seine Schülerzeit plauderte, das Lob ertheilt (in Declamat. IV. 498), er habe als ein außerordentlich befähigter Kopf, zumal er auch besondere

Anlagen zur Beredtsamkeit besessen habe, sehr bald an Fertigkeit und Ausdruck der Sprache in mündlichen und schriftlichen Vorträgen zugenommen und sowohl in prosaischer als auch in gebundener Rede alle die übrigen Jünglinge, welche mit ihm zugleich die Schule besuchten, ohne große Mühe übertroffen. Was also die Schule anbelangt, so könnten Martinus' Eltern schon mit der Entsendung ihres Sohnes nach Eisenach den Hauptzweck erreicht haben, während sie sich dagegen in dem anderen Grunde der Bevorzugung Eisenachs, nämlich in der Hoffnung des leichteren Fortkommens ihres Scholaren infolge Unterstützung durch Verwandte, jedenfalls getäuscht hatten. Die Anverwandten mütterlicherseits scheinen dem jungen Studiosus nichts geboten zu haben, während ihm ein Bruder des Vaters, Conrad Luther, welcher Kirchner zu St. Nicolai war, hin und wieder aushelfend zur Seite stand und darum auch später von seinem pflegebefohlenen Neffen eigens zu dessen feierlichen Priesterweihe in Erfurt (anno 1507) besonders freundlich eingeladen wurde.

Da die Eltern finanziell nicht vollständig für ihren lieben Martinus in Eisenach einzutreten vermochten, so sah sich dieser behufs erfolgreicher Fortsetzung seiner begonnenen Studien genöthigt, nach Art der Franziskaner und Dominikaner als Currendeschüler mit Singen und Beten sein Brot vor den Häusern der Bürger zu verdienen. Er wurde dabei zuweilen auch recht barsch abgewiesen, was den schüchternen und armen Knaben ganz besonders empfindlich berühren mußte. So kam er einst in Gesellschaft der übrigen Laufchorsänger auf ein benachbartes Dorf Eisenachs, um hier von Haus zu Haus das Neujahr zu singen. Plötzlich trat ein Bauer, vor dessen Thüre sie eben ihr Lied beendigt hatten, mit einigen Bratwürsten heraus und rief in seiner barschen Tonart: „Wo seid ihr Buben?" Luther mit seiner ihm von Kindesbeinen an eigenen Aengstlichkeit und Furchtsamkeit — die noch durch die häufig übermäßige Strenge des Vaters vermehrt worden war — mochte wohl vermuthen, daß ihm der grobstimmige Mann anstatt der verlockenden Wurst eine Tracht Prügel verabreichen wolle und suchte deshalb schleunigst das Weite, gefolgt von seinen ebenfalls schüchtern gewordenen Kameraden. Gleichwohl meinte es aber der biedere Landmann gut und wollte durch dieses Geschenk, dessen Aushändigung an die erschrockenen aber allmählich sich wieder herbeifindenden Currendeschüler viel Mühe kostete, sein Wohlgefallen an dem schönen Gesange zu erkennen geben. Später erzählte der Reformator selbst dieses gelungene Jugendabenteuer und setzte hinzu: „Von den beständigen Drohungen und von der Grausamkeit der Lehrer, womit sie ihren Untergebenen damals zu begegnen pflegten, wurden unsere Gemüther schnell und leicht mit Furcht und Schrecken erfüllt." (Vgl. Thüring. Vaterlandskunde. 1822. S. 224.)

Indeſſen verlor doch Martinus bei dieſem erniedrigenden Gefühle ſeiner Dürftigkeit und Abhängigkeit von fremder Gnade und Barmherzigkeit nicht den Muth, ſondern arbeitete ſich feurigen Geiſtes und voll unbeſiegbarer Lernbegier durch alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe hindurch und wurde ſo der große Mann, der ein weltumgeſtaltendes Werk ins Daſein rief. Daher ſagte er einſtmals von ſich ſelbſt: „Das ſind die Rechten, die in geflickten Mänteln und Schuhen gehen und das liebe Brot vor den Thüren ſammeln. Das werden oft die beſten, gelehrteſten und vornehmſten Leute. O verzaget nicht, ihr guten Geſellen, die ihr jetzt in die Kurrende gehet, anderen ſamulirt und mit im Chore ſeid. Manchem unter euch iſt ein Glück beſcheeret, dahin ihr jetzt nicht gedenket; allein ſeid fromm und fleißig ꝛc.“ An einen Freund ſchrieb er ähnlich mit folgenden Worten: „Verachte mir nicht die Geſellen, die vor der Thür panem propter Deum ſuchen und den Brotreigen ſingen. Ich bin auch ein ſolcher Partekenhengſt (d. h. Currendeſänger) geweſen und habe das Brot vor den Häuſern genommen, ſonderlich zu Eiſenach in meiner lieben Stadt, wiewohl mich nachher mein lieber Vater mit aller Liebe und Treue auf der hohen Schule zu Erfurt hielt und durch ſeinen ſauren Schweiß und Arbeit dahin geholfen hat, da ich hinkommen bin.“ Es gab aber auch Augenblicke, wo der junge Luther in Eiſenach dem wurmenden Gefühl der Armuth und Demüthigung faſt unterlegen wäre, beſonders wenn er vor den Thüren ſtolz und höhniſch abgewieſen wurde. Da blieb er einſtmals beſchämt und niedergeſchlagen vor dem Hauſe eines wohlhabenden und rechtſchaffenen Bürgers namens Conrad Cotta in der Georgenſtraße ſtehen. Gerührt von der Andacht des betenden Schülers, der auch in der Kirche des Sonntags ſo ergreifend geſungen, faßte Frau Cotta eine tiefe Zuneigung zu dem armen Knaben, öffnete ihm die Thüre, um ihn zu ſpeiſen, und nahm ihn ſpäter auf immer in ihr Haus auf. In ſeinen berühmten Tiſchreden hat einmal der Reformator anerkennend von ſeiner „lieben Wirthin in Eiſenach“ geſprochen, ohne jedoch ihren Namen zu erwähnen, weil er eben bei ſeinen Zuhörern die Kenntniß desſelben vorausſetzte. Es war eines der angeſehenſten Häuſer Eiſenachs, in welchem der ſingende Schüler Aufnahme gefunden hatte. Die Cotta waren ein adeliges Geſchlecht, aus Italien gebürtig, angeblich römiſcher Herkunft, ferner die erſten Kaufleute der Stadt; während der Reformationszeit wurden drei oder vier Cotta Bürgermeiſter daſelbſt. Dieſe Umgebung alſo öffnete ſich für Luther, während er gerade in einem Alter ſtand, für welches die zu jener Zeit oft arge Rohheit des Schülerlebens gefährlich werden konnte. Auch im Vergleich mit ſeinem elterlichen Hauſe lernte er hier ohne Zweifel nicht bloß eine freundlichere, behaglichere Exiſtenz, ſondern zugleich mildere, feinere Sitten kennen. Weiter hören wir noch von dieſem Cottaiſchen Ehepaar: Conrads jüngere

Brüder seien gewesen: Johann, der im Jahre 1533 als Eisenacher Bürgermeister an der Kirchenvisitation für Thüringen theilnahm, und Friedrich, an welchen wir einen Brief Luthers vom Jahre 1541 besitzen mit der Adresse: „Den ehrbaren Friedrich und Bonaventura Cotten, Vettern." Ferner habe Conrad zwei Söhne hinterlassen: Bonaventura und Heinrich; sein Sohn nämlich sei derjenige Heinrich Cotta, der vom Herbst 1540 bis 1541 in Wittenberg Studien als junger Jurist machte, dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Frankreich gehen wollte und nachher gleichfalls Bürgermeister wurde. Er war damals in Wittenberg Luthers Tischgenosse, und eben in Betreff seiner Reise schrieb Luther jenen Brief an seinen Oheim Friedrich und zugleich an seinen älteren Bruder Bonaventura. Endlich besagt ein Grabstein der „ehrbaren und tugendsamen Frau Ursula Cottin", daß sie anno 1511, am Sonnabend nach Katharinen (29. November) in Gott verschieden sei. Durch dieses frühe Datum des Todes wird das, daß sie dennoch jenes Heinrichs Mutter war, nicht unmöglich, denn er konnte nach damaliger Sitte auch noch als junger Mann von etwa 30 Jahren eine Universität besuchen, und auch nach jenem Briefe Luthers war er damals wenigstens bereits selbständig. Wenn aber eine Ueberlieferung Luthers Wohlthäterin während seiner Schulzeit schon als Wittwe bezeichnet, so verträgt sich dies nicht mit jener Aussage Ratzebergers über Conrad Cotta; sie muß vielmehr eine noch ziemlich junge Ehefrau gewesen sein. (Vgl. Köstlin, Martin Luther. 3. Auflage. I. S. 37 u. 38.)

Zugleich stand der junge Luther gelegentlich seines Aufenthalts zu Eisenach in enger Beziehung zu der Schalbeschen Familie, aus welcher Frau Ursula Cotta stammte, desgleichen auch zu dem sogenannten „Schalbeschen Collegium". Dieses war eine Anstalt der Minoriten (Franziskanermönche) am Fuße der Wartburg, ein Haus, welches die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, zur Speisung der Armen gestiftet hatte und das von der Schalbeschen Familie mit großen Schenkungen ausgestattet worden war. Luther erwähnt später als seinen „Wirth" einen Heinrich Schalbe; er muß mithin bei diesem ein Tischgast gewesen sein. Auch äußerte er sich gelegentlich in einem Briefe an einen Vicar des Eisenacher Marienstifts Namens Braun unterm Jahre 1507 sehr dankbar über jenes Collegium. Mit einem Kaspar Schalbe, der seit 1504 in Erfurt studierte und sich den jungen Humanisten anschloß, erscheint Luther, der einstmals warme Fürsprache wegen eines Vergehens für ihn einlegte, noch als Reformator befreundet. Jener Vicar Braun scheint auch unter Luthers Eisenacher Wohlthäter zu gehören, denn in einem Briefe, inhaltlich dessen er ihn zu seiner Erfurter Priesterweihe einlädt, nimmt er Bezug auf die große uneigennützige Güte, die er in Gestalt so zahlreicher Wohlthaten bei ihm erfahren habe.

Was nun Luthers religiöses Leben und Denken anbelangt, so wurde er in seinem steten Verkehr mit Braun und dem Schalbeschen Collegium ohne Zweifel durchaus in den herkömmlichen kirchlichen Anschauungen und Uebungen erhalten, wie denn überhaupt nicht anzunehmen ist, daß er sich jetzt schon mit reformirenden Gedanken getragen habe. Er erlangte eben in Eisenach die nöthige Vorbildung zur Betreibung der bevorstehenden academischen Studien. Später blickte er stets gern auf die liebe Wartburgstadt zurück, wo er „in den Anfängen der Wissenschaften" unterrichtet worden war und auch eine so warmherzige „Wirthin" gefunden hatte.

Suhl. Lehrer F. Kunze.

Post festum.

Kritische Gedanken zum Gustav-Adolfs-Fest in Ulm.

„Vor Pfarrern ist nicht gut predigen", constatirten wir beide, als wir unsere Gedanken austauschten über die beiden Festpredigten beim großen Gustav-Adolfs-Fest im Münster zu Ulm. Nicht bloß das moderne Geschlecht ist kritisch, die Pfarrer voran sind kritische Leute, nicht nur kritisch gegen die fremden Weltgenossen und des eigenen Glaubens Genossen, sondern auch gegen des Standes Genossen.

Und so bin ich denn auch, so sehr mir innere Erbauung und Stärkung am Herzen lag, ein kritischer Festgenosse gewesen.

Da gab es allerlei zu denken. Und ganz besonders für einen, der in der südlichen Diaspora vom großen Leben der evangelischen Kirche nur wenig verspüren darf, obgleich er doch im protestantischen Lande wohnt und die Leiden der Brüder in Lothringen und Brasilien, in Slavonien und in Böhmen nicht mitzudulden hat.

Eines habe ich von dem Feste mitgenommen: Stärkung des Glaubens an eine Kraft in der evangelischen Kirche. Und in unseren Tagen darf man einem das nicht übel nehmen, wenn er über die gemeinsame Kraft der evangelischen Kirche hier und da recht skeptische Gedanken hat; wenn er z. B. sieht, wie der Appell des schwäbischen Prälaten Lechler, der eben bis vor kurzem noch der Oberhirte des Sprengels Ulm gewesen ist, an die deutschen Landeskirchen ausgegangen, aber ins Leere verhallt ist, oder wenn man die unheimliche Kraft der römischen Kirche rings um sich fühlt, in einer einsamen Enclave, wie einen eisernen Ring.

In dem Centralvorstand des Gustav-Adolfs-Vereins weht noch ein kräftiger, ein frischer Zug, wenn auch mancher alte Herr mit grauem Haar auf dem Podium droben im Chor der Dreifaltigkeitskirche saß. Manches durchgeistigte Antlitz leuchtete uns entgegen, in dem Christus der Herr Gestalt gewonnen hat. Es ist aber evangelisches Princip: „Nur keinen Personencultus!" sondern „demüthig ein jeglicher vor dem alleinigen Gott!" —

Und wir brauchen doch führende Geister im Stimmengewirr unserer Tage, Männer des Vertrauens, die die Gabe haben, was in aller Herzen ahnend und wünschend liegt, mit schlagender Redegewalt dem Volke zu verkünden. Warum ging dem Worte des einen und andern Redners immer ein präsumptiver Beifall voraus? Weil man ihm immer das rechte Wort zur Zeit zutraute. — Und wenn ich's gleich sagen darf — der Humor! der erobert die Herzen, der ist ein Geheimniß der Welt- und Menschenbeherrschung. Wenn doch auch unsere Predigten manchmal etwas hätten von dem ächten geistlichen Humor eines Luther, der über den Dingen steht und in den Schatten des Lebens die verklärenden heiteren Sonnenlichter spielen läßt!

Männer, führende Geister brauchen wir, und des „Wortes" Gewalt, von dem der Abgeordnete der Tübinger Facultät so schön zu reden wußte, ist uns wieder aufs neue zum Bewußtsein gekommen. Nicht die mystische Sprache der weihrauch-parfümirten Ceremonien kann entflammen, hinreißen, abbrechen, aufbauen, reformiren, sondern das Wort allein ist's und wird es bleiben. Darum Muth! du evangelische Kirche, die du auf so unsichtbaren Grund allein dich baust, — bleibe eine Hüterin des Wortes! „Das Wort sie sollen lassen stahn!" Wie oft haben wir's gesungen! aber nicht zu oft! Es ist das Tedeum und das Ave-Maria der Protestanten geworden und wird es immer mehr noch werden.

Ja Wort — Rede — Predigt — aber wie viel? wie oft? Beim Feste haben wir es wieder gesehen: kurz und gut, klar und frisch. Wie macht die Phrase so bald müde, wie packt der Styl aus des Volkes Mund! Wie gewinnt es die Herzen und die Ohren, wenn der Hörer weiß: „in zehn Minuten muß er alles gesagt haben." Da wird jedes einzelne Wort viel werthvoller und man zertritt in dem Haufen von Worten nicht auch die guten Worte mit den überflüssigen.

Männer brauchen wir — Geist durchs geistige Wort spendend und wirkend — aber auch Gestalten. Und da haben wir manch' kräftige Gestalt gesehen, — ich gedenke nur des alten Recken Rogge. Wenn wir einen Luther anschauen, packt uns schon seine Gestalt in ihrer derben Gewalt. Und so merken wir uns aufs neue: es ist nicht gleich, wie du hinstehst und wie du einhergehst! Wir sollen kein priesterlich Habit tragen, aber doch ein

ernstes Gewand, und als einer der bedrängten Diasporapastoren in wenig geistlichem Exterieur auftrat, hatte ich das instinctive Gefühl, daß er sich mit seinem weltlichen Aeußeren einen Theil der Sympathieen verdorben hatte.

Ja! Sorgfalt auf die äußere Erscheinung, und Repräsentation als Einzelner und als Ganzes! Wenn man davon zu schnaufen wagt, wird man als Papist und Reactionär verdonnert. Wer sich des Evangeliums aber von Jesu Christo nicht schämt, braucht sich auch seines schwarzen Rockes und seines Talars nicht zu schämen. Und als die Diöcesan-Geistlichen Ulms im ernsten schwarzen Talar den Zug zum Münster eröffneten, da war mein letzter Zweifel gebrochen, ob die evangelische Kirche überhaupt noch repräsentiren könne und solle, eine Frage, die bei Casualien in der Diaspora immer wieder auftaucht.

Der schwarze Talar hatte keinen Stich des Schauspielartigen. Das lange, faltige Gewand erhöht den feierlichen Ernst der Gesichter. Mir kamen die alten Helden der Ulmer Reformation in den Sinn: Conrad Sala, Martinus Trecht: so ernst, so feierlich ernst ist euer Leben gewesen und eure Zeit, — und doch muß in eurem Erscheinen eine Zaubergewalt gelegen sein, daß trotz des flitterliebenden Volkssinnes der schwarze Talar über das Meßgewand gesiegt hat.

Sinnenkraft und Wortskraft! — Das evangelische Volk muß höher sein und ist höher. Es muß frei geworden sein und immer freier werden von der Sinnenkraft; — aber der schwarze Talar, das schwarze Barett, dem Prälaten sein goldenes Kreuz auf der Brust und dem Prediger die Bibel in der Hand — die sollen uns doch bleiben!

Gehen wir mit dem Festzug nach der Kirche durch die Schuljugend hindurch. Wie sie mit festlichen Gesichtern nach uns schauen! Da klingt uns aus dem nächtlichen Chor, vom Lichtermeer ins weite Schiff herausgetragen, der Jugend hundertstimmiger Choral entgegen: „Wenn ich Ihn nur habe, wenn Er mein nur ist!“ —

Ja! Wenn ich Ihn nur habe! Es war vielleicht der beste Gedanke in der guten Festpredigt Spittas, als er uns das Bild eines Gymnasiasten zeichnete, der in humanistischen Studien groß werdend kein Herz und keine Zucht bekommt für seine evangelische Kirche. — Es waren Kinder aus dem Volke, die da Spalier bildeten, Fahnen und Sträußchen in der Hand. Es waren Kinder aus dem Volke, die da den Choral sangen. Es waren Kinder aus dem Volke, die da die goldene Gabe zur Glocke in Söflingen auf den Tisch des Hauses brachten. Wo ist die evangelische „gebildete“ Jugend, die sich aktiv an einem evangelischen Kirchenfest betheiligt? — Hast du schon eine Fronleichnamsprocession gesehen? — —

Tausend Dank dem Professor, der die Studenten der großen Gustav-Adolfs-Sache gewinnen will — und mein Befremden darüber, daß in dieser Sache bei der allgemeinen Redeluft nicht mehr Worte gefallen sind!

Ja, wenn du Ihn nur hättest, deutsche Jugend! Wenn du Ihn nur behieltest, deutsche Jugend des gemeinen Mannes; du hast Ihn noch am meisten in deinem Religionsunterricht, aber das soziale Gift sickert langsam in deine Seele! — Und wenn du Ihn nur wiedergewännest, deutsche Jugend der höher sich dünkenden Stände — du hast Ihn so wenig und könntest Ihn so gut brauchen und so gut verstehen lernen im Lichte deines historischen Wissens!

Doch, wir lassen die liebe evangelische deutsche Jugend, lassen sie dem Herrn der Kirche, der sie vielleicht durch Wasser großer Trübsal wieder zur grünen Aue eines neu erblühenden Gottesglaubens und Kirchenlebens führen wird.

Treten wir ein ins alte Ulmer Münster durchs hohe Paradies in die weiten Hallen! Da schweift unser Blick von der Jugend zurück in vergangene Zeiten. Wer hat diese lichten, weiten, klaren, protestantischen Hallen erdacht? Ein Baumeister, dessen Glauben in des Mittelalters Banden lag? — Nein, der muß schon einen Hauch protestantischen Geistes verspürt haben, etwas frei-reichstädtisches auf dem Boden der mittelalterlichen Kunst. — So einfach, so klar, so groß ist dies Gotteshaus, dem schon in Jugendtagen mein Herz und meine Andacht gehörten. Da kann der Geist sich weiten auf Andachtsschwingen; hinaus aus der Enge der Welt, hinaus aus der Enge der Kirchenängstlichkeit und der Kirchennoth; da hinauf an den schlanken Säulen, hinaus zum Licht, das aus weiter Höhe kommt. Das ist ein Haus zum Singen und zum Beten, ein Gemeindehaus, wo keinen die Kirchenenge ausschließen soll von Gottes Haus. Da können wir sehen, was es heißt, wenn eine Gemeinde einen Mittelpunkt hat — und da fallen mir die durch die socialen Verhältnisse so riesig gewachsenen Gemeinden ein. Man klagt, die Leute gehen nicht in die Kirche! Ich habe selbst als Vicar in einem Kirchlein gepredigt; das hatte Raum für 500 Leute und damals waren es in dem Fabrikorte schon 4—5000 Seelen! Und heute ist's noch beim Alten! Was sollen wir da thun? Ist da die Noth nicht ebenso groß wie in der Diaspora? — —

Und evangelisch wird unser protestantisches Münster bleiben; das wird jeder glauben, der die Wände erbeben hörte von dem urgewaltigen Sang des Lutherliedes. Als einmal in der Nähe Ulms eine evangelische Kirche eingeweiht wurde in einer paritätischen Gemeinde, da meinte der utopistische Magistrat: „Möge der Tag nicht ferne sein, da die evangelische Gemeinde des Münsters Pforten der katholischen Gemeinde zur gemeinsamen Benutzung

aufthut", — und ein trefflicher Mann gab ihm zur Antwort in officieller Rede: „Er sei ungeheuer erfreut über diese Aussicht — und es werde derselbe Tag sein, an dem die Kölner ihr Münster den Protestanten zur gemeinsamen Anbetung aufschließen werden!" — Wann wird der Tag kommen?

Und predigen kann man auch in diesem herrlichen Dom. — Ja, wird mancher sagen, nur hab' ich's nicht verstanden. Ein schönes Sprachorgan ist eine Tugend in diesem Raume. Aber freilich, nicht alle Pastoren, welche über eine schöne Stimme verfügen, haben auch eine schöne Rede. Und so wollen wir zufrieden sein — hinterdrein ist über die Wahl der Prediger leicht tadeln — daß die Rede gut war.

Und doch möchte ich sagen, wiederum ins Allgemeine geredet: es ist nicht gleichgültig, ob in eine große Kirche und überhaupt in eine Stadt, wo viel kritisches Publikum lebt, ein Prediger mit guter Examensnote und leidlicher Redegabe, aber ungenügenden Stimmmitteln berufen wird. Die evangelische Kirche baut sich auf das „Wort", und das Wort muß durchs kritische Ohr wie ein Kriegsmann durchs Thor mit Gewalt eindringen. Und in der Stadt sind die Leute ihrem Pfarrer persönlich so fern und er ist tausenden allein im Worte am Sonntag noch nah — wenn nun das Wort und der Ton nicht mehr binden und fesseln, so reißen so leicht und so oft die letzten Bande mit der Kirche des Wortes. — In der katholischen Kirche kann sich einer die Ohren getrost zuhalten und die katholische Kirche kann die Rhetorik leichten Herzens vernachlässigen. — Ich weiß, es ist ein heikles Thema, aber wie oft habe ich schon gehört: ich ginge gern in die Kirche aber ich verstehe nichts; — oder: es ist zum Einschlafen monoton u. s. w. — Das sind nicht immer bloß Ausreden von kirchlichen Druckenbergern.

Und noch ein anderes. Wir wollen dem Feste nicht seine Weihe nehmen, sondern wir wollen aus dem Feste lernen. Die Predigten waren gut, die Spittas sogar sehr gut. Aber man wird von ihr kaum mehr reden nach 38 Jahren, wie ich von des alten Gerok Gustav-Adolfs-Predigt in Ulm habe reden hören. Warum nicht? Geroks Predigt hatte wohl kaum mehr geistigen Gehalt, aber sie hatte eine andere Gestalt und eine andere Gewalt, um mit dem alten Tübinger Professor Weiß zu reden. Eine andere Gestalt: populär war sie trotz aller künstlerischen Formvollendung. Sie ging in drei Theile: Ulm: sein Münster, die Donau, die Festung. Das ist concret, das sitzt im Volk, das tragen sie mit nach Hause, da können sie nacherzählen. Wieviele aber haben Spittas Disposition und Gedankengang mit nach Hause getragen? — Es war im allgemeinen eine interessante Beobachtung, auf den Unterschied in der Predigtweise zwischen Nord und

Süd zu achten. Doch dürfte ein unparteiisches Urtheil schwer oder unmöglich sein, da Nord und Süd doch zwei Größen für sich sind — allerdings geeint im großen Gustav-Adolfs-Gedanken. — Doch dürfte man im allgemeinen von einem Festredner, der doch zu einem großen Volke zu reden berufen ist, verlangen, daß er prononcirt, packend und volksthümlich zu reden weiß.

Und gerade unserer theuren evangelischen Kirche fehlt es in vielen Stücken an der rechten Popularität. Hätte Luther geredet nur als Professor, das deutsche Volk wäre heute noch katholisch; nur eine Schaar erlesener Geister hätte sich zu ihm erheben können. — Christo folgte viel „Volks“ nach — er war ein Volksmann. Für das Volk müssen wir immer mehr wieder predigen und leben. Neulich sagte mir ein Ingenieur, der in Deutschland und Rußland hin und her Dampfziegeleien baut, es sei ihm aufgefallen, daß unter den evangelischen Pastoren so viele mit ihren Gemeinden in Unfrieden leben, weil sie nicht unter das Volk gehen. Man sehe sie nirgends als auf der Kanzel, — und die katholischen Pfarrer könne man immer in der Gesellschaft treffen. Wir sollen ja keine Wirthshauspfarrer sein, aber ich habe schon manches gerade in der Geselligkeit mit dem Volke erfahren, was ein officieller Hausbesuch nicht enthüllt hätte.

Es fehlt der evangelischen Kirche an Popularität. — Vom Gegner lernen, hilft den Gegner besiegen. Freilich auch von den Diaspora-Pfarrern, die am Feste ihr Leben mit ihrer Gemeinde schilderten, können wir lernen, und ich erinnere an den Brasilianer, der mit seiner Arzneikunst sogar die katholischen Herzen gewann.

Und wenn du das Ulmer Volk fragst, was war denn das Schönste am Fest? Tausende von den Zehntausend werden dir sagen: „der liturgische Gottesdienst.“ Und warum? Das war das Volksthümlichste am ganzen Fest. Da ist der ganze Christenmensch zu seiner Geltung und zu seinem Rechte gekommen. Sonst war er so gar viel nur hörend; — aber im liturgischen Gottesdienst, da waren wir hörende, fühlende, singende, betende, auf Andachtsflügeln zu Gott emporgetragene Christen, und wer es noch nie erlebt, der hat es an diesem Abend erleben müssen: „Gott ist Geist und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Geist waren die Schriftworte des Alten und Neuen Testaments, Geist waren die Bekenntnißschriften, und die Chauvinisten der Bekenntnißbefehdung, die Schwätzer über todten Buchstabenglauben — da konnten sie hören, welches Leben in den Bekenntnissen fließt und rauscht und braust, wie der Strom, der aus tausend stürzenden Bächlein im kurzen Bergthal angeschwollen das Wehr hinabdonnert, die tausend Wassertropfen in treibende

Lebenskräfte umsetzend.[1]) — Anbetung im Geist und in der Wahrheit — das war das Lied, der Chor, der vom wahren Herzen über die Lippen strömte, der Posaunenton, der erschütternd durch die todten Steine wogte.

Volksthümlicher also sollen wir noch werden in der evangelischen Kirche, und wir werden noch ungemessen weit vom Katholicismus entfernt sein, wenn wir unserem Gottesdienste eine reichere Gestaltung geben — zum Hören noch eine erhöhte Mitarbeit der Gemeinde in Gesang und Gebet.

Und noch etwas sollten wir mehr haben und werden. Ich habe kaum den Muth es zu sagen. — Da und dort hat es ein Redner angedeutet, aber zum energischen Durchbruch ist es nicht gekommen — noch mehr Muth sollten wir haben. Da hat mir Einer gesagt, daß ihre Noth so oft herkomme von der „Schwachheit" der Regierung, um mich nicht stärker auszudrücken. Man hat oft den Eindruck, als nütze die Regierung die Machtlosigkeit der evangelischen Kirche aus in der Angst vor der zeternden katholischen Presse.

Darum noch mehr Muth, wo wir im Rechte sind. Luther hat seine Stimme laut erhoben, wo Unrecht und Gewalt ihr Haupt erhoben, und kamen sie auch von Fürsten und Regimentern. Er hat nicht so zimpferlich gerechnet mit der Ungnade von Oben. Eine solche imposante Macht wie der Gustav-Adolfs-Verein braucht nicht vor jedem Stirnrunzeln — wie ein Redner trefflich sagte — sich zu ängsten! Und wo dem Friedenswerk des Gustav-Adolfs-Vereins die Hand gebunden ist, da ziehet Ihr euer Schwert aus der Scheide, ihr Männer vom evangelischen Bunde, und helft uns laut singen, daß es die Mauern des Ulmer Münsters durchdringt, daß es aufflammt in der Mitternacht, wie des Münsters Pyramide — ein Feuerschein nach Nord und Süd, nach Ost und West ausbrechend, daß ein deutsches Volk erkenne:

Der Feuergeist der Reformation ist durch die steinernen Mauern wieder gebrochen! Hört, hört ihn singen und rauschen, den Siegeschor:

„Das Reich muß uns doch bleiben!" K.

---

1) Ich habe diesen Passus nicht beanstanden wollen, der wie der ganze Aufsatz auf persönlichem Moment-Eindruck beruht, aber ich constatire seine ausnehmende Einseitigkeit oder doch mindestens Mißverständlichkeit. Unsere Bekenntnißschriften in toto sind heute nicht mehr volksthümlich-verständlich, und es gibt einen Eifer um ihren todten Buchstaben.
Der Herausgeber.

Kirchliche Chronik.

Ministerielle Unterstützung einer römischen Ordensunternehmung mit protestantischen Collectengeldern. In der „Täglichen Rundschau" vom 10. September lesen wir folgende dem Amtsblatt der Düsseldorfer Regierung, Stück 34, entnommene Bekanntmachung. „Ich habe der Oberin der Barmherzigen Schwestern vom h. K. Borromäus in Haifa, Schwester M. Angela Bahr, und der derselben Congregation angehörigen Schwester Seraphine gestattet, im August und September d. J. im preußischen Staatsgebiete Sammlungen für die Erbauung eines deutschen Krankenhauses in Haifa in Palästina zu veranstalten. Berlin, den 10. August 1898. Der Minister des Inneren: Frh. v. d. Recke." Da diese Erlaubniß zum Collectiren nicht, wie sonst geschieht, auf die katholischen Haushaltungen in Preußen beschränkt, sondern ohne alle Einschränkung auf „das preußische Staatsgebiet" ausgedehnt ist, so ist nicht zu bezweifeln, daß damit die Erlaubniß, auch die evangelische Bevölkerung durchzucollectiren, gemeint und demgemäß auch verfahren worden ist. Es hat mich dies an einen Präcedenzfall aus den sechziger Jahren erinnert, in welchem den Franziskanerinnen zu Salzkotten in Westphalen für eine ähnliche Ordensunternehmung gleichfalls eine confessionell unbeschränkte Collecte durch die ganze preußische Monarchie vom Ministerium des Innern gewährt ward. Ich bin damals in Gemeinschaft mit meinem Freunde Wolters gegen eine solche ministerielle Anweisung römischer Ordensunternehmungen auf evangelische Unterstützung bei dem Cultusministerium und dem Evangelischen Oberkirchenrath vorstellig geworden, und beide Behörden haben unsere Reclamation begründet gefunden und dies dem Minister des Innern auch ausgesprochen. Derselbe antwortete indeß abweisend: es stehe ja den Protestanten frei, nichts zu geben. Wie hinfällig diese Ausrede ist, wird jeder einsehen, der sich die wirklichen Verhältnisse vergegenwärtigt. Collectantinnen abweisen ist nicht jedermanns Ding; viele Protestanten geben aus Gutmüthigkeit und Unkenntniß, andere um des „unverschämten Geilens" willen (Luc. 11, 8), welches Nonnen ganz besonders verstehen, und so wird immerhin aus protestantischen Taschen eine hübsche Summe für eine römische Unternehmung zu Stande gebracht, während das Umgekehrte, ein Durchcollectiren der katholischen Haushaltungen für evangelische Zwecke nie stattfindet; auch wenn es

stattfände, ohne jeden nennenswerthen Erfolg bleiben würde. Nun mochte eine solche Inanspruchnahme der evangelischen Wohlthätigkeit für römische Zwecke noch hingehen in Zeiten der gegenseitigen Duldung und christlichen Anerkennung, aber in Zeiten wie die gegenwärtige, wo die römische Kirche der unseren einen Existenzkampf aufgedrängt hat, wie nie seit zwei Jahrhunderten, wo sie protestantische Convertiten wiedertauft, um sie als Nichtchristen darzustellen, katholisch geschlossene Mischehen für Concubinate erklärt, falls eine evangelische Trauung nachfolgt, und insonderheit, wo jedes von Barmherzigen Schwestern geleitete Krankenhaus, wie hundertfach nachgewiesen ist, eine Propaganda-Anstalt zur Schädigung der evangelischen Kirche bedeutet, da zur Errichtung einer solchen römischen Ordensanstalt von Regierungswegen einen Wechsel auf evangelische Wohlthätigkeit ausstellen, das ist — um nicht mehr zu sagen, ein starkes Stück! Wenn unsere Regierung in Haifa ein „deutsches Krankenhaus“ für nöthig hält, dann wende sie sich an die Confessionsgenossen Sr. Maj. des Kaisers, an die in Preußen vorwiegende Confession, und sie wird ein deutsches Krankenhaus erhalten und kein römisches. Aber den römischen Ordensschwestern dazu behülflich sein, daß sie im Orient deutsche Protestanten in Leibes- und Seelsorge nehmen, das ist der Beruf einer deutschen, einer preußischen Regierung nicht! — Wir sprechen dies hier öffentlich aus in der Hoffnung, daß das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, der Evangelische Oberkirchenrath und Generalsynodalvorstand, und wenn es nöthig sein sollte, der Evangelische Bund das Ihrige thun werden, um solchen ministeriellen Unterstützungen römischer Unternehmungen aus den Taschen der evangelischen Bevölkerung ein für allemal ein Ende zu machen.

Ehrentage des deutschen Protestantismus. Die letzten Wochen haben drei denkwürdige Ehrentage des deutsch-evangelischen Bekenntnisses gesehen, die Honterusfeier in Siebenbürgen, das Gustav-Adolfs-Fest zu Ulm und das Wittenberger Jubiläum der inneren Mission.

Die Siebenbürger Sachsen haben vom 18. bis 25. August ein kirchlich-nationales Fest gefeiert, das in diesen Tagen des in Deutschland bedrängten Protestantismus und in Oesterreich bedrängten Deutschthums eine zwiefache Beachtung in Anspruch nimmt. Sie haben ihrem Reformator, dem Humanisten und Rechtslehrer Honterus, der ihr bis heute unzertrennliches Kirchen- und Schulwesen und damit die edle und feste Grundlage ihrer deutsch-nationalen Existenz begründet hat, ein Denkmal errichtet und die Enthüllung desselben zu einer großartigen deutsch-protestantischen Kundgebung ausgeprägt, — man kann sagen zu einem Volksbekenntniß, für die unzertrennlichen Erb-

güter der Reformation und des Deutschthums leben und sterben zu wollen. Das Fest, welches sieben Tage lang, ein ächtes Volksfest, ohne jede Polizeihülfe, unter den Augen der magyarischen Staatsvertreter das Eigenleben dieses tapferen deutsch-protestantischen Vorpostenstammes zur Erscheinung brachte, war auch von zahlreichen Reichsdeutschen, Professoren, Geistlichen, Studenten — auch Vertretern des Gustav-Adolfs-Vereins und des Evangelischen Bundes — besucht, und dieselben wurden mit einer Herzlichkeit und Brüderlichkeit, die nicht größer sein konnte, begrüßt und behandelt. Die Weiherede hielt der Kronstädter Pfarrer Franz Obert, und seine Worte müssen hinreißend gewesen sein. Er feierte das Honterus-Denkmal als „eine Verkörperung des unerschütterlichen Gewissens, der unbeugsamen Ueberzeugung, der sieghaften Begeisterung." „Wir müssen die starken Wurzeln unserer Kraft suchen in den Pflegestätten unserer Bildung und Gesittung, in Kirche und Schule. Und das wollen wir auch immerdar, so gewiß deutsches Blut in unseren Adern rollt... Jugend des Sachsenvolkes, das Standbild spricht zu dir: Dir sei und bleibe dein höchstes irdisches Gut dein Volk, das in deinem Glauben lebt, das deine Sprache spricht. Rissest du dich los von diesem Stamme, so verdorrtest du, so gewiß als diese Laubgewinde verdorren werden. Deinem Volke mußt du leben, in seinem Glauben, in seiner Sprache; sonst bist du ehrlos, pflichtlos, marklos." — Es ist der Siebenbürger Sachsen Art nicht, sich in leeren Worten zu begeistern: möchte der Wiederschein ihrer mannhaften deutsch-evangelischen Begeisterung von dieser Felseninsel aus weit hinausleuchten, bis nach Pest, nach Wien, und auch nach Berlin.

Der andere Ehrentag des deutschen Protestantismus war das Gustav-Adolfs-Fest, das vom 13. bis 15. September in Ulm gefeiert ward. Es verlief in gewohnter Weise und hatte die größte evangelische Kirche Deutschlands, das herrliche Ulmer Münster mit seinem symbolisch auch den Kölner Dom überragenden Thürmen zur Andachtsstätte. Der Kirchenkreis Ulm hatte allein nahezu 20 000 Mk. als Festgabe aufgebracht; unter einer reichen Sammlung von Festgeschenken befanden sich auch solche des Königs. Der Festbericht ergab wiederum wie Jahr für Jahr ein Wachsthum des Vereins und seiner Leistungen. Die Frauenvereine haben sich von 543 auf 563 vermehrt. Die Gesammteinnahme im Rechnungsjahr 1896/97 belief sich auf 2 307 549 Mk. gegen 2 198 104 Mk. im Vorjahre. Die Verwendungen haben sich um 67 837 Mark gesteigert. Neu eingeweiht wurden 48 Kirchen und Kapellen, an 27 Orten zu solchen der Grund gelegt, 10 Schulhäuser bezogen. Es bezeichnet die Aufgaben und Leistungen des Vereins, daß in Westphalen in diesem Jahrhundert 100 Diasporagemeinden entstanden sind, daß in altprotestantischen Gebieten wie auf den Grenzen von Brandenburg, Pommern,

Westpreußen und Schlesien „eine bewußt vorgehende Propaganda thätig ist"; daß während in den preußischen Ostprovinzen die Zahl der Protestanten zu Gunsten des Romanismus und Polonismus zurückgeht, die evangelische Einwanderung in Elsaß-Lothringen seither 61 000 Seelen beträgt. Was die Predigten und Ansprachen in Ulm betrifft, so bringt dies unser Heft den Eindruck eines württembergischen Festtheilnehmers. Tapfer, wie immer, hat sich der greise Vorsitzende D. Fricke über die bedrängte Lage des deutschen Protestantismus ausgesprochen; daneben verdient der scharfe Seitenblick, den der Vertreter des Berliner Oberkirchenraths, O.-C.-R. Koch, namens seiner Behörde auf den Crefelder Katholikentag that, Hervorhebung. „Wenn heute lauter denn je Siegesfanfaren geblasen werden, wenn mit einer Selbstüberhebung sondergleichen in Prunkversammlungen Resolutionen gefaßt werden, in denen alles Heil für das deutsche Volk der römischen Kirche zugeschrieben wird, so wollen wir uns eines Lutherwortes erinnern, das aus der Erfahrung gesprochen ist: Frei, christlich, deutsch sind dem Papst und dem römischen Hof lauter Tod, Gift, Teufel und Hölle. Er kann sie weder leiden, sehen noch hören."

Endlich hat am 21. September die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche in Wittenberg ihr fünfzigjähriges Gedenkfest begangen. Während in der Parlamentsstadt Frankfurt a. M. jene verhängnißvollen Barrikadenkämpfe und politischen Morde des 18. Septembers 1848 unsere Geschichte schändeten und verfälschten, waren in Wittenberg die Freunde der evangelischen Kirche zusammengetreten, um deren Nothstände zu berathen. Es wurde der „Kirchentag" gestiftet, der ohne seine ursprüngliche Bestimmung, Einigung der deutschen Landeskirchen, erreicht zu haben, wieder untergegangen ist; aber an seine Stiftung knüpfte Heinrich Wichern aus Hamburg ein Werk, welches nicht wieder untergehen sollte; in zündender Rede die religiös-sittlichen Nothstände unseres Volkes entrollend, rief er auf zur „inneren Mission". Dieselbe datirt nicht erst von damals, aber sie hat von da an ihre großartige Entfaltung genommen, in der sie heute blüht und immer neue Früchte treibt, und es war wohlgethan, sich ihres Ursprungs und Urhebers feiernd zu erinnern, des von politischen, kirchlich-reactionären und socialistischen Machenschaften freien Geistes, in welchem Wichern die organisirte evangelische Freithätigkeit an den religiös-sittlichen Nothständen unseres Volkes dachte und übte. Das Gedenkfest ist unter vielseitiger, auch kirchenregimentlicher Theilnahme verlaufen und gewiß manches gute Wort dort geredet worden — unbefangene Theilnehmer haben des Predigens etwas viel gefunden und sachlich-eingehende Conferenzen vermißt. Mittelst seiner großen volksthümlichen Redegabe scheint Stöcker bei dieser Gelegenheit einen posthumen Triumph gefeiert zu haben; als ächten Nachfolger Wicherns wird ihn die Geschichte nicht an-

erkennen. Die eigentliche Fest- und Gedächtnißrede hielt Generalsuperintendent D. Hesekiel, ein wirklicher Erbe des Wichern'schen Geistes. Die Stadt Wittenberg zeichnete sich durch rühmliche Gastfreundschaft aus.

Aus der ultramontanen Welt. Während der Ultramontanismus in katholischen Ländern vor den Augen aller Vaterlandsfreunde gerichtet ist, während er in Italien im Bunde mit dem Straßenaufruhr ertappt ist, in Frankreich mittelst Fälschungen an einer militärischen Staatsumwälzung arbeitet, in Spanien den Zusammenbruch der letzten Reste vergangener Größe herbeigeführt hat, ist er im Heimathlande der Reformation noch immer in aufsteigender Linie.

1. Ueber den diesjährigen Katholikentag in Crefeld sind die nichtultramontanen Blätter darin einig, daß er in seiner äußerlichen Mache ebenso glänzend, wie in seinem geistigen Gehalt armselig war. „Wir kochen breite Bettelsuppen — da habt ihr ein groß Publikum", heißt es auch hier. Wenn aber ein großer Theil unserer Presse deshalb mit Geringschätzung über ihn redet, so warnt Graf Hoensbroech in der „Täglichen Rundschau" mit Recht, aus der Geistesarmuth, der ewigen Wiedervorführung derselben abgetriebenen Paradethemata keinen Trugschluß zu ziehen auf die praktische Unbedeutendheit eines solches Feuerherdes der Centrumspartei, und in der That: je dürftiger der Ideengehalt, desto bewundernswerther die Geschicklichkeit, mittelst desselben große Volkskreise zu befriedigen und zu fanatisiren. Nur fürchten sollte sich eine deutsche Regierung vor dieser jährlich veranstalteten ultramontanen Heerschau nicht: es bleibt doch dabei, was mir der Historiker Hermann Baumgarten bei der großen Niederlage des Staates im Jahre 1886 schrieb: „Was Protestantismus und Katholicismus für das Leben der modernen Welt bedeuten, darüber läßt die Vergangenheit keinen Zweifel. Die ungeheure Gefahr eines unwiderstehlichen Vordringens der römischen Kirche aus eigner Kraft, vor welcher manche erschrecken, existirt nicht. Diese scheinbar kolossale Macht ist wesentlich das Product unserer Schwäche und Thorheit."

An diesem Stande der Sache ändern auch die Reden des Herrn Weihbischofs D. Schmitz nichts, der sich als Candidat für den Kölner Stuhl in Crefeld besonders hervorgethan und in der klugen Mischung scheinpatriotischer Versicherungen und verblümter Drohungen in der That Anerkennenswerthes geleistet hat. Sein Thema waren die geistigen Fortschritte, die vaterländischen Leistungen und die darauf gegründeten immer höheren Ansprüche des vaticanischen Katholicismus. „Wenn wir Katholiken, Bürger des deutschen Vaterlandes, auf dem Petersplatze zu Rom mit den Vertretern aller Nationen

der Erde zusammentreffen, alle dieselbe Sprache des Glaubens redend und jeder mit seiner Zunge die Größe des Vaterlandes preisend, dann erfüllt es mit Wehmuth, wenn in die Bewunderung, die alle Völker der Erde uns Katholiken wegen unserer Leistungen auf socialem und politischem Gebiete zollen (!), sich ein Befremden darüber mischt, daß man uns im Deutschen Reiche noch mit Ausnahmemaßregeln behandelt. Wir ertragen es nicht, wenn der Engländer sich rühmt, die Parität der Katholiken bereits zu besitzen, die wir noch mühsam anstreben, daß der Amerikaner von größerer Freiheit auf dem Schulgebiete erzählt, daß der Holländer sein freies Klosterleben schildert und kopfschüttelnd auf die Grenzpfähle hinweist, wo er lese „Kinderraubenden Zigeunern und Jesuiten ist der Eintritt ins deutsche Reich untersagt." — Wüßten wir nicht, daß in einem ultramontanen Hirn sich die Welt umgekehrt spiegelt, so müßten wir sagen: Jeder Satz in dieser Brandrede ist eine berechnete Unwahrheit und Heuchelei. Andererseits zeigt der dem Herrn Weihbischof Schmitz entflossene Ausspruch: „Katholisch sein heißt noch lange nicht dumm sein", daß auch der verschmitzteste Ultramontane noch naiv sein kann, und wenigstens in diesem Satze finden wir Wahrheit.

2. Bekanntlich wird von ultramontaner Seite neuerdings die Jesuitenfrage lebhafter wieder angeregt. Das wirkliche Motiv dieser Anregung ist, daß das Centrum für seine Zustimmung in der Flottenverstärkungsfrage bezahlt sein will, denn der neuerlich vielgerühmte Patriotismus der Centrumspartei besteht darin, daß das Centrum das, was andere Parteien aus Patriotismus thun, weil es für Reich und Volk nothwendig ist, um den Preis von Concessionen thut, die auf Kosten von Volk und Reich dem ultramontanen System gemacht werden sollen. Da man indeß das doch nicht öffentlich sagen kann, so sucht man für die Aufhebung des Jesuitengesetzes nach anderen Motivirungen, und das scheint in einem Zeitalter, in welchem nach Hegel die guten Gründe so wohlfeil wie Brombeeren sind, zwar leicht zu sein, muß aber doch in diesem Falle unzweifelhaft schwer fallen, wenn man die Sophistereien ansieht, zu denen die ultramontane Presse sich in denselben gezwungen sieht. So hat die „Germania" diese römische Biene auf deutschem Boden, die auch aus den giftigsten Blüthen ultramontanen Honig zu saugen versteht, es soeben fertig gebracht, auch aus dem Mordbubenstück, welches an der Kaiserin von Oesterreich verübt worden ist, ein Argument für die Rückberufung der Jesuiten zu ziehen. Ja wie denn? Daß die Jesuiten kein Geheimmittel gegen den Anarchismus besitzen, so wenig als gegen die Socialdemokratie, weiß sie so gut wie wir: denn in Italien, Frankreich, Spanien blüht Jesuitismus und Anarchismus so fröhlich nebeneinander, wie selbst im halb-ultramontanisirten Deutschland nicht. Aber, sagt sie, „zur wirksamen Bekämpfung der anarchistischen Verbrechen

und des socialen Umsturzes überhaupt ist vor allem erforderlich, daß man im Volke das Bewußtsein von der Unverletzlichkeit der Rechtsordnung erhalte. Nun aber verletzt das Jesuitengesetz das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes in der allergehässigsten Weise; und ist es daher den Regierungen aufrichtig darum zu thun, die Rechtsordnung vor dem Umsturz sicherzustellen und das Bewußtsein von der Ehrwürdigkeit und Unverletzlichkeit der Rechts- und Staatsordnung im Volke zu stärken, dann möge sie vor allem selbst mit gutem Beispiel vorangehen und nicht länger zaudern, dies traurige Ueberbleibsel des Kulturkampfes mit Stumpf und Stiel zu beseitigen." Sollte die „Germania" wirklich nicht wissen, daß das Verbot der Jesuitenordensthätigkeit im Deutschen Reiche eben zum Schutz der Rechts- und Staatsordnung in demselben erlassen ist? Denn nicht nur, daß die Lehre der Jesuiten das, was die Grundlage der Rechts- und Staatsordnung ist, die Moral, in bekannter Weise zersetzt: sie sind auch principielle Feinde unserer Rechts- und Staatsordnung. Wer den Cadavergehorsam gegen die Kirchen- und Ordensoberen die Unterthanenpflicht durchbrechen läßt, wer die politische Oberherrschaft des Papstes über die weltliche Obrigkeit lehrt, wer die Gewissensfreiheit, die Cultusfreiheit der Nichtkatholiken mit dem päpstlichen Syllabus für Wahnwitz erklärt, und wer mit alledem im katholischen Volke den Glauben an die Ungerechtigkeit und Unchristlichkeit unserer Rechts- und Staatsordnung zu erzeugen und zu nähren sucht, der ist ebensosehr ein principieller Feind derselben wie der Anarchist. Beide bemühen sich dieselbe umzustürzen, allerdings mit verschiedenen Mitteln und zu Gunsten verschiedener Ideale, aber ob ich die bestehende Rechts- und Staatsordnung chronisch oder acut zu ruiniren, ob ich sie zu untergraben oder in die Luft zu sprengen suche, macht einen geringen Unterschied, — eigentlich nur den, daß die jesuitische Methode die weniger merkliche und darum gefährlichere ist. Der Anlaß der sophistischen Betrachtung der „Germania", der anarchistische Mord an der Kaiserin von Oesterreich, könnte uns zu einem noch drastischeren Vergleich von Anarchismus und Jesuitismus führen. Oder wer hat denn die Lehre vom „erlaubten Tyrannenmord" vertheidigt und mitunter praktisch begünstigt? Vgl. den Aufsatz von Fridolin Hoffmann in diesen Blättern, Jahrgang XII, Heft 6 und 7: „Hat je ein Papst die Lehre vom eventuellen Erlaubtsein des Fürstenmordes verworfen?" Eine gründliche Arbeit aus katholischer Feder, von der ich nie gehört habe, daß sie widerlegt worden wäre.

3. Auf die durch und durch unwahrhaftige Encyclika, in welcher der Papst die neulich mit Waffengewalt unterdrückte klerikale Verschwörung gegen den Bestand des Königreichs Italien geleugnet hat, hat er eine vortreffliche evangelisch-italienische Antwort in dem in Rom erscheinenden Blatt l'Evan-

gelista erhalten, welche die „Tägliche Rundschau“ unterm 27. August abgedruckt hat. Einige Auszüge daraus seien auch hier mitgetheilt. „Wenn wir diese Antwort schreiben, so geschieht es um eine Pflicht der Höflichkeit als ächte und ehrliche Italiener zu erfüllen. Sie haben Ihre Encyclika ja auch an das italienische Volk gerichtet. Wir halten aber, nächst dem stolzen Bewußtsein evangelisch zu sein, daran fest, daß wir Italiener sind. Und es ist die Pflicht des gebildeten Mannes auf Briefe zu antworten. — Kaum hatten wir Ihren Hirtenbrief gelesen, so entdeckten wir in ihm einen Mangel an Logik. Wir glaubten annehmen zu dürfen, daß wer wie Sie die Ueberzeugung hat unfehlbar zu sein, doch auch das Gemeingut der Logik besitzen müsse. Es sei uns gestattet einige Zweifel auszusprechen.“ . . „Scheint Ihnen, heiligster Vater, die Veröffentlichung Ihrer Encyclika nicht eine Widerlegung der Jeremiaden über Ihren Mangel an Freiheit und Unabhängigkeit zu sein? Ihr Brief ist eine bündige Herausforderung, die sich gegen Italien, gegen die Regierung, gegen die bestehenden Einrichtungen wendet. Ja, kommt es Ihnen nicht selbst so vor, daß zwischen den Zeilen eine Aufforderung zur Revolution zu lesen ist? . . Aber Sie erheben ihre Stimme, um für Ihre angeblichen Rechte und Pflichten einzutreten, d. h. für die Vertheidigung Ihrer Religion. Wir wollen darüber nicht streiten. Wenn Sie aber Ihre Rechte und Pflichten haben, so hat auch Italien die seinen. Es gibt Ansprüche „Gottes“ und Ansprüche des „Kaisers“. So hat uns Christus gelehrt, dessen Aussprüche Sie, sein Stellvertreter, nicht mißachten können. Nun gehört es zu den Pflichten des Staates, seine Einrichtungen aufrecht und sein Besitzthum unversehrt zu erhalten. Ihre Vorgänger thaten, was Sie selbst nicht wollen würden, zumal Sie es auch nicht können — sie griffen zum Schwert, entzündeten Scheiterhaufen, um zu vernichten nicht nur Wort und Schrift, sondern auch Gedanken und Zweifel an dem, was sie nach eigenem Gutdünken zum Dogma erhoben hatten. Was thut aber Italien, was hat es gethan, um sich gegen die Angriffe auf Gedanken, Worte und Werke zu vertheidigen, welche von klerikaler Seite unternommen werden? Ihr Amtsblatt lehnt sich Tag für Tag gegen das Recht Italiens auf, häuft jeglichen Schimpf auf unser Land, macht seine Einrichtungen verächtlich und sucht sie zu untergraben. Die italienische Regierung schweigt dazu. Und da beklagen Sie sich? . . . „Lassen Sie sich von einem Protestanten — zum Besten des Papstthums — einen Rath geben. Reizen Sie die Empfindungen Italiens nicht allzusehr. Sie, der Sie sich im „Gefängniß“ befinden, sind über die Gesinnung des italienischen Volkes nicht unterrichtet. Sie glauben z. B. daß Ihre Encyclika eine große Begeisterung hervorgerufen habe; daß sie mit Eifer gekauft und gelesen worden sei. Wir befanden uns an jenem Morgen auf der Piazza Venezia, wo die

Encyclika von zwei oder drei Dutzend Ausrufern feilgeboten wurde. Die Aermsten, sie schrieen sich die Lunge aus dem Leibe, aber das Volk hörte nicht darauf, oder ging mit einem Achselzucken vorüber. — Es sei uns gestattet, Ihnen noch einen Gedanken auszusprechen. Wäre es dem Christenthum nicht dienlicher, wenn Sie als „Stellvertreter Christi" sich weniger um die zeitlichen, mehr aber um die ewigen Dinge kümmerten? Dann würde jenes Wort Jesu sich bewahrheiten: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist." Dann vielleicht würden Sie sich auch mit uns Evangelischen verständigen können. Sie schrieben vor nicht langer Zeit eine andere Encyclika, die von der Vereinigung der getrennten Kirche handelte. Nun sagt Thomas von Aquino, dessen Lehre Ihnen so sehr am Herzen liegt: Wenn sich zwei Dinge vereinigen, so müssen sie in irgend einem Anderen geeinigt werden. Was wird jenes Dritte, jenes Andere sein? Sie, heiliger Vater, wünschen, daß wir uns in der Lehre des heiligen Stuhles einigen. Aber Sie und wir könnten, ohne Gefahr zu irren, den Ausspruch des heiligen Paulus befolgen, der uns befiehlt in Christo geeinigt zu sein... Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß, wenn nicht Sie, vielleicht wenigstens einer ihrer Nachfolger zu der Ueberzeugung kommt, daß die Wahrheit in der Mitte liegt. Auf der einen Seite herrscht die Vernunft ohne den Glauben — der Rationalismus; auf der anderen der Glaube ohne die Vernunft — das Papstthum; in der Mitte liegt die harmonische Verbindung der Vernunft mit dem Glauben, das Evangelium und seine Bekenner." —

4. Ein pikanter Streit hat sich innerhalb der ultramontanen Presse über den Peterspfennig erhoben. Der Peterspfennig ist bekanntlich die milde Gabe, die dem römisch-katholischen Volke bis zum Tagelöhner und dem Dienstmädchen herab abgepreßt wird namens der „Armuth" des h. Vaters, der die im italienischen Garantiegesetz ihm ausgesetzte Rente von jährlich drei Millionen Lire aus Trotz und Hochmuth verschmäht. Da nun die klerikale „Kölnische Volkszeitung" die Nachricht las, daß Papst Leo XIII. trotz dieser Verschmähung ein päpstliches Betriebskapital von 40 Millionen Lire erspart habe, welches zu dem von Pio IX. ersparten gleichgroßen Erbe hinzutritt, schrieb sie, um das Märchen von der Armuth des Papstes aufrecht zu erhalten: „Wenn der h. Vater 40 Millionen Lire erspart und in Banken deponirt hätte, so wären wir die Ersten, die den Aufruf erließen: Für den Peterspfennig keinen Groschen mehr!" Damit fiel sie aber übel herein: die ebenfalls ultramontane „Deutsche Reichszeitung" sprach von „Dummheiten" und von einem Kuckucksei und belehrte ihre Collegin wie folgt: „Glaubt denn die Kölnische Volkszeitung wirklich, der Papst habe nicht das gleiche Recht wie jeder Souverain, ja wie jeder einfache Haus-

vater, nämlich sich in guten Tagen einen Fond anzusammeln, um für unvorhergesehene Fälle in den Zeiten äußerster Noth gedeckt zu sein? Glaubt die Kölner Volkszeitung wirklich, sie könne dem h. Vater verbieten, einen Missionsfond zu sammeln, aus dessen sicheren Zinsen apostolische Vicariate und Präfecturen unterhalten werden? Wir wollen der Kölner Volkszeitung verrathen, daß thatsächlich und wirklich der h. Vater derartige Fonds gesammelt hat, die er jedenfalls nur in der äußersten Noth angreifen wird." So die „Reichszeitung", und uns scheint, daß sie die schlimme Sache nicht besser gemacht hat. Einmal gesteht sie, daß trotz aller Lamentationen gegenwärtig für das Papstthum „gute Tage" sind und daß die „Zeiten der äußersten Noth", die man den Peterspfenniggebern vorschwindelt, gegenwärtig nicht existiren. Zweitens bestätigt sie die colossalen Kapitalansammlungen des Papstes, die derselbe — auch darin dem, dessen Stellvertreter er sein will, so unähnlich wie möglich — aus den Gaben der Armuth aufhäuft. Drittens verräth sie, daß für Nothzeiten der Kirche der Papst sich nicht, wie die Apostel und alten Bischöfe, auf die Treue der Gläubigen verläßt, sondern auf den Mammon, den er in Staatsbanken, besonders wohl in der Ketzerbank von England, angelegt hat. — Uebrigens geht die Sage, er bekomme die abgelehnten drei Millionen doch. Herr Weihbischof Schmitz hat dieselben als „gesichert" bezeichnet. Daß der Papst sie heimlich von der italienischen Regierung nehme oder daß der preußische Finanzminister sie ihm aus dem Fond für Aufbesserung der Pfartgehalte gewähre, ist natürlich Unsinn; — eher ist zu glauben, daß der Jesuitenorden, der ja ganze Eisenbahnen und Seefahrtsinstitute besitzt und mit seinem Vermögen das Haus Rothschild übertrumpfen soll, sie ihm gibt, um seine Versöhnung mit Italien, den systemwidrigen Verzicht auf den Kirchenstaat, hintanzuhalten.

Altkatholisches. In Camen bei Dortmund ist eine kleine altkatholische Gemeinde neu entstanden. Eine Anzahl altkatholischer Bergleute, mit ihren Kindern 40—50 Seelen, sind aus Schlesien nach Westphalen verzogen und begehrten nach Gottesdienst. Die evangelische Gemeinde in Camen hat sich den traurigen Ruhm erworben, ihnen die Bitte um Mitbenutzung ihrer Kirche abzuschlagen, — in Preußen das einzige Beispiel solcher Lieblosigkeit. Der Versuch, in einem Gasthaus zu feiern, fiel abschreckend aus: nun ist es gelungen, in einem Privathaus auf fünf Jahre, bis zu deren Ablauf hoffentlich eine Kapelle gebaut sein wird, einen passenden Raum zu finden. So konnte man am 18. September einen Kirchenvorstand wählen, und der Pfarrer von Dortmund versieht die kleine Gemeinde. — In Hessen hat das nach dem Abgang des Staatsministers Finger eingetretene Ministerium einen

Gesetzentwurf vorgelegt, der den evangelischen und den römischen Geistlichen ein verbessertes Einkommen gewährt, die altkatholischen Pfarrer in Offenbach, Mainz und Heßloch aber übergeht. Leider scheinen in Hessen, was man immer fürchtete, nach Fingers Abgang ultramontane Einflüsse schlimmster Art sich zuzudrängen; daß man neulich einen evangelischen Gymnasiallehrer unfreiwillig versetzte, weil er in einem gemischten Gymnasium das Aufsatzthema stellte: „Luthers Bedeutung für die deutsche Sprachbildung", ist ein Zeichen der Zeit. Die altkatholischen Pfarrer haben sich gegen ihre Ausschließung von dem erwähnten Gesetz an den Landtag gewendet, und da dieser noch nicht ultramontanisirt ist, so darf man hoffen, daß er nach dem Vorbild Preußens, dessen Gesetz zur Verbesserung des Pfarreinkommens ganz selbstverständlich auch auf die altkatholischen Pfarrer Anwendung findet, Gerechtigkeit üben wird. — Da im deutschen Bundesrath Neigung besteht, das Jesuitengesetz zwar nicht ganz preiszugeben, aber von demselben immer mehr abzubröckeln und nächst den Redemptoristen auch andere dem Jesuitenorden verwandte Orden von demselben auszunehmen, so ist es sehr dankenswerth, daß der junge, gelehrte altkatholische Pfarrer Lic. Götz in Passau die in diese Kategorie fallenden Lazaristen zum Gegenstand einer Studie gemacht hat („Lazaristen und Jesuiten", Gotha bei Perthes, 45 S.). Sein durch Quellenforschung gewonnenes Ergebniß lautet, „daß bei den Jesuiten und Lazaristen die Ziele ihrer Thätigkeit, der Grund ihrer Existenz, ihre Organisation und ihre Wirksamkeit sich decken." Sie sind eine Genossenschaft, welche dem Papst das durch die Reformation Verlorene zurückerobern will, auf deren Fahne daher, ebenso wie auf der jesuitischen, der Krieg gegen alle nicht-römischen Kirchen geschrieben steht. Auch das römische „Kirchenlexikon" gibt zu, daß der Orden ganz besonders zur Bekämpfung des Protestantismus gestiftet ist. — Ein altkatholisch gewordener und in den geistlichen Stand eingetretener böhmischer Gelehrter, D. Iska, hat unlängst versucht, den tschechischen Arbeitern in der Schweiz das Evangelium in ihrer Sprache zu predigen, und der von ihm gehaltene Gottesdienst hatte den Erfolg einer ansehnlichen Communion und Gemeindebildung Nun hat derselbe Mann unter seinen Landsleuten im Mutterlande, die ja noch eine starke Reminiscenz an Huß und seine nationalkirchliche Tendenz haben, kirchliche Reformvorträge gehalten, und infolgedessen scheint neben der deutsch-böhmischen altkatholischen Bewegung auch eine tschechische sich anzubahnen, falls es der Brutalität der gegenwärtigen österreichischen Regierung, welche die verfassungsmäßige Religionsfreiheit illusorisch zu machen versteht, nicht gelingt, sie zu unterdrücken. Den Tschechen sieht man vielleicht nach, was man den Deutschen verwehrt. — Bei der Beerdigung eines Altkatholiken zu Weisweil in Baden hat der römische Pfarrer Müller im Widerspruch mit

der katholischen Stiftungscommission und dem Gemeinderath das Geläute verhindert und hat von Haus zu Haus die Rede verbreitet: „Die Altkatholiken sind vom Glauben abgefallen". Darauf hat der zuständige altkatholische Pfarrer Bommer in Jestetten an ihn einen öffentlichen Brief gerichtet, in dem es heißt: „Eine solche öffentliche Beschimpfung meiner katholischen Kirche verdient auch die gebührende öffentliche Antwort. Darum erlaube ich mir, Sie zu einer öffentlichen Besprechung vor allem Volk einzuladen. In derselben erbiete ich mich, folgendes für jedermann klar und verständlich zu beweisen: 1. Am 18. Juli 1870 ist Ihre römisch-katholische Kirche durch die Annahme der Unfehlbarkeit und Allgewalt des Papstes nicht nur vom katholischen, sondern überhaupt vom christlichen Glauben abgefallen. 2. Diese am 18. Juli 1870 gegründete jesuitisch-vatikanische „Kirche" ist ihrem innersten Wesen nach deutschfeindlich, als weltlich-politisches Reich unter dem Deckmantel der Religion nur darauf angelegt, zu Gunsten der romanischen Rasse die Einheit und Macht unseres von einem protestantischen Kaiser regierten Deutschen Reiches zu untergraben und zu zerstören. 3. Die von Ihnen als „vom katholischen Glauben abgefallen" bezeichnete altkatholische Kirche ist seit dem Jahre 1870 die einzige wahrhaft katholische Kirche des Abendlandes. — Wenn Sie ein Mann sind, der seiner Sache gewiß ist, der sich durch Wissen und Erfahrung seine Ueberzeugung innerlich errungen hat, dann müssen Sie diese Gelegenheit, die vatikanische Kirche in ihrer Wahrhaftigkeit und Unübertrefflichkeit klarzulegen, mit größter Freude begrüßen. Ich bitte Sie daher, sich hinter keinerlei leeren Ausreden verschanzen zu wollen. Ein Schweigen Ihrerseits müßte ich sofort dahin auslegen, daß Sie sich bewußt sind, einer Sache zu dienen, die das helle Tageslicht nicht verträgt, einer Kirche, die eher alles andere ist, nur nicht die Kirche Jesu Christi, einer Gesellschaft von Deutschgeborenen, die darauf ausgeht, das deutsche Volk sich selbst zu entfremden und unser Vaterland an Welsche, die vor uns — vor allem in der Religion — ganz sicher nichts voraus haben, zu verrathen. Uebrigens kann ich Sie jetzt schon versichern, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis der Wahrheit die Ehre gegeben ist. Sie haben in Weisweil den Kriegsruf von Haus zu Haus eilend ertönen lassen: „Die Altkatholiken sind vom Glauben abgefallen"; deshalb ist es jetzt an mir, die Antwort zu geben. Die beste Erwiderung Ihrerseits wäre die, sofort auf meine Einladung einzugehen und Ort sowie Zeit festzusetzen, wo wir gegenseitig öffentlich vor allem Volke das beweisen, was wir glauben. Mit christlichem Brudergruß H. Bommer, katholischer Pfarrer. Jestetten, den 12. September 1898." — Es ist bis jetzt nicht bekannt geworden, daß der römische Pfarrer sich dieser mannhaften Herausforderung gestellt hätte.

Todesfall. Am 27. August starb im noch nicht vollendeten sechzigsten Jahre der Mitbegründer und treue Mitarbeiter dieser Zeitschrift D. theol. Professor Theodor Förster, Oberpfarrer zu St. Marien und Superintendent des Stadtkreises Halle. Ein rastloses, reiches Leben im Dienst der evangelischen Kirche hat damit ein nach menschlichem Ermessen allzufrühes Ende genommen. Vielseitig begabt, unermüdlich pflichttreu, hat der Verewigte vermocht, seiner Gemeinde ein anziehender Prediger und hochgeschätzter Seelsorger, dem kirchlichen Vereinswesen der Stadt ein erfolgreicher Leiter, im Ephoralamt und auf den Synoden ein geschickter Mitarbeiter zu sein, und dabei noch der kirchenhistorischen Wissenschaft als Schriftsteller, Docent und Examinator zu dienen. Der evangelische Verein der Provinz Sachsen verliert an ihm seinen vieljährigen Leiter, der Herausgeber dieser Blätter einen seiner treuesten Schüler und Freunde. Ein schweres, tödtliches Leiden hat er, dem Tode klar ins Auge schauend, mit christlicher Geduld und Ergebung getragen. „Selig die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Halle, 27. September 1898. B.

Die kirchenpolitischen Briefe in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Seit 1. Juli 1895 erscheinen regelmäßig zum Beginn jedes Monats in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung kirchenpolitische Briefe aus der Feder eines pseudonymen Autors, der sich Spectator nennt und die Legitimation für seine schriftstellerische Thätigkeit einem Citate aus der Offenbarung St. Johannis entnimmt, wo es im 19. Vers des 1. Kapitels heißt: „Schreibe, was du gesehen hast, und was da ist und was geschehen soll darnach." Diese Worte sind vom Spectator dem ersten Briefe als Motto vorangestellt. Sein Unternehmen hat anfänglich einiges Aufsehen erregt und seine Briefe haben so starke Nachfrage gefunden, daß sich der Verlag der Allgemeinen Zeitung zur Herstellung einer größeren Auflage der die Spectatorbriefe enthaltenden Beilagennummern entschlossen und zugleich den Preis für jede dieser Nummern im Einzelverkauf auf eine Mark festgesetzt hat. Es schien, als wolle sich in diesen Briefen ein historisch geschulter und ausgezeichnet unterrichteter, weitblickender Katholik, frei von aller Parteizugehörigkeit (VIII, 1), dem theologischen Liberalismus abhold (XXIII, 6), über seine Kirche und über gewisse Erscheinungen innerhalb derselben mit unbefangenem Freimuth oder, wie er selber einmal sagt, „kühl bis ans Herz hinan" (XXXI, 8) äußern und lediglich durch ehrliche Berichterstattung und sachliche Kritik zur Selbstbesinnung und Umkehr anregen. So wurden seine kirchenpolitischen Ausführungen zugleich mit den vorwiegend theologischen Schriften des Professor H. Schell in Würzburg — auf protestantischer Seite mehr als im eigenen Lager des Spectator — als ein willkommenes Symptom einer Art von Reformbewegung innerhalb der römischen Kirche mit freudiger Theilnahme begrüßt und mit wohlwollendem Interesse verfolgt. Inwieweit die Freude berechtigt und das Wohlwollen verdient ist, ob sich gewisse Hoffnungen an diese Briefe anknüpfen lassen oder nicht, das bedarf einer näheren Untersuchung. Ich hoffe der Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter sicher zu sein, wenn ich unter diesem Gesichtspunkt die oft hochinteressanten, dann und wann freilich auch langathmigen kirchenpolitischen Briefe nach ihrem wesentlichen Inhalt zusammenfasse und diesen nach dem leitenden Grundgedanken gruppirten Inhalt einer Würdigung unterziehe, die

von gut protestantischen Ueberzeugungen ausgehen und vor allem das Grundsätzliche ins Auge fassen soll, ohne deswegen an charakteristischen Einzelheiten vorüberzugehen. Jetzt, wo diese Briefe den vierten Jahrgang ihres Erscheinens angetreten haben, lassen sich ihre vorwaltenden Ideen und die Anwendung, die von diesen gemacht wird, schon übersehen und beurtheilen.

1.

Veranlassung und Absicht der Briefe.

Trotz der ausschlaggebenden Stellung, die das Centrum im deutschen Reichstage und in mehreren deutschen Landtagen gegenwärtig einnimmt, trotz der Wallfahrten nach Rom und der Wunder von Lourdes, La Salette und Trier, trotz der unleugbaren Thatsache, daß sich in den breitesten Schichten zwar nicht des italienischen und noch weniger des französischen, aber doch des deutschen Volkes das religiöse Leben wenigstens erhalten hat, kann niemand daran zweifeln, daß die religiöse Gesinnung im Vergleich zu dem Aufschwung, den sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Romantik genommen hat, heutzutage bedeutend abgeschwächt ist und weder auf dem Gebiete der Politik, noch auf dem der Wissenschaft und der Kunst einen maßgebenden Einfluß ausübt. Besonders beklagenswerth erscheint die religiöse Lage, wenn man sich „die Wendung vergegenwärtigt, die das kirchliche Leben in der mächtigsten der hier in Betracht kommenden Religionsgenossenschaften genommen hat".

„Nichts wäre ungerechtfertigter, als wenn man leugnen wollte, daß der großen Mehrheit der wirklich gläubigen Kreise auch heute noch religiöser Ernst und gewissenhafte Pflichterfüllung innewohnt. Die Früchte lassen den Baum erkennen, und unzählige Werke christlicher Barmherzigkeit zeugen von der Gesundheit und Aechtheit des Lebens, das da drinnen unter der Oberfläche pulsirt. Aber was an dieser Oberfläche sich bewegt, was in der Presse, auf Versammlungen, in einer gewissen Literatur zu Tage tritt, ist nichts weniger als erfreulich; es liefert den nicht zu widerlegenden Beweis, daß die sogenannte katholische Bewegung sich nur zum kleinen Theil um religiöse Probleme dreht, zum weitaus größten Theil aber politische Machtfragen und sociale Verschiebungen im Auge hat" (I, 2 u. 3).

Dreierlei ist charakteristisch für den modernen Katholicismus: 1. die wenigstens auf gewissen Punkten durchgeführte Verwandlung der Kirche in eine politische Partei; 2. die Bekehrung der Kirche zur Demokratie und eine Annäherung zahlreicher Kirchendiener an die Socialdemokratie; 3. die Anlehnung des Papstthums an Frankreich.

Angesichts dessen soll eine „Chronik der kirchenpolitischen Ereignisse gegeben werden, eine Uebersicht, wie sie in solcher Vollständigkeit bisher

nirgends gesammelt und vorgelegt wurde; vielleicht auch nirgends in solcher Zuverlässigkeit und mit solcher Ehrlichkeit" (I, 4). Doch soll den Pflichten der Presse entsprechend nicht bloß Material zusammengetragen, sondern auch Kritik an den Ereignissen geübt werden. Dieser doppelten Absicht ist der Spectator bisher mit ebensogroßer Sach- und Personalkenntniß als Noblesse nachgekommen. Seine Berichterstattung ist erschöpfend und seine Kritik durchaus maßvoll, wenn auch ab und zu mit einem Korn ironischen Salzes gewürzt. In welchem Sinne wird Kritik geübt?

2.

Die Grundsätze und das Programm des Briefschreibers.

Der Spectator und seine Mitarbeiter, die er sich aus berufenen Berichterstattern des In- und Auslandes gewonnen hat, wollen bei der Beurtheilung der Dinge, Menschen und Vorgänge einen dreifachen Gesichtspunkt im Auge behalten. „Den theologischen — so heißt es I, 4 — lassen wir gänzlich bei Seite; in die innerkirchlichen und dogmatischen Angelegenheiten mischen wir uns nicht, und wir können sie höchstens heranziehen, wo sie einen Reflex auf den Gang der öffentlichen Dinge ausüben. Nichts kann uns ferner liegen, als dogmatischen Controversen hier näher zu treten; wir sind im Gegentheil vollkommen überzeugt, daß derjenige für lange Zeit hinaus Deutschland den größten Dienst erweist, welcher uns jene am weitesten und am längsten entfernt hält. Wir stehen zunächst als Publizisten" — hoffentlich aber nicht nur als solche — „fest auf dem Standpunkt der modernen Staatsidee, deren Magna Charta für uns die volle und ungeschmälerte Freiheit des Gewissens bildet; das ist für uns ein erster Prüfstein, an dem wir Freund und Feind erkennen. Wir stehen des weiteren auf allen Punkten ein für die Einheit und Größe des deutschen Reiches unter der Hohenzollernschen Spitze, und wir werden unnachsichtlich alle Machinationen aufdecken und verfolgen, welche diesen stolzen Bau unterminiren, uns vor das Jahr 1870 zurückwerfen oder Zustände unter uns zurückführen wollen, wie sie vor 1618 bestanden. Und wir stehen drittens ebenso entschieden für die Erhaltung der Monarchie ein, nicht bloß im Interesse der Ordnung, sondern auch im Interesse der Freiheit: wir kündigen offenen Krieg allen Bestrebungen an, welche den Einfluß der Kirche zu Gunsten der demokratischen Republik, zu Gunsten der Herrschaft des vierten Standes über die große gebildete Mehrheit des deutschen Bürgerthums mobil machen wollen... Den Kirchenpolitikern aber, welche uns nach einem bündigen Programm zur Beurtheilung der gesammten Lage fragen wollen, würden wir sagen, daß uns ein solches vor nahezu neunzehnhundert Jahren in zwei kurzen Sätzen

gegeben wurde: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ — und „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Kein evangelischer Christ, der die Entwicklung der katholischen Kirche kennt, wird den Spectator diese grundsätzlichen Ueberzeugungen aussprechen hören, ohne ihm aufrichtig Glück zu wünschen, daß er einen Standpunkt gewonnen hat, auf dem er, der Katholik, sich mit wesentlichen Ueberzeugungen des Protestantismus begegnet und die starre Engherzigkeit der im kanonischen Recht und im Syllabus niedergelegten politischen Doktrinen des Romanismus weit hinter sich läßt. Kein deutscher Protestant, der sein Vaterland und seine Kirche liebt, der als Vorbedingung des Gedeihens dieser hohen Güter ein friedliches Uebereinkommen der Confessionen und eine tadellose nationale Gesinnung auch der katholischen Minderheit erkannt hat, wird von den programmatischen Sätzen des Spectator Kenntniß nehmen ohne den brennenden Wunsch, daß sie Eigenthum immer größerer Kreise werden und sich innerhalb der katholischen Kirche eine möglichst wirksame Geltung verschaffen möchten. Vergegenwärtigen wir uns, wie sich dem Spectator unter den Gesichtspunkten seines Programms die Ereignisse und Zustände darstellen. Welches ist zunächst der immer wiederkehrende Grundgedanke seiner Ausführungen?

3.

Der Grundgedanke der Spectatorbriefe.

Schon seit Jahrhunderten ringen in der katholischen Kirche zwei in dem rein religiösen Endziel verwandte, aber in der Wahl der Mittel und Wege durchaus verschiedene Richtungen um den maßgebenden Einfluß: der dem Wesen der Religion durchaus unangemessene politische und der an den Idealen des Christenthums orientirte religiöse Katholicismus, deren Unterschied z. B. Professor Schell noch nicht völlig erfaßt hat. In dem zu Ende gehenden Jahrhundert hat der politische über den religiösen Katholicismus den Sieg davongetragen. Er ist es, der gegenwärtig innerhalb der Kirche den Ton angibt. Dieser politische Katholicismus ist identisch mit dem Ultramontanismus, und die Thatsache, daß bei einem katholischen Congreß in der Kirche zu Fiesole (Sept. 1896) Buffets aufgeschlagen waren, ist ein Sinnbild für das, was der politische Ultramontanismus aus dem religiösen Heiligthum gemacht hat (XX, 2). „Heute handelt es sich darum, den Katholicismus aus der Beschränktheit und der Unwahrhaftigkeit des ultramontanen Princips herauszuführen und mit geistiger Freiheit und weitem Blick der heutigen Culturwelt so wie einst Paulus dem Hellenismus seiner Zeit entgegenzutreten: Omnia omnibus fieri“ (VII, 7 u. 8). Wird es verabsäumt, dann tritt ein, was der Spectator seit Jahren für die Mitte des nächsten

Jahrhunderts vorausgesagt hat, nämlich „eine Krisis innerhalb der katholischen Kirche, welche vielleicht viel radicaler und folgenschwerer sein wird als die traurigen Katastrophen von 1517 und 1789 es für den Organismus des Katholicismus gewesen sind“ (XXVI, 6). Diese These wird in den Briefen auf jede mögliche Weise variirt und durch den eingehendsten Bericht über die Zustände und Ereignisse illustrirt, indem zu deren Verständniß die Geschichte meist der unmittelbaren, öfters auch der früheren Vergangenheit herangezogen wird. Es verlohnt sich, diesem Verfahren nachzugehen und bei den einzelnen Momenten der These länger zu verweilen. Zunächst gilt es eine umfassende Vorstellung dessen zu gewinnen, was unter dem politischen Katholicismus zu verstehen ist. Hierbei ist vor allem einmal seine geschichtliche Entwicklung näher ins Auge zu fassen.

4.

Die Geschichte des politischen Katholicismus.

Die Anfänge der unter Pius IX. und Leo XIII. vollzogenen Umwandlung und Verwerthung des kirchlichen Organismus zu politischen Zwecken gehen bis ins 13. Jahrhundert, bis auf Innocenz III. zurück. Damals gewannen zuerst die rein politischen Erwägungen und Rücksichten die Oberhand über die Gedanken und Empfindungen religiöser und ethischer Ordnung, — ein Vorgang, der im Laufe der weiteren geschichtlichen Entwicklung das Papstthum in die Abhängigkeit von Frankreich brachte. Zwar hatte das religiöse Genie Francesco's von Assisi mit einer Art von genialer Intuition diese Quelle des Uebels erkannt, aber sein Werk war nicht mehr im stande, den Strom aufzuhalten und den Schwerpunkt für den ganzen kirchlichen Organismus wieder dauernd in das innere religiöse Leben zurückzuverlegen. So blieb der Grund gelegt zum Verfall der Kirche, zur Kirchentrennung und Reformation des 16. Jahrhunderts. Sehr bald nach diesen Ereignissen trat die Tendenz auf politischen Zuschnitt der Kirche im Jesuitenorden hervor, von dem die Kirche heute immer ausschließlicher beherrscht wird (I, 3; VIII, 5). Dieser politische Katholicismus ist schuld daran, daß es mit der in der Mitte dieses Jahrhunderts sehr aussichtsvollen Wiedervereinigung der anglicanischen und der katholischen Kirche so langsam vorwärts geht; denn er macht sich derselben Fehler schuldig, durch die einst Innocenz III. den Grund zum englischen Schisma gelegt hat.

Trotz seiner weiter ausholenden historischen Reminiscenzen datirt der Spectator das Hervortreten des politischen Katholicismus eigentlich erst vom Beginn der Wirksamkeit des Jesuitenordens, indem er mit Bezug auf die früheren Zeiten bemerkt, daß die mittelalterlichen Verhältnisse auf einer ganz andersartigen Gesellschaftsordnung beruhen und deshalb außer Betracht zu

bleiben hätten. Wenn er aber doch nicht umhin kann, selber auf die Zeiten Innocenz' III. hinzuweisen, so gibt er uns ein Recht, auch in diesen früheren Zeiten das Vorhandensein politisch-weltlicher Tendenzen zu constatiren; dabei dürften wir dann wohl noch weiter zurückgreifen als er es thut, mindestens auf die Zeiten Gregors VII., wenn nicht auf die Nikolaus I. Durch einen derartigen, weiter zurückgehenden geschichtlichen Rückblick wird man aber unwillkürlich zu der Frage gedrängt, ob nicht überhaupt in der römischen Auffassung des Christenthums und in dem diese Auffassung wiederspiegelnden Kirchenbegriff schon Momente enthalten sind, die zu einer politischen Machtentfaltung drängten. Ehe man der Beantwortung dieser Frage näher tritt, empfiehlt es sich, das System des politischen Katholicismus nach den Andeutungen des Spectator genauer ins Auge zu fassen: zunächst seine Merkmale und sein Ziel.

5.

Die Merkmale des politischen Katholicismus.

Der politische Katholicismus ist, wie oft wiederholt wird, identisch mit dem Ultramontanismus. Die Merkmale des ultramontanen Systems, seit es überhaupt in der Geschichte aufgetreten ist, sind zu allen Zeiten und überall die gleichen gewesen. Der Katechismus dieser „Lehre" lautet nach Spectator also: 1. Ultramontan ist, wer den Begriff der Kirche über den der Religion setzt. 2. Ultramontan ist, wer den Papst mit der Kirche verwechselt. 3. Ultramontan ist, wer da glaubt, das Reich Gottes sei von dieser Welt und es sei, wie das der mittelalterliche Curialismus behauptet hat, in der Schlüsselgewalt Petri auch die weltliche Jurisdiction über Fürsten und Völker eingeschlossen. 4. Ultramontan ist, wer da meint, religiöse Ueberzeugung könne durch materielle Gewalt erzwungen oder dürfe durch solche gebrochen werden. 5. Ultramontan ist, wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des eigenen Gewissens dem Ausspruch einer fremden Autorität zu opfern (II, 7).

Diese Charakteristik aus der Feder eines gründlichen Kenners ist ohne Zweifel durchaus zutreffend. Indessen erinnern uns einige dieser Sätze sehr entschieden an den Syllabus vom 8. December 1864 und die vaticanischen Beschlüsse vom 18. Juli 1870. Diese Erinnerung legt uns aber die spätere Untersuchung nahe, ob hier nicht mit den Merkmalen einer einseitigen Richtung theils Merkmale, theils Consequenzen des dogmatisch fixirten, also des allein correcten Katholicismus vorgeführt werden, eine Untersuchung, zu der auch die Aufweisung der Ziele des politischen Katholicismus drängt.

6.

Die Ziele des politischen Katholicismus.

„Es besteht kein Zweifel daran, daß bald nach Verlegung der weströmischen Residenz nach Ravenna die Päpste die ehemaligen kaiserlichen Paläste auf dem Palatin und deren Dependenzen für sich in Anspruch genommen haben. In die Behausung der Cäsaren eingerückt, sind die Päpste allmählich in der Werthschätzung des Volkes an ihre Stelle getreten. Nicht die römische Kirche, aber das Papstthum nach seiner weltlichen Seite kann von da ab als eine Fortsetzung des antiken Cäsarenthums betrachtet werden ..." (VIII, 4). Es kann nicht nur so betrachtet werden, sondern es strebt heutzutage mehr als je darnach, in die einige Zeit behauptete, dann wiederum verlorene Position zurückzukehren. Zu diesem Zweck wird mit aller Macht gegen den Dreibund gewühlt, von dessen Contrahenten Oesterreich durch den politischen Katholicismus bereits an den Rand des Verderbens gebracht worden ist (XX, 3; XXIV, 3). Zu diesem Zweck wird ferner mit aller Rücksichtslosigkeit am Zusammenbruch Italiens und an der Wiederherstellung des Kirchenstaates gearbeitet. Was den letzteren betrifft, so ist „von dem Idyll des vaticanischen Gartens keine Rede mehr: der ganze Kirchenstaat wird zurückgefordert, Italien muß als Bedingung der Buße und der Verzeihung das Königthum und die Einheit fallen lassen, poenitens et contrita. Und darüber hinaus steigt der kühne Traum eines die ganze Welt umspannenden politischen Primats empor: das Phantasma Giobertis von 1846 gewinnt, freilich in ganz anderer Gestalt, neues Leben und die Weltgeschichte ein ganz anderes Gesicht. Die „Civiltà cattolica" läßt in dem Aufsatz über das „letzte Ziel der katholischen Interessen" (1897, XII, 257, Dec.) gar keinen Zweifel daran, daß dies letzte Ziel die unbedingte Weltherrschaft ist, und daß man unter dem „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" auch die höchste politische Herrschaft zu verstehen hat, welche die Kirche als Fortsetzerin des Werkes Christi hienieden auszuüben habe" (XXXIV, 5).

Diese Ziele des Romanismus sind für keinen Kenner der Vergangenheit etwas Neues. „Roms Kampf um die Weltherrschaft" bildet eines der umfangreichsten und inhaltvollsten Kapitel der Welt- und Kirchengeschichte. Immerhin ist es höchst beachtenswerth, daß auch heutzutage der Kampf noch nicht aufgegeben ist, daß der Siegespreis so klar bezeichnet und der Tag des Triumphs in einer nahen Zukunft erwartet wird. Daß der Spectator neuerdings darauf hinweist, soll ihm gedankt sein. Sein Hinweis aber muß unserem evangelischen Volk und den deutschen Staatsmännern zur ernstlichen Erwägung empfohlen werden. Dabei ist im Interesse unserer höchsten

idealen Güter, im Interesse des Vaterlandes und im Interesse der evangelischen Kirche dringend zu wünschen, daß unsere maßgebenden Persönlichkeiten in der Behandlung des Ultramontanismus wachsamer, geschickter und glücklicher seien als bisher, wo man wie z. B. Berthold Niebuhr, ehedem preußischer Gesandter in Rom, entweder keine Ahnung hatte von einem politischen Katholicismus (XXXIII, 4), oder wie Bismarck die Doppelströmung innerhalb der katholischen Kirche ignoriren zu sollen glaubte (XI, 3). Diese Wachsamkeit und Geschicklichkeit ist doppelt nöthig gegenüber den ebenso gewiegten als rücksichtslosen Vorkämpfern, die der politische Katholicismus hat.

7.

Die Vorkämpfer des politischen Katholicismus.

Das ultramontane Princip hat in der im Jesuitenorden herrschenden Richtung seine mannhafteste Vertretung gefunden (XXV, 8). Mit den Jesuiten ist nicht zu reden, wenn die Ehre und das Interesse der Katholiken in Frage kommt (XIII, 7); denn sie gerade haben alles gethan, um die zum religiösen Katholicismus gehörige Schule Rosminis zu unterdrücken (XIII, 4), und sie gerade sorgen dafür, daß Männer von Talent und Charakter niemals Bischöfe werden (XII, 6). Die Jesuiten sind die eifrigsten Gegner des Dreibundes, in dem sie ein Bollwerk gegen die päpstliche Weltherrschaft erblicken: der 2. September 1870 ist ihnen ein Greuel (VI). Sie sind ebenso eifrige Freunde Frankreichs, darum ist ihr Organ, die Civiltà cattolica, chauvinistisch und dreyfußfeindlich. Den Papst Leo XIII., der ursprünglich den Kampf mit ihnen aufzunehmen und unabhängig zu bleiben gedachte, haben sie sich durch geschickte Intriguen gefügig zu machen gewußt, indem sie je nach dem Grade der päpstlichen Connivenz den Peterspfennig zum Fallen oder Steigen zu bringen verstanden (XIII, 2). Die Jesuiten haben den alten Curialismus wieder aufgefrischt; sie sind es, die den Papst drängen, die Lehre von seiner weltlichen Herrschaft noch vor seinem Tode zu dogmatisiren und zu dem Zweck eine neue Erklärung von Joh. 18, 36 bekannt zu geben. „Demnach will nicht, wie bisher alle Welt annahm, damit gesagt sein, daß das Reich Christi ein innerliches, religiös-sittliches sei, sondern daß es nur nicht von dieser Welt gegeben sei und andere höhere Ziele als die Reiche dieser Welt habe.“ Wegen dieser Ansicht erhielt Petrus vor Empfang des heiligen Geistes vom Herrn die schärfste Zurechtweisung, die je von den Lippen des sanftesten aller Menschenkinder kam. „Es gehört das äußerste Maß frevelhafter Sophistik dazu, um diese so einfachen Dinge in ihr Gegentheil zu verkehren“ (XXXI, 6).

Diese Brandmarkung jesuitischer Theorieen und Praktiken ist im höchsten Grade erfreulich. Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß der Spectator

diese kräftige Stellungnahme gegen die ausgesprochenen Gegner seines sogenannten religiösen Katholicismus beibehalten und consequent durchgeführt hätte. Wir werden aber leider sehen, wie sein Urtheil schwankt und wie seine Haltung gegenüber diesem unbeugsamen Feind eine bedenkliche Unsicherheit verräth. Welches sind die Mittel, mit denen der Kampf für den politischen gegen den religiösen Katholicismus und andere Widersacher des Ultramontanismus geführt wird?

8.

Die Mittel des politischen Katholicismus.

Diese Mittel sind in der Hauptsache: die ultramontane Presse und die katholischen Versammlungen und Vereine. Die Anfänge der specifisch ultramontanen Presse reichen zurück bis auf die Gründung des Univers durch den geistreichen und schriftstellerisch hochbegabten, aber kenntnißarmen Louis Veuillot. Sie ist gewohnt, ihr mot d'ordre von der Civiltà cattolica, dem Organ der Jesuiten, zu empfangen (XX, 6) und bietet in Deutschland mit Ausnahme der Kölnischen Volkszeitung wieder einmal das Jammerbild charakterloser Vaterlandslosigkeit; vermuckte Theologen, durchgefallene Philologen, fortgejagte Referendare sitzen in den Redactionsbureaus (XXV, 4) und arbeiten mit Beschimpfungen anstatt mit Beweisgründen (XVI, 7), mit Unwahrheit und Verleumdung. Gesinnung und Sprache sind tief unter dem Niveau der einfachsten Gesetze des Anstandes und der gesellschaftlichen Bildung herabgesunken (XXXVI, 7). Wir haben dem nichts hinzuzufügen als die Frage nach der Presse des religiösen Katholicismus.

Wie die Presse zur Verbreitung und Behauptung des Ultramontanismus durch Bearbeitung der öffentlichen Meinung dient, so dienen dem gleichen Zweck die katholischen Vereine und Congresse durch Aufregung und Organisation des katholischen Volkes. Die katholischen Congresse sind ein Zeichen geistiger Schwäche, der Armuth an in sich gefestigten Existenzen (XIX, 1). Trotzdem sie in Deutschland, Belgien, Frankreich, Oesterreich, Italien zahlreich genug abgehalten werden, erstattet der Spectator regelmäßigen und ausführlichen Bericht über sie. Oft stehen sie in engem Zusammenhang mit den vielen katholischen Vereinen, die, häufig vorgeblichen Liebeszwecken, in Wahrheit meist politischen Zwecken dienen. Von den in Italien weit verbreiteten Ruralkassen (einer Art Darlehensvereine), Diöcesan- und Pfarrvereinen wird gesagt, daß sie „nur den Zweck haben, ein politisches Actionspersonal und -material zu schaffen, welches dem duce supremo, d. i. dem Papst, jederzeit zur Verfügung gestellt werden kann" (XX, 1). Doch unendlich viel wichtiger als Presse und Vereine sind die Bundesgenossen, die sich der politische Katholicismus zur Verwirklichung seiner Ziele erkoren hat.

9.

Die Bundesgenossen des politischen Katholicismus.

Von jeher hat das Papstthum sein Heil im Anschluß an Frankreich gesucht. Auch heute „begibt sich Aehnliches wie einst in den Tagen Innocenz' IV. und der avignonesischen Päpste. Die Kirche entging dem Principate des deutschen Kaiserthums, indem sie es zerstörte, und den Klauen Frankreichs anheimfiel. So sucht das Papstthum heute der Präponderanz der Tripelallianz zu entrinnen, indem es sich dem Terrorismus der französischen Ochlokratie unterwirft" (II, 3). „Die Allianz des Vaticans mit Frankreich ist eine Thatsache, deren Ableugnung heutzutage keinen Politiker mehr täuscht" (XIII, 6). Mit Frankreichs Hülfe will man die weltlichen Ziele des Ultramontanismus verwirklichen und Frankreich hat die ihm zugedachte Rolle begriffen; denn alle Versuche, Italien und den Vatican miteinander zu versöhnen und die Frage des Kirchenstaates auf gütlichem Wege zu lösen, wurden bisher regelmäßig durch Frankreich vereitelt (XII, 7).

Wegen dieser Bundesgenossenschaft mit Frankreich hat man den französischen Katholiken empfohlen, was man den italienischen streng untersagt: nämlich die Anerkennung der neuen politischen Ordnung: dort der Republik, hier der staatlichen Einheit unter der savoyardischen Dynastie. Mehr noch, man hat sich nicht nur für die französische Republik erklärt, sondern man setzt innerhalb derselben und anderwärts seine Hoffnung auf die Demokratie. Allenthalben treten Priester auf den Plan, die als Vorkämpfer eines christlichen Socialismus auf ihr politisches Programm die radicale Demokratie und die Verbrüderung mit der Socialdemokratie gesetzt haben: so in Belgien der Abbé Pottier, in Frankreich die Abbés Lémire und Gayraud. Der Vatican hat ihr Verhalten keineswegs desavouirt, und sein officielles Organ, der Osservatore Romano, hat sogar schon unverhohlen den socialdemokratischen Tendenzen Beifall gezollt (XVI, 4); kein Wunder, daß unter solcher Patronage der jüngst vielgenannte Erzbischof Ferrari von Mailand die Parole ausgeben konnte, daß der Katholicismus und der Radicalismus sich vereinigen müßten (XIII, 5). Daß für diese Ideen auch in Deutschland Empfänglichkeit vorhanden ist, zeigt sich darin, daß das Centrum oft genug sowohl bei Reichstagsbeschlüssen als bei Wahlen mit der Socialdemokratie Hand in Hand gegangen ist.

Was hier der Spectator ausführt, ist ebenso wahr als altbekannt. Schon im Jahre 1868 hat es der päpstliche Nuntius Meglia in München dem württembergischen Geschäftsträger verrathen: „Uns kann nur die Revolution retten." Indessen soll nicht geleugnet werden, daß man auf dem damit angedeuteten Weg ein erhebliches Stück vorangeschritten ist. Umsomehr Grund hat der Staat, auf seiner Hut zu sein.

10.

Der politische Katholicismus und der Staat.

Die Stellung des politischen Katholicismus bezw. Ultramontanismus zum Staat charakterisirt sich durch seine Todfeindschaft gegen den Liberalismus, „dessen ächter Begriff sich erschöpfe in der Ueberzeugung, daß der Rechtsstaat die einzige und vernünftige Form des nationalen Daseins ist, und daß in diesen Rechtsstaat weder polizeiliche noch kirchliche Willkür, weder Gewissenszwang geistlicher noch weltlicher Machthaber hineingehöre" (XXI, 4). Der politische Katholicismus möchte den Staat der Kirche unterordnen, er negirt wesentliche Hoheitsrechte des Staates, z. B. das über die Schule, und erneuert die alte curialistische Theorie, „daß in der Schlüsselgewalt Petri auch die weltliche Jurisdiction über Fürsten und Völker eingeschlossen sei" (II, 7). Wegen solcher Prätensionen läßt sich in einem auf seine Selbsterhaltung bedachten Staatswesen das einst von Cavour ausgegebene Losungswort von der freien Kirche im freien Staat nicht durchführen; dies wird durch die — übrigens eingehend charakterisirte — Entwicklung der Verhältnisse in Amerika schlagend bewiesen (XVI, 6). Während sich aber dort die Kirche aus Klugheit und gegen den Widerspruch der Jesuiten den nationalen Verhältnissen angepaßt hat, ist der Ultramontanismus eigentlich im Kern seines Wesens international, schon einfach deshalb, weil jenes Ideal des curialistischen Kirchen- und Staatsrechtes nur auf den Trümmern der auf der Nationalität basirten Staatengesellschaft verwirklicht werden kann.

Angesichts dieser schweren Anklagen, die der Spectator erhebt, können wir es absolut nicht verstehen, wie er sich dagegen ereifern mag, daß Professor Beyschlag „eine protestantische Politik als höchste Aufgabe deutscher Staatsleitung" bezeichnet hat. „Eine solche Thorheit — meint der Spectator — ist ganz geeignet, dem politischen Katholicismus Recht zu geben und ihm die Waffen in die Hand zu drücken. Die Proclamation und die Durchführung einer „„protestantischen Politik"" wäre sicher der kürzeste Weg, uns zum Jahre 1618 zurückzuführen" (XXXVI, 7). Als ob mit der Forderung Beyschlags etwas anderes gemeint sein könnte, als die Politik der Anerkennung des modernen Rechtsstaates, die Anerkennung und Aufrechterhaltung der Gewissensfreiheit und der Nationalität. Daß diese Ideen im Protestantismus wurzeln, wird dem geschichtskundigen Spectator nicht unkannt sein, und daß sie nur im Protestantismus die Gewähr ihrer Dauer haben, davon wird vielleicht der Spectator am Ende des nächsten Jahrhunderts zu berichten wissen, wenn er nicht bis dahin längst mundtodt gemacht worden ist; denn der politische Katholicismus und die Wissenschaft stehen miteinander auf keinem guten Fuß.

11.

Der politische Katholicismus und die Wissenschaft.

Die Führung des politischen Katholicismus ist in den Händen der Jesuiten. Wie unsagbar tief durch diese das geistige Niveau herabgedrückt worden ist, beweist der Glaube an die Wunder von Lourdes, durch die der Geist kritikloser Exaltation fortwährend wachgehalten und genährt wird (XXIX, 5). Durch die Proclamation dieser Wunder war der Boden bereitet für die haarsträubenden Schwindeleien Leo Taxils, die die Jesuiten fast sammt und sonders geglaubt, als Wahrheit verkündigt und in Schutz genommen haben (XX, 6 ff.). Wie es infolgedessen um die von den Jesuiten betriebene Wissenschaft bestellt ist, das hat der einige Zeit an der katholischen Universität Washington angestellte Professor Schröder, ein Jesuitenschüler, aller Welt offenbar gemacht (XXIII, 3 ff.). Es gibt zwar noch tüchtige katholische Gelehrte, aber die Beschäftigung mit actuellen Dingen, oder mit speculativer Theologie, oder mit den Principien historischer Kritik ist ihnen versagt (XXXII, 3). Die Gründung einer katholischen Universität wäre möglich und vielleicht wünschenswerth, die Rivalität mit den vorwiegend protestantischen Universitäten wäre reizvoll und nützlich, aber der Ultramontanismus kann keine gründen; denn seine Absicht ist nicht auf die Wissenschaft, sondern auf die Macht gerichtet (XXXII, 3). Die von vielen anerkannte und beklagte wissenschaftliche Inferiorität der Katholiken datirt nicht erst, wie v. Hertling meint, aus der Zeit nach der Säcularisation. Es war schon vorher nicht besser bestellt (XXV, 4).

Die Frage der Inferiorität darf nicht nur unter intellectuellen Gesichtspunkten beantwortet werden. Das Ethische steht höher als das Intellectuelle, und an diesem Beurtheilungsmaßstab verschiebt sich das Verhältniß der Inferiorität und Superiorität der Confessionen (XXV, 6). Diese Behauptung, die wir angesichts der confessionellen Criminalstatistik ziemlich kühn finden und gegen die Pater Cyprian mit seiner Beurtheilung der evangelischen Liebesthätigkeit aufgerufen werden kann, macht uns doppelt neugierig zu erfahren, in welchem Verhältniß denn der Ultramontanismus und die Sittlichkeit stehen.

12.

Der politische Katholicismus und die Sittlichkeit.

Die Proclamation vom 18. Juli 1870 ist ein Ereigniß, das als Bindung des intellectuellen Lebens empfunden wird. „Das Freiheitsbedürfniß des Menschen kann aber nicht auf einem Punkt niedergehalten werden, ohne sich auf einem andern Luft zu machen. Despotieen, welche jede geistige Freiheit ersticken, waren immer der günstigste Nährboden für die gröbsten

Ausschweifungen der Sittlichkeit." Aehnlich ist es im modernen Katholicismus. Jeder neuen dogmatischen Idee muß man entsagen; dafür entschädigt man sich durch die allerweiteste Freiheit auf dem Gebiete gesellschaftlicher Moral, d. h. des socialen Lebens: man reichte der Volksherrschaft in ihren weitestgehenden Formen die Hand, und eines Tages erwachten wir thörichten alten Conservativen, die noch an die zehn Gebote Gottes glauben, und fanden, daß wir mit unseren Ansichten über das vierte, siebente, neunte und zehnte Gebot des Dekalogs gänzlich außer der Mode gekommen sind und beinahe schon nicht mehr als „kirchlich" angesehen werden (XXI, 5). Wohin diese Erweichung der moralischen Begriffe führt, das hat der jüngste Aufstand in Ecuador, einem der Länder „spanischer Frömmigkeit", offenkundig gemacht. „Dort war die Geistlichkeit aufgestanden, um mit den Waffen in der Hand die Herrschaft wieder zu gewinnen, deren sich vor zwei Jahren die Liberalen bemächtigt hatten." Nach der Niederlage der Revolutionäre fand man unter den Todten einen Oberen des Jesuitenordens, unter 83 Gefangenen 32 Priester (XXXI, 6). Aus der hier an einem eclatanten Beispiel zu Tage gekommenen Hintansetzung der religiösen und ethischen Gesichtspunkte hinter die politischen Machtinteressen, aus dem unverhältnißmäßigen Betonen des menschlichen Interesses (d. i. des Papstes) in der Kirche ergibt sich der „chronische Conflict", in welchem sich der Ultramontanismus mit der historischen Wahrheit befindet, die Unwahrhaftigkeit seiner Geschichtsschreibung, die traurige Verlogenheit seiner Presse und das schimpfliche System seiner Verleumdung und Lüge, welches gegen alle, welche nicht „correct" denken, als erlaubt gehandhabt wird (II, 7).

Mit dieser Constatirung der moralischen Deroute innerhalb des Ultramontanismus hat der Spectator selber seiner Behauptung von der ethischen Superiorität des Katholicismus den Boden entzogen; denn Ultramontanismus und Katholicismus sind mehr als je identisch nicht nur dem Begriff, sondern auch dem Umfang nach. Es wird Zeit, diesen Nachweis anzutreten.

13.

Der politische Katholicismus und die Papstkirche.

Eine der tiefsten und wohlbegründetsten Ueberzeugungen der Reformatoren, deren Erwerb sie z. Th. mit den erschütterndsten inneren Kämpfen zu bezahlen hatten, war die Erkenntniß, daß die römische Kirche das Evangelium zu einer nova lex gestempelt habe (cf. Form. Conc., ep. und sol. decl. art. V). Demnach ist das Wesen der vom Katholicismus geforderten und geförderten Religiosität nicht die freie und vertrauensvolle Hingabe des Sünders in die Gnadenarme des himmlischen Vaters, sondern die bedingungslose Annahme aller von der Kirche festgestellten Glaubenslehren, so daß der

von Paulus zur Befreiung der Geister vom jüdischen Gesetz aufgestellte Begriff des Glaubens in seiner Umdeutung die Geister in neue Fesseln schlägt (cf. Hase, Polemik, 5. Aufl. S. 308). Diesem Urtheil über die katholische Ausprägung des Christenthums muß der Spectator, allerdings mit Einschränkung auf den politischen Katholicismus, beipflichten, indem er diese Richtung mit dem Pharisäismus vergleicht; von diesem lesen wir ja auch: „Auf Mosis Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer ... sie binden aber schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals“ (Matth. 23, 2 u. 4). Gesetze verlangen Gehorsam. Zur Erzielung des Gehorsams bedarf es, zumal wenn von diesem Gehorsam das Heil der Seelen abhängt, des Zwangs gegen Widerstrebende. Zur Ausübung des Zwangs bedarf die Kirche, der die Sorge für das Heil der Seelen anvertraut ist, der Macht. Darum ist es für den Katholicismus der alleinseligmachenden Papstkirche eine heilige Pflicht, nach Macht zu streben — und das nicht erst mit dem Auftreten des Jesuitenordens, sondern seitdem das coge intrare Augustins Gehör gefunden hat bei ihren officiellen Vertretern. Nur eine unerbittliche Consequenz aus den Principien dieser Kirche, nur eine folgerichtige Entwicklung der darin liegenden Ansätze ist es, wenn der mittelalterliche Curialismus, der diese Anschauungen ins System gebracht und die weltliche Jurisdiction des Papstes über Fürsten und Völker behauptet hat, endlich durch den Syllabus Pius' IX. und durch das vaticanische Concil die dogmatische Fixirung und feierliche Sanction erhalten hat. In § 24 des Syllabus werden diejenigen verdammt, welche sagen, die Kirche habe kein Recht, Gewalt anzuwenden, und in dem vom vaticanischen Concil angenommenen schema de ecclesia lautet der zwölfte Kanon: Si quis dixerit, a Christo Ecclesiae suae collatam tantum fuisse potestatem dirigendi per consilia et suasiones, non vero etiam iubendi per leges, ac devios contumacesque exteriori iudicio ac salubribus poenis coercendi atque cogendi, anathema sit (Hase a. a. O. S. 58). Das Streben nach Macht, die Ausübung von Gewalt fällt in das Gebiet der Politik. Hier haben wir demnach die Dogmatisirung des politischen Katholicismus. Daraus folgt: der politische Katholicismus, gegen den der Spectator sich wendet, ist der allein correcte Katholicismus, ist das officielle katholische Kirchenthum.

Nachdem Leo XIII. am 21. April 1878 den Syllabus unter die Wirksamkeit der Infallibilität gestellt hat, ist es ein katholischer Glaubenssatz, daß die Gewissensfreiheit etwas Verwerfliches sei, daß die Versöhnung des Papstes mit der Civilisation, also auch mit dem modernen Rechtsstaat, weder möglich noch wünschenswerth sei (cf. Das Papstthum von J. v. Döllinger, Neubearbeitung des Janus, 1892, S. 270. 273). Im Bisherigen haben

wir die Wurzeln alles dessen, was der Spectator als Merkmale und Lebensäußerungen des politischen Katholicismus kennzeichnet: die Ueberordnung der weltlich-politischen über die geistlich-religiösen Interessen mit der Tendenz auf die Weltherrschaft; denn wenn die Anwendung von Gewalt durch die Aufgaben der Kirche geboten ist, so muß bei der universellen Bestimmung der Kirche diese Gewalt sich über den ganzen Erdkreis erstrecken; das Bündniß mit der revolutionären Partei, die, selber international, dieser internationalen Kirche zur Gewalt verhelfen soll; die absolute Gebundenheit der wissenschaftlichen Forschung, die von dem mit der modernen Civilisation unversöhnlichen infalliblen Papst ihre Marschroute empfängt; die Corruption der sittlichen Begriffe, die ohne Rücksicht auf Freiheit und Gewissen lediglich durch das Maß des Gehorsams gegen das theokratische Weltreich und den weltbeherrschenden Papst bestimmt werden.

Was will nun alle dem gegenüber der religiöse Katholicismus? Was ist darunter zu verstehen? Wie ist er zu beurtheilen?

14.

Der religiöse Katholicismus.

Mit dem System des Ultramontanismus muß gebrochen werden im Interesse der katholischen Kirche, wenn sie auf die Dauer erhalten und lebensfähig gemacht werden, wenn nicht ein zweites 1517 eintreten soll (II, 7). Das einzige Mittel, welches die Kirche retten kann und retten wird, ist und bleibt die Rückkehr zu dem Gedanken desjenigen, der die Idee des Christenthums am tiefsten erfaßt und das Leben des Erlösers am treuesten an sich ausgestaltet hat — die Rückkehr zu dem Gedanken des poverello von Assisi, des heiligen Franziskus, der ursprünglich nichts anderes beabsichtigte, als den Geist der Abtödtung und der Abkehr von dieser Welt in den Schoß der Familien zu tragen (XXVII, 6). Er ist der typische Vertreter des religiösen Katholicismus, für dessen goldenes Adelsbuch Dante und Galilei reclamirt werden (XX, 1), zu dessen edelsten Gestalten in diesem Jahrhundert die darob genug angefeindeten Newmann und Rosmini gehörten (XVI, XVII). Allem politisch-weltlichen Treiben hält sich der religiöse Katholicismus fern; sein eigentliches inneres Leben documentirt sich in der Wissenschaft, in der Literatur, vor allem in der einfachen und selbstlosen Frömmigkeit des Herzens, in Reinheit des Wandels und in den Werken der Nächstenliebe (XIII, 7). Innerhalb dieses religiösen Katholicismus träumt man sich den Papst als das von der ganzen Welt verehrte, geliebte und hochgehaltene Haupt einer idealen Glaubensgenossenschaft, die hier auf Erden nichts sucht als das ewige Leben, Gott gebend, was Gottes ist und dem Kaiser, was des Kaisers ist (XXXI, 7).

Wir müssen es entschieden bestreiten, daß es Franz von Assisi war, der die Idee des Christenthums am tiefsten erfaßt habe. Wir geben in dieser Hinsicht dem Apostel Paulus unbedingt den Vorzug vor dem poverello. Darin, daß er das Leben des Erlösers am treuesten an sich ausgestaltet habe, wollen wir dem Spectator nicht widersprechen, sofern eine sklavischere Nachahmung eines großen Vorbildes vielleicht nicht wieder vorgekommen ist. Aber gerade das ist der Punkt, der am meisten Bedenken dagegen einflößt, daß die Rückkehr zu dem Gedanken des heiligen Franziskus die dringend gebotene Wandlung innerhalb der katholischen Kirche hervorbringen werde. Denn indem Franz von Assisi die imitatio Christi nicht in die Gesinnung, sondern in das äußere Verhalten verlegt und sie darin streng durchgeführt wissen will, beharrt er bei der judaisirenden Auffassung des Christenthums. Er erhebt sich ganz und gar nicht über die Deutung des Evangeliums als einer nova lex, wie sie in der katholischen Kirche ihre Heimath hat. Wohin aber diese Auffassung in folgerichtiger Entwicklung führt und auch entgegen den weltflüchtigen Neigungen des heiligen Franziskus immer führen muß, das haben wir bereits gesehen. Wir erinnern aber außerdem noch an das gewiß unverdächtige Analogon der Genfer Theokratie.

15.

Der religiöse Katholicismus und die Papstkirche.

Der religiöse Katholicismus verhält sich zum politischen wie das Kind zum Mann. Das Kind verräth schon die wesentlichen, auch die unerfreulichen Züge des erwachsenen Mannes, nur erscheinen sie gemildert durch den reizvollen Zauber kindlich harmloser Unbefangenheit. Der religiöse Katholicismus hat genau dieselbe gesetzliche Interpretation des Christenthums wie der politische Katholicismus; nur daß dort mehr Unmittelbarkeit und Naivität vorhanden ist, hier mehr Reflexion und System. Diese innere Verwandtschaft ist es, was den Spectator mit der Papstkirche unauflöslich verknüpft und was der Papstkirche ermöglicht, ihn zu tragen, trotzdem er in — protestantisch geurtheilt: glücklicher, katholisch geredet: tolerabler — Inconsequenz gegen die Statthaftigkeit gewisser äußeren Formen und gegen die Zweckmäßigkeit gewisser kräftigen Mittel ernstliches Bedenken erhebt. Der seltsame Schwärmer ist um so leichter zu tragen, als er ja bisher, wie er — wenn ich nicht irre — selber einmal sagt, vox clamantis in deserto ist und nicht einmal den vorübergehenden Zulauf hat, dessen sich der berühmtere Wüstenprediger erfreuen konnte. Die Zahl der ultramontanen Reichstagsabgeordneten[1]) ist nicht ganz $^1/_3$ der Gesammtzahl und somit annähernd proportional zur Zahl der katholischen Wähler, die etwa $^1/_3$ der Wahlberechtigten des Deutschen

1) einschl. Polen und Protestler.

Reiches bilden. Hier also haben wir einen ziffernmäßigen Beweis, daß wenigstens in Deutschland der politische Katholicismus und das katholische Bekenntniß sich so ziemlich decken, und dabei wird es wohl bleiben. Es lautet daher sehr eigenthümlich, wenn der Spectator den Staatsmännern den Rath gibt, sich auf den religiösen Katholicismus zu stützen und ihn zu fördern.

Ist es die Erkenntniß, daß für den religiösen Katholicismus wenig zu hoffen ist, oder ist es die Wirkung des nicht völlig ausgetilgten, darum immer wieder durchschlagenden römischen Sauerteigs, oder ist es, was uns als das Wahrscheinlichste gilt, beides zusammen, was die Haltung des Spectator in den späteren Briefen gegenüber der in den früheren gezeigten wesentlich modificirt hat? Eine Zeitlang schien es, als mißbillige er die Forderung der Rückkehr der Jesuiten nach Deutschland, und das, nach allem was er von Charakter und Wirksamkeit ihres Ordens berichtet, mit Recht; später aber redet er der Aufhebung des § 2 vom Jesuiten-Gesetz und der Rückberufung gewisser affiliirter Orden entschieden das Wort. Auf der einen Seite kann er sie nicht genug anklagen wegen des Verderbens, das sie über die katholische Kirche brachten, auf der anderen nimmt er sie in Schutz gegen den Vorwurf des moralischen „Laxismus", der nur in früheren Jahrhunderten begründet gewesen sei, gerade als wenn der Jesuit Gury mit seinem compendium theologiae moralis nicht unserer Zeit angehörte. Früher brandmarkte er das Bündniß des Katholicismus mit der Demokratie und mit Frankreich und bezeichnete die ultramontane Presse als vaterlandslos, jetzt bezichtigt er doch den Reichsgerichtsrath a. D. Mittelstädt einer Insulte, weil er gesagt habe, die katholische Bevölkerung sei bereit zum Landesfeind überzugehen, eine Behauptung, die durch die ultramontanen Wahlbündnisse mit Polen und Socialdemokraten und ihre strikte Beobachtung seitens der katholischen Wähler genügend illustrirt wird. Früher hat er das Centrum nicht lebhaft genug tadeln, seine Bildung, sein Verhalten nicht stark genug mißbilligen können — in einem seiner letzten Briefe aber wird es mit Lob überschüttet nur deshalb, weil es, ohne auch nur im geringsten seine Principien geändert zu haben, lediglich aus taktischen Erwägungen die Flottenvorlage bewilligen half.

Angesichts dieser Schwankungen können wir nicht viel Gutes hoffen von der Stellung des durch den Spectator vertretenen religiösen Katholicismus zum Protestantismus.

16.

Der religiöse Katholicismus und der Protestantismus.

Darüber, daß eine principielle Differenz zwischen religiösem Katholicismus und Protestantismus besteht, sind wir keinen Augenblick im Unklaren;

aber dennoch überrascht uns die Stellung, die der Wortführer des „religiösen Katholicismus“ zu unserer Kirche einnimmt. Er vermeidet es möglichst, von ihr zu reden; wenn wir uns recht erinnern, kommt die Bezeichnung „evangelische Kirche“ nur ein einziges Mal vor. Ihre Entstehung ist ein Werk der Reformation. Dieser allein würdige und historisch eingebürgerte Name wird der großen und befreienden That Luthers wenigstens in den früheren Briefen nicht versagt. Wenn sie aber auf Rechnung des politischen Katholicismus gesetzt wird, der durch seine Ueberwucherung der religiösen und ethischen Gedanken und Empfindungen diese Reaction hervorgerufen habe, so ist damit doch wohl die letzte Wurzel von Luthers Auftreten noch nicht bloßgelegt. Auch der sogenannte religiöse Katholicismus will durch des Gesetzes Werke selig machen; auch in einer Gemeinschaft des religiösen Katholicismus hätte Luthers Gewissen dagegen reagirt, um erst dann froh zu werden, nachdem es gehört hätte: „der Gerechte wird seines Glaubens“ leben. Damit soll nicht geleugnet sein, daß jenes Ueberwuchern den Proceß in Luthers Seele acuter und die Verbreitung seiner Ideen leichter gemacht habe. Nachdem wiederholt von den Ereignissen des Jahres 1517 die Rede gewesen ist, und zwar so, daß man sie als eine historische Nothwendigkeit und als eine auch vom Standpunkt des religiösen Katholicismus wohlbegreifliche Reaction glaubte auffassen zu dürfen, ist man höchlich erstaunt, daß dem Grafen von Hoensbroech, dessen Geschichte bekannt ist, die denkbar geringste Sympathie zugewendet wird, daß weiter in einer Anmerkung zum XXXVI. Brief der freiwillige Bruch mit der Kirche, wie ihn die Altkatholiken vollzogen haben, entschieden gemißbilligt und der Uebertritt mehrerer französischen Priester zum Protestantismus als ein Verlassen des kirchlichen Bodens und als Uebertritt auf den Boden der Revolution bezeichnet wird. Wo bleibt da die vom Spectator so entschieden geforderte Anerkennung der Gewissensfreiheit? Wo bleibt die von ihm so stark betonte sittliche Pflicht, niemals ein klares Gebot des eigenen Gewissens dem Ausspruch einer fremden Autorität zu opfern? Wir finden darauf so wenig eine Antwort als auf die Frage nach dem Recht, womit er auf dem Boden seiner im zweiten Abschnitt dargelegten Grundsätze dem Protestantismus eine Uebertreibung der Individualität schuld gibt. Die einzige Antwort, die wir geben könnten, bestände in der weiteren Frage: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?“

Der Spectator bemerkt einmal: „Werden Darlegungen, wie diejenigen des Professors Schell, einen praktischen Erfolg haben? Werden sie Einfluß gewinnen auf die Geister und wird dieser Einfluß stark genug sein, um an dem Stand der öffentlichen Angelegenheiten irgend etwas zu ändern?

Wir wiſſen es nicht. Für die Gegenwart ſind wir ſehr verſucht, mit Nein zu antworten. Der Spectator ſchreibt ſelbſt mit der vollen Ueberzeugung, daß das, was er ſagt, für die gegenwärtige Generation ſo gut wie in den Wind geredet ſei. Er rechnet mit der Zukunft und nicht mit der Gegenwart, die viel zu erſchöpft und geiſtig und moraliſch zu tief gebrochen iſt, um in ihrer Maſſe großer religiöſer Bewegungen fähig zu ſein. Wir können heute nichts thun als ein Zeugniß ablegen und einen Samen ausſtreuen, den ein kommendes Geſchlecht wird aufſteigen ſehen" (XXXVI, 6). Wir pflichten ſeiner peſſimiſtiſchen Beurtheilung der Gegenwart bei, theilen aber ſeine Hoffnung auf die Zukunft nicht, ſondern halten ihn mit Profeſſor Beyſchlag für einen Illuſioniſten: einmal, weil es nach dem 18. Juli 1870 für den Romanismus gilt nunquam retrorsus und weil es von der katholiſchen Kirche ähnlich wie von dem Orden, der ihr Weſen am ſchärfſten erfaßt und am reinſten ausgeprägt hat, heißt: sit ut est aut non sit. Sodann weil Reformen nicht durch Worte, nicht durch wiſſenſchaftliche Broſchüren und Zeitungsartikel, ſei's von Schell, ſei's vom Spectator, bewirkt werden, ſondern nur durch Thaten, durch Thaten des Gewiſſens und durch Uebernahme des mit ſolchen Thaten verbundenen Martyriums. Nur eine volksthümliche Wirkſamkeit, das hinreißende Zeugniß trotzigen Wahrheitsmuthes, ſittliche Energie, unbeugſame Gewiſſenhaftigkeit, todverachtende Leidensfreudigkeit heben eine Welt aus den Angeln; hier aber ſind Compromiſſe. Und das iſt das dritte, was uns die Hoffnung auf eine Zukunft im Sinne des Spectators nimmt. Vom Boden der Geſetzesreligion des Katholicismus aus, der, mag er noch ſo religiös ſein, immer wieder zum politiſchen ſich auswachſen muß, kann die katholiſche Welt nicht umgeſtaltet und erneuert werden. Kann auch ein Blinder den anderen leiten? Principien der einen Art können nur durch Principien der anderen entwurzelt und außer Kraft geſetzt werden: die Geſetzesgerechtigkeit nur durch die Glaubensgerechtigkeit, der politiſche wie jede andere Art von Katholicismus nur durch den zugleich wahrhaft frommen und wahrhaft freien Proteſtantismus.

Darnach können wir alſo kaum annehmen, daß der Spectator, der nicht nur ſchreiben will, was er geſehen hat und was da iſt, ſondern auch das, „was geſchehen ſoll darnach", auch ein Vates, ein Seher künftiger Zeiten und ein Herold beſſerer Tage ſei.

Weißenſtadt, Sept. 1898. Pfarrer Dr. Sodeur.

Die zweckmäßige Art des Confirmandenunterrichts.[1])

Als die Aufgabe des Confirmandenunterrichts hatte ich es bezeichnet, den Kindern das Christenthum als ein einheitliches Ganze begreiflich zu machen, als eine sichere religiöse Lebensanschauung, die als der Halt im Leben, als die sittliche Widerstandskraft gegen die Versuchungen und Anfechtungen der Welt und des eignen Herzens empfunden wird und die mit Muth und Freudigkeit in allen Lebensschicksalen ausrüstet. Erreichbar ist dies Ziel, wenn der Unterricht zweckvoll darauf ausgeht, in den Kindern ein wirkliches Verständniß der Heilsgewißheit zu erwecken, sie zu dem Entschluß, ihr Leben aus der Heilsgewißheit zu führen, anzuregen und ihnen die Fähigkeit mitzugeben, alle ihre Begegnisse vom Glauben, von der Heilsgewißheit aus zu beurtheilen. So wird die religiöse Ueberzeugung, zu der sie erzogen werden, zu der evangelisch-christlichen Weltanschauung, die allein eine Gewähr bietet, daß das im Confirmandenunterricht Erworbene nicht sehr bald im Sturm des Lebens zerbricht und verweht wird, sondern als eine sittliche Triebkraft für das Leben sich erweist.

Aber das ist nun die Frage: wie wird der Confirmandenunterricht am zweckmäßigsten gestaltet, um dieser Aufgabe gerecht zu werden, um dieses Ziel zu erreichen? Es handelt sich hier um zweierlei: zuerst um die Form, d. h. um die Methode und um die Unterlage, im Anschluß an die er ertheilt wird; sodann um die materielle Ausführung selbst, die zweckmäßige Gestaltung und Behandlung des Unterrichtsstoffs durch die das angestrebte Ziel erreicht werden soll. Ueber den ersten Punkt will ich nur weniges sagen, da es eine unfehlbare Methode meines Erachtens nicht gibt. Hier kommt die Persönlichkeit des Unterrichtenden, die Stufe und Fähigkeit der zu Unterrichtenden und noch manches andere sehr in Betracht, so daß da eine gewisse Verschiedenheit möglich ist. Einzelne bestimmte Regeln und Formen sind allerdings auch hier zu beachten und werden angewendet werden müssen; aber im übrigen herrscht eine größere Freiheit.

Was also zunächst die Form des Unterrichts anbetrifft, so verläuft er selbstverständlich in der Form des katechetischen Gesprächs, auch wird er

1) Vergl. das Octoberheft.

gut thun, an den Lutherschen Katechismus im Großen und Ganzen sich anzuschließen. Aber freilich wird er nicht die fünf Hauptstücke in der Reihenfolge, wie sie dort stehen, behandeln können. Da er auf ein ganz bestimmtes Ziel hinarbeitet, kurz ausgedrückt auf Heilsgewißheit und Gewinnung einer evangelisch-christlichen Weltanschauung, so muß schon beim Anfang das Ganze des Unterrichts und die Behandlung im Einzelnen feststehen und es muß genau bestimmt sein, wo und wie die einzelnen Hauptstücke einzuordnen sind und wie sie zur Verwerthung kommen, um der Erreichung des Ziels zweckmäßig zu dienen. Wo das nicht geschehen ist, wo man eben an den einzelnen Hauptstücken entlang geht und sie der herkömmlichen Reihe nach behandelt, da wird, wie ich vermuthe, der einheitliche Gesichtspunkt vielfach fehlen und der Eindruck verloren gehen, daß das Christenthum eine einheitliche Weltanschauung ist und daß alle die verschiedenen Bethätigungen, die in den fünf Hauptstücken zum Ausdruck kommen, als das aus einer gemeinsamen Wurzel fließende Thun eines neuen christlichen Subjects zu begreifen sind. Wo man die einzelnen Hauptstücke der Reihe nach behandelt, da wird es, fürchte ich, oft nicht über eine trockene oder erbauliche Wort- und Sacherklärung hinauskommen, aber ein Gesammtbild von dem, was Christenthum ist, wird sich schwerlich ergeben.

Ich weiß ja sehr wohl, daß auch wenn man die einzelnen Hauptstücke der Reihe nach behandelt, ein übergreifender Zielgedanke aufgestellt und festgehalten werden kann. Aber ich bin der Meinung, daß in der Ausführung dieser Grund- und Zielgedanke dann doch mehr und mehr verloren geht, wenigstens nicht hell und klar heraustritt und mehr oder weniger nur eine Ueberschrift bleibt. Jedenfalls aber besteht er eigentlich nur im Bewußtsein des Unterrichtenden; den Kindern kommt er nicht zur klaren Erkenntniß und Erfassung, oder doch höchstens als eine Behauptung, die sie nicht einsehen, die sie daher auch nur nachsprechen können. In den meisten Fällen wird es so sein, daß jedes Hauptstück als ein selbständiges Lehrstück, unabhängig von den andern, oder nur in äußerlicher Weise mit ihnen verbunden, erklärt wird, und dann ist die Gefahr, daß es wie ein erratischer Block im Gedächtniß der Kinder bleibt oder auch bald entschwindet, — aber Frucht fürs Leben geht nicht von ihm aus.

Bei dieser Form wiegt eben der Gesichtspunkt, ein religiöses Wissen zu übermitteln, durchaus vor. Hier ist es auch möglich, ohne jede Vorbereitung in die Confirmandenstunde zu gehen, wenn man schon seit ein paar Jahren Unterricht ertheilt. Geschieht der Unterricht aber mit der klaren Zielsetzung, die ich gestellt, und wird die Stoffvertheilung des Katechismus in der Weise vorgenommen, wie ich sie diesem Ziel gemäß für zweckmäßig halte, so ist allerdings die genaueste Vorbereitung auf jede Stunde nöthig,

da eben jede Stunde nur ein Bauſtein iſt, der mit Bedacht zum Aufbau des geplanten Gebäudes eingeſetzt werden muß. Wenn auch freilich nicht in jeder Stunde, ſo doch bei beſtimmten Abſchnitten, wird dies Ziel deutlich heraustreten, und zwar auch den Kindern erkennbar, ſo daß auch ſie begreifen und wahrnehmen, wie alles, was ihnen unterrichtlich geboten wird, wie es auch in ſich unterſchieden ſein mag, auf einen beſtimmten Punkt hinaus will. Unleugbar erfordert ein ſolcher Unterricht viel Arbeit, viel Ueberlegung und viel Geduld, da die Kinder des Denkens meiſt ſehr ungewohnt ſind. Unendlich ſchwierig wird er, wenn der religiöſe Schulunterricht von einem wenig begabten, wenig fleißigen und vor allem wenig innerlich gerichteten Lehrer ertheilt worden iſt, der einerſeits das Chriſtenthum nicht als ein Ganzes anſieht, ſondern jeden einzelnen Zweig des religiöſen Unterrichts, bibliſche Geſchichte, Katechismus, Lied u. ſ. w. als ein ſelbſtänges, für ſich beſtehendes und für ſich zu lehrendes Stück anſieht, und dem andererſeits auch der Religionsunterricht nur ein Fachunterricht wie Schreiben und Rechnen iſt. Solch ein Lehrer erachtet es nur für ſeine Aufgabe, ein beſtimmtes Wiſſen ſo einzuprägen, daß es geläufig wiedergegeben wird, bedenkt alſo nicht, daß der Religionsunterricht dazu da iſt, um die Geſinnung, das Herz des Kindes innerlich zu ergreifen und zu erneuern. Aber der Religionsunterricht iſt eben kein Fachunterricht; er ſoll als hauptſächlichſtes Mittel angeſehen werden, des Kindes alten, natürlichen Sinn umzubilden und aus ihm eine chriſtlich-ſittliche Perſönlichkeit zu machen.

Nach dieſen kurzen Bemerkungen über die Form des Unterrichts wende ich mich zu der materiellen Ausführung ſelbſt, wie ich dieſelbe für zweckmäßig erachte, um das angeſtrebte Ziel zu erreichen.

Der Confirmandenunterricht geht einleitend davon aus, daß er *Chriſtenkinder*, die durch die *Taufe* Glieder des Reiches Gottes geworden und dem Gnadenwirken Gottes in Chriſtus unterſtellt ſind, auf die Confirmation vorbereiten will dadurch, daß er ihnen ein rechtes *Verſtändniß des Glaubens* gibt und vermittelt, der ſie ſelig macht. Der Confirmandenunterricht will verſtehen lehren, was es heißt, durch den Glauben mit Gott in Heils- und Lebensgemeinſchaft ſtehen; was es bedeutet, *Heilsgewißheit zu haben*, und dann will er den Entſchluß wecken und ſtärken, ſein ganzes Leben aus der Heilsgewißheit, *aus dem Glauben zu führen*.

Daß Gott uns durch den Glauben ſelig machen will, wiſſen wir als Chriſten *allein durch Jeſus Chriſtus*, der die *vollkommene Offenbarung Gottes* iſt. Kein Menſch kann ſeinen Glauben auf ſich ſelbſt und ſeine Vernunft zurückführen, ſondern der Glaube iſt eine Wirkung Gottes durch Jeſus Chriſtus, der in jedes Menſchen Leben eine lebendige, eingreifende Thatſache werden muß. Für uns jetzt lebende Menſchen lebt aber

Jesus Christus in der Gemeinde Jesu Christi, die auf ihn gegründet ist und die herzustellen er gekommen ist; daß er aber da ist und dort wirkt, und wie er dort wirkt und wer er ist, erfahren wir aus der heiligen Schrift, die das Zeugniß von Jesus Christus und darum die Urkunde der vollkommenen Offenbarung Gottes ist. Wenn Gott nun sich offenbart hat und sich fort und fort den einzelnen Menschen in Christus offenbart, so geschieht dies mit der Absicht, uns selig zu machen; nicht das ist Gottes vornehmliche, erste Absicht, uns übernatürliche Wahrheiten mitzutheilen und uns über göttliche Dinge zu belehren. Durch die Offenbarung Gottes in der Person und Sendung Jesu Christi erkennen und verstehen wir gerade diesen Zweck der Offenbarung, eben uns selig zu machen allein durch die Hingabe unsrerseits an diese uns gesandte Helferperson, d. h. durch den Glauben an Jesus Christus. Wenn Gott auch das Gesetz, etwas Unpersönliches, gegeben hat, so doch nicht dazu, daß es uns selig mache. Seine Bedeutung ist eine pädagogische; das Heil für unser persönliches Leben liegt nur in dem Evangelium, d. h. in der Person dessen, von dem es zeugt, in Jesus Christus, und der wird allein wirklich seines Heils gewiß, der an diesen Jesus Christus glaubt, auf ihn sein Vertrauen setzt.

Um was handelt es sich also am letzten Ende im Confirmandenunterricht? Wir sehen es, darum, zu verstehen, was evangelischer Glaube an Jesus Christus ist und in diesem Glauben sein Heil zu finden und seines Heils gewiß zu werden. Hieraus geht schon hervor, daß der Glaube, in dem das Heil uns gewiß wird, keine bloße Meinung, kein Fürwahrhalten von Lehren, sondern das Vertrauen zu dem ist, den Gott zum Heil der Sünder verordnet hat, und der rechte Inhalt des Glaubens ist die Gnade Gottes, der gute, gnädige Wille Gottes, uns durch Jesus Christus selig, zu seinen lieben Kindern und zu Genossen seines Reiches zu machen.

Hiermit ist der Weg zum zweiten Hauptstück gebahnt, in dem aufs Kürzeste zusammengefaßt ist, was Gott zu unserm Heil gethan hat und wie wir dieses Heils theilhaftig werden. Die Christenheit ist eine Gemeinschaft dieses Glaubens; in ihm lebend steht man in der Gemeinschaft des Glaubens, der von der Apostel Zeit her allezeit die Bedingung des Heils gewesen ist. Aber in diesem Glauben steht man noch nicht, wenn man dem Wortlaut des apostolischen Glaubensbekenntnisses zustimmt. Wie dieser Glaube nicht aus der Vernunft des Menschen kommt, sondern von Gott durch Jesus Christus geoffenbart ist, so hat der erst diesen Glauben und kommt nur der zu diesem Glauben, dem es Gott gefallen hat seinen Sohn zu offenbaren. Die Gewißheit von der Wahrheit dieses Glaubens kann sich daher auch kein Mensch selbst abgewinnen; ein solcher selbstgemachter Glaube, auch

auf irgend eine äußere Autorität hin, ist nichts werth und nicht heilbringend; die Selbstgewißheit des Glaubens kommt allein aus der Erfahrung des Friedens, des Lebens, der Gotteskindschaft, die wir in der persönlichen Gemeinschaft mit Jesus Christus erleben. Der selig machende Glaube ist also Gottes Gabe und Werk in uns durch Jesus Christus und er ist wesentlich das Vertrauen auf ihn.

Nunmehr beginnt die Behandlung des ersten Artikels. Wir Christen setzen unser Vertrauen auf Gott als unsern Vater; denn als Vater hat ihn uns die Offenbarung durch Christus kennen gelehrt. Keiner kann auf einem anderen Wege zu diesem wirklichen Verständniß Gottes kommen als durch Jesus Christus, den Spiegel des väterlichen Herzens Gottes. Ist unser Gott aber Vater, so ist er eine Person, deren Wille darauf gerichtet ist, uns als Kinder anzunehmen. Somit ergibt sich die Bestimmung des Wesens Gottes: er ist persönliche Liebe und zwar ewige, allmächtige Liebe; alle seine Macht ist von Ewigkeit her in den Dienst seiner väterlichen Liebe gestellt. Weil Gott Liebe ist, wird er der Schöpfer, d. h. er will persönliche Wesen haben, die in seiner Gemeinschaft selig sind. Für diese Wesen schafft er das Weltall und dann sie selbst, die Menschen, das Ziel aller Schöpferthaten Gottes. Daß Gott der Schöpfer ist, versteht aber nur der Glaube recht, und in diesem religiösen Glauben liegt an sich gar kein positives Verhältniß zu dem mosaischen Schöpfungsbericht, und ebenso keine negative Stellung zu den Einwänden der Naturwissenschaft gegen diesen Bericht. Denn die Bibel will keine naturwissenschaftlichen Erkenntnisse geben. Darum wird der Glaube auch zunächst gar nicht durch das berührt, was die Naturwissenschaft etwa über die vermeintliche Unmöglichkeit oder Unglaubwürdigkeit des — in sich zwiespältigen — Schöpfungsberichts in den ersten Kapiteln der Bibel sagt. Der religiöse Glaube des Christen an Gott als den Schöpfer der Welt und der Menschen gibt nur die Gewißheit, daß die Welt — und ebenso die Menschen — nicht von Ewigkeit her ist, nicht von sich selbst geworden ist, sondern daß sie ein Werk Gottes ist. Wie dies Schöpferwirken im Einzelnen vor sich gegangen ist, ist an sich für den Glauben ziemlich gleichgültig. Aber in dem religiösen Glauben des Christen, daß Gott die Welt und die Menschen geschaffen hat, liegt dies: 1. daß die ganze Welt eine Welt Gottes ist; 2. daß Gott in dieser Welt als einer Gotteswelt der Herr ist und herrscht; und 3. daß daher mir, der ich in dieser Welt Gottes als sein Kind lebe, nichts geschehen kann, als was Gott hat versehen und was mir heilsam ist. Der religiöse Glaube des Christen an Gott den Schöpfer bedeutet also die christliche Gewißheit, daß Gott mich in die Welt gestellt hat und daß er meinen Lebensgang in der Welt mir zum Heil leitet. Hiernach ist also der Glaube an Gott den

Schöpfer, abgesehen von allen Theorieen über das Wie der erstmaligen Schöpfung, hauptsächlich, wie bei Luthers Erklärung, die Unterlage für den christlichen Vorsehungsglauben. Der Christ weiß, daß er selbst nicht durch Zufall in der Welt ist, sondern nach und durch Gottes Willen, und alles, was er hat und ist, ist eine Gabe des Gottes und Vaters, an den er glaubt und von dem er sich alles Guten versieht und zu dem er allewege seine Zuflucht nimmt. Dies gibt ihm die rechte Freudigkeit und Heilsgewißheit, aber auch die rechte Demuth in allen seinen Lebensschicksalen; er weiß, daß Gott mit ihm alles so lenken will, daß er sein Ziel erreicht, die Seligkeit zu erben.

Die Folge dieser Betrachtung ist dann das rechte Verständniß des menschlichen Wesens und der menschlichen Aufgabe. Der Mensch ist nicht bloß Naturwesen, sondern auch Geistwesen; nach Gottes Bild geschaffen, eine freie zu Gott geschaffene Persönlichkeit, die ihre Freiheit in Gehorsam und Dienst gegen Gott beweisen soll, nicht nach den Trieben seiner endlichen Natur, sondern nach den Einwirkungen des ihm von Gott verliehenen göttlichen Geistes handelnd. Lebt der Mensch so, dann ist er allezeit der göttlichen Fürsorge gewiß und kann in rechter christlicher Sorglosigkeit stehen; alles was ihm begegnet, auch Leid, Noth, Fährlichkeit wird er als aus seines lieben Vaters Hand kommend nehmen und es wird ihm zum Heil gereichen. Und das Gute, das Gott ihm reichlich geschenkt hat und fort und fort zuwendet, nimmt er als aus göttlicher Güte und Barmherzigkeit hin, nicht aber führt er es auf seinen eigenen Werth und sein Verdienst zurück, denn er nimmt es wie ein Kind von seinem Vater. Daher muß er auch immer seinem himmlischen Vater dafür danken, ihn loben und ihm dienen —, und das ist dann die Bethätigung seines Vertrauens zu diesem Vatergott.

Aber freilich, die eigene Selbstbeobachtung zeigt, daß unsere innere Herzensstellung zu Gott nicht immer so ist, wie sie sein sollte, nämlich nicht die der lieben Kinder zu ihrem lieben Vater. Es ist eine Störung dieses Verhältnisses eingetreten, die schon bei den ersten Menschen sich vollzog und die fort und fort bei allen Einzelnen sich vorfindet. Diese Störung war der Sündenfall, und jeder Mensch, sobald er zum Bewußtsein seiner Lage und Stellung in der Welt kommt, erkennt sich immer als in Sünden lebend, als Glied eines Sündenreiches, in die Sünde verflochten und unter die Schuld verhaftet, und der Folge der Sünde — Uebel, Tod, Gericht unterworfen. Es gibt also etwas, das uns, die wir als Christen Gott als unsern Vater kennen, und wissen, daß wir seine Kinder sein sollen, nicht getrost zu Gott Vater sagen uns nicht allezeit in Kindesvertauen auf Gott sehen läßt. Das ist die uns anhaftende Sünde und das Bewußt-

sein von der Schuld der Sünde. Dies Schuldbewußtsein muß erst aufgehoben, von der Sünde müssen wir erst erlöst werden.

Aber wie mag solches zugehen und ist es überhaupt möglich? Die Möglichkeit der Erlösung, sowohl auf das ganze Geschlecht als auf den einzelnen Menschen gesehen, liegt darin, daß die Menschen durch Verführung in die Sünde hineingekommen sind und kommen, nicht, wie der Teufel, aus eignem Entschluß. Denn nun werden sie, wenn sie nur der sich ihnen anbietenden rechten Führung sich anvertrauen, aus der Sünde herauskommen. Zugleich zeigt sich hier schon, daß, wie die allererste Menschensünde im Paradies, so auch jetzt noch jede Einzelsünde jedes Menschen in ihrer eigentlichen letzten Wurzel Unglaube, Mangel an Vertrauen zu Gott war und ist; also auch die Erlösung nur durch Glaube, Vertrauen zu Gott und seinem Heilsweg geschehen wird. Ein göttlicher Heilsweg ist es aber, auf dem die Erlösung wirklich wird. Ein solcher muß es sein; denn es ist eine Thatsache allgemeiner Erfahrung, daß wir uns nicht selbst erlösen, nicht willkürlich uns zu Gott als Kinder stellen, nicht aus eigner Kraft ihn zum Vater gewinnen können. Gott selbst muß das gelöste Band wieder knüpfen, nicht wir selbst können es nach Belieben wieder schlingen. Wir bedürfen eines von Gott gesandten Erlösers von der Sünde und dieser Erlöser muß es so für uns werden, daß wir an Thatenweisungen seiner Liebe die Gewißheit gewinnen, die Sünde, diese trennende Scheidewand zwischen uns und Gott, trenne uns nicht mehr von Gott, er verzeihe vielmehr uns die Sünde und nehme uns wieder in die Gemeinschaft mit sich auf. Dieses Werk der Erlösung hat Jesus Christus für uns gethan und thut er fort und fort für jeden, der ihn sich als Erlöser will dienen lassen. Hiermit ist der Uebergang zum zweiten Artikel gemacht.

Von einer wirklichen — nicht bloß möglichen — Erlösung kann nur da die Rede sein, wo die zweifellose Gewißheit erreicht ist, daß die Sünde in der Welt überwunden und daß dem Einzelnen die Sünde und ihre Schuld vergeben und er wieder mit Gott eins ist. Jesus Christus hat zweifellos für sich in Anspruch genommen, dies verwirklicht zu haben und fortgehend zu verwirklichen. Er hat sich als den Sünderheiland bezeichnet, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist (Jesus), und er hat gesagt, daß er von Gott mit diesem Auftrag in die Welt gesandt und dazu ausgerüstet gewesen sei (Christus). Wer aus der Wahrheit ist und ihm, wie er in den Evangelien für uns lebt, sich vorurtheilslos und empfänglichen Herzens gegenüberstellt, der gewinnt die Ueberzeugung, daß dies von ihm die Wahrheit ist. Sein Amt in der Welt ist demnach, die Menschen, die Sünder mit Gott zu versöhnen; er ist der einzige rechte

Mittler und gehört daher, wie es für einen rechten Mittler sein muß, beiden Seiten, den Menschen und Gott an. Daß er ein Mensch gewesen ist, bezeugen die Evangelien klärlich; aber ebenso bezeugt sein dort beschriebenes ganzes Leben, daß er doch auch ganz anders war, als alle andern Menschen: er hat als Mensch nicht bloß stets das Bild voller sittlicher Reinheit und Sündlosigkeit und vollkommener Gemeinschaft mit Gott geboten, er hat auch denen, die sich vertrauend zu ihm hielten, die Vergebung der Sünden und die Gemeinschaft mit Gott vermittelt. Hieraus haben seine ersten Jünger die Glaubensgewißheit gewonnen, daß er Gottes eingeborener Sohn war. Nicht seine einzelnen Thaten und Wunder haben sie zu dieser Ueberzeugung gebracht, vielmehr dies, daß sie ihn, diesen Sündlosen, die Sünder annehmen sahen, daß er ihnen selbst die Sünden vergab, was doch nur Gott thun konnte, und daß sie selbst, sowie alle, denen er die Sünde vergab, nun wirklich dessen innerlich gewiß wurden, daß ihnen die Sünde nun wirklich von Gott vergeben war. Dieser Weg der Jünger ist auch heute noch immer der einzige wahre evangelische Weg, wie man zu der Ueberzeugung von der Gottheit Jesu Christi kommen kann und soll. Man muß an ihm die Erfahrung machen, daß man durch ihn Vergebung der Sünden und ewiges Leben in und bei Gott hat.

So als wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch ist Jesus Christus der rechte Erlöser und stiftet er auf dieser Erde, die durch die Sünde ein Reich von dieser Welt geworden war, in dem der Fürst dieser Welt herrschte, das Reich Gottes, in dem er der Herr und König ist. Darum ist all sein Erlösungsthun, als auf Stiftung und Bau eines Reiches Gottes gerichtet, ein königliches Thun, und wer sich von ihm für sein Reich gewinnen läßt, für den ist Jesus Christus sein Herr.

Zur Ausführung bringt aber Jesus Christus sein Erlösungswerk zuerst so, daß er der königliche Prophet ist und als solcher Gottes Vertreter an uns. Dadurch, wie er in Gottes Vertretung sich zu den Sündern stellt, nämlich, daß er sie nicht verachtet und von sich treibt, sondern sie annimmt und ihnen die Sünde vergibt, bringt er ihnen die Gewißheit zuwege, daß auch Gott ihnen die Sünde vergibt. Als der königliche Prophet bringt er demnach nicht eine neue Lehre, ein neues Gesetz, er bringt vielmehr sich selbst; all sein prophetisches Zeugniß ist Selbstzeugniß, er selbst ist die helfende Macht, die Helferperson. Denn das bezeugt er zweifellos, daß Gott nur solchen Sündern verzeihen und ein Vater sein will, die zu Jesus Christus kommen, um sich von ihm die Sünde abnehmen zu lassen, daß nur die Gottes Kinder werden sollen, die sich so treu zu Jesus Christus halten, wie dieser sich zu den Sündern gehalten hat und zu ihnen als ihr währender

Vertreter und Fürsprecher noch hält. Das ist die Seite des Erlöseramtes Christi, wo er sich als den königlichen Hohenpriester bewährt und als solcher unser Vertreter bei Gott ist. Als der königliche Hohepriester rechnet er sich ganz zu der verlorenen Welt, die er erlösen will, bis zum Tode am Kreuz; da bringt er das Versöhnungsopfer für ihre Sünden, er selbst der Priester und das Opfer zugleich, da sühnt er ihre Schuld durch einen vollkommenen Gehorsam. Und gerade diese sich selbst opfernde Liebe des Herrn ist es, die uns überwindet und uns die Schwere unserer Schuld zeigt und es erstlich uns unmöglich macht, es ferner mit der Sünde leicht zu nehmen, und sodann uns befähigt, nun auch Gott in Gehorsam zu dienen.

So als königlicher Prophet und als königlicher Hoherpriester führt der Herr sein Erlösungswerk aus. Als königlicher Prophet, d. h. als Gottes Vertreter bei uns, kommt er vom Himmel in unsere Welt, Gottes Liebesrath offenbarend; als königlicher Hoherpriester, d. h. als unser Vertreter bei Gott, lebt er in dieser Welt als unser einer ein Gott geweihtes, vollkommen gehorsames Leben und geht durch den Tod, der Sünde Sold, zum Himmel, durch seine Auferstehung als der rechte Erlöser erwiesen, dessen Selbstopfer die sündige Welt mit Gott versöhnt hat. Fortgehend aber wirkt er als königlicher Prophet und königlicher Hoherpriester, indem er einmal fort und fort hier in der Welt Vergebung der Sünden anbieten, bezeugen und erfahren läßt, und indem er sodann im Himmel immerdar für uns eintritt und uns bei Gott vertritt. So bleibt er unser währender Erlöser und gibt uns immer aufs neue in den irdischen Nöthen und in der Seelennoth bei unseren täglichen Sünden die freudige Gewißheit, daß unser Heil in seiner Hand wohl versorgt ist.

Jeder aber, der so die Erlösung verstanden und erfahren hat, und dem Jesus Christus der Herr geworden ist, dem er in seinem Reiche dient, steht damit in der rechten Freiheit eines Christenmenschen. In dem Glauben ist er ein Herr über die Welt, das Fleisch, die Sünde, und in der Liebe dient er seinem Gott und dem Nächsten. Bei aller Erkenntniß seiner bleibenden Sünde lebt er in der paulinischen Anschauung, daß Jesus Christus ihn erlöst hat und daß nichts ihn aus Gottes Hand reißen kann, d. h. er lebt in der Heilsgewißheit.

Aber es ist ein göttlicher Rathschluß, daß Gott nur dem die Sünde vergeben will, der sich zu Jesus Christus hält. Durch Christus allein will er die Menschen selig machen, in ihm allein sollen sie Heil gewinnen, durch ihn allein Gottes Kinder werden. Gott will nur die annehmen, die von Jesus gerufen auch zu Christus kommen, weil sie zu ihm das Vertrauen haben, daß er ihr Sünderheiland ist. Solches Zutrauen zu Christus haben

nennt die heilige Schrift an Jesus Christus glauben. So ist also das die Haupt- und Lebensfrage: wie komme ich zum Glauben an Jesus Christus? Wie wird Jesus Christus der Herr mein Herr? Wie wird das von Jesus Christus für die Welt erworbene Heil mein Heil? Die Antwort hierauf gibt der dritte Artikel.

Es liegt auf der Hand, daß die Antwort auf die Frage: wie komme ich zum Glauben an Jesus Christus? nicht lauten kann: dadurch, daß ich das für wahr halte, was von Jesus Christus und seinem Werk im zweiten Artikel oder in der heiligen Schrift gesagt und gelehrt ist. Glaube ist kein Fürwahrhalten von Lehren. Bei allem Fürwahrhalten, Glauben im historischen Sinn kann das Herz ganz unerneut bleiben. Solcher Glaube wäre ja auch das Werk eigener Vernunft und Kraft, aber der selig machende Glaube ist Gottes Werk. Wie wirkt Gott nun den Glauben in uns? Er thut es durch den heiligen Geist, der Jesum Christum in uns verklärt, d. h. zum klaren Verständniß bringt. Das hat auch Jesus Christus selbst seinen Jüngern schon gesagt, von denen er wußte, daß ihr Glaube an ihn, den sie im Umgang mit ihm gewonnen hatten, in der Charfreitagsnacht zerbrechen werde. Gottes heiliger Geist, der auch der Geist Jesu Christi ist, macht den Glauben zu jenem unerschütterlichen Vertrauen, in dem die Heilsgewißheit allein erwachsen und bestehen kann. Und da es im Glauben sich um einen göttlichen Vorgang in menschlichen Personen handelt, so muß der heilige Geist, der auf uns Personen wirken soll, selbst Person sein. Das ist der Schluß, den der Christ im Glauben macht, und diese Glaubensstellung ist gemeint, wenn wir im dritten Artikel sagen: ich glaube an den heiligen Geist. Dieser heilige Geist ist es also, der uns das von Christus erworbene Heil zum persönlichen Besitzthum macht und so in uns die Gewißheit wirkt, daß das Heil thatsächlich mein Heil ist.

Da es sich beim Heil um ein geistiges Gut handelt, so kann man es auch nur in geistiger Weise, gleichsam durch eine geistige Hand ergreifen und halten. Diese geistige Hand in uns ist eben der Glaube. Soll also Christi Heil unser Heil werden, so muß demnach der heilige Geist in uns den Glauben wirken. Er thut das durch die Heilsordnung, wie Luther das in der Erklärung des dritten Artikels bezeugt. Er redet da zuerst von der Geburt des Glaubens; dies Stück umfaßt die Berufung und Erleuchtung; sodann von der Frucht des Glaubens; hier wird die Heiligung und die Erhaltung im Glauben behandelt. Der erste Abschnitt kommt hinaus auf die Rechtfertigung, die mit Sündenvergebung, Wiedergeburt, Gotteskindschaft identisch ist, und in dem Augenblick zustande kommt, wo der Glaube geboren ist. Hier gelangt auch der Begriff der Buße im

evangelischen Sinn zur Besprechung. Der zweite Abschnitt hat zum Mittelpunkt das neue Leben der durch Christus gewordenen Creatur; hier kommt der evangelische Begriff der Bekehrung zu seinem Recht und wird das Verhältniß von Glaube und Werken klargestellt und die Meinung abgewehrt, daß je die Werke Grund der Gerechtigkeit vor Gott sein könnten, daß vielmehr immer und allein Glaube und Treue im Glauben, als vom heiligen Geist gewirkt, Bedingung des Heils und der Heilsgewißheit ist.

Diese Gnadenwirkungen des heiligen Geistes zum Glauben und dieses Leben im Glauben vollziehen sich aber überall nur in der Kirche, der Gemeinde der Gläubigen oder der Heiligen. Denn der heilige Geist wirkt im und am Menschen nur durch die Gnadenmittel, diese äußeren Kennzeichen der Kirche. Hier muß also gezeigt werden, was die Kirche des dritten Artikels ist und wie sie sich von den äußeren Kirchengemeinschaften, dem äußerlich-rechtlich verfaßten Kirchenthum unterscheidet, und wie diejenige äußere Kirchengemeinschaft der wahren Kirche, d. h. der des dritten Artikels, am nächsten kommt, die das Wort Gottes am lautersten und reinsten predigt und die Sacramente stiftungsgemäß verwaltet, d. h. die evangelische Kirche. Wer innerhalb der Gemeinde der Gläubigen im Glauben wirklich steht, dem werden dann auch die Heilsgüter des heiligen Geistes zu theil: Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches (Leibes) und ewiges Leben.

Dies also ist evangelisch-christlicher Glaube, der Glaube an einen Gott, der unser Vater ist, und der uns in Christus zu seinen Kindern annimmt und uns durch den heiligen Geist zu seinen Kindern macht. So mündet das Verständniß des Glaubens, der uns des Heils gewiß macht, in das Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit aus. Unser christlicher Glaube ist also im Unterschied von allem sonstigen Glauben in der Welt das Vertrauen zu einem Gott, von dem, durch den und zu dem wir und alle Dinge sind; also nicht ein Glaube nur im Sinne eines bloßen Bekenntnisses, sondern einer Lebenserfahrung, die so und nur so die Gewißheit des Heils und der Gnade bei Gott gewinnt.

Was haben wir nun in diesem unserem Glauben, unserer Heilsgewißheit für unser Leben hier in der Welt? — so geht die Unterweisung weiter. Wir haben darin, ganz kurz angedeutet, gleichsam überschriftsweise: den festen Halt in allen Lebensstürmen, das Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit und die Quelle aller wahren Lebensfreudigkeit, alles in allem die evangelisch-christliche Welt- und Lebensanschauung, in der wir den festen Maßstab besitzen für alles, was uns im Leben begegnet.

Weil aber Gott uns arme sündhafte und sündlich bleibende Menschen und unsere sittliche Schwäche kennt, und weil er weiß, daß wir schwachen Menschen allein noch schwächer wären und noch vielmehr in die Gefahr des Abfalls kämen, so hat er uns in große sittliche Gemeinschaften und Lebensordnungen hineingestellt, die uns sittlichen Halt geben und uns im Glaubensleben fördern wollen und sollen. Diese sittlichen Lebensordnungen sind zuerst die Gemeinschaft des christlichen Hauses, die Familie, sodann die christliche Kirche als sichtbare Gemeinschaft, und zuletzt der Staat, der unter der Obrigkeit steht, — alles uns zum Heil und uns zu gut, daß wir da unseres Glaubens leben und unseren Glauben als sittliche Triebkraft bewähren sollen und können.

Wie aber bewährt sich dieser Glaube; wie zeigen wir, daß wir wirklich Glieder an Christus dem Haupte sind und daß wir in seinem Reiche unter ihm leben? So, daß das christliche Denken und Verstehen übergeht in christliches Handeln. Sind wir wirklich Gläubige Jesu Christi, so müssen wir auch leben, wie Jesus Christus gelebt und gehandelt hat, wir müssen seine wirklichen Nachfolger, Thäter seines Wortes sein.

Dies zeigt sich 1. in einem heiligen Wandel nach Gottes Gesetz. Hier zeigt es sich für jedermann, auch den Ungläubigen und den Feind des Christenthums, daß wirkliches Christenthum kein bloßes Wissen, keine Philosophie, keine Lehre ist, sondern die persönliche Nachfolge des persönlichen Jesus Christus, eine ganz neue Existenzweise, ein neues Leben, nicht bloß eine besondere Denkweise über Gott, Göttliches, Uebernatürliches. Christenthum ist die Nachfolge Jesu Christi in seinem Verhältniß und Verhalten zu Gott und zu dem heiligen Willen Gottes, der im Gesetz ausgesprochen ist. Christus ist dem Willen seines Gottes und Vaters allezeit gehorsam gewesen, und dieser Gehorsam hat sich immer bewährt als ein Leben in der Liebe. In seiner Nachfolge lernt also der gläubige Christ, daß im Gesetz Gottes leben heißt in beständiger Liebe zu Gott und dem Nächsten leben. Von hier aus ergibt sich die rechte evangelische Betrachtung des ersten Hauptstücks; es ist in allen seinen einzelnen Geboten für den Gläubigen nur eine Darstellung der Liebespflicht des Christen. In allen einzelnen Geboten und deren Erfüllung soll sich die durch Gottes und Jesu Christi Liebe in den Jüngern Jesu entzündete Liebe ausleben und jedes einzelne Gebot wird nur so recht verstanden und so in seiner Erfüllung über den Maßstab der pharisäischen Gerechtigkeit, die das Reich Gottes nicht ererben kann, hinausgehoben, wenn es als eine Bethätigung der in heiliger Ehrfurcht gegen Gott zu übenden Liebe verstanden wird,

wie das Luther in der Erklärung der Gebote andeutet und eine kurze Betrachtung der einzelnen Gebote, die von der Bergpredigt aus geschieht, ergibt.

2. bewährt sich der Glaube im Gebet zu Gott. Sind wir durch den Glauben Gottes Kinder, so haben wir das Bedürfniß, mit ihm zu verkehren. Dieser Verkehr mit Gott geschieht im Gebet. Nur der Gläubige betet zu Gott, weil nur er den Trieb hat, mit Gott als seinem Vater ein Gemeinschaftsleben zu führen, wie ein Kind mit seinem Vater. So reiht sich hier das dritte Hauptstück ein. Das Gebet wird evangelisch betrachtet als eine Lebensäußerung des gläubigen Christen, als ein gleichsam naturgemäßes Thun der neuen Creatur, des durch Christus erlösten Gotteskindes Für den Gläubigen ist das Gebet nicht eine auferlegte Pflicht oder ein befohlener Dienst gegen Gott, oder gar eine Leistung, durch die man, wie in der römischen Kirche, vor Gott ein Verdienst erwerben oder etwas zum Lohn erlangen wollte und könnte.

3. Eine weitere Bewährung des Glaubens ist die Theilnahme am Leben der Kirche. Diese aber lebt in ihren Gottesdiensten (Predigt), in der Sacramentsverwaltung, in ihren kirchlichen und sittlichen Ordnungen und in den Werken erbarmender und helfender Liebe. Also muß der Gläubige seinen Glauben zeigen in der regen, andächtigen Theilnahme am Gottesdienst; denn Gott will keine vereinzelten Christen, sondern eine anbetende Gemeinde. Sodann muß der Gläubige theilnehmen an den Sacramenten, die Gott seiner Gemeinde als Mittel und Verbürgungen seiner Gnade und der Vergebung der Sünden geschenkt hat. Hier kommt das vierte und fünfte Hauptstück zur Behandlung, und zwar unter dem beherrschenden Gesichtspunkt, daß die Sacramente einmal Lebenszeichen der christlichen Gemeinde sind und sodann, daß die Theilnahme an ihnen Bethätigung des persönlichen Glaubens ist. Weiter aber wird der Gläubige sich aller kirchlichen Ordnung willig und gern unterwerfen und er wird darin nicht eine Beeinträchtigung seiner evangelischen Freiheit sehen, vielmehr wird ihm das Leben unter diesen Ordnungen ein Mittel sein, die Treue gegen seine kirchliche Gemeinschaft und die Liebe zu ihr und den Werth, den er auf sie legt, zu beweisen. Er wird in diesem freiwilligen Gehorsam den Dank gegen Gott dafür beweisen, daß er ihn gerade als ein Glied der evangelischen Kirche hat geboren werden lassen. Dieser Gehorsam ist also ganz eine That des Glaubens. Zuletzt wird er ein lebendiges Interesse und eine thätige Unterstützung den mancherlei Liebeswerken der evangelischen Kirche zuwenden und sich stets erinnern, daß er ein Christ nicht bloß mit dem Munde, sondern in der That sein soll und daß nur der Glaube etwas werth ist, der in der Liebe thätig ist.

Wenn so der Christ sein Leben aus dem Glauben führt und ihn so bewährt, so wird er darin zwar nie den Grund seines Heils sehen; denn der Grund des Heils ist und bleibt allewege Jesus Christus und Gottes erbarmende Liebe; aber dies Leben im Glauben und aus dem Glauben wird ihn doch immer mehr, auch wenn sein Leben unter manchem Druck verlaufen sollte, die selige Erfahrung machen lassen, daß er in der Gnade Gottes lebt, daß Gott ihm als Vater in Jesus Christus zugewandt ist, d. h. er wird seines Heils immer völliger und freudiger gewiß werden.

So etwa, denke ich mir, wäre die zweckmäßigste Art des Confirmandenunterrichts und in dieser Art, Stoffolge und Zweckbestimmung, würde er in gedeihlicher Weise ertheilt. Dann würde er den Kindern wirklich etwas mitgeben, was ihnen ein bleibender Gewinn fürs Leben wäre, und so möchte vielleicht die Klage vermindert werden, daß er ohne Frucht bleibe.

Und nun noch ein paar Bemerkungen. Zuerst die, daß ich in dem Versuch des Ganges und der Ausführung des Confirmandenunterrichts, den ich gegeben, vielfach nur andeuten konnte. Manche Punkte sind nur ganz kurz berührt, einzelne, die genauer behandelt werden müssen, sind oft nur durch ein bestimmtes bezeichnendes Wort bemerklich gemacht. Es kam mir nur darauf an, Art und Gang, wie ich mir die Sache denke, im Großen und Ganzen vorzulegen. Die Ausführung im Einzelnen und die Hervorhebung bestimmter Punkte wird sich nach der Persönlichkeit des Lehrenden und nach der geistigen und sittlichen Beschaffenheit der Lernenden, ja selbst nach der socialen und intellectuellen Höhenlage der Landschaft und der Charaktereigenthümlichkeit ihrer Bewohner bestimmen und besondern. Sodann die Bemerkung, daß die Erklärungen, die Luther zu den einzelnen Hauptstücken gegeben hat, meist immer die Richtpunkte der Behandlung werden abgeben können und müssen. Er hat manchem lehrhaften Ausdruck, auch schon im apostolischen Glaubensbekenntniß, eine mehr religiöse Bestimmtheit gegeben und ihn dem Sinn entnommen, den er ursprünglich im Apostolicum hatte, andere hat er in seiner Erklärung auch übergangen. Zuletzt ist es selbstverständlich, daß ich nicht der Meinung bin, als müßte nun jeder, der so oder ähnlich, wie ich es vorschlage, unterrichtet ist, unfehlbar zu einer festen evangelisch-christlichen Weltanschauung kommen und sie dann auch im Leben als religiös-sittlicher Charakter bethätigen. Ich kann auch nicht meinen, daß so allein einer zu christlicher Heilsgewißheit gelangen könne und auf einem anderen Wege nicht. Christliche Heilsgewißheit wie rechter christlicher Glaube und Leben aus solchem Glauben kommen überhaupt nicht durch irgendwelchen Unterricht, wie geformt er auch sei; das geschieht nur durch den heiligen Geist Gottes, durch die Gnadenwirkungen des Herrn auf das Kindesherz, daß er es aufthut und das alte

Herz neu macht. Hier handelt es sich nur um den meines Erachtens praktischsten, zweckmäßigsten Weg, um die beste Art, wie dem Geiste Gottes Bahn gemacht wird, darum, wie den Kindern ein völliges, klares Verständniß dessen, was Christenthum und evangelischer Glaube ist und was beide wirken und aus einem Menschen machen wollen, am besten ermöglicht wird. Und da eben glaube ich, daß der von mir vorgeschlagene Gang und die Art der Ausführung ein geeigneter Weg ist, das Christenthum als ein Ganzes verstehen zu lehren und dafür ein Herz gewinnen zu lassen.

Eichenbarleben. L. Clasen.

Nonnenleben in den Klöstern der englischen Hochkirche.

Wer vor hundert Jahren in England die Behauptung aufgestellt hätte, es werde die Zeit kommen, in welcher es Mönchs- und Nonnenklöster in der englischen Staatskirche geben werde, den hätte man einfach für verrückt gehalten. War doch im Jahre 1780 in ganz London nur eine einzige Kapelle zu finden, die der sardinischen Gesandtschaft, und diese wurde am 2. Juni desselben Jahres von einem Pöbelhaufen demolirt. Und war es doch erst 1791, daß den englischen Katholiken freie Ausübung ihrer Religion gewährt wurde, von der sie übrigens einen solch ergiebigen Gebrauch machten, daß seit den letzten Jahren in London allein hundert katholische Kirchen und 48 Klöster existiren.

Dieser unverhohlen zur Schau getragene Um- und Aufschwung in der katholischen Kirche verfehlte seine Rückwirkung auf die englische Staatskirche nicht; seit der Oxforder Bewegung in den dreißiger Jahren hat sich der Puseyismus und aus diesem der Ritualismus entwickelt, der von seiner Neigung nach Rom hin kein Hehl macht und mit seinen romanisirenden Tendenzen und Einrichtungen offen hervortritt. Mit Ausnahme der Anerkennung des Papstes und der zwei neuesten Dogmen von der unbefleckten Empfängniß der Maria und von der Unfehlbarkeit des Papstes haben sich die Ritualisten ganz der römischen Kirche angeschlossen, wie sie sich auch mit Vorliebe die „katholische" Kirche nennen. Eine nach der anderen wurden die römischen Einrichtungen: Weihrauch, Weihwasser, Ohrenbeichte, Fronleichnamsfest, Marien- und Heiligenverehrung, letzte Oelung angenommen, so daß die Errichtung von Mönchs- und Nonnenklöstern auch nicht ausbleiben konnte. Seit 1862 ist die Bewegung in dieses Stadium getreten. Während es sich aber anfangs nur um sog. Bruder- und Schwesterschaften handelte, in denen der einzelne für etliche Zeit Aufnahme finden konnte, um sich, dem Treiben der Welt entrückt, beschaulichem Stillleben hinzugeben, entwickelten sich in Bälde aus denselben regelrechte Klöster; und während anfangs die Schwesterschaften, wie die Diakonissen, dem Dienst der Kranken und Elenden sich widmeten, veränderten sie sich zu eigentlichen Nonnenklöstern, in welchen sie nach den Regeln der mittelalterlichen Klöster von der Außenwelt ganz und gar abgeschieden und bei Uebernahme des „schwarzen" Schleiers durch Klostergelübde gebunden leben.

Eine Schilderung des Lebens und Treibens in diesen Nonnenklöstern der englischen Staatskirche gibt uns eine Dame aus gutem Hause, Miß J. M. Povey, die 17 Jahre in denselben zubrachte, in einem Buch, das betitelt ist: Nunnery life in the Church of England, und herausgegeben von Rev. W. L. Holland, einem englischen Geistlichen im Süden von London. Die Schilderung ist schlicht und einfach, fern von allem Effectsuchen und Wichtigthun, weckt aber darum beim Leser um so mehr das Interesse am Ganzen und nöthigt ihm die Ueberzeugung auf, daß was da geschrieben ist, wirklich wahr und selbsterlebt ist.

Der Mann, der sich die Errichtung von Klöstern innerhalb der englischen Staatskirche zur Lebensaufgabe gemacht hat, ist Vater Ignatius, der noch lebt und mit allen Mitteln an seinen Plänen weiterarbeitet. Er ist Geistlicher der Hochkirche, nennt sich aber mit Vorliebe „Mönch". Anfangs der 60er Jahre begann er sein Werk und suchte besonders durch Predigten in London, wie auch in anderen Städten Englands für seine Ideen Propaganda zu machen und Gelder zu sammeln, was ihm auch in der Weise gelang, daß er bald ein Nonnenkloster in Feltham, dann eines in Slapton (beide in England) und endlich ein Mönchs- und Nonnenkloster in größerem Styl in Lanthony in Wales gründen und ausrüsten konnte. Als Regel für seine Klöster führte er die des heiligen Benedikt ein.

Mit diesem Vater Ignatius wurde unsere Nonne in ihrem 15. Lebensjahre bekannt, und schon nach zweimaligem Sehen übte er einen solchen Einfluß auf das Mädchen aus, daß es die Mutter um Erlaubniß bat, mit ihm in eines seiner Klöster gehen zu dürfen. Die Mutter gab dieser Bitte nach, und zwar zuerst nur auf acht Tage, dann auf die Dauer eines Jahres, als V. Ignatius zu verschiedenen Malen ihr eindringlich zugesprochen und dabei versprochen hatte, für die Tochter aufs beste zu sorgen. Aus dem einen Jahre aber sollten 17 Jahre werden, welche die Jungfrau in den verschiedenen Klöstern zubrachte, bis sie sich ihre Freiheit wieder erkämpfen konnte.

Was war denn nun eigentlich die Religion dieses P. Ignatius? Er scheint ein Mann zu sein, der in dieser Beziehung allen alles sein konnte. Als Geistlicher der Hochkirche hatte er eine Pfründe, die er später aufgab, ohne aber aus dem Verband der Landeskirche auszutreten. Mit General Booth und dessen Frau, den Gründern der Heilsarmee, hat er oft auf derselben Rednerbühne gestanden bei den großen Versammlungen dieser Armee; an ihren Processionen durch die Straßen von London und anderer Städte hat er manchmal thätigen Antheil genommen und noch jetzt steht er in engen Beziehungen zu den Leitern dieser methodistischen Bewegung. — Auf der andern Seite war und ist P. Ignatius in den englischen Dominikanerklöstern der römischen Kirche ein sehr gern gesehener Gast und wird bei

seinen Besuchen daselbst als Abt Ignatius begrüßt. Er pflegt auch seinen Anhängern stets einzuschärfen, sie sollten den unwissenden Katholiken gegenüber nicht merken lassen, daß und welcher Unterschied zwischen ihm und ihnen noch bestehe, da sie von selbst nicht darauf kommen würden und es für beide Theile besser sei, jene blieben im Unklaren.

P. Ignatius ließ in seinen Klöstern die Bibel noch lesen, aber von vornherein mit der den Gemüthern eingeprägten Lehre: das Mönchsleben ist das höchste und verdienstvollste Leben in dieser Welt. Als Beweis dafür gilt ihm das Leben Jesu selber, der vom 12.—30. Jahre als Einsiedler und Mönch gelebt habe und durch seinen Ruf: „Folget mir nach" auch auf diese Art des Lebens hinweisen wolle. Die Hauptbücher, welche zur täglichen Lectüre in seinen Klöstern dienten, sind: das Leben der heiligen Theresa, Gertrud, Maria, Magdalena von Piazzi, Catharina von Siena, des Thomas von Aquino, Alphons Liguori's Paradies auf Erden, Verherrlichung der Maria u. a. m. Sein Lieblingsheiliger ist Thomas von Aquino. Aber mit Einem Lehrsatze dieses Mannes stimmte er nicht überein und das ist der: falls Vorgesetzte etwas Sündhaftes lehren oder etwas fordern, was gegen Gottes Gebote ist, ist eine Nonne nicht verpflichtet zu gehorchen und sie bricht in diesem Falle ihr Gelübde des Gehorsams nicht. Dagegen behauptet Ignatius: er könne gar nichts Sündhaftes lehren oder fordern, da er Gründer und Vater des neues Klosterlebens in der Hochkirche sei! Somit war es gar nicht nothwendig, die Unfehlbarkeit des Papstes unter seine Dogmen aufzunehmen, da Ignatius die Unfehlbarkeit von vornherein für sich selbst in Anspruch nahm. Uebrigens ist P. Ignatius auch in Rom gewesen und hat nicht bloß den Papst gesehen, sondern ihm auch den Pantoffel geküßt, eine Gunst, die er sich stets zu großer Ehre rechnet. — Als Andachtsbuch ward das Benediktiner Brevier vorgeschrieben und jahrelang wurde die römische Meßordnung am Altar benutzt.

Wie oben schon bemerkt, legte Ignatius seinen Klöstern die Regel des heiligen Benedikt zu Grunde. Aus dieser zog er zunächst 49 Artikel, später nochmals 49, im ganzen 98 Artikel aus, die als Richtschnur für das Leben in sämmtlichen Klöstern dienten. Es mögen etliche dieser Artikel hier genauer angeführt und bei manchem auch die Strafe für den Uebertretungsfall erwähnt werden:

1. Eine Nonne darf nichts ihr eigen nennen, es sei ihr denn von der Superiorin gegeben oder geliehen. — Im Straffall ist der betreffende Gegenstand eine Woche lang beim Magnificat (Lobgesang der Maria) vor dem ausgestellten Sacrament in der Kirche in die Höhe zu halten.

2. Ohne Erlaubniß darf kein Buch, kein Brief, keine Zeitung berührt werden — sonst ist der Artikel zwei Tage lang um den Hals gewickelt zu tragen.

3. Beim Sprechen mit einer Laienperson müssen die Augen niedergeschlagen werden — sonst: am nächsten Tag allen Gottesdiensten mit verbundenen Augen beiwohnen.

4. Mit Fremden oder Laien darf überhaupt nur auf Befehl der Vorgesetzten gesprochen werden, und muß die ganze Unterhaltung nachher genau gebeichtet werden.

5. Ueber die Grenzen des Klostergebietes darf keine Nonne hinausgehen, — sonst wird sie eine Woche lang in die Schlafzelle eingesperrt.

6. Ueber die Vorgesetzten darf bei Strafe genauesten Beichtens nicht gesprochen werden; ja deren Thun und Lassen darf nicht einmal in Gedanken kritisirt werden, sonst würde der Betreffenden verboten, die Kniee vor dem ausgestellten heiligen Sacrament zu beugen. Wenn man erwägt, daß den Nonnen gelehrt wird, Leib und Blut und Göttlichkeit Christi sei im Sacrament gegenwärtig, so begreift man die Schärfe dieses Verbotes und die empfindliche Strafe für die Uebertreterinnen.

7. In den Vorgesetzten haben die Nonnen Stellvertreter Gottes zu sehen, durch die allein er ihnen seinen Willen kund werden läßt; daher darf vor dem Abt und der Superiorin nichts, auch die geheimsten Gedanken nicht, verborgen bleiben.

8. Während der Stunden der Stille darf nur das geredet werden, was absolut nöthig ist, und das knieend auf dem Boden, mit niedergeschlagenen Augen und im Wisperton, denn, heißt es: „Der Herr ist in seinem heiligen Tempel; es sei vor ihm stille alle Welt" (Hab. 2, 20). — Wer dawider handelt, muß jedesmal fünf Psalmen in der Erholungszeit hersagen.

9, Dem Ruf der Klosterglocken muß sofort Folge geleistet werden, auch wenn man mitten in der Arbeit ist und das Liegenlassen einer angefangenen Arbeit selbst wieder straffällig ist. Wer nicht sofort gehorcht, muß die Klagelieder Jeremiä knieend ablesen. Dadurch, daß die biblischen Bücher hier und sonst noch öfter als Strafmittel benutzt werden, kann offenbar keine große Liebe für dieselben in den Herzen der Nonnen erwachsen, und es dient dieses Verfahren der Absicht des Ignatius, seine Anhänger von der Bibel weg in die katholischen Schriftstücke hinüber zu treiben.

10. Wer zu spät zum Chordienst kommt, muß während des ganzen Gottesdienstes an der Kirchenthüre knieen; wer zu spät zum Essen kommt, muß auf dem Stubenboden essen.

11. Der Gehorsam muß ein fröhlicher, allzeit bereiter sein; wenn das nicht der Fall war und eine Nonne mit innerlichem Widerstreben gehorchte, muß sie es beichten und ihr Scapulier zwei Tage lang über die linke Schulter geheftet tragen.

12. Diejenigen, welche von der Heimath, von Verwandten und Angehörigen sprechen, darf die Superiorin bestrafen, wie sie es für gut findet.

13. Begangene Fehler dürfen nie entschuldigt werden, sonst muß der Sünder in sämmtlichen Gottesdiensten während eines Tages, ein großes Crucifix in den Händen, vor dem Altar knieen.

14. Was die Vorgesetzten sagen, muß knieend angehört werden.

15. Außer den für die Mahlzeiten bestimmten Stunden darf nichts genossen werden; wer dawider handelt, büßt eine Mahlzeit ein und muß ein Stück Brot zwei Tage lang um den Hals tragen.

16. Keine Nonne darf an irgend etwas Irdischem eine besondere Freude haben, weil sonst ihr Herz nicht ganz ihrem Gotte gehören kann. Findet man eine solche Vorliebe für ein Bild oder sonst einen Gegenstand heraus, so muß dieser hergegeben werden. Diesen Paragraphen benutzen die Vorgesetzten, um die Gegenstände für sich zu bekommen, die sie gerne hätten, und brauchen dazu nur die Nonne einer solchen Vorliebe zu beschuldigen.

17. Die 98 Artikel müssen jeden Tag aufmerksam durchgelesen werden. Wer das nicht thut, muß dieselben während der Erholungszeit abschreiben.

Angesichts dieser Artikel, von denen nur die hauptsächlichsten angeführt sind, weiß man nicht, was man mehr bewundern soll, die Dummheit der Personen, die sich solche Gebote auferlegen ließen, oder die Bosheit derjenigen, die sie auferlegen und in raffinirter Weise das Denken und Wollen, die ganze Selbständigkeit ihrer Untergebenen vernichten und sie zu gefügigen Sklaven ihres Willens machen. Das Mittelalter zeigt sich erneuert am Ende des 19. Jahrhunderts!

Dasselbe finden wir bestätigt, wenn wir die Nonnengelübde näher ansehen, welche nicht bloß von denjenigen abgelegt werden müssen, die lebenslänglich im Kloster bleiben wollen, sondern auch für die Novizen oder Vorschwestern gelten. Ignatius führte in seinen Klöstern drei Stufen ein, die durchgemacht werden müssen, bis man den Grad einer vollkommenen Nonne erlangt.

Zuerst kommt, bei der Aufnahme in ein Kloster überhaupt, die Form als „Postulant". Dabei wechseln folgende Fragen und Antworten:

Abt: Was ist dein Begehr von uns?

Postulant: Ich wollte gern ins Haus Gottes zugelassen werden.

Abt: Niemand kann durch unsere Thore eingehen, es sei denn, daß er die Braut des Lammes werden will.

Postulant: So bitte ich um das Gewand einer Himmelsbraut im heiligen Orden des Sanct Benedictus.

Abt: Versprichst du auch willigen Gehorsam?

Postulant: Ja, den verspreche ich.

Danach erfolgt der Eintritt ins Kloster.

Unsere Berichterstatterin erzählt nun die zweite Form, die sie durchzumachen hatte, als sie Novizin wurde, wobei die Hauptsache das Ablegen der drei Klostergelübde: der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams war. Bemerkt sei hier gleich, daß es ihr trotz der 17 Jahre Noviziat nicht glückte, als förmliche Nonne fürs Leben aufgenommen zu werden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie sich weigerte, ihr Vermögen dem Kloster oder der Sache des P. Ignatius zu opfern und zu diesem Schritt weder durch anfängliche Liebe und Freundlichkeit, noch durch spätere Strenge und rücksichtslose Behandlung zu bewegen war. Ihr Gelübde als Novizin legte sie mit einer andern jungen Dame ab, die später ihre Aebtissin wurde und sie in der gehässigsten Weise und mit ausgesuchter Bosheit behandelte, wie wir des weiteren sehen werden.

Lassen wir die Nonne selbst erzählen, wie es bei diesem Acte zuging:

„Ich war in Weiß gekleidet, trug einen Brautkranz und Brautschleier, und kniete mit Florence S. am Altar, bereit, uns dem Herrn zum Opfer darzubringen. Der Himmel schien sich mir aufzuthun und die Erde zu entschwinden. Wir hörten in süßer, leiser Melodie folgende Worte singen: „Der Bräutigam will, daß seine Braut Vater, Mutter, Häuser, Aecker und alle irdischen Güter verlasse, damit sie eines Geistes mit ihm werde.“ Der Abt frug hierauf: Kannst du das, meine Tochter?

Die Antwort lautete: In Seiner Kraft verlasse ich alles, daß ich Christo möge folgen.

P. Ignatius: Ueberleg' es, meine Tochter, ehe du deine Hand an den goldenen Pflug legst; denn verflucht sollst du sein, wenn du je zurückschaust.

Novizin: Dann will ich untauglich sein für das Reich Gottes!

Es folgte der Gesang des Spruches (dreimal wiederholt): „Gehorsam ist besser als Opfer und Aufmerken besser, denn das Fett von Widdern.“

Es war mir nicht anders zu Muthe, als wenn ich Gott selbst das Gelübde der Treue und des Gehorsams ablegte, indem ich folgendes dreifache Gelöbniß aussprach:

Ich gelobe heilige Armuth, daß ich nichts zu eigen besitzen will, als was meine Vorgesetzten mir geben. Gott helfe mir, Amen.

Ich gelobe heilige Keuschheit für die Zeit meines Noviziats. Gott helfe mir, Amen!

Ich gelobe vollkommenen, unbedingten, absoluten Gehorsam dem Abte und der Aebtissin während meines Noviziats. Gott helfe mir, Amen!

Darauf wurde mir der Brautschleier abgenommen und mein Haar ganz kurz abgeschnitten. Man führte mich in eine Zelle, wo ich das Wollengewand

einer Nonne anlegte. Als ich wieder zum Altar zurückkam, wurde ich mit dem Scapulier des Gehorsams, dem Strick der Keuschheit und den Sandalen der Armuth angethan und mir zugleich der Nonnenschleier übergeworfen und der Brautkranz aufgesetzt und ich erhielt einen neuen Namen: „Schwester Marie Agnes vom heiligen Kind Jesu.“ Ein für diese Gelegenheit besonders gedichtetes Lied wurde in leisem Chor gesungen, während dessen wir knieten und von den mit brennenden Lichtern ausgerüsteten Schwestern Schwesterkuß und -umarmung empfingen. Darauf bildete sich eine Procession mit brennenden Kerzen, Weihrauch wurde verbrannt und wir zogen ab unter dem Gesang der Worte: „Die klugen Jungfrauen nahmen Oel in ihren Lampen und sie gingen mit ihm hinein zur Hochzeit und die Thür ward verschlossen.“ Kaum waren die letzten Worte gesungen, als eine Seitenthüre schnell und laut zugeschlagen wurde und es war mir zu Muthe, als ob das Schriftwort in seinem ganzen Umfang an mir erfüllt wäre.“

Die dritte Form der Einkleidung und zwar als Nonne fürs ganze Leben beschreibt unsere Nonne folgendermaßen:

Es wurde ein feierlicher Gottesdienst gehalten, in welchem die Nonne „dem Herrn Christus, dem Sohn des Allerhöchsten“ angetraut wurde. Sie erhielt als Zeichen und Beweis dieser Trauung einen Ring an ihren Finger, worauf sie auf eine Matratze gelegt und ein Bahrtuch mit einem weißen Kreuz geschmückt über sie gebreitet wurde. Die für Beerdigungen vorgeschriebene Liturgie der Hochkirche wurde über ihr gelesen und dreimal Erde auf sie geworfen, wie bei einem Begräbniß. Nachdem das „de Profundis“ für die Ruhe ihrer Seele gesungen und die schwarze Verhängung des Altars entfernt war, erschien die Nonne nach kurzer Zeit wieder am Altar, aber im Brautgewand, denn sie war jetzt eine neue Creatur geworden. Eine jungfräuliche Krone auf dem Haupt, eine massive brennende Kerze in der Hand, wurde sie zum Altar geleitet, wo die in der römisch-katholischen Kirche bei Einsegnung von Nonnen übliche Verfluchung ausgesprochen wurde: „Sollte jemand versuchen, diese Jungfrau ihrem Gelübde abtrünnig zu machen, der sei verflucht beim Aufstehen oder Niederliegen, beim Stehen und Gehen, beim Schlafen und Wachen, beim Essen und Trinken, und sein Fleisch soll ihm an den Knochen faulen und sein Name aus dem Buche des Lebens gestrichen sein, Amen, Amen, so sei es.“ — Die neue Nonne wurde nunmehr auf einem mit Purpurplüsch ausgeschlagenen Thron, der auf den Altarstufen stand, gesetzt, um allen, die sich ihr nahen wollten, ihren Segen zu geben. P. Ignatius war der erste, der sich segnen ließ, nach ihm folgten die Mönche und Knaben, die Nonnen und Mädchen und die Laien. Damit war die Ceremonie zu Ende. Ganz dieselbe Form hat Ignatius für die

Aufnahme von Mönchen festgesetzt, nur daß diese dabei noch die Tonsur erhielten, wie sie in der römischen Kirche üblich ist.

Weil wir gerade bei Ceremonien sind, sollen noch zwei derselben angeführt werden, wie sie an den hohen Festtagen gebräuchlich waren. Ignatius gab seinen Nonnen den Namen: „Nonnen von der ewigen Verehrung des heiligen Sacraments.“ Da aber die Zahl dieser Nonnen nicht ausreichte, einen ununterbrochenen Gottesdienst zu dieser Verehrung einzurichten, so beschränkte sich diese auf die großen Festtage der Kirche. Dabei wurde dann ein ungeheurer Pomp entfaltet; die Blumen allein kosteten oft 1200 Mk. für Einen Tag; Weihrauch wurde verbrannt, der Altar statt mit der Narde Marias mit kölnischem Wasser besprengt, wie auch das ausgestellte Sacrament; Monstranzen und Lichter wurden herumgetragen und Statuen der Maria und von Christus in kostbaren Gewändern ausgestellt.

Das Hauptfest war das Weihnachtsfest. Dabei bildete das Bambino, das Jesuskind, den Gegenstand verzückter Verehrung. Ignatius hatte dasselbe für 1600 Mk. gekauft. Es wurde in eine vergoldete Krippe gelegt, in Purpurschleiern und mit Kerzen in der Hand gingen die Nonnen mehrmals um die Krippe und küßten dem Wachskind die Füße. Wenn die Nonnen fertig waren, trug Ignatius oder die Aebtissin das Kind ins Schiff der Kirche und ließ es, in ihrem Schooß ruhend, von der Laienwelt verehren. Das fand am Christfest allein neunmal nach einander statt und dann bis Epiphanien täglich noch mehreremale. —

Bei der Aufnahme ins Noviziat hatte unsere Nonne die drei Klostergelübde abgelegt. Es ist nun nicht uninteressant zu hören, in welcher Weise diese aufgefaßt und des näheren befolgt werden mußten.

Indem eine Nonne das Gelübde der Armuth ablegt, gelobt sie nicht bloß, alles was sie besitzt hinzugeben, sondern auch das Recht aufzugeben, irgend etwas zu benutzen ohne Erlaubniß ihrer Vorgesetzten. Leib und Seele, Hände, Augen, Füße stellt sie in den Dienst derer, die über ihr stehen. Sie darf keinen Gang thun, keine Hand rühren, keinem Elenden helfen, ohne vorher die Erlaubniß der Aebtissin eingeholt zu haben. Ist sie durstig, ja am Verschmachten, sie darf nicht trinken, wenn es ihr nicht extra erlaubt worden ist, und nur zu oft wird die Erlaubniß in schadenfroher Bosheit verweigert. — Wiederum, ohne Erlaubniß darf die Nonne nichts benutzen, sich nichts schenken oder leihen lassen oder selbst ausleihen. Durch diese Bestimmungen wird die ärgste Selbstsucht erweckt und großgezogen. Denn was eine Nonne einmal besitzt, hat sie von der Superiorin erhalten und hütet sich wohl, davon etwas herzugeben, weil sie nie wissen kann, ob und wann sie es wieder neu bekommen wird. Das bezieht sich auf die geringsten Kleinigkeiten, wie Nadel, Faden, Fingerhut u. a. Kamen Geschenke

von Angehörigen, so theilte die Superiorin dieselben aus an wen sie wollte, wobei die Mienen derjenigen genau beobachtet wurden, der die Sachen eigentlich gehörten. Nicht einmal ein Taschentuch durfte ohne Erlaubniß entlehnt werden und doch hatte eine Nonne nur deren drei zur Verfügung, auch wenn sie etliche Dutzend als Aussteuer mitgebracht hatte. Zerbrach eine Nonne etwas, so mußte sie die einzelnen Stücke auf dem Kopf öffentlich stundenlang zur Schau tragen. Ließ aber eine etwas liegen, wo es nicht hingehörte, so mußte sie den Gegenstand einen Tag lang um den Hals gehängt tragen, was sehr beschwerlich fallen konnte, wenn es sich um Bürsten, Waschseile, Schaufeln u. a. handelte.

Das Gelübde der Keuschheit wurde von einer Nonne gebrochen, wenn sie den Arm höher als bis ans Handgelenk sehen ließ, so daß die Arbeit des Waschens, Fegens und Putzens ungemein erschwert wurde. Die Füße dagegen durften jahraus jahrein bloß getragen werden, ja es galt als besonderes Verdienst und als Beweis eines höheren Strebens nach Heiligkeit, wenn eine Nonne auch im strengsten Winter barfuß ging. Jedenfalls ersparte die Verwaltung dadurch manche Ausgabe. Auch unsere Nonne that es zwei Winter lang, obgleich ihr die Füße ungemein anschwollen. Dem heiligen Benedikt nacheifernd legte sie sich jahrelang zweimal in der Woche in Brennesseln, obgleich die Schmerzen jedesmal mehrere Tage lang nachwirkten. Es wurde in den Nonnen ein eigentlicher Wetteifer geweckt, den Heiligen, deren Lebensgeschichte sie lasen, es nachzumachen. Daß dabei die Mutter Gottes in erster Linie stand, ist selbstverständlich. — Das Gelübde der Keuschheit wird ferner gebrochen, wenn das Gewand einer Laienperson das Nonnengewand im Vorbeigehen streift, oder wenn man beim Reden mit einer solchen Person ihr ins Auge sieht. Selbst wenn die nächsten Verwandten zum Besuch kamen, durfte der dicke Schleier nicht von den Augen entfernt werden. Einem Besucher die Hand zu drücken, war schlechterdings unmöglich, weil das Sprachgitter mit einem dicken schwarzen Vorhang verdeckt war. Ohne Erlaubniß mit einer Laienperson, selbst einer weiblichen, zu sprechen, galt als Todsünde. Einmal begegnete es unserer Nonne, daß sie aus Versehen mit einer Putzfrau etliche Worte sprach, was sie dem P. Ignatius natürlich beichten mußte. Zur Strafe für dieses Vergehen hatte sie den ganzen Psalter auf einmal laut vorzulesen! — Was die Beichte betrifft, so mußten gerade wie in der römischen Kirche alle Gedanken, Worte und Werke aufs eingehendste gebeichtet und auch die unverschämtesten Fragen beantwortet werden. Als abschreckendes Beispiel wurde den Nonnen Ananias und Saphira dabei vor Augen gestellt.

Das Gelübde des Gehorsams machte die Vorgesetzten zu Tyrannen, die Untergebenen zu Sklaven. Wille, Gewissen, Vernunft und Denken —

alles muß aufgegeben werden gegenüber dem Abt und der Aebtiſſin. Wer mit dieſen reden will, muß ſich auf den Boden werfen, den Saum ihres Gewandes küſſen und um Erlaubniß zum Sprechen bitten, und was er vorzubringen hat, knieend ſagen. Die Stimme dieſer Vorgeſetzten iſt Gottes Stimme für die Nonnen und Gott nimmt den Gehorſam der letzteren erſt dann an, wenn er zum Gehorſam gegen die Vorgeſetzten geworden iſt. Bald hatten die Nonnen gelernt, im Abt und der Aebtiſſin unfehlbare, höhere Weſen zu ſehen und zu verehren. Die Aebtiſſin in Lanthony pflegte ausdrücklich zu lehren: was der Papſt gegenüber den Katholiken, das bin ich euch gegenüber; mit Bezug auf euch Nonnen kann ich nicht irren. Ich mag alſo ſagen oder von euch fordern, was es auch ſei, es bleibt der Wille Gottes. Natürlich erklärte ſich Ignatius auch für unfehlbar, und da ereignete ſich zuweilen das für die Nonnen ergötzliche Schauſpiel, daß er und die Aebtiſſin wegen irgendeiner Verordnung in Streit geriethen, wobei der unfehlbare Abt gewöhnlich den kürzeren zog. — Der Ton der Kloſterglocke galt als Stimme eines Engels, der ſofort gehorcht werden mußte. Zur Aufmunterung ſolchen Gehorſams wurden den Nonnen lächerliche Legenden von folgſamen Nonnen erzählt, wie die einer Heiligen, die, dreimal von ihrer Betrachtung eines religiöſen Buches weggerufen, jedesmal ſofort gehorchte und als Lohn dafür die Buchſtaben des Buches in goldene verwandelt fand. — Jedes Nachdenken und jede Selbſtüberlegung waren abgeſchnitten, rein blind mußten dieſe Geſchöpfe folgen in allem. Ein ſolcher Gehorſam war der Weg zum Wohlgefallen Gottes.

Wie geiſttödtend und entnervend das ganze Kloſterleben war, das beweiſt auch ein Blick auf das Thun und Treiben eines einzelnen Tages. Um $^3/_4$2 frühe ſtehen die Nonnen auf, werfen ſich auf den Boden der Zelle und küſſen denſelben, knieen dann vor ihren Betten im Gebet, bis auf das Zeichen der Glocke ſie in Proceſſion mit brennenden Lichtern in der Hand nach der Kirche ziehen. Da bleiben ſie ſingend, betend, Pſalmen herſagend bis 4 Uhr, während der Faſtenzeit bis 6 Uhr. Bis $^3/_4$5 Uhr dürfen ſie ſchlafen, dann iſt das eben Beſchriebene zum zweitenmale durchzumachen. Von 7—8 Uhr iſt Privatmeditation, von 8—$^3/_4$9 Uhr finden ſich die Nonnen abermals in der Kirche zuſammen und gehen $^3/_4$9 Uhr gemeinſam zum Frühſtück. Dasſelbe beſteht aus $^1/_2$ Schoppen Caffee, Brot, Kartoffeln, Reis und Salz; etwas davon muß genoſſen werden. Die Vorgeſetzten dürfen eſſen was und wann ſie wollen. Um 9 Uhr wird in der Sacriſtei das „Veni Creator“ geſungen und werden dann bis 12 Uhr die häuslichen Arbeiten vollbracht, die oft recht beſchwerlicher Art ſind. Um 12 Uhr geht es wieder in die Kirche, wo nach dem „Angelus“ eine Betrachtung aus irgendeinem Heiligenbuch vorgeleſen wird; dann verſammelt man ſich im Kapitelſaal, wo

jede Nonne öffentlich ihre Uebertretungen bekennt oder eine die andere verklagt, wozu übrigens noch täglich ein schriftliches Sündenbekenntniß kommt, das an den Abt eingeschickt wird, der dann seine Strafen wöchentlich ertheilt. Von 3—½4 Uhr ist man wieder in der Kirche; von ½4—4 Uhr ist Mittagessen: Fisch oder Eier, Gemüse, Suppe und Wasser; Fleisch erhalten nur die Oberen. Von 4—5 Uhr ist Erholungsstunde, in welcher jede Nonne sprechen muß, und bei Strafe keine länger als fünf Minuten stille sein darf. Von 5—6 Uhr ist man wieder in der Kirche, nimmt um 6 Uhr Thee mit Butterbrot oder eingemachten Früchten; geht von 6½—7½ Uhr in den Kapitelsaal, wo das Leben der Heiligen vorgelesen wird, von ½8 bis 9 Uhr in die Kirche, und endlich um 9 Uhr zu Bett. Ein geist- und zweckloseres Leben als das eben beschriebene läßt sich kaum denken, es läßt aber zugleich einen Blick thun in das Leben und Treiben in den Nonnenklöstern auch der römischen Kirche heutigen Tages. —

Unsere Nonne war mit 15 Jahren ins Kloster eingetreten und hatte nach etlichen Monaten das Gelübde als Novizin abgelegt, in welchem Stande sie 17 Jahre hindurch blieb. Wie ist es ihr nun während dieser Zeit ergangen?

Die ersten zehn Jahre ihres Nonnendaseins brachte sie in Feltham zu. Im ganzen war das Leben daselbst ein angenehmes für sie, abgesehen von den oft närrischen Einfällen und Forderungen des P. Ignatius, der von Zeit zu Zeit auf 14 Tage zur Beaufsichtigung ins Kloster kam. Durch seine Anordnungen brachte er oft die ganze Gesellschaft in Aufruhr. Es konnte ihm einfallen, sämmtlichem Personal des Klosters für einen Tag das Sprechen zu verbieten, so daß alle Arbeit stockte, der Abt selbst aber in Zorn gerieth, wenn er nicht zur rechten Zeit seine Mahlzeiten erhielt. Einem jungen auszehrenden Mädchen befahl er einmal, Steine zu einem großen Haufen zusammenzutragen, und als das geschehen war, sie wieder auseinander zu tragen. Einem jungen Mönche befahl er, einen Cylinderhut aufzusetzen und zum Ergötzen der Nonnen auf Einem Beine im Garten herumzuhüpfen, um zu erproben, ob der Mann „um Christi willen" ein Narr werden könne. Ein anderes Mal mußte ein solcher Mönch, statt am heiligen Abendmahle theilzunehmen, in einiger Entfernung vom Altar sich aufpflanzen, einen schwarzen Blechkessel in der Hand halten und die schmutzige Thürmatte auf dem Kopf tragen. Wie hoch der Pater von sich selbst zu halten pflegte, beweist ein Wort, das er des öfteren den Nonnen zurief: Wie süß muß es euch sein, eurem Abte dienen zu dürfen, denn damit dienet ihr in Wahrheit Gott selbst, ja damit dienet ihr dem Herrn Christo in derselben Weise, wie Martha in Bethanien einst that. — Bald aber sollte es zum Kampf zwischen dem Abt und der streitbaren Oberin in Feltham kommen,

die sich die Narrheiten des Abtes, wie sie seine Anordnungen nannte, verbat. Ignatius forderte unbedingten Gehorsam gegen seine Befehle; die Oberin und die Mehrzahl der Nonnen verweigerte solchen Gehorsam und so kam es zu einer Scheidung. Ignatius mit drei Nonnen, unter welchen auch die unsrige war, zogen ab nach Slapton, woselbst Ignatius die ungehorsamen Nonnen in Feltham in feierlichem Gottesdienst excommunicirte. Der Altar und die Kirche waren schwarz ausgehangen, die Todtenglocke wurde geläutet und Ignatius erklärte: „Wenn sie nicht Buße thun für ihre Sünden, sollen ihre Namen aus dem Buche des Lebens getilgt werden." Trotz seines Bannfluchs aber blüht das Kloster in Feltham fröhlich weiter, wie es auch einzelnen Personen, die seine Verdammung schon getroffen hat, ganz gut gehen soll.

In Slapton war das Kloster in einer alten Kapelle eingerichtet. Oberin wurde die Nonne, die mit der unsrigen seinerzeit ihr Gelübde abgelegt hatte; sie war aber in der Zwischenzeit wieder in die Welt hinausgelaufen und hatte geheirathet; nachdem ihr Mann gestorben war, kehrte sie wieder ins Kloster zurück und wurde von Ignatius, dem sie sich unentbehrlich zu machen wußte, zur Aebtissin in Slapton, bald darauf im Kloster zu Lanthony in Wales gemacht, wohin auch unsere Nonne überzusiedeln hatte. Die verschiedenen Reisen wurden stets in einem schwarzverhängten Omnibus gemacht, so daß die Nonne in 17 Jahren von der Außenwelt absolut nichts zu sehen bekam.

In Lanthony hatte P. Ignatius ein Mönchs- und Nonnenkloster, die nur durch die dazwischenliegende Kirche getrennt waren. Dort war das Leben unserer Nonne ein unglückliches, und was es zu einem solchen machte, waren zwei Punkte: der Geisterspuk in Kirche und Kloster, und die schlechte Behandlung von seiten der Aebtissin.

Schon beim Einzug hatte Ignatius den Nonnen erklärt, der Ort sei voll von Gespenstern, und Teufelserscheinungen seien nichts ungewöhnliches! Oft pflegte er, besonders im Dämmerlicht der Kirche, die einzelnen zu fragen, ob sie auch diese und jene Erscheinung gesehen hätten. Ein Klosterbruder im nahen Mönchskloster hatte besonders häufig Erscheinungen aller Art gesehen, auch sogar den warmen Hauch eines Geistes am Altar einmal gefühlt und wurde stets als Zeuge für den Geisterglauben angeführt. Es scheint aber eine eigene Bewandtniß mit dem Manne gehabt zu haben. Trotzdem er das volle Gelübde abgelegt hatte, war er immer wieder ausgebrochen und immer wieder reumüthig zurückgekehrt; endlich aber erklärte er, er heirathe; um nicht mehr zurückkehren zu können, heirathete er eine Theatertänzerin und ist jetzt Markeur in einer Billardstube. Es konnte nicht anders sein, als daß die Nerven der weltentfremdeten Nonnen durch

solche Geistergeschichten aufs höchste erregt wurden, besonders wenn sie die Nachtwache in der Kirche hatten.

Dazu kam noch die schlechte Behandlung, die unsere Nonne von der Aebtissin durchzumachen hatte. Diese erfreute sich bei Ignatius des Rufes großer Heiligkeit, den sie sich durch gefügigen Gehorsam gegen seine Albernheiten, durch freiwillige Uebernahme von Kasteiungen und Selbstquälereien zu erwerben gewußt. Es war aber alles Heuchelei und ihre Stellung benutzte sie zu gemeiner Behandlung derjenigen Nonnen, die sie nicht leiden mochte. Zu diesen gehörte unsere Nonne in erster Linie. Wo sie nur konnte, hängte sie ihr eine Strafe an. Einmal befahl sie ihr, nur um sie im Gehorsam zu üben, das Scapulier auszuziehen (was einem Verbot, an der Communion theil zu nehmen, gleichkam) und zugleich an der Kirchenthüre als Matte zu dienen, so daß sie auf dem Boden liegend alle Kirchengänger, Nonnen, Mönche, Laien auf sich treten und über sich wegschreiten lassen mußte und das siebenmal täglich, eine ganze Woche lang. Sie verbot ihr eine Woche lang das Frühstück und ließ sie beim Mittagsmahl erst noch ihre Speise knieend von einer Nonne zur andern erbetteln. Das Schlimmste aber war, daß die Aebtissin systematisch daran arbeitete, sie verrückt zu machen, um sie dann in einer Irrenanstalt unschädlich zu machen. Zuerst erklärte sie den anderen Nonnen, Schwester Marie Agnes sei närrisch geworden, sie könne keinen Widerspruch ertragen, daher sollten sie dieselbe nicht reizen, nur mit ja oder nein antworten und stets lächeln. Auf diese Weise brachte sie es dahin, daß die Nonne selbst zu zweifeln begann, ob sie noch bei Verstand sei und sich erst dann in etwas beruhigte, als ihr eine befreundete Nonne eine diesbezügliche Frage bejahte. Dazu gesellte sich bald körperliche Mißhandlung. Nicht bloß gab sie ihr Ohrfeigen, bis sie auf einem Ohr das Gehör verlor, sondern sie schlug sie auch mit harten Gegenständen so lange an den Kopf, bis sie taumelte und das Bewußtsein verlor, oder sie gab ihr, um den Teufel in ihr auszutreiben, die große Disciplin, d. h. sie bearbeitete ihren entblößten Rücken so lange mit der siebenschwänzigen Geißel, bis derselbe total zerfetzt war. Durch die Mißhandlungen wurde die Nonne allmählich so schwach, daß der Arzt einschreiten mußte; aber nichtsdestoweniger entzog man ihr jede Hilfe und Pflege, und wenn sie ohnmächtig wurde, warf man sie einfach vor die Thür in den Garten, selbst bei Regen und Schnee. Die Folge davon war eine langwierige Lungenentzündung. Sie wandte sich zu wiederholten Malen an P. Ignatius; dieser untersuchte die Sache oberflächlich, gab aber der Aebtissin Recht, und während diese die Nonne für verrückt erklärte, sagte er seinerseits, sie sei vom Teufel besessen, und sprach ihr alles Geschick, eine wirkliche Nonne zu werden, ab. Er hatte eben in den 17 Jahren genug an ihr bekommen.

So entſchloß ſich denn Schweſter Marie Agnes zu fliehen, und führte den Entſchluß auch eines Abends aus. Mit Mühe gelang es ihr, eine verheirathete Schweſter ausfindig zu machen, die ihr in ihrem Hauſe eine Zufluchtsſtätte gewährte. Die Mutter war ſchon vor Jahren geſtorben; deren Tod aber war vor ihr von der Aebtiſſin geheim gehalten worden. Nur durch aufopfernde Liebe und Sorgfalt gelang es ihrer Schweſter, der an Leib und Seele Gebrochenen wieder zu einem geordneten Beruf im Leben zu verhelfen, dem ſie während 17 Jahren, den beſten ihres Lebens, ſo ganz entfremdet war, ein Gegenſtück der römiſchen Nonne Edith O' Gorman Auffray. Gott bewahre unſer Vaterland vor ſolchen Klöſtern!

Simozheim. E. A. Ehemann, Pfr.

Zur ultramontanen Parität in Rheinpreußen

(von einem Altkatholiken).

Noch übersättigt von den Eindrücken der wunderlichen lebenden Bilder zur Alberschweiler Frohnleichnamsprocession sahen wir der dritten Verhandlung dieser Strafsache am Oberlandesgericht zu Colmar für die Zeit nach den Gerichtsferien entgegen. Da brachte der Juli ein unerquickliches Zwischenspiel aus den Gerichtssälen von St. Goar und von Coblenz: Excesse von Katholiken gegen Protestanten bei Gelegenheit der Frohnleichnamsprocession in dem rheinischen Städtchen Bacharach. Und vor noch nicht vielen Tagen wird der Pianist Sieveking auf seinem träumerischen Spaziergange vor Ischl von einem päpstlichen Herrn mit einem Verbalexte beglückt, dem zum Glücke die mehr als angedeuteten Realien einiger Bauern nicht mehr ganz entsprachen.

Die Thäter von Bacharach wurden vom Staatsanwalt vor Gericht und zur Bestrafung gefördert. Dieselben geben genug des Stoffes in politischer und cultureller Hinsicht. Erfreut sich doch der Processionskatholik für seine verblüffenden Umzüge ungehindert eines seiner Ueberzeugung nach gottgegebenen Privilegs der Alleinherrschaft auf allen Straßen und Plätzen. Mittels seiner Böller herrscht er markerschütternd und Kranke gefährdend bis in die wackelnden kleinen Dorfstraßen, bis in die Wohn-, Studier-, Kinder- und Krankenzimmer einer weiteren Gegend. Er widerspricht der christlichen Schonung und Rücksichtnahme, der confessionellen Gleichheit und christlichen Brüderlichkeit. Statt der Schonung Andersgläubiger hat ihm der Gott, dem er gehorchen will, sogar gestattet, zu schimpfen und zu schlagen; vielleicht hat er ihm sogar befohlen, in eigener Person zu „bestrafen" auf offener Straße!

Haben denn die Confessionsgegner kein Recht der Kundgebung ihrer entgegengesetzten religiösen Ueberzeugung, der Ablehnung einer Betheiligung, wenn auch nur von duldender Art, und sogar der Abwehr jedes persönlichen Zwanges durch die That?

Nicht kann doch der Protestant in dem öffentlich und feierlich mit einem ihm unverständlichen Pompe umgetragenen ungesäuerten Brode der

römisch-sogenannten „Verwandlung“ dasselbe erkennen, was ihm in dem geweihten heiligen Brode und Weine zum Genusse vor seine Sinne gebracht wird. Der Lutheraner, der zwar die Umwandlung der irdischen Substanz in die göttliche ebenmäßig bestreitet, widerspricht dem Zwecke und der Zuläßigkeit von deren Schaustellung und Straßenumtragung, indem er mit seinem „in, mit und unter dem Brode und Weine“ und mit seinem Empfange dieser Gestalten eben wieder in seiner Weise „Gott mehr als dem Papste“ gehorcht haben will. Der Reformirte und Zwinglianer wird jeder Benutzung seines Sacramentes außer der zum Empfange desselben alsbald mit seiner Auffassung des „Bedeutens“ oder „Anzeigens“ von Christi Leib und Blut unter aufblitzender Absprechung entgegentreten. Beide haben die Geschichte des Christenthums, die Gepflogenheit der alten und selbst noch mittelalterlichen Päpste und dann sogar die Umwälzung dieser Gepflogenheit durch die späteren römischen Bischöfe vollauf auf ihrer Seite. Aber dem päpstlichen Vasallen tönt nur entgegen: „Volk, sink auf die Knie, denn die Procession kommt.“ Und das ist der undeutsche Gewissenszwang seitens des modernen Papstunwesens gegenüber den nicht römisch Getauften und sogar den Ungetauften. Wenn die Thüre des Kirchleins den römischen Pfarrer oder das gothische Thor des Domes den römischen Bischof zum Führen der Frohnleichnamsprocession hervortreten läßt, haben sich alle Umstehenden unter Abnehmen ihrer Kopfbedeckung, — sie seien denn weiblichen Geschlechts — auf die Knieen zu werfen. Der bayerische Soldat hatte gemäß Ordre des Königs Ludwigs I. den Helm in die Hand zu nehmen und die heilige Brodsgestalt — warum fehlt die ebenso heilige Weinsgestalt? — mit Kniebeuge auf militärisches Commandowort hin zu verehren, selbst wenn er ein pfälzischer Bayer protestantischen Bekenntnisses war. Andernfalls war er mit militärischer Strafe bedroht! — Und nun heute, nachdem dies längst verklungen? —

Diese Zucht und Strafe auf dem Civilwege eigenhändig auszuüben, sah sich ein Laubsägemacher in Bacharach nebst zwei katholischen Bauern bei Gelegenheit der vorjährigen Frohnleichnamsprocession berufen. Er erblickte einen Hut auf einem fünzehnjährigen Schreinerskopfe und schlug denselben herunter. Als der so Behandelte sich wieder bedeckte, erfolgte die Erneuerung dieser Abdeckerthätigkeit und auf die Renitenz des Fünfzehnjährigen die Repetition der Entblößung! Damit war denn aber der mehrfach Abgedeckte gegenüber solch obstinater Recidive des Laubsägemachers profitlich geworden: er dachte seiner religiösen Ueberzeugung weniger Abbruch zu thun, wenn er das dutzendfache Auf und Ab des Hutes verhütete und diesen nun in der Hand behielte, als wenn er mit dutzendfachem chapeau haut und chapeau bas seinen Hut zu unausgesetztem Grüßen und Verehren verwerthen ließe.

Vor das Schöffengericht in St. Goar gestellt, denkt unser Sägemacher seinen Retter in einem schwarzen Rechtsanwalt zu finden, der ihn weißwaschen soll. Und dieser verkündet schriftgemäß aus dem neuesten Katechismus des hutabmachenden Sägemachers die Moral, solches Herunterschlagen der gegnerischen Kopfbedeckung, selbst bei viermaliger öffentlicher Wiederholung, sei eine aus dem Irrthum errettende, Erbarmen übende That, eine brüderliche Zurechtweisung und somit ein Act treuer Bruder- und Schwesterliebe! Oder bilde es nicht eine Provocation, bedeckten Hauptes stehen zu bleiben, wenn die Procession herankomme? Eine solche Unart verdiene Zurechtweisung; denn ein jeder anständige und wohlerzogene Mensch thue selbstverständlich den Hut ab. Daher habe ein Laubsägemacher und neben ihm jeder katholische Bauer die Pflicht des Hutherunterschlagens zum Zwecke einer „Mahnung mit erzieherischem Nachdruck."

Das dann erfolgende Urtheil war aber anderer Logik entsprossen. Das Gericht konnte sich der vorgetragenen religiösen Pädagogik des Herrn Vertheidigers nicht anschließen. Ihm schien es zu weit zu gehen, den Mitgliedern einer Confession solche brüderliche Correctur mit Handgreiflichkeiten gegen Religionsbrüder eines anderen Bekenntnisses zuzugestehen. Es erließ ein Urtheil auf Geldstrafe.

Die gezeichnete Unthat war aber nicht die einzige der processionstüchtigen Ultramontanen, welche, damals begangen, an demselben Tage noch zur gerichtlichen Verhandlung kam. In jenem der größeren Mehrheit nach evangelischen Rheinstädtchen begann morgens um 5 Uhr der Processionseifer sein Handwerk. Vor den Fenstern der Schlafstuben der dortigen Diakonissen hantirte man mit Axt und Brecheisen, um Löcher in den Boden zu fertigen, in die nun Bäume und Fahnenstangen für die Frohnleichnamsprocession eingesetzt wurden. Das Bürgermeisteramt belehrte die Schwestern, daß sie diese Decorirung ihrer Façade nicht zu dulden brauchten, und so ließen dieselben die Entfernung des Aufgepflanzten vornehmen. Das forderte nun aber die Schimpfworte eines katholischen Mannes und einer katholischen Frau heraus. Wir wiederholen sie nicht. Dieselben sollten die Kranken-Schwestern in schmachvollster Weise erniedrigen; sie degradiren aber allein die Schimpfenden selbst. Leicht, wie damals der Hut von dem berechtigten Kopf, gelangen aber Baum und Stange von neuem in den unberechtigten Boden. Consequent wie jener Laubsäger entfernt ein Gehülfe der gekränkten Krankenpflegerinnen den ärgerniß-gebenden Wandschmuck. Ebenso beharrlich bleiben die ultramontanen Schimpfer. Wir reproduciren auch hier nicht die Producte dieser Ultramontanindustrie. Zu Ehren des herrschenden römischen Aberglaubens an Spukgeister fangen die eucharistischen Zeloten nun gegen die „Kutten" zu spuken an! und dann spieen ihre Festkanonen Feuer zur Procession über

gute und böse Römische und Ketzer; das heißt, diese letzten anlangend: sie spieen Unheil in die Gemüther der zum Gottesdienst versammelten Evangelischen, indem sie mit den städtischen Geschützen gemäß ihrem ungezogenen kanonischen Rechte eine Bresche von verstummen-machender Wirkung in die Predigt schossen. Gemäß diesem Rechte sind sie zu jeglichem Erschüttern und Böllern befugt!

Und wie kamen die in gemeinster Weise öffentlich beschimpften Diakonissen zu ihrem Rechte? Der Herr Bürgermeister durfte unter eigenem Befehl seine städtische Façade freihalten von der „mißbräuchlichen" Belaubung und der zu verübenden Adoration eines von ihm „mißkannten" Mysteriums. Die Israeliten der Stadt bedurften eines Schutzes nicht, da ihrer Mauern unbelaubte Aussicht auf die Procession keine Entehrung des vorgetragenen Sanctissimum ist. Aber diese bescheidenen, wohlthätigen und sich selbst aufopfernden Schwestern protestantischen Bekenntnisses? — Sie blieben Opfer des angerufenen polizeilichen Schutzes! Leider mußte ein solcher versagt werden, denn es sei kein Polizist zur Hand, — das war der Bericht aus der Wachtstube. Und die Strafe? In St. Goar erfolgte Urtheil auf Geldzahlung und auf einwöchiges Gefängniß. In Coblenz in der Berufungsinstanz wurde diese Gefängnißstrafe aufgehoben und der eine Angeklagte freigesprochen, gegen die beiden andern aber unter Abänderung des ersten Urtheils auf höhere Geldbuße erkannt.

Und nun die wichtigste Frage bei Betrachtung dieser häßlichen Vorkommnisse: Würden die ultramontanen Hausbesitzer in Städten verschiedener Bekenntnisse bei einem protestantischen Aufzuge mit dem gefüllten Kelche und dem gesäuerten Brodstücklein sich ehrfurchtsvoll aufführen, die Häupter entblößen und sich in Andacht niederbeugen? Oder würden sie nicht dasselbe Gespuke und Geschimpfe wieder ergehen lassen? Hat je zu einem protestantischen Feste irgendwo ein sogenannter guter Katholik geflaggt, sein Haus drapirt oder decorirt? Würde nicht auch ein Israelit beanspruchen können, daß, wenn er Thora und Gesetzestafeln öffentlich, z. B. in eine neue Synagoge umtragen läßt, eine äußere Zierung der Häuser und Straßen vorgenommen und den Umstehenden Hochachtungsbezeugung befohlen würde? Man denke an die Verunsauberungen der jüdischen Leichenzüge und das offene Verlachen streng israelitischer Cultusübungen! Und was würde einem etwaigen Paritätskatholiken von seinen papistischen Eiferern am Haus und Haupt, Rock und Rücken zu Recht und Rache widerfahren, wenn er den fremden Cult paritätisch grüßen und ehren wollte!

Nun aber liegt der Fall jener Bacharacher römischen Versündigungen viel abscheulicher vor unsern Augen und Ohren. Das bezeugt die Geschichte dieser herausforderndsten aller römischen Gepränge, Gesänge und Umzüge.

Das Altarsacrament ist das am meisten umstrittene und am vielfachsten aufgefaßte Dogma des Christenthums aus dessen älteren Zeiten her. Ein Hervordrängen mit öffentlicher Ausstellung der halben äußeren Gestalt dieses Sacramentes oder gar mit Umtragen derselben in den Kirchen und dann zumal über Straßen und Plätze ist der Geschichte der alten Kirche fremd. Wohl kann man umgekehrt mit größter Sicherheit behaupten, daß diese priesterliche Behandlung der in dem Opfer der Messe gewonnenen und in derselben zu verzehrenden göttlichen Substanz der Geschichte seit der Apostelzeit fremd, ihr aber auch, wie überhaupt der Frömmigkeit und Ehrfurcht jener Christen zuwider gewesen ist. Sie fand erst eine Entstehungsstätte in den Nonnenvisionen im Kloster zu St. Cornelius bei Lüttich. Die Visionärin, die heilige Juliana, entdeckte ihre Gesichte dem Lütticher Bischof, und dieser führte alsdann die Frohnleichnamsprocession im Jahre 1246 für die Lütticher Diöcese ein. Im Jahre 1317 soll Papst Johannes XXII. diese Procession angeordnet haben. Also eine Erfindung des mittelalterlichen Klosterlebens zum Zwecke einer Aufnöthigung der römischen Lehrauffassung über die Eucharistie!

Nicht genug damit! Luther hatte sein Verdict dahin abgegeben, daß „unter allen Festen das des Fronleibs den größten und schönsten Schein habe, mit seiner Schmink und erdichteten Heiligkeit aber wider Christi Ordnung und Einsetzung strebet und streitet." Die Reformation hatte den Abendmahlsstreit nach allen Richtungen hin zu neuer Glut angefacht. Die Einrichtung vom Jahre 1246 und die Bulle Urbans IV. (1261—1264) sollte nun eine besondere, und zwar feindselige Richtung gegen die protestantische Lehre erhalten, und so wurde der Absicht dieses Papstes auf „Niederschmetterung der ketzerischen Perfidie" auf dem Concil von Trient nachgeholfen mit den zuversichtsvollen Aussprüchen, daß die Wahrheit den Triumph erlangen müsse über Lüge und Ketzerei, damit die Anhänger derselben angesichts so großen Glanzes und so großer Freude der ganzen Kirche entweder geschwächt und gebrochen hinsänken oder von Scham ergriffen und hingeschmettert wieder zur Vernunft gelangten.

Und dieser Bestimmung des 5. Kapitels der 13. Sitzung des Concils folgte im 8. Kapitel der Bannfluch über die, welche leugneten, daß Christus in der Eucharistie auch äußerlich mit dem Cultus der Gottanbetung zu verehren und in Processionen feierlich umherzutragen, sowie dem Volke öffentlich zur Anbetung auszusetzen sei, und ein gleicher Bann zugleich auch über diejenigen, welche die Anbetung solcher Art als Götzendienst bezeichneten. Demonstration und Friedensstörung ist also Grund und Zweck der Frohnleichnamsprocession!

Mögen die Ausartungen der Schwarzen nun auch zu den Mitteln der ihnen verwandten und zu Wahlzwecken verbrüderten Rothen herunter-

gelangen, mag auch der Strebeeifer der heutigen Politiker bis zur Unterdrückung der Frohnleichnamsprocession in ihrer herausfordernden und Andersgläubige verletzenden Oeffentlichkeit nicht hinaufgelangen: ein Gutes muß diese Procession behalten! Sie will kämpfen gegen die sogenannten evangelischen Ketzer; sie kämpft wirklich und wörtlich gegen den unfehlbaren Papst und die Papstketzer. Denn wenn der Herr Pastor mit der Procession den ersten Altar beschreitet und „das Buch der Abstammung Jesu Christi nach Matthäus" mit dem Schlusse, daß „Joseph der Mann Mariä" gewesen, „von welcher Jesus geboren worden", dem Volke — zum Glück lateinisch — vorgesungen hat, gibt er ihm auch die wahrheitliche Versicherung, daß der heilige Vater vom Glauben abfallen könne und dieserhalb mit besonderer Bitte Gott zu empfehlen sei. Er bethenert mit der ältesten christlichen Litanei, der von allen Heiligen, es könne auch Zulassung oder Wille Gottes werden, daß der Fels Petri von dem zersetzenden Schmutzwasser des Aber- und Irrglaubens unterwaschen und zerbröckelt werde. Mit jener Litanei wird — auch wiederum in lateinischem Texte — gebetet zu Gott, der seinen Sohn zum Felsen für den Bau der Kirche ausersehen hat, daß er die Bitte erhören und „den Papst sowie alle kirchlichen Stände in der heiligen Religion erhalten wolle." Und wie leicht auch dieser Text gleich manchem andern aus der Zeit und Vorzeit der Abfassung der Allerheiligen-Litanei zu verstümmeln und zu verschneiden wäre: der angerufene Gründer seiner Kirche entspricht der Processionsbitte — aber auf dem Wege Widererwartens: Er erhält diesen vollbeweisenden Text und mit ihm die Unvergänglichkeit der christlichen Ueberlieferung von der Irrthumsfähigkeit der römischen Bischöfe, und damit die Unvergänglichkeit seiner allein unfehlbaren Kirche.

K. Obricht.

Die VII. ordentliche Landessynode im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach

tagte vom 4.—20. September d. Js. in Weimar und erledigte ihre Arbeiten in einer großen Anzahl von Ausschuß- und dreizehn öffentlichen Plenarsitzungen. Sie wurde am 4. September nach einem in der Stadtkirche vorausgegangenen festlichen Gottesdienste, in dem der Synodale Superintendent D. Braasch aus Jena die Predigt über 1. Korinther 12, 3b hielt, im Fürstenhause durch den Chef des Cultusdepartement, Wirkl. Geheimrath von Pawel, der erst seit Ende des Jahres 1896 an der Spitze des genannten Departements und des Großherzoglichen Kirchenrathes steht, eröffnet.

Aus den Verhandlungen möge Nachstehendes als von allgemeinem Interesse hervorgehoben werden.

Vor gerade 25 Jahren ist das Regulativ für das Besoldungswesen der Geistlichen ausgearbeitet worden, aber erst am 1. Januar 1876 in Kraft getreten. Nach demselben empfingen die Geistlichen auf Minimalstellen einen Anfangsgehalt von 1500 Mk., welcher nach 20 Dienstjahren sich auf 2400 Mk. erhöhte, während auf besser dotirten Stellen der Anfangsgehalt in 1800 Mk. bestand, der sich nach 20 Dienstjahren auf 3000 Mk. erhöhte, wenn die Pfründenmittel ausreichten. Der jeweilige Ueberschuß war an den Centralfonds, jedoch höchstens 15 % bei einem Stelleinkommen bis zu 2400 Mk., höchstens 20 % bei einem solchen bis zu 3000 Mk. und 25 % bei einem diesen Betrag übersteigenden Einkommen, herauszuzahlen. Die Superintendenten erhielten vor dem 15. Dienstjahre 2400 Mk., nach 15 Dienstjahren 2700 Mk., nach 25 Dienstjahren 3000 Mk. Am 1. Januar 1883 und weiter am 1. Januar 1891 wurden die Besoldungen durchgängig erhöht, aber nur sehr mäßig. Dadurch, daß der Landtag in seiner letzten Tagung den Staatszuschuß zum Centralfonds auf 166 000 Mk. jährlich festgesetzt hat, ist es möglich geworden, vom 1. Januar 1899 an die Besoldungen in folgender Weise festzustellen. Auf Minimalstellen beträgt der Anfangsgehalt 1800 Mk., derselbe erhöht sich nach 5, 10 und 15 Dienstjahren um je 300 Mk., nach 20 und 25 Dienstjahren um 400 Mk., so daß ein Maximalgehalt von 3500 Mk. erreicht wird. Auf besser dotirten Stellen wird vor vollendetem Dienstjahre der Betrag über 1900 Mk., vom 5.—10. der Betrag über 2200 Mk., bis zum 15. der Betrag über 2500 Mk., bis

zum 20. der Betrag über 2800 Mk., bis zum 25. der Betrag über 3100 Mk. in Abzug gebracht, jedoch mit der Einschränkung, daß der Abzug bei einem Stelleinkommen bis 2500 Mk. höchstens 15 %, bis zu 3100 Mk. höchstens 20 %, über 3100 Mk. höchstens 25 % betragen darf. Vom 25. Dienstjahre ab wird kein Abzug mehr gemacht. Die Superintendenten erhalten je nach dem Umfang ihrer Ephoralgeschäfte eine pensionsberechtigte Dienstzulage von 300—600 Mk. Die Aufbesserung ist mäßig im Vergleich z. B. zu Preußen, Sachsen, Anhalt, erreicht aber im Ganzen die der Thüringischen Nachbarstaaten. Sehr erfreulich war es, sowohl aus der Mitte der Synode als vornehmlich von Seiten des Kirchenregimentes hören zu können, daß an eine weitere Aufbesserung in nicht allzuferner Zeit gedacht werden müsse.

Sehr erfreulich ist die Besserstellung der Emeriten. Dieselben erhielten bisher 2200 Mk., wenn nicht die Hälfte der Besoldung der vor der Pensionirung zuletzt innegehabten Stelle mehr betrug. Vom 1. Januar 1899 an werden sie dieselbe Pension wie die Staatsbeamten von gleichem Dienstalter und gleichem Diensteinkommen beziehen, nach 40 Dienstjahren demnach $^4/_5$ ihrer zuletzt bezogenen Besoldung, soweit sie den Betrag von 3500 Mk. nicht überstiegen hat. Durch einen Beschluß der Synode sind dem Pensionsfonds die verfügbaren Mittel der Synodalkasse als Wirthschaftsfonds unverzinslich überlassen worden, so daß nunmehr die Gesammtpension aus demselben den Emeriten gewährt werden kann, während sie bisher in der Regel den größten Theil derselben von ihren Stellnachfolgern — nämlich immer die Hälfte von dem Stelleinkommen — zu empfangen hatten, eine Einrichtung, die mit vielen Mißhelligkeiten verbunden war. Auch die Wittwenpensionen konnten in mäßiger Weise erhöht werden. Es sollen dieselben hinfort $^1/_5$ der pensionsfähigen Besoldung des verstorbenen Mannes, mindestens aber 480 Mk. und höchstens 820 Mk. betragen. Ferner beschloß man, der Kirchenregierung zur Erwägung anheimzugeben, ob es schon jetzt thunlich sei, solchen Pfarrwittwen, die unmündige Kinder zu versorgen haben, für jedes derselben bis zum vollendeten 18. Lebensjahre 100 Mk., jedoch im Ganzen nicht mehr als 300 Mk. als Erhöhung ihrer Pension zu gewähren.

Zu mancherlei Verhandlungen und Beschlüssen gaben die Petitionen des Weimarischen Pfarrvereins und der Bericht über den Zustand der Landeskirche Veranlassung.

Mit Freuden begrüßte man, daß bei Gelegenheit der diesjährigen Tagung der deutschen evangelischen Kirchenconferenz in Eisenach eine Anregung gegeben worden sei, eine nähere Verbindung und ein womöglich gemeinsames Vorgehen der Thüringischen Kirchenregierungen in gewissen allgemeinkirchlichen Fragen herbeizuführen.

Eine abfällige Kritik erhielt der Beschluß der deutschen evangelischen Kirchenconferenz, nach welchem Geistliche bei Feuerbestattungen jedwede öffentliche amtliche Betheiligung unterlassen sollen, während der Bescheid des Großherzoglichen Kirchenrathes von verschiedenen Seiten Beifall erntete, nach welchem den Geistlichen in Jena gestattet ist, in der Friedhofscapelle, welche von dem Verbrennungsofen räumlich getrennt ist, in gleicher Weise wie bei einer Beerdigung zu amtiren.

Während in der vorigen Synode durch einen nur mit einer kleinen Mehrheit von Stimmen gefaßten Beschluß die Kirchenregierung ersucht worden war, auf die Einführung eines biblischen Lesebuchs in der Schule hinzuwirken, und der Kirchenrath diesem Ersuchen nicht stattgegeben hatte, beschloß man diesmal mit Stimmeneinhelligkeit die Bitte, daß ein biblisches Lesebuch des alten Testamentes in Einklang mit den Beschlüssen der deutschen evangelischen Kirchenconferenz in den Volksschulen eingeführt werde.

Ein bedeutsamer Beschluß wurde hinsichtlich der Ortsschulaufsicht gefaßt, dem die Kirchenregierung nicht ablehnend gegenüber stand. Nach dem Volksschulgesetz vom Jahre 1874 hat der Schulvorstand für nicht gegliederte Schulen alle drei Jahre aus seiner Mitte einen Ortsschulaufseher zu wählen. In der Regel fiel die Wahl auf den Geistlichen. Da aber einzelne Geistliche die Wahl ausschlugen, verordnete der Großh. Kirchenrath im Jahre 1877, daß die Ablehnung der Wahl an seine Genehmigung gebunden sein solle. Der Pfarrverein hatte mit Rücksicht hierauf an die Synode die Bitte gerichtet, sie möge dahin wirken, daß den Geistlichen gestattet werden möge, die Wahl zum Ortsschulaufseher ausschlagen zu dürfen, ohne die Genehmigung des Kirchenrathes einholen zu müssen. Nach einem umfassenden Referat des Synodalen Gerstung-Oßmanstedt, in welchem derselbe ausführte, daß die technische Fachaufsicht von der Ortsschulaufsicht losgelöst werden müsse und nur die seelsorgerliche Schulpflege dem Pfarrer zu überlassen sei, beschloß die Synode, an die Kirchenregierung den Antrag zu richten, daß das Amt des Ortsschulaufsehers, soweit dies zur Zeit durch Wahl seitens des Schulvorstandes übertragen wird, in geeigneter Weise umgestaltet und denjenigen Personen, welche die oberste Schulbehörde dazu ausersieht, als ein Vertrauensamt durch Ernennung seitens der Schulbehörde übertragen und daß die rein fachmännische Aufsicht nach Möglichkeit von der Ortsschulaufsicht getrennt werden möge.

Die Petition des Pfarrvereins, betreffend die Entschädigung der Lehrer für Kirchendienste, wurde, da der Chef des Cultusdepartements erklärte, die Angelegenheit werde zur Zeit reiflich erwogen und in absehbarer Zeit gesetzlich geregelt, an die Kirchenregierung zur Kenntnißnahme abgegeben.

Eine lange Debatte veranlaßte der Synodale Frenkel-Neunhofen über die Frage nach der politischen Thätigkeit der Geistlichen, indem er sich besonders gegen die vertrauliche Form des ersten Erlasses des Großh. Kirchenrathes wendete, welcher durch die Agitation einer Anzahl von Geistlichen im Neustädter Kreise für die national-sociale Partei bei der letzten Reichstagswahl hervorgerufen worden war. Der Chef des Cultusdepartements stellte die Competenz des Kirchenrathes für sein Vorgehen gegen parteipolitische Agitation der Geistlichen fest. Diese sei für einen Geistlichen nicht angemessen. Die politische Ueberzeugung solle niemandem eingeschränkt werden. Der Kirchenrath habe nicht mit bestimmten Disciplinarmaßnahmen vorgehen wollen, weshalb er jene vertrauliche Verwarnung an die Geistlichen durch Vermittelung der Superintendenten gewählt habe. Insbesondere hob derselbe hervor, daß in dem Erlaß nicht gesagt sei, daß Pfarrer Naumann sich subjectiv feindlich gegen Staat und Kirche stelle; auch er glaube, daß Naumann, eine ideal angelegte Natur, durchaus bona fide handle, aber thatsächlich führten die Bestrebungen der national-socialen Partei in ihrer Wirkung auf die breiten Massen dahin, daß Staat und Kirche darunter Schaden leiden müßten bez. deren Interessen gefährdet würden.

Ohne Widerspruch zu finden, erklärte der Synodale Humins-Creuzburg, daß er sich das Recht wahre, wie bisher auch fernerhin politisch im conservativen Sinne aufzutreten.

Durch eine Petition des Pfarrvereins veranlaßt, beschloß die Synode die Kirchenregierung zu bitten, in Anbetracht der den Rechten nicht überall entsprechenden Pflichten der kirchlichen Privatpatrone und zur Vermeidung von Unzuträglichkeiten bei Besetzung von Patronatsstellen bei der Großh. Staatsregierung dahin zu wirken, daß die bezüglichen Verhältnisse geregelt und im besonderen die gut dotirten Patronatsstellen mit Geistlichen in höherem Dienstalter besetzt werden.

Die Anträge des Ausschusses zur Berathung des Berichtes über den Zustand der Landeskirche, die Großh. Kirchenregierung um Vermittelung zu ersuchen, daß ein Landesfiechenhaus gegründet werde, und mit der theologischen Facultät in Jena in Verhandlung zu treten wegen Einrichtung von sogenannten Ferienkursen für die Geistlichen fanden die Zustimmung der Synode.

Nach dem Synodalbescheid vom 7. October d. J. haben die Gesetze, welche die Besoldungen und die Ruhegehalte der Geistlichen, sowie die Pensionen der Wittwen derselben betreffen, in der von der Synode angenommenen Fassung die landesfürstliche Genehmigung erhalten. Die von der Synode gemachten Vorlagen und selbständigen Anträge haben fast durchgängig eine freundliche Aufnahme gefunden. Die Großh. Kirchenregierung hat bereits

Schritte gethan, um den Wünschen der Synode gerecht zu werden und weitere Erörterungen in Aussicht gestellt. Der Schluß des Bescheides kennzeichnet das Verhältniß von Synode und Kirchenregiment in schöner Weise in den Worten:

Ueberblicken Wir die Thätigkeit der Landessynode, so sind Wir erfreut darüber, daß wichtige kirchliche Gesetze zur Verabschiedung gelangen können und daß manche für das kirchliche Leben bedeutungsvollen Fragen theils angeregt, theils ihrer Lösung näher gerückt sind. Wir sind aber auch erfreut, daß in allen wesentlichen Beziehungen die Landessynode den Wünschen Unserer Kirchenregierung bereitwillig entgegengekommen ist, daß die Verhandlungen von der rechten Liebe für die Landeskirche wie für die Gemeinden getragen worden sind, und daß darin die Bürgschaft für weitere gedeihliche Entwicklung des kirchlichen Lebens gefunden werden darf. In diesem Sinne sprechen Wir der Landessynode gern Unsere Anerkennung und Unseren Dank aus für die große Sorgfalt und den ernsten Fleiß, mit dem sie und ihre Ausschüsse die ebenso umfassende wie bedeutungsvolle Arbeit gethan haben, eine Arbeit, von der Wir zu Gott hoffen, daß sie der Landeskirche zum Segen gereichen möge.

Dermbach. Sup. Bach.

Kirchliche Chronik.

Die Generalversammlung des Evangelischen Bundes hat vom 3. bis 6. October in Magdeburg stattgefunden und hat unsere besten Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen. Ich habe wiederholt das Urtheil gehört, daß sie von den großen evangelischen Congressen dieses Herbstes entschieden der lebensvollste, geistig reichhaltigste gewesen. Ich habe dem Eingang, einschließlich des Eröffnungsgottesdienstes und ebenso dem Schluß, der Aufführung des Trümpelmann'schen Lutherspiels, nicht beiwohnen können, habe aber von beiden nur Gutes gehört: was ich selbst mitgemacht habe, kam den besten Jahresfesten unserer Erstlingszeit mindestens gleich. Durch die mancherlei Ansprachen ging ein frischer und dabei einmüthiger Geist, es war zwischen Nord und Süd, und auch zwischen Rechts und Links nicht einmal eine verschiedene Tonart zu spüren. Und nicht als hätte lediglich die gemeinsame Opposition gegen Rom uns so einhellig gemacht, sondern ein fröhlicher Einklang des evangelischen Bekenntnisses ging durch alle Kundgebungen hindurch, und wenn polemische Aeußerungen laut wurden, die wir nicht wie die Katholikenversammlungen ostentativ vermeiden, um unsere Gesinnungen auf anderem Wege zu verlautbaren oder zu bethätigen, so ruhten solche Aeußerungen fühlbar auf dem positiven Grunde der uns aufgenöthigten Wahrung der deutschen Erbgüter der Reformation. Die beiden Hauptvorträge, von Sup. Meyer über die Sammlung der Evangelischen, und von Prof. Mirbt über die Geschichte der preußischen Gesandtschaft am päpstlichen Stuhl waren nach Inhalt und Form vorzüglich; nur daß man dem ersteren, der tiefen Ernst mit frischem Humor zu verbinden wußte, statt des unzulänglichen Rathhaussaales die weiten Räume der Abendversammlung gewünscht hätte; beide Vorträge sind nun auch gedruckt und werden sich mittelst dessen noch ein viel weitergehendes Auditorium erobern. Die Theilnahme der Magdeburger Bürgerschaft war über Erwarten lebhaft und umfassend; die Stadt bekannte sich durch Flaggenschmuck frei-öffentlich zur evangelischen Sache; die öffentlichen Versammlungen waren besucht bis auf den letzten Platz; die musikalischen Darbietungen in den Abendversammlungen vortrefflich; die vorbereitende und ordnende Thätigkeit des Localcomités verdiente jedes Lob. Noch wollen wir nicht verschweigen, daß die geschlossenen Verhandlungen

des weiteren Vorstandes, der Vereinsabgeordneten und der Vereinsmitglieder sich durchaus auf derselben Höhe hielten wie die öffentlichen Versammlungen. Es trat in ihnen ein Geist der Einmüthigkeit, der Opferwilligkeit und der thatkräftigen Begeisterung hervor, der den ersten Vereinigungen vor zehn oder elf Jahren nichts nachgab. Der Evangelische Bund, das war mein Eindruck, ist in aufsteigender Linie, und die mancherlei Schwierigkeiten des letztverflossenen Jahres haben ihm nicht geschadet, sondern genützt.

Von einem der Berathungsgegenstände im engeren Kreise darf, seitdem Graf Hoensbroech den Gegenstand in dem Leitartikel der Täglichen Rundschau vom 29. October öffentlich besprochen hat, auch hier geredet werden. Es handelt sich um Ausführung des Gedankens, den wir in einer vorjährigen Crefelder Resolution dem damals verlautbarten ultramontanen Project, einen Unterstützungsfonds für convertirende evangelische Geistliche zu begründen, entgegenstellten: um die Darbietung einer Hülfe für römische Geistliche, die mit ihrem Amte und ihrer Kirche innerlich zerfallen, der Frage eines Austritts und Ueberganges in andere Lebensverhältnisse rath- und hülflos gegenüberstehen. Also nicht um Proselytenmacherei, — der Evangelische Bund lehnt eine solche grundsätzlich ab und lehnt sie zwiefältig ab, sofern äußere Vortheile dabei mitreden sollten; auch nicht um unsere evangelische Geistlichkeit aus den Reihen der römischen zu recrutiren, — wir bedürfen solcher Recruten nicht. Sondern um ein Werk der Barmherzigkeit, gegen welches die römische Kirche selbst, wenn sie es mit ihrem Priesterdienst redlich meint, nichts haben kann, — um Barmherzigkeitsübung an Söhnen unseres Volkes, welche in den Dienst der römischen Kirche eingetreten sind, ohne zu wissen was sie thaten, und die nun, da sie innerlich mit derselben zerfallen sind, durch die ihnen anerzogene Unfähigkeit, in einen anderen Beruf überzugehen, durch den Blick auf das Hungertuch oder auf ein Bettlerleben, vor die Versuchung gestellt sind, in Verhältnissen zu bleiben, gegen die ihr Gewissen sich auflehnt. Daß es an solchen Gliedern des römischen Priesterstandes nicht fehlt, ist eine alte Thatsache, welche schon auf den Kirchentagen der fünfziger Jahre zur Besprechung gekommen ist, und verschiedene Nothrufe neuerer Zeit, welche an Mitglieder des Evangelischen Bundes gelangt sind, bezeugen ihren zunehmenden Umfang. Die altkatholischen Bischöfe wissen von ihr zu sagen, und dem Herausgeber der Täglichen Rundschau allein sind in jüngster Zeit siebenunddreißig Rath und Hülfe suchende Briefe von amtirenden römischen Geistlichen zugegangen. In Frankreich hat die schwache reformirte Kirche soeben ein Asyl für solche Flüchtlinge begründet, welches fleißig benutzt wird als Durchgangsort in zu suchende neue Lebenswege, und es ist an dem evangelischen Deutschland, hierin nicht zurückzubleiben. Bis auch bei uns ein solches Zufluchtshaus

gegründet werden kann, erscheint das evangelische Pfarrhaus als die beste Durchgangsstation in neue Lebensbahnen, kann aber natürlich nicht ohne materielle Beihülfe dafür in Anspruch genommen werden; noch mehr ist das Eingehen in neue Berufsbahnen seitens der Flüchtlinge nicht ohne materielle Unterstützung möglich. — Das sind die Dinge, welche in einer unvergeßlichen Stunde die Vereinsabgeordneten des Evangelischen Bundes in Magdeburg bewegten, und die Opferwilligkeit, welche in diesem Kreise durch sofortige Zeichnung persönlicher Beiträge, Zusagen der Hülfe von Zweigvereinen, Angebote der Aufnahme von Flüchtlingen des Priester- und Mönchsstandes hervortrat, war eine ergreifende. Aber es waren das nur Anfänge eines großen Barmherzigkeitswerkes in einem kleinen Kreise; sie haben schon seither einzelne Fortsetzungen aus weiteren Kreisen gefunden, und wir legen sie auch dem Leserkreis dieser Blätter hiermit ans Herz. —

Die Redaction der Kölner Volkszeitung hat die Güte gehabt, einen kleinen abfälligen Artikel vom 8. October über die Magdeburger Versammlung, der von „antirömischen Orgien" redet, mir zuzuschicken. Soweit derselbe sich mit den paar unschuldigen Worten beschäftigt, die ich am Abend des 4. Oct., von der Versammlung auf die Tribüne gerufen, geredet habe, lasse ich dem Verfasser sein Vergnügen. Wäre derselbe in Magdeburg gewesen, so würde er sein Urtheil, daß die Massen vom positiven Protestantismus nichts wissen wollten, ohne Zweifel berichtigen. Allerdings ist es nicht, wie er sich auszudrücken liebt, der „officielle" Protestantismus, für den wir arbeiten; wir halten überhaupt nichts von „officieller" Religion, sondern überlassen dieselbe gern unsern Gegnern; wir halten nur auf unofficielle, von Herzen kommende. Der Artikel schließt charakteristisch mit einer Denunciation bei der Staatsgewalt. Wir wirkten, sagt er, nicht staatserhaltend, sondern staatszerstörend; wir schwächten die nationale Kraft und Geschlossenheit. „Die katholische Kirche lächelt über die Pygmäen des Bundes, die ihr nichts anhaben können, aber die Leiter des Staates, welche die Beruhigung der Bevölkerung auch in confessioneller Beziehung erstreben müssen, sehen ihre Arbeit durch den Evangelischen Bund gefährdet, der die Protestanten aufhetzt und die Katholiken mißtrauisch macht und zur Vertheidigung zwingt." Die Kölner Volkszeitung wird uns erlauben müssen, über diesen Appell an die Staatsgewalt gleichfalls zu lächeln. Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?

Man hat mich aufgefordert, meinen Festmahlspruch auf die Stadt Magdeburg vom 5. October aufzuzeichnen und mitzutheilen: meine Leser finden ihn am Schluß dieses Heftes.

Evangelisch-kirchliche Werke. Der Evangelische Oberkirchenrath in Berlin hat in einem Flugblatt Rechenschaft gegeben über Ertrag und Verwendung der letzten zweijährigen „Collecte für die dringendsten Nothstände der Landeskirche". Die Collecte hat im Jahre 1896 265976 Mk. ertragen. Hat sie seit einer Reihe von Jahren ein wenig abgenommen, so ist in Anschlag zu bringen, daß inzwischen die Provinzial-synodalcollecten, der Kirchliche Hülfsverein und ähnliche Unternehmungen mit größeren Beträgen neu aufgekommen sind. Von jener Summe hat der Oberkirchenrath Unterstützungen gewährt: an 68 Gemeinden zum Unterhalt von Geistlichen, Hülfs- und Reiseprediger, sowie zur Ertheilung von Confirmandenunterricht in der Diaspora; an 52 Gemeinden zum Erwerb von Kirchbauplätzen, zu Kirchbauten und -reparaturen; an 31 Gemeinden zum Erwerb von Pfarrgrundstücken, zu Pfarrhausbauten und -reparaturen, sowie zur Begründung von Pfarrstellen; an 7 Gemeinden zur Beschaffung von Orgeln und Glocken; an eine Anzahl hülfsbedürftiger Gemeinden zur Aufbringung der kirchlichen Lasten. 47351 Mk. sind für confessionellen Religionsunterricht und evangelisches Schulwesen in der Diaspora, 6474 Mk. für Zwecke der inneren Mission verausgabt worden. Ausgereicht haben alle diese Zuwendungen gegenüber der Masse und Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse nicht.

Der neueste Jahresbericht des Evangelischen Kirchbauvereins für Berlin constatirt, nachdem in zehn Jahren durch seine Wirksamkeit und Anregung 42 Kirchen mit einem Aufwand von 25 Millionen erbaut, 9 begonnen worden sind, einen Nachlaß der Anstrengungen, und befindet sich in betreff seines prächtigsten und kostspieligsten Werkes, der Kaiser-Wilhelms-Gedächtnißkirche, in einer noch ungelösten Sorge in betreff der künftigen Erhaltung des Prachtbaues. Er arbeitet jetzt vorzugsweise an der Erbauung von Gemeindehäusern und hat in Rummelsburg ein solches fertiggestellt. Der Bericht constatirt außerdem in Berlin und Umgebung die geschehene Einweihung von vier neuen Kirchen (Genezarethkirche in Erkner, Simeonskirche, Georgenkirche, Erlöserkirche in Potsdam), und die Grundsteinlegung von fünf anderen (Kapernaumkirche, neue Golgathakirche, neue St. Johannes-Evangelist-kirche und zwei Kirchen in Lichterfelde).

Wer sich der Scandale erinnert, welche vor einigen Jahren auf dem schönen Friedhof zu Bozen bei der Beerdigung eines Protestanten sich abspielten, jener tumultuarischen Unterbrechung des Einsegnungsactes durch einen pfäffischen Protest, für welchen hernach der trauernden Wittwe namens des römischen Pfarrantes noch ein Gulden Gebühr berechnet ward, der wird es mit besonderer Freude begrüßen, daß soeben (1. October) ein evangelisches Kirchenwesen in Bozen-Gries begründet worden ist. Die aus dem erwähnten

Anlaß von hier aus angestellten Ermittelungen ergaben, daß von Bozen bis Ala ca. 1200 Protestanten unversorgt zerstreut sind, indem der vollbeschäftigte Pfarrer von Meran sich ihrer nicht annehmen kann; daß also für diese ein Pfarrvicar in Bozen angestellt, eine evangelische Kapelle gebaut und ein Begräbnißplatz erworben werden muß. Hiefür sind theils durch den Gustav-Adolfs-Verein unserer Provinz, theils durch die Deutsch-evangelischen Blätter seither ca. 1500 Mark aufgekommen; aber die dortigen Protestanten selbst haben über 13000 Mark gezeichnet; auf weitere 16000 Mark besteht eine noch nicht ganz gesicherte Aussicht. Gestützt auf diese Anfänge hat sich in Bozen ein evangelischer Gemeindevorstand gebildet, und ist durch den Pfarrer von Meran ein tüchtiger Pfarrverweser (Zögling des hallischen Waisenhauses) gewonnen worden; nun muß an den Kirchbau gegangen werden. Wer die gegenwärtige Spannung der Deutsch-Oesterreicher überhaupt und der Bozener insonderheit mit der römischen Hierarchie kennt, wird die hohe Bedeutung dieser neuen Leuchte des Evangeliums in Tyrol (neben Bregenz, Innsbruck, Meran, Arco der fünften) würdigen und neben der Unterstützung des Kirchbaues vor allem das Gehalt des Vicars sichern helfen. Ich empfehle meinen Freunden vom Gustav-Adolfs-Verein diese Bozener Sache aufs wärmste, bin auch gern bereit, weitere Gaben für sie anzunehmen.

In Dar-es-Salaam, Deutsch-Ost-Afrika, hat sich ebenfalls das Bedürfniß eines deutsch-evangelischen Kirchenbaues aufgedrängt. Der Evangelische Oberkirchenrath hat einen Pastor nach Dar-es-Salaam gesandt, um die 200 ansässigen Protestanten und zahlreichen Passanten zu versorgen; aber während die römische Kirche dort bereits über eine größere Kirche und eine Ordenscapelle verfügt und eine zweite Kirche baut, ist die evangelische Gemeinde auf eine ganz unzulängliche alte Krankenbaracke bei dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Missionshause angewiesen. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat einen schönen Bauplatz in der Stadt geschenkt, und die Gemeinde hat 10000 Mark gesammelt, aber 150000 Mark sind vonnöthen. Man hofft auf eine Collecte im evangelischen Deutschland, ruft aber zugleich alle Freunde der evangelischen Kirche im Vaterlande um Beiträge an, welche an Herrn Calculatur-Vorsteher Heberle in Dar-es-Salaam einzusenden sind.

Das größte Interesse hat in letzter Zeit der Bau einer Erlöser-Kirche in Jerusalem erregt, welche zur Verselbständigung des deutsch-evangelischen Kirchenwesens in der Hauptstadt des heiligen Landes erforderlich war und soeben am 31. October durch Se. Majestät unseren Kaiser persönlich eingeweiht worden ist. Der Gustav-Adolfs-Verein hat bei dieser Gelegenheit für den Bau des zugehörigen Pfarrhauses 35000 Mark gespendet, auch unser Provinzialverein hat ca. 500 Mark hinzugethan. Es

ist nicht unsere Sache, die Motive dieser kaiserlichen Orientfahrt darauf zu untersuchen, ob bei ihr politische Zwecke mitgespielt haben: genug, daß der einzige erklärte Zweck derselben eine Ehrung der evangelischen Kirche und ein Bekenntniß zu derselben vor aller Welt ist. Nur insofern mußten die Konstantinopeler Festtage der deutsch-evangelischen Christenheit peinliche Empfindungen erregen, als sie nicht vergessen konnte, daß an den Händen des Sultans, die unsere Majestäten freundschaftlich drückten, das Blut von hunderttausend unschuldig hingemordeten armenischen Christen klebt, Christen, die damals in ihrer furchtbaren Todesnoth vergebens auf ein Macht- und Schutzwort des deutschen evangelischen Kaisers hofften, welches zu sprechen eine herzlose und unwahrhaftige deutsche Reichspolitik zur Zeit verbot. Möchte es diesmal wenigstens im Stillen gesprochen worden sein, denn es entspricht nicht den Traditionen des großen Kurfürsten und seiner Nachfolger, sich bloß deutscher Christen, evangelischer oder katholischer, anzunehmen, dagegen Mitchristen anderer Nationalitäten „des Papstes und des Türken Mord" zu überlassen. Daß die glänzende Orientfahrt des Kaisers der evangelischen Kirche in den Augen des Völker- und Religions-gewirres im Orient ein erhöhtes Ansehen verliehen, schlagen wir nicht allzuhoch an; die stille Arbeit, der untadlige Wandel, die Schulthätigkeit und die Barmherzigkeitswerke unserer Vertreter im Orient wirken in dieser Hinsicht nachhaltiger. Dagegen begrüßen wir dankbar die von Sr. Majestät bei dieser Gelegenheit angestrebte Zusammenfassung der verschiedenen deutschen und auch außerdeutschen evangelischen Landeskirchen; alles, was uns aus der traurigen, in Deutschland geradezu sinnlosen Auseinandersperrung durch politische Schlagbäume herausführt, hat einen hohen realen Werth.

Die preußische Regierung und die Curie. Die Abberufung des preußischen Gesandten bei der Curie, des vom vorigen Winter her bekannten Herrn von Bülow, hat vorübergehend die öffentliche Meinung beschäftigt. Vorübergehend, — denn kaum war die Abberufung bekannt geworden, so wurde auch schon die Ernennung eines Nachfolgers, Herrn von Rotenhan, bekannt. Unter diesen Umständen wird selbst das unwahrscheinlich, daß der Grund der Abberufung in jener päpstlichen Ansprache an französische Pilger liege, welche dem deutschen Protectorat über die deutschen Katholiken im Orient entgegenzutreten schien; denn hätte man hierüber eine Demonstration machen wollen durch Abberufung des Gesandten, dann durfte man diese Demonstration doch nicht gleichzeitig durch Ernennung eines Nachfolgers zu nichte machen. Vielmehr scheint doch der eigne Wunsch des Herrn von Bülow und dazu vielleicht auch eine Unzufriedenheit mit seinen Leistungen den Anlaß gegeben zu

haben. Viel besser hätte die Regierung gethan, die Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhle einzuziehen und die ganz unnütz darauf verwendeten 90 000 Mk. zu sparen, indem ihr ja, wenn sie etwas mit dem Papste zu verhandeln hat, der Cardinalfürstbischof Kopp das offenbar ebensogut besorgt. Es ist interessant, daß über den Werth der preußischen Gesandtschaft beim römischen Stuhl zwei sonst weit auseinandergehende sachkundige Beurtheiler so zusammenkommen, wie Prof. Mirbt in seinem Magdeburger Vortrag und der Spectator der Allg. Zeitung. Der erstere hat die denkwürdige Notiz mitgetheilt, daß Niebuhr, der erste preußische Gesandte bei der Curie gegen Ende seiner Wirksamkeit dem dortigen englischen Gesandten gerathen hat, der katholischen Kirche daheim alles Gute zu thun, aber ja keine Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhle einzurichten. Und der Spectator — allerdings ein weit besserer Retro-Spectator als Zukunftsberather — hat in neueren Aufsätzen der Allgemeinen Zeitung die Verhandlungen der preußischen Regierung mit der Curie, welche seinerzeit durch Niebuhr und Hardenberg geführt worden sind, durch eine Reihe von Detailmittheilungen illustrirt, die man in Preußen nicht ohne Schamröthe lesen kann. Die Urtheile und Vorschläge Niebuhrs über das Abkommen mit Rom, die man in Berlin als hohe Weisheit aufnahm, erscheinen hier von einer bewundernswerthen Naivität; der Staatskanzler Hardenberg aber genehmigt dieselben nach Niebuhrs eigner Aussage ohne sie irgend zu verstehen, und läßt sich für das Abkommen vom päpstlichen Stuhl „mit dem üblichen Trinkgeld“ (d. h. in baarer Münze) belohnen.

Zur Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl wünschte sich das Centrum und sein Anhang neuerdings auch die katholische Abtheilung im Cultusministerium zurück. Die „Germania“ hat es gewagt, ein Wort Windthorsts über diese Institution zu wiederholen: „Man hat sie aufgelöst, weil das Cultusministerium den Einblick katholischer Augen in die Acten nicht verträgt.“ Da ist es denn zeitgemäß gewesen, daß über diesen „Einblick katholischer Augen in die Acten“ historische Klarheit geschaffen und an eine bekannte und doch von vielen vergessene Thatsache erinnert ward. Im Jahre 1871 hat Herr v. Mühler, der mit der katholischen Abtheilung so große Geduld gehabt und ihr so große Freiheit gelassen, daß ihn Fürst Bismarck darüber rectificirte, erklärt, er sei genöthigt gewesen, vertrauliche Correspondenzen über die Angelegenheiten der katholischen Kirche oder den diplomatischen Verkehr mit Rom und dem auswärtigen Amte der katholischen Abtheilung zu entziehen und dem Centralbureau zur Bearbeitung zu überweisen.“ Und im Frühling 1877 kam eine in der Justizcommission des Abgeordnetenhauses gethane Aeußerung des Ministerialdirectors Dr. Förster in die Oeffentlichkeit, „daß aus den Acten des Cultusministeriums ein das Eigenthum des Fiskus an den Pfarrdotalgütern nachweisender Bericht des rheinischen Oberpräsidiums von 1833 aus-

geschnitten und spurlos verschwunden sei. Eine derartige absichtliche Beseitigung von Actenstücken, welche das Verhältniß des Staates zur katholischen Kirche im Interesse des ersteren klarzustellen suchen, sei während der Amtsperiode des Ministers v. Mühler systematisch betrieben worden, so daß aus den Repositorien ganze Actenbündel verschwunden seien." Es waren also Diebesaugen, Augen von Staatsverräthern, deren Einblick in die Acten das Cultusministerium nach Windthorst und „Germania" nicht vertragen konnte.

Trinkspruch auf Magdeburg vom 5. October 1898.

Meine verehrten Herren und Freunde! Ich lade Sie ein, des Namens zu gedenken, der heute den Anspruch hat unmittelbar hinter dem Namen des Kaisers gefeiert zu werden, — des Namens Magdeburg. Mein Gruß und Spruch gilt der altevangelischen Stadt, die uns gastfrei umfängt, die diese Tage des Evangelischen Bundes mit uns feiert, deren Vertreter die Festfreude dieser Stunde mit uns theilen.

Es ist sehr leicht, und es ist sehr schwer, hier über Magdeburg etwas zu sagen. Sehr leicht, denn die Thatsachen, an welche anzuknüpfen ist, stehen ja allbekannt, riesengroß vor unseren Augen. Aber ebendarum ist es schwer, über dieselben etwas zu sagen, was in diesen Tagen nicht schon mehr als einmal gesagt worden wäre. Ich will versuchen, das Allbekannte unter einen neuen Gesichtspunkt zu stellen: Magdeburg das Sinnbild unserer deutsch-protestantischen Geschichte und das Vorbild unseres Evangelischen Bundes!

Es sind drei Bilder aus der Geschichte Magdeburgs, an die ich Sie erinnere. Das erste ist das Magdeburg von 1548. Der erste gewaltthätige Gegenschlag gegen die große reformatorische Bewegung in Deutschland ist erfolgt, der schmalkaldische Bund ist gesprengt, die Schlacht bei Mühlberg verloren, der Kurfürst und der Landgraf gefangen; unaufhaltsam wälzen sich die siegreichen kaiserlichen Heere auch über das norddeutsche Land. Da zuerst heißt es: hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Der einzige Sieg, den im schmalkaldischen Kriege Protestanten erfochten haben, den hat nach dem Falle der Fürsten niedersächsisches Volk erkämpft, und die einzige Stadt, die ihre Thore dem spanischen Kaiser und seinem Interim nicht geöffnet hat, ist Magdeburg gewesen; hier an Magdeburgs Mauern hat sich 1548 das Geschick des halbverlorenen deutschen Protestantismus gewendet! Meine Freunde, wir leben heute in Deutschland wieder in einer Art von schmal-

kaldischem Krieg. Als wir uns vor elf Jahren dem Ansturm des Deutschland immer stärker überflutenden modernen Romanismus entgegenwarfen, als wir den Evangelischen Bund begründeten, da empfingen wir aus dem Munde eines edlen deutschen Fürsten das denkwürdige Wort: Versucht es, — vielleicht daß es euch gelingt, die halbverlorene Schlacht des deutschen Protestantismus wider Rom wieder zum Stehen zu bringen. Meine Freunde, wenn in diesem Kampfe eine Schlacht verloren worden ist, dann haben sie unsere Fürsten, unsere Regierungen verloren, unser deutsches Volk, unser deutsches Bürgerthum hat sie nicht verloren! Im Namen unseres Volkes, im Namen seiner Reformation stützen wir uns auf das wie Magdeburgs Mauern feststehende deutsch-protestantische Bürgerthum, lehnen wir uns heute hier in Magdeburg an diese Mauern an: möchte wie damals, so heute von diesen Magdeburger Mauern eine heilsame Wendung ausgehen im großen Kampfe der Zeit!

Mein zweites Bild ist das Magdeburg von 1631. Ach, auch diese Mauern haben nicht immer zu widerstehen vermocht. Es kam der Tag, da „das stolze Ilion hinsinkt"; der Tag, da durch die Mauerlücken die grimmen Feinde fluteten, da die Blutströme durch die Straßen rannen und die Stadt im Feuer versank. Magdeburg, — auch so das Sinnbild des deutschen Vaterlandes, das dreißig Jahre lang zertreten, mit Feuer und Schwert verheert, zur Ruine unter den Völkern gemacht ward um seines evangelischen Glaubens willen! Predigt nicht auch das unserer Gegenwart? Ich will kein Unglücksprophet sein, aber Unglückspropheticen sind noch immer eingetroffen, wo man die warnenden Lehren der Geschichte nicht geachtet hat. Welches sind diese Lehren von damals? Daß wir auch heute wieder zu schaffen haben mit der furchtbarsten und zugleich herzlosesten Macht dieser Welt, einer Macht, der es nicht darauf ankommt, auch ein ganzes Volk zu zertreten und zu erwürgen, wenn sich dasselbe ihrem Gehorsam entzieht. Und daß es heute wie damals keine elendere und verderblichere Politik gibt als sich vor diesem Erbfeind Deutschlands die Augen zu verschließen und ihn mit Zugeständnissen, mit Compromissen gewinnen zu wollen, wie damals die schwachmüthigen, neutral sein wollenden Reichsstände thaten, die das Unheil erst recht über Magdeburg, über Deutschland herabgerufen haben. Oder wollten wir wirklich wieder mit der Macht Compromisse schließen, von der schon der große Kurfürst sagte, daß sie ihren protestantischen Verbündeten nichts Besseres zu bieten habe als das Beneficium Polyphemi an Odysseus, als der letzte gefressen zu werden? Wollten wir die wirklich zurückrufen und als Helfer in der socialen Noth begrüßen, welche damals sprachen: Wenn Deutschland sich nicht duckt, dann wollen wir sengen und brennen, daß die Engel im Himmel die Füße in die Höhe ziehen, und von

denen ihr eigener General gesagt hat: Sint ut sunt, aut non sint, — die noch heute dieselben sind?

Aber noch eine andere Lehre der Geschichte nehme ich von damals. Als Magdeburg verblutete und verbrannte, da stand der Retter des evangelischen Deutschlands schon vor der Thür, der Gideon, der Israels Noth wenden sollte, denn Gott verläßt seine Sache nicht. Und das führt mich zu dem dritten Bilde hinüber, zu dem Magdeburg der Gegenwart. Es hat sich herausgearbeitet aus den Ruinen; schöner, mächtiger, prächtiger als es je gewesen, ist es aus seinem Elend erstanden, — auch darin ein Sinnbild des ganzen Deutschlands, das um 1648 darniederlag wie kaum je ein Volk der neueren Geschichte, und das heute im Jahre 1898 sich emporgehoben hat wie kein anderes Volk. Es ist ein Gottesgeheimniß in diesem Umschwung, — wie geschrieben steht: Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden. Unser deutsches Volk hat zu seiner Zeit das Ewige dem Zeitlichen vorgezogen; es hat in jenen Jahrhunderten, da andere Nationen ihre politische Einheit und Größe begründeten, die seine geopfert um des Gewissens, um der ewigen Wahrheit willen: es ist darüber bis an den Rand des zeitlichen Untergangs gekommen, aber Gott hat ihm gelohnt und herrlich vergolten. Er hat den vor drittehalb Jahrhunderten verwüsteten und verstümmelten Baum des deutschen Protestantismus wieder grünen und blühen lassen, und alles was wir heute Großes und Herrliches unser nennen, ist seine Frucht. Aus dem kategorischen Imperativ der Selbstverantwortung vor Gott, aus der Geistesfreiheit, die an der erschlossenen heiligen Schrift sich entzündete, ist der Staat des großen Kurfürsten, ist die deutsche Culturblüthe des 18. Jahrhunderts, ist die patriotische und religiöse Erhebung der Freiheitskriege, in welcher der protestantische Norden den katholischen Süden mit fortgerissen hat, hervorgewachsen, und ihre jüngste Frucht heißt Kaiser und Reich. Und nun uns die evangelische Freiheit alle diese Früchte getragen hat, sollten wir uns abermal unter das knechtische Joch fangen lassen? Alle guten Geister unserer Geschichte rufen uns zu: Deutsches Land, deutsches Volk, halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme!

Oder sollten wir sagen: das Jetzt und das Einst gehen einander nichts an; das Magdeburg von heute ist nicht mehr das Magdeburg von vormals, — damals eine kirchliche, heute eine weltliche Stadt? Ich denke, meine Freunde, das Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist vorhanden und offenbar: untergegangen und neu geworden sind die Häuser, die Straßen Magdeburgs, aber stehen geblieben sind die Kirchen. Sie sind die Sinnbilder dessen, was unsere Gegenwart mit den großen alten Zeiten, mit den Tagen der größten That des deutschen Geistes verbindet. Oder, — sehen wir ab von den Kirchen in der Vielheit, den Sinnbildern jener

vielen deutschen Landeskirchen, von denen unser heutiger Redner sagte, daß sich niemand für sie begeistern könne; bleiben wir bei der Einen, bei Magdeburgs herrlichem Dom. Man wird ihn erhalten, schmücken, verjüngen, — aber nimmermehr ihn abtragen: er bleibt der ganze Stolz, die ganze Liebe der Stadt. So steht sie vor unseren Geistesaugen, die Eine theure evangelische Kirche Deutschlands, an der wir halten, die wir bauen wollen, die inmitten des erneuten Deutschlands thronen soll als die rechte Geistesheimath unseres Volkes.

Magdeburg, das Sinnbild unserer deutsch-protestantischen Geschichte; Magdeburg, das Vorbild des Evangelischen Bundes, das altevangelische, bis in den Tod getreue, herrlich wieder auferstandene Magdeburg — es lebe hoch!

Redactionelles.

1. Der Verfasser des im vorigen Heft veröffentlichten Aufsatzes „Kloster Hirschau", Herr Lic. Schott in Schorndorf, ersucht mich um die Mittheilung, daß dieser Aufsatz, ursprünglich ein Vortrag, auf der Benutzung der gelehrten Schrift von Prof. Giseke in Magdeburg „Die Hirschauer im Investiturstreit", sowie auf den Ausführungen von D. Bossert in seiner Kirchengeschichte Württembergs beruhe. Verfasser bedauert, diese Anführung, welche beim mündlichen Vortrag geschah, aus Versehen seinem Manuscript nicht beigefügt zu haben.

2. Der Verfasser der beiden früheren Aufsätze „Die Kirchengeschichte und die amtliche Kirche", wünscht nachträglich auf den Leitfaden der Kirchengeschichte aufmerksam zu machen, welchen der weiland Präses der rheinischen Provinzialsynode D. Evertsbusch in Lennep verfaßt hat und welcher im rheinischen Confirmandenunterricht gebraucht wird.

Halle, 4. Nov. 1898. B.

Aus dem inneren Leben der englischen Kirche.

Eindrücke von dem Church Congress in Bradford und von Besuchen in York und Canterbury.

I.

Eines der stoff- und gedankenreichsten Werke über die englischen Dissenters ist das von Robert Barclay über das innere Leben der religiösen Gemeinschaften aus der Zeit der Republik (The inner life of the religious societies of the commonwealth). Während Weingartens deutsche Darstellung der „Revolutionskirchen Englands" vorwiegend den äußeren Hergang ihrer Entstehung und Verbreitung schildert, hat der englische Verfasser (der persönlich der gleichen Familie angehörte, wie der neben William Penn hervorragendste Mitbegründer der Quäkergemeinde) das „innere Leben" der nonconformistischen Kirchen zur Darstellung gebracht. Innerhalb des Specialgebietes, und mit einer überraschenden Fülle neu erforschten Materials, finden wir hier aber doch im Grunde die gleichen Gedankengänge wieder, wie in des New Yorker Loring Brace Gesta Christi, unter welchen „Thaten Christi" er nicht etwa (wie man zuerst glauben könnte) ein Leben Jesu, sondern die Geschichte der Fortschritte der Humanität unter dem Einflusse des Christenthums versteht. Auch Waddingtons Congregational History und die schöne Biographie von Carstares, dem schottisch-presbyterianischen Caplan Wilhelms III., — beides Bücher, die ich meinem unvergeßlichen Leidener Collegen Rauwenhoff ebenso danke, wie die Kenntniß der Controverse zwischen Stanley und Rainy und der Literatur über den damals in Deutschland noch ganz unbeachteten Josua Davidson — führen unwillkürlich auf verwandte Gesichtspunkte. Aber von der Church of England kannte ich bis dahin nichts Aehnliches. Wie kommt es nun aber — so habe ich mich seither oft gefragt —, daß die von Dissenters geschriebenen Werke sich mir jetzt immer wieder als Vorbild aufdrängen, wenn ich versuchen will, aus der Masse gewichtiger Eindrücke eben aus dieser Church die leitenden Grundgedanken herauszufinden? Es kann wohl nur den Grund haben, daß mir zum ersten Mal das „innere Leben" auch der großen englischen Staatskirche anschaulich vor Augen getreten ist, während die bisherige Bücherkenntniß nur Namen und Daten an die Hand gab statt lebensvoller Persönlichkeiten, oder Controversen über abstracte Theorien statt

concreter Wirklichkeit. Eben deshalb ist es aber zugleich meine Pflicht, den Leser gleich von vornherein darüber ins Klare zu setzen, daß dieses „innere Leben“ mir wirklich recht eigentlich imponirt hat. Ja, ich habe geradezu den Eindruck mitgebracht: wenn der deutsche Protestantismus unserer Tage diesen alles durchdringenden Christusglauben, diese Macht der Bibel über das Volksleben, dieses alle socialen Schichten und alle Parteien beherrschende kirchliche Interesse besessen hätte, — die schmähliche Niederlage im Culturkampfe mit ihrer erst allmählich zu Tage tretenden, alle Lebensverhältnisse umspannenden Tragweite wäre uns erspart geblieben.

Es kommen allerlei Gründe zusammen, welche dieses nüchterne Ergebniß zu einem mich selbst überraschenden gemacht haben. Auch über sie möchte ich von vornherein niemanden im Zweifel lassen. Denn es läßt sich leicht begreifen, daß andere noch mehr darüber überrascht sein werden. Wohl empfinden ja die Männer der älteren Generation, deren leuchtendes Vorbild unser Kaiser Friedrich gewesen ist, anders über die Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien, als es das junge Geschlecht thut, welches dem großen Kanzler wieder einmal mit Vorliebe die Art seines Räusperns und Spuckens abgelernt hat. Aus den Tagen unserer eigenen Jugend haben wir Aelteren es nicht vergessen können, was aus dem preußischen Staate, was aus dem deutschen Volke geworden war in jener Zeit, als der preußische Kronprinz die englische princess royal zum Altar führte, und als die Berliner Versammlung der evangelical alliance über die Zukunftsaufgabe der gegenseitigen Befruchtung des deutschen und britischen Protestantismus berieth. Aber seither hat sich die ganze Lage geändert. Kein Verständiger wird sich darüber täuschen, daß die vorherrschende Stimmung bei uns nichts weniger als eine England freundliche ist. Die „Enquêten“ mehrerer unserer größten Zeitschriften lassen über diesen Punkt so wenig einen Zweifel, als über die ebensowenig deutschfreundliche Stimmung jenseits des Canals.

Es ist schwer anzunehmen, daß dies so bald anders werden wird. Wenn ein bis dahin über die Achsel angesehenes Volk mit einem Schlage als der gefährlichste Mitbewerber um das, was ein anderes Volk bis dahin als sein Monopol ansah, auftritt, so ist es leicht begreiflich, daß dieses andere sich nicht so rasch in diese Lage hineinfindet. Es ist nicht viel anders in Holland mit der Beurtheilung Preußens nach 1866 gegangen. Daß umgekehrt die deutschen Staatsmänner obenan die Pflicht haben, energisch und unermüdlich überall die nationalen Interessen zu wahren, versteht sich von selber. Diese Interessen verlangen aber in erster Reihe, daß Deutschland sich nicht (wie es nach der Ernennung Stablewskis zum Erzbischof so kurz nach seiner Thorner Brandrede gegen Rußland ernstlich zu befürchten stand) durch polnisch-päpstliche Satelliten in ein gegensätzliches Verhältniß zu Rußland

hineintreiben läßt. Das Verhältniß zu England kann erst in zweiter Reihe für uns in Betracht kommen.

Zu den politischen Reibungen kommen grundverschiedene Empfindungen in wichtigen Principienfragen. Die Umstimmung des früher so eng mit dem englischen Königshause befreundeten großen Kaisers mit Bezug auf England läßt sich in den im Kriegsjahre an seine Gemahlin gerichteten Briefen von Stufe zu Stufe weiterverfolgen. Das Geschäft mit der Kriegscontrebande während des französischen Krieges erschien im Vergleich zu den vielen Tausenden von Menschenleben, welche die dadurch ermöglichte Fortdauer des Krieges verschlang, immer weniger entschuldbar. Die gleiche Verschiedenheit im Urtheile zeigte sich in Bezug auf Transvaal. Bei einer der vorgenannten „Enquêten" hat sogar ein so unbefangen urtheilender Historiker wie Hartpole Lecky die Antheilnahme Deutschlands an der niederdeutschen Bauernrepublik in Süd-Afrika als den Hauptbeschwerdepunkt der Engländer seit dem Telegramm des Kaisers an den Präsidenten Krüger bezeichnet. Ueber den Brigantenzug Jamesons und die anderen ähnlichen Mittel von Cecil Rhodes wird aber kein ehrlicher Deutscher jemals anders urtheilen, als es jenes Telegramm gethan hat.

Eine warme gegenseitige Zuneigung zwischen verschiedenen Völkern mit sich kreuzenden Interessen ist überhaupt gerade dann, wenn sie stammesverwandt sind, am wenigsten zu erwarten. Wofür ich jedoch als guter Deutscher, der kein deutsches Interesse aus Freundschaft für England geschädigt sehen möchte, an dieser Stelle plaidiren möchte, das ist ein gerechtes, auf Sachkenntniß beruhendes Urtheil über die Ursachen, welche England seit der Reformation so lange zum führenden Volke in der Culturgeschichte gemacht haben. Und eben hieran fehlt es — im engsten Zusammenhang mit der Stellung der Tagespresse zu unserem eigenen kirchlichen Leben — in einem kaum noch zu überbietenden Grade. Was unsere heutige Journalistik leistet in Ausfällen über den sogenannten „cant" in England und all die Heuchelei, die damit zusammenhängen soll, und worunter die uns ungewohnte Sabbathbehandlung des Sonntags nur ein einzelner kleiner Punkt ist, übersteigt nachgerade alle vernünftigen Grenzen. Ihr Prophet Nietzsche geht ihr freilich auch hier wieder voran.

Aus Band VII, S. 211 ff. seiner Gesammelten Werke hat neulich Jentsch die folgenden Stylblüthen gesammelt: „Woran es in England fehlt und immer gefehlt hat, das wußte jener Halb-Schauspieler und Rhetor gut genug, der abgeschmackte Wirrkopf Carlyle, welcher es unter leidenschaftlichen Fratzen zu verbergen suchte, was er von sich selbst wußte: nämlich woran es in Carlyle fehlte, an eigentlicher Macht der Geistigkeit, an eigentlicher Tiefe des geistigen Blicks, kurz an Philosophie. Es kennzeichnet eine

solche unphilosophische Rasse, daß sie streng zum Christenthum hält... Der Engländer, düsterer, sinnlicher, willensstärker und brutaler als der Deutsche, ist eben deshalb, als der gemeinere von beiden, auch frommer als der Deutsche... Für jenes Vieh von Trunkenbolden und Ausschweifenden, welches ehemals unter der Gewalt des Methodismus und neuerlich wieder als Heilsarmee moralisch grunzen lernt, mag wirklich ein Bußkrampf die verhältnißmäßig höchste Leistung von „Humanität" sein, zu der es gesteigert werden kann."

Wohin wir selber noch kommen werden, wenn die Wortführer des Nietzsche-Cultus weiter so das große Wort in der Tagespresse führen dürfen, wie weiland die Adepten des — persönlich allerdings ungleich edleren — Strauß? Daß diese Herren insgesammt nur den weiteren Triumphzügen des Papstes über unser junges deutsches Reich in die Hände arbeiten, genau ebenso wie die Führer der Socialdemokratie, werden ihre Nachkommen am eigenen Leibe zu verspüren haben. Aber wir haben es hier mit dem Einfluß Nietzsches auf die Haltung unserer Tagespresse nur insofern zu thun, als die Tobsuchtsanfälle des unglücklichsten aller Kranken mit Bezug auf die Werthung von Frömmigkeit und Christlichkeit auf britischem Boden uns klar machen müssen, warum wir bei allem Widerstreit der Politik dort für uns selber zu lernen haben. Wenn Einer, der sich selbst in der Rolle des „Antichristen" gefällt, derartig über etwas ergrimmt ist, so ist das für den Christgläubigen sicher ein Zeichen, daß etwas Gutes darin steckt.

Die allwaltende Hand Gottes hat den langen Jahren nationaler Schmach die ruhmreiche Wiedererstehung des deutschen Reiches folgen lassen. Aber sind nicht gerade seither in unserem Volksleben nur zu viel Erscheinungen zu Tage getreten, die es deutlich bekunden, daß es mit den Völkern gerade so steht wie mit den Einzelpersonen? Denn während schwere, ernste Zeiten im Großen und Ganzen wie im Einzelnen alle moralischen Kräfte stählen, wirkt anhaltendes Glück nur zu leicht sittlich erschlaffend. Treitschke hat das in seiner ergreifenden Art an den reich und mächtig gewordenen Niederlanden geschildert. Seine zürnende Bußpredigt paßt aber in der That auch auf heutige deutsche Verhältnisse. Wir Aelteren von Jahren empfinden darum alle etwas Aehnliches, wie Beyschlag es am italienischen See niederschrieb. Die Jugend sieht die Gefahren nicht, die ihr selbst drohen; sie freut sich nur, daß sie es — freilich nicht durch ihr Verdienst — so herrlich weit gebracht hat. Und damit ist ein Absprechen über die Leistungen anderer Völker verbunden, das nur das andere Extrem ist zu dem alten Fehler, unbesehen alles Fremdländische zu copiren.

Die aus solcher Quelle erwachsenen Stimmungen im Urtheil über englische Verhältnisse liegen freilich uns Aelteren ferner. Aber es muß

gleich beigefügt werden, daß mit Bezug auf das Kirchenwesen Großbritanniens auch unsere Urtheile unter Einflüssen gestanden haben, welche speciell für die Staatskirche, die uns obenan als die Parallele unserer eigenen großen und kleinen Staatskirchen erschien, nichts weniger als sympathisch waren. An Presbyterianern und Independenten, an Baptisten und Methodisten oder auch umgekehrt an Deisten und Unitariern hatte man leicht alles Gute herausgefunden. Durch das Zwittergebilde von katholischen und protestantischen Elementen in der Church of England fühlte man sich von vornherein abgestoßen. Der königliche Blaubart Heinrich VIII. galt als ihr Schöpfer, die reformationsfeindlichen Stuarts als ihre Hüter, jeder wirkliche Fortschritt als mühsam ihr abgerungen. Zu den unfreundlichen Eindrücken früherer Jahrhunderte kamen dann in unserem eigenen noch die massenhaften Unterwerfungen unter das Papstthum seit der Traktarianerbewegung, sowie die dem Könige Friedrich Wilhelm IV. bei der Begründung des Jerusalemer Bisthums nachgesagten Absichten hinzu. Eine Sympathie in weiteren deutsch-protestantischen Kreisen hat die Church eigentlich kaum jemals besessen. Wo der Referent es als Kirchenhistoriker versucht hat, ihrer Eigenart, ihren Leistungen geschichtlich gerecht zu werden[1]), mußte er sich stets bewußt sein, es mit der opinion publique zu verderben.

Nun aber gar erst die Ereignisse der letzten Jahre! Das immer frechere Auftreten einer kryptopapistischen, den Glauben der Gemeinde vergewaltigenden Partei unter den Ritualisten! Das immer jämmerlichere Buhlen der sogenannten Church Union von Viscount Halifax und Genossen um ein bischen milderes Urtheil seitens der päpstlichen Unfehlbarkeit! In der That: die immer neuen Symptome für die Verbreitung einer so lebensgefährlichen Infection hatten auch Freunde der bischöflichen Kirche stutzig gemacht.

Es ist oben schon angedeutet, daß ich in England selbst ein ganz anderes Urtheil gewonnen habe. Sollte den geradezu entgegengesetzten Eindrücken, die ich nunmehr aus eigener Anschauung mitgebracht habe, vielleicht die Thatsache zu Grunde liegen, daß ich gerade den ersten deutlichen Symp-

1) Es ist dies besonders in der dritten Auflage meines Handbuchs der Fall. Die beiden ersten Auflagen hatten, wie überhaupt, so auch bei dem britischen Protestantismus, nur die neuen Erscheinungen unseres Jahrhunderts geschildert. In dem I. Band der III. Auflage ist zuerst der Versuch gemacht worden, diejenigen Theile der britischen Kirchengeschichte, welche die allgemeine Entwicklung seit der Reformation mitbedingt haben, in diesen allgemeinen Zusammenhang hineinzustellen. Vgl. die §§ 6 (die englische Doppelreformation in ihrer allgemeinen Bedeutung), 11 (Toleranz und natürliche Religion in England), 23 (der Materialismus in Frankreich und der Methodismus in England), 48 (Neubildungen im englisch-amerikanischen Kirchenthum).

tomen des Beginns einer mächtigen Gegenströmung beiwohnen durfte? daß ein neues interessantes Kapitel britischer Kirchengeschichte begonnen hat? Es könnte in der That sein, daß die Berathungen der letzten großen Lambeth-Conferenz eine größere Bedeutung gehabt haben, als im Anbeginn verlautete. Jedenfalls läßt sich das, was auf und seit dem diesjährigen Church Congress zu Tage getreten ist, nur als die reifende Ernte einer schon vor längerer Zeit begonnenen Aussaat verstehen. Die geistesmächtige Präsidialrede des Bischofs von Ripon, die gemüthstiefe Eröffnungspredigt des Erzbischofs von York, die unmittelbar auf den Congreß gefolgte thatenreiche Visitationsreise des Erzbischofs von Canterbury und noch manches Aehnliche verdienen es, als recht eigentliche „Zeichen der Zeit" aufgefaßt zu werden. Allein schon die leidenschaftlichen Angriffe der reformationsfeindlichen Partei lassen keinen Zweifel darüber.

So meine nachträgliche Empfindung, zumal nach dem Vergleich der Visitationsreden des Primas mit dem Verlauf des Congresses. Aber schon der Anfang des Congresses selbst hinterließ einen solchen Eindruck. In dem gleich am zweiten Tage desselben an die „Tägliche Rundschau" gesandten Bericht über diesen Anfang heißt es ausdrücklich: „Ob ich es auf einem anderen Congreß so gut getroffen haben würde, muß dahingestellt bleiben." Es waren speciell die beiden schon genannten Reden des Bischofs von Ripon und des Erzbischofs von York, welche diesen Gedanken nahe legten und mit ihm zugleich die Parallele mit dem Evangelischen Bunde. Nach den vielen anderen Beobachtungen, die mir in den folgenden Wochen ermöglicht waren, ist es mir selber von Interesse gewesen, jene ersten Eindrücke mir nochmals vergegenwärtigen zu können, und glaube ich sie daher auch den Lesern nicht vorenthalten zu sollen.

„Eine dem Evangelischen Bunde verwandte Bestrebung hat der Church Congress schon darin, daß die verschiedenen geschichtlich erwachsenen Richtungen der Church in ihm mit einander verbunden sind. Alle diese Richtungen haben daneben ihre Sonderversammlungen. Aber hier sind high und low und broad church gleichzeitig vertreten. Daß sie sich gegenseitig bedingen, einander nöthig haben, von einander lernen müssen, das war alsbald der begeisternde und von Stürmen des Beifalls unterbrochene Grundton der Präsidialansprache des Bischofs von Ripon ... Bischof Boyd Carpenter ist einer der hervorragendsten Theologen der englischen Kirche, und in seinen zahlreichen Schriften tritt ein unseren tiefsten Denkern, zumal Richard Rothe verwandter Geist zu Tage. Schon mit 40 Jahren ist er Bischof geworden, hat auch schon einmal — 1886 in Waterfield, zwei Jahre nach seiner Berufung zum Bischof — einem solchen Congreß präsidirt. Der „English Churchman" (a protestant family journal) bringt sein Bild

und seine Biographie zur Einführung in den diesjährigen Congreß. Darin sind seine früheren Stellungen sowohl wie seine Schriften aufgezählt (u. a. war er schon 1878 zum Honorary Chaplain der Königin ernannt, hielt auch 1887 die Jubiläumsrede, bei welcher noch unser Kaiser Friedrich zugegen war). Ein späterer Artikel desselben Blattes hat daneben noch die zahlreichen Diöcesanarbeiten und Stiftungen des Bischofs aufgezählt, wie auch dem Mayor und dem Vicar von Bradford besondere Artikel mit Portrait gewidmet sind. Als der herzergreifende, gottbegnadete Redner, als welcher der Bischof in seinem Vaterlande bekannt ist, hat er gleich durch seine erste Ansprache dem diesjährigen Congreß einen dem evangelischen Deutschen besonders sympathischen Charakter gegeben."

Das Gleiche gilt von der gedankenreichen und dabei immer auf die Geschichte recurrirenden Eröffnungspredigt des Erzbischofs von York. Neben ihm haben gleichzeitig in anderen Kirchen der Bischof von Glasgow und der Bischof von Derry gepredigt. Referent kann aber nur von dem feinen geistvollen Auftreten des Erzbischofs Zeugniß ablegen.

Als echter Führer seiner Kirche ging er keiner Schwierigkeit aus dem Wege, sondern wies auf die Wege zur Ueberwindung derselben. Es galt dies besonders von den jüngsten ritualistischen Agitationen, denen gegenüber er an „die tief eingewurzelte Antipathie gegen den Romanismus erinnerte, welcher glücklicherweise für die große Majorität des englischen Volkes charakteristisch sei." Vor der ehrfurchtslosen Einmischung unwissender Demagogen ebenso warnend wie vor dem Versuch, das Parlament hereinzuziehen, erklärte er: „Die Kirche von England ist stark genug, durch ihre eigene gesunde Thätigkeit ungesunde Neubildungen auszustoßen."

Die in den zuletzt angeführten Worten ausgesprochene Erwartung kann ich heute nur vollauf unterschreiben. Aber die Anführung dieser Reden hat uns überdies schon sofort mitten in eine der vielen Begebenheiten hineinversetzt, von denen eigentlich der chronologischen Reihe nach erzählt werden sollte. Ich muß jedoch offen gestehen, daß ich mir bei der Menge der einander ablösenden Einzelbeobachtungen nicht anders zu helfen gewußt habe. Ich habe mich daher schließlich dazu entschlossen, von all dem Beiwerk eines Reisetagebuchs abzusehen und nur die zur Illustration des Ganzen dienenden Daten nach und nach einzuschalten. Es bedarf somit, bevor wir auf die mannigfachen Meetings des Church Congress näher eintreten, nur noch einer kurzen Orientirung über die Entstehungsgeschichte dieser Congresse und ihren Zusammenhang mit der Lambeth-Conferenz und der anglo-continentalen Gesellschaft. Einer genaueren Charakteristik der in diesen gemeinsamen Arbeiten sich immer wieder zusammenfindenden innerkirchlichen Gruppen glaube ich mich dagegen im Hinblick auf die darüber auch bei uns leicht zugäng-

liche Literatur an dieser Stelle entschlagen zu dürfen. So bietet z. B. Pfleiderers Abriß der Geschichte der deutschen Theologie zugleich eine geistvolle Skizze der neuesten theologischen Bewegungen in England. Die zahlreichen Einzelcontroversen aber werden übersichtlich zusammengestellt in der gründlichen Darstellung von Clemen in den St. u. Kr. von 1892. Die drei Hauptrichtungen der high, low und broad church sind auch bei Clemen bereits in ihrer inneren Zusammengehörigkeit erkannt. Noch deutlicher tritt dieselbe in dem noch speciell zu erwähnenden Werke Barrys, S. 39—45, zu Tage, wo der Ursprung einer jeden in das Licht einer religiösen Erweckung tritt.

Um dies richtig zu würdigen, muß allerdings die Eigenart der high church party besser verstanden werden, als dies gewöhnlich in Deutschland der Fall ist. Denn während man auf der einen Seite oft die Episcopalkirche als solche als high church behandelt, wird die high church party auf der anderen Seite nur zu leicht mit ihren extremen papstfreundlichen Ausläufern im Puseyismus und Ritualismus identificirt. Wäre dem wirklich so, so wäre es einfach nicht zu verstehen, warum gerade die führenden Persönlichkeiten in low und broad church auf das Zusammengehen mit der high church einen so großen Werth legen. Aber die englische Kirche würde in der That ihren historischen Charakter vollständig einbüßen, wenn sie die high church party von sich ausstoßen würde. Was diese letztere im tiefsten Grunde anstrebt, hat sie durch ihre verständnißvolle Unterstützung unseres deutschen Altkatholicismus bekundet. Denn es sind obenan Männer dieser Richtung, welche damit vorangingen, und mit denen ich mich — anfangs zu meinem eigenen, nicht geringen Erstaunen — hier immer wieder freundschaftlich zusammengefunden habe. Es ist eben doch der von Herrn Professor Harnack als Phantom bezeichnete, in Wirklichkeit aber die englische Kirche immer wieder vor dem Papismus rettende idealkatholische Zug, welcher ihre Eigenheit ausmacht. Unbefriedigt von dem insularen Particularismus, der freilich manche unserer Continentalkirchen noch ganz anders beherrscht, konnte sie ihre Nationalkirche nur als Theil der einen katholischen Kirche des Glaubensbekenntnisses auffassen. So lange das Papstthum seinem eigenen Anspruche nach als der Mittelpunkt der katholischen Einheit erschien, lag es in der Natur der Sache, daß manche nach Rom gravitirten. Dies vor allem das Verhängniß der Oxforder Bewegung. Aber in vollem Gegensatz zu den dem Papstthum sich unterwerfenden ursprünglichen Führern dieser Bewegung war zugleich ein anderes Ferment in ihr, welches zumal seit dem Jahre 1870 seinen angesehensten Führer in Döllinger fand.

Menschen müßten aber nicht Menschen sein, wenn jene Versuchungen, denen Männer wie Newman (von dem unedleren Manning sollte nie mehr

in Verbindung mit Newman gesprochen werden) erlagen, nicht immer wieder schwächere Geister und Gemüther in Gefahr brächten. So durch und durch unwahr die päpstlichen Reclamen über die Erfolge der Propaganda in England auch sind, — das ist nur zu wahr, daß dieselbe ihre Helfershelfer auch unter solchen hat, die sich äußerlich noch zur nationalen Kirche bekennen. Aber ich trete absichtlich auf diesen Punkt hier noch nicht ein, weil sich später Gelegenheit finden wird, denselben im Anschluß an die Unterredungen, die ich gerade über solche Kryptopapisten mit Führern der church haben konnte, etwas genauer zu beleuchten. Genug, daß die entgegengesetzte, idealkatholische Richtung in der high church weit überwiegt. Auf ihren Einfluß führt sich in erster Reihe in jenem interessereichen Jahrzehnt vor dem Vaticanconcil, in welchem im stillen bereits auch die Scheidung der Geister innerhalb des bis dahin scheinbar so einheitlichen römischen Katholicismus begann, die Begründung der Lambeth-Conferenz der „anglicanischen Bischöfe" (d. h. also nicht bloß der „englischen" oder derjenigen des „Vereinigten Königreichs") zurück.

Die erste „Lambeth-Conferenz" hat im Jahre 1867 stattgefunden. Sie hat ihren Namen von dem bischöflichen Lambeth-Palast in London, ihren Ursprung in der erst mit der Begründung des amerikanischen Freistaats beginnenden bischöflichen Organisation der Colonialkirchen.[1]) Im Jahre 1867 waren 144 Bischöfe eingeladen, 76 erschienen. 1877 konnten schon 173 Bischöfe eingeladen werden; der Einladung folgten 108. Wieder zehn Jahre später (1888) belief sich die Zahl der Eingeladenen auf 200, die der Erschienenen auf 145. Die letzte Lambeth-Conferenz hat 1897 stattgefunden; diesmal waren 250 eingeladen, 193 erschienen. Ein Bild der Theilnehmer liegt vor mir und vergegenwärtigt eine Art von Ausdehnung dieser einen Reformationskirche, die innerlich etwas mehr auf sich hat, als die äußerlichen Reclamen des Papstkirchenthums. Ueberdies darf bei dieser „katholischen" Gesammtvertretung der bis Ende des 18. Jahrhunderts auf das Mutterland beschränkten anglicanischen Bischöfe niemals außer Acht gelassen werden, wie auch die Dissenterkirchen das Gleiche angestrebt haben: in den immer größere Wichtigkeit gewinnenden internationalen Congressen, den panpresbyterianischen, panmethodistischen, panbaptistischen ꝛc.

Die genaueren Daten über die Vertheilung einer so umfassenden Organisation in den einzelnen Ländern finden sich zufälligerweise gerade in dem letzten Hefte der (leider bei uns noch viel zu wenig verbreiteten) „Inter-

1) Vgl. darüber im ersten Bande meines Handbuchs § 24: Die Begründung der amerikanischen Union als ein Kapitel der Kirchengeschichte, sowie im vierten Bande, der amerikanischen K. G., § 2: Die „protestantisch-bischöfliche Kirche und das Zukunftsband zwischen Protestantismus und Katholicismus."

nationalen theologischen Zeitschrift" aus der Feder des Bischofs Barry, des früheren Primas der anglicanischen Kirche in Australien. Eine noch eingehendere Behandlung des gleichen Gegenstandes gab Bischof Barry schon 1894 in der Schrift The ecclesiastical expansion of England. Eine kürzere Uebersicht auf Grund seiner Nachweise bringt auch die Nummer 43 des Berner „Katholik" vom 22. October 1898. Im Anschluß an diese Uebersichten sei hier nur noch nachgetragen, daß der letzten Lambeth-Conferenz auch der schweizerische altkatholische Bischof Herzog beigewohnt hat, und daß im Anschluß an ihre Beschlüsse der Wiener Altkatholiken-Congreß bereits die Neuberufung der Bonner Unionsconferenzen an die Hand genommen hat. Die sofort nach dem Vaticanconcil begonnene Verbindung mit dem Altkatholicismus war inzwischen durch die anglocontinentale Gesellschaft vermittelt, die auch mit dem Evangelischen Bunde bald in ein Cartellverhältniß getreten war. Bischof Herzog ist übrigens auch schon als besonders geehrter Gast auf einem Church Congress erschienen.

Lambeth-Conferenz und kirchlicher Congreß aber sind speciell Producte des gleichen Jahrzehnts. Sie sind ersichtlich beide einer Bewegung entsprungen, die gerade wegen des gleichen idealkatholischen Zuges, der auch die anglocontinentale Gesellschaft kennzeichnet, als das directe Gegentheil der kryptopapistischen Oxforder Agitation angesehen werden muß. Der erste Congreß hat 1862 in Cambridge getagt.

Der Zusammenhang des jedesmaligen Congresses mit allen seinen Vorgängern tritt dem fremden Theilnehmer zunächst in den Fahnen oder Bannern entgegen, von denen das neue Exemplar zuerst in der feierlichen Eröffnungsprocession den officiellen Vertretern der Kirche vorangetragen wird, und die dann alle zusammen die Wände des Saales schmücken, in welchem die officiellen Meetings stattfinden. Jedes einzelne Banner enthält in kunstvoller Ausführung und Ausstattung die Wappen der Diöcese und der Feststadt, sowie andere kirchliche Embleme. Unter sich außerordentlich verschieden, aber als Ganzes sehr harmonirend, schmückten diese 38 Banner auch diesmal die St. Georgshalle, den bis 4000 Menschen fassenden und bis zuletzt stets gefüllten Hauptversammlungsort. Schon der vorerwähnte Bericht über die ersten Eindrücke, der den Congreß als Seitenstück zu der noch bevorstehenden Magdeburger Versammlung behandelte, durfte betonen, daß solche äußere Repräsentation der Kirche zwar für den deutschen Protestanten fremdartig, aber doch qualitativ verschieden von der der Papstkirche sei.

Es sei mir daher noch einmal gestattet, aus jenem in der „Täglichen Rundschau" erschienenen Berichte die Ausführung über die dem Eröffnungsgottesdienst vorhergehende Procession heranzuziehen.

„Besonders gespannt war der Referent auf den Eindruck der feierlichen Procession von der Town Hall zur Parish Church. Gerade gegenwärtig feiert das papistische Processionsunwesen nicht nur in dem armen Oesterreich, sondern auch in Deutschland selbst Orgien, wie in den Jahren vor dem dreißigjährigen Kriege. Die gewaltsame Unterdrückung jeder anderen Ueberzeugung ist von der Tagespolitik selbst da begünstigt, wo die Papstkirche eine kleine Minderheit ist. Aber von dem, was dabei das A und das O ist, der auf der öffentlichen Straße für das priesterliche Mirakel geforderten gottesdienstlichen Verehrung, ist bei den Processionen der englischen Kirche nicht von ferne die Rede. Ihr Cultus gehört in die Kirche. Was sie auf der Straße zeigt, ist die schöne geordnete Organisation.

Es lohnt sich, bei dieser uns Deutschen fremden Kundgebung einen Augenblick zu verweilen. In der Town Hall hatte die Begrüßung des Congresses durch den Mayor der Stadt (von 230000 Seelen) in überaus würdiger Art stattgefunden. Eine persönlich bedeutende Erscheinung (ein studierter Jurist, aber an der Spitze eines großen Geschäfts, dem er mehrere Patente erwarb), hob sich der Mayor von Bradford doppelt ab in der alterthümlichen Amtstracht (rother Sammet mit schwarzen Streifen und Pelzrändern, dazu große goldene Amtskette), und seine Ansprache wie die Antwort des Bischofs-Präsidenten sprühten von Leben und Kraftgefühl, wie von feinem Witz und Humor. Nach der Begrüßungsfeier eröffneten die städtischen Autoritäten, alle in Amtstracht und von ihren Dienern (soll ich Pedellen sagen oder Weibeln?) geleitet, den Zug. Es folgten die kirchlichen Beamten und Würdenträger, von dem Kirchenchor bis zum Vicar von Bradford und seinen Gehülfen. Dann hob sich das prächtige Banner des diesjährigen Congresses hoch empor ... An das Banner aber schloß sich nun erst die kirchliche Repräsentation: die Ehrensecretäre des Congresses, die Diakonen, die Presbyter, die Ehrenkanoniker, die Landdecane, die residirenden Kanoniker, die Archidiakonen, Decane, Suffragan- und Diöcesan-Bischöfe mit ihren Caplänen, schließlich der Erzbischof von York als Prediger und der Bischof von Ripon als Präsident."

Es war zwar der größere Theil der Procession, der in diesen Worten geschildert ist, aber doch nur ein Theil, derjenige, der zur Parish Church zog. Gleichzeitig haben noch in zwei anderen Kirchen gottesdienstliche Versammlungen stattgefunden, in deren einer, wie schon kurz erwähnt, der Bischof von Glasgow predigte, in der anderen der Bischof von Derry. Daß bereits die Tageszeitungen von allen diesen Predigten eingehende Auszüge brachten, versteht sich bei der Art der englischen Presse von selbst.

Ueber den den Gottesdiensten bereits vorhergegangenen ersten Act, den der Begrüßung durch die Stadt Bradford, bedarf es kaum einer Ergänzung.

Mit Ausnahme des „demokratisch“ regierten Stuttgart ist auch der Evangelische Bund wohl durchweg seitens der Städte, die seine Generalversammlungen sahen, begrüßt worden. Zumal die Magdeburger Rathhausversammlung trug den gleichen Charakter wie die in Bradford. Wie in der deutschen, so wurde auch in der englischen Presse geklagt, daß der zu diesem Behuf gewählte Saal viel zu klein war. In Bradford haben sogar zwei Parlamentsmitglieder umkehren müssen, weil kein Platz für sie da war. Der deutsche Theilnehmer war zum Glück rechtzeitig am Platze gewesen.

Mit Bezug auf den cultischen Act kann auch heute wieder nur das in der „Rundschau“ niedergelegte Urtheil wiederholt werden.

„Der Einzug in die Kirche unter einem wirklich festlich stimmenden Gesang und Orgelspiel wirkte ebenso feierlich, wie der Auszug. Aber wie trat diese Aeußerlichkeit gegen den inneren Gehalt des Gebotenen zurück!

Obgleich der gottesdienstliche Act fast $2^1/_2$ Stunden dauerte, ließ die reiche Abwechslung keine Ermüdung zu. Die künstlichen Versuche bei uns, in Cultus und Verfassung fremden Vorbildern zu folgen, gehören hoffentlich für immer der Vergangenheit an. Unsere Kirchen, lutherische wie reformirte, haben ihren eigenen geschichtlich begründeten Typus. Aber warum soll man, wo eine andere Form naturwüchsig ist, sich ihrer nicht freuen? Die fließend und rasch gesungenen Lieder versetzen in eine gehobene Stimmung. Die ausgewählten Psalmen und Episteln reihen sich in einen allgemeinen Zusammenhang ein. Das gemeinsam gesprochene Bekenntniß ist hier nicht ein Kunstprodukt, sondern von den Vätern ererbt.“

Für den Referenten traf es sich gut, daß gerade diese ersten Eindrücke rasch fixirt worden waren. Nachher bin ich nicht mehr zum Niederschreiben gekommen, habe mich auf kürzeste Notizen für mich selber beschränken müssen. Es war eben doch eine anstrengende Aufgabe, gleich bei dem ersten Aufenthalt im Lande und ohne vorhergegangene Uebung im Sprechen sofort eine so große Reihe von Rednern auf sich einwirken zu lassen. Ließen sich auch die allgemeinen Zusammenhänge verstehen, so ging doch vieles Einzelne über den Kopf weg. Erst die in der Zwischenzeit zwischen den verschiedenen Versammlungen nachgeholte Lectüre setzte mich in Stand, den zahlreichen Rednern gleichmäßig gerecht zu werden. Diese Lectüre war freilich sehr dadurch erleichtert, daß die gesammte politische Zeitungspresse die ganze Woche hindurch dem kirchlichen Congreß die eingehendste Beachtung schenkte. Der Contrast mit der großen Mehrzahl unserer deutschen Tageszeitungen mußte sich immer aufs neue aufdrängen.

Nicht minder groß war — und zwar gerade weil die Verwandtschaft der Zwecke und Ziele zwischen dem Evangelischen Bund und dem Kirchencongreß sich mir jeden Tag stärker aufdrängte — der Contrast zwischen den

uns beiderseits zur Verfügung stehenden Mitteln und Kräften. Nur derjenige, der aus Erfahrung weiß, wie schwierig es ist, auch nur für ein paar Themata jedesmal die richtigen Redner zu finden, kann es zugleich voll ermessen, was dazu gehörte, ein Programm wie das folgende aufzustellen:

Zeit	Gegenstand	Redner
27. Sept. 10 Uhr	Rathhaus, Begrüßung durch den Mayor von Bradford.	
11,15 Uhr	Gottesdienste:	
	Stadtkirche	Erzbischof von York.
	St. Judaskirche	Bischof von Glasgow.
	Allerheiligenkirche	Bischof von Derry.
	Versammlungen in der St. Georgs-Halle.	
27. Sept. 2 Uhr	Präsidialansprache	Bischof von Ripon.
	Unter d. Leitung des B. v. Ripon:	
2,40—5 Uhr	Der Antheil von Yorkshire und der Columba-Mission an der Christianisirung Englands	Bischof von Bristol. Prof. Collins. Kanonikus Savage.
7,30—10 Uhr	Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Clerus und Laien.	
	1. Die Stellung der Laien in den vier ersten Jahrhunderten	D. A. Jessopp.
	2. Die verfassungsmäßige Stellung der Laien	Kanzler Dibdin.
	3. Sind heute Veränderungen in dem gegenseitigen Verhältniß wünschenswerth?	Honor. Dr. jur. Justice Grantham.
28. Sept. 10—1 Uhr	**Die Kirche und ihre Botschaft.**	
	I. Die Kirche und die Nation	Der Lord Kanzler.
	A. Kaiserliche Politik	Bischof von Hereford. Prof. Jebb, M. P. (erw.) Bischof von Calcutta.
2,30—5 Uhr	B. Innere Verhältnisse: Sociale und Handelsbeziehungen.	
	1. Verantwortlichkeiten von Capital und Arbeit.	
	a) Gesundheitliche Bedingungen für die Arbeit	Decan von Ely.
	b) Moralische u. religiöse Bedingungen	Mr. Georg Hawkins (Vertreter der Arbeiter).
	2. Cooperation.	
	a) Im allgemeinen	Graf Grey.
	b) Ihre Regeln und Aussichten	Decan von Durham. Mr. Geo. Harwood, M. P.
7,30—10 Uhr	Männer-Versammlung	Erzbischof von Canterbury. Lord Ashbourne u. a.

Zeit	Gegenstand	Redner
29. Sept. 10,30—1 Uhr	II. Die Kirche u. das Zeitalter.	
	A. Die Unruhe des Zeitalters.	
	Allgemeine	Prof. Gwatkin.
	Intellectuelle	Bischof von Mancheſter.
	Sociale	Prof. Bonney.
	Moraliſche	Prof. Campbell.
2,30—5 Uhr	B. Bibliſche Kritik u. Wiſſenſchaft.	
	Der Gewinn der neueren Kritik	
	bei den Evangelien	Prof. Armitage Robinſon.
	der Apoſtelgeſchichte	Principal Robertſon.
	den Briefen	D. W. Lock.
	den N. T. Apokryphen	Dr. Montague. C. James.
30. Sept. 10,30—1 Uhr	III. Die Kirche und die Individualität.	
	Die Aufgabe für das Menſchenherz	Biſchof von Glasgow. / Decan von Salisbury.
	Frommer u. praktiſcher Gebrauch der heil. Schrift	Kanonikus Newbolt. / Dr. Chaſe. / Dr. Moule. / Kanonikus Body.
2,30—5 Uhr	IV. Die Kirche und die Welt.	
	Wechſelwirkung zwiſchen innerer u. äußerer Miſſion	Biſchof von Bath u. Wells.
	Evangeliſation der Welt in dieſer Generation	Biſchof von Newcaſtle.
	Die Racen der Ureinwohner	Biſchof von Melaneſien.
	Erweckung des Miſſionsgeiſtes	Decan von Windſor.

Abendverſammlungen im Inſtitut für Mechanik und Technik.

27. Sept. 7,30—10 Uhr	Präſidium des Biſchofs von Bath und Wells.	
	Sonntagsheiligung.	
	Principien und Praxis	Archidiakon Diggle.
	Schwierigkeiten unter verſchiedenen Claſſen	H. J. Boyd Carpenter, Esqu.
28. Sept. 7,30—10 Uhr	Präſidium des Biſchofs von Richmond.	
	Kirchenmuſik	
	in den Kathedralen	Sir W. Parrat, D. mus.
	in den Städten	Kanonikus Joy.
	auf dem Lande	Dr. Buck.
29. Sept. 7,30—10 Uhr	Präſidium des Biſchofs von Wakefield.	
	Kirchlicher Congreß.	Biſchof von Southwell.
	Kann derſelbe praktiſch nutzbringender gemacht werden?	Archidiakon Emery. / Dr. J. C. Fry.

Zeit	Gegenstand	Redner
	Frauenversammlungen.	
	Präsidium von Mrs. Boyd Carpenter.	
26. Sept. 2,30 Uhr	Versammlung für Frauen	Mrs. Rogers. Miß A. Ravenhill. Miß K. Townend.
27. Sept. 8 Uhr	Versammlung für junge Frauen	Lady F. Cavendish. Miß Chr. Coleridge. Mrs. F. Steinthal. Miß Bl. Pigott.
28. Sept. 3 Uhr	Versammlung für Mädchen über 16 Jahre	Lady L. Ridding. Miß Maynard. Miß Soulsby. Miß Wordsworth.

Diese im Programm vorgesehenen Versammlungen haben sämmtlich stattgefunden, wenn auch einzelne Veränderungen stattfinden mußten, so im Präsidium der Frauenversammlungen, wo die (durch den Tod ihres Bruders abberufene) Frau des Bischofs von Ripon anderweitig ersetzt werden mußte. Außer den angekündigten Rednern sind jedoch noch eine große Zahl anderer aufgetreten, und außerdem haben neben den officiellen Versammlungen noch eine Reihe von Privat- und Fractionsmeetings stattgefunden. So gleich am Vorabend sowohl eine von der sogenannten Church Union berufene, wie eine die „Evangelischen" vereinigende Versammlung. Besonders die erstere verlangt wegen der auch auf den Congreß selbst übertragenen geschickten Taktik von Viscount Halifax, die allerdings gleichzeitig auch den bekannten Herrn Kensit aufs Podium rief, besondere Beachtung. Ebenso aber fand umgekehrt am Freitag Abend eine außerordentlich besuchte Versammlung unter dem Präsidium des Decans (Freemantle) von Ripon statt, in welcher Vertreter aller wichtigeren Dissenterkirchen neben denen der Staatskirche auftraten. Auch der Sonnabend sah noch eine kirchliche Feierlichkeit, bei welcher wieder der Bischof von Ripon selbst präsidirte, zur Eröffnung eines vergrößerten Hospitals für unheilbare Krebskranke — ein schönes Symbol für das „innere Leben" der Kirche und deshalb auch in unserem Zusammenhang nicht zu vergessen.

II.

Den allgemein orientirenden Bemerkungen möge nunmehr ein kurzer Specialbericht über einige der in Bradford behandelten Themata und die verschiedenen Redner über dieselben sich anschließen. Da es mir selbst erst allmählich gelang, mich in dem Gewimmel von Namen, die doch alle diejenigen von bedeutenden Persönlichkeiten waren, zurechtzufinden, so glaube

ich auch den Lesern mit dieser an sich allerdings nicht gerade pikantesten Form der Berichterstattung den besten Dienst zu leisten. Ein anderes Mal können dann die mannigfach variirenden Urtheile in der Presse an die Reihe kommen und zugleich die die verschiedenen Standpunkte vertretenden Blätter als solche kennzeichnen. Die Präsidialrede des Bischofs von Ripon möchte ich gleichfalls einstweilen zurückstellen, weil sie wegen ihrer mustergültigen zeitgenössischen Rundschau eine wörtliche Wiedergabe verlangt. Ebenso erscheint es als das Richtigere, auf den Inhalt der drei Eröffnungspredigten und den Tenor der am Vorabend vorhergegangenen Fractionsversammlungen erst in einem allgemeineren Zusammenhang zurückzukommen. Für heute setzen wir also zunächst bei dem geschichtlichen Thema ein, das ersichtlich zur Beruhigung der erregten Gemüther vor den eigentlichen Zeit- und Streitfragen an die Spitze gestellt worden war. Das krasse Gegenbild dazu zeigte sich denn auch bereits am Abend des gleichen Tages, wo Viscount Halifax und Herr Kensit persönlich zusammenstießen.

Alle drei Reden über die Columba-Mission und den Antheil Yorkshires an der Christianisirung Englands waren, wie verschieden auch unter sich, doch insgesammt nicht unwichtige Beiträge zu der Geschichte dieser Periode. Sie orientiren zusammen vorzüglich über die Ergebnisse der Forschung sowohl, wie über den noch fortdauernden Gegensatz in der Anschauungsweise. Ganz besonders zutreffend war auch die Vertheilung des Stoffes unter den verschiedenen Rednern. Der Bischof von Bristol (George Forrest Browne) gab das allgemeine Geschichtsbild, Professor Collins und Kanonikus Savage führten in eine Reihe von Einzelfragen ein. Besonders die erste und dritte Rede sind mir als Historiker werthvoll gewesen. Der zweiten habe ich manche Fragezeichen beifügen müssen. — Schon in der Rede des Bischofs von Bristol traten übrigens die hervorragenderen Persönlichkeiten, die bei dem Missionswerke betheiligt waren, der Reihe nach klar in den Vordergrund: Papst Gregor der Große, Abt und Erzbischof Augustin, der Historiker Beda, der Dichter Caëdmon, der aus England von der Schule in York (wo gleichzeitig die Erzbischöfe Egbert und Albert, beide nahe Verwandte des Königs, thätig waren) an den Hof des großen Karl ins Frankenreich gezogene Alcuin. Das specielle Werk Columbas erklärte der Bischof dagegen den anderen Rednern überlassen und sich auf den Antheil von Yorkshire (als dem alten Northumberland, einem der sieben angelsächsischen Königreiche) an der Christianisirung Englands beschränken zu wollen: er schlage nur die einfachen Grundaccorde an, denen die Variationen folgen müßten.

Von dieser Fassung der Aufgabe ausgehend, lag es dem ersten Redner naturgemäß zunächst ob, die geographische Unterlage zu zeichnen: wie Northumberland aus der Vereinigung von Bernicia und Deira entstanden sei,

und hier speciell Deira in Betracht komme, im Osten von Angeln, im Westen von Sachsen bewohnt. Hier im Westen fand sich außerdem noch ein großer Theil des alten britischen Grundstocks. Die Beweise dafür findet der Redner sogar in den noch fortdauernden Unterschieden der Aussprache. Daß aber auch die altbritische Kirche trotz ihrer äußeren Unterdrückung ihre Nachwirkung üben mußte (so gut wie die besiegten Griechen auf die siegreichen Römer), wird von dem Redner nicht in Betracht gezogen.

Seine eigentliche These kommt vielmehr darauf hinaus, daß unter allen Bekehrungen der angelsächsischen Königreiche die von York die früheste, die am meisten dramatische und die in ihren Wirkungen am weitesten reichende gewesen sei. Das erste, weil die bekannten, in Rom als Sklaven verkauften und dort von Gregor bemerkten Kriegsgefangenen aus Deira gewesen seien. Das zweite wegen der von Coifi an die Hand genommenen Zerstörung seines eigenen Tempels, nachdem der König Edwin durch Ethelburga und Paulinus gewonnen worden war. Das dritte wegen der Einwirkung auf die anderen Königreiche. Allerdings war ja Kent schon durch Augustin und seine römischen Genossen unter Begünstigung der Königin Bertha bekehrt. Aber es war eine heidnische Reaction erfolgt, obenan in London. Nun aber drang von Northumberland die Mission nach Osten und Süden vor: nach Mercia, Wessex, Sussex, schließlich auch wieder nach London.

Dieser Theil der Missionsgeschichte wird sodann durch eine Menge einzelner Daten illustrirt, die dem Nichtengländer nicht das gleiche Interesse einflößen können wie den eigenen Landsleuten. So begleiten wir den exilirten Edwin an den Hof von Redwald, König der Ostangeln, dessen Sohn Eorpwold wohl unter dem Einfluß von jenem getauft wird, bald aber seinem Bruder Sigbert Platz macht. Genauer noch wird Alchfrith (Alfred), der Unterkönig in Mercia unter seinem Vater Oswy, behandelt, aber die Schwierigkeiten, die mit seiner Geschichte zusammenhängen, nicht verschwiegen. Seine Frau Cyneburga, sein Schwager Peada, die Missionare Chad und Cedd treten der Reihe nach auf. Vor seinem Tode ist Alchfrith auch noch mit Wilfried in Verbindung gekommen. Sein Grabkreuz in Bewcastle (670 errichtet) wird ebenso wie das Monument von Ruthwell speciell erwähnt. In dem gleichen Zusammenhang wird Caëdmon als der älteste christliche Dichter ebenfalls mit herangezogen. Referent, der seiner Zeit Caëdmons Lied vom Kreuze (in den Fußstapfen von Hammerich) in „das Leben Jesu im Mittelalter“ (S. 6—14; Bern 1874) hineingestellt hatte, wurde dabei besonders durch die Mittheilung erfreut, daß gerade in der Woche vorher dem trefflichen Dichter ein ansprechendes Denkmal gesetzt worden war. Beda Venerabilis, der uns Caëdmons Leben erzählt hat, gehört zwar selbst nicht nach Yorkshire, hat aber den wichtigsten Stoff für sein Geschichtswerk von

da bezogen. Um so bedeutsamer ist die Verquickung von Wilfrieds Leben mit der Geschichte des alten Northumberland.

Wilfrieds Absetzung als Bischof von York und seine zweimaligen vergeblichen Versuche, durch Unterstützung der römischen Bischöfe das Verlorene wieder zu gewinnen, sind ja bekannte kirchengeschichtliche Thatsachen. Ob dabei aber die Nachwirkung des altbritischen Unabhängigkeitssinnes Rom gegenüber nicht mehr mitspielte, als in unserer Rede zu Tage tritt, möge einstweilen dahingestellt bleiben. Ich deutete schon an, daß die altbritische Kirche für die „Christianisirung" Englands nicht so außer Betracht gelassen werden darf, als es schon von dem ersten (ungleich mehr noch von dem zweiten) Redner geschah. Wir finden im bisherigen Verlauf der Rede ihrer überhaupt nur zweimal vorübergehend gedacht: bei Anlaß der britischen „Legende", daß Paulinus, der Apostel von Northumberland, selbst von Geburt ein Brite war (Run, der Sohn Urions von Rhoged, ein Prinz des Hofes, an welchem Taliesin sang), und bei Erwähnung des Rückfalls ins Heidenthum „in ganz England, ausgenommen Kent und einige westliche Gegenden, wo noch die Briten saßen." Dann aber wird der Streit zwischen der britischen und römischen Kalenderberechnung (der von den römischen Sendboten ebenso systematisch angefacht und verbittert wurde, wie der Kalenderstreit des 16. und 17. Jahrhunderts) von vornherein zu Ungunsten der älteren romfreien Kirche folgendermaßen definirt: „Sollte die englische Kirche insularisch, isolirt bleiben, oder in einer Linie mit den Kirchen des Continents in der Berechnung der ganzen Reihenfolge des christlichen Jahres?" Und noch einmal: „Als sich die große Frage erhob, ob die junge englische Kirche in den wichtigsten Theilen des Königreichs isolirt, insularisch sein oder in Reih und Glied treten sollte mit den übrigen Kirchen der Welt, kam die Antwort aus Yorkshire." Wäre, wie es sich gebührte, die britische Kirche in der Christianisirung Englands an den rechten Platz gestellt worden, so hätte es sich eben nicht um eine junge, sondern um eine alte Kirche gehandelt. Auch das für König Oswy entscheidende Argument, als die Vertreter der alten Berechnung sich auf Johannes, die der jungen auf Petrus beriefen, ist — wohl als zu wenig mit der obigen Annahme in Uebereinstimmung — außer Betracht geblieben. („Ich halte mich an den Apostel, der die Schlüssel des Himmelreichs hat, damit er mich nicht abweist, wenn ich vor der Thüre stehe.") Dagegen wird die Wandlung bei Alchfrith einfach dahin umschrieben: „Er, der einst die schottische Sitte begünstigt hatte, hatte seine Meinung völlig geändert. Er hatte aus Ripon die schottischen Mönche, die er ursprünglich dort angesiedelt, vertrieben und das Kloster Wilfried gegeben. Als die Streitfrage ausgefochten wurde, wurde sie ausgefochten und gewonnen durch den weiteren Horizont des Yorkshirer Alch-

frith und durch Wilfried von Ripon." Die Glaubenstreue der Mönche, die sich lieber vertreiben ließen, als ihre Ueberzeugung aufzugeben, möchte den Vergleich mit dem „weiteren Horizont" eines Oswy und Alchfrith nicht zu scheuen haben.

Was uns aber hier fehlt, wird später reichlich ersetzt durch die eingehende Erzählung, wie Wilfried zwar überall sonst das Ziel seines (für Thomas Becket vorbildlichen) Ehrgeizes erreichte, aber nicht bei den Männern von Yorkshire.

„Wir nehmen für Yorkshire die erste große Erklärung der Selbstregierung der Kirche Englands in Anspruch." So beginnt die Erzählung, wie Wilfried gegen den Entscheid aller geistlichen und weltlichen Instanzen nach Rom appellirte und von da mit päpstlichen Briefen zurückkehrte, die seine Wiedereinsetzung geboten. Darauf wird er neun Monate lang ins Gefängniß geworfen. Die Geringachtung solcher päpstlichen Briefe in damaliger Zeit aber wird drastisch durch ihren späteren Fundort illustrirt.

Aus dem Norden ist Wilfried nach dieser ersten Enttäuschung in den Süden gegangen. Seine dortige Missionsthätigkeit wird mit Recht gebührend hervorgehoben. Es hätte ihr auch der Einfluß auf den Friesenkönig Adgil I. beigefügt werden können, den er auf seiner Romreise besuchte, und wo er der späteren Arbeit Willebrords vorarbeitete. Aber die für Gesammtengland wichtigste Begebenheit, bei der er wieder die Hauptrolle spielt, wird in ein um so klareres Licht gestellt. Es ist die (eine Reihe von Jahren später stattfindende) Synode von Nidd, „das wichtigste Concil, das in so früher Zeit in England gehalten wurde." „Es zeigt für immer die frühzeitige Stellungnahme der Engländer gegen die Ansprüche des Papstthums." Wieder hatte Wilfried päpstliche Briefe mitgebracht, die ihm die ganze Diöcese von Northumberland mit dem Sitze in York zusprachen. Weder unter Alchfrith noch unter seinem Nachfolger hatte er etwas erreicht. Nun spielt die Aebtissin Elfleda auf der Synode die gleiche Rolle, welche in der altgermanischen (so gut wie in der neuesten deutschen) Geschichte so viele in den Dienst der päpstlichen Curie hineingezogene fürstliche Damen gespielt haben. Sie beruft sich auf ein Wort Alchfriths auf seinem Todtenbette. Aber trotzdem hat Wilfried nur den kleinsten Theil seiner Bestrebungen erreicht.

Nur ungern gehen wir an einer Reihe seiner Bemerkungen des bischöflichen Redners, zumal in dem Schlußabschnitt seiner Ansprache vorbei. Aber sowohl der „Professor der Kirchengeschichte am Londoner Kings College und Examinator in der Diöcese des Bischofs von St. Albans" wie der „Vicar von South Shields und Ehrenkanonikus von Durham" verlangen wenigstens noch eine kurze Beachtung.

Professor Collins erweist sich als Vertreter streng wissenschaftlicher Methode in der geschichtlichen Forschung. Er stellt dieselbe dem confessionalistischen Parteigeist so scharf gegenüber, als es nur irgend ein deutscher Historiker kann. „Man kann diesen Gegenstand auf einem richtigen oder falschen Wege erreichen; der Gewinn, den uns sein Studium bringt, hängt nicht wenig von dem Wege ab, den wir einschlagen." „Die Thatsachen sind wichtiger als irgendwelche Einbildung darüber." Aber indem Collins diesem Parteigeist in der eigenen Kirche das Wort slobbish (Kehricht) entgegenschleudert, achtet er nicht darauf, einem wie viel schlimmeren Parteigeist er damit in die Hände arbeitet. Ich wurde durch seine Darstellung immer wieder an die Schilderung Hartpole Leckys von den Hexenprocessen in protestantischen Ländern erinnert. Die berechtigte Entrüstung über diese Greuel läßt ihn völlig vergessen, wie ganz anders potenzirt sie in der Papstkirche waren, die sie überhaupt erst durch Hexenhammer und Hexenbulle ins Dasein gerufen. So ist er der (natürlich à la Janssen excerpirte) unfreiwillige Mitarbeiter derer geworden, welche die Hexenprocesse einfach auf den Aberglauben der Reformatoren zurückführen. Der gleichen Gefahr ist die Argumentationsweise von Collins ausgesetzt.

Aber es kommt noch ein anderer Uebelstand hinzu. Bei Hartpole Lecky handelt es sich um eine Verwerthung wider Willen. Collins fordert zu ihr heraus. Man merkt seinen Sätzen und Sätzchen eine gewisse innere Leidenschaftlichkeit an in der Art, wie er sie zuspitzt. Schon da, wo er von dem „Kehricht" redet, hat er eine von ihm bekämpfte andere Auffassung der Sache im Sinn. Ob diese Auffassung vielleicht schon in der Fragestellung gelegen war, die dem Columba doch sicher einen gewissen Antheil an der „Christianisirung Englands" zuschrieb? Collins wehrt sich gegen die Parteistellung in der Frage: „Iona versus Rom." Aber noch niemals habe ich diese Frage so durch und durch parteiisch behandelt gefunden als in den Thesen: „Die Bekehrung des englischen Volkes — ich rede nicht von dem irischen, britischen oder piktischen Volke — beginnt mit Augustin." „Das Wort in dem Sinne genommen, in dem es gewöhnlich gebraucht wird, ist Augustin der Apostel von England." Das ist ein täuschendes Spiel mit Worten. Der Deutsche zwar redet fälschlich von Engländern und subsummirt z. B. die Schotten mit darunter. Aber der britische Historiker sollte Angelsachsen und Engländer nicht so untereinander werfen, um eine völlig falsche Schlußfolgerung annehmbarer erscheinen zu lassen. Denn so sicher es ist, daß Augustin zeitweilig einen Theil der Angelsachsen bekehrt hat, so zweifellos ist es, daß er darum noch nicht der Apostel von England ist. Die gleiche Wortverschiebung liegt den weiteren Thesen zu Grunde: „St. Augustin inaugurirte 597 das Werk der Bekehrung des englischen

Volkes." „Die englische Kirche feierte mit Recht das 1300. Jahr ihrer Geburt im Sommer 1897." Es kommt eben darauf an, was man unter englischer Kirche versteht: ob die wahrhaft katholische, wahrhaft nationale oder eine engherzige Particularkirche. Jene wird die edlen Vorläufer Augustins so wenig missen wollen wie ihn, und sie wird nicht Iren und Briten, Pikten und Skoten verächtlich als nicht nach England gehörig behandeln.

So ist denn gerade der Theil der Frage, der nach der Stoffvertheilung auf Professor Collins fallen sollte, so gut wie eskamotirt. Sein Vorredner hatte erklärt: „Ich beschränke mich auf Yorkshire, indem ich meinen Freunden, die auf mich folgen, den schwierigeren Theil des Gegenstandes überlasse." Dieser schwierigere Theil ist die Columba-Mission. Allerdings nicht die columbanische Kirche im Sinne Ebrards, nicht die Klostergründungen Columbas in Gallien, am Bodensee und in Italien, sondern die ältere Mission Columbas, in welcher die Klöster Jona und Bangor die Hauptrolle spielen. Ueber diese Columba-Mission hatte auch ich mich etwas Näheres zu hören gefreut. Aber für Collins liegt dem die Parteifrage „Jona versus Rom" zu Grunde. Und darum schiebt er die Antwort bei Seite.

Auch in dem übrigen Theil der Rede, der ausdrücklich damit anhebt: „Ich komme nun zu einem anderen Punkt", bekommen wir statt historischer Nachweise eine nervöse Polemik. „Man redet oft so, als wenn es möglich wäre, unser Land zu theilen, und es gibt eine Anzahl von verderblichen kleinen Schriften, welche Wappen enthalten, in welchen der Theil, welcher seine Entstehung Jona verdankt, in der einen Farbe dargestellt wird, und der Theil, welcher Canterbury oder continentalen Agenten — römischen Missionaren, wie sie ohne Unterschied genannt werden — diese Bekehrung dankt, in einer andern." Aber wer zwingt denn eigentlich zu einer solchen Theilung? Doch in erster Reihe der, welcher die angelsächsische Kirche so scharf von der älteren britischen sondert, daß er die Frage nach deren Antheil an der Mission a limine abweist. Denn gerade dann bleibt ja nichts anderes übrig, als das bereits christlich gewordene britische Gebiet geographisch scharf abzugrenzen.

„Ich habe gesagt: kein einziges von den sieben Königreichen verdankt sein Christenthum ganz Jona oder ganz continentalen Quellen." Es ist das eine unbestreitbar richtige These. Sie entspricht aber ja gerade durchaus der Anschauung derer, welche von einem Antheil der Columba-Mission an der Christianisirung Englands reden. Ueberhaupt sind die positiven Daten, die der Redner schließlich gibt, durchaus keine anderen, als bei uns selber. „Die Missionen von Jona und von Kent sind nicht Rivalen, sondern beide Säugammen." Auch die frommen und selbstverleugnenden Persönlichkeiten werden am Ende nach Verdienst anerkannt. Aber um so weniger

verstehen wir die ersichtlich dem Aerger entsprungenen polemischen Wendungen des Anfangs.

Was der Historiker in der zweiten Rede vermissen muß, wird jedoch glücklicherweise in der dritten nachgeholt. Dieselbe hat sich speciell die Zeit von 633, wo nur zwei Königreiche christlich waren, bis 656, wo nur noch eines der sieben heidnisch geblieben war, zum Gegenstand der Darstellung gewählt. Aber Kanonikus Savage hat ersichtlich auch mit Bezug auf die in diese Periode fallenden Thatsachen manches andere Ergebniß gewonnen als Collins. Letzterer hatte erklärt: „Es gibt kaum einen unter allen unseren Missionaren, welcher so wohl definirte locale Traditionen seines Predigt- und Taufwerkes hinterlassen hat als Paulinus, und das könnte schwerlich der Fall gewesen sein, wenn sein Werk völlig auf einmal zerstört worden wäre." Dem gegenüber hören wir von Savage: „Die Spuren der achtjährigen Arbeit von Paulinus im Norden sind völlig zerstört." Der Nachweis hierfür wird sodann dadurch geführt, daß Paulinus bei allen vorzüglichen persönlichen Eigenschaften kein Organisator war, weder Kirchen baute noch Priester anstellte. Auch seine großen öffentlichen Taufen, die in der Nähe der fürstlichen Residenzen stattfanden, hatten darum keinen bleibenden Erfolg. „Er hinterließ große Mengen Getaufter, aber keine Kirche."

Anders die gemeinsame Thätigkeit des Königs Oswald und des Bischofs Aidan. Auch hier gibt uns Savage ein ganz anderes Bild als Collins. Dieser hatte auch noch die folgende polemische These aufgestellt: „Die Bekehrung des englischen Volkes beginnt nicht im Norden, sondern im Süden, nicht in Northumberland, sondern in Kent, nicht mit Aidan, sondern mit Augustin." Savage aber zeichnet uns die Thätigkeit Aidans in anziehendster Weise. Die von Beda verzeichneten Züge des Asceten werden dahin ergänzt, daß dieser frühere Mönch von Jona überall Kirchen zu bauen und Priester anzustellen versteht.

Das von Savage entworfene kirchengeschichtliche Bild lohnte eine vollständige Uebersetzung. Da dieselbe aber hier nicht möglich ist, so gedenken wir nur noch unter den gezeichneten Personen des Bischofs Finan, der Peada und Sigbert II. taufte, sodann jenes auch in der ersten Rede besonders heraustretenden Cedd, von dessen Thätigkeit es hier heißt, daß sie die anziehendste und am besten bezeugte sei, und des Erzbischofs Theodor von Canterbury; unter den Thatsachen des Concils von Whitby und des in den Dienst der Mission gestellten nationalen Wandertriebes. Um aber wenigstens eine kleine Probe der ächt historischen Darstellung zu geben, seien noch die Schlußsätze übernommen: „Unsere wahrhaft nationale Kirche verdankt viele ihrer bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten mehr der Columba-

Mission als der gregorianischen. Den Methoden voll gesunden Verstandes (es wird das englische Lieblingswort common sense an die Spitze gestellt) und der großmüthigen Elasticität der northumberländischen Kirche, wie sie durch Bischof Aidan geformt wurde, Methoden, welche sich mit dem Glauben selbst weit und breit durch das Land verbreiteten und dem nationalen Typus des Ideals, welches die eingeborenen Missionare in sich trugen, verdankt sie das, was sie niemals von dem römischen System gewonnen haben würde: ihre verspottete, aber nutzbringende Liebe zu Compromissen, ihre Verwerfung einer uniformirenden Schroffheit, die ritterliche Loyalität ihrer Söhne gegen vertrauenswürdige Führer, ihr edles Erbtheil des parochialen Systems, ihre Anpassungsfähigkeit, wie sie sich auf dem Missionsfelde erweist, ihr Princip der „Einheit in der Mannigfaltigkeit."

Schwerlich läßt die Eigenart der church of England sich zutreffender zeichnen. Und gerne bringen wir dem so verstandenen katholischen und episcopalen Factor volle Sympathie entgegen. Aber wenn wir die dritte Rede mit der zweiten vergleichen, dürfen wir um so weniger darüber hinwegsehen, inwiefern die Geringachtung der altbritischen Kirche und die ausschließliche Werthung der von Rom übertragenen kirchlichen Formen die ernstesten Gefahren sowohl für das katholische wie für das episcopale Ideal einschließt. Eine Parallele aus späterer Zeit wird dies noch deutlicher machen: nämlich die so lange währende Unterschätzung Wiklefs und seines Werkes. Weil die Hierarchie seiner Zeit, trotz anfänglicher Begünstigung, ihn später desavouirte, wurde sein Andenken nicht nur in seiner Heimath in den Koth gezogen (so in der Umdeutung seines edelsten Anhängers Lord Cobham zum Shakespeare'schen Falstaff), sondern auch seine Nachwirkung im Ausland derart verkannt, daß sogar die gerade Linie Wiklef-Hus-Luther übersehen wurde. Erst durch die deutsche Wissenschaft (Lechler-Buddensieg-Loserth) ist Wiklef in seiner vollen weltgeschichtlichen Stellung erkannt worden. Ja, als endlich die Gesellschaft zur Herausgabe seiner Werke — und nun in der in England üblichen großartigen Weise — sich gebildet hatte, mußte wieder Buddensieg die Pionierdienste leisten. Heute dürfte allerdings auch in den Kreisen der Episcopalkirche kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß Wiklef der Vorläufer Heinrichs VIII., Eduards VI., Elisabeths ist in der Tilgung der Schmach, die Johannn ohne Land als Lehnsmann des Papstes über sein Land gebracht hatte. Um so mehr aber scheint es mir am Platz, das bisherige Manco in dieser Frage mit dem andern Manco in Parallele zu stellen, das gerade bei so hervorragenden Leistungen wie den Bradforder geschichtlichen Rückblicken, um so mehr auffallen mußte. Denn die Ausfüllung der schon oben angedeuteten Lücke würde der Episkopalkirche erst den rechten Platz in der religiösen Gesammtentwicklung Britanniens anweisen, während

jetzt die Dissenters mit Recht die ältesten Zeugen des britischen Christenthums als ihre ächten Ahnen hinstellen können.

Es geht schlechterdings nicht an, die Geschichte der Christianisirung Englands mit den Sendboten Gregors zu den Angelsachsen zu beginnen und der längst christlich gewordenen Briten zu vergessen. Demjenigen, welcher von dem Collins'schen Parteistandpunkte ausgeht, erscheint nur das als ächt christlich, was von Rom aus importirt wurde. Aber die altbritische Kirche ist mehr als die angelsächsische eine ächt altkatholische (und eben darum papstfreie) Kirche. Ihr von den Aebten der großen Mutterklöster geweihter Episkopat hat eine viel tiefer begründete apostolische Weihe, als die von dem pseudopetrinischen Bisthum in Rom Geweihten. Den ungeschichtlichen Ausfällen Leos XIII. gegen die Gültigkeit der englischen Weihen ist der Boden unter den Füßen entzogen, wenn man an jene älteste geschichtliche Kirchenbildung anknüpft. Wir reden dabei nicht einmal von dem Martyrium der alten Britenkirche, das sogar nach Bedas Andeutungen gerade durch Augustin über sie heraufbeschworen war.

Wenn die englische Nationalkirche sich auf solche gewichtige Factoren der nationalen Entwicklung, wie sie sowohl in der alten Britenkirche als in Wiklef vorliegen, vollauf besinnt, so sind die von Viscount Halifax und den von ihm angeführten Klerikern über sie selber heraufbeschworenen Gefahren nicht zu fürchten. Der Versuch, der Reformation gegenüber die vorreformatorische Zeit auszuspielen, wird einfach lächerlich, sobald man diese älteste romfreie Zeit nicht mehr außer Betracht läßt. Ebensowenig aber sind in diesem Falle noch solche bösartigen Urtheile im Auslande möglich, wie sie sich neuerdings (trotz Graf Hoensbroechs damaliger Redaction) sogar in der „Täglichen Rundschau" vom 4. November d. J. eingeschlichen haben. Heißt es doch hier geradezu, nachdem Lord Salisburys Entscheid über die dem common prayerbook zuwiderhandelnden kryptopapistischen Kleriker mitgetheilt und des bisherigen Widerstrebens der Bischöfe gegen ein Einschreiten der staatlichen Macht bei derartigen Ausschreitungen gedacht worden ist: „Das einzige Heilmittel wäre die Entstaatlichung des Anglikanerthums; aber das wollen die Bischöfe nicht, denn sie müßten auf ihre reichen Pfründen Verzicht leisten. So wächst ihnen die Bewegung über den Kopf, die über kurz oder lang zu einer Spaltung der Staatskirche führen muß. Aus dieser aber wird die römisch-katholische Kirche den größten Vortheil ziehen, die schon jetzt Ueberläufer aus der anglikanischen Kirche in großer Zahl aufnimmt."

Daß mit dem eben angeführten Artikel sogar der T. R. ein Kuckucksei mit der bekannten papistischen Marke ins Nest gelegt wurde, ergibt sich schon aus dem den Bischöfen untergeschobenen Motiv. Die nicht für die Personen, sondern für die Diöcesen ausgeworfenen Etatsposten haben von

dem disetablistement um so weniger zu fürchten, als die freiwilligen Beisteuern für kirchliche Zwecke in der heutigen church of England eher höher als geringer sind wie einst die in der free church of Scotland, und nur von der Opferwilligkeit der deutschen Altkatholiken übertroffen werden. Die sogenannte Gefahr aber, die darin liegen soll, wenn Kryptopapisten à la Karl Ludwig von Haller gezwungen werden, offen ihren Papismus zu bekennen, erscheint alsbald etwas anders, wenn man sich von den geschichtlichen Erinnerungen, die die Einigung aller bezweckten, zu den weiteren Hergängen des gleichen Tages auf dem Bradforder Congreß wendet.

III.

Der hervorragenden Reden in der Abendversammlung über das Verhältniß von Klerus und Laien hoffen wir (ebenso wie derjenigen der folgenden Tage) an anderer Stelle genauer zu gedenken. Professor Jessopp, Kanzler Dibdin und Mr. Justice Grantham boten alle drei eine Fülle von Gesichtspunkten, die auch für die deutschen kirchlichen Verhältnisse lehrreich genannt werden müssen. Aber unser heutiger Ausschnitt muß sich auf die Debatte beschränken, die zu dem Zusammenstoß von Viscount Halifax und Mr. Kensit führte und uns somit die beste Gelegenheit gibt, sowohl den Führer des die Unterwerfung unter das Papstthum anstrebenden extremen Flügels der high church in seinem Sirenengesang kennen zu lernen, als seinen streitbaren Gegner, dessen Vorgehen mannigfach an dasjenige Thümmels erinnert.

Während in der Nachmittagsversammlung auf die das geschichtliche Thema behandelnden Reden keinerlei Debatte gefolgt war, wurde die Discussion über das Abendthema von vornherein eine besonders angeregte durch das Eingreifen des 78jährigen, aber merkwürdig jugendfrischen Erzbischofs von Canterbury. Seine verschiedenen Reden auf und nach dem diesmaligen Congreß sind ebensoviel Thaten gewesen und stehen zudem im engsten Zusammenhang mit denen des Erzbischofs von York und des Bischofs von Ripon. Auch der Primas ging so wenig wie seine beiden Collegen der brennenden Frage aus dem Wege. Er erklärte ausdrücklich, daß gesetzwidrige Handlungen vorgekommen seien; nur sei die Zahl derselben lange nicht so groß wie es dargestellt worden, und es habe allen Anschein, daß nicht die Kleriker der zuerst schuldige Theil seien, sondern daß sie sich den Wünschen von Laien gefügt hätten. Auch daraus machte er kein Hehl, daß die Macht der Bischöfe, in diesen Dingen einzugreifen, eine begrenzte sei (worauf in der That die Veranstalter der kryptopapistischen Umtriebe ihre Rechnung gesetzt hatten). Aber in vollem Einklang mit der Eröffnungspredigt des Erzbischofs von York ermahnte auch er zur Ruhe und Besonnenheit,

unter dem Hinweis darauf, daß die Bischöfe ihre volle Schuldigkeit thun würden. Leider müssen wir in unserer heutigen Skizze uns auf die Schilderung des Auftretens der beiden Antipoden Halifax und Kensit beschränken. Ich hebe darum nur den einen Punkt noch hervor, daß der Erzbischof erklärte, gegen die Einrichtung von Gemeindeconcilien (hier ersichtlich im Sinn von Kirchenvorständen oder Gemeindevertretungen) keine Bedenken zu haben, und daß der ihm folgende Redner, der Decan von Ripon (derselbe, der später dem mit den Dissenters gemeinsam abgehaltenen Meeting präsidirte) aus seiner eigenen Erfahrung heraus für den großen Nutzen solcher Einrichtungen plaidirte.

Hier setzte nämlich die Rede von Lord Halifax ein, und zwar mit außerordentlichem strategischen Geschick. Sein eigenes Auftreten wurde überdies durch die gut dressirte Schaar seiner Anhänger unterstützt, die gleich sein Erscheinen mit frenetischem Beifall begrüßten, und ihm wieder und wieder Applaus zu Theil werden ließen, während sie den ihm folgenden Mr. Kensit niederzuzischen und in Verwirrung zu bringen versuchten. Ich werde im Folgenden die Stellen, wo dem einen Beifall, dem andern Grunzen zu Theil wurde (ebenso wie es schon die ersten Berichterstatter gethan), herausheben, um den Gesammteindruck dieser „Scene" möglichst wiederzugeben.

Halifax griff sofort den Vorschlag des Erzbischofs auf: freiwillige Kirchenconcilien in den Einzelgemeinden, um diesem Gedanken aber zugleich eine ganz andere allgemeinere Anwendung zu geben. Ein freiwilliges Kirchenconcil als Mittel, um die Laien für die kirchliche Arbeit in den Kirchengemeinden zu interessiren, würde wahrscheinlich, wie der Erzbischof selbst bemerkt, eine nützliche Einrichtung sein. Wo solche freiwilligen Concilien bisher versucht wurden, hat es sich gezeigt, daß sie wohlthätig wirkten; aber sie sind bisher nur in solchen Orten versucht worden, wo die Beziehungen zwischen Klerus und Laien bereits völlig befriedigend waren. (Hört, hört.) Aber ein Concil von dieser Natur, das mit gesetzlicher Macht ausgestattet wäre, wäre etwas ganz anderes. Ein solches Concil, wo Klerus und Gemeindemitglieder gut zusammen arbeiteten, würde nichts bewirken, das nicht schon durch ein freiwilliges Concil bewirkt würde. Und wo Gemeindemitglieder und Klerus nicht gut zusammen auskommen, würde die Wirkung eines solchen Concils nur die sein, die Confusion noch confuser zu machen. (Nein, nein.) Das einzige Mittel für einen Fall, in welchem ein Kleriker seine Pflichten vernachlässigte, würde darin liegen, daß der Bischof die Macht hätte, ihn in eine andere Sphäre zu versetzen. (Beifall.) Aber es besteht außer diesen praktischen Fragen eine noch größere Schwierigkeit mit Bezug auf ein mit gesetzlicher Macht ausgestattetes Concil, die der Verfassungsmäßigkeit. Man kann sicher sein, daß es ein Ding gibt, welches

Kirchenmänner niemals zugeben werden, nämlich die kirchlichen Angelegenheiten in die Hände solcher gelegt zu sehen, welche nicht ihre Glieder sind und ihre Feinde sein könnten. (Lauter Beifall.) Wenn man parochiale Concilien haben soll, so müssen sie gewählt werden aus getauften und communicirenden Gliedern der Kirche. (Beifall.) Ich will zwei andere Dinge mit Bezug auf die ganze Frage beifügen. Was verstehen wir unter einem Kleriker? Ein Kleriker soll ein Laie sein plus jener göttlichen Autorität, auf welche der Erzbischof von Canterbury angespielt hat (Unterbrechung), und wobei man voraussetzen möchte, daß, weil ein Mann ordinirt sei, er alle Sympathien verloren hätte, die er als Laie gehabt. Das Ding ist nicht richtig. Es besteht keine Scheidung zwischen Laien und Geistlichen. (Beifall.) Es besteht eine Scheidung zwischen einigen Laien und einigen Klerikern auf der einen, und einigen Laien und einigen Klerikern auf der anderen Seite. Aber es ist nicht wahr, daß eine Scheidung bestände zwischen Laien und Klerikern als solchen. Die Laien waren niemals mehr dem Klerus ergeben als in dieser Zeit. (Beifall.) Man darf es dem Klerus versichern, daß es unter den Laien Leute gibt, welche ihn lieben, achten und für seine Arbeit danken, und auch bereit sind für ihn zu leiden, wenn die Zeit kommen sollte. (Erneuter Beifall.) Keiner von Ihnen kann die Worte des Erzbischofs von Canterbury ohne tiefe Bewegung gehört haben. Es ist sicher, daß drei Viertel unserer Differenzen aus Mißverständnissen entstehen. (Beifall.) Erklärungen könnten viel dazu beitragen, um davon zu befreien. Und ich möchte ehrfurchtsvoll dem Erzbischof von Canterbury vorschlagen, ob es nicht im Herbst möglich sein würde, unter dem Vorsitz Seiner Gnaden Vertreter derer zu wählen, welche ich — obgleich ich Parteinamen hasse — genöthigt bin Niederkirchenmänner zu nennen, auf der einen, und Hochkirchenmänner auf der anderen Seite, und zu sehen ob — nicht durch das Aufwerfen brennender Fragen auf der einen Seite, sondern — dadurch, daß man sich ins Gesicht sehe, sie nicht viel mehr mit einander übereinstimmten, als man gewöhnlich annehme. Auf diese Weise könnte etwas geschehen, um dem verderblichen Streit ein Ende zu machen, welcher eine Schande für die Kirche ist (lauter und wiederholter Beifall), und von dem ich überzeugt bin, daß er in keiner Weise die Gesinnung, das Herz oder die Empfindung einer von den großen Parteien repräsentirt, in welche die Kirche sich theilt. (Langer Beifall.)

Hatte Lord Halifax schon in der Vorversammlung die low church recht eigentlich umworben und sogar an die alten Nonconformisten appellirt, daß gerade sie eigentlich mit den ritualistischen Nonconformisten sympathisiren müßten, so hatte er nunmehr auch in der großen officiellen Versammlung Schlagworte gefunden, welche die Gegner entwaffneten und wenigstens

für den Moment keine Einwände zu gestatten schienen. Wie ganz anders Mr. Kensit, wie ganz anders aber auch schon die ihm zu Theil werdende Begrüßung!

Als der Präsident (der gleich nach der Ansprache des Erzbischofs erklärt hatte, daß eine ganze Menge Karten bei ihm eingelaufen seien von Herren, die zu reden wünschten, und daß er deshalb die Redner bitten müsse, sich auf je acht Minuten zu beschränken) den Namen Mr. John Kensit ankündigte, erhob sich ein wahrer Sturm des Zischens. Als Mr. Kensit die Treppe zur Plattform (die Tribüne war terrassenförmig aufgebaut und umfaßte mehrere hundert Sitzplätze) heraufstieg, wurde er mit einer Mischung von Gezische und Gebrumm empfangen. Als er mit den Worten: „Mylord Bischof und Mitkirchenmänner" begann, erhob sich ein Kreuzfeuer von „Nein", von Zischen, Ruf nach dem Präsidenten und anderen Unterbrechungen. „Protestantische Kirchenmänner." („Nein, nein", und Zischen.) Der Gegenstand, über den ich acht Minuten zu sprechen das Recht habe, betrifft die Rechte der Laien in der englischen Kirche. Als ein getauftes, confirmirtes und communicirendes Mitglied, und auch als ein Laiengehülfe in der gleichen Kirche, an welcher unser Präsident einst Vicar war, weise ich die Anklage zurück, daß, weil ich auf derselben Plattform mit meinen nonconformistischen Brüdern gestanden habe, ich meine Mitgliedschaft in der Kirche verliere. (Hier das erste Zeichen von Beifall.) Ich könnte über die Anklage lachen, daß ein Mann, welcher unter die Volksmassen geht, wie ich durch Gottes Gnade zu gehen hoffe ... (Unterbrechung durch verächtliches Lachen.) Ich erinnere daran, daß unser gesegneter Herr ein Straßenprediger war, und mit Gottes Gnade beabsichtige ich, überall und zu allen Zeiten, wo die Gelegenheit sich bietet, fortzufahren als ein Kirchenmann für die Grundsätze der Reformation. (Beifall.) Was sind unsere Rechte? Sind irgendwelche Veränderungen nöthig? (Ja.) Gewiß, Veränderungen sind nöthig; aber ich denke, meine Freunde — und ich werde nicht gegen Individuen kämpfen, sondern gegen Principien — ich denke, wir sollten anfangen mit den Erzbischöfen und Bischöfen. (Viele Unterbrechungen und Rufe wie „Ehrliches Spiel" und „Schämt euch.")

Der Präsident: „Ich appellire an die Zuhörer, es zu versuchen, so viel wie möglich ihre Demonstrationen einzuschränken. Hier ist ein Platz, wo wir alle unsere eigenen Ansichten aussprechen können, und es ist ein wenig unfein, die Redner zu oft und zu viel zu unterbrechen, auch vermittelst Beifall, weil es die zu ihrer Verfügung stehende Zeit verkürzt.

Mr. Kensit (fortfahrend): Ich mache also die Bemerkung, daß die Hauptübelthäter, welche uns unsere rechtmäßige Stellung als die Laienschaft in der Kirche von England rauben, die Erzbischöfe und Bischöfe sind. (Zischen,

Geschrei, „Nein“ und eine Stimme „Was ist Wahrheit?“) In der Consecrationsformel eines Bischofs finde ich diese Worte: „Sind Sie bereit, mit allem Fleiß zu verbannen und auszutreiben alle irrthümlichen und fremden Lehren, streitig mit Gottes Wort, und sowohl privatim wie öffentlich andere zu demselben Zwecke aufzurufen und zu ermuthigen.“ Thun sie das? (Rufe „Jawohl.“) Ermuthigen sie mich in der Verwerfung des Ritualismus? (Großes Gelächter und eine Stimme: „Wahrheit.“) Ich sage also ausdrücklich, daß die Bischöfe . . . (Unterbrechung und eine Stimme „Ehrliches Spiel.“) Eine andere Frage noch an die Bischöfe: „Wollen Sie getreu sein, wenn Sie andere ordiniren, aussenden oder ihnen die Hand auflegen? Sind Sie getreu? (Rufe „Jawohl?“) Ich sage es also ausdrücklich: Sie sind es nicht. (Geschrei und Gezisch.) Es werden Männer ordinirt in unserer Kirche, welche mit Absicht Doctrinen lehren . . .

Bei diesem Punkt wurde zum ersten Mal die an die abgelaufene Zeit erinnernde Glocke geläutet, und es erhob sich ein lautes Geschrei „Zeit, Zeit.“

Der Präsident (peremptorisch): Ruhe, Ruhe: „Ich habe die Pflicht, meine ernste Mißbilligung auszudrücken über die Personen, welche unaufhörlich „Zeit“ rufen. Der Secretär an meiner Seite sorgt für die Beobachtung der Uhr, die die Zeit anzeigt, und es ist keine Wahrscheinlichkeit, daß die Regel nicht beobachtet wird, und es ist nicht fein, einen Redner in dieser Art zu unterbrechen.

Mr. Kensit: „Ich danke Ihnen, Mylord! (Einiges Gelächter und eine Stimme: Ruhe.) Ich war zugegen bei einer Consecration in der St. Pauls-Kathedrale vor einiger Zeit, und ich sah unter denen, welche eben neu ordinirt waren zum Amt des Priesters oder Presbyters, eine Anzahl solcher, welche die Abzeichen trugen einer Gesellschaft für Wiedereinführung der Messe in der englischen Kirche. („Nein“ und „Schämen Sie sich.“) Ich sah dies, daß Männer, welche diese feierlichen Gelübde abgelegt hatten, wie sie enthalten sind in dem Book of common prayer, daß „die Messen blasphemische Fabeln und gefährliche Irrlehren“ sind, daß Männer, welche in unsere Kirche gekommen waren nicht als treue Diener des Evangeliums, sondern als Männer, welche jenes System wieder einführen wollen, welches wir durch Gottes Gnade abgeworfen haben in der gesegneten Reformation (Rufe „Nein“ und Unterbrechungen), daß diese Männer kein Recht haben, ordinirt zu werden, und eine große Summe von Schuld ist aufgehäuft durch die Erzbischöfe und Bischöfe, daß sie Männer ordiniren, von denen sie ganz gut wissen, daß sie, wenn sie in unsere Kirche kommen, in dieselbe diese gefährlichen Doctrinen hineinbringen wollen. (Beifall und Unordnung.) Dann erkläre ich weiter, daß sie nicht nur dafür zu tadeln sind, sondern daß sie auch schwer zu tadeln sind in ihrem Patronatssystem. (Eine Stimme „Pa-

pisten" und Gelächter.) Warum werden nicht Männer des Evangeliums wie Handley Moule (Beifall) und Webb People (Beifall), warum werden nicht solche Männer, welche wir Laien lieben, weil wir wissen, daß sie treue Männer des Evangeliums sind —, warum werden Männer, die dieser Beschreibung entsprechen, überall übersehen, oder fast überall durch unsere Bischöfe und Erzbischöfe ... (Eine Stimme: Frage.) Ja, das ist die Frage. Wir Laien seufzen unter ...

Hier gab die Glocke das Zeichen abzubrechen, und Mr. Kensit verließ die Tribüne inmitten einer Demonstration von Zischen und Beifall. Ihm folgte der eben von ihm selbst angeführte „Prebendary" Webb-People mit einer Rede, während welcher sich die aufgeregten Gemüther wieder beruhigten. Dieselbe erinnerte in warmer Weise an die Segnungen der Reformation, betonte aber auch, wie sie das Wort des Erzbischofs hätten, daß das Gesetz in bestimmten Fällen übertreten sei. Klerus und Laien müßten um so mehr auf dem gemeinsamen Boden des kirchlichen Gesetzes zusammenstehen. Dann erfolgte der Schluß der Versammlung unter dem Bedauern des Präsidenten, daß der vorgerückten Zeit wegen Viele, die ihm ihre Karten gesandt, nicht zum Worte gekommen seien. Aber er fügte zugleich den Ausdruck der Hoffnung bei: welcher Eindruck auch als das Ergebniß der Debatte dieses Abends zurückbleiben möge, daß alle darin übereinstimmen würden, daß nur in dem Geiste göttlicher Liebe, der ihre Herzen erfülle, sie im Stande sein würden, dieser Frage ins Gesicht zu sehen und sie befriedigend zu lösen." Nach dem üblichen Segensspruch durch den Erzbischof von Canterbury ging man auseinander.

Wie nun aber die Nachwirkung dieses Abends auf die weiteren Verhandlungen? wie die seitherigen Folgen des Congresses? wie die weiteren Aussichten?

Ich habe über diese Fragen schon mich im Anfange ausgesprochen, füge nur nochmals bei, daß es kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß das große Geschick, welches Viscount Halifax sich als kirchlicher Agitator erworben hat, sich auf dem Bradforder Congreß auf seinem Höhepunkte gezeigt hat. Die Vorversammlung der sogenannten Church union am Abend vorher hatte die Gelegenheit zu einer Revue über seine Truppen geboten. Der Vorschlag einer Friedensconferenz zwischen Führern der low und high church unter Leitung des Episkopats erschien in der officiellen Versammlung im ersten Moment auch Andersdenkenden als erlösende Friedensbotschaft. Wenn man die Reden dieses Herrn in seinem Anhängerkreise kennt über alle die Dinge, in welchen die Reformation des 16. Jahrhunderts zu weit gegangen sei, und welche wiederherzustellen die erste Aufgabe wirklicher kirchlicher Reformation sei, und damit seine Friedensschalmeien auf dem Congreß vergleicht,

so wird man unwillkürlich zwar nicht an den Wolf, wohl aber an den Fuchs im Schafskleide erinnert. Und während Herr Kensit den Bischöfen Vorwürfe machte, streute er ihnen Weihrauch.

Es wäre überhaupt ein großer Irrthum, die Kunst, sich einzuschmeicheln, bei den römischen Agenten innerhalb der high church zu unterschätzen. Die der ritualistischen Mode huldigenden Kleriker kopiren ja einfach jenes moderne römische Priesterthum, das von Jahr zu Jahr mehr auf das in der Messe vollzogene Mirakel Ansprüche aufbaut, die der älteren Generation schon um ihrer größeren Bildung willen grotesk erschienen wären. Für die jungen englischen „Meßpfaffen" aber hat Lord Halifax zu dem gleichen Zweck sogar ein altes dogmatisches Schibboleth neu ausgegeben. Es ist dasselbe, welches schon im 16. Jahrhundert der Gegenreformation in Deutschland die Wege geebnet hat: die Realpräsenz (nämlich des Leibes Christi im heiligen Abendmahl). Wohl ist das „reell" schon im 16. Jahrhundert von dem Einen entgegengesetzt verstanden wie von dem Andern, während zugleich das ganze Schlagwort der Realpräsenz auf dem Boden der damaligen Weltanschauung und des damaligen Sprachgebrauchs etwas ganz anderes bedeutete als heute. Wohl ist die mechanische Art der Repristination desselben, die sich nicht von ferne mit der lutherischen Mystik vergleichen läßt, ein neuer Erweis dafür, wie immer wieder „da, wo die Begriffe fehlen, sich zur rechten Zeit ein Wort einstellt". Auch das sonstige Auftreten von Lord Halifax zeigt in immer steigendem Maße den Mangel an religionsgeschichtlicher und religionsphilosophischer Schulung. In ähnlicher Weise wie bei den kirchlichen Maßnahmen des Feldmarschalls von Manteuffel im Elsaß (die Empfehlung des Herrn Korum zum Bischof von Trier nicht zu vergessen) muß man gerade bei dieser Art vornehmer Herren an das derbe ne sutor ultra crepidam denken. Aber Halifax ist eben ein Werkzeug der gleichen Tendenz wie die eucharistischen Congresse, diese noch viel zu wenig beachtete Schöpfung Mermillords und Lavigeries. Wer diese eucharistischen Congresse auch nur in den letzten Jahren von Jerusalem nach Mailand und von Mailand nach Brüssel verfolgt und dabei ihren Zusammenhang mit dem Antifreimaurercongreß in Trident und den staatlichen und gerichtlichen Maßnahmen in Oesterreich für die Straßenverehrung der vergotteten Hostie im Auge behalten hat, der erkennt darin ja schon bald eins der geschicktesten Mittel der päpstlichen Demagogie. Die Erhitzung der in immer finstreren Aberglauben hineingezogenen Massen und die (zumal in Brüssel so ganz unzweideutig versuchte) Einschüchterung derer, die „dem Baal noch nicht die Knie gebeugt" haben, gehen dabei Hand in Hand.

Von diesem allgemeineren Hintergrunde der „Realpräsenz" und ihrer Verquickung mit Herz-Jesu-Cult, Madonnenerscheinungen und Heiligenmira-

keln mögen die ehrlichen Anhänger von Halifax zur Zeit noch so wenig etwas bemerken, wie die auf Karl Ludwig Haller schwörenden Generaladjutanten Friedrich Wilhelms IV. sich an dessen Dispens von den öffentlichen Religionsexercitien erinnerten. Daß dieser Dispens auch in England so gut gegeben wird wie in der Schweiz, und daß diese impia fraus auch heute noch als ein ähnlich frommes Werk aufgefaßt wird wie von dem holländischen Uebersetzer von „Theoduls Gastmahl" (der zur Unterdrückung der Reformationskirchen ermunternden Schrift des Darmstädter Oberhofpredigers Starck), will die Loyalität des Engländers noch immer nicht Wort haben. Um so beachtenswerther wird es jedoch in Zukunft erscheinen, daß gerade der von der Fraction von Lord Halifax so geschickt für seine Zwecke bearbeitete Bradforder Congreß sich schon jetzt als der Beginn zu klarerer Erkenntniß der drohenden Gefahren und damit zugleich zu ihrer inneren Ueberwindung herausstellt.

Bei dem Beginn des Congresses selbst wäre eher das entgegengesetzte Ergebniß zu erwarten gewesen. Wir haben gesehen, in wie ganz anderer Weise Mr. Kensit empfangen wurde als Lord Halifax. Und man muß beifügen: Kensit hatte das selbst provocirt. Der Unterschied von beider Auftreten konnte an den alten Gegensatz von Cavalier und Rundkopf erinnern. Man darf aber dabei nie vergessen, daß die Rundköpfe die Gegner des Königsmottos No bishop no King und damit der established church selbst waren, die Cavaliere ihre Vertheidiger. Der Church Congress aber hat keine Dissenters als Mitglieder, sondern nur churchmen.

In der deutschen Presse war Mr. Kensit bis dahin eigentlich nur durch seine systematische Unterbrechung des Kultus in solchen Kirchen, in welchen die Heißsporne des Ritualismus ausdrücklich die Vorschriften des Commonprayerbook übertreten, und durch die daran geknüpften Processe bekannt geworden. Wenn ich ihn schon oben um dieser Processe willen mit Pfarrer Thümmel in Parallele stellte, so hängt dies obenan damit zusammen, daß eine von der päpstlichen Politik ausgenutzte Rechtslage schließlich in der einen oder andern Weise zu einem Appell an das öffentliche Gewissen führen mußte. Seit den rohen Vergewaltigungen des evangelischen Glaubens in Oesterreich, im Fall Sieveking in Ischl und so manchem andern, wird es auch manchen Gegnern des Pfarrers Thümmel allmählich zum Bewußtsein kommen, daß alle die gegen ihn geführten Processe ihren Ausgangspunkt darin hatten, daß ihm, dem evangelischen Pfarrer, trotz seines Protests Bäume zur Ehrung der Fronleichnamsprocession vor sein Haus gesetzt worden waren. Ist es überhaupt nicht noch heute Rechtsanschauung der Inquisitionskirche, daß ihr allein wirkliche Rechte zustehen, während die Haeretiker da, wo es angeht, noch heute nach dem Ketzerrecht behandelt werden müßten? Ein Mann,

durch deſſen Verdienſt unter Aufſichnahme perſönlicher Opfer dieſe Lage als Remedur fordernd heraustritt, muß darum auch von ſolchen, denen die Art ſeines Auftretens nicht ſympathiſch iſt, in ſeinen diesbezüglichen Beſtrebungen unterſtützt werden. So die Stimmung im Rheinlande mit Bezug auf Thümmel. So auch die vorwiegende Stimmung im evangeliſchen Deutſchland hinſichtlich Mr. Kenſits.

In England iſt bis dahin jedoch wohl eine völlig andere Stimmung vorherrſchend geweſen. Das Auftreten von Mr. Kenſit in den Kirchen hat allerdings zahlreiche Parallelen in der Reformationszeit. Aber es war wohl allgemein als ein Fortſchritt erſchienen, daß eine derartige Unterbrechung des Cultus ebenſo aus der Mode gekommen war, wie die Ausdrücke unſerer Symbole über die Meſſe. Wenn jedoch Mr. Kenſit ſchon durch ſeine früheren Schritte ſich in weiten Kreiſen mißliebig gemacht hatte, ſo war dies nach ſeinem erſten Auftreten auf den Straßen in Bradford doppelt der Fall. Straßenpredigten ſind allerdings in England ſchon früher herkömmlich geweſen, und an die marktſchreieriſchen Demonſtrationen der Heilsarmee hatte man ſich auch nachgerade gewöhnt; Kenſit konnte zudem recht eigentlich als defensor fidei erſcheinen gegenüber den Schritt für Schritt unter der Hand gemachten Verſuchen, die freie engliſche Kirche unter das päpſtliche Joch zurückzuführen. Aber dem parlamentariſchen Tact des vornehmen Herrn gegenüber biß er ſich abſichtlich als den Plebejer heraus. Und gerade auf den deutſchen Beobachter wirkte die theatraliſche Eitelkeit abſtoßend in den überall ausgeſtellten Bildern, die ihn mit der Bibel unter dem einen Arm und dem Crucifix in der andern ausgeſtreckten Hand darſtellten. Von der Art ſeiner Straßenagitation aber hatte das verbreitetſte Blatt in Bradford erſt recht eine ſpöttiſche, um nicht zu ſagen anwidernde Schilderung gebracht.

„Mr. Kenſit oder „Johann Geradeaus", wie er ſich ſelbſt zu nennen beliebt hat, trieb während des heutigen Tages ſein Spiel in den Straßen der Stadt. „Der proteſtantiſche Vorkämpfer" iſt nicht ohne Beſonderheiten. Wenn er nicht Pamphlete mit gruſeligen Titeln vertheilte, glättete er die Falten ſeiner herausfordernden Fahnen, welche von einer Anzahl ſeiner Stallknechte getragen wurden. Der bewegliche kleine Herr war niemals müßig. Beſtändig von dem Trottoir auf die Straße und von der Straße aufs Trottoir trippelnd, muß er ſchon vor dem Lunch mehrere Meilen des Pedeſtrianismus zurückgelegt haben. Um die Mitte des Tages prahlte er damit, 10000 Exemplare ſeiner Broſchürchen vertheilt zu haben. Seine Thätigkeit eröffnete er mit einer Gebetsverſammlung in dem baptiſtiſchen Jubiläumsbethaus, und hernach geleitete er ſeine kleine Schaar Gläubiger, die vielleicht alles in allem ein Dutzend zählten, in die Nähe der Stadtkirche, in welcher der Erzbiſchof von York um die gleiche Zeit predigte. Mr. Kenſit

war von seinen Fahnen begleitet. Eine derselben hatte ein Bild, welches das Martyrium der Bischöfe Ridley und Latimer unter der blutigen Maria darstellte, mit der folgenden Inschrift: „Protestantische Kirchenmänner, stehet fest im Glauben! Erinnert euch der Scheiterhaufen von Smithfield! Wir protestiren gegen Götzendienst, Priesterschaft, Ritualismus und papistische Processionen. Ridleys Leuchte soll nie ausgelöscht werden.“ Auf der anderen Fahne waren die Worte: „Torturen in der englischen Kirche. Protestantische Kirchenmänner, dies sind einige der Instrumente der Tortur, welche heute von den Ritualisten in unserer Kirche gebraucht werden, für Bußübungen in Verbindung mit dem abscheulichen Beichtstuhl.“ Dann folgen Illustrationen von der Strick- und Eisendisciplin nach Empfehlung von Dr. Pusey, ein Stachelherz vor der Brust und ein härenes Hemd, „getragen von Dr. Pusey“. Das Ganze schließt mit der Ermahnung: „Protestanten wacht auf! Nieder mit solchen Torturen und ihren Urhebern! Erinnert euch der Scheiterhaufen von Smithfield und der Inquisition!“ Mr. Kensit und sein Sohn hielten charakteristische Ansprachen an eine Art von Versammlung, welche verschiedene belustigte Geistliche einschloß. Es gab keine Störung. Mr. Kensit ließ es weit und breit bekannt werden, daß er sich für eine äußerste Anstrengung auf dem Congreß in der Abendversammlung schone.“

Bei einer derartig schon vorher erregten Stimmung ist die ihm zu Theil gewordene Aufnahme gewiß nicht zu verwundern. Um so größer aber ist das Lob, das für ihn und seine Freunde darin liegt, daß dasselbe Blatt, welches diesen spöttischen Artikel über ihn brachte, in derselben Nummer ihm über die Art seines Auftretens in der Abendversammlung das Zeugniß ausstellen mußte: „Man ist es Mr. Kensit und seinem Gefolge schuldig zu sagen, daß ihr Benehmen überraschend inaggressiv war.“ Von dem Gefolge von Lord Halifax haben wir das Gegentheil erfahren.

Nun aber die weitere Entwickelung! In der ersten Abendversammlung waren die Sicherheitsventile geöffnet, so daß die im Laufe des letzten Jahres angesammelten Dünste entweichen konnten. Mit seinem Tact hatte der Präsident gerade den Mann in seiner Redefreiheit geschützt, der die Bischöfe selbst heftig angriff. Die Extreme von rechts und links waren damit zu Wort gekommen. Nun kam die Zeit für die ruhige Nachwirkung jener Präsidialrede, die den zuerst auf sie folgenden Redner, den Bischof von Bristol, zu dem Bekenntniß veranlaßte: daß wohl alle mit ihm darin übereinstimmen würden, das Beste, was der Congreß thun könne, sei, sich aufzulösen, nach Hause zu gehen und über jene großartigen Ausblicke nachzudenken. Von dem zweiten Tage an hatte dieses „Nachdenken“ ersichtlich begonnen. Es war ein edler Wetteifer hervorragender Männer in dem gemeinsamen Streben,

der Kirche zu dienen. Obenan habe ich diesen Eindruck von den Bischöfen empfangen. Mahnungen in der socialen Frage, wie die des Bischofs von Hereford und des Erzbischofs von Canterbury, Erinnerungen an den Contrast in der Gesammtentwickelung der Länder der Gegenreformation und der Reformation, wie die des (erwählten) Bischofs von Calcutta, gaben den Ton an. Schon bei seiner Rede ging jedesmal, wenn er von den Segnungen der Reformation und des Protestantismus sprach, eine unwiderstehliche Begeisterung durch die ganze Versammlung. In jeder folgenden Versammlung habe ich in steigendem Maße das Gleiche empfunden. Seither hat mit den Visitationsreden des Erzbischofs von Canterbury die geordnete Bekämpfung des Kryptopapismus begonnen. Ueber das schließliche Ergebniß dieses Kampfes habe ich keine Sorge mehr.

Jena. Prof. D. Nippold.

Die Belebung unserer Gemeinden.[1])

Unsere Gemeinden bedürfen der Belebung. Von den verschiedensten Seiten werden dazu Mittel oder Mittelchen angerathen. Es gilt zu prüfen, damit wir hören, was in unserer Zeit der Geist den Gemeinden zu sagen hat.

Wir erinnern zunächst grundsätzlich an die einzigartige Bedeutung der christlichen Gemeinde. Wenn diese nur leuchtend vor uns steht, so sind die einzelnen Rathschläge nicht das Ergebniß einer kirchlichen Routine, sondern erhalten ein höheres Licht, ein gemeinsames Band und eine treibende Kraft. Aus dem großen Gedanken der evangelischen Gemeinde wächst dann das Einzelne wie mit innerer Nothwendigkeit hervor.

Frei nach allen Seiten ergießt sich das Licht der Sonne. Frei walten die Gnade, die Kraft, der Geist Gottes. Wer will sie einschränken? Die Mauern einer Kirche und der Bereich einer Gemeinde können und sollen es nicht. Dennoch halten wir mit Christus, den Aposteln und Reformatoren daran fest, daß es kein berufeneres und geeigneteres Organ gibt, den Schatz des Evangeliums zu bewahren und seine Kraft zu entfalten, als die Gemeinde. Ihre Stiftungsurkunde, die h. Schrift, und die Kirchengeschichte lehren es uns. Anders freilich denkt Rom. Dort eine Priesterkirche, in der die Gemeinde als Null gilt, bei uns eine Gemeindekirche. Dort die fast unheimliche Gestalt einer nach riesenhafter Schablone arbeitenden Universalkirche, bei uns lebendige Einzel-Gemeinden. Ganz besonders sehen wir das an der Entwickelung der rheinischen Kirche. Sie ist aus dem Gemeindeprincip erwachsen. Am Niederrhein flammte hie und da evangelisches Glauben und Leben empor. Kleine Kreuzesgemeinden waren seine Brennpunkte. Diese kamen zu einer synodalen Zusammenfassung durch den Convent zu Wesel (1568) und die Synode zu Emden (1571), der die Jülicher Provinzialsynode sich (1572) angliederte, bis (1610) die Synoden der Fürstenthümer Jülich, Cleve und Berg — nebst Grafschaft Mark (1611) — sich zu einer Generalsynode zusammenschlossen. Zwei Jahrhunderte hindurch bestand diese Ordnung ungestört und unverändert. Sie war das Gefäß eines

1) Nach einem rheinischen Synodalbericht. Der Kundige wird erkennen, daß die bisherigen Verhandlungen über den Gegenstand berücksichtigt sind, insbesondere Sulze: Die evangelische Gemeinde.

in Zucht und Freiheit blühenden kirchlichen und christlichen Lebens. Sie wurde die Grundlage der rheinisch-westphälischen Kirchenordnung von 1835. Dieser aber sind die Grundlinien entnommen für die Generalsynodal-Ordnung der preußischen Landeskirche von 1873. Freilich kann auch die beste Verfassung christliches Leben nicht schaffen. Sie kann es nur schützen, erhalten und liebend fördern. Jesu Sache fordert innerlich überzeugte Einzel-Persönlichkeiten. Das Christenthum ist die allerpersönlichste Angelegenheit. Es ist aber zugleich die brüderlichste. Aus der brüderlichen Gemeinschaft sprudelt eine starke Quelle seiner Kraft. Weckend und pflegend soll sie das einzelne Gemeindeglied umschließen. Zu solch hohem und wichtigem Dienst sind die Einrichtungen der Gemeinde berufen.

Das Urtheil über die kirchlichen Gedanken des Königs Friedrich Wilhelm IV. steht im Ganzen fest. Aber eins müssen wir ihm zuerkennen: er hatte ein Auge für die Bedeutung der Gemeinde. Am 23. Juni 1853 bestätigte er zu Sanssouci die erste Revision der rheinisch-westphälischen Kirchenordnung. In dieser Cabinets-Ordre steht das bekannte Wort, daß er seine ererbte Stellung und Autorität in der evangelischen Landeskirche zur Zeit noch nicht niederlegen will, weil ihm dafür die „rechten Hände" fehlen, denen er sie anvertraut. Diese rechten Hände sind „apostolisch gestaltete Kirchen geringen, übersichtlichen Umfangs, in deren jeder das Leben, die Ordnungen und die Aemter der allgemeinen Kirche des Herrn auf Erden wie in einer kleinen Welt und für dieselbe thätig sind, es sind kurz gesagt: die selbständigen, zeugungskräftigen Schöpfungen, mit welchen, als mit lebendigen Steinen die Apostel des Herrn den Bau seiner sichtbaren Kirche begannen und ihr im Feuer der Verfolgung den Sieg bereiteten".[1]) Heutzutage begegnen sich ganz verschiedene kirchliche Richtungen in dem Streben, dem Gemeindegedanken, der auch des Monarchen Wort durchweht, zu seinem Recht zu verhelfen. Das letzte und höchste Ziel dieses geisteskräftigen Regens ist zwar die Nation, ja die Menschheit. Freilich wird diese als Ganzes nie christlich sein. Aber wir können nicht darauf verzichten, daß das Volk die unter uns erreichbare Darstellung des Christenthums werde. Soll das geschehen, so muß es lebendige Gemeinden in seiner Mitte haben. Darum ist die Gemeinde das nächste und nöthigste Ziel. Solche Brennpunkte des Lebens hatte Frankreich. Aber es hat die hugenottischen Gemeinden vernichtet. Dafür erhielt das französische Volk die Bigotterie und den Atheismus. Für unser Volksleben sollen die Gemeinden Missionsvereine sein mit sauerteigartiger Kraft, Gemeinschaften, in denen die Herrlichkeit des

1) Meines Wissens hat der König darunter freilich nicht Gemeinden, sondern bischöfliche Diöcesen gedacht. Anm. des Herausgebers.

Christenthums zur möglichst vollen Darstellung kommt. Ungezählte moderne Christen lesen nicht mehr in der Bibel. Aber das Leben der Gemeinde, das sie umgibt, ist ein aufgeschlagenes Buch, welches sie täglich vor Augen haben. Auch entfremdete Gemüther können sich diesem täglichen Eindruck nicht entziehen. Sache der Gemeinde aber ist es, ihnen die Herrlichkeit des Christenthums vor die Augen zu stellen. So wird das darstellende Handeln zum wirksamen. „Seht, wie haben sie sich unter einander so lieb!" riefen die Heiden aus beim Blick auf die alten christlichen Gemeinden. Allerdings müssen die Gnadenmittel, Wort Gottes und Sacrament, stets die grundlegenden Stücke, das Heiligthum der Gemeinde bleiben. Aber es wäre ein falsches Ruhekissen, mit ihrer lauteren Darbietung sich genügen zu lassen. Die praktische Bethätigung des dargebotenen Evangeliums, die Liebe darf nicht fehlen. Ohne sie ist die vorzüglichste Predigt in der Kirche und die erwecklichste Rede in der privaten Versammlung ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Die Gemeinde soll das verkündete Wort auch vorleben, so daß ihr Geist und ihre Liebe auch in Thaten anschaulich werden. Wo es recht steht, kann das nicht ausbleiben. Eine Gemeinde ist nicht ein zusammenhangsloser Haufe von Kirchenbesuchern, sondern ein fest in einander gefügter Leib, ein Organismus mit verschiedenartigen, mit starken und schwachen Gliedern, der sein gesammtes Leben von dem einen Haupt empfängt. So hat es der Herr gewollt, so hat es Paulus den Gemeinden zu Rom und Corinth verkündigt. (Röm. 12, 1. Cor. 12.) Demnach soll die Liebesarbeit nicht bloß in der Gemeinde geschehen durch andere Hände, z. B. Staat, Civilgemeinde, humane oder kirchliche Vereine, sondern von der Gemeinde. Dieser Pflicht darf sie sich nicht entziehen. Wortverkündigung und Liebesübung erfordern sich gegenseitig. Das eine ohne das andere verliert seine Kraft. Köstlin sagt: „Die Gemeinde muß ein socialer Organismus werden, dessen bewegende Seele die Sorge für die Seelen bildet." [1])

Von diesem Ideal aus blicken wir auf unsere thatsächlichen Zustände. Eins tritt uns sofort entgegen. Alle unsere Gemeinden enthalten eine nicht geringe Zahl von Elementen, die innerlich dem evangelischen Glauben und äußerlich dem kirchlichen Leben entfremdet sind. Die Ursachen sind theils persönlich, theils geschichtlich. Wir haben ihnen hier nicht nachzuforschen. Die Thatsache liegt vor. Was folgt aus ihr? Als der einfachste Weg zur Lösung der Schwierigkeit wird die Zertrümmerung der Volkskirche und Einrichtung der Freikirche empfohlen. Dieser Weg schiebt die Schwierigkeit hinaus, statt sie zu lösen. Wir können ihn aber auch nicht gehen um des Gewissens und der Liebe willen. Es ist bequem, aber nicht im Sinne

1) Die Lehre von der Seelsorge. Berlin 1895.

Christi, die Volkskirche zu verlassen wie ein sinkendes Schiff. Es sind die Irrenden, denen Christus nachgeht. Seine erbarmende Liebe soll uns treiben, in der Kirche ein Salz zu sein, sie zu bessern, ihre Einrichtungen mit neuem Geist zu erfüllen und zu beleben. Wer unsere Volkskirche aufgibt, der gibt auch unser deutsches, evangelisches Volk im Ganzen auf. Das wollen wir nicht. Es ist eine unabweisbare Pflicht der Gemeinde, alle Getauften als ihre Glieder anzusehen, an denen mit aller Treue und Geduld zu arbeiten ihre Aufgabe ist. Keine andere Organisation kann sie auf die Dauer von dieser Pflicht entbinden. Es sind ja reiche Segensströme von der inneren Mission ausgegangen. Treffliche Hülfstruppen liefert sie bis heute der organisirten Gemeinde zur Linderung geistlicher und leiblicher Noth. Wir danken ihr herzlich für ihre große Liebesarbeit und bitten sie um fernere Hülfe. Alle Unternehmungen und Anstalten, welche große Bezirke umfassen, wird sie in ihrer treuen Pflege behalten. Die Namen Wichern, Fliedner, Bodelschwingh werden in der evangelischen Christenheit dauernd leuchten. Für ihre und viele andere Werke der innern Mission bleibt ein großes, weites Arbeitsfeld mit immer neuen Bedürfnissen und Nöthen. Aber diejenigen ihrer Aufgaben, welche in einer Gemeinde durch die Gemeinde lösbar sind, müssen mehr und mehr Sache der Gemeinde werden. Entzieht sich eine Gemeinde hartnäckig solcher Pflicht, so verzichtet sie darauf, ein Organismus zu sein, in dessen Adern ein Glaubens- und Liebesleben fluthet, das der Bethätigung bedarf und nach ihr sich sehnt. Große Versäumnisse seitens mancher Gemeinden liegen hier vor, viele Zeit und redliche Mühe wird es erfordern, bis das Ziel erreicht ist. Aber es darf nicht aus dem Auge verloren werden. Doch die pfarramtlichen Kräfte allein sind ohne Hülfe aus der Gemeinde zu solcher Arbeit weder genügend, noch allein berechtigt. Wir müssen unsere Gemeindeglieder zur gegenseitigen Arbeit aneinander heranziehen. Wer für eine Sache arbeitet, lernt sie lieben. Dabei ist tröstlich, daß in unsern Gemeinden thatsächlich viele Kräfte vorhanden sind, die wegen fehlender Gelegenheit bisher brach lagen, aber im Stillen nach einer Liebesarbeit geradezu verlangen. Das allgemeine Priesterthum aller Christen ist mit Recht unser protestantisches Kleinod. Es gibt allen Gemeindegliedern vor Gott in Christo ein seliges Recht. Aber es gibt uns auch gegen die Brüder eine heilige Pflicht. Machen wir Ernst damit.

Im Lichte solcher grundlegenden Würdigung des Gemeindegedankens lassen wir nunmehr die einzelnen Aufgaben an uns vorüber ziehen, die sich den Gemeinden unserer Zeit stellen. Es gilt, theils neue Wege zu bahnen, theils alte auszubauen. Wir erwägen die Uebersehbarkeit der Gemeinden, den Hausbesuch, die kirchliche Armen- und Krankenpflege, die Belebung der Presbyterien, die kirchliche Geselligkeit, das Gemeindehaus, das Gemein-

schaftsleben, die Vereinsthätigkeit, Gottesdienst und Kirchengebäude und die Verbreitung guten Lesestoffs.

Die erste Voraussetzung ist die Begrenztheit und Uebersehbarkeit der Gemeinde. Nach dem Unfug der Elberfelder Revolution vor 50 Jahren erließ das dortige lutherische Presbyterium eine Ansprache an die Gemeinde. Schon darin erklingt die schmerzliche Klage, „daß es bei der großen Seelenzahl bisher unmöglich gewesen ist, alle einzelnen Glieder genauer im Auge zu behalten und namentlich die Menge der Entfremdeten in ihren Häusern aufzusuchen und auf das Heil ihrer unsterblichen Seele aufmerksam zu machen." Seitdem ist Vieles geschehen. Aber geheilt ist der Schaden noch nicht. Wie sind auch die Gemeinden gewachsen! In manchen Städten müssen erst wieder Gemeinden geschaffen werden durch Theilung. Eine Gemeinde ist ein von der Lebenskraft des Evangeliums durchwirkter Organismus. Das kann ein bloßes Predigtpublikum gar nicht sein, da es nur Sonntags atomweise zusammenströmt. Ist eine Theilung noch nicht erreichbar, so erstrebe man, nach der Weise vieler großen Gemeinden des Westens, wenigstens feste, übersehbare Bezirke für die Seelsorge und schaffe Gelegenheit für geordnete Theilnahme der in dem Bezirke Wohnenden an der Arbeit und dem Leben der Gemeinde.

Erst bei übersehbaren Gemeinden ist der so nöthige, regelmäßige Hausbesuch möglich. Dabei tritt man den Gemeindegliedern auch menschlich nahe und nimmt theil an den Sorgen und Leiden des Hauses. Auch an seinen Freuden. Daher beschränke man die Vornahme von Trauungen und Taufen auch nicht ausschließlich auf das Kirchengebäude. Ein fernerer Segen des Hausbesuchs ist der, daß er erkennen lehrt, welche Gemeindeglieder einerseits Gegenstand, anderseits Organ der gegenseitigen Seelsorge sein müssen oder können. Aber der Hausbesuch geschehe nie mit Auswahl. Er umfasse die Armen wie die Reichen, die Kirchlichen wie die Unkirchlichen, wenn man auch bei letzteren oft nicht mehr erreicht, als den üblichen Gegenbesuch im Gottesdienst am nächsten Sonntag. Für ihre Behandlung liegt jedenfalls eine Wahrheit in dem alten Volkswort: „Tauben lockt man nicht dadurch herbei, daß man mit Steinen unter sie wirft." Aber auch nicht dadurch, daß man sich nicht um sie kümmert. Versäumnisse liegen hier vor. Ein rheinischer Pfarrer trat vor etwa 10 Jahren ein Amt an in einer östlichen Stadt und machte fleißig Hausbesuche. Großes Erstaunen bei Laien und Amtsbrüdern. Er wurde zur Rede gestellt nach dem Grundsatz: „Die Leute müssen zu uns kommen, aber nicht wir zu den Leuten." Er kam in den Ruf socialdemokratischer Neigungen. Wie fern er davon ist, zeigt der jetzige Orden auf seiner Brust. Die Kirche aber soll nicht in behaglicher Ruhe warten, bis die Leute zu ihr kommen. Jesu Bild zeigt uns vielmehr den

guten Hirten, der sich aufmacht und den Verirrten nachgeht. Darum Hausbesuche bei allen, besonders bei den Armen.

Denn es ist eine Belebung der kirchlichen Armenpflege Bedürfniß. Es war eine Erstlingsfrucht des Pfingstgeistes, daß die apostolische Gemeinde sich ihrer Armen annahm. Wohl haben wir eine geordnete bürgerliche Armenpflege. Ich erinnere an die mustergültigen Einrichtungen Elberfelds. Sie sind nicht nur in vielen deutschen Städten eingeführt, sondern auch von der Stadt Paris als système d'Elberfeld. Aber wie die bürgerliche Trauung nicht dazu da ist, die kirchliche Trauung zu ersetzen, eben so wenig kann die bürgerliche Armenpflege eine christliche Gemeinde von der Liebespflicht entbinden, ihrer Armen zu gedenken. Doch ist ein Hand- in Handgehen beider, eine gegenseitige Mittheilung schon deshalb erwünscht, weil sonst leicht ungerechte, ja schädliche Doppelhülfe eintritt. Schön, aber sehr selten war die frühere Einrichtung in Rheydt, daß die städtische Gemeinde die Mittel, aber die kirchliche die geeigneten Persönlichkeiten lieferte zur Armenpflege. Die bürgerliche Armenpflege ist human. Das ist auch die kirchliche, sie ist mehr, als das. Sie darf der seelsorgerlichen Absicht nicht entbehren. Die bloße Gabe thut es nicht. Das Helfen ist nur das Mittel, aber das Ziel ist die Erneuerung und Rettung der Seelen. Die Armen erfahren die menschliche Liebe, aber an ihr müssen sie sich wieder erheben lernen zur Liebe Gottes. Aber auch die gebenden und vertheilenden Gemeindeglieder sollen im Dienste der kirchlichen Armenpflege innerlich gefördert und dem Herrn näher gebracht werden. In einem köstlichen Gedichte von J. R. Lowell spricht Christus zu dem Wohlthäter:

Auf das Herz nur achtet des Himmels Herr,
Die Gabe ohne den Geber ist leer;
Gib dich selbst mit der Gabe, so labest du drei:
Dich, deinen Nächsten und mich dabei.

Wo die Noth droht, aber noch nicht grell in die Erscheinung trat, da kann die Armenpflege der kirchlichen Gemeinde auch vorbeugend wirken. Das kann die bürgerliche Armenverwaltung nur selten. Thatsächlich begnügt sie sich fast durchweg, nur Hunger und Obdachlosigkeit zu bekämpfen. So wird auch hier die bürgerliche Armenpflege durch die kirchliche nicht gestört, sondern ergänzt. Die kirchliche Gemeinde setzt da ein, wo die Hülfe der politischen Armenbehörde aufhört. Wir Evangelische wollen uns nicht brüsten, sondern im Guten wachsen. Aber wir alle, die wir in katholischer Umgebung leben, hören sehr häufig von katholischen Armen folgende Worte: „In unserer Kirche sorgt man für goldene und silberne Geräthe, seidene Thronhimmel und Fahnen, schöne Standbilder, gestickte Meßgewänder und prachtvollen Kirchenschmuck, aber bei euch Evangelischen haben es die Armen besser."

Möge dieser Nachhall eines Wortes von Luther nie bei uns verklingen. Er sagt im Sermon vom Wucher (1519): „Die Wohlthat gegen die Armen soll größer sein und mehr leuchten, denn alle steinernen und hölzernen Kirchen."

Was nun die Geber in der kirchlichen Armenpflege angeht, so müssen wir unsere Gemeindeglieder immer mehr gewöhnen und dazu erziehen, ihre Gaben nicht zu zersplittern, sie nicht bloß nach der augenblicklichen Regung des Mitleids und mit mangelhafter Kenntniß der Verhältnisse zu spenden, sondern sie der geordneten kirchlichen Armenverwaltung oder Diakonie anzuvertrauen, welche durch geeignete Organe die Personen und Verhältnisse prüft und kennt und für zweckmäßige, segensreiche Verwendung bürgt. Schon Schleiermacher hat darauf hingewiesen, daß wir nur bei Angehörigen und nächsten Freunden direct unterstützen sollen, im Uebrigen stets durch die Gemeinde. Vor allem aber müssen wir die Gemeindeglieder mehr als bisher zur Thätigkeit in der kirchlichen Armenpflege heranziehen und können da allerdings von dem Elberfelder System lernen. Da sehen wir den Segen einer jedem einzelnen Armen persönlich sich nahenden Fürsorge, wie sie nur durch Betheiligung vieler Helfer und consequente Arbeitstheilung möglich ist. Die Mitglieder eines einzigen Presbyteriums können nicht die Armen einer großen Gemeinde versorgen. Also rufe man Freiwillige vor. Sie werden sich finden und ihre Lust und Liebe wird in der Arbeit wachsen. Ob man bei Heranziehung der Gemeindeglieder sich nach Elberfeld richtet, oder Hausväterverbände unter der Leitung von Presbytern einführt, wie in Dresden, oder dem Beispiel englischer Gemeinden folgt, ist nicht wesentlich. Daß nur festgehalten werde an dem Grundsatz der Hülfe durch Gemeindeglieder, der planmäßigen Ordnung und Arbeitstheilung und der jeder einzelnen, armen Familie zugewendeten persönlichen Fürsorge. Auch die Frauen der Gemeinde mögen helfend eintreten. Gerne gedenke ich unserer Frauen-Vereine, welche die Armen, die Kranken, die Wöchnerinnen versorgen und besuchen, gerne auch der kirchlich geordneten und verwalteten Sparkasse zur Bezahlung von Confirmationskleidung, wie sie in einer nahen Gemeinde segensreich und mit gutem Erfolge wirkt. Mittellose Kinder und Eltern fangen bei Zeiten an, ihre sonst oft unnütz vergeudeten Spargroschen zinstragend einzulegen und haben bei der Confirmation die Freude, nicht ein geschenktes, sondern ein selbst erworbenes Gewand zu tragen.

Aber die Aermsten unter den Armen sind unsere Kranken. Sie bedürfen vor allen des Trostes und der Mahnung des Evangeliums. Christus sorgte in Cana für Wein und in der Wüste für Brot. Aber viel häufiger hat er sich der Kranken angenommen. Noch heute gibt es keine geeignetere Stätte, den köstlichen Beruf eines Seelsorgers auszuüben, als das Kranken-

bett. Sind wir dazu geschickt und darin treu? Vor nicht gar langer Zeit besuchte ein rheinischer Pfarrer einen Superintendenten fern in Osten, dessen College er werden sollte. Dieser erzählte ihm unter anderm: „Sie kommen hier in eine Stadt, in der höchst merkwürdige Dinge geschehen. Denken Sie, kürzlich kommt ein Bote, ich möchte zu einem Kranken kommen, um demselben ‚geistlichen Zuspruch' zu geben. Natürlich habe ich gefragt, ob er das Sacrament wünsche. Nein, er wünsche ausdrücklich ‚geistlichen Zuspruch'. Ich bin hingegangen, habe den Zuspruch auch gegeben. Aber da sehen Sie, was für Dinge jetzt hier vorkommen." Wir fügen dem nichts hinzu. Auch sei es uns fern, unsern Westen auf Kosten des Ostens zu erheben. Wir schlagen lieber an unsere eigene Brust. Es soll uns eine Freude sein, wenn religiös Bedürftige uns rufen. Wir sollen sie, besonders in Krankheitszeit, auch ungerufen besuchen. Denn die Kranken sind schon als solche religiös bedürftig. Die alten niederländischen Gemeinden stellten für den Krankenbesuch besondere Gemeindeglieder an, die sogenannten Ziekentroster. Am Rhein übernahmen die Aeltesten diesen Dienst. Immer mehrere unserer großen Gemeinden bieten ihren Kranken durch Errichtung eines evangelischen Krankenhauses ein trautes Heim, wie neuerdings Trier, Köln, M.-Gladbach u. s. w. Sie wollen es den Kranken nicht länger zumuthen, in den schwersten Stunden ihres Lebens nur ein Ordenskleid mit Weihwasser und Rosenkranz an ihrem Bett zu sehen. Betrübt stehen die kleinen Gemeinden zur Seite, die das nicht haben können. Da ist es eine Freude, zu sehen, wie die kreissynodalen Verbände sich aufmachen, den Schwachen und Bedrängten zu helfen. Einzelne Synoden haben eine synodale Krankenschwester angestellt und immer mehrere beschließen die Gründung eines synodalen Krankenhauses. Die Sammlungen für innere Mission können in einer confessionell so zerklüfteten Provinz kaum besser angewendet werden.

Aber der Bau von Krankenhäusern und die Anstellung von Diakonen und Diakonissen soll keineswegs dahin führen, die einzelnen Gemeindeglieder von ihrer Liebespflicht gegen die andern zu entlasten. Vielmehr muß der christliche Gemeingeist in allen geweckt und durch Bethätigung lebendig erhalten werden. Im besonderen Sinne sind die berufenen Vertreter der Gemeinde, die Presbyter, seine Träger. Darum suche man, ihr Herz zu erwärmen und ihren Blick zu erweitern für die Bedeutung ihrer Stellung und die Aufgaben der Gemeinde und der Kirche. Dringend empfehle ich die hier seit Jahren übliche Presbyterversammlung für den Synodalkreis, zu der alle einzelnen Presbyterien eingeladen werden. Hier ist Gelegenheit geboten, auf Grund eines eingehenden Vortrages über praktische Fragen sich in Rede und Gegenrede auszutauschen, sich zu verständigen und neue Anregung zu finden. Werden unsere Presbyterien immer lebendigere

Träger des kirchlichen Gemeingeistes, so sind sie auch geeignet und gewillt, genauer auf den sittlichen Stand der Gemeindeglieder zu achten. Freilich können wir in unsern Massengemeinden nicht mehr die Kirchenzucht unserer Väter üben in den kleinen Gemeinden unter dem Kreuz. Aber nichts steht im Wege, bei hervortretenden sittlichen Schäden ein Gemeindeglied zunächst unter vier Augen zu ermahnen und wenn das nicht hilft, vor zwei oder drei bewährten Männern und im schlimmsten Fall es der Gemeinde — doch nicht auf der Kanzel — zu sagen. So hat Christus es angeordnet (Matth. 18) und die Gemeinde eingesetzt als höchste seelsorgerliche und erziehende Instanz. Sollten wir sie weniger ehren, als er?

Zur Weckung und Pflege eines evangelischen Gemeindebewußtseins ist die Kirche der geeignete Ort und der Gottesdienst mit Wortverkündigung das geeignete Mittel. Beide können durch nichts ersetzt werden. Aber schon Nitzsch hat daran erinnert, daß die freie Geselligkeit das sociale Elemem gewesen ist, in welchem sich die christliche Kirche bildete mit ihren ersten Haus- und Söllergemeinden. (Röm. 16, 23, 1. Cor. 16, 15—19.) Noch heute wird es belebend auf die Gemeinde wirken, wenn wir dqs Bedürfniß ihrer Glieder befriedigen, sich auch außerhalb des Gotteshauses je und dann in kirchlicher Geselligkeit zu vereinigen. Die katholische Kirche kommt diesem Bedürfniß in ihren Vereinen, Brüderschaften und Schwesterschaften reichlich entgegen. Oft geht es dort recht weltlich zu mit Theater und Tanz, wenn man nur die hierarchische Leitung duldet. Sehr bekannt sind uns die Zeitungsanzeigen: „von 10 bis 11 heilige Messe, von 11 bis 1 Tanzvergnügen". Machen wir es besser. Ein erfreulicher Anfang ist da. Die Familien der Gemeinde vereinigen sich außergottesdienstlich in freier Weise. Das Reformationsfest ist dazu besonders geeignet. Dort werde mahnend und ermunternd berichtet über alles, was in und an der Gemeinde geschehen ist oder gefehlt hat. Dort möchte ein Wort über die Mischehen fruchtbarer wirken, als eine auf der Kanzel verlesene Statistik. Dazu noch eins. Keine Vereinigung ist so geeignet, die klaffenden, socialen Unterschiede zu mildern, als die Gemeinde. Vor Gott sind alle gleich bedürftig und gleich gesegnet. Wir sollen und können die socialen Unterschiede nicht aufheben, aber sie versöhnen. Im Gemeindehaus mögen einmal der Fabrikant mit dem Arbeiter an einem Tische sitzen. Beide sind hier nur Gemeindeglieder.

Doch woher der Stoff für die geistige und geistliche Anregung in den Gemeindehäusern und an den Familienabenden? Man schöpfe zunächst aus dem unversiegbaren Quell der heiligen Schrift. Wenn wir die Glaubenshelden der Bibel lebensfrisch darstellen, so wird dadurch nicht allein die oft recht lückenhafte Kenntniß der biblischen Historien ergänzt und belebt, sondern auch erbaulich gewirkt. Dann greife man hinein in den Reichthum der Ge-

schichte, insbesondere der Kirchengeschichte. Unser Volk hat noch Sinn dafür. Das Lutherfest 1883 hat es gezeigt. Man unterlasse auch nicht, durch Mittheilungen aus der kirchlichen Geschichte der eigenen Gegend und Gemeinde die Theilnahme für letztere zu wecken und zu vertiefen. Endlich bietet die Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins, der äußeren und inneren Mission, des Evangelischen Bundes u. s. w. ein unabsehbares Gebiet. Und wie schön, wenn zwischendurch die Versammlung erquickt wird durch die Lieder eines tüchtig geschulten Gemeindechores. Vor allem aber berücksichtige man auch die Fragen der Erziehung. Ihre Behandlung ist nothwendig und allen Eltern wichtig und interessant. Rede und Gegenrede sei dabei gestattet. Auch die Lehrer der Gemeinde seien zur Betheiligung und thätigen Mitwirkung freundlichst eingeladen. Haus, Schule und Gemeinde sind an der Erziehung des nachwachsenden Geschlechtes innigst betheiligt. Sie sollen Hand in Hand gehen. Aber wo sollen diese drei sich treffen, wo soll eine Verständigung geschehen über ihre erziehliche Arbeit, wo sollen sie sich durchdringen lassen von einem Geist? Die Vereinigungen und Familienabende der Gemeinde bieten Gelegenheit, die Samenkörner christlicher Pädogogik in die Herzen der Väter und Mütter zu streuen.

Aber freilich ist zu dem allem ein passendes Local dringend erwünscht, das der Gemeinde gehört und in dem sie sich daheim fühlt. Manche unserer Gemeinden haben daher einen Gemeindesaal erbaut, andere ein vollständiges Gemeindehaus. Zu allen Kirchen, die auf Anregung unserer Kaiserin in Berlin errichtet wurden, hat sie einen Gemeindesaal bauen lassen. Hier ist der Ort zu einer freieren, kirchlichen Geselligkeit. Wo sogenannte Vereinshäuser sind, mögen sie auch ferner dem Gemeindeleben dienen. Aber freie Vereine sind in ihrem Bestand und ihrer Richtung dem Wechsel leicht unterworfen. Jedenfalls können sie auf die Dauer die evangelische Gemeinde nicht von der Pflicht entbinden, selbst für ihre Glieder ein trautes Heim zu schaffen. Also Gemeindehaus, nicht Vereinshaus.

Es fehlt nun auch heute nicht an solchen, welche das Bedürfniß eines innigeren, erbaulichen Verkehrs lediglich befriedigen wollen durch den Conventikel, also durch private Erbauung in kleinen, freien Kreisen, durch das sog. Gemeinschaftsleben. Meines Erachtens ist es nöthig, daß die Gemeinde dazu eine milde, aber klare Stellung einnimmt. Für manches fromme Gemüth bietet unleugbar der kirchliche Gottesdienst zu wenig Gelegenheit eines Herzensaustausches. Für das Verlangen nach herzlicher und brüderlicher Gemeinschaft ist in der Kirche die Anzahl der bloß Berufenen gar zu groß. Wenn sie auch längst confirmirt sind, so sind sie doch thatsächlich kaum Katechumenen. Kürzlich sagte mir eine sectirerische Frau: „Als ich noch in der Kirche war, sehnte ich mich so sehr nach dem Verkehr mit Gleich-

gesinnten. Aber die Kirche (in Westphalen) war so groß, die Kanzel so hoch und des Volks so viel. Da stellte ich mich hinter einen Pfeiler und weinte." Wenn im kirchlichen Gottesdienst sich mehr das erweiterte Gemeindegefühl bethätigt, so kommt in der Versammlung das zum Ausdruck, was Nitzsch als das „verinnigte Gemeindegefühl" bezeichnet. Eine gewisse Spannung und Verstimmung zwischen Gemeinde und Conventikel ist oft da gewesen und tritt auch heute leicht ein. Denn die Gefahr liegt sehr nahe, daß die eine Lebensäußerung in die Sphäre der andern eingreift. Ein Gemeinschaftsleben ist dann berechtigt, wenn es wirklich die unerläßliche Grundbedingung zu jeder religiös-sittlichen Gemeinschaft erfüllt, d. h., wenn es stattfindet unter solchen, die sich persönlich befreundet sind, sich kennen und nahe stehen. Ein Gemeinschaftsleben verleugnet seinen Namen, tritt aus seinem Rahmen heraus und greift in das Gebiet der Gemeinde ein, wenn es auftritt als öffentlicher, jedem zugänglicher Erbauungsgottesdienst oder Bibelstunde. In diesem Falle will die Gemeinschaft mehr sein, als eine auf dem Grunde des persönlichen Christenthums gefeierte Bruderliebe, mehr als eine „Bethätigung freier, christlicher Geselligkeit". (Nitzsch.) Andererseits soll aber auch die Gemeinde sich hüten, rechte christliche Gemeinschaften, die das sind, was ihr Name sagt und die ihrer Natur nach stets gering an Zahl bleiben, irgend zu verbieten oder zu unterdrücken. Rothe nennt das einen rohen Despotismus. Er hofft, daß die gegen das Conventikelwesen gehegten berechtigten Bedenken vielfach von selbst wegfallen, je mehr es zur hergebrachten und anerkannten Ordnung gehört, daß — wie in Württemberg — die kirchliche Gemeinde auch einen Conventikel hat. Ist aber eine Spannung zwischen beiden eingetreten, so kann es nur von Segen sein, wenn auf dem Boden des Gemeindelebens beide Stimmungen sich die Hand reichen und so unsere kirchlich Gesinnten sich christlich vertiefen und unsere „Christen" kirchlicher werden. Dazu hilft ein beiderseitiger Austausch in und eine gemeinsame Arbeit an der Gemeinde. Mögen die Vertreter der ganzen Gemeinde stets warnen vor aller falschen Sicherheit, die sich gründet auf äußerliche Kirchlichkeit. Unsere privaten Vereinigungen aber mögen bedenken, daß sie sich selbst den Lebensnerv durchschneiden, wenn sie sich trennen von dem tiefen Segensstrom der Kirche und sich schließlich gar so verengen, daß sie die Einheit des Bekenntnisses, des Sacramentes und des Amtes auflösen. Ihnen gilt das Wort: „Wer das Reich Gottes nur sehen und nicht glauben, wer die Bruderliebe nur genießen und nicht in duldender Arbeit an der Allgemeinheit erproben will, entfremdet sich dem Geiste Christi." (Nitzsch, Prakt. Theol. § 37.) Ich kenne für den geförderten Christen keine schönere und höhere Aufgabe als die, sich der Zurückgebliebenen in Liebe und geduldiger Arbeit anzunehmen. Das geschehe im Gemeinde-

leben. Hier werde die mehr gefühlsmäßige und genießende Liebe zur treu und geduldig arbeitenden. Mancher wäre nicht den Secten zur Beute geworden, wenn ihm seine Gemeinde rechtzeitig Gelegenheit und Auftrag zur dienenden Liebe gegeben hätte. Doch ist dabei dem verbreiteten Irrthum entgegen zu treten, als ob das Reich Gottes von jedem Gemeindeglied eine besondere kirchliche Arbeit und Leistung erheische, die auch besonderes Ansehen verleihe. Ueber allem steht die Treue im eigenen Beruf und in der Familie.

Im Leben der evangelischen Kirche der Gegenwart ist aber der kirchliche Geselligkeitstrieb so stark, daß er neben den Gemeindeversammlungen und Conventikeln noch eine große Reihe von anderen Verbindungen in das Leben rief, deren Verhältniß zu der Gemeindepflege im eigentlichen Sinne wir nicht übergehen dürfen. Es sind die freien Vereine. Sie sind freilich nicht rein aus dem genannnten Trieb hervor gewachsen. Ihre Entstehung verdanken sie zunächst der Erkenntniß, daß für eine besondere Altersstufe oder einen Stand besondere sittlich-religiöse Gefahren zu bekämpfen oder besondere Ziele zu erstreben sind. Daher die christlichen Jünglingsvereine mit ihren Jugendabtheilungen (Knabenvereine), die Männervereine, die evangelischen Bürgervereine, die evangelisch kaufmännischen Vereine, die Jungfrauenvereine, der Verein der Ladnerinnen, die Arbeitervereine u. s. w.[1]) Wir schauen da hinein in ein reges, ja blühendes Leben. Wir freuen uns jeder evangelischen Regung. Wir drücken den Brüdern, die ihre ganze Kraft an solche Aufgaben setzen, für ihre frische, rege Liebesarbeit warm die Hand. Aber das entbindet uns nicht von der Pflicht, ein Wort über die Stellung der Vereine zur Gemeinde und ihrem Leben zu sagen. Will doch niemand, daß das pessimistische Wort zur Wahrheit werde: „In der modernen Christenheit sieht man vor lauter Vereinen die evangelische Gemeinde nicht mehr."

1) Es gibt noch eine große Reihe anderer Vereine, die segensreich auf unsere Gemeindeglieder wirken, sei es, daß diese darin die helfende Liebe ausüben oder sie an sich erfahren. Solche Verbindungen kommen hier deshalb nicht in Betracht, weil sie nicht unmittelbar auf Belebung der eigenen Gemeinde abzielen, sondern über sie hinaus streben. Ihr Vereinszweck ist für die Arbeit einer einzelnen Gemeinde zu weit oder zu eng und bedarf einer große Kreise umfassenden Organisation. Alle diese Vereinigungen verbleiben oft dem Gebiete der innern oder äußern Mission, z. B. der Gustav-Adolfs-Verein, der Gustav-Adolfs-Frauenverein, der Missionsverein, der Missions-Frauenverein, der Missions-Jungfrauenverein, der Verein für innere Mission, der Erziehungsverein, der Evangelische Bund, die neuen socialen Vereinigungen (Congreß), der Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, der Verein vom blauen und vom weißen Kreuz, der Verein der Freundinnen der jungen Mädchen, der Verein für gefährdete Mädchen, für gefallene Mädchen, für Magdalenen, der Diakonieverein, der Verein für Mission unter Seeleuten und Soldaten, der Verein für christliche Volksbildung, der Verein für die evangelischen Deutschen in Amerika, für Auswanderer u. s. w.

Die Orden der katholischen Kirche tragen ihren besonderen Zweck in sich. Das Ziel ihrer Vollkommenheit, ihr Lebensideal ist ein höheres, als das eines Bürgers. Für das Reich Gottes gilt ein Franziskaner unendlich mehr, als ein Handwerker oder Kaufmann. Die evangelische Kirche hat für alle dasselbe Ziel, dasselbe Ideal. Sie sollen Kinder Gottes werden. Die evangelischen Vereine aber haben durchaus dasselbe Lebensziel, wie die evangelische Gemeinde. Darum sollen sie nie des Mutterbodens der Gemeinde vergessen, in dem sie wurzeln, nie ihren besonderen Vereinszweck höher stellen, als den allgemeinen Christenberuf. Ihre Bedeutung ruht darin, daß sie die Gemeinde auf ein neues Bedürfniß aufmerksam machen und ihr helfen, dasselbe zu befriedigen. So dienen sie der Gemeinde und ihrer geistlichen Förderung. Statt ihren besonderen Vereinszweck in die Höhe zu schrauben, sollen sie für die Gemeinde einerseits eine brüderliche Hülfe und andererseits eine stete Mahnung sein, selbst sich rüstig zu regen gegen die Nothstände und für die Bedürfnisse in ihrer Mitte. In der Absicht, sich selbst so bald als möglich entbehrlich zu machen, sollen sie zur Gemeinde sprechen: „Du mußt wachsen, ich aber muß abnehmen." Dann gleichen sie nicht den Schlingpflanzen, die der Gemeinde die beste Kraft aussaugen, sondern den Quellen, deren frisches Wasser die oft dürren Fluren des Gemeindelebens durchrieselt und erfrischt. Wir stehen also den Vereinen nicht so gar bedenklich gegenüber wie der Verfasser von: „Christliche Bedenken über modern christliches Wesen." (Gütersloh.) Aber damit die Gemeinde nicht gar von Vereinen überwuchert werde, ist es doch an der Zeit, an einen alten Grundsatz zu erinnern. Er heißt: „Es gibt nur zwei Vereine auf Erden, welche von Gott selbst geordnet sind und Verheißung haben. Es ist die Familie als Gottes Naturordnung und die Gemeinde Jesu Christi als Gottes Gnadenordnung."

Unsere Gemeinden entstanden und bestehen durch die Predigt des Evangeliums. Wo nur immer von Gemeindepflege die Rede ist, erfordert gerade sie eine eingehende Berücksichtigung. Wir müssen uns aber darüber an dieser Stelle beschränken. Die Predigt von Christo ist das Geheimniß unserer Kraft und muß der Mittelpunkt unseres Gottesdienstes bleiben. Sie sei schriftgemäß und gemeindegemäß. In dieser zwiefachen Hinsicht sei sie ein Gegenstand unabläßiger Prüfung und dauernder Vertiefung. Dann wird sie zugleich erwecken und erbauen. Daneben vergesse man nicht die Liturgie, dieses vielfache Stiefkind. Bei ihrer Ausgestaltung wird freilich eine lebendige Gemeinde mit Recht verlangen, daß ihr confessionelles Empfinden berücksichtigt werde. Predigt und Liturgie aber fordern auch einen angemessenen Raum. Vor Jahren besuchte mich ein hochlutherischer Amtsbruder in Begleitung eines katholischen Priesters und ich führte sie in unsere schöne Kirche.

Der letztere zeigte auf den Altar und flüsterte dem ersteren zu: „Es fehlt das praesens numen“ d. h. die in der geweihten Hostie örtlich gewordene Gegenwart Gottes. Er hatte Recht. Bei uns ist der Raum an sich keine Behausung Gottes. Er wird zum Gotteshaus erst dadurch, daß eine lebendige Gemeinde darin versammelt ist. Sind die Seelen unter dem Wehen des hl. Geistes zum Herrn gerichtet, so wohnt in der ärmlichsten Dorfcapelle mehr Erbauung, als in einem gothischen Prachtbau. Dennoch darf das Haus der Gemeinde, das Kirchengebäude nicht vernachlässigt werden, wenn es uns Ernst ist mit der Gemeindepflege. Frisches Leben regt sich zur Zeit auf dem Gebiet des evangelischen Kirchenbaues. Mit der ästhetisch-historischen Betrachtung ringt die evangelisch-praktische Anschauung. Aus solchem Ringen kann nur Gutes erwachsen. Aber hier ist nicht der Ort, das Für und Wider in dieser Frage zu erörtern. Eins aber muß gesagt werden. Wie das Kirchengebäude von jedem Besucher ein besseres Gewand, ein Sonntagskleid erbittet, so sei es auch selbst in seiner äußeren Erscheinung der beste, liebste gemeinsame Raum der Gemeinde und werde allenthalben ausgestattet als eine würdige Stätte der Andacht und des Gebetes. Dieser Eindruck wird durch den bloßen Anblick von Kirchenbänken, getünchten Wänden und angesteckten Liedernummern nicht erreicht. Andererseits sei jeder Prunk verbannt, und die innere Ausschmückung entspreche genau der Bauart der Kirche. Man kann noch heute in Kirchen kommen, in denen die Wände einst geweißt waren, aber jetzt grau sind von altem Staub und hie und da mit Spinngeweben überzogen. Dann mag die Gemeinde singen: „Wie reizend schön, Herr Zebaoth, ist deine Wohnung, o mein Gott!“ — es paßt nicht zusammen. Auf diesem Gebiete ist noch viel für die Gemeinden zu thun seitens ihrer Vertretungen, seitens der Provinzial-Synoden und des Kirchenregiments.

Wichtig ist also der Ort und die Art des gepredigten Wortes. Aber wichtig ist auch das gedruckte Wort. In seinem Zeitalter leben wir. Die Stimme der Presse dringt weiter als die der Kanzel. Nun fluthet durch unsere Gemeinden ein Strom verderblichen Lesestoffs. Ich erinnere an die Schundromane, an die socialdemokratische und ultramontane Literatur. Darf die evangelische Gemeinde diesem täglichen Vergiftungsproceß ihrer jungen und alten Glieder mit verschränkten Armen zuschauen? Aber das bloße Eifern dagegen nützt gar nichts. Nur eine unermüdliche, positive Gegenwirkung durch bequeme Darbietung guter Lectüre kann Besserung schaffen. In manchen unserer Gemeinden besteht außer einer fleißig benutzten Gemeindebibliothek noch eine besondere Bücherei für die Schuljugend, die Jünglinge und die Jungfrauen.

Ueber alles bisher Gesagte wird aber vielleicht eine Besorgniß wach. Wir ermuntern die Presbyter und Pfarrer, neue Wege zu suchen und alte Wege

auszubauen, um die Gemeinden zu beleben. Entsteht da nicht die Gefahr eines zersplitterten, unruhigen, äußerlichen Werktreibens? Wird nicht die stille Sammlung der Seele leiden und das Eine, was noth ist, vergessen werden? Ernst weist der „Sorgenvolle“ (Gütersloh 1889) in seiner schon erwähnten Schrift auf derartige Gefahren hin. Er prüft Alles, was heutzutage auftritt unter dem Titel: Arbeit für das Reich Gottes, christliche Cultur, christliches Volksleben, Ausbreitung des Christenthums, innere Mission, christliche Vereine u. s. w. Er kommt zu dem Ergebniß, daß Menschliches und Göttliches, Himmlisches und Weltliches vielfach vermischt werden. Wenn nur viel geboten, geleistet, gewirkt, gepredigt werde, so sei man zufrieden. Die moderne Christenheit staune fast nur die Marthas an. Wo sind die Marien? In methodistischer Weise suche man die Massen für ein seelisches, sinnliches Christenthum zu gewinnen und steigere die Quantität und die Arten der Erbauungsgelegenheiten in ungesunder Weise. Man trachte stets nach etwas Besonderem und möglichst Picantem: „Kinder- und Sonntagsschulen mit Festen aller Art, Gebet- und Singgottesdienste, Revivals mit Sündenbekenntnissen und Jubelscenen, christliche Gesellschaften und Unterhaltungen aller Art, christliche Theekränzchen und Picknicks, christliche Visiten, christliche Festspiele, christliche Musikfeste, Vereinsfeste, selbst theatralische Aufführungen u. dergl.“ Schon den Kindern gebe man Zuckerbrot statt Hausbrot. Die alten, erprobten Einrichtungen der Schule und Kirche würden vernachlässigt und von solchem Streben wenig geachtet. Ganz sei vergessen die Lehre Luthers, daß jeder, der seinen ganz ordinären, irdischen Beruf in Christi Sinn recht erfüllt, Gott mehr gefällt, als alle selbst erwählten Förderer des Gottesreichs mit ihrem noch so preiswürdigen Dienst. „Die Magd in der Küche, der Knecht im Stall, Sohn und Tochter in der häuslichen Arbeit, der Mann als Familienvater, Handwerker, Beamter, das Weib als Gattin oder Mutter — sie alle sind Knechte und Mägde des Herrn und dienen ihm eben so gut, wie der Pfarrer oder der Missionar.“ Das Berechtigte in solchen Ausführungen erkennen wir gerne an. Aber diese Vorwürfe treffen unsere Gedanken nicht. Vielmehr werden die hier geschilderten Gefahren gerade vermieden, wenn das, was wir wünschen, recht geschieht, ein anspruchsloses, treues Wirken der berufenen Organe und ihrer freiwilligen Helfer in dem von Gott geordneten Kreise der Familie und Gemeinde. Daß auch für uns die Weckung und Pflege des inneren Lebens, die Gewinnung der rechten Herzensstellung zu Gott, kurz, die Seelsorge das oberste Ziel bleibt, brauchen wir nicht zu versichern. Wissen wir doch, daß wir nur im Glauben die Liebe Gottes einathmen. Aber in der helfenden Bruderliebe athmen wir sie wieder aus. So leben wir. Wollen wir aber, daß unsere ganze Kirche eine lebendige sei, so mögen wir zunächst dafür sorgen, daß unsere Gemeinden lebendige Bausteine seien.

Mir ging es darum, die Richtung anzugeben, nach welcher unsere Gemeindearbeit sich entfalten muß. Die das Einzelne ordnenden Vorschläge für die Zweige dieser großen Arbeit werden sich danach leicht finden. An dieser Stelle möge auch die Selbständigkeit der einzelnen Gemeinde zu ihrem Recht kommen. Eines paßt sich nicht für alle. Es ist ein Unterschied zwischen Stadt und Land, zwischen den Arbeitergemeinden der Vorstädte und dem Geheimrathsviertel. Darum lasse man nicht die Schablone walten. Es ist unnütz, oft geradezu schädlich, wenn kleine und ländliche Gemeinden glauben, alles nachmachen zu müssen, was für die volkreichen Städte ein Bedürfniß ist. Um Formen streiten wir nicht, sondern für Leben. Wahres Leben offenbart sich in mannigfaltiger Gestalt. Aber es herrsche ein Geist. Es ist der Geist dessen, der nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene.

So wird die rechte Gemeindepflege zur seligsten Pflicht der christlichen Bruderliebe. Diese zeigt sich sowohl in dem weckenden und fördernden Erbauen der Gemeinde, als in dem reinigenden Handeln nach Pauli Wort: „Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehl übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geist, die ihr geistlich seid" (Gal. 6, 1). Durch die Uebung solcher Bruderliebe wird in keiner Weise die Wahrheit zerstört, daß das Christenthum die allerpersönlichste Sache ist. Vielmehr stellt sich uns das Ziel, dem wir unsere Gemeindeglieder zuführen sollen, in dem alten Worte dar: teneo und teneor: Ich halte und ich werde gehalten. Ich halte fest die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes, als meinen einigen Trost im Leben und im Sterben. Dabei werde ich gehalten und weiß mich getragen von der Gemeinschaft der Heiligen, wie sie mir entgegen tritt, wie ich sie erfahre in einem innigen, frischen Gemeindeleben. Hier finde ich Mahnung, wenn ich strauchle, Erfrischung, wenn ich ermatte, Trost und Hülfe, wenn ich leide, Gemeinschaft des Geistes in brüderlicher Liebe und Fürbitte. Teneo und teneor.

Viersen. Johannes Jüngst, Pfarrer.

Die Naturbetrachtung im Alten Testament.

Es ist für unsere Zeit werthvoll, zu wissen, daß echte Naturwissenschaft der geoffenbarten Religion nicht feindlich, und umgekehrt diese der Naturwissenschaft nicht entgegen ist. Um das zu zeigen, habe ich früher in diesen Blättern (1897, S. 680—688) die Frage nach der Zeit der Weltschöpfung erörtert und gedenke später das Einzelne der Weltschöpfung zu besprechen. Jetzt sei es erlaubt, in Kürze die alttestamentliche Naturanschauung, abgesondert von Weltsystem und Weltentstehung, darzulegen. Auf ihrem Grunde erhebt sich die christliche, die von mir in dem Buche „Das menschlich Anziehende in der Erscheinung Jesu Christi" (1898, S. 48—59) entwickelt ist.

In Moses Zeit war Kenntniß der Natur ohne Zweifel in den gelehrten Kreisen des Volkes Israel verbreitet. Sie lebte nach ihm hier und da fort, um sich im salomonischen Zeitalter und in der Zeit der nachfolgenden Könige mehr und mehr zu vertiefen.

Wie die mosaische Gesetzgebung beweist, fanden Mineralogie und Metallurgie frühzeitig Pflege. Gern versenkte man sich in die üppige Pflanzenwelt des Morgenlandes und wußte innerhalb des Thierreichs Arten und Gattungen nach bestimmten Merkmalen sehr genau zu unterscheiden. Die Gesetze über Rein und Unrein beruhen auf Gelehrsamkeit. Das Bedürfniß, die Natur zu kennen, war noch ein praktisches.

Später wurde das anders. Nachdem Israel sich eine machtvolle Stellung unter den Völkern errungen und mehr Bedürfnisse befriedigen gelernt hatte, als es in der Zeit der ägyptischen Knechtschaft gekannt, konnte der rein theoretische Wissenstrieb entstehen und sich frei der Geister bemächtigen. Mit Begier ergriff man die Kunde von fremden Reichen und deren Verhältnissen und Producten. Länder öffneten sich, die zuvor in phantastischem Dämmerlichte gelegen hatten. Es öffneten sich Phönicien und Arabien, Aegypten und selbst das ferne Indien. Denn auf Indien weisen doch wohl die Affen und Papageien Salomos. Sodann nahm eine Forschung ihren Anfang, in der Philosophie und Naturwissenschaft noch ungetrennt beisammen waren. Die Weisheit Salomos und seiner Umgebung war nicht bloß Herrscher-, Lebens- und Spruchweisheit, sondern auch theoretische Weisheit. Man schwelgte förmlich, um einen Ausdruck Heinrich Ewalds zu

gebrauchen (Geschichte des Volkes Israel 3. Aufl. III. S. 379), in den Genüssen des Suchens und Findens. Sterne und ihren Stand, Thiere des Landes und Thiere in Flüssen und Meer suchte Salomo kennen zu lernen und wußte, wie die Bibel ausdrücklich bemerkt, über die Gewächse zu reden von der Ceder auf dem Libanon bis zu dem Ysop, der an der Wand wächst. Die Erscheinung eines reichen, mächtigen, berühmten und zugleich weisen Königs war in Israel unerhört. Aber, einmal vorhanden, wirkte sie fort und zog sinnende Geister zu immer neuer Vertiefung in die Natur. Ganze Schulen bildeten sich und wurden durch das gemeinsame Streben zusammengehalten. Aus den Forschern wurden zuletzt Lehrer. Wahrscheinlich in jener Zeit wurde die wahrhaft gelehrte, dem Streben nach Genealogie entsprungene Völkertafel Gen. 10 entworfen, die nach dem Urtheile unseres größten Geographen, Karl Ritter, wie ein Abriß oder Compendium der Geographie alle damals bekannten Völker und deren Verhältnisse in Zusammenhang bringt. (Vergl. Karl Ritter, Geschichte der Erdkunde, Berlin 1861, S. 4 und 5.) Solche geographische Anschauungen benutzte noch der gelehrteste aller Propheten, der Priester Ezechiel Kap. 38.

Aus den Schulen dieser Weisen ging der Dichter des Buches Hiob hervor, der, einer der Weisesten in Israel, die größte Kenntniß der Natur, die einem Bewohner Kanaans möglich war, erreichte. Es ist für die Beurtheilung gleichgültig, ob derselbe in Aegypten gewesen ist oder nicht, ob er oder ein anderer die Beschreibung des Krokodils und des Nilpferdes gegeben hat. Baco von Verulam, der erste Anwalt der inductiven Methode in der Naturwissenschaft, sagt (de augment. scient. I. 59), wer jenes ausgezeichnete Buch (das Buch Hiob) sorgfältig studiere, werde es voll und gleichsam schwanger finden von den Geheimnissen der Naturkunde, und er zählt als solche auf: Weltbeschreibung (Kosmographie), Kunde des nördlichen und des südlichen Himmels, der thierischen Zeugung und der Metallurgie. Nicht nur der deutsche Astronom Mädler, der sich gern in die Bibel vertiefte, sondern auch der kalte Rechner Lalande heben mehrmals die Kenntniß des Himmels hervor, die der Verfasser jenes Buches zeige (Astronom. tome I. p. XX und § 562).

Die schönste Frucht aller dieser Bemühungen war jedoch die Hervorbildung einer besonderen Naturanschauung. Nicht nothwendig geht aus großer Kenntniß der Natur auch Naturanschauung hervor. Aristoteles z. B. besaß von Pflanzen und Thieren eine Kenntniß, deren Tiefe und Umfang erst in neuerer Zeit gewürdigt worden ist; aber zu einer Naturbetrachtung hat er es nicht gebracht. Diese ist freilich ebenso sehr von Naturwissenschaft wie von Naturvergötterung verschieden. Während die Wissenschaft mit den Mitteln der Wahrnehmung und des Verstandes Erscheinungen, deren Ursachen

oder Wirkungen, endlich Gesetze feststellt, ist Naturbetrachtung die Auffassung der physischen Erscheinungen durch einen denkenden und fühlenden Menschen und in Beziehung auf ihn. Beide sind gleich berechtigt, wie A. v. Humboldt in seinen „einleitenden Betrachtungen" zum Kosmos gezeigt hat, und bestimmen sich gegenseitig, so daß durch wissenschaftliche Ergründung die Wirkung der Natur auf das Gefühl nicht vertilgt werden, sondern nur eine andere Richtung erhalten kann. Ein Musterbeispiel für jene bietet der „Kosmos", mit Ausnahme des zweiten Theils, für diese die „Ansichten der Natur" von Humboldt. Für dichterische Naturbetrachtung insbesondere ist ein schönes Beispiel die Stelle in Schillers „Menschenfeind": Von keinem Auge ausgespäht, von keinem Verstande bewundert, ringt in der schweigenden Muschel die Perle, ringt der Krystall in den Tiefen der Berge nach der schönsten Gestalt u. s. f. (Siebente Scene).

Aehnlich, nur noch höherer Art, ist die auf dem Boden des strengen Monotheismus erwachsene Naturanschauung des Alten Testaments. Zum ersten Male wird hier eine Anschauung entwickelt, deren sinnliche Wahrheit noch durch die neueren Palästinaforscher, z. B. Konrad Furrer, bestätigt worden ist.

Man kannte die Trugbäche des beginnenden Lenzes: mittags zeigen sie Wellenschlag, abends ist keine Spur von ihnen da. Das Nisten der Schwalbe, das Girren der Turteltaube, das Singen der Vögel zwischen den Zweigen und das Grasen der Gazellen auf anemonenreicher Flur — alles machte einen tiefen Eindruck (Ps. 84, 4. 104, 12. Hohesl. 4, 5. 2, 16). Das Verdorren der Blumen durch sommerliche Glut diente oft zu Bildern und Vergleichen, nicht minder das Grünen und Blühen der Bäume an Quellen. Oelbaum, Ceder und Palmbaum gaben Stoff zu Fabeln, Bildern und Liedern. Die Annehmlichkeit, im Schatten von Weinstock und Feigenbaum zu sitzen, wurde sprichwörtlich. Die wilden Thiere, wie Löwen und Schakale, waren dem Israeliten ein Schauspiel. Daß die ganze Bibel an Bildern und Gleichnissen reich ist, deren Ausgangspunkt Thiere sind, heben moderne Zoologen hervor. (Vergl. Victor Carus, Geschichte der Zoologie 1872, S. 24.) Die Vorzüge des Herbstes waren ebenfalls bekannt und geschätzt. Wie oft wird im Alten Testament auf das Lesen und Keltern des Weines angespielt! Die Kahlheit des Gurkenfeldes wie die Einsamkeit der Wachthütte im Herbste dienen dem größten Dichter wie dem größten Propheten zu Vergleichen (Hiob 27, 17. Jesaja 1, 8). Der Regenguß, der den Wanderer überfällt und das Thal überschwemmt, flößt Schauder ein. Dem Winter weiß man aber auch gute Seiten abzugewinnen: der Vornehme hält im reich erleuchteten Saale Hochzeit, und im wohldurchwärmten Gemache ergötzen sich die Gäste,

wenn andere draußen im Dunkel tappen, vom Geheul der Schakale geängstiget.

So schön diese einzelnen Züge an sich und so trefflich sie im Lichte der Religion sein mögen, sie verhalten sich doch zu dem Inhalte des Buches Hiob wie einzelne Strahlen zu einer großen Lichtquelle. Die Poesie dieses Buches, die, wie Herder sagt, vom Scheol (der Unterwelt) bis zu den Sternen reicht, ist am Busen der Natur groß geworden. Seine Einzelschilderungen sind nach desselben Herder Ausdruck Perlen aus der Tiefe des Meeres, leicht gereihet, aber köstlich. Nicht allein Dichter wie Dante und Shakespeare, Shelley und Byron, Lessing und Herder, Goethe, Rückert und Heine haben die Schönheiten nachempfunden und nachgedichtet, sondern auch kühle Philosophen und Naturforscher wurden von ihnen entzückt, und nicht am wenigsten von den Naturschilderungen. Wir nennen außer Spinoza und Kant besonders Baco von Verulam (sermones fideles cap. 5), Hamann (Werke I. 97), Jacobi (Werke III. 213. 427), Hegel (Religionsphil. II. 66), Buffon (Beschreibung des Pferdes) und Schopenhauer, welcher nicht ansteht, das dritte Kapitel des Buches Hiob mit der Naturpoesie Goethes gleichzustellen. Besonders fallen ins Gewicht die Worte A. v. Humboldts im „Kosmos" (II. 48): Das Buch Hiob ist so malerisch in der Darstellung einzelner Erscheinungen als kunstreich in der Anlage des Ganzen. In allen modernen Sprachen, in welche das Buch übertragen ist, lassen seine Naturbilder einen tiefen Eindruck zurück. Die meteorologischen Processe, welche in der Wolkendecke vorgehen, werden mit individueller Anschaulichkeit beschrieben, auch viele Fragen vorgelegt, die unsere heutige Physik in wissenschaftlichen Ausdrücken zu formuliren, aber nicht befriedigend zu lösen vermag.

Alle Stücke, welche Herder für die wahre Naturpoesie fordert, sind hier vorhanden: Belebung der Gegenstände für den Sinn, Auslegung der Natur für das Herz und ein Plan in dem Gedichte, entsprechend dem in der Schöpfung, für den Verstand. Alle Lufterscheinungen werden in dem Buche Hiob vorgeführt: die einzelnen Stadien des Gewitters von dem fernen leisen Grollen bis zu dem majestätischen Donner mit den hell aufflammenden Blitzen; ferner Wolken, theils regenschwanger und tief herabhängend, theils von Sonnenstrahlen durchbrochen und wechselsweise erglänzend; Nebel, die das Meer umlagern, Thautropfen und Reif, Regen mehrfacher Art, Schnee und Hagel, Stürme, Kälte und Eisbildung. Es wird eine Ansicht des Himmels entwickelt, die den antiken Gesichtskreis in unerhörter Weise durchbricht und ganz nahe an die neuesten astronomischen Lehren vom Sternenhimmel heranreicht. Doch ist nicht zu vergessen, daß alle Anschauungen religiös gehalten sind. Die Naturkenntniß und die anderen Elemente der echten Naturpoesie, Phantasie, Gefühl und Planmäßigkeit, sind von der

Gottesanschauung durchdrungen. Die Großgeister Israels hatten eine erhabene Vorstellung von Gott und demgemäß auch von der Natur. Wollen sie die Natur verherrlichen, so geht ihnen deren Einheit über alles andere, denn diese ist Abglanz und Ausfluß der Einheit Gottes. Weil das göttliche Schaffen immer auf ein Ganzes geht, sieht der Dichter lediglich auf das große Ganze. Von Jehovas Erhabenheit fällt ein Strahl auf die Erhabenheit seiner Werke. Will das Buch Hiob Eigenschaften Gottes schildern, seine Allmacht, Unermeßlichkeit, Allwissenheit und unendliche Weisheit, so steigt es zu mächtigen (9, 5—10), unermeßlichen (26, 6—13), umfassenden (11, 7—10) und wunderbaren (38, 4ff.) Erscheinungen auf. Die größte Schönheit entfaltet der Dichter da, wo er die Vorsehung Gottes schildert. Das geschieht in der berühmten, auch von Humboldt gepriesenen Gottesrede Kap. 38 und 39. Da wird die unerforschliche Weisheit zum sinnfälligen, täglichen Walten: um alle Thiere ist Gottes Sorge, um wilde und zahme, starke und schwache, dumme und kluge, schmerzgequälte und frohlockende, häßliche und königliche.

Cüstrin I. Dr. G. Zart.

Ein Blick hinter die Mauern eines Beuroner Klosters.

In einer Zeit, welche das katholische Mönchthum zu neuer Blüthe erstehen sieht, dürfte es für manchen Leser dieser Blätter von Interesse sein, einmal einen Blick in das innere Leben und Treiben eines Klosters zu werfen und den Schleier, der dem gewöhnlichen Sterblichen die hinter den Klostermauern liegenden Geheimnisse verhüllt, sich einigermaßen lüften zu lassen. Es hat für einen evangelischen Christen immer besondere Schwierigkeiten, Zutritt in einem Kloster zu erlangen; aber wenn einer auch einmal die Erlaubniß erwirkt hat, die Klosterkirche, den Speisesaal und die eine oder andere Mönchszelle zu besichtigen, so ist damit für seine Kenntniß des Lebens im Kloster und des Geistes, der in diesen Räumen waltet, nicht viel gewonnen. Sein Führer darf ihm nur die unerläßlichsten Auskünfte geben, lautlos huschen die Gestalten der Mönche an ihm vorüber und noch so manche Frage auf den Lippen muß er dem Kloster wieder den Rücken kehren.

Ein gütiges Geschick hat es gefügt, daß dem Einsender das Tagebuch eines katholischen Christen, der vor einer Reihe von Jahren mit dem festen Vorsatz, Mönch zu werden, in ein Kloster der Beuroner Congregation eintrat, aus gewissen Gründen aber wieder austreten mußte, übergeben wurde. Wenn ich aus diesem Schriftstück nachstehend einiges veröffentliche, so kann ich dies thun, ohne mich eines Vertrauensbruchs schuldig zu machen, da mir dasselbe zu beliebiger Verwendung überlassen wurde und da ich nichts auf die Persönlichkeit des Verfassers Bezügliches erwähnen werde. Wir lassen unsern Gewährsmann durchweg selbst reden, indem wir nur weniger Anziehendes auslassen oder zu breit Ausgeführtes kürzen.

Die Klosterpforte ist erreicht. Noch einen letzten Blick wirft der Ankömmling der schönen Welt draußen zu. Dann ergreift er entschlossenen Muthes das Kreuz, welches den Griff des Glockenzugs bildet. Die Pforte öffnet sich, ein bärtiger Laienbruder tritt heraus und grüßt mit einem Deo gratias. Der Eintretende wird durch das Atrium geführt, in welchem Tische zur Speisung der Armen aufgestellt sind, dann in eine Säulenhalle, welche noch außerhalb der Clausur ist und auch von Frauen betreten werden darf.

Von dem Pater Hospitalarius wird er über die Schwelle der Clausur geleitet, zuerst in die Kapelle, um hier seine Andacht zu verrichten und dem h. Joseph für die glückliche Ankunft zu danken. Da die Ankunft um die Mittagsstunde stattfand, wird er sammt den übrigen Mönchen, die gerade vor den verschiedenen Altären ihre Andacht verrichten, zum Essen gerufen. Er eilt mit ihnen in das Refectorium, als neu angekommener Gast muß er zuerst von dem Abte begrüßt werden. Dieser ist kenntlich an dem goldenen Kreuze, das er auf der Brust trägt, und er wird durch tiefe Verbeugungen der Ordensbrüder ausgezeichnet. Der Ankömmling eilt ihm entgegen, wirft sich vor ihm auf die Kniee nieder und küßt den Pectoralring, welchen der Abt ihm hinstreckt. Dann bringt ein Pater einen Krug Wasser und ein Becken, der Abt gießt das Wasser dem Neueingetretenen über die Hände zur Nachahmung der Fußwaschung Christi.

Ueber den Verlauf des Mittagessens und die Kost der Mönche überhaupt lesen wir Nachstehendes:

Der Abt begibt sich durch die sich wieder tief vor ihm verbeugenden Mönche an seinen Tisch, der mitten im Refectorium unter dem Crucifixus steht. Er stimmt das Tischgebet an, die Benedictio mensae, die Mönche respondiren; bei dem Gesange gloria patri verbeugen sich die Mönche, indem sie die Arme über den Knieen kreuzen. Dann tritt der Vorleser vor den Tisch des Abtes, verbeugt sich und erhält von diesem den Segen zur Lection. Links vom Abt sitzen der Prior und Subprior, rechts die Gäste. An den Tischen längs der Wände lassen sich die Mönche nieder, in der Mitte ist ein Tisch für die Novizen. Kein Tuch ist über den Tisch gebreitet, Thongeschirre auf Holzplättchen werden aufgetragen, die Bestecke sind ganz einfach; dagegen ist der Tisch für die Gäste reicher ausgestattet. Der Abt gibt mit einem Hämmerchen, dem sog. Obedienzhämmerchen, das Zeichen zum Beginn des Essens und des Vorlesens. Mönche bedienen abwechselnd jede Woche, jeder erhält seine Portion besonders. An Getränk erhalten sie $^1/_2$ Liter Bier über Tisch, auch steht Wasser bereit. Wein erhalten nur die, welchen der Arzt ihn verordnet hat. Die Kost ist bei den Beuroner Mönchen sehr einfach und wird sehr spärlich gereicht. Jeder Freitag ist ein Fasttag, aber es gibt noch außerdem das Jahr über viele Fasttage. An diesen dürfen sich die Mönche nur je einmal satt essen, nämlich mittags, abends wird nur die sog. Collatio, bestehend in etwas Reis und Brot, genommen. Die Chormönche erhalten nur 45 g Brot, die Laienmönche, welche schwerer arbeiten müssen, 75 g. An allen Tagen in der Fastenzeit und an den Vorabenden vor hohen Festtagen wird wie an den Freitagen gefastet. Dreimal in der Woche, Mittwoch, Freitag und Sonnabend, auch während der ganzen Advents- und Fastenzeit, gibt es kein Fleisch, an den übrigen Tagen einerlei

gebratenes Fleisch. Anfangs wurde in der Beuroner Congregation streng die Ordensregel, sich gänzlich des Fleisches zu enthalten, beobachtet. Aber besonders die Erfahrung, daß der viele Chorgesang die Brust der Mönche bei ungenügender Ernährung angreife, verursachte eine Milderung. Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel sind Gemüse, Hülsenfrüchte, Obst und Fleisch. Außerhalb des Refectoriums darf nicht das Mindeste von Speise und Trank eingenommen werden. Die Worte: dixit: sitio, die unter dem Kreuz Christi stehen, sollen die Ordensleute an die Abtödtung in Speise und Trank mahnen. Während der Mahlzeiten wird die Ordensregel abschnittweise vorgelesen, ebenso das Martyrologium des Ordens und patristische Werke. Läßt der Vorlesende sich einen Verstoß zu Schulden kommen, so muß er abbüßen durch demüthiges Niederknieen vor dem Bilde des Gekreuzigten. Die Mönche sollen während des Essens aufmerksam zuhören; verursacht einer eine Störung, klappert er mit dem Teller, läßt er etwas fallen u. s. w., so erscheint er vor dem Abt, um sich zu „verdemüthigen" und vor dem Crucifix niederzuknieen, bis der Abt ihm wieder mit dem Obedienzhämmerchen das Zeichen zum Aufstehen gibt.

Der Tageslauf eines Mönchs der Beuroner Congregation beginnt morgens 4 Uhr, an Sonn- und Festtagen um $^1/_2$4 Uhr. Der Pater Vigilarius weckt mit dem Ruf: Benedicamus Domino, er läutet die Horaglocke und zündet die Zellenlichter an. Mit der Antwort: Laus Jesu Christo in aeternum, Amen, erheben sich die Mönche. Ankleiden und Waschen muß in 10 Minuten geschehen sein, denn 10 Minuten nach dem Aufstehen müssen die Mönche im Chor bereit stehen. Wer zu spät kommt, wirft sich dreimal vor dem Abt auf die Kniee. Zuerst wird das Gebet vor den „Tagzeiten" verrichtet, dann beginnt der Mönch, der im Chor den Dienst hat, die Matutin mit den Worten: Domine, labia mea aperies, et os meum anunciabit laudem tuam. Der Chor wiederholt diese Worte dreimal, über den Lippen dreimal das Kreuzeszeichen machend. Dann werden die Psalmen angestimmt. Währenddem begeben sich die Laienmönche in das Fraterzimmer, wo die Morgenandacht verrichtet wird. Daran schließt sich die Betrachtung, hierbei wird zuerst ein Abschnitt der Ordensregel vorgelesen, dann folgt ein Abschnitt aus einem asketischen Buch. Das dauert bis $^3/_4$5 Uhr. Darauf ordnen die Brüder ihre Zellen und Lagerstätten und begeben sich an ihre Arbeit in Küche und Werkstätten, wobei sie mit lauter Stimme die Tagzeiten beten. Inzwischen werden im Chor von den Chorreligiosen die laudes matutinae gehalten (Psalmen gesungen). Das dauert bis $^1/_2$6 Uhr, dann läutet es zum Angelus Domini, es beginnen die stillen heiligen Messen. Jede halbe Stunde lösen sich die einzelnen Abtheilungen mit Messelesen und Ministriren ab. Dies dauert gewöhnlich bis 7 Uhr. Die Laienmönche begeben sich in

das Refectorium zum Frühstück, um den schwarzen Kaffee mit Hausbrot zu genießen, dann an ihre Berufsgeschäfte. Die Chorreligiosen halten das Chorgebet der Prim, worauf das Frühstück folgt. Für diese dauert der Vormittagsgottesdienst, bei welchem Beten und Singen miteinander abwechseln, bis 10½ Uhr. Die Zeit bis zum Mittagessen darf dann jeder auf seiner Zelle zubringen. Die Gebete bestehen aus einer Anzahl Vater Unser und Ave Maria. Nach dem Mittagessen haben die Mönche eine Erholungsstunde im Garten unter Führung des Pater Prior. Auch dürfen sie jede Woche einen Spaziergang außerhalb des Klosters machen, aber nicht ohne den Segen des Abts einzuholen. Um ¾2 Uhr läutet die Conventsglocke, augenblickliches Stillschweigen muß eintreten, kein angefangenes Gespräch darf zu Ende geführt werden. Die Mönche gehen in ihre Zellen, aus welchen sie die Chorglocke um ½3 Uhr zur Vesper ruft, welche ¾ Stunde dauert und unter vielen Verbeugungen, Niederknieen, Anbetung von Heiligenbildern u. s. w. geschieht. Um 7 Uhr folgt das Nachtessen, um 8 Uhr die letzte Hora, die Complet. Um 9 Uhr werden sämmtliche Lichter gelöscht.

Unter den kirchlichen Zuchtmitteln der Beuroner steht obenan die Kapitelanklage. Sie findet jeden Dienstag und Freitag im Kapitelsaal statt. Zuerst erscheinen die Chormönche, wenn diese fertig sind, die Laienmönche. Der Abt ruft die einzelnen mit Namen auf. Dann tritt der Aufgerufene vor den auf einem erhöhten Thron sitzenden Abt, er verbeugt sich vor diesem und dem Crucifix und klagt sich der begangenen Ueberschreitungen der Regel an, von Ueberschreitung des Gebots des Stillschweigens, des Gehorsams gegen die Oberen, Verschwendung an Material, Holz, Kohle, Licht u. s. w. Nach dem Bekenntniß fällt der Mönch, die Kapuze zurückschlagend, auf die Kniee nieder und empfängt nach dem Grad seines Vergehens eine Zurechtweisung oder einen scharfen Verweis und eine entsprechende Buße, die gewöhnlich im Beten eines Psalms oder des Vater Unser besteht. Bei schweren Vergehen muß der Büßende während der Mahlzeit im Refectorium knieen und vom Boden aus die Speisen zu sich nehmen. An allen Freitagen des Jahres und in der Fastenzeit auch an den Mittwochen eilen die Klosterinsassen nach Schluß des Complet in die Zellen, entkleiden sich bis auf die Hüfte und müssen auf das erste Zeichen zur Geißelung bereit sein. Das Instrument besteht aus drei zusammengeknüpften derben Hanfstricken mit harten Knöpfen und einem Griff. Die Geißelung dauert ungefähr 10 Minuten, die der Länge des 51. Psalms entsprechen. Besondere Uebungen, wie Wachen und Fasten, müssen auf Zettel geschrieben und vom Abt genehmigt werden.

Der Verkehr der Mönche untereinander ist ein sehr beschränkter und ceremonieller. Nur in der Recreationsstunde nach dem Mittagessen

dürfen sie sich miteinander unterhalten, aller vertrauliche Verkehr ist streng untersagt. Die Brüder dürfen sich nicht, wie man denken sollte, mit Du, sondern nur mit Sie anreden. Der Abt wird immer beim Vorübergehen mit tiefer Verbeugung begrüßt, die Klosterleute verneigen sich gegenseitig mit Zurückschlagen der Kapuze, ohne zu reden. Bei nothwendigen Mittheilungen wird gegrüßt mit Benedicite. Die Kapuze soll bedeuten, daß der Mönch weder zur Rechten noch zur Linken sehen soll. Die Hände sind unter den Aermeln oder unter dem Skapulier verborgen zu halten; die Beine übereinander zu schlagen, gilt als ein großer Verstoß. Durch die Gucklöcher der Zellen dürfen nur die Oberen sehen. Von abends 8 Uhr an beginnt für die Mönche das große Silentium, es dürfen nur noch nöthige Mittheilungen und zwar nur schriftlich gemacht werden; jedes störende Geräusch mit den Füßen, Thüren u. s. w. muß peinlich vermieden werden . . . . .

Wir brechen ab. Was wir gehört haben, genügt, um uns die Klosterinsassen ob ihres Looses nicht beneiden zu lassen. Gibt es ein öderes, sinn- und geistloseres Leben; kann die Religion, welche der heilige Impuls eines thätigen, der Nächstenliebe geweihten Lebens sein soll, folgerichtiger herabgewürdigt werden zu einem wahrhaft todten Werk? Denn auch Andacht und Gebet ist hier ja zur todten Formel versteinert. Vollends zu bewundern ist an diesem Orden, dessen Vorort Klosterbeuron neuerdings zu einem gewissen Ansehen gekommen ist, gar nichts, als daß sich noch immer Menschen finden, die in dieser Manier Gott zu dienen meinen und zwar vor anderen. Wir können uns nicht denken, daß ein Menschenherz in diesem einförmigen, von dem regen Strom menschlicher Thätigkeit und menschlichen Verkehrs abgeschlossenen Alltagsleben, in diesen zwecklosen, Körper und Geist abstumpfenden Buß- und Gebetsübungen seine Befriedigung finden könne. Nicht Gottesfriede ist es, was uns aus den Klostermauern und der Ordensregel der Beuroner Mönche entgegenweht, sondern der Geist mittelalterlicher, in starre, leblose Gesetzesformen eingezwängter Frömmigkeit.

Stettenheim. Pf. Lamparter.

Der Fall Hoensbroech.

Ein Scandal erster Größe hat in den letzten Wochen die öffentliche Meinung beschäftigt, der „Fall Hoensbroech". Der tapfere Mann, welcher nach dreizehnjähriger Mitgliedschaft des Jesuitenordens die römischen Bande zerrissen, zu evangelischer Ueberzeugung sich durchgerungen und allmählich als Wortführer des Evangelischen Bundes und als Herausgeber zweier einflußreichen Preßorgane eine bedeutsame Stellung im Kampfe zwischen Deutschland und Rom eingenommen hatte, erschien auf einmal moralisch vernichtet durch Enthüllung einer Privatangelegenheit. Er sollte, um zu einer reichen Frau zu kommen, die Hülfe eines Heirathsvermittlers in Anspruch genommen, demselben ein frivoles Inserat und gewisse handschriftliche Selbstempfehlungen zur Verfügung gestellt und später seinen Auftrag zwar widerrufen haben, aber erst nachdem es ihm geglückt, mittelst desselben die Bekanntschaft seiner jetzigen Frau zu machen. Er habe dann das Stillschweigen jenes Vermittlers durch eine Abfindungssumme zu erkaufen gesucht, und habe gegen weitere Erpressungsversuche desselben zwar bei den Gerichten Schutz gefunden, aber nur, weil solche schmutzigen Ansprüche uneinklagbar seien.

Verhielte sich das alles so, dann wäre Graf Hoensbroech allerdings für die würdig denkenden Kreise in Deutschland, und insonderheit für den Evangelischen Bund ein moralisch todter Mann. Mögen ultramontane Kreise an ihren Größen schlimmere moralische Makel vertragen, — wir nicht. Und vieles schien zusammenzukommen, um diese Ueberzeugung aufzudrängen. Die Vertheidigung des Grafen erschien unklar und unzulänglich; sie bestritt und berichtigte manches, aber nicht alles. Für die Lücke zog sie sich auf ein zu wahrendes Beichtgeheimniß aus seiner römischen Priesterzeit zurück, von dem man nicht begriff, wie es mit seiner späteren, exjesuitischen Lebensgeschichte zusammenhängen sollte. Er lehnte es ab, sich über Aechtheit oder Unächtheit jener von der „Germania" producirten Brief-Facsimiles zu erklären; ja seine anscheinend freiwillige Niederlegung der beiden Redactionen, die er geführt, erschien als indirectes Einverständniß einer ehr-vernichtenden Schuld. Alledem hatten die Freunde des Grafen allerdings den durch mehrjährigen Umgang befestigten Eindruck einer Persönlichkeit entgegenzusetzen, welche einer

unehrenhaften Handlung unfähig erschien; aber es war schwer, diesen Eindruck und das dadurch gegründete Vertrauen zu behaupten ohne eine wenigstens annehmbare Lösung des Räthsels.

Unter diesen Umständen hat sich in den anständig denkenden und dem Grafen wohlwollenden Kreisen die Annahme ausgebildet, derselbe habe in der That vorübergehend den Versuch gemacht, durch einen Heirathsvermittler eine gesicherte Existenz zu gewinnen. Durch seinen Eintritt in den Jesuitenorden um sein Privatvermögen gekommen, durch den Aus- und Uebertritt mit seiner Familie zerfallen, von der Regierung mit seiner Bitte um Verwendung im Staatsdienst trotz kaiserlicher Zusage abgewiesen, habe Graf Hoensbroech in hülf- und rathloser Lage zu jenem unschönen Auskunftsmittel gegriffen, das ihn hernach selber gereut habe. Das könne man zwar nicht billigen, aber doch verstehen und verzeihen, zumal man jenes anstößige Inserat nicht auf seine Rechnung, sondern auf die des geschäftsmäßigen Vermittlers setzen dürfe; und es sei nur zu beklagen, daß der Graf nicht durch offenes Eingeständniß dieses Sachverhalts dem ultramontanerseits natürlich mit beiden Händen aufgegriffenen Scandal die Spitze abgebrochen habe. Ich gestehe, daß auch ich mir die Sache anfangs so zurechtgelegt habe. Bei weiterer Ueberlegung, wie der Austausch mit Freunden sie anregte, bin ich mittelst Combination der theils öffentlich, theils privatim verlautbarten Momente doch zu einer anderen Auffassung gekommen, einer Auffassung, die, wenn sie sich bewahrheitet, nicht nur den Grafen Hoensbroech völlig entlasten, sondern auch die ganze zeitgeschichtliche Bedeutung und Tragweite des Falles erst ins Licht rücken würde. Ich lege diese Auffassung vor, nicht gestützt auf geheime Wissenschaft um die Sache, sondern auf Combination und Indicienbeweis, hoffe aber auch so denen, welchen es in dieser Sache darum zu thun ist, nicht nach dem Schein zu urtheilen, sondern ein gerechtes Urtheil zu fällen, einen Dienst zu thun. Ich schreibe, was ich nicht unterlassen will zu betonen, ohne jedes vorgängige Einvernehmen mit dem Grafen Hoensbroech, der von dieser meiner Kundgebung nichts ahnt.

Es ist etwa ein Jahr her, daß Graf Hoensbroech einem Kreise von Freunden, dem er das schuldig zu sein glaubte, Mittheilung machte von einem durch einen Heirathsvermittler gegen ihn anhängig gemachten Proceß, aus welchem er gewiß sei, als Sieger hervorzugehen. Er verschwieg nicht, mit jenem Heirathsvermittler in Verbindung gestanden, auch nicht, demselben eine Abfindungssumme gezahlt zu haben; aber er bestritt, demselben seine Heirath zu verdanken und nahm das Vertrauen seiner Freunde für seine Ehrenhaftigkeit in Anspruch. Wenn er eine wenn auch vorübergehende Absicht gehabt hätte, durch jenen Menschen zu einer reichen Frau zu kommen,

so glaube ich, daß er das damals auch seinen Freunden offen bekannt haben würde. Statt dessen zog er sich, wie jetzt auch der Oeffentlichkeit gegenüber, auf ein unantastbares Beichtgeheimniß zurück. Wir verstanden nicht, wie dasselbe mit seinen Erlebnissen nach seinem Uebertritt in Zusammenhang stehen könne. Erst jetzt ist mir eingefallen, daß Graf Hoensbroech nach seinem Austritt aus dem Jesuitenorden noch Jahr und Tag Katholik war, also noch priesterliche Functionen verwalten konnte, daß ihm also noch in dieser Zeit unter'm Beichtsiegel Geständnisse gemacht sein können, welche auf seine demnächstigen Erlebnisse einwirken und ein Licht werfen konnten. Graf Hoensbroech ist laut Holtzmann-Zöpffels Lexicon S. 383 am 13. Januar 1895 zur evangelischen Kirche übergetreten; das Heirathsinserat aber datirt nach der „Germania" (11. November) bereits vom 19. September 1894. Wie, wenn vor diesem Datum ihm unter'm Beichtsiegel ein Anschlag verrathen worden wäre, um ihn in den Versuch einer Gegenmine zu verlocken, und ihm zugleich für seine nöthig-werdende Rechtfertigung den Mund zu verschließen?

Zu jenen vorevangelischen Erlebnissen hat also die Heirathsvermittelungsgeschichte gehört. Man stellt sich wohl insgemein vor, Graf Hoensbroech sei zu jenem Heirathsvermittler gegangen. Aber ebenso denkbar ist, daß derselbe zu *ihm* gekommen ist und, seiner hülf- und rathlosen Lage kundig, ihm Anerbietungen gemacht hat. Und Graf Hoensbroech kann Grund zu dem Verdacht gehabt haben, den ja der nachmalige Verlauf *bestätigt* hat, daß diese Anerbietungen nicht lediglich Geschäfts halber gemacht würden; daß vielmehr jener Heirathsvermittler Hintermänner habe, welchen daran liege, ihn auf einen Weg zu locken, auf dem man ihn moralisch todt machen könne. In dieser Vermuthung konnte er die Dienste jenes Menschen formell annehmen, in der Hoffnung, mittelst dieser Anknüpfung die Hintermänner zu fassen, welche ihn auf einen unehrenhaften Weg verlocken wollten. Graf Hoensbroech hat sich in der Täglichen Rundschau vom 7. November dahin erklärt, daß er sich in die Sache eingelassen habe in der Hoffnung, durch sie den unumstößlichen Beweis einer Intrigue zu erlangen, und daß es sich in der That so verhält; daß Graf Hoensbroech aus anderen Motiven als um zu einer Dame von großem Vermögen und confessioneller Vorurtheilslosigkeit zu gelangen, sich mit jenem agent provocateur eingelassen hat, dafür zeugt mir die Fassung des berüchtigten Inserats. Es steht fest, daß Graf Hoensbroech dasselbe nicht verfaßt hat; daß es das Gepräge eines sittlich scrupellosen Agenten trägt. Aber wenn Graf Hoensbroech mit diesem Inserat auch nur einen Anderen für sich hätte ernstlich werben lassen wollen, dann hätte er es doch vorgängig sich angesehen und es jenes frivolen Charakters, der seiner Bildung und Denkart fremd war, entkleidet. So hat er

dem Vermittler offenbar freie Hand gelassen, weil es ihm auf ein ganz anderes Resultat ankam. Was die facsimilirten angeblichen Briefsfragmente angeht, welche die „Germania“ producirt hat, so halte ich dieselben für Fälschungen. Daß Graf Hoensbroech es abgelehnt hat, sich über deren Aechtheit oder Unächtheit zu erklären, macht mich nicht irre. Es ist das sicherem Vernehmen nach auf den Rath seines Rechtsbeistandes geschehen, welcher vermuthlich befürchtet, daß durch eine Unächtheitserklärung sein Client in weitere für ihn bereitgehaltene Netze fallen könnte. Seit der Dreyfusgeschichte weiß man ja, was Experten einem trotz aller Unschuldsbetheuerung auf Grund ihrer Handschrift-vergleichung anbeweisen können. Uebrigens ist die Aechtheit oder Unächtheit der an sich unbedeutenden Briefstücke für meine Gesammtauffassung der Sache irrelevant.

Nun hat Graf Hoensbroech die Absicht, welche er bei seinem formalen Eingehen auf die Anerbietungen jenes Vermittlers verfolgte, offenbar nicht erreicht; es ist ihm nicht gelungen, die Hintermänner jenes Anerbietens so zu fassen, daß er sie bezeichnen und überführen könnte; wie seine Erklärung vom 7. November sagt, daß „die Erlangung jenes Beweises ihm mißglückt sei.“ Und er fand bald Ursache seinen ertheilten Auftrag zurückzunehmen. Letzteres wird mit seiner nunmehr erfolgenden Verlobung und Verheirathung zusammenhängen oder zusammenfallen. Daß dieselbe von den Bemühungen jenes Vermittlers ganz unabhängig geschah, ist nicht zu bezweifeln; man kann den angesehenen Freund nennen, welcher den Grafen Hoensbroech ins Haus seines jetzigen Schwiegervaters eingeführt hat. Nichtsdestoweniger benutzte jener Geschäftsmann den Anlaß zu einer Geldforderung, und Graf Hoensbroech, welcher fürchten mochte, durch eine Indiscretion des scrupellosen Mannes gegenüber seiner Braut oder deren Familie in ein falsches Licht gestellt zu werden, beging die begreifliche Unvorsichtigkeit, sich das Stillschweigen jenes Menschen durch eine erhebliche Summe sichern zu wollen. Er ließ sich dafür in aller Form Rechtens bescheinigen, daß derselbe keinerlei Rechtsansprüche weiter an ihn habe.

Und eben hieran knüpft sich nun nicht nur der befremdliche weitere Verlauf der Sache, sondern auch ein sehr beachtenswerther Lichtstrahl in deren dunklen Hintergrund. Nach jener ausgestellten Bescheinigung, daß er an den Grafen ganz und gar keine Ansprüche habe, konnte der Heirathsvermittler von einem behufs weiterer Ansprüche angestrengten Proceß schlechterdings keine ihm günstige Entscheidung erwarten. Warum ist denn doch ein Proceß, der mit Abweisung endigen mußte, angestrengt worden? Antwort: um die ganze Sache in die Oeffentlichkeit zu bringen und den Grafen von Hoensbroech vor derselben zu entehren. Hierzu hatte aber der Heirathsvermittler, der mit 12000 Mk. reichlich abgelohnt war, kein Motiv, auch ge-

wiß keine selbständige Neigung, da ihm die Klage nur Opfer an Zeit und Geld für nichts und wieder nichts einbringen konnte; — sondern er muß von einer anderen, schadlos haltenden und Gewinn-bringenden Seite dazu veranlaßt worden sein. Hiermit treten die oben vermutheten Hintermänner in Sicht. Welcher Art dieselben sind, wird dem nicht unklar sein, der sich erinnert, daß Graf Hoensbroech aus dem Jesuitenorden entlassen worden ist mit dem Drohwort: „Nehmen Sie sich in Acht, — Sie kennen die Macht der Verleumdung!" Graf Hoensbroech war ein Wissender über den Jesuitenorden wie keiner von uns. Deutschland hörte auf ihn. Er mußte vernichtet werden um jeden Preis. Vide „Germania".

Aber diese Interessenten hatten inzwischen eine Bundesgenossenschaft gewonnen, die ihre besondere Beleuchtung verdient. Graf Hoensbroech hatte gleichzeitig durch seine Uebernahme und energische Führung der „Täglichen Rundschau" und des „Deutschen Wochenblattes" eine journalistische Clique, Inhaber und Redacteure von Zeitungen, sich zu Brod- und Todfeinden gemacht. Es ist mir glaubwürdig mitgetheilt — nicht vom Grafen Hoensbroech —, daß die Lüge, mit welcher der Preßfeldzug gegen den Grafen Hoensbroech eröffnet worden ist, — daß nämlich das Gericht jenen Heirathsvermittler nur darum zurückgewiesen habe, weil solche unsauberen Ansprüche nicht einklagbar seien —, in einer dunklen Ecke der Berliner Presse mit dem Bewußtsein, daß es eine Lüge sei, ausgeheckt und planmäßig in die Zeitungswelt ausgegeben worden. So hat ein Theil der Berliner Presse aus Brodneid oder Scandalsucht den Jesuiten in dieser Sache die Hand gereicht und Hunderttausende von anständigen Leuten, von ehrlichen Protestanten sind auf dies moderne Autodafe eines evangelischen Bekenners hereingefallen. Sie hätten trotz aller Dunkelheit und Scheinbarkeit der Sache nicht darauf hereinzufallen brauchen. Denn daß die Blätter, welche die moralische Vernichtung des Grafen Hoensbroech betrieben, damit weder der Wahrheit noch der Moral dienen wollten, das geht schon aus dem Umstande hervor, daß während sie über den Grafen Hoensbroech, einen bis dahin intacten Ehrenmann, mit wahrhaft dämonischer Freude herfielen, sie für die durchsichtigen Handgriffe jenes Heirathsvermittlers, dieses Mannes von Adel, nicht die mindeste Kritik gehabt haben. Preßorganen solcher Art grundsätzlich zu mißtrauen, ihnen von dem, was sie wider einen ehrlichen Mann und Christen vorbringen, von vornherein nichts zu glauben, bis die Sache anderweitig geklärt ist, das ist doch wohl etwas, was man von jedem Ehrenmann und Christenmenschen verlangen kann. Und auch von dem Verleger der „Täglichen Rundschau" durfte man dem Grafen Hoensbroech gegenüber ein anderes Verhalten erwarten, als es sicherem Vernehmen nach stattgefunden hat. Graf Hoensbroech ist nicht in dem Sinne freiwillig aus seiner

Stellung geschieden, daß in seinem Rücktritt ein Schuldbekenntniß gefunden werden dürfte; sondern der Verleger hat ihn inmitten des ersten Tumults, ohne die Klärung der Sache abzuwarten, „aus Geschäftsrücksichten" dazu gedrängt, und Graf Hoensbroech hat diesen Mangel an Noblesse mit einem Uebermaß von Noblesse beantwortet, indem er, anstatt auf seinem ihn für Jahre sichernden Contract zu bestehen, freiwillig nachgab. Wenn der Verleger der „Täglichen Rundschau" die Werbung des Grafen Hoensbroech mit Rücksicht auf die hunderttausend Mitglieder des Evangelischen Bundes gemacht haben sollte, so würde er bei dieser Entlassung „aus Geschäftsrücksichten" die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

Ohne Zweifel hat Graf Hoensbroech der Verschwörung gegenüber, von der er sich umringt fühlte, mehrfache Unvorsichtigkeiten begangen. Zwar, daß er es vorzieht, lieber Unrecht und Verkennung zu leiden, als noch heute, als Protestant, ein altes Beichtgeheimniß preiszugeben, das ist groß und müßte auch seine Todfeinde entwaffnen, wenn in denselben einem kirchlichen Gegner gegenüber überhaupt noch eine Gewissensregung vorhanden wäre. Aber ohne Frage war es von vornherein sehr unvorsichtig, sich mit einem Menschen wie dieser Hr. v. Pokorny überhaupt einzulassen, desgleichen denselben etwas anderes als seine Gebühren zu zahlen und überdies auf seine Discretion zu rechnen. Dazu war des Grafen öffentliche Vertheidigung ungeschickt, weil unvollständig und erst zum Verdacht einladend. Er hätte entweder mehr sagen müssen oder weniger; entweder alles klarstellen, oder wenn er dies nicht konnte, sich auf die einfache Versicherung seines guten Gewissens und auf die aufhellende und rechtfertigende Zukunft berufen. Aber niemand wird ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er von einem furchtbaren Schlage combinirter Arglist und Gemeinheit getroffen und betäubt, keine hinreichende Abwehr gefunden hat. An seinen Freunden ist es, sich seiner anzunehmen, obwohl sie die Geheimacten dieses Handels nicht kennen. Graf Hoensbroech hat seinem christlichen Gewissen und seiner evangelischen Ueberzeugung jedes menschenmögliche Opfer gebracht; er hat eine sorglose Existenz mit glänzenden Aussichten, die Liebe von Mutter und Brüdern, den äußeren Frieden seines Lebens hingegeben und Noth, Sorge, Heimathlosigkeit, dazu die unversöhnliche Feindschaft einer Weltmacht dafür eingetauscht; er hat auch jetzt eine neuerrungene Lebensarbeit und Lebensstellung und in vieler Augen selbst seine Ehre zum Opfer bringen müssen: wir deutschen Protestanten müßten uns selber verachten, wenn wir ohne zwingende Gründe diesen Mann dem Haß und Hohn seiner Todfeinde preisgeben wollten.

Halle, 16. Nov. 1898. Willibald Beyschlag.

Kirchliche Chronik.

Graf Hoensbroech und der Evangelische Bund. Die Bemühungen, mit dem vorläufig gelungenen moralischen Attentat auf den Grafen Hoensbroech auch den Evangelischen Bund zu schädigen, haben letzteren nicht eingeschüchtert. Zeugniß dessen gibt der durch die Zeitungen gegangene Briefwechsel zwischen dem Grafen und dem Bundesvorstand in betreff der von ersterem erbetenen Entlassung, welchen auch wir unserer Chronik um so mehr einverleiben wollen, als er ohne Zweifel zwischen beiden nicht das letzte Wort sein wird. Graf Hoensbroech schrieb: An den Centralvorstand des Evangelischen Bundes. Berlin, den 8. November 1898. Durch mein heutiges Schreiben scheide ich, sehr geehrte Herren, aus Ihrer Mitte aus. Ich danke Ihnen von Herzen für das Vertrauen, das Sie mir entgegengebracht haben; ich danke Ihnen auch für die viele Gelegenheit, die ich durch Sie erhalten habe, für die große Sache, der Sie dienen, an meinem Theile mitzuarbeiten. An dieser, an Ihrer Sache werde ich bis zum Tode festhalten, wenn auch von jetzt an wohl nicht mehr in öffentlicher Wirksamkeit, sondern nur in der Stille meines Herzens. Ich gebe Ihnen vor der Allwissenheit und Allgerechtigkeit unseres gemeinsamen Gottes die Versicherung, daß Sie Ihr Vertrauen nicht einem Unwürdigen geschenkt haben. Graf von Hoensbroech. Der Bundesvorstand antwortete: Halle, den 15. November 1898. Hochverehrter Herr Graf! Verehrter Freund! Mit tiefem Schmerz haben wir die Erklärung Ihres Austritts aus dem Centralvorstande empfangen; aber dieser Schmerz war nur der letzte Tropfen des bitteren Kelches, den wir für Sie und mit Ihnen getrunken haben. Wir begreifen, wie Sie zu diesem Entschlusse gekommen sind. Sie wollen nicht, daß um Ihretwillen ein Schatten auf den Evangelischen Bund falle. Wir begreifen auch, daß wir es Ihrer wiederzufindenden Ruhe schuldig sind, Sie für jetzt freizugeben. Außer Stande, das Netz zu zerreißen, in das Sie verstrickt worden sind, können wir heute nichts weiter thun, als Sie des ungebrochenen Vertrauens zu versichern, das wir zu Ihrer vollkommenen Ehrenhaftigkeit haben. Wir leben des festen Glaubens, daß der Gott der Gerechtigkeit und der Wahrheit Sie über kurz oder lang auch öffentlich wieder zu allen Ehren bringen und Ihnen bald die Freudigkeit zurückgeben wird, sich an unseren Arbeiten weiter

zu betheiligen. Der Centralvorstand des Evangelischen Bundes zur Wahrung deutsch-protestantischer Interessen. Graf von Wintzingerode-Bodenstein. Professor D. Witte. — Ein neuer Versuch, die Wahrhaftigkeit des Grafen Hoensbroech zu verdächtigen, ist aus den Kundgebungen desselben hinsichtlich des Verhältnisses der Täglichen Rundschau zum Evangelischen Bund hergeleitet worden. Graf Hoensbroech soll einerseits geleugnet, andererseits versichert haben, daß die Tägliche Rundschau unter seiner Redaction Organ des Evangelischen Bundes sein werde. Die Wahrheit ist in einer jetzt, nach dem Rücktritt des Grafen Hoensbroech, von der Täglichen Rundschau gegebenen Erklärung (vom 25. November) einfach dargelegt. Die „Tägliche Rundschau" ist niemals im rechtlichen und geschäftlichen Sinne Organ des Evangelischen Bundes gewesen, sondern von demselben völlig unabhängig geblieben. Das hat nicht gehindert, daß Graf Hoensbroech sie nach seinen persönlichen Gesinnungen zu einem Organ der Ansichten und Bestrebungen des Ev. Bundes, d. h. zu einem entschlossen antiultramontanen und den evangelischen Interessen dienenden Blatte machte. Die Rundschau verspricht auch jetzt, auf dieser Linie zu bleiben.

Nicht genug zu bedauern und zu mißbilligen bleibt es, daß in der noch ihrer endgültigen Aufklärung entgegensehenden Hoensbroech'schen Angelegenheit conservative Blätter, welche dem evangelischen Bekenntniß mit Emphase dienen wollen, sich beeilt haben, Holz zu dem moralischen Scheiterhaufen zu tragen, den die „Germania" und ihre Genossinnen aufgeschichtet haben. Wenn nicht alles trügt, so haben in dem moralischen Autodafé des Grafen Hoensbroech die Jesuiten ein Meisterstück gemacht, das ihrem Rufe entspricht und ihrer Vergangenheit würdig ist. Wenn gesinnungslose Berliner Scandalblätter ihnen dabei Handreichung thun, so ist das in der Ordnung, aber Blätter wie der „Reichsbote" sollten sich etwas mehr in Acht nehmen, sich nicht in solcher Gesellschaft an einem jesuitisch verfolgten evangelischen Mitchristen zu versündigen.

La Dormition de la sainte Vierge. Bekanntlich hat der Kaiser bei seinem Aufenthalt im Morgenlande ein Grundstück in Jerusalem, la Dormition de la sainte Vierge, gekauft und den deutschen Katholiken überwiesen, an welches sich die Legende knüpft, es sei das Wohnhaus des Apostels Johannes und Sterbehaus der Jungfrau Maria gewesen. Politische und klerikale Zeitungen haben über diese Kaiserliche Erwerbung und Schenkung alle möglichen Betrachtungen angestellt, dabei aber die Hauptsache vergessen, über die Herkunft der Legende aufzuklären, die sich an jenes Grundstück knüpft. Dies hat Prof. D. Benrath in Königsberg in einem dem dortigen

studentischen Gustav-Adolfsverein gehaltenen Vortrag gethan, aus dem wir das Wichtigste mittheilen wollen. Die Ueberlieferung, daß Maria in Jerusalem im Hause des Johannes, im Kreise der Apostel verstorben sei, beruht auf einem gegen Ende des vierten Jahrhunderts entstandenen anonymen Fabelbuche „Der Heimgang (Dormition) der Maria". Nach diesem Fabelbuche hat der Engel Gabriel eines Tages der Jungfrau Maria ihr bevorstehendes Ende angekündigt. Auf ihr Gebet trug dann ein Windstoß die abwesenden Apostel, den in Indien weilenden Thomas ausgenommen, in ihrem Hause zusammen; sie beteten an ihrem Bette, zündeten Weihrauch an, Engel erschienen über der Sterbenden, Wohlgerüche und Wunderheilungen gingen von ihr aus, das Volk strömte lobpreisend zusammen, und die feindseligen Juden machten vergebliche Anschläge wider sie. Angesichts ihres Todes erhielt die Jungfrau dann die Verheißung ihres Sohnes: „Wer deinen Namen anruft, der wird nicht zu Schanden werden." Ja, Jesus selbst nimmt ihre Seele in seine Arme, um sie in den Himmel zur Rechten seines Vaters zu tragen, und ihr Leib, im Thale Josaphat bestattet, folgt nach drei Tagen nach, um sich mit der Seele wieder zu vereinigen. — Man sieht, eine Legendendichtung im Geschmack des vierten Jahrhunderts im Orient, bereits von der Tendenz eingegeben, die Erhöhung Christi sich im Lebensende seiner Mutter wiederholen zu lassen, und darum höchst sympathisch für Papst und Papstkirche der Gegenwart, die ja die Umwandlung der Christusreligion in Marienreligion aus allen Kräften betreiben. Nur hat die Verwerthung jener Dormition-Legende auch für den römischen Standpunkt einige Schwierigkeiten. Auch die römische Kirche hat, beim absoluten Schweigen des christlichen Alterthums über alles, was für Maria hinter Apostelgesch. 1 liegt, seither über den Ort ihres Heimgangs nichts gewußt. Hat man doch, auf die alte Nachricht hin, daß der Apostel Johannes sein Alter nicht in Jerusalem, sondern in Ephesus verbracht habe, noch in den letzten Jahren das gemeinsame Haus des Johannes und der Maria in der Nähe von Ephesus gesucht, auch es gefunden zu haben behauptet und einen Anfang von dortigem Kultus gemacht. Das wird nun nach dem freigebigen Geschenk des Kaisers wohl aufgegeben werden, aber kann man sich statt dessen auf das Apokryphum „Heimgang der Maria" stützen? Benrath berichtet uns, daß die Päpste Innocenz I. (405) und Gelasius (496) diese älteste Quelle für die Dormition de la Vierge in Jerusalem ausdrücklich als apokryph bezeichnet und verworfen haben; der letztere hat sie sogar unter die Bücher eingereiht, welche „nicht allein zurückzuweisen, sondern von der ganzen Kirche auszumerzen und mit ihren Verfassern und denen, welche dasselbe glauben wie ihre Verfasser, unter unlöslicher Verdammung in Ewigkeit zu verdammen sind." Man war eben in Rom im fünften Jahrhundert

noch nicht so mariologisch wie heute. Aber Innocenz und Gelasius sind doch auch „unfehlbare Päpste". . .

Nun, wir Protestanten gönnen den Centrumsleuten, Papisten und Jesuiten jenes apokryphe Heiligthum; wir gönnen ihnen alle apokryphen Heiligthümer der Welt, und sind zufrieden, die allein authentischen Heiligthümer, das reine Wort und Sacrament, zu besitzen.

Die Rückkehr virorum obscurorum nach Köln. Bedenklicher als das Geschenk der Dormition in Jerusalem ist die maßlose Zulassung der römischen Orden in Deutschland. Die neueste Concession der preußischen Regierung an den Ultramontanismus ist rheinischen Nachrichten zufolge der Einzug des Dominikanerordens in Köln. Wir haben der Orden und Ordensleute im katholischen Deutschland noch immer nicht genug, und unsre Regierung ist unermüdlich in der Fürsorge, daß der katholische Volkstheil in die Weltanschauung zurückgeführt werde, welche durch Mönche und Nonnen vertreten wird. Die in der deutschen Geschichte bezeugten Segnungen dieser Weltanschauung sind ja so große, daß man sie Katholiken und Protestanten nicht vorenthalten darf; dazu sind auch die Orden nicht stehen geblieben, sondern neuerdings durchweg reformirt, d. h. jesuitisirt worden, also der zu erwartende Segen um so größer. Und nun namentlich die Dominikaner! Sie haben erstlich einen Thomas von Aquin hervorgebracht, auf dessen Philosophie und Theologie Leo XIII. die deutsche Wissenschaft wieder zurückgeführt sehen möchte, weil sie nur so ächte, christliche Wissenschaft sein kann. Sie sind ferner die altklassischen Verwalter jenes welterhaltenden und völkerbeglückenden Instituts der Inquisition, welches das ganze Vertrauen des h. Stuhles auf die Macht der Wahrheit und seine ganze barmherzige Liebe für verlorene Schafe verkündet. Und sie haben endlich kurz vor dem Eintritt der bösen Reformation einem so seichten Aufklärer gegenüber wie jener Reuchlin den ganzen Ernst christlicher Lehrzucht und kirchlicher Culturpflege vertreten, wofür sie von dem schändlichen Ulrich von Hutten und seinen Genossen in jenen epistolae obscurorum virorum, die sie in ihrer Gutmüthigkeit anfangs selber für ächt hielten, verhöhnt worden sind. Motive genug für Berlin, die alte „Pfaffengasse des deutschen Reichs" auch in diesem Stück restauriren zu helfen und die Dominikaner an ihre alte Ruhmesstätte auf deutschem Boden zurückkehren zu lassen. Daß die viri obscuri auch viri obscurantes sein werden, schadet ja nichts. —

27. November 1898. B.

Im Verlage von Eugen Strien in Halle a. S.
erſchienen ferner von:

D. Willibald Beyſchlag,

Profeſſor der Theologie in Halle.

Aus meinem Leben. Theil I. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre. 2. Auflage. 1896. broſch. 7,50 ℳ; geb. 9 ℳ

Inhalt: Vorwort. — Geſchlecht und Geburt. — Altfrankfurt. — Kinderzeit. — Im Gymnaſium. — Sekunda und Prima. — Zwei Bonner Studentenjahre. — Studienjahr in Berlin. — Das Schlußjahr in Bonn. — In der Frankfurter Candidatur. — Das Sturmjahr (1848—1849). — Ueberſiedelung in die Rheinprovinz. — Trierer Erſtlingszeiten. — Trierer Kriegszeiten. — Die letzten rheiniſchen Jahre.

Aus meinem Leben. Theil II. Erinnerungen und Erfahrungen der reiferen Jahre. 1898. broſch. 10 ℳ; geb. 12 ℳ

Inhalt: Im Karlsruher Hofpredigeramt. — Im badiſchen Kirchenſtreit. — Halliſche Anfangszeiten. — Theologiſche Entfaltung und Vervehmung. — Zwiſchen den Kriegsjahren. — In hohen Zeiten. — In ſchweren Zeiten. — Unter'm Kanoſſagang. — Altersglück und -Leid.

Blüthenſtrauß vom Lebenswege. Geſammelte Gedichte. Geb. 3 ℳ

Godofred. Ein Märchen fürs deutſche Haus. 4. Auflage. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. Eleg. geb. 2,50 ℳ

Aus dem Leben eines Frühvollendeten. Ein chriſtliches Lebensbild aus den früheren Zeiten des Jahrhunderts. 7. Auflage. geb. 7 ℳ

Erinnerungen an Albrecht Wolters. geb. 6,75 ℳ

Karl Immanuel Nitzſch. Eine Lichtgeſtalt der neueren, deutſch-evangeliſchen Kirchengeſchichte. 2. Ausg. broch. 6 ℳ

Das Leben Jeſu. Zwei Theile. Dritte Auflage.
Erſter, unterſuchender Theil. broch. 9 ℳ; geb. 10,50 ℳ
Zweiter, darſtellender Theil. broch. 9 ℳ; geb. 10,50 ℳ

Neuteſtamentliche Theologie, oder Geſchichtliche Darſtellung der Lehren Jeſu und des Urchriſtenthums nach den neuteſtamentlichen Quellen. Zwei Bände. 2. Auflage. broch. 18 ℳ; geb. 21 ℳ

Der große Kurfürſt als evangeliſcher Charakter. broch. —,80 ℳ

Die Religion und die moderne Geſellſchaft. broch. —,80 ℳ

Zur Abhülfe gegen die ultramontane Noth. broch. —,50 ℳ

Zur Verſtändigung über den chriſtlichen Vorſehungsglauben. broch. 1,60 ℳ